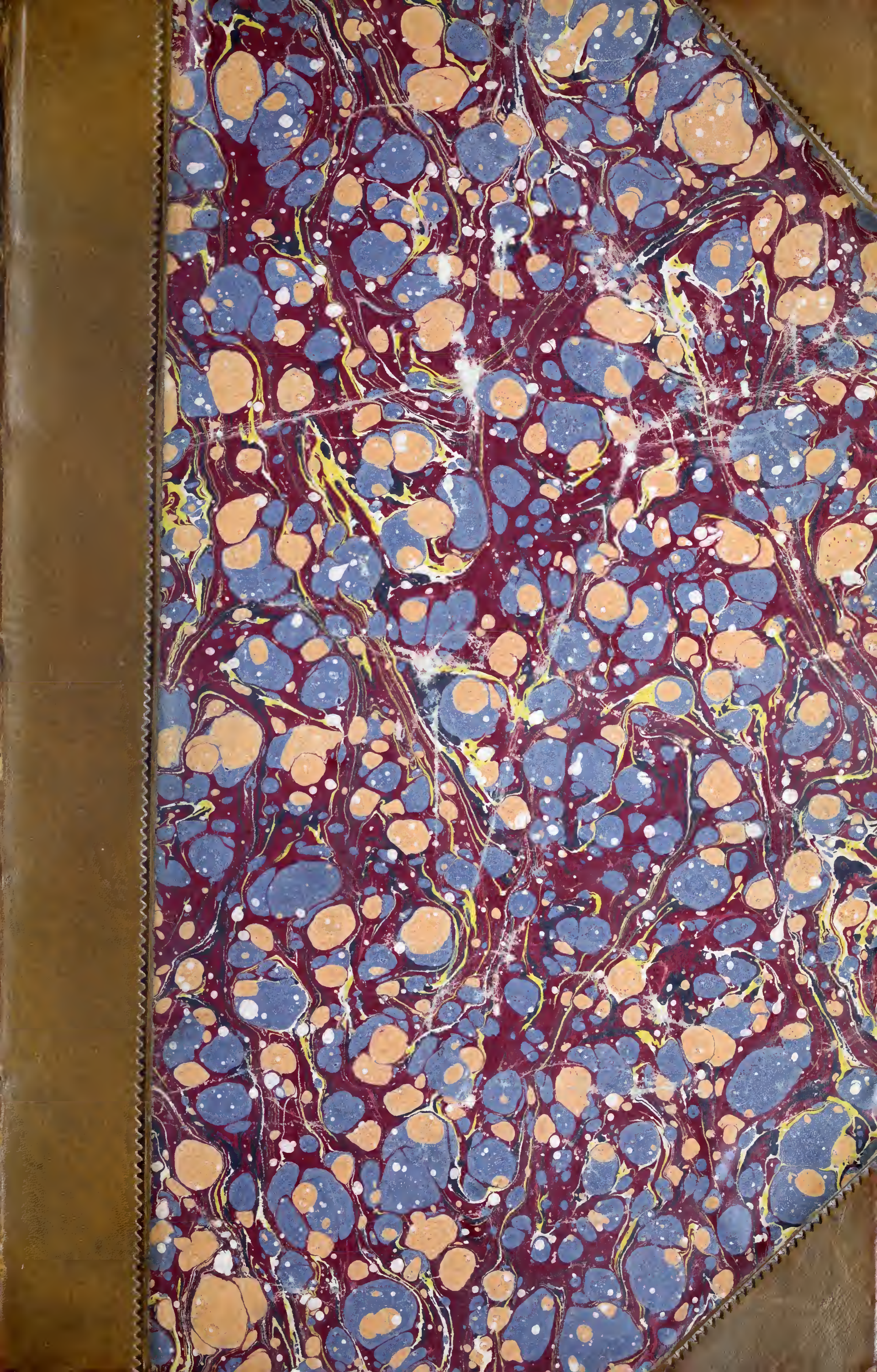


GESCHICHTE

DER

DEUTSCHEN MEDICIN.

VON

HEINRICH ROHLFS.

„Historia est testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuncia vetustatis“.
Cicero de Oratore, lib. II. cap. 36.

STUTTGART.
VERLAG VON FERDINAND ENKE.
1880.

DIE MEDICINISCHEN CLASSIKER DEUTSCHLANDS.

VON

HEINRICH ROHLFS.

ZWEITE ABTHEILUNG.

STUTTGART.

VERLAG VON FERDINAND ENKE.

1880.

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Den Manen

meiner

theuren unvergesslichen Mutter

gewidmet.

Vorrede.

Wenn ich im Vorwort des ersten Bandes die Vermuthung aussprach, der Hygiene und der Geschichte der Medicin gehöre die Zukunft unter den Disciplinen der Heilkunst, so ist diese Prognose in Bezug auf erstere eingetroffen. Die Mediciner, seit Alters her gewohnt, weniger ihre eigenen Interessen denn die des Gemeinwohls zu befördern, als Träger des Idealismus, der Deutschland geistig gross macht, traten auf dem Aerztetag selbst für die Hygiene in die Schranken und stellten als Desiderat auf, an allen Hochschulen Lehrkanzeln für letztere zu errichten und sie zum Prüfungsgegenstand zu erheben.

Die deutschen Aerzte hatten unterdessen schwere Zeiten durchzumachen, einestheils weil doctrinäre und revolutionäre Anschauungen die Regierungen und den Reichstag veranlassten, die Heilkünstler zu Gewerbsmännern zu degradiren, anderntheils weil halbgebildete Philologen, um den classischen Philologen sich gleichzustellen, den Versuch wagten, die Aerzte aus dem Gelehrtenstande zu streichen. Letzterer Angriff wurde aber mit einer fast einstimmigen, bewunderungswürdigen Majorität abgeschlagen. Die Sanirung ersterer Schädigung, welche die materielle und sociale Stellung der Aerzte untergräbt, ist nur eine Frage der Zeit, wenn wir nicht amerikanischen Zuständen entgegentreiben wollen.

Auch die historisch-kritische Richtung der Arzneikunde hat Terrain erobert. Dies beweisen die, ungleich mehr als früher, auf dem literarischen Markte erscheinenden historischen Schriften und die Gründung eines eigenen Heims dieser hochwichtigen Disciplin in dem „Deutschen Archiv für Geschichte der Medicin und medicinische Geographie“, an welchem fast alle hervorragenden medicinischen Historiker des In- und Auslandes mitwirkend sich betheiligen. Nichts vermag mehr den Sinn für Literatur und Geschichte der Medicin zu beleben und zu erfrischen als ein periodisches Organ derselben! Wenn einerseits die Möglichkeit ein solches zu gründen, an und für sich schon als ein erfreuliches Ereigniss aufgefasst werden darf, so muss andererseits die ärztliche Theilnahme doch sich noch sehr steigern,

wenn ein solches Unternehmen mehr als eine ephemere Erscheinung sein und dauernd sich erhalten soll.

Namentlich die Lehrer an den Hochschulen müssen der Bibliographie, der Literatur und der Geschichte der Medicin mehr Theilnahme und Interesse zuwenden. Was soll man von den praktischen Aerzten, ihren Schülern, erwarten, wenn die Lehrer selbst im grossen Ganzen sich nicht bloss passiv, sondern geradezu ablehnend und feindselig gegen die Geschichte ihres Faches verhalten? Wenn kürzlich der berühmte und bedeutende belgische Arzt Warlomont in einer eigenen Schrift die lückenhafte Ausbildung der deutschen Aerzte im Vergleich zu der der belgischen angegriffen hat, so kommt dies hauptsächlich auf Rechnung der den meisten abgehenden literarischen und historischen Kenntnisse, welcher Mangel eine Vertiefung ihres Wissens ihnen nach Absolvirung ihrer akademischen Studien unmöglich macht. Die Forderungen des trefflichen Berliner Arztes und Historikers Dr. Max Salomon, auch für die Geschichte der Medicin Lehrkanzeln zu errichten und jene als Prüfungsgegenstand im Staatsexamen aufzunehmen, was er bis jetzt vergeblich bei den preussischen Cultusministern Mühler und Falk, trotz einer ebenso energischen als wissenschaftlich begründeten Agitation, durchzusetzen versuchte, sind daher nicht bloss wünschenswerth, sondern sogar nothwendig, wenn nicht der ärztliche Stand Deutschlands, wie schon im Auslande der Fall, auch im Inlande noch immer mehr an Ansehen einbüssen will. Wahrlich ein Münchhausen, jener hehre Gründer und Mäcenas der Universität Göttingen, thut allen deutschen Staaten, vor allem aber Preussen Noth, um eine radicale und dem Geiste der Zeit entsprechende Reform der medicinischen Facultäten und der Universitäten herbeizuführen!

Ich bin vielfach brieflich und mündlich über das langsame Vorrücken meines Geschichtswerkes interpellirt worden. Diese Herren muss ich auf die Schwierigkeit und das Zeitraubende der historischen Studien verweisen. An unausgesetztem Fleisse liess ich es nicht fehlen. Auch meine Augen musste ich berücksichtigen. Ueberdies habe ich alles mich Ableitende, nicht bloss die ärztliche Praxis, aufgegeben, um mich ganz meinem Gegenstande zu widmen.

Selbst auf den ehrenvollen Antrag des Herrn Professor Eulenburg in Greifswald, die „Geschichte der Medicin“ und „medicinische Geographie“ für die, unter seiner Redaction, im Verlage von Urban und Schwarzenberg in Wien erscheinende, Real-Encyclopädie zu übernehmen, den ich anfänglich angenommen, habe ich leider verzichten müssen, als ich einsah, dass meine Gesundheit hierfür nicht ausreiche.

Göttingen, 31. December 1879.

Heinrich Rohlfs.

Inhaltsverzeichniss.

Die deutschen Reformatoren der Geburtshülfe.

Lebrecht Friedrich Benjamin Lentin, der deutsche Hippokrates.

Literatur.

De praerogativa venaesectionis in partibus laborantibus, 54 S. 4. Diss. inaug., auch in: Tabor's Auszüge aus den besten und neuesten englischen medicinischen Streitschriften. Heidelberg u. Leipzig. Pfühler. 1792. 8. — Fasciculus primus et secundus observationum medicarum. Lips. 1764 u. 1770. Rec.: Vogel's neue medic. Biblioth. 5. B. 4. St., S. 205—13 u. 8. B., S. 194—97. — Allg. deutsche Bibliothek B. 15., S. 202. Beobachtungen einiger Krankheiten. Göttingen. 1774. 8. Rec.: Richter's chirurgische Bibliothek Bd. III, 1. St., S. 106—113. — „Lesenswürdige Wahrnehmungen": Allg. deutsche Bibliothek. B. 27, S. 478—483. — Reichard's Frankfurter med. Wochenblatt 4. B., S. 335. — Tode's med. Bibliothek, 2. B., 1. St., S. 91. — Memorabilia circa aërem, vitae genus, sanitatem et morbos Clausthaliensium. Goettingae. 1779. 4. — Denkwürdigkeiten, betreffend Luftbeschaffenheit, Lebensart, Gesundheit und Krankheit der Einwohner in Clausthal. 1774—77. Aus dem Lateinischen von Jak. Fr. Lud. Lentin. gr. 8. Hannover. 1800. Hahn. — Rec.: Neue Allg. deutsche Bibliothek, 62. B., S. 39. — Allgemeine deutsche Bibliothek, 41. B., 1. St., S. 146. — Hufeland's Bemerkungen über Blattern u. s. w. Leipzig. S. 107. — Hufeland's Journal Bd. 6., S. 880—81. — Reichard's med. Wochenblatt 1. B., S. 287. — Critical Review 1781. S. 310 („This excellent publication opens with an account of the local situation, the nature of the air etc. of Clausthal; and this is succeeded by a very concise but masterly account of the nature, causes and variations of the epidemical diseases."). — Grundsätze zu der in Hannover publicirten Vorbauungscur gegen die Viehseuche. Göttingen. 1776. — Beobachtungen der epidemischen und einiger sporadischen Krankheiten am Oberharze vom Jahre 1777 bis 1782. Dessau und Leipzig. 1873. 8. — Rec.: Blumenbach's med. Bibliothek. 2. B. 1. St., S. 32—44. — Reichard's med. Wochenblatt 4. B., S. 335—49. — Schlegel's med. Literatur 7. Theil, S. 199—213 — Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. Leipzig 1789. Erster Band. — Rec.: Allg. d. Lit.-Zeit. 1789. Th. IV. Nr. 374. S. 553—56. — Gothaische Zeitung 1789. S. 682—84. — Göttingische Gel. Anzeig. 1789, Nr. 138. — Hallische literarische Nachrichten, S. 923. — Baldinger's Journal, 22. St., S. 24. — Schlegel's neuer Med. Lit. 2. B., S. 264—73. — Frankfurter med. Annalen 1789. S. 154—195. — Greifswalder kritische Nachrichten 1789. S. 274—75. — Salzb. med.-chirurg. Zeitung 1790. Nr. 10. — Usteri's Med. Literatur 1789. S. 125. — Allg. deutsche

Bibliothek, 91. B., S. 100—103. — Zweite Auflage dieses Bandes 1797. — Hufeland's Journal, 7. B. 2. St., S. 189. („Meine Empfehlung würde zu spät kommen bei einem Buche, das schon in den Händen Aller ist, und bei einem Verfasser, dessen Name allein schon Empfehlung genug ist. Wer echt praktische Medicin kennen lernen will, der lese und studire Lentin's Schriften.“) — De aphthis, erhielt von der Pariser Akademie das Accessit, findet sich abgedruckt in der Hist. et Mém. de la Société roy. de Méd. 1787 und 1788 und übersetzt in den Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte, 15. B. 1. St., S. 435—55, von J. P. Frank in den 11. Band seines „Delectus opusculorum medic.“ 1792 und vom Verf. in die zweite Auflage seiner Beiträge aufgenommen. — Tentamen vitiis auditus medendi, maximam partem novissimis anatomicorum et chirurgorum inventis adstructum, abgedruckt in den Göttinger Commentationen vom Jahre 1791 und 92, Vol. XI. 4; sie wurde übersetzt von Niceus, zugleich mit Kritter's Dissertation unter dem Titel: J. F. Kritter und L F. B. Lentin, über das schwere Gehör und die Heilung der Gehörfehler. Leipzig. 1794. 8, bei Fried. Fleischer. — Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft, II. Band. 1798 Leipzig, bei Wilhelm Lebrecht Crusius. — Rec.: Erfurter Gelehrt. Zeitung 1798. S. 572—74. — Gothaische Gelehrt. Zeitung 1798. II. St., S. 763—64. — Göttinger Gelehrt. Anz. 1798. II. St., S. 1250—56. — Salzburger med.-chirurg. Zeit. 1798, III. St, S. 97—112. — Jenaer Allg. Lit. Zeit. Ergänzungsblatt zu 1806, 1. S 105—10. — Neue Allg. deutsche Bibliothek, Anhang zu 29—68, 1. S. 197. („Diese schätzbaren Beiträge enthalten manche lehrreiche Betrachtungen. Wir wünschen, dass es dem Verf. gefallen möge, seine ferneren Bemerkungen mitzutheilen, wodurch er mehr Nutzen für die Arzneiwissenschaft stiften kann, als Andere durch die feinsten Entwürfe und speculativen Systeme, deren Nutzen so sehr problematisch ist und bleiben wird.“) — Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft, 3. Band. Leipzig. 1804. — Rec.: Salzburger med.-chirurg. Zeit. 1805. S. 97—105. („Lentin, der allgemein geschätzte, macht uns abermals das Vergnügen, ihm in dem Gange seiner rationellen Untersuchungen und Behandlungen mehrerer Krankheiten zu folgen. Die meisten Aerzte werden dies Buch selbst besitzen.“) — Die Nachricht von den Gesundbrunnen und Bädern in Rehburg (besonders der neuen Schwefelquelle bei Winslar). Hannover, 1803, bei Hahn (Aufgenommen in die Beiträge). — Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. Supplementband von Wilhelm Sachse, Herzoglich Mecklenburg-Schwerin'schem wirklichen Hofmedicus. Leipzig. 1808, bei Siegfried Lebrecht Crusius.

Als Journalaufsätze veröffentlichte L. folgende: Ueber die Eisengranulirbäder zu Gittelde im 64. Stücke des hannoverschen Magazins von 1780, im 13. von 1781 und in Baldinger's neuem Magazin 3. Bandes 3. Stück, S. 193—214. Die in Hufeland's Journale erschienenen Abhandlungen wurden später in die „Beiträge“ mit aufgenommen, mit Ausnahme von folgenden: Aeusserung des Leibarztes Lentin zu Hannover, über die Erfahrungen, die häutige Bräune betreffend von Dr. Most in Nordhausen, Hufeland's Journal, IX. B. 2. St., S. 96. — Beitrag zur Geschichte und Widerlegung des Perkinismus. Hufeland's Journal, 13. B. 1. St., S. 152. — Vorschlag, die Elektricität zur Anwendung flüchtiger Arzneimittel bei Krankheiten zu benützen, Hufeland's Journal, B. 17. St. 4, S. 196. Hufeland's Journal, 3. B. 4. Stück, 1797: bestätigte Wirkung des Bisams in Verbindung mit dem flüssigen Bernsteinsalze in kaltem Brande. — Von den in Blumenbach's Bibliothek erschienenen Aufsätzen ist nur folgender nicht in die Beiträge aufge-

nommen: Hofmedicus Lentin's Anmerkungen über die Pulsadergeschwulst und Folgen des Schlagflusses. Uebersetzungen aus seiner Feder erschienen von folgenden Büchern: Mertens, Observationes medicae de febribus putridis, de peste et aliis morbis. Goettingen. 1779. — M. Sarcone, von den Kinderpocken und der Nothwendigkeit die Ausrottung derselben zu versuchen. Aus dem Italienischen mit Anmerkungen. Göttingen. 1782. — Damilano, über den Friesel im Piemontesischen. Aus dem Italienischen Göttingen. 1782. — J. M. della Torre, Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuv's. Aus dem Italienischen. Nebst einer Vorrede und vielen Anmerkungen. Altenburg. 1783.

Häser, und die meisten medicinischen Bibliographen erwähnen noch eines dritten, 1772 erschienenen, „fasciculus". Alle meine Bemühungen denselben auf irgend einer Bibliothek oder antiquarisch zu erhalten, sind fruchtlos geblieben, so dass ich annehmen muss, dass derselbe entweder gar nicht existirt oder sehr selten ist.

Eine der charakteristischsten Eigenschaften unserer nationalen Dichter ersten Ranges ist die Demuth, welche sie durchdrang. Eben diese veranlasste sie, zufrieden mit ihren bescheidenen Verhältnissen und äussere Ehren verschmähend, ihren Stoff zu nehmen, wo sie ihn fanden und auch das Kleine und Unbedeutende hoch zu schätzen, wenn es nur seinem Zwecke entsprach. Was Andere kalt lässt, konnte sie begeistern. Und liegt hierin nicht eben der Grund, welcher uns erklärt, dass der wahre Dichter kein Verlangen trägt nach den Schätzen der Welt, dass er ihre Freuden und Zerstreuungen verschmäht, dass er zufrieden ist, wenn keine Nahrungssorgen ihn quälen, dass das Reich seiner Träume sein Himmel, die Stille der Einsamkeit sein geistiges Paradies ist? Daher der subjectiv wie objectiv gleich grosse Zauber der Dichtkunst! So waren die wahren Dichter unter den bescheidensten Umständen die glücklichsten Menschen. Ist es doch in der That ein grosses Glück des Dichters, das, was Andere von der Welt und den Menschen erwarten, in seinem eigenen Innern und in der Natur zu finden! Alle Dichter suchten und liebten daher die Einsamkeit, weil sie allein fähig ist, die schlummernden Keime zur Entwicklung zu bringen, und den inneren Frieden gewährt, den die grosse Welt versagt. Die Einsamkeit ist nicht bloss die Mutter aller grossen Thaten, sondern auch aller tiefen Gedanken und der eigentliche Fruchtboden, die Bildnerin des Willens.

Zu den schönsten Distichen, welche wir in unserer Literatur besitzen und das auch sicher nicht im Geräusche der Welt gedichtet wurde, gehört das bekannte:

Suchst du das Höchste, das Grösste? die Pflanze kann es dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei du es wollend, das ist's.

Ob diese Worte Schopenhauer zu dem Systeme seiner Philosophie veranlassten? Jedenfalls ist hier der Gedanke klar ausgesprochen, dass der Wille im Menschen das Höchste ist. Wenn man gesagt hat, der Glaube vermag Berge zu versetzen, so heisst das nichts Anderes, als das Unmögliche möglich zu machen. Mit viel grösserem Rechte könnte man dies aber von dem Willen aussagen. Auf jeden Fall sind die zu Grunde liegenden Motive edler; denn die Triebfedern, welche den Glauben in Bewegung setzen, sind der Fanatismus und die Phantasie, während die in der Ethik wurzelnde Vernunft dem Willen seinen Impuls gibt.

Von unseren medicinischen deutschen Classikern repräsentirt nun Lebrecht Friedrich Benjamin Lentin den Typus eines Arztes, der durch die Kraft, die Energie und Stetigkeit seines Willens zu einem hervorragen-

den Jünger seiner Kunst sich empor arbeitete, trotzdem dass er mit der Noth des Daseins zu kämpfen hatte, selbst durch die niedrigsten Nahrungssorgen in den ersten Jahren seiner Praxis in arge Verlegenheiten und Noth versetzt wurde. Alle Hindernisse vermochten Lentin nicht zu beugen, seinen Willen nicht zu knicken. Den doppelten Zweck seines Berufs, die Medicin, sowohl als Wissenschaft wie als Kunst zu cultiviren, verlor er, als bescheidener Landarzt, unter einer armen Bevölkerung, nie aus den Augen. Er wollte nicht bloss heilen, sondern auch die Resultate seiner Kunst wissenschaftlich verwerthen, und so wurde er, den engen Kreis eines Berufslehrers verschmähend, einer der fruchtbarsten und einflussreichsten medicinischen Schriftsteller seiner Zeit, somit ein Lehrer aller Aerzte, welche für den Fortschritt ihrer Wissenschaft und Kunst sich interessirten. Schon während seines Lebens erhielt er das Epitheton ornans eines deutschen Hippokrates.

Betrachten wir, die Biographie von Sachse zu Grunde legend, jetzt zunächst seinen Lebensgang.

Lentin wurde den 11. April 1736 in Erfurt geboren. Sein Vater war Doctor der Rechte, zweiter Bürgermeister und Vorsteher des grossen Armenhauses. Dessen Vater war nach dem Erdbeben, das Sicilien 1693 heimsuchte, wie so viele andere Italiener ausgewandert und hatte sich als Kaufmann in Erfurt niedergelassen und seinen Namen Lentini mit Lentin vertauscht. Seine Mutter war die Tochter Tobias Jacob Reinhardt's, des berühmten Professors, Hofraths und Präsidenten der Juristenfacultät in Göttingen. Lentin's Eltern waren nicht mit Glücksgütern gesegnet; doch war ihre Ehe eine glückliche und beider Bestreben vereinigte sich darin, ihrem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu geben. Ihr Wohnsitz kam ihren Absichten hierin sehr zu Hülfe. Denn Erfurt als die natürliche Hauptstadt Thüringens, der Wiege der Reformation, zeichnete sich durch gute Schulen aus und war damals noch, zu Churmainz gehörend, der Sitz einer berühmten und einflussreichen Universität, der Brennpunkt eines bewegten geistigen Lebens, welcher bedeutende Männer der Wissenschaft in sich vereinigte. Unter der liebevollen Erziehung seiner Eltern entwickelte sich denn frühzeitig der Geist des, mit natürlichen Anlagen reich ausgestatteten, Knaben. Während es viel häufiger stattfindet, dass geistig glänzend begabte Naturen des Fleisses entbehren, ohne den auch das geborene Genie doch nur ein blendendes Meteor bleibt, waren bei dem jungen Lentin Anlagen und eine ausdauernde Arbeitskraft harmonisch vereinigt. Ein Glück für ihn war, dass er in einer Zeit lebte, wo dem aufstrebenden Talente durch Staatsgesetze noch keine Schranken gesteckt waren. So geschah es, dass seine Lehrer am Gymnasium Stieler, Kriz und Kromeyer ihn, nach kaum vollendetem dreizehntem Jahre, für fähig erklärten, die Universität beziehen zu können. Der ideale Geist, der wie ein Schmelz über der ganzen deutschen Wissenschaft des 18. Jahrhunderts ausgegossen ist, verhinderte ihn aber, sofort zum Brodstudium überzugehen. Damit eben letzteres dem Einzelnen etwas mehr sei als eine melkende Kuh, bestand damals die schöne Sitte, ohne dass Staatsgesetze sie vorgeschrieben, die classischen Studien, für die auf dem Gymnasium der Grund gelegt, auf der Universität fortzusetzen und dann, vor Ergreifung des eigentlichen Fachstudiums, die Vorbereitungs-Wissenschaften in ausgedehnter Weise zu betreiben. Sowohl der Theologe, als auch der Jurist und Mediciner erkannten die Gefahr, welche für den Gelehrten darin lag, weiter nichts zu erlernen als die Wissenschaft, welche ihn und die Seinigen später ernähren sollte. Eben um zu verhüten, dass der eigentliche Beruf nicht bloss vom materiellen Standpunkte aufgefasst würde, legte man auf die classischen Studien das grösste Gewicht. Sie

gerade hatten die Idee zum Gemeingut gemacht, „didicisse fideliter artes, emollit mores nec sinit esse feros"; die blosse Gelehrsamkeit oder die alleinige praktische Fachtüchtigkeit wurden nicht für voll anerkannt, wenn sie nicht getragen wurden von einer ethischen Ausbildung des Charakters und einem wissenschaftlichen Streben. Auch arme und unbemittelte Studenten hätten sich von dem Einfluss dieser geistigen Strömung, welche dann am Ausgange des Jahrhunderts zur Blüthe der deutschen Dichtkunst und Wissenschaft führte, nicht ohne Schaden emancipiren können. Wie sehr Lentin aber die Wichtigkeit dieser schönen Sitte erkannte, geht daraus hervor, dass er fünf Jahre in Erfurt unter Kniphof, Ridel, Vogel, Baumer, Gordon und Adelung die Vorbereitungswissenschaften studirte. Er ging dann 1754 nach Göttingen zum Studium der Medicin. Hier waren G. G. Richter, Brendel, Röderer, Zinn und R. A. Vogel seine Lehrer. Auch dort entwickelte er denselben Fleiss. Er genoss die Liebe der Professoren so sehr, dass sie Gelegenheit suchten, ihn öffentlich zu loben, R. A. Vogel sich viele solcher Schüler zu haben wünschte und G. G. Richter ihn die Zierde seiner Familie nannte. Es war eine besondere Auszeichnung für Lentin, dass er in Göttingen in einem so vertrauten Verhältnisse zu seinen Lehrern stand. R. A. Vogel wurde ihm ein väterlicher Freund, L. wohnte bei ihm im Hause und V. gab ihm so viele Beweise seiner Freundschaft und Liebe, dass Lentin auch nach seinem Weggange von Göttingen mit ihm im Verkehr blieb, selbst in seinen letzten Lebensjahren sich nicht ohne Rührung seines Lehrers erinnern konnte und sich glücklich schätzte, dem Sohne desselben, dem berühmten Samuel v. Vogel kleine Beweise seiner Dankbarkeit geben zu können.

Schon nach zweijährigem Studium erhielt L. von Richter am 17. Sept. 1756 die Doctorwürde, nachdem jener eine Vorlesung „de sectione jugularium a veteribus celebrata" gehalten und seine Dissertation „de praerogativa venaesectionis in partibus laborantibus" vertheidigt hatte.

Werlhof, als der medicinische Pathe der damals jungen Universität Göttingen, bewahrte auch nach ihrer Gründung fortwährend das grösste Interesse für sie. Zu dessen grossen Eigenschaften musste auch die gezählt werden, wirklich bedeutende Männer auf den ersten Blick zu erkennen und dieselben zu unterstützen. So hatte er denn auch eine schriftliche Aufforderung an Lentin ergehen lassen, sich in Hannover zu habilitiren. Wie aber Bescheidenheit ein Prädicat aller wirklich bedeutenden Männer und zugleich die Ursache ist, dass sie geistig nie still stehen, sondern im Bewusstsein ihrer Unvollkommenheit stets ihre Kenntnisse zu vermehren und zu verbessern suchen, so konnte Lentin bei all seiner grossen Gelehrsamkeit und praktischen Tüchtigkeit sich nicht entschliessen, in einem Orte sich niederzulassen, wo so viele ausgezeichnete Männer als Aerzte wirkten und er desshalb nicht hoffen konnte, sofort Praxis zu erhalten. Wenn es für Werlhof ehrenvoll war, einen solch talentvollen Arzt wie Lentin nach Hannover ziehen zu wollen, so ist es letzterem ebenso zum Ruhme anzurechnen, diesem Gesuche nicht Folge geleistet zu haben; es war bei beiden ein Act der Pietät. Welch ein Contrast zu unserer Zeit, wo die meisten älteren Aerzte jeden jungen Concurrenten mit scheelen Augen ansehen, und der junge Aeskulap sich weit klüger und erfahrner dünkt als der ergraute College, der nach dessen Meinung nicht auf der Höhe der Wissenschaft steht, sondern antediluvianischen Ansichten huldigt! Lentin liess sich daher in dem kleinen Landstädtchen Diepholz nieder, einem Orte, damals kaum so gross wie heute ein mittelmässiges Dorf; die königliche Regierung verlieh ihm zugleich das dortige Physikat, aber ohne alle Besoldung. Hätte Lentin in besseren

Vermögensumständen gelebt — denn sein Vater war nicht mehr in der Lage, nach dessen Weggange von Göttingen, ihn noch unterstützen zu können — eine grosse Meinung von sich selbst gehabt und der Aufforderung Werlhof's nachgegeben, würde in Hannover sein Schicksal wahrscheinlich rascher eine günstigere Wendung genommen haben. Ging er aber nach dort, so musste er entweder Schulden oder eine Anleihe machen, um die ersten Jahre nur existiren zu können. Dies wollte er nun nicht und zog desshalb das bescheidene Loos vor, welches ihm wenigstens die Möglichkeit bot, durch die Praxis seine Existenz einigermassen zu sichern. Trotz seiner grossen Clientschaft reichte dieselbe auch hierfür kaum aus. So bewarb er sich denn schon nach zwei Jahren um das erledigte Physikat in Dannenberg, das er dann mit einer Besoldung von 75 Thalern erhielt. Doch auch hier ging seine Praxis pecuniär nicht viel besser als in Diepholz. Obgleich damals der ärztliche Stand in Bezug auf Ansehen sein goldenes Zeitalter feierte, so war die Stellung eines Landarztes im Geldpunkt oft eine gedrückte. Denn einmal nahm der Landmann weit seltener ärztliche Hülfe in Anspruch, anderntheils war, wegen der schlechten Communicationsmittel und des dadurch erschwerten Absatzes der Producte, auch dessen materielle Lage eine weit schlechtere als heute.

Was L. an äusseren Glücksgütern aber abging, das wurde ihm reichlich ersetzt durch die Befriedigung, welche er in seiner grossen, wenn auch durch Strapazen beschwerlichen, Praxis fand, und durch die glückliche Ehe, zu der er, durch reine Herzensneigung geleitet, bald nach seiner Umsiedlung dorthin, schritt. Seine Gattin, Eleonore Marie Cummen, war die Tochter des ersten Beamten in Dannenberg. Er hatte sie kennen gelernt, als sie von einem heftigen Fieber ergriffen war und seine Hülfe in Anspruch nahm. Sie wurde ihm eine treue Gefährtin und half ihm die Beschwerden seines sauren Berufes versüssen, theilte Freude und Leid mit ihm und war ihm sein Schutzengel, wenn, wie es so oft der Fall war, Nahrungssorgen ihn quälten. Brachten dieselben auch einzelne kummervolle Stunden, so floss unter beständigen wissenschaftlichen Arbeiten und einer angestrengten, grosse körperliche Ausdauer erfordernden, Landpraxis, sein Leben doch glücklich dahin. Freilich war es ihm nicht leicht, mit den geringen Einnahmen seines Berufes seine Familie zu ernähren. Denn in den ersten 3—4 Jahren der Praxis betrug sein Einkommen nicht mehr als 3—400 Thaler. Lentin's guter Humor und das stete Bewusstsein der erfüllten Pflicht halfen ihm über alles Ungemach, das öftere Geldverlegenheiten mit sich führten, hinweg. Oft bewährte es sich bei ihm, dass, wenn die Noth am grössten, Gott am nächsten. „Einst", erzählte er, später, „sei er ganz muthlos im schlechtesten Wetter auf einem elenden Pferde über's Eis zu einem armen Kranken geritten und habe nicht mehr gewusst, wie er die Ausgaben des folgenden Tages bestreiten solle, welches ihm damals doppelten Kummer gemacht, weil seine, von Dannenberg versetzten Schwiegerältern, die seine beschränkte Lage nicht merken sollten, ihm gerade auf diesen folgenden Tag einen Besuch angekündigt hätten. Er habe sich gerade ein paar heisse Thränen von der Wange gewischt, als sich ihm ein Bote genaht und ihn gefragt, ob er etwa Lentin sei. Er habe ihm einen Brief gereicht und dieser habe vier Louisd'or enthalten. Seit diesem Ereignisse sei er nie wieder so kleinmüthig gewesen".

Der gelehrten Welt machte er sich schon 1764 durch seinen „fasciculus observationum medic." bekannt, dem 1770 der zweite folgte.

Dieselbe Bescheidenheit und Zurückhaltung, welche er gezeigt, wie er als praktischer Arzt sich niederliess, legte er auch bei seinem ersten Auftreten als Schriftsteller an den Tag. Er würde lieber ewig verborgen geblieben sein, als öffentlich aufzutreten gewagt haben, ohne den Schutz eines an-

erkannten Gelehrten. Sein väterlicher Freund, welcher zu seiner obigen, in lateinischer Sprache verfassten, Schrift die Vorrede schrieb, sagt in derselben, dass so gross oft die Furchtsamkeit gerade der weisesten und besten Gelehrten sei, dass sie ohne Patronenschaft lieber unbekannt blieben, als an die Oeffentlichkeit träten; dass dies aber eher gelobt als getadelt werden müsse. Denn die so handelnden gefielen sich nicht selbst zu sehr, welches Laster sonst unter den Gelehrten nicht selten sei. Auch Lentin's Bescheidenheit könne er nur billigen; L. hätte sich nicht überwinden können, ohne seine Empfehlung als Schriftsteller sich zu versuchen.

Alle Gründe, welche Vogel ihm entgegensetzte, konnten sein Vorhaben nicht erschüttern. Wie sehr Vogel ihn aber schätzte, geht aus folgenden Worten hervor. Er nennt ihn „discipulus et amicus singularis, cujus felicitatem promovere mihi semper religio fuit; quam vero ipse sibi solus paravit ingenio, doctrina, humanitate, sinceritate aliisque egregiis animi virtutibus, ita, ut a patria remotus, patriam alibi longe meliorem, multosque amicos ac patruos invenerit. Atque ita sustentus ac nutritus meus Lentinius summa alacritate medicinam tam feliciter exercuit jam per octo circiter annos, ut an melior fortuna ipsi contingere potuerit, ego valde dubitem et is ipse forte dubitabit".

Aber in der That gehörte eine ungewöhnliche, nur durch starke Willenskraft geschaffene, Heiterkeit des Gemüths dazu, um bei den freilich glücklichen Erfolgen seiner Praxis, und den dagegen in keinem Verhältnisse stehenden, materiellen Entschädigungen stets die wissenschaftliche Fahne hochzuhalten.

Nachdem L. 13 Jahre in Dannenberg der Wohlthäter und Erretter der ganzen Umgegend gewesen war, folgte er einem Rufe als Physicus und Garnisonsmedicus nach Ratzeburg.

In dieser schön gelegenen und von wohlhabenden Einwohnern bevölkerten Stadt wurde bei ihm erst das Gleichgewicht der äusseren Glücksumstände zu der inneren Befriedigung, welche ihm seine Praxis von ihrem Anfange an gewährte, hergestellt. Denn seine Uneigennützigkeit und sein edles Streben empfingen jetzt auch den wohlverdienten äussern Lohn. In Ratzeburg vereinigte sich Alles, Lentin in jeder Beziehung glücklich zu machen: die schöne Natur, angenehmer Umgang mit gebildeten Leuten, eine reichliche Belohnung seiner auch hier ausgebreiteten Praxis. Er lebte desshalb von 1771—74 dort so glücklich, dass er Ratzeburg stets die Perle seines Lebens nannte. Seit langen Jahren lernte er hier zum ersten Male das glückliche Gefühl kennen, keine Nahrungssorgen zu haben.

Dass er trotzdem diesen idyllischen Ort verliess, hatte seine Ursache in mehreren Gründen. Lentin's Ehe war mit vielen Kindern gesegnet. Er hielt es daher für eine Pflicht, Alles aufzusuchen, wodurch seine sonst gute Einnahme noch vergrössert werden konnte, und als ihm daher die Stelle als Bergmedicus und Stadtphysicus in Clausthal mit einem fixen Gehalte von 600 Thalern angeboten wurde, trug er kein Bedenken, nach dort überzusiedeln.

In den ersten Monaten veröffentlichte er daselbst seine, in deutscher Sprache geschriebenen „Beobachtungen einiger Krankheiten".

Clausthal aber wurde Lentin ein Ort des Kummers, der Mühe und Noth. Beinahe 8000 Menschen waren hier seiner ärztlichen Pflege allein anvertraut. Im Jahre 1771 hatte er 2753 und im folgenden 3117 Kranke zu behandeln. Den ganzen Morgen musste er über Berg und Thal aus der strengsten Kälte in die stärkste Glühhitze der elendesten Dunstgemächer, und des Nachmittags sass sein Vorzimmer zur bestimmten Stunde so gedrängt von Berichterstattenden, dass es zuweilen über den Vorrang, zunächst an der Thür sitzen zu wollen, zu Thätlichkeiten kam.

Hier veröffentlichte er seine bedeutendste Leistung, sein classisches Werk: „Memorabilia circa aërem, vitae genus, sanitatem et morbos Clausthaliensium.“

Als er es nach Hannover einschickte, schrieb der Herr von Gemmingen im Namen des Ministerii: „dass man den mit so vieler Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit verbundenen Diensteifer bewundere, womit er der wichtigen Function in Clausthal vorstehe.“ Diese Schrift erregte eine allgemeine Bewunderung; selbst die Professoren von ihren Lehrstühlen herab trugen kein Bedenken, dieselbe den jungen Aerzten zu empfehlen.

Als im Hannöver'schen die Viehpest 1775 ausbrach, untersuchte er mit der rastlosesten Thätigkeit die Natur des Uebels und fand ein Vorbeugungsmittel, welches sich öfters bewährt zeigte; er liess es, um Missbrauch zu verhüten, nur von zwei Apothekern geheim bereiten, zeigte aber als edler Arzt der Regierung die Gründe der Geheimhaltung, ja die Composition des Mittels selbst an und liess eine Anweisung drucken, wie es zu gebrauchen sei. Die Gründe, welche ihn dazu bestimmten, waren sehr niederbeugend: er wollte sich etwas verdienen, um nicht immer tiefer in Schulden zu sinken. Denn in seiner Vorstellung der pecuniären Verbesserung, welche er von Clausthal erwartete, hatte er sich gänzlich getäuscht. Die meisten Einwohner bezahlten dort mit Dank und bezogen sich auf das Fixum, welches der König ihretwegen gäbe. Selbst die Reichen entrichteten höchstens ein bis zwei Dukaten. Bei verdoppelten Strapazen der Praxis hatte Lentin hier daher wieder mit den, ihn von Anfang an begleitenden, Nahrungssorgen zu kämpfen. Wenn daher ein, nach grossen Bemühungen erfundenes Medicament seine pecuniär gedrückte Lage etwas verbessern konnte, warum sollte er nicht zu diesem Mittel greifen? Aber auch die hierauf gesetzte Hoffnung täuschte ihn. Dazu kam ein ihn tief niederbeugendes Familienunglück; er verlor ein Kind an Blutbrechen und eines an unvorsichtig gereichter, nur zum äusseren Gebrauch bestimmter, Medicin. Dagegen wuchs sein literarischer Ruhm in steigender Progression, und sein Kummer wurde hiedurch einigermassen gelindert.

Von dem berühmten Heyne in Göttingen, der Lentin bis zu seinem Tode die wohlwollendsten Gesinnungen bewies, auf die Universitätsangelegenheiten und namentlich auf die Besetzung der Lehrstühle einen grossen Einfluss übte und von der Regierung stets als Vertrauensmann zu Rath gezogen wurde, erhielt er 1778 folgendes Schreiben, welches beweist, wie sehr die wissenschaftlichen Leistungen in der gelehrten Georgia Augusta geschätzt wurden: „Es sei Pflicht der Societät der Wissenschaften, sich mit den gelehrtesten und verdientesten Männern Deutschland's in Verbindung zu setzen, um die durch des unsterblichen Haller's Tod in den gelehrten Anzeigen entstandene grosse Lücke zu ersetzen. Die Societät erkenne zwar, dass Lentin vielfache praktische Geschäfte übe, aber die Herren Mediciner schätzten auch seine ausgezeichnete Liebe zu den Wissenschaften, seinen Eifer, ihre Grenze zu erweitern, seine Erfahrung mit Lectüre zu verbinden. Kurz die Societät halte sich, da er von allem diesem dem Publicum schon Beweise vorgelegt, wo nicht berechtigt, doch entschuldigt, wenn sie ihn ersuche, die Recension der praktischen Werke zu übernehmen.“

Diese Aufforderung war nicht bloss eine sehr grosse Ehrenbezeugung für Lentin, weil die Göttinger Societät damals unter allen übrigen in dem Rufe der grössten Gelehrsamkeit stand, sondern kam auch seiner bedrängten age insofern zu Hülfe, als die Arbeiten gut honorirt wurden. Lentin urde ein fleissiger Mitarbeiter und entwickelte jetzt auch in der medicinien Kritik eine ungewöhnliche Thätigkeit. Vom Jahr 1778 — 1794

recensirte er an obigem gelehrten Institute die meisten medicinischen Schriften.

Seine Arbeitskraft war in der That eine erstaunliche. So lernte er bloss durch eigene Hülfe hier noch das Italienische und übersetzte mehrere, oben angegebene Schriften aus dieser Sprache ins Deutsche, ebenso das Werk von Mertens, das in lateinischer Sprache erschien.

Im Jahre 1783 veröffentlichte er die Fortsetzung seiner Memorabilien „Beobachtungen der epidemischen und einiger sporadischer Krankheiten am Oberharze vom Jahre 1777—1782".

Die Motive zur Schriftstellerei waren aber bei ihm nicht Eitelkeit und ein blosser pruritus scribendi, sondern einestheils die Erkenntniss wie die bescheidene Ansicht, seinen Kunstgenossen durch die Veröffentlichung seiner Erfahrungen nützen zu können, und das wirkliche Pflichtgefühl in ihm, so weit es in seinen Kräften stand, zur Erweiterung seiner Wissenschaft beizutragen, anderntheils auch das Verlangen, seine pecuniäre Lage hiedurch zu verbessern. Dies war aber damals viel leichter der Fall, weil nicht so viele Unberufene sich der Schriftstellerei hingaben, die Concurrenz desshalb eine weit geringere war und Arbeiten dieser Art darum auch besser honorirt wurden. Wie gewissenhaft er aber auch jenen Beruf auffasste und wie er sich stets bemühte, durch ihn nicht mit der Erfüllung seiner praktischen Pflichten in Collision zu gerathen, geht daraus hervor, dass er sich oft den Vorwurf machte: ob auch wohl seine Kranken darunter leiden könnten. „Ich hab's auch getrieben", schrieb er 1795 an seinen Schwiegersohn Sachse, „weiss aber auch, dass ich gar oft an den zu fertigenden Paragraphen dachte, der mich zu der Zeit nicht los liess, als ich an meine Kranken hätte denken sollen. Es versteht sich, nicht immer, ich würde mich zu sehr beschuldigen, aber doch oft; und ob ich dann immer richtig gesehen, angehört und geurtheilt habe, mit der mir möglichen Schärfe aller meiner Urtheilskraft, daran zweifle ich doch und nicht ohne Unruhe. Ich weiss nicht, wie es ein Fr. Hoffmann, der damals fast einzige sehr berühmte Arzt in Europa, hat möglich machen können, so voluminöse Werke so schön, so ordentlich und kernhaft zu schreiben, Collegien zu lesen, Experimente und weite Reisen zu machen, täglich viele Kranke zu sehen und eine Menge Briefe zu schreiben! Mir wäre eine so wohl geordnete Allthätigkeit nicht möglich. Hat man wichtige oder viele Kranke, wie oft wird man nicht an den Ausführungen des Vorhabenden unterbrochen, wie oft wird man nicht dort ungeduldig und fertigt da kurz ab, wo es nicht sein sollte? Und umgekehrt geht man oft zu spät zum Kranken oder eilt zu sehr zum Schreibtisch zurück, die Umstehenden merken das bald und nehmen es übel. Und wofür, das Schreiben wird zur Seuche, man wird durch einiges Lob noch kränker und hat dann alle Mühe, dass man mit seinen Kranken zugleich reconvalescirt. Und was wird uns ausser der sauer erschriebenen Celebrität dafür? Wenn auch à Bogen 2—3 Pistolen bezahlt werden, aus unseren Büchern verschwinden dafür eine Menge Namen einträglicher Kunden! Aber man wird nachher auswärts consultirt! Diese Ehre kitzelt zwar — aber der Zehnte bezahlt mit Complimenten und das kaum! So urtheile ich jetzt über Schriftstellerei. Aber warum jetzt erst so und sonst anders? Man weiss nie eher, wie lang ein Ding ist, bis man dem Ende näher kommt."

Erinnert dieses plastische, dem Leben entnommene, Bild eines schriftstellernden praktischen Arztes nicht an das bekannte Urtheil Lessing's?

1783 gelangte der schmeichelhafte Ruf an ihn, eine Professur in Göttingen anzunehmen.

Wir kennen die Beweggründe nicht, welche Lentin bestimmten,

diese Ehre auszuschlagen, jedenfalls müssen sie aber, ihn selbst ehrende, und triftige gewesen sein. Denn Heyne schrieb ihm hierüber: „So leid es mir thut, dass Ew. Wohlgeboren so gute Gründe anführen, warum Sie einen ehrenvollen Ruf zu uns ablehnen müssen, so muss ich Ihnen doch billig recht geben und gestehen, dass meine Hochachtung gegen Sie auch hier wieder sich bestärkt." Heyne fuhr fort, Lentin, dessen Mittel sich nicht die Anschaffung einer grossen Bibliothek erlaubten, mit den Schätzen der Göttingischen Bibliothek zu versehen.

Dieselbe Hochachtung bewiesen ihm die Professoren der medicinischen Facultät. Als der berühmte Baldinger einst nach Clausthal gerufen wurde, um mit Lentin über den erkrankten Superintendenten Dahme zu consultiren, sagte er, nachdem er ihn untersucht hatte, zu letzterem: „Die 6 Louisd'or, die Sie mir geben müssen, hätten Sie besser anwenden können, Sie bleiben bei Lentin's Arzneien." Wie sticht dies Benehmen wohlthuend ab, gegen das Betragen so vieler heutiger Tageskoryphäen, welche ihrem Ruhme es schuldig zu sein glauben, bei einer Consultation wenigstens eine neue Arznei dem Patienten verordnen zu müssen, selbst wenn sie in ihrem Innern von der richtigen Behandlung ihres Vorgängers überzeugt sind!

Lentin's Leben war eine ununterbrochene Kette von glücklichen und unglücklichen Ereignissen. Nachdem er einigermassen an seinen, mit so vielen Beschwerlichkeiten verbundenen, Aufenthalt in Clausthal sich gewöhnt hatte, wurde ihm, gerade nachdem sein ältester Sohn die Akademie bezogen hatte, seine geliebte Gattin durch einen Blutsturz entrissen.

Einige Jahre darauf schritt er zu einer zweiten Ehe und fiel seine Wahl auf die Schwester seiner ersten Frau, die, so lange er als Wittwer lebte, die treueste Verpflegerin seiner Kinder gewesen war. Auch diese Verbindung war eine höchst glückliche; wie die erste Frau war auch sie ihm mehr als ein blosses Weib, eine wahre Freundin. Ueber das Verhältniss zu ihr gibt ein Brief an seinen Schwiegersohn ein beredtes Zeugniss; in demselben schreibt er: „Gesellschaften suche ich nicht, obgleich ich sie auch nicht meide, es bleibt mir also nur mein ältestes Mittel, Lesen und Schreiben. Aber auch hierzu hat der Geist nicht immer Lust, vorab wenn eine schwer auf ihn drückende Idee ihm gewissermassen die Flügel lähmt. Und dieser Zustand ist es hauptsächlich, den meine Frau so trefflich heilen kann, sie söhnt mich mit der Welt und dem Schicksale, dem, wie Sie wissen, der Arzt so oft zum Vorwurf seiner Neckereien dient, wieder aus, sie entschuldigt, zeigt die Vorfälle von einer weniger unangenehmen Seite, auch wohl mir meinen grundlosen Argwohn, kurz, sie macht mir immer Muth und wenn sie allein entweder sich erschöpft glaubt oder auch wohl einmal gleiche Stimmung mit mir hat, so schiebt sie mir, ehe ich es erwarte, einen lieben munteren Freund zu, in dessen Gesellschaft ich wenigstens an die Seite setzen muss, woran ich genagt hatte."

Dass bei so aufreibenden körperlichen und geistigen Strapazen Lentin in Clausthal selbst von Krankheiten verschont blieb, znmal er so oft der Gefahr der Ansteckung ausgesetzt war, ist beinahe als ein Wunder zu betrachten, wenn man nicht erwägt, dass er schon damals, wie bei seinen Kranken, so gewiss auch bei sich selbst, in die Prophylaxis das höchste Ziel der Medicin setzte. Trotzdem musste er den Unbilden des rauhen Harzklimas seinen Tribut entrichten. Er wurde eines Tages beim strengsten Froste im Schlitten nach einer benachbarten Stadt verlangt. Die Kälte war so schneidend, dass er sich niederlegen und seinen erfrorenen Mund im Fusssack verbergen musste. Nach diesem Erfrieren des Mundes verlor er alle seine gesunden Zähne; sie lösten sich aus dem Zahnfleisch und fielen aus.

Dieser traurige Umstand zwang ihn, seine Flöte, die er so schön blies, zu verschenken.

Milde und Toleranz bildeten einen Grundzug im Charakter von Lentin. Daraus floss seine grosse Geduld, die allein, gepaart mit seiner Willenskraft, ihn fähig machte, seine Stellung in Clausthal ertragen zu können. Denn seine Patienten, wenn meistens auch gutmüthig, waren doch durchschnittlich grobe und ungebildete Leute, von deren Launen er ebenso viel zu leiden hatte, als wenn er der Arzt der blossen Geldaristokratie gewesen wäre. Denn auch hier berühren sich die Gegensätze, und es ist für den Arzt ebenso schwer, die arme wie die reiche Plebs zu behandeln. Dennoch wurde er mit den Leuten fertig, einmal weil er sie nahm, wie sie waren, anderntheils weil er sich bemühte, wo er nur konnte, auch geistig aufzuklären, Vorurtheile zu zerstreuen, medicinischen Aberglauben zu bannen.

Seine hier täglich sich zeigende Riesengeduld hörte aber auf, wenn ihm Schwierigkeiten und Hindernisse entgegen gesetzt wurden von Seiten, bei denen er von vornherein so viel Bildung erwarten durfte, welche sie befähigte, sein ärztliches Thun und Lassen würdigen zu können. Dann hielt er es für seine Pflicht, rücksichtlos für die Wahrheit einzutreten und die Motive seiner Handlungen mit schneidender Schärfe und offener Freimüthigkeit darzulegen. Als ihm nach dem Verlaufe mehrerer grossen Epidemien, in denen er mit dem grössten Glücke und zum Heile Aller gewirkt hatte, von der Regierung Vorwürfe wegen zu grosser Medicamentenrechnungen gemacht wurden, da entbrannte sein Wahrheitseifer und er antwortete seiner Behörde: „Ehe ich die Gründe anführe, welche die Rechnung im Quartal Luciae grösser gemacht haben, muss ich zuvor erinnern, dass dies nicht geschehe, um mich zu entschuldigen oder einen Fehler gut zu machen. Nein! meines geleisteten Eides mir stets, und auch jetzt, da ich dieses schreibe, bewusst, habe ich nie Arzneien verschwendet, auch da nicht, wo mich kein besonderer Eid verband. Vielmehr liegen die Ursachen ganz ausser meiner Macht (jetzt folgen die Gründe). Es kann auch kein Verlust sein, wenn mit einer Ausgabe von 24 Ngr. für den Mann, so mancher vom Krankenlager ab und bei der Arbeit erhalten werden kann; noch weniger aber ist es billig, nur die Ausgabe an baarem Gelde vor Gericht zu bringen, von der Menge der Kranken aber, von der Beschaffenheit der Umstände u. s. w. aber zu schweigen oder vielmehr nicht davon unterrichtet zu sein. Ueberhaupt aber bitte ich bei dieser Gelegenheit, meiner Gewissenhaftigkeit ebenso viel zuzutrauen, als meiner Wissenschaft, sonst fürchte ich, wird Zaghaftigkeit die Stelle eines guten Muthes einnehmen, Niedergeschlagenheit die Freudigkeit bei Ausübung meiner Kunst verdrängen, und die Früchte meiner Arbeitsamkeit werden verschwinden.“

Als im Jahre 1787 nach dem Tode des Physicus Schäfer in Lüneburg der ehemalige Dannenberger Patient Lentin's, der Oberpostmeister Fischer, bei ihm anfragte, ob er Lust habe, das erledigte Physicat anzunehmen, antwortete er: es sei niemals seine Absicht gewesen, seine ganze Lebenszeit, wie ein Sklave auf der Galeere, am Harze zuzubringen, wenn er daher die Aussicht hätte, jährlich 1400 Thaler einzunehmen und man für die Transportkosten stehen wolle, so würde er dem Rufe folgen. Die letztere Bedingung müsse er desswegen machen, weil er an allen Orten nur gearbeitet habe, um zu nützen, aber an keinem, um sich zu bereichern. Auf Fischer's, des Grafen Taube und vieler anderer angesehener Lüneburger Bemühungen wurde ihm dann vom Magistrate das Physicat übertragen und 1784 erhielt er von der königlichen Regierung, unter Bezeigung der Zufriedenheit für bisher geleistete Dienste, seinen gesuchten Abschied und

siedelte nach Lüneburg über, mit der Zusicherung einer Gage von 499 Mark.

Der beste Beweis seiner segensreichen Wirksamkeit in Clausthal ist die Zunahme der Einwohnerzahl während seines zehnjährigen Aufenthalts von 7192 auf 8067.

Lüneburg wurde für Lentin ein zweites Ratzeburg, und fand er hier seinen früheren Lebensmuth, welcher in Clausthal durch die dortigen Verhältnisse so oft getrübt wurde, wieder. Die Mehrzahl der Einwohner waren gebildete und wohlhabende Leute, ein angenehmer geselliger Ton herrschte vor, und seine Collegen kamen ihm mit Güte und Wohlwollen entgegen. Auch an äusseren Ehren fehlte es nicht. Der König verlieh ihm den Titel eines Hofmedicus, und die Göttinger Societät wählte ihn zum correspondirenden Mitgliede.

In kurzer Zeit hatte er sich die Liebe der ganzen Einwohnerschaft erworben. Wenn keine schweren Kranken ihn hinderten, nahm er auch an ihren Gesellschaften, die er durch seinen Witz und seine Laune belebte, Theil. War Lentin nicht da, so schien es, als wenn den frohen Cirkeln etwas fehlte. Seine grosse Beliebtheit zeigte sich eclatant, als er von einer tödtlichen Krankheit befallen wurde, und der von Hannover herbeigerufene Zimmermann selbst nicht mehr kam, weil er doch keine Rettung geben zu können glaubte.

Als trotzdem die gute Natur Lentin's siegte und mit Hülfe der ihn behandelnden Aerzte Jansen, Ebeling und Voelger Genesung eintrat, verwandelte sich die Angst der guten Lüneburger in Freude; von allen Seiten empfing er die unzweideutigsten Beweise der Liebe und Freundschaft. Die Landschaftsdirectorin von Bülow liess es sich nicht nehmen, ihn vier Wochen lang mit den köstlichsten Sachen zu speisen, es wurden Genesungsgedichte gedichtet und Freudenfeste gefeiert.

Als er nun 1793 von der Kriegskanzlei in Hannover zum ersten Feldmedicus berufen wurde (mit 1200 Thaler Gage und monatlichen 8 Rationen Fourage, nebst 6 Portionen Brod) und sowohl Zimmermann wie Wichmann ihm zusetzten, den Posten anzunehmen, konnte er sich nicht dazu entschliessen, weil er sich in Lüneburg glücklich fühlte. Der Lüneburger Magistrat erwies dadurch seine Erkenntlichkeit, dass er Lentin's Stelle um 50 Thaler verbesserte und eine jährliche Wittwengage von 500 Thalern aussetzte.

Hervorheben müssen wir hier die schöne Collegialität, in der Lentin zu allen Collegen in Lüneburg stand und die ihm besonders hoch anzurechnen ist, weil er einestheils nie in collegialischen Verhältnissen lebte, anderntheils seinen Collegen gegenüber als wissenschaftlich allgemein anerkannte Auctorität dastand. Was Andere zur Ueberhebung verleitet hätte, war aber für Lentin, welcher sich nie für vollendet hielt, eine Quelle der Bescheidenheit. Mit grosser Freundlichkeit behandelte er die älteren wie jüngeren Mediciner. Letzterer Umstände waren damals, wie wir schon bei Stieglitz hervorgehoben haben, weit ungünstiger als jetzt. Die durchschnittlich allgemeine Aufklärung, welche am Ausgange des 18. Jahrhunderts alle Stände beherrschte, bewirkte, dass eigentlich nur die älteren Aerzte das allgemeine Vertrauen bei den gebildeten und wohlhabenden Ständen besassen, die jungen Mediciner dagegen mit Recht, weil sie keine eigene Erfahrung hatten und der Reife des Urtheils entbehrten, welche beide die Hauptfactoren zur glücklichen Praxis eines Arztes sind, mit scheelen Augen angesehen wurden und in der Regel, bei aller Tüchtigkeit, doch dann erst Praxis bekamen, wenn sie unter dem Patronate eines anerkannt tüchtigen älteren Arztes standen. Dies schöne und in der Natur begründete Verhältniss, auf dem das allgemeine Ansehen des ärztlichen Standes

beruhte, hatte insofern auch seine Schattenseiten, als nicht ethisch gebildete ältere Aerzte ihren Stolz die jüngeren zuweilen fühlen liessen.

Lentin aber war allen jüngeren Collegen ein väterlicher Freund und die Siebold, Michaelis, Grasmeier, Uden (Briefe über Beobachtungen aus der praktischen Arzneiwissenschaft S. 135) Morelli u. s. w., wussten es rühmend anzuerkennen. Dass er so oft und auch von auswärtigen Collegen selbst schriftlich consultirt wurde, hatte nicht bloss seinen Grund in der Berühmtheit, welche Lentin als Schriftsteller genoss, sondern auch in der Herzensgüte, welche er selbst gegen jüngere Collegen nie verläugnen konnte.

Das war auch die Veranlassung zur näheren Bekanntschaft mit dem späteren Grossherzoglich-Mecklenburgischen Leibarzte Sachse, welcher ihn anfänglich brieflich consultirt hatte. Dies Verhältniss führte in kurzer Zeit dazu, dass letzterer Lentin's einzige Tochter, welche des Vaters Augapfel war, als Gattin heimführte.

Lentin's zweite Ehe war nicht von Kindern gesegnet; dagegen waren von den 12 erster Ehe nur 6 am Leben. Wie man es bei hervorragenden Aerzten so oft findet, dass sie sich bemühen, ihre Söhne von dem Studium der Medicin zurückzuhalten, so war es auch bei Lentin der Fall. Mit seinen älteren Söhnen war ihm dies auch geglückt; nicht so mit dem jüngsten, welcher eine entschiedene Lust und Talent verrieth. Lentin führte ihn zu den elendesten Kranken, nahm ihn mit zu Sectionen; aber was Widerwillen einflössen sollte, machte den entgegengesetzten Eindruck. So willigte Lentin denn endlich ein, ihn das Studium der Medicin ergreifen zu lassen und hatte die Freude, in ihm sein Talent wieder aufblühen zu sehen und eine Stütze im Alter zu bekommen. Sowohl in Lüneburg, wie in Braunschweig, Jena und Göttingen erwarb sich der junge Lentin die allgemeine Zufriedenheit und Liebe seiner Lehrer.

In kurzer Zeit hatte Lentin in Lüneburg die grösste Praxis und eine ausgedehnte Correspondenz wegen Consultationen, ohne seine schriftstellerische Thätigkeit darunter leiden zu lassen.

Die grössten Verdienste erwarb er sich in dieser Stadt um die Verbesserung des Armenwesens und da er die communalen Kräfte nicht so herbeizuziehen vermochte, als er gerne wollte, bestritt er aus seiner eigenen Tasche die Ausgaben, welche er für die Behandlung armer Kranker unumgänglich nothwendig hielt. Er gab ihnen kein Geld, dies würde er für Unrecht gehalten haben, aber er hatte mehrere Köche, welche auf seine Rechnung für die nothwendigsten Bedürfnisse sorgen mussten und Anweisung bekamen, diesem Kranken die schmale, jenem kräftige Kost auf 8—9 Wochen zu senden; so erfuhren seine Wohlthätigkeitsliebe Viele, die, unter dem Scheine von Wohlstand, unverschuldet dürftig waren. Die Medicin war ihm in erster Linie eine Sache des Herzens.

Im Jahre 1789 gab er seine „Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft" heraus. Sein Verleger Crusius in Leipzig setzte über 2000 Exemplare davon ab, was bei der damaligen verhältnissmässig geringen Zahl von Aerzten ausserordentlich war, so dass eine zweite Auflage nothwendig wurde. Seine Preisschrift „de aphthis" erschien 1787. Seine Abhandlung „tentamen vitiis auditus medendi" u. s. w. fand bei der Göttinger Akademie solch eine Aufnahme, dass Wrisberg beim Vorlesen, wie Heyne schrieb, ganz entzückt gewesen sei, die Societät ihn mit allgemeinem Beifall anhörte und L. zum wirklichen Mitgliede ernannte: damals die grösste wissenschaftliche Ehre, welche einem Gelehrten widerfahren konnte. Ein Jahr später, 1793, erwählte die Kaiserlich Leopoldinische Akademie ihn zu ihrem Mitgliede.

Hätte Lentin dem Zuge seines Herzens folgen können, so würde er Lüneburg, das allen seinen Wünschen entsprach, nie verlassen haben. Als er aber von den Geheimen Räthen des Königs 1796 die Nachricht erhielt, dass seine Königliche Majestät die Absicht hege, ihn mit 943 Thaler Courant zum zweiten Leibmedicus zu ernennen, dass ihnen diese Eröffnung zum besonderen Vergnügen gereiche und dass man seiner Erklärung mit Verlangen entgegensehe, so war der Kampf, ob er diese Gnade des Königs annehmen solle oder nicht, sehr gross. In einer Monarchie aber aufgewachsen, war er von jeher gewohnt gewesen, den Willen seines Königs als Befehl zu betrachten, dem er seine Herzensneigungen opfern müsse.

Dazu kam, dass er in seiner langjährigen Praxis sich kein Vermögen erworben hatte und desshalb darauf Rücksicht nehmen musste, im Alter ein grösseres Fixum zu haben, um besser für Frau und Kinder sorgen zu können. So leistete er dem Rufe denn Folge, mit sehr schwerem Herzen von seinem lieben Lüneburg sich trennend.

Welch eines grossen Ruhmes er sich als Arzt jetzt erfreute, geht daraus hervor, dass er, als er kaum in Hannover beeidigt worden war, eine Vocation als Königlich dänischer Leibarzt mit 2000 Thalern Gehalt und 400 Thalern Wittwengehalt nach Copenhagen erhielt. Doch selbst die inbrünstigen Bitten seines Freundes Hensler vermochten ihn nicht, seinem Vaterlande untreu zu werden. Es war seit Alters ein hervorstechender Zug aller Hannoveraner, durch eine warme Liebe zu ihrem engeren Vaterlande sich auszuzeichnen. Der König von England belohnte die Ablehnung dadurch, dass er der Gattin Lentin's eine Wittwenpension in Aussicht stellte.

Hannover hat sich von jeher durch eine grosse Zahl von Aerzten hervorgethan. Trotzdem dass es damals nur 24,000 Einwohner hatte, waren doch an 30 Aerzte vorhanden, eine Zahl, welche das Bedürfniss weit überschritt. Es ist nie gut, wenn die Anzahl der Aerzte zu der Zahl und dem Wohlstande der Einwohner in keinem Verhältnisse steht. Von selbst keimen dann bei unedlen Naturen jene gemeinen und kleinen Leidenschaften, welche nicht so üppig gedeihen würden, wenn jene wenigstens materiell sich nicht gefährdet glaubten.

Dass Lentin's Ankunft, dem als Arzt wie Schriftsteller ein grosser Ruf vorausging, bei vielen Aerzten Hannovers Neid und Eifersucht erregen musste, war desshalb nur zu natürlich. Trotzdem gelang es ihm auch hier in kurzer Zeit, sich nicht bloss das allgemeine Vertrauen der Patienten, sondern auch die Achtung und Liebe aller edlen Collegen zu erwerben. Das schöne Verhältniss, welches sich zwischen ihm und Wichmann entwickelte, dessen zunehmende Schwerhörigkeit ihn viele Patienten verlieren liess, uud der von Lentin manche Einbusse hätte erleiden können, wenn letzterer zu den officiellen „Patientenschnappern" von heute gehört und die Absicht gehabt hätte, wie gegenwärtig der Kraftausdruck lautet, die „Praxis zu forciren", wirkte, als ein schönes Beispiel ächter Collegialität, auf alle übrigen Aerzte zurück. Wichmann gab denn auch Freundschaft um Freundschaft und selbst in den Medicinalangelegenheiten des Landes, welche in die Hände beider Männer gelegt waren, gingen Beide Hand in Hand. Unter den anderen Aerzten trat er in ein freundschaftliches Verhältniss zu Lodemann, Heyne, Mühry, Niemeyer und Stieglitz. Und so konnte er schon auch hierüber sehr befriedigt im folgenden Jahre seinem Schwiegersohne schreiben: „Mit meiner Collegenschaft geht es recht gut; Wichmann verdient meine grösste Hochachtung, insonderheit schätze ich ausser unserm Lodemann den Dr. Stieglitz, der

ein redlicher und sehr gelehrter Mann ist. Die Ohrenbläserei ist es, welche ärztliche Streitigkeiten am meisten hervorbringt. Sie glauben nicht, wie viel man uns in Lüneburg vorlog. Seitdem man aber merkte, dass wir immer entschuldigten, wo man Aufwallen erwartete, dass wir unseren geraden Weg fortgingen, Disharmonie in Harmonie aufzulösen suchten und den Ausspruch des Apostels befolgten: Lieben Brüder, „vertraget, entschuldigt, duldet"! seitdem hörte man auf, uns viel vorzusagen". Wenn demnach von Lentin's Seiten Alles geschah, einen edlen Geist der Collegialität zu pflegen, so konnte es ihm doch nicht erspart bleiben, trotzdem in Hannover üble Erfahrungen in dieser Beziehung zu machen. Es kann nicht erwartet werden, dass unter einer so grossen Anzahl von Aerzten Alle ethisch angelegte Naturen sind. Ist von vornherein kein Stand mehr wie der ärztliche dazu befähigt, auch den Träger desselben zu veredeln, wenn er seinen Beruf von einem ideellen Standpunkte betrachtet, so werden doch, so lange es Aerzte giebt, auch Individuen unter ihnen angetroffen werden, welche die Kunst als ein blosses Geschäft ansehen. Wahre Collegialität wird von diesen Naturen stets als eine Art Schwäche aufgefasst werden, da ihr einziges Idol der Nutzen, der Gelderwerb ist, dem alle anderen Rücksichten weichen müssen. Leider blieb es Lentin nicht erspart, in Hannover schon damals solche „Aerztlinge" kennen zu lernen. Ein Glück für ihn, dass sein Leben in die damalige Zeit fiel, welche doch im Allgemeinen von einem idealen Bestreben beseelt war. Wäre es ihm beschieden gewesen, heute zu leben, wo der Mammon und das Manchesterthum fast die Alleinherrschaft führen, so würde sein Beruf ihm nicht die innere Befriedigung gewährt haben, welche er in ihm fand.

Solche Collegen strafte er nur durch Ignoriren. Als er in den letzten Jahren von einem jüngeren Arzte gekränkt wurde, der, um sich zu heben, seine Verordnungen verworfen und heimlich Arzneien verordnet hatte, bei deren Gebrauch er einige Vornehme überraschte, schmerzte dies unfreundliche und unerwartete Betragen ihn sehr und ging er nicht weiter hin. Doch liess er es den Beleidiger nie fühlen, so leicht es ihm auch gewesen wäre. „Man muss den Feind ignoriren", schrieb er seinem Schwiegersohne; „das Bewusstsein auch nur einen zu haben, ist schon sehr beunruhigend, aber noch empfindlicher wird die mehrere Zahl, die sich beim Widerstande, gemeinlich aus dem einen, wie Hundegras, im Verborgenen fortpflanzt."

Trotz der grossen Concurrenz von Aerzten, welche Lentin in Hannover vorfand, wurde er auch hier in kurzer Zeit der Liebling des gebildeten ärztlichen Publicums, ohne alles Zuthun, weil er selbst nichts mehr als Zudringlichkeit hasste. Der Herzog von Cambridge, der ihn oft mit seinem Besuche beglückte, der Prinz Ernst von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz von Schwarzburg, die Grafen von der Lippe, Wallmoden, Gienborn, Kielmannsegge, die Minister von Steinberg, von Arnswald u. s. w. wählten ihn zu ihrem Arzte.

Noch grösser wurde seine Freude, als sein jüngster Sohn von der Akademie und einer gelehrten Reise zurückkehrte und nun seine Stütze wurde. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, da der Vater mit dessen Fleisse und Kenntnissen zufrieden zu sein, die grösste Ursache hatte. Auch der Beifall des Publicums fehlte nicht, und man behauptete allgemein, der Sohn sei in die Fussstapfen des Vaters getreten und seine Gewandtheit würde ihn noch weiter bringen. Dazu kam, dass sein Sohn Wichmann's schöne Tochter liebte und wieder geliebt wurde, und die Eltern gegenseitig diese Wahl begünstigten.

Des Lebens unvermischte Freude sollte dem vielgeprüften Arzt in Hannover aber nicht zu Theil werden. Die Reihe der Schicksalsschläge für ihn

eröffnete der Tod seines Freundes Wichmann, der ihm sehr zu Herzen ging. Bald darauf erkrankte sein Sohn, welcher ein sehr empfindliches Nervensystem hatte. Eine von ihm herausgegebene Schrift wurde von Röschlaub's giftigem Angriff betroffen. Aus Lentin's Antwort in der J. L.-Z. ersieht man schon, wie sehr sein Ehrgefühl sich gekränkt fühlte, er verbarg dem Vater seine Empfindlichkeit und fing an zu kränkeln. Er starb im Jahre 1803, in seinem 26. Lebensjahre, nachdem er seinen Schwanengesang in folgende Worte ausgehaucht:

„Weithin gelobt' ich zu reisen, doch führt mich, es sagt's mir die Ahnung,
Eh'r noch zur engen Behausung des Schlafes gewaltiger Bruder.
Meine Blumen — sie duften mir nicht an Neapels Gestade.
Nein! am letheischen Strome pflück' ich in Kurzem sie mir.
Sei es! So bin ich der Sorgen, des Herz angreifenden Kummers
Und der getäuschten Erwartung des Lebens endlich enthoben."

Hätte der Verlust dieses seines jungen Lieblings schon hingereicht, Lentin zu knicken, so kam dazu die Occupation Hannovers durch den Erzfeind, die Franzosen.

Ein zweiter Sohn von ihm musste mit in den Krieg, dessen Qualen die Hannoveraner und besonders die Aerzte doppelt fühlten, weil die Fürsten, das Ministerium und die meisten Grossen Stadt und Land verliessen.

Zu einem Gerippe zehrte der Gram unsern Lentin ab und er wurde im eigentlichen Sinn des Worts jetzt ein Opfer der politischen Constellation, dem sein sonst so mächtiger Wille unfähig war, Widerstand entgegen zu setzen.

Ein Blick in seine Stimmung gewährt ein Brief an seine geliebte Tochter von Rehburg aus: „Quäle dich nicht", schrieb er, „um unsere Zukunft, Du weisst, wie sehr ich die grosse und wichtige Kunst des Entbehrens gelernt habe und, wenn man das hat, wird man nie ganz unglücklich. So leben wir hier ohne Pferde (ein französischer General hatte sie schön gefunden! —!), ohne Kutscher, ohne Diener und finden, dass wir ihren Abgang kaum fühlen. Wir helfen einander bestmöglichst und thun es mit Vergnügen. Was man nun 14 Tage lang kann, sollte man das in längere Zukunft nicht auch können und endlich gar gewohnt werden."

Sein ehemals stets heiterer Humor hatte sich in Folge des Todes seines Sohnes und der Calamitäten des Krieges in einen Humor der Verzweiflung verwandelt.

Ein Brustkrampf, der ihn 1799 zum ersten Male geplagt hatte, befiel ihn jetzt öfters, obwohl er selbst noch dabei über Verknöcherung der Kranzarterien scherzte.

Sein ganzes Wesen änderte sich, der Tod und seine vor ihm Entschlafenen waren seine liebsten Unterhaltungen. An seinem letzten, am 68. Geburtstage, hatte seine, die leisesten Wünsche, errathende, Gattin ihn mit einem Bilde seines Vaters überrascht, dessen Originalgemälde bei Lentin's Schwestertochter Frau Conta in Erfurt sich befand, um seine Aufmerksamkeit zu theilen, die sich ganz wieder mit dem Verluste des Sohnes beschäftigt haben würde, der sonst diesen Tag zum grössten Festtage zu machen pflegte. Ihr Plan gelang. Aber das Schicksal ging seinen Weg. Er selbst beurtheilte seinen Zustand ganz richtig. Noch neun Tage vor seinem Tode schrieb er an seinen Schwiegersohn: „Meine Gesundheit hängt jetzt ganz von äusseren Dingen ab, die ich nicht besiegen kann. Jede Aergerlichkeit, jede Kränkung (wozu ungezogene Einquartierte nicht selten Veranlassung geben), jeder Schreck wirkt auf mich doppelt stark, nimmt mir den Appetit, stört meinen Schlaf und kürzt meinen Athem zu ungewissen Perioden." Wir führen jetzt seinen Biographen wörtlich ein:

„Den tiefsten Gram im Herzen verpflegte ihn seine edle Gattin mit

scheinbarer Riesenstärke. Sie schonte des Kranken Schlaf auf Socken und traf ihn so unvermerkt vor dem Bilde des Vaters, die gefaltenen Hände aufgehoben und im Ausbruch der Worte: bald, bald sehen wir uns wieder!! Zerschlagen schlich sie zurück, die beste der Frauen, um eine mehr erschütternde Scene zu vermeiden. Mit heiterem Gesichte kehrte sie dann, ihm hörbar, wieder, küsste ihm die schöne Thräne vom Auge und vernahm nun die Bitte, dass er neben dem Grabe des geliebten Sohnes schlafen wolle. Er liess sein, Ehrfurcht einflössendes, Silberhaar abschneiden und gab es eingepackt der fast erliegenden Gattin; sie verstand die Sprache seiner Augen. Er hatte noch immer Stunden des Tages, wo er, vom Brustkrampfe frei, sich um Familienangelegenheiten und selbst um medicinische Gegenstände bekümmern konnte. Aber der Weihnachtstag war sehr traurig! Es folgte noch eine angstvolle Nacht, welche Lodemann und Hansen, seine treuesten Beistände, so freundschaftlich tragen halfen.

Am zweiten Weihnachtsmorgen, nach kurzer Ruhe, rief er: „werde ich nicht gleich zur Ader gelassen, so bin ich in einer halben Stunde todt.“ Der Chirurg kam zu spät; er starb im Arme seiner geliebten Gattin den 26. December 1804.

Ein Rosenhügel deckt seine Gebeine, und noch verkündet kein Denkmal, dass er Lentin's Asche birgt! Aber sein Andenken lebt in dem Herzen so vieler Menschen, denen er Wohlthäter und Retter war und sein Name wird in den Geschichtsbüchern der Medicin immer glänzen.“ Trösten wir uns darüber, dass man Lentin kein Denkmal gesetzt hat, eine Ehre, welche heut zu Tage sehr zweideutig geworden ist, da man sich förmlich damit beeilt, so bald eine vermeintliche Grösse gestorben, ihr ein Denkmal zu errichten, instinctive fühlend, dass, wenn nicht augenblicklich, es nie geschehen würde.

Der wahrhaft grosse Mann bedarf ebensowenig Titel und Orden, während seines Lebens, zu seiner Ehre und Anerkennung als Bronze nach seinem Tode, um ihn zu verewigen. Natürlicher und einfacher lehrt dies die Saat, welche er ausstreute, und sein, ihn am meisten ehrendes Denkmal, sind die Schriften, welche er hinterliess. Die Nachkommen können ihm kein schöneres Angedenken setzen, als wenn sie den Geist desselben in sich aufzunehmen, das Streben haben und sein Beispiel nachzuahmen suchen.

Trotzdem dass Lentin in Hannover noch mehr als in Lüneburg durch seine Praxis in Anspruch genommen wurde, war seine literarische Thätigkeit auch hier eine sehr fruchtbare. Im Jahre 1798 erschien der zweite Band seiner „Beiträge“, 1803 die „Nachricht von den Gesundbrunnen und Bädern in Rehburg“, 1804 der 3. Band seiner „Beiträge“; auch war sein medicinischer Briefwechsel hier ein sehr starker, da er vielseitig nach auswärts consultirt wurde. Selbst nach Paris hin, der damaligen Hauptstadt der Welt, begehrte man seine Hülfe, zugleich bekleidete er das Amt eines medicinischen Censors und musste in dieser Eigenschaft alle in Hannover erscheinenden medicinischen Werke durchlesen, bevor dieselben die Erlaubniss erhielten, gedruckt zu werden.

Vor seinem Tode hatte er den Wunsch ausgedrückt, nicht secirt zu werden. Bei seinem Sohn hatte eine Section auf dessen Wunsch stattgefunden. Dieselbe hatte ihn sehr entstellt. Dies hatte tiefen Eindruck auf Lentin gemacht und er reiste auf's Land, bis die Beerdigung vollendet war.

So sehr Lentin die alten Aerzte schätzte, so verschloss er sich doch durchaus nicht der neueren Medicin. Von seinen Zeitgenossen waren Hufeland, Peter Frank, Thilenius, Brandis, Löffler und Jahn seine Lieblinge, ohne gegen andere einseitig blind zu sein. Brandis' Buch

über die Metastasen, schrieb er seinem Schwiegersohn, habe er mit wahrer Lust durchgelesen; auch schätzte er Hufeland's Buch über Kinderkrankheiten sehr. Als aber letzterer, wie er sich ausdrückte, eine Brown'sche Perrücke aufsetzte und sein sonst so feines Kleid in modige Falten legen liess, um es dem Schimpftrosse gefälliger zu machen, da war er unzufrieden und meinte, Hufeland wisse zu gut, dass diese Lehre ihr Gutes einzig den Alten abgeborgt habe und dass man deren Sprache auch nicht mit neueren, doch nichts mehr erklärenden, Namen vertauschen müsse. Als der grosse Frank dem Brownianismus sich zu nähern schien', da meinte er, man müsse schon ein Auge zudrücken, Blut liesse nicht gern vom Blut, und der Sohn sei auch ein zu heller Kopf, als dass er, vom Vater zu vielen Krankenbetten geleitet, lange einem schöner klingenden, aber den Praktiker fast überall verlassenden, Systeme treu bleiben sollte.

Lentin's allgemeine Verdienste um die Medicin charakterisiren sich schon durch die Thatsache, dass er zu den besten Classikern gezählt werden muss. Seine Liebe für die Geschichte der Medicin bekundete er dadurch, dass die Classiker des Alterthums seine Vorbilder waren in der ruhigen und wahren Beobachtung der Krankheitszeichen und dass er ihre Erfahrungen mit den seinigen stets in Parallele zu bringen suchte, seinen kritischen Geist bewies er durch seine anhaltende Theilnahme an dem damaligen ersten kritischen Institute Deutschsland s, seine hippokratische Auffassung der Medicin trieb ihn dazu, das Hauptgewicht seines Handelns in der Therapie, in dem Heilen seiner Patienten zu suchen, ohne irgendwie die Nützlichkeit der Hülfsdisciplinen der Medicin in Zweifel zu ziehen, die medicinische Diagnostik bereicherte er durch wichtige Entdeckungen, für mehrere Disciplinen der Medicin war er ohne Frage bahnbrechend, seine feine classiche Bildung befähigte ihn, seine sorgfältig angestellten Beobachtungen und seine reifen Erfahrungen sowohl in lateinischer wie in deutscher Sprache in einem formvollendeten Stile wiederzugeben. Seinen lateinischen Schriften werden selbst die pedantischsten Philologen das Zeugniss nicht vorenthalten, dass sie in einem eleganten ciceronianischen Latein geschrieben sind. Was seinen Werken einen beständigen Werth verleiht, ist die grosse Wahrheitsliebe, welche ihn bei ihrer Abfassung geleitet hat. Wie alle Classiker kämpfte er muthig gegen alle Systeme, welche seine Zeit bewegten und von denen der Brownianismus das mächtigste wurde, zu dem die Mehrzahl der Aerzte sich bekannte. Dies ist ihm um so höher anzurechnen, weil die meisten damaligen Universitätslehrer von diesem Contagium angesteckt wurden und die von ihnen gebildeten Schüler urtheilslos ihren Lehren folgten. Alle Lentin'schen, in ächt hippokratischem Geiste geschriebenen Schriften sind ein beständiger Protest gegen jegliche Schulsysteme.

Wenn er in der Ordination der von ihm gewählten Arzneimittel die hippokratische Einfachheit nicht erreichte, und mancher anderer Classiker ihn hierin überragt, so war dieser Fehler nicht so sehr sein Fehler, als der des Jahrhunderts, der Armuth, in der sein Leben sich abspann, und der Umstände, unter denen er seine Praxis begann. Jeder Arzt, der etwa auf dem Lande prakticirt hat, kennt die Schwierigkeiten, welche eine solche Stellung dem Mediciner entgegensetzt, wenn er sich bemüht, einfach, ohne viele Medicamente seine Kranken zu behandeln. Damals, noch weit mehr als heute, wünschte und verlangte der Landmann Recepte, und der Apotheker würde der erbittertste Feind des Arztes geworden sein, welcher den Versuch gemacht hätte, vorzugsweise diätetisch die Kranken zu behandeln. Wie sehr aber auch Lentin in diesem Punkt die Einfachheit liebte, geht aus vielen Stellen seiner Schriften hervor. Muss es nicht unsere ganze Bewunderung in Anspruch nehmen, dass Lentin aus der einfachen Stellung eines bescheidenen

Landarztes sich zu einer europäischen wissenschaftlichen Celebrität durch die blosse Energie seines Charakters, trotz aller Schwierigkeiten, emporarbeitete? Sie beweisen am besten, dass er nicht bloss ein grosser Arzt, sondern auch ein grosser Mensch war; denn das Loos der gewöhnlichen Erdenmenschen ist, dem über sie hereinbrechenden Schicksale zu erliegen; nur dem mit Charakter gepaarten Talente ist das Unglück dasselbe, was das Wasser für das glühende Eisen; wie dieses durch jenes in Stahl verwandelt wird, so gibt das Missgeschick dem wahren Talente die Gelegenheit, eines der schönsten Attribute der Menschheit, den Willen zur Entwicklung zu bringen und damit schliesslich alle Hindernisse zu besiegen, über die inneren und äusseren „Düppel" zu triumphiren. Wollen wir Lentin mit irgènd einem Classiker unserer schönwissenschaftlichen Literatur vergleichen, so könnten wir ihn mit Wieland in Parallele bringen, dem er in vielen Stücken gleicht. Beide Männer waren im Grunde Naturen, welche sich mehr durch eine leichte Receptivität als durch originale Productivität auszeichneten; sowohl für Wieland als auch für Lentin war das Alterthum der geistige Boden ihrer ganzen Existenz, dem sie ihre Richtung verdanken. Während Wieland, da er dem Einfluss der Neuzeit sich nicht verschliessen konnte, sich anfänglich den Franzosen, später den Engländern zuneigte und beide in formeller Beziehung einen grossen Einfluss auf ihn ausübten, trieb Lentin wohl die angeborene Vorliebe für die Heimath seiner Ahnen dazu, vorzugsweise der italienischen Literatur sich zuzuwenden und nahm er so die Einwirkung der grossen Aerzte Italiens aus dem 17. u. 18. Jahrhundert in sich auf und machte wie Wieland die Deutschen mit Shakespeare, die Aerzte mit der italienischen Literatur bekannt. In letzterer Beziehung kann das Beispiel, welches er gab, nicht hoch genug angeschlagen werden. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts war es den Gelehrten der verschiedenen Länder leicht, sich zu verständigen, weil das Lateinische die, von Allen gebrauchte, Sprache war. Kurz nach dieser Zeit änderte sich aber dies Verhältniss, und da ist es denn charakteristisch, dass die Gelehrten aller übrigen Staaten früher als Deutschland zum Gebrauche ihrer eigenen Muttersprache übergingen. Erklären lässt sich dies daraus, dass in allen diesen Ländern, als im Besitze einer älteren und fortgeschritteneren Cultur, die Landessprache bereits ihre Blüthe erreicht hatte, und es daher zu natürlich war, wenn auch die Gelehrten dieselbe zu gebrauchen anfingen. Daraus entstand aber die Inconvenienz, dass die Gelehrten der übrigen Länder nur ausnahmsweise so viel Latein sich aneigneten, um die bei den Deutschen meist noch in lateinischer Sprache geschriebenen Werke verstehen zu können und umgekehrt bei den Deutschen nur hin und wieder Gelehrte gefunden wurden, welche der neueren Sprachen so mächtig waren, die in diesen Sprachen verfassten Werke verstehen zu können. Bei den kosmopolitischen Deutschen fanden sich aber sofort Männer, welche dafür sorgten, dass der bisher durch die lateinische Sprache vermittelte geistige Verkehr nicht aufhörte. Wir haben schon gesehen, wie Wichmann in dieser Beziehung dafür strebte, mit der englischen Literatur die Deutschen bekannt zu machen. So verfuhr nun Lentin mit der italienischen. Für Frankreich lag das geringste Bedürfniss vor, weil die französische Sprache in der Regel von jedem Gelehrten verstanden wurde. Welch ein Nachtheil aber für die deutsche Medicin daraus erwuchs, dass die übrigen Völker nicht denselben kosmopolitischen Geist besassen wie die Deutschen, werden wir später bei der Geschichte des 18. Jahrhunderts sehen.

Auch durch ihren Humor, den sowohl Wieland als Lentin, wie im Leben so in ihren Schriften, an vielen Stellen kundgaben, sind sie sich ähnlich. Wieland hat viele rein humoristische Schriften geschrieben. Auch Lentin hätte das Zeug dazu gehabt, wenn er diesem Genre sich hingegeben hätte.

Die Lectüre seiner Werke wird mit dadurch so interessant, dass bei manchen rein wissenschaftlichen Untersuchungen solche Ausbrüche seines Humors angenehm überraschen. Wer muss nicht lachen, wenn er S. 234 des ersten Bandes liest: „Man kann in allem Ernst behaupten, dass nirgends mehr Industrie zu finden ist, als in einer Gesellschaft Krätziger bei einer Oellampe. Jeder weiss, im Halbdunkeln den Fleck seiner Bedürfnisse mit ungeleitetem Griff zu finden, und Alles ist in starker Bewegung.“ Wir können durchaus nicht einem Kritiker seiner Zeit beipflichten, der ihn desshalb tadelt. Im Gegentheil verlieh es der Lectüre seiner Schriften einen eigenthümlichen Reiz, dass man stets nicht bloss Lentin den Schriftsteller, sondern den, mit Humor begabten Arzt aus ihnen hervorschimmern sieht. I. B, S. 326 erzählt er, dass eine Wittwe mit einem gesunden starken Kerl verkehrt habe und sich für schwanger gehalten habe. Sie klagte also auf die zu vollziehende Ehe. Der Beklagte suchte die Sache bis zum Termin der Entbindung hinzuziehen. Neun Monate verstrichen, der 10. und 11. auch, ohne dass ein Kind zum Vorschein gekommen wäre. Der Leib wurde wieder kleiner, das Monatliche fand sich wieder ein und so endigte die vermeintliche Schwangerschaft und der Process, ohne dass man sagen konnte, es wäre „etwas dabei herausgekommen“.

Da Lentin in Lüneburg weit populärer war als in Hannover, so lebt dort noch heute sein Andenken, sowohl bei den Aerzten als auch bei den Patienten, fort, und zahlreiche Anekdoten, auf Thatsachen beruhend, cursiren über ihn, die nicht nur die Zeit, in der er lebte, sondern auch seinen derben und zugleich wahren Humor charakterisiren.

Ein früher in Lüneburg angestellter Pastor Ochhatz beklagt sich bei Lentin, dass es ihm nach mehrjähriger Ehe nicht gelingen wollte, Kinder zu zeugen. Als L. sich darauf erkundigte, wie er es denn mit den ehelichen Beiwohnungen halte, und Ochhatz ihm Auskunft ertheilt, macht L. ihm bemerklich, dass das ganz verkehrt sei und nur in der Nacht gegen Morgen der Actus vollzogen werden müsste. Kurze Zeit darauf wird in der Nacht sehr heftig an die Hausthür gebollert, und als mit anderen Hausgenossen auch der Pastor herbeieilt, steht der Nachtwächter vor der Thür und sagt: „eine Empfehlung von Herrn Dr. L., und der Herr Pastor möchte es nicht vergessen.“ — Der Pastor ist dessen eingedenk gewesen und hat hierauf mehrere Kinder gezeugt, die noch leben.

Die sehr lebenslustige Drostin von Dassel daselbst, welche namentlich auch die französischen Offiziere bevorzugte, beklagte sich über hämorrhoidale Geschwüre und bekommt darauf die entsprechenden Vorschriften, die sie aber nicht oder nur unvollständig befolgt. Dr. Lentin sagt ihr darauf nach einiger Zeit: „ja gnädige Frau, jetzt sitzt das Uebel nur erst im Scheitholze, aber, wenn sie sich nicht anders verhalten, kommt es in das Lustholz.“ Wie die Dame diese eigenthümliche Drohung aufgenommen und ob sie Erfolg gehabt, verschweigt die Geschichte.

Ferner waren sowohl Lentin, wie Wieland beide ihrer Zeit dadurch voraus, dass sie einen gefälligen, eleganten Stil schrieben, der gegen die altväterische Schwerfälligkeit, Derbheit und Eckigkeit der meisten Schriftsteller ebenso vortheilhaft absticht wie ein leichtfedernder Landauer gegen einen schweren plumpen Frachtwagen.

Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und Menschlichkeit charakterisiren Beide, sowohl Wieland wie Lentin; hierauf beruht auch die Anziehungskraft ihrer Schriften, in denen sich ihr ganzer Mensch abspiegelt.

Lentin's ganzes Leben aber beweist, dass er ein wahrer Heros der Wissenschaft, ein rastloser Apostel der Kunst und ein aufopfernder Jünger der unsichtbaren medicinische Kirche war! Mit vollem Rechte ver-

dient er daher die hervorragende Stelle unter den „neuen deutschen Classikern“, zu denen der nicht vom Zunftgeiste und Zunftneide angesteckte Blumenbach, ebensogross als Literarhistoriker, wie als Physiolog, ihn bereits im Jahre 1783 (siehe Blumenbach's Bibliothek, 6, B. S. 708) zählte.

Epidemiologie.

Obschon Hippokrates in mustergültiger Weise die Aetiologie der Epidemien abgehandelt und sie ebenso vorzüglich geschildert hatte, so konnte man bis in die neueste Zeit die Wahnvorstellung nicht verbannen, dass die grossen Volkskrankheiten sehr oft, wenn auch nicht immer, kosmischen Ursachen ihre Entstehung verdanken. Die Conjunctionen der Planeten spielten dabei die Hauptrolle. Es ging hier, wie auf so vielen anderen Gebieten, dass man das nächstliegendste, als das einfachste, übersah. Anstatt die atmosphärischen Verhältnisse, die menschlichen Leidenschaften und die Lebensweise einer genauen Untersuchung zu unterwerfen, erging man sich in minutiösen Untersuchungen über den Stand des Mars und Saturns bei einer ausbrechenden Epidemie, suchte den Einfluss der Kometen mit einem grossen Aufwand von Gelehrsamkeit nachzuweisen, bemühte sich die Ausbruchsdauer eines Vulkans, das Erscheinen eines Nordlichtes oder einer Wasserhose als Ursache dieser oder jener Epidemie hinzustellen. Es war, als wenn Hippokrates nicht sein Buch von der „Luft, dem Wasser und den Gegenden“ geschrieben hätte. Noch in den 20er Jahren sprach Schnurrer im vollen Ernst von den grossen Respirationsacten der Planeten und Fieberactionen derselben mit kritischen Einwirkungen und noch in den 30 Jahren betrachtet Hildebrand (Rohlfs, Geschichte der deutschen Medicin I. S. 393) die Sonnen- und Mondfinsternisse als Ursachen der Epidemien.

Im Gegensatz zu diesen Männern schliesst sich Lentin unmittelbar an Hippokrates an und muss mit Sydenham zu den ersten und besten Epidemiographen gerechnet werden.

Seine Verdienste um die Epidemiologie und Epidemiographie bestehen in Folgendem. Er gehörte zu den ersten, wenn er nicht der erste war, welcher den Uebergang des einen Krankheitsgenius in einen anderen nicht bloss genau beobachtete und den Termin des Ueberganges angab, sondern auch den Ursachen nachforschte. So bewies er, dass durch den siebenjährigen Krieg der bis dahin entzündliche Genius in den asthenischen sich verwandelt habe, und dadurch auch die Therapie eine andere werden musste. Er brachte nicht bloss prophylaktische Maassregeln in Vorschlag zur Bekämpfung von Epidemien, welche einem anerkannten Contagium ihre Entstehung verdanken, denn solche wurden bereits im Alterthum geübt und erhielten ihren Abschluss durch die Errichtung von Quarantainen, sondern er betonte die Wichtigkeit, präventiv zu verfahren in Bezug auf schädliche Einflüsse der Luft, der Nahrungsmittel, der Lebensart u. s. w., welche in ihrer Combination so oft die Ursache vieler Epidemien sind. Er bemühte sich, die Gesetzmässigkeit auch im Verlaufe der Epidemien nachzuweisen und zu zeigen, dass der Spruch „causa aequat effectum“ auch in ihnen gilt. Den träumerischen Hirngespinnsten von astrologischen Einflüssen, denen die neuere Medicin mit erhöhtem Eifer sich hingab, hat er, in rationeller Resignation, nie die geringste Beachtung zu schenken für würdig gehalten.

Richtig erkannte er, dass die Temperaturgrade, sowie die Feuchtigkeitsgrade der Luft bei Erzeugung der Epidemien eine grössere Rolle spielen als der Druck der Luft. Auf die

Wichtigkeit der Elektricität lenkte er die Aufmerksamkeit hin und hat damit den Antheil, den das Ozon spielt, anticipirt.

Er lieferte richtige diagnostische Merkmale, um die einzelnen Epidemien in ihrem Charakter von einander zu unterscheiden und erkannte als solche die Resultate, welche aus der Zusammenstellung der Constitutionen der Kinder und der Erwachsenen und aus der genauen Eruirung der zuerst erkrankten und für sie wirkenden Secretion sich ergaben. Er erkannte ferner den Einfluss, welchen epidemische Krankheiten auf die sporadischen äussern, was zu erforschen für die Therapie von dem grössten Einfluss ist. Er wies nach, welch' eigenthümliche Wirkungen jeder Beruf zur Grundlage eigenthümlicher Krankheiten hervorbringt. Seine Leistungen schliessen sich hier denen von Ramanzini und Ackermann auf das Würdigste an.

Auch zeigte er, wie die verschiedenen epidemischen Constitutionen sich oft mit einander verbinden, woran es erkannt werden könnte, wie dies auf die Therapie angewendet werden müsste.

Sehr richtig machte er darauf aufmerksam, dass eine von der Norm abweichende Witterung zur Erzeugung von Epidemien allein nicht in Frage komme, sondern bei Bestimmung der Einflüsse die vorhergehende und gegenwärtige als der bildende Factor zu betrachten sind und die Combination dieser beiden gleichsam wie das Product der vorbereitenden und veranlassenden Ursachen beobachtet werden müsse.

Vor Allem kam es ihm darauf an, den Genius der allgemeinen Constitution und der epidemischen Krankheiten zeitig zu erkennen. Zu diesem Zwecke liess er es sich angelegen sein, eine äusserst sorgfältige Auswahl solcher Individuen zum Beobachten und zum Beurtheilen der epidemischen Krankheiten zu erhalten, die mit keinem andern, am wenigsten aber solchen Fehlern in dem Organismus behaftet sind, an denen die ganze Constitution Theil nahm. Hierdurch wird am sichersten verhütet, dass die Beobachtung nicht lückenhaft ausfällt, weil man leicht verleitet wird, individuelle Fehler in der Gesundheit, die alsdann, wenn ein neues Fieber erregt worden, sichtbarer werden, entweder in die Krankheitsgeschichte der neuen Epidemie zu übertragen, sie wenigstens auch bei Andern zu vermuthen oder die Heilart schon im Voraus, aber vergeblich darnach einzurichten.

An manchen Beispielen wies er die Bösartigkeit mehrerer Epidemien dadurch nach, dass sie sofort auf andere, die eben geherrscht hatten, folgten, und zeigte ferner mehrere Beispiele, welch' einen Einfluss speciell eine vorhergehende Epidemie auf eine folgende äussere, bald schwächend, bald stärkend. So hatte z. B. eine epidemische Gelbsucht einen günstigen Einfluss auf eine unmittelbar darauffolgende Pockenepidemie, eine darauf eintretende Influenza einen schlimmen.

Seine Schrift „Memorabilia" u. s. w. verdient unmittelbar ihren Platz hinter dem 1. u. 3. Buch von Hippokrates' Volkskrankheiten. Wie heut zu Tage frühzeitig vorgenommene Revaccinationen dem Ausbruch von Pockenepidemien vorzubeugen im Stande sind, mit ähnlichen Erfahrungen wandte schon damals Lentin die Inoculation mit ganz überraschenden Erfolgen an. Seine, in den verschiedenen Epidemien derselben Krankheitsform ange-

wandte, Therapie, welche er stets nach der herrschenden Krankheitconstitution, der Witterung, den veranlassenden Ursachen, den vorausgegangenen Epidemien modificirte, wird für alle Zeiten eine mustergültige bleiben, natürlich mutatis mutandis, da wohl keine Epidemie sich so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern.

Die in Clausthal beobachteten Volkskrankheiten lehrten ihn, dass das Bergklima nicht zuträglich sei für Haut und Lungen. Seine Beobachtungen über das Höhenklima gaben daher Resultate, welche den jetzigen ganz entgegengesetzt sind.

Anzuerkennen ist in seiner, bei den verschiedenen Epidemien angewandten, Therapie, dass er nicht bloss Arzneien zu verordnen sich bemühte, sondern alle Agentien, welche bei dem Heilungsprocesse eine Rolle spielen, selbst bei der ungebildeten Classe; vornehmlich brachte er die psychische Aufrichtung durch vernünftiges Trösten in Anwendung.

Wie er die grösste Sorgfalt verwandte auf die Ermittelung der ätiologischen Factoren bei den verschiedenen Epidemien, so kann man auch seine Therapie eine ätiologische nennen; so entsprechen denn stets die von ihm gewählten allgemeinen Heilanzeigen den allgemeinen Ursachen der Seuchen.

Insbesondere heben wir hier den Unterschied hervor, den er bei epidemisch auftretenden Pneumonien zwischen solchen mit sthenischem und asthenischem Charakter machte. Hatten vor ihm Schenk und Huxham schon dieselben Beobachtungen angestellt, so war es ihnen doch nicht gelungen, die richtige Therapie für sie zu finden. Lentin erkannte, dass die asthenischen Lungenentzündungen keiner anderen Arzneimittel als Brechmittel bedürften.

Wichtig waren auch seine Beobachtungen hinsichtlich des Einflusses der verschiedenen Jahreszeiten auf den Charakter der einzelnen Volkskrankheiten. Er zeigte, wie hiernach die Therapie verändert werden müsste. So erforderte z. B. eine Epidemie von galligter Bräune eine ganz andere Behandlung als eine nicht lange darauf folgende katarrhalische.

Im Fasciculus I gibt L. die Geschichte einer in Diepholz grassirenden epidemischen Dysenterie.

Im Fasciculus II schilderte er die im Jahre 1765 herrschende Fieberseuche.

Die Erscheinungen bestanden in einem heftigen Fieber mit starkem Froste, stechendem Schmerze meist in der linken Seite, grosser Angst in den Präcordien, Uebelkeit und Erbrechen, mit von schleimigem und blutigem Auswurf begleitetem Husten und heftigen Kopfschmerzen. Diese Symptome hielten in der Regel drei Tage an; dann zunehmender Durst und vermehrte Hitze, Verstopfung, schwacher Puls. Bei Allen stets ein natürlicher Urin ohne Sediment; bei Einigen stellten sich statt der Krisen Schmerzen, Geschwülste und wässerige Blasen an den Gelenken ein.

Unter den, von ihm beobachteten, Epidemien ist eine der wichtigsten die Kribbelkrankheit während seines Aufenthaltes in Ratzeburg.

Da es noch eine Controverse ist, ob der Ergotismus und die Kribbelkrankheit eine und dasselbe Leiden sei, obschon sie einer Ursache ihr Dasein verdanken sollen, so fragt es sich, ob es nicht verschiedene Arten von Mutterkorn giebt, diese verschiedene Wirkungen haben und die schädlichen nur dann eintreten, wenn dasselbe von Honigthau befallen würde. Jedenfalls verdienen die Lentin'schen Ansichten auch jetzt noch Berücksichtigung, obschon Tulasne das Wesen des Mutterkorns in dem Pilze

claviceps purpurea nachgewiesen hat. Ueber diese Epidemie lässt Lentin sich ungefähr folgendermassen aus:

Er hat nie daran gezweifelt, dass das Mutterkorn mit zur Hervorbringung dieser lang anhaltenden Krankheit beitrage, aber immer geglaubt, dass alsdann auch zugleich mitwirkende Ursachen einträfen und zwar nach der Lage der Oerter, bald mehr, bald minder. Nach einem nassen Frühjahre gerathen, bei sich verstärkender Wärme, wie alle Insecten, so auch der scarabaeus solstitialis ganz vortrefflich. Dieser Käfer hängt sich zu der Zeit, wenn das Korn in der Milch steht, zu ganzen Schaaren an die Kornähren und hält sich so fest daran, dass man ihn nur mit Mühe herunter nehmen kann; er sucht und nistelt so lange an der Aehre, bis er an ein saftiges Korn gelangt und dieses zernagt er und nimmt den Saft zu sich. Nachdem er nun satt ist, fällt er von selbst ab; kreist nicht wieder zurück oder fliegt weg, sondern er fällt wie betrunken ganz unbehülfsam herab. Durch diese nun vom Käfer gemachte Wunde, fliesst dann der Milchsaft nach und nach aus und verhärtet sich an der Luft. Es entsteht also ein solches mehlreiches, meistentheils viereckigt-längliches Korn, das man Mutterkorn nennt. Die Schwärze scheint es von der Luft und der Sonne, auch dem Staube, die Gestalt aber von den daneben stehenden aristis zu bekommen, welche von dem Winde und den benachbarten Aehren gegen das noch weiche Mutterkorn geschlagen werden. Man findet fast allemal eine solche mit einem oder zwei Mutterkörnern verästeltete Aehre, übrigens leer und taub. Selten trifft man mehr als zwei Körner an und, wenn es geschieht, so sind sie kurz und schrumpflich. Da nämlich derjenige Saft, der in die Bälglein der übrigen Körper zu gehen bestimmt war, durch die beigebrachte Wunde ausfliesst, muss nothwendig das übrige tabesciren und ganz unvollkommen bleiben, daher denn das viele trübe Korn kommt, welches, wenn es zur Aussaat genommen wird, gar nicht keimt, und gebacken das elendeste Brod gibt, das zwar viel Spelt, aber wenig Nahrhaftes enthält. Man kann auch eine solche Aehre von fern schon kennen, indem sie nach der Sprache der Haushälter den Kopf nicht nieder, sondern in die Höhe aufrecht hält. Man nennt solche Aehren auch Stutzer, weil sie stolz über andere hervorragen und doch leere Köpfe haben.

Dieses ist eine Entstehungsart des Mutterkorns. Es kann aber auch geschehen, dass, nach vieler Nässe und eintretender Hitze, mehr Säfte und geschwinder auf einmal in den Halm und in das werdende Korn getrieben werden, als es sich gehörig ausdehnen kann. Es entsteht dann eine Art Vollblütigkeit und eine unverhältnissmässige Beschaffenheit der enthaltenden Theile. Wie leicht berstet daher nicht das junge Bläschen, das sich vielleicht erst in acht Tagen hätte voll ausbilden sollen, von der übertriebenen Menge andringender Säfte. Es läuft auf diese Art diejenige Menge Saft, welche zur Besetzung und Ausfüllung noch vieler anderer bestimmt war, aus. Die übrigen verschrumpfen und wenn sie ja noch etwas Mehl enthalten, geben sie nichts als solches, welches mit dem Safte, daraus es entstanden ist, in gleichem schlechten Verhältnisse steht. Diese Entstehungsweise hat L. vermuthet, jene aber gesehen. Eigentlich bleibt also das Mutterkorn seinem Wesen nach nichts anderes als eine Stange an der Luft getrockneten Kornsafts. Und in diesem Betracht wird doch hoffentlich Niemandem beifallen können, den Kornzapfen ein Gift zu nennen, da er aus demselbigen Stoff, aus dem der Roggen bereitet wird, hervorkommt. Wäre das Mutterkorn Gift, weil es Mutterkorn ist, so würde es sich auch immer und ohne Ausnahme als ein solches verhalten müssen. Da diesem aber alle Erfahrung offenbar widerspricht, so müssen nothwendig äusserliche Umstände hinzukommen, die ihm diese giftige Natur beibringen, in anderen Gegenden aber damit verschonen Es haben ja auch nach aller Erfahrung ganze Distrikte das Mutterkorn ohne den geringsten Nachtheil der Gesundheit frisch und alt auf allerlei Weise gegessen und haben sich wohl dabei befunden. Im Orte Lüchow und Dannenberg ist im Jahre 1769 und 1770 sehr viel Mutterkorn zu finden gewesen, und Niemand ist von dem Genusse krampfsüchtig geworden. Im Herzogthume Lauenburg ist durchgängig viel Mutterkorn gewachsen und nur vier in der Ebene liegende Dörfer haben das Unglück gehabt, kribbelsüchtig zu werden. Ueberhaupt lasse er für die Unschädlichkeit des reinen Mutterkorns die Schutzschrift unseres berühmten Leibarztes Vogel reden. Wie aber durch Veränderung der Umstände jede, ja sogar die unschuldigste Sache böse und schädlich werden kann, so ist dieses vorzüglich von dem Mutterkorne zu sagen.

Das Mutterkorn wird erst durch aufgefallenen Honig oder Mehlthau schädlich. Drei Umstände sind es hauptsächlich, die diese grosse Veränderung bewirken. Die erste ist, das Mutterkorn raget lang, ganz nackend aus der Aehre hervor und bietet sich also dem ohngehinderten Auffallen des Honig- oder Mehlthaues leider gar zu viel an, da er klebrig und das Mutterkorn auch noch nicht hart ist. Dass nun aber der Honigthau eine Feuchtigkeit sei, die eine ätzende und dem menschlichen Körper höchst schädliche Schärfe bei sich führe, wird Niemand in Zweifel ziehen. Es bekräftigt solches nebst vielen anderen Helbig in dem kurzen Sendschreiben wegen des sogenannten Honigthaues (siehe Tissot, Von der Kribbelkrankheit, Leipz. 1771): „Es ist daher auch zu sehen, dass, wenn man einen Tropfen von dem sogenannten Honigthau auf die Zunge legt, solche davon so angegriffen worden, dass auch Bläschen davon aufgeschossen," und die Breslauer Sammlungen S. 166, da diejenigen, welche Honigthau, der 1726 häufig gefallen war, genossen hatten, blutigen Durchbruch, Geschwulst des Schlundes und Ausschlag bekamen. Nun ist noch diese Bemerkung zu machen. Der Honigthau geht ebensowohl als die Regengüsse strichweise, nämlich in einigen Gegenden lässt er sich nieder, da er anderen vorbeizieht. Hieraus ist zu ersehen, dass in einigen Gegenden das Mutterkorn, damit begiftet, schadet, da es in anderen ohne Nachtheil genossen, dass es in einigen Gegenden hässlich schmeckt und übel riecht und in anderen wieder wohlschmeckend gefunden wird.

Es geschehe nun daher, dass in dieser Gegend gar keiner niedergefallen oder von einem darauf folgenden wohlthätigen Regenguss wieder abgespült worden. Fällt der Honigthau zu der Zeit auf dasjenige Obst, das mit der Schaale zu geniessen ist, wenn es reift und genossen wird, so entstehen davon Ruhren. Das Obst an sich macht keine Ruhr, sondern der zugleich damit genommene Mehlthau. Hierzu kommt (der Widerspruch der Ansicht, dass Ruhr nach Obst entstehen soll, dem zuerst Zimmermann entgegentrat, wird hiedurch gehoben), dass wenn Mehlthau auf das Mutterkorn gefallen ist, derselbe noch viele andere Früchte mit betroffen haben muss. An anderen Früchten, die mit Hülsen, Schelfen oder Schaalen versehen sind, wird er zwar so häufig nicht verschluckt, indessen hilft es doch die Menge des Giftes vermehren. Zweitens: jede Aehre, die aus dem Vorrathe ihres Saftes ein Mutterkorn zu bilden gehabt hat, liefert fast weiter nichts, als elende, magere, verschrumpfte Körner. Das daraus gewonnene Mehl ist also schlecht. Der dritte Umstand: es gerathen bei einer Witterung, welche viel Mutterkorn liefert, auch viele andere schädliche Kräuter, deren Saamen mit genossen wird. Aus diesem Grunde wird es leicht begreiflich, wie es geschehen könne, dass lange nach der Aernte zu einer Zeit, da kein frisches Mutterkorn mehr da ist, die Leute erst erkranken. Wovon bekommen aber diejenigen Leute die Krankheit, die Brod aus lauter Gerste essen, an dem man höchst selten das Mutterkorn bemerkt. Es bedarf keines Mutterkorns, um kribbelsüchtig zu werden, sondern es darf nur die gehörige Menge Honigthau und schlechtes Brod genossen werden. Warum aber diese Krankheit so selten, da doch oft genug Mutterkorn gefunden wird? Es muss eine überaus grosse Uebereinstimmung zufälliger Dinge dazu kommen, ehe es einmal geschehen kann, dass Honigthau auf Mutterkorn fällt und dasselbe, ohne vom Regen abgespült, gegessen wird.

Von der Aehnlichkeit der Kribbelsucht mit anderen Krankheiten. Könnte verwechselt werden mit der Colik von Cornwallis von Huxham beschrieben und mit der Hüttenkatze. Sie ist unterschieden durch das Kribbeln in den Händen oder Füssen und die durch die ganze Krankheit dauernde Unersättlichkeit. Statt der Fresssucht war bei Einigen Erbrechen. Bei den ersten beiden Krankheiten fehlen diese Merkmale.

Ferner ist's L. vorgekommen, dass bei anderen Krampfkoliken die Schmerzen eher in Lähmung, bei der K. dagegen eher in Krämpfe, Epilepsie, Dummheit und in wärmeren Klimaten in den Brand übergehen. Bei der Hüttenkatze dauern die Schmerzen in den Gedärmen fort, wenngleich das Uebel die Glieder schon ergriffen hat. Die Bewegung verliert sich erst und dann die Empfindung, weil zu jener mehr Kräfte erfordert werden und hievon kommt das Zittern und die Lähmung. Fast den Gelehrten gleich, die auf Unkosten ihrer bewegenden Kräfte die Stärke ihres Denkens vermehren. Das Gift bei der K. geht durch's ganze Blut. Die Hüttenkatze ist weit leichter zu vertreiben, da das Gift grösstentheils in den Gedärmen sich aufhält und immer durch stark abführende Mittel auszutreiben ist.

Von der Art und Weise, wie der mit Brod genossene Mehlthau die Krankheit bewirkt. Der Honigthau verhindert das Aufgehen des Brodteiges. Die zweite Wirkung ist, er greift den Magen oder die Gedärme an und theilt den Dauungssäften eine Säure mit, die sich sehr schwer ausrotten lässt. Daraus erklärt sich die starke Essbegier. Einige würden so lange gefressen haben, bis der Magen geplatzt wäre, wenn man ihnen nicht fast die Speisen mit Gewalt weggenommen hätte, und doch glaubten sie nach einer Viertelstunde kaum, dass sie gegessen hatten, da sie nach dem Essen eine Dummheit, Stupor, überfiel, die sie alles Vermögens, sich geschehene Dinge zu erinnern, beraubte. Das Erbrechen war ihnen durch die Kunst schwer zu erregen, da die Nerven des Magens zu sehr an den Reiz gewöhnt waren.

Ende Juni sagte L. den Bürgern (Ratzeburg) schon vorher, dass man in diesem Jahre wieder Mutterkorn zu befürchten habe, aber auch, dass es ohne Nachtheil genossen werden könnte. Er fand nämlich beim Spazierengehen ziemlich viele kleine dunkelgelbe Käfer. Es muss bestimmt werden, ob viel Honigthau gefallen ist. Dies erkennt man an anderen Kräutern. Die Blätter erscheinen wie lakirt. Das Mutterkorn hat in seinem natürlichen Zustande den gewöhnlichen Korngeschmack. Wenn es aber von Honigthau befallen, so ist es süss und klebrig, einige Zeit darauf scharf und übel, das darauf gegossene Wasser bekommt einen üblen Geruch. Um es unschädlich zu machen, bereite man eine scharfe Lauge aus Buchen- oder Birkensaft und giesse sie auf den Roggen, den man nachher wieder trocknet. Ferner wäre gut, das Mehl zu beuteln, zum Einsäuern müsste jederzeit Sauerteig vom alten, vorjährigen Roggen genommen werden, das Brod dürfte nicht frisch gegessen, sondern müsste mindestens 3 Tage alt sein.

Bei einer an Kribbelkrankheit Verstorbenen machte er die Section. Er beschreibt die Leichenöffnung sehr genau und sagt:

„Die Krankheit selbst hatte mich so begierig gemacht, diejenigen Theile des Körpers genauer zu betrachten, wo ich die Wirkungen einer Krankheit zu sehen zu bekommen mir Hoffnung machen konnte, welche so sehr viel bewundernswürdiges und dunkles hat. Obwohl ich mir zwar wenig Hoffnung machen durfte, nach Verfliessung 9 ganzer Monate die krankmachende Materie oder den ersten Anbiss derselben noch vorzufinden, so musste ich mich begnügen, ihre Vorwirkungen und die Ursachen des Todes genauer kennen zu lernen".

Im Anfang gab er innerlich Seife und abführende Salze; bei verjährten Fällen richtete er sein Augenmerk darauf, den Schleim und die saure Galle geschwind aus dem Magen und den Gedärmen zu schaffen und suchte die zähen Feuchtigkeiten, welche sich in den entlegenen Theilen aufhielten, aufzulösen und durch die Haut auszutreiben. Dafür innerlich die venetianische Seife, und weil L. aus der Erfahrung wusste, dass zuweilen ein Ausschlag auf der Haut die Krankheit endige und Blasenpflaster lindere, liess er die Werlhof'sche Salbe, mit Goldschwefel versetzt, täglich 2 Mal in die Gelenke einreiben. Als Getränke eine Ptisane mit Eichenmistel, Zimmt und Gerstengraupen; das Zimmer oft auslüften und ausräuchern.

Je stärker die Fressbegierde, desto stärker die Krämpfe und desto schwächer der Verstand; die Taubheit der Finger war ein Zeichen der Besserung. Aus dem Pulse war weder ein Zeichen der Besserung, noch der Verschlimmerung abzunehmen (Anfangs machte er 2 Mal täglich eine Aufnahme der Pulsschläge bei jedem Kranken). Ueberhaupt konnte er keine Spur eines Fiebers merken. Die fallende Sucht stellt sich am häufigsten ein, wenn der Magen leer war. Sie war immer ein Zeichen des höchsten Grades der Krankheit. Bei der Dummheit war der Augenstern sehr erweitert.

Das eingehendste Studium der Epidemien machte er während seines Aufenthalts in Clausthal. Seine ersten hierauf bezüglichen Beobachtungen sind niedergelegt in seinem Hauptwerke: „Memorabilia" u. s. w.

Keiner seiner Schriften gibt eine klarere Vorstellung von der Eigenthümlichkeit Lentin's als Arztes, so dass wir hier eine ausführliche Analyse geben, insoweit sich seine Bemerkungen auf die Volkskrankheiten beziehen.

„Epidemien", sagt „Lentin, die in jedem Jahre ihren verderblichen Einfluss auf das Menschengeschlecht äussern, entstehen aus Ursachen, die theils im Lebensalter, theils in den Jahreszeiten, theils in ungewöhnlicher Witterung, theils in Verderbnissen der Lebensmittel zu suchen sind. Jede dieser Ursachen, hat ihre eigenthümliche Folge. Wer als Arzt seine Pflicht rechtschaffen erfüllen will, muss erstlich die, eine Epidemie vorbereitenden, Ursachen erkennen,

für's andere Mittel wissen, wodurch er sie verhüten und, wenn sie ausgebrochen, heilen kann. Einen günstigen Zustand der Gesundheit kann man erwarten, wenn die Veränderungen der Jahreszeit und des Wetters regelmässig, neue Epidemien hingegen, wenn sie ungewöhnlich und ausser ihrer Ordnung erfolgen. Bedeutender werden diese sein, wenn die, dem Volke unentbehrlichen, Nahrungsmittel zugleich verdorben sind.

Die Keime der Epidemien liegen meistens so wenig versteckt, dass der Arzt ihre Entwicklung gewahren kann, wenn er nur sorgsam beobachtet und unbefangen sieht. Thut er das früh genug, so ist die Kunst der Krankheit noch gewachsen. Man kann sich diese Kunde, ohne angestrengtes Studium, dadurch verschaffen, dass man genau auf alle äusseren Einwirkungen und auf Veränderungen achtet, die in der Atmosphäre vorgehen. Die Luftveränderungen, die das Barometer anzeigt, halte ich nicht von so grossem Einfluss auf den Gesundheitszustand als diejenige, welche auf Thermometer, Hygrometer und den Zug der Winde einwirken. Allen Einfluss kann man ihnen indessen nicht absprechen, da man noch keine hinlängliche Kenntniss und Erfahrung hat, in wie fern die Elasticität und Schwere der Luft im Stande sei, die Gesundheit umzustimmnn. Von der elektrischen Materie, ihrer grösseren oder geringeren Menge und Beschaffenheit, hat man, wie ich an meinem eigenen Körper merke, mehr zu hoffen oder zu fürchten.

Zur genauen Kenntniss einiger Epidemien ist es von Nutzen, die Constitution der Kinder mit der Erwachsener zusammenzustellen und zu vergleichen. Eine giebt über die andere Licht und Aufschluss, eine Erfahrung, die ich bei unserer hiesigen Epidemie bestätigt gefunden habe. Es kommt auch Vieles darauf an, dass man wisse, welche Secretion zuerst vom gesunden Zustand abgewichen sei? Welche dagegen für sie vikariire? Wohin die gesammte Absonderung sich gezogen habe? Wie eine Flüssigkeit durch den Zutritt der anderen verändert werde. Wie in Krankheiten die ersten Zeichen, wie die folgenden sich äussern? Denn dadurch ist man im Stande, für diejenigen zu sorgen, die bei anscheinender Gesundheit den Keim der Krankheit bergen: Eine der wichtigsten Pflichten, die dem Arzte obliegen! Man wird in diesem Werke einige Beispiele glücklich gelungener Verhütungskeime finden.

Die Sorgfalt, Krankheiten zu verhüten, wird zwar nicht erkannt, macht kein Geräusch und hat nichts Glänzendes; es ist aber ein schönes Bewusstsein, Gesundheit und Hausglück Vieler erhalten und gesichert zu haben.

Nicht überall hat der Arzt so gute Gelegenheit, durchdachte Methoden zu prüfen und zu erweitern als hier, wo die Gesundheitspflege von beinahe 8000 Menschen einem Einzigen anvertraut ist, der überdies, auf Kosten des Staats, Alles verordnen kann, was er für gut befindet. Wenn eine Epidemie stark ist, kann er sie wohl an 500 Personen beobachten.

Nach so vielen Modellen habe ich das hier aufgestellte Modell unserer Epidemien der letzten vier Jahre entworfen. Dabei habe ich mich nicht auf mein Gedächtniss verlassen, sondern ein treugeführtes Tagebuch zu Hülfe genommen. Ich habe mich nicht allein auf die Beschreibung epidemischer Krankheiten beschränkt, sondern zugleich versucht, die Beschaffenheit einiger epidemischer Krankheiten und ihre eigenthümlichen Ursachen darzustellen. — Ich wünschte nun junge Aerzte zu überzeugen, wie wichtig es sei, die Ursachen zu erkennen, welch ein Unterschied, Krankheiten aus Büchern kennen und die Hieroglyphen verstehen, wodurch nur die Natur sich begreifen lässt. Auch habe ich mehr Rücksicht genommen auf den inneren Charakter der Krankheit, die Statik der Secretionen, als auf ihre äussere Gestalt und arithmetische Vergleichung.

Wer sich diese Kunde erworben hat, wird zu jeder Zeit die bevorstehenden Krankheiten und den Zustand des Jahres voraussagen können, welche Krankheiten im Sommer oder welche im Winter die Stadt heimsuchen werden; er wird die eigenthümlichen Krankheiten von denen zu unterscheiden wissen, die ein Jeder sich durch Abweichung von seiner Lebensordnung zuzieht.

Diese wichtigen Lehren habe ich mit Sorgfalt zu erfüllen gesucht, als ich vor vier Jahren in diese mir ganz unbekannte Provinz und Stadt versetzt ward, zumal da auf dem Harze Jahreszeiten, Winde, Gewässer, Klima, Boden, Lebensordnung und Gewerbe, ganz anders beschaffen sind als im Herzogthum Lauenburg, wo ich vorher die Heilkunst ausgeübt hatte. Hier auf dem hochliegenden Gebirge ist die Luft zwar rein und leicht, aber nicht zuträglich für Haut und Lungen. Dort ist sie mehr feucht; hier müssen wir uns den grössten Theil des Jahres mit alten, aufbewahrten Nahrungsmitteln begnügen, dort hingegen lebt man in

einem Ueberflusse von Feld- und Gartenfrüchten. Um sich unsere Luftbeschaffenheit und Temparatur deutlich vorzustellen, bedenke man, dass Clausthal nach de Luc's barometrischen Beobachtungen die Höhe von Göttingen um 1354 Calenberger Fuss übersteigt. Darum ist es hier ungleich kälter. Ein Jeder, der von da hieher reis't, kann diesen Unterschied schon fühlen, wenn er hier bis zur Hälfte jener Höhe fortgeschritten ist.

Non hic pampinea latet uva sub umbra,
poma negat regio. Ovid.

Dies ist Folge des unfreundlichen Klimas.

Ausserdem ist die Witterung unbeständig. Man sieht nicht selten dreifache Veränderung des Wetters und des Quecksilberstandes an einem Tage und bei gleichem Winde.

Gewöhnlich fängt der Winter im November an streng zu werden und dauert bisweilen noch über den Maimonat hinaus.

Zum Herbste kann man nur einige Tage des Septembers rechnen und von den Annehmlichkeiten des besungenen Frühlings geniessen wir nichts, weil der Winter unmittelbar in den Sommer übergeht.

Bei Auf- und Untergang der Sonne ist die Luft hier rauher als im platten Lande.

Der Sommer hat seine Unbequemlichkeiten gleichfalls und zwar in nicht geringem Grade. Zur Zeit der Hundstage sind Gewitter häufig. Nicht selten zünden sie und sind vorzüglich furchtbar, wenn sie von Osten über den Brocken herkommen.

Gewitterregen, die sich hier aus den, von allen Seiten zusammenstossenden Wolken ergiessen, bilden Ströme, die für das unten liegende Kornland verderblich sind. Gewöhnlich wird die Luft darnach sehr kalt, so dass man, um nicht davon krank zu werden, zum warmen Ofen seine Zuflucht nehmen muss.

Dieses Ungemach wird einigermassen compensirt durch die Heilsamkeit und Reinheit des Wassers. Wir kennen hier keine Quelle, von der gesagt werden könnte

quod potum saxea reddit
Viscera, quod tactis inducit marmora rebus.

Das Wasser ist einfach, klar, ohne Tufstein und schnell siedend. Die Obrigkeit hat durch viele, in der Stadt vertheilte, Wasserleitungen, dafür gesorgt, dass Niemand daran Mangel leide. Ueberall sind Brunnen zum öffentlichen Gebrauche. Das überflüssige Wasser und Alles, was vom Regen und geschmolzenen Schnee zusammenfliesst, wird mühsam in grosse Wasserbehälter aufgefangen, um zu den Wasserkünsten zu dienen. Die Nahrungsmittel, deren sich die geringere Volksclasse bedient, sind mehr auf wohlfeile Preise, als auf ihre Zuträglichkeit für die Gesundheit berechnet. Die Arbeiter geniessen Jahr aus, Jahr ein: Brod, Mehlspeisen, Käse, der meistentheils faul ist, Schweinefleisch, Speck, Suppen von Brod, Wasser und Butter oder Bier, Fliedermus und Pfeffer, verschiedene Hülsenfrüchte. Hänge-Obst und andere zeitige Gartenfrüchte, werden uns vom Lande so spärlich zugeführt, dass sie für das Volk nur als Leckerbissen anzusehen sind. Indessen liefern unsere Wälder, von Juli bis zum September, Erdbeeren, Heidelbeeren und Kronsbeeren in Menge.

Unter den Getränken ist der Kaffee und zwar ein dünner, schlechter Kaffee vorzüglich beim Volke häufig. Dieses Getränk ist den, zu harter Arbeit bestimmten Harzern sehr nachtheilig, indem es ihre Kraft und Gesundheit schwächt und sie zu Krankheiten disponirt, die sonst nur in den Häusern der Reichen zu finden sind. Dazu nehmen sie ihre gewohnte Portion Branntwein. Die täuschende Stärkung, die er giebt, verfliesst schnell und macht ihre starken Arme schlaff.

Was für Folgen lassen sich für unsere Arbeiter voraussehen? Wie wird es um ihre Nachkommenschaft stehen? die Obrigkeit sollte darauf aufmerksam sein, denn starke Arme, die für uns arbeiten können, sind uns unentbehrlich.

Indessen ist Trunkenheit kein gewöhnliches Laster des Bergmannes. Viele unserer Einwohner müssen Arbeiten unternehmen, die der Gesundheit sehr schädlich sind; da jede ihre eigenthümlichen Nachtheile hat, so wird es nicht unzweckmässig sein, sie hier anzuführen.

Der Bergmann geht zur Grube, im leichten Kittel, Brustwamms, schwarzen leinenen Hemde; seine Kopfbedeckung ist ein sogenannter Schachthut. So bekleidet bietet er jeder Witterung Trotz. Bei tiefem Schnee macht er nicht selten durch zusammengewehte Hügel mit seinen Füssen die erste Bahn. Erreicht er endlich, von Kälte erstarrt, das Zechenhaus, so eilt er in die glühend heisse Stube, um da, wie er glaubt, am besten seine Lebensgeister zu erwecken. Von hier fährt

er durch tiefe Schächte hin zu dem Ort, wo er zwölf Stunden hindurch arbeiten muss. Dreimal veränderte sich nun schon die Luft, die ihn umgab.

Die Beschaffenheit derselben in den Gruben ist aber auch sehr verschieden, wie man schon an ihren Mündungen bemerken kann. Aus einer Mündung der Grube weht die Luft kalt, aus der anderen geht sie warm, dick, auch wohl mit Pulverdampf vermischt, heraus. Selbst diese Ebbe und Fluth der Luft hat nichts beständiges. An einigen Stellen findet man Luftmangel, an anderen Dünste (Schwaden, böse Wetter), die der Flamme und dem Leben verderblich sind.

Sunt et sub terra, minus nota nobis jura naturae. Seneca.

Man kennt die Gefahren, denen sich der Bergmann im Innern der Gebirge aussetzen muss, und weiss, wie unsicher sein Aufenthalt in den Stollen, Schachten, und Felshöhlen ist. Er kann leicht beim Herauf- oder Hinabsteigen eine Leitersprosse verfehlen und stürzt gegen die felsigte, mit hartem Holze gestützte Wand, bald reisst sich ein Stück Erz los und fällt ihm auf dem Kopf, bald bricht eine Maschine oder eine Kette, bald sprengt unvermuthet eine Pulvermine auf, und er kann jeden Augenblick dadurch seinen Tod auf eine unglückliche Art finden. Andere müssen ausserdem das Erz in Schiebkarren von den Stollen zum grossen Schacht hinfahren; Andere wiederum es von dort wegschaffen und in Haufen aufstollen.

Brüche verschiedener Art sind die Folgen dieser Arbeit, indem die schweren Lasten, die sich gewöhnlich auf 4–6 Zentner belaufen, die Bänder und Stützen der Eingeweide erweitern und erschlaffen. Vorzüglich häufig entstehen sie auch dadurch, dass die jungen Bergleute miteinander wetteifern, wer zur Ueberwältigung einer Last der Stärkere sei.

Die zu Aufsehern der, in den Gruben befindlichen, Wasserkünsten bestellten Bergleute werden am ganzen Körper schmutzig und nass.

Bei der Heimkehr erleidet vielleicht der von Schweiss und Schmutz bedeckte Bergmann zum zweiten Male dieselben Veränderungen von Luft und Wetter.

Da das Hautgeschäft so oft und mannigfaltig gestört wird, sieht man den Grund ein, warum unsere Arbeiter vorzüglich den Krankheiten, unterworfen sind, die von einem Fehler dieser allgemeinen Absonderung herrühren. Niemand würde gewiss eine so gefahrvolle Lebensart wählen, wenn nicht ein gewisses Ansehen damit verbunden wäre, und Muth dazu gleichsam vom Vater auf den Sohn forterbte.

Zu den Arbeiten in den Puchwerken, wo das Erz zerstossen, abgesondert, gewaschen und durch Niederschlagung concentrirt wird, werden Knaben gebraucht. Zehn, ja neunjährige Knaben sind dabei angestellt und erwerben sich schon ihren Unterhalt. Sobald der Tag anbricht, werden diese munteren, gewandten Geschöpfe, von ihrem Aufseher, ohne Rücksicht auf Wetter und Wege, im leichten Brusttuch und dünnen linnenen Kittel, zum Puchwerk geführt. Gewöhnlich arbeiten sie von vier Uhr Morgens bis vier Uhr Abends mit nackten Beinen in Nässe und Schmutz. Brod und reines Quellwasser sind die einzigen, gewiss einfachen, Speisen, womit sie, in dieser Entfernung vom elterlichen Hause, ihren starken Appetit befriedigen. Im Winter bekommen sie von der Kälte Frostbeulen und Geschwüre an den Füssen. Uebrigens leiden sie häufig an Verschleimung der Brust, Kopfgrind, Bräunen, geschwollenen Parotiden, Skropheln, Kröpfen und ähnlichen Krankheiten, auch an allen Zufällen, die von Würmern herrühren.

Koliken und Lähmungen von Bleigift sind bekannte Uebel der Arbeiter, die das Erz rösten und schmelzen, Silberglätte abwiegen, das Blei davon abscheiden, und Blei von Kupfer oder Silber von Blei absondern müssen.

Einige Arbeiter haben die Besorgung der Wasserleitungen, bestimmter Gruben, in denen das in Deiche, von allen Seiten aufgefangene Schnee- und Regenwasser, zu den Wasserkünsten hingeleitet wird. Damit nie Wasser fehle, müssen sie es unaufhörlich zusammentragen und zu jeder Zeit wachsam sein, dass die Wasserleitungen nicht von Platzregen oder ähnlichen Zufällen beschädigt werden.

Andere besorgen die Heerstrassen und Wege, auf welchen Holz, Kohlen und Erz gefahren werden. Viele Fuhrleute sind hier und eine Menge Kohlenbrenner und Holzfäller.

Diese kurze Schilderung der hier eigenthümlichen Arbeiten kann hinlänglich zugleich ihren Einfluss als Krankheitsursachen andeuten. Nun einen Abriss von der häuslichen Lebensweise. Beinahe in allen Häusern werden zwei nicht grosse Zimmer durch einen gemeinschaftlichen Ofen geheizt. Die Stubengesellschaft ist so zahlreich, dass in einem Zimmer wohl 15 und mehrere Personen einquartiert

sind. Jede besondere Familie miethet noch nicht ein oder zwei Viertel davon für sich. Gewöhnlich ist im Miethcontract ausbedungen, dass der Wirth das Holz zur Heizung des Ofens liefern muss. Dieses hat die Folge, dass die Miethsleute ausserordentlich stark einheizen, um beim Ofen viele Speisen kochen zu können.

In dieser Temperatur und unter so vielen Menschen findet man zuweilen Kranke, die von innerer Hitze nicht zu bleiben wissen, und auf keine Weise kann man die Stubenbewohner bewegen, diese höllische Gluth, zum Besten der Leidenden nur etwas zu vermindern. Erlangt man so viel, so öffnen sie, so lange man zugegen ist, ein, höchstens zwei Fenster.

Die verschiedenen, hier üblichen Arbeiten disponiren zwar, jede auf ihre Weise, den Körper zu besonderen Krankheiten; im allgemeinen sind aber die Krankheiten von Erhitzung und Erkältung die häufigsten, weniger häufiger die von einem Fehler der Ernährung, wenn nicht zufällig die Nahrungsmittel verdorben sind.

Dies ist die Ursache, dass die Lungen mit der Zeit vorzüglich angegriffen werden, da meistens schon im Knabenalter, skrophulöse Verstopfungen der Luftröhrenäste in denselben befindlich sind. Die runden, schön gerötheten Wangen, verführen Jeden leicht, sie für ein Zeichen ächter Gesundheit zu halten. Wenn aber die übrige Beschaffenheit des Körpers nicht damit im Verhältnisse steht, so kann man daraus auf ein verstecktes Uebel schliessen. Die Kraft des Jünglingsalters kann zwar das tief liegende Uebel verdecken, vermag aber nicht, es ganz zu überwältigen.

Die Alten fühlen daher in der Brust das Gift, das mit leisem Schritt ihnen den Athem raubt; sie bekommen Anfälle von Asthma, können plötzliche Veränderungen der Luft nicht mehr vertragen und sterben am Stickfluss, einer Krankheit, die man hier die Bergsucht nennt.

Häufig sind hier Brüche, Kröpfe und alte verjährte Schäden von Verwundungen, die dann und wann wieder aufbrechen. Die von Eingeweidewürmern herrührenden Krankheiten sind auch beinahe allgemein zu nennen. Man darf ihre Entstehung nicht vom vielen Fischessen ableiten, das hier nur für die Reichen gilt, sondern mehr von häufigem Genuss von faulem Käse, zähem Brei und vieler Mehl- und Milchspeisen.

Daher findet man epileptische Zufälle von Jungen und Alten, weil Alle insgemein Würmer und zähen Wurmschleim bei sich haben.

Selbst der Bandwurm ist nicht so selten, als ich es in diesen bergigten, von fischreichen Flüssen entlegenen, Gegenden erwarte.

Wechselfieber kommen hier sehr selten vor. Ein deutlicher Beweis, dass unsere Bergluft sie nicht begünstigt und dass ihre veranlassende Ursache vorzüglich in einer eigenthümlichen, noch nicht hinlängliche bekannten Constitution der Atmosphäre zu setzen sei.

Die Weiber, besonders diejenigen, welche eine sitzende Lebensweise führen, leiden häufig am weissen Fluss und an unregelmässiger Reinigung. Ohngeachtet die gemeinen Weiber wie Lastthiere tragen müssen, gebären sie mit grosser Leichtigkeit und beendigen in 3, 4 Tagen meistens glücklich ihre Wochenbetten. Aber ihre Schönheit verlieren sie schneller als an andern Orten, daher sieht man hier unzählich viele hässliche alte Weiber.

Ich beneide die Aerzte, die in wohlversehenen Hospitälern ihre Kunst ausüben: Reinlichkeit, gehörige Temperatur, Diät, Heilmittel — Alles steht ihnen zu Gebote. Hier muss man Alles dem guten Willen des Kranken und seiner Verwandten überlassen, und nicht selten wird die übelschmeckende Arznei bei Seite gesetzt.

Dazu denke man sich nach dem, vorhin von mir entworfenen, Bilde der häuslichen Verfassung die Lage des Kranken, gequält von Angst, Kopfschmerz, Hitze und Mattigkeit, liegt er unter der lärmenden Stubengesellschaft, hört ihr Zanken, saugt die üblen Dünste der Speisen und der nassen Kleidungsstücke ein und ist der Hitze des glühenden Ofens ausgesetzt. Kann man in dieser Lage etwas anderes erwarten, als den Ruin der misshandelten Natur?

Es ist Glückseligkeit, wenn man mit ruhigem Gemüth die Leiden, die uns das Schicksal auferlegt, ertragen, aber ebenfalls, wenn man die Wohlthat der Ruhe dem kranken Körper geben kann. Nichts erhebt so die gebeugte Seele, als wie Seneca schön sagt:

Ein Freund, der ohne die Fassung zu verlieren, unser Leiden theilt, der nicht beständig seufzt, sondern uns durch seinen Zuspruch aufrichtet, der durch Frohsinn unsere Traurigkeit verscheucht, ja! dessen Anblick schon erfreuet.

Aber diese Wohlthat kennt der grosse Haufe nicht, auch vermisst er sie nicht, da er die Liebe als eine Nothdurft (Nothbehelf) zu betrachten gewohnt ist.

Man sieht hieraus, dass es nicht leicht, bloss mit Arzneien Kranke zu heilen, die gegen Alles widerspänstig sind, was ihnen neu erscheint, bei denen Luftbeschaffenheit, Weiber, Gelüste nach verbotenen Speisen und falsche Ideen sich vereinigt haben, dem Arzte entgegen zu wirken.

Schwer ist es, Krankheiten hier zu beobachten, weil ihr Anfang zu verwirrt und voll Unordnung ist; das bedaure ich vorzüglich.

Es wäre schrecklich, so viel Elend mit jedem Tag sehen zu müssen, aber jene üble Lebensweise und schmutzige Armuth findet man keineswegs überall. Viele von unseren hiesigen Arbeiterfamilien kann man Muster von Mässigkeit, guten Sitten, Humanität und Rechtschaffenheit nennen.

Selbst unsere grossen, weitverbreiteten Waldungen, beschattet von hohen, schlanken Bäumen und belebt bei Tag und Nacht von einer Menge Menschen, nehmen den Reisenden auf mit gastfreundlichem Schutze. Sie werden vom Frühling bis zum Ende des Herbstes bewohnt, von den Kohlenbrennern, einer unschuldigen, von fremden Lastern unverdorbenen und von Sitten und Lebensweise höchst einfachen Menschenklasse, deren heiterer Freiheitssinn aus ihren von Russ geschwärzten Gesichtern durchblickt. Auch die Holzfäller verlassen fast nie die an Brennholz reichen Berge und Thäler. Es ist ein unerhörter Fall, dass Jemand in diesen Gegenden, noch weniger aber auf unseren Heerstrassen beraubt worden sei.

Die Vortheile einer genauen reinen Erkenntniss der Krankheitsursache sind auffallend dann sichtbar, wenn eine Menge von Einem Hülfe erwartet, wenn Einer Aller Rath und Trost sein soll. Er muss die allgemeinen Heilanzeichen der allgemeinen Ursache der Epidemie anpassen, angemessene Heilmittel in Bereitschaft halten, für die wirklich Kranken, aber auch für die gesund Scheinenden, die schon den Keim der Krankheit in sich haben. Wer diese Vortheile nicht benutzt, darf sich nicht wundern, wenn ihn die grosse Zahl der Kranken übermannt.

Navita
Jam sequitur victam, non regit arte ratem.
Ovid.

Man hat in solchen Tagen nicht Zeit nach Recepten zu jagen, ans Krankenbett zu laufen, so oft eine Veränderung in der Krankheit eintritt, auch darf man nicht zu lange kostbare Arzneien aus den Apotheken verschreiben“.

Im Jahre 1774 bis Ende 75 beobachtete L. an Epidemien: galligt-fauligten Rheumatismus, Scharlachfieber, galligtes Katarrhalfieber, katarrhalische Bräune, Stickhusten.

Epidemien von 1774. Veranlassende Ursachen dazu lagen zuerst in dem andauernd feuchten und nassen Wetter, zweitens als Folge davon im Mangel an zeitigen Früchten. Dadurch nahmen die Galle und die übrigen Säfte des Körpers allmälig eine schlechte Beschaffenheit an. Ein Gallenfieber, zu dem sich am Ende des Jahres Fäulniss gesellte, befiel den grössten Theil der Bergleute.

Dieses anhaltend nachlassende Fieber trat mit bemerkbaren Schauern, rheumatischen Schmerzen im rechten oder linken Hypochondrium und Blutauswurf auf; die Hypochondrien waren aufgetrieben, der Athem keuchend, grüne, mit vielem Schleime gemischte Galle wurde, zumal nach dem Aderlass, durch freiwilliges Brechen ausgeworfen. Fast gänzliche Schlaflosigkeit. Der Durst im Verhältniss zum Fieber unbedeutend, die Zunge mit Schleim belegt, die Ränder mehr rein, weiterhin trocken, rissig, sogar zitternd. Die Sprache vom Schmerz plötzlich gehemmt, Zähne und Zahnfleisch mit Schmutz bedeckt. Der Grund der Krankheit in den ersten Wegen. Das frisch aus der Ader geflossene Blut bildete eine zähe Borke auf der Oberfläche. Dies kein sicherer Beweis von vorhandener Entzündung, denn man findet sie auch bei schwangeren Weibern, auch die Grösse des Stichs trägt zu ihrer Entstehung bei. Der Blutkuchen allein kann uns die Gegenwart der Entzündung andeuten, er war gar nicht kuchenförmig zusammenhängend, sondern aller gelatinösen Bestandtheile beraubt, dünn, aufgelöst. Am 4. Tage liessen gewöhnlich Fieber und Schmerzen endlich nach, doch ohne vorhergegangene Anzeichen. Dieser Tag war entscheidend und gefahrvoll; denn bisweilen versetzte sich der Krankheitsstoff von der Leber nach der Lunge hin. Es erfolgten dann neue Fieber, Irrreden, die Kranken wünschten aufrecht zu sitzen. Dabei Husten, anfänglich ohne Auswurf, in der Folge reichlich. Tödtlich der Ausgang, wenn

der Auswurf eine grünlich schwarze Farbe bekam, wenn die Hände zitterten, der Athem kochte. Oft hob sich die Krankheit durch einen frieselartigen Ausschlag. Alte, denen die Mineralsäuren nur mit der grössten Vorsicht gereicht werden durften, unterlagen meistens.

Heilplan. Wenn die Gefässe des Kranken mit vielem Blute angefüllt, ein Aderlass an der schmerzhaften Seite. Bloss von der Vollheit des Pulses nahm L. die Anzeige. Unmittelbar darauf erfolgte oft ein freiwilliges Erbrechen. Diesem Winke folgend, gab er ein Brechmittel, ohne auf irgend eine Gegenanzeige Rücksicht zu nehmen. So oft das Leben eines Kranken in Gefahr ist, giebt es überall für ihn keine Gegenanzeigen. In solchen Fällen darf der Arzt überhaupt nicht für seinen Ruhm zu ängstlich besorgt sein. Man gebe nur der Stimme der Natur Gehör und handle nach bestem Wissen. Will der Arzt auf jeden Fall seinen praktischen Ruhm in Sicherheit bringen, so stirbt darüber oft der Kranke, den ein muthiges und kühnes Unternehmen, mit einiger Gefahr des Ruhmes begonnen, erhalten haben würde. Am wenigsten riskirt der Arzt, wenn er mehr rathend als befehlend zu heilen sucht. Den Leib liess L. durch Klystiere offen halten; am 3. Tage eine kühlende Abführung, dann Mineralsäuren. Wenn die Unreinigkeiten in den Praecordien weggeschafft, so hatte die Fäulniss abgenommen, und die rheumatischen Schmerzen waren verschwunden. Bloss das Ausdünstungsgeschäft lag noch darnieder. Das zeigten die mit Angst verbundenen örtlichen Schweisse. Dies keine Malignität. Der glutinöse Theil des Blutes verschliesst die Hautöffnungen. Daher können die fauligten, zur Aussonderung bestimmten Bluttheile nicht aus dem Körper geschafft werden. Die Haut eines solchen Kranken ist mit einer klebrigten Feuchtigkeit überzogen. Es giebt hier kein besseres Mittel als das warme Bad. Todtenartig trug man zuweilen die Kranken ins Bad; allgemeiner Schweiss brach dann aus, die Glieder wurden geschmeidig. Aus der Badewanne aber stieg ein solcher Gestank auf, dass man einer Ohnmacht nahe gebracht wurde.

L. berichtet nun von mehreren Fällen und ist der Ansicht, dass warme Bäder, zur Zeit der kritischen Ausleerung und nach gehöriger Reinigung des Körpers angewendet, Vielen das Leben erhalten können. Von 779 behandelten Personen starben 22, meistens in Folge der furchtbaren Ofenhitze in den Krankenstuben.

Lentin's Vorbeugungscur bestand darin, dass, weil Alle, die erkrankten, vorher an trockenem Husten, Neigung zum Erbrechen, Schwindel und Schwere in den Gliedern litten, ein Brechmittel bekamen, dann Abführmittel. Hierdurch gelang es, die Krankheit zu verhüten. Alle sporadischen Krankheiten hatten während der Zeit einen galligten Charakter. Von der Epidemie des Jahres 1775 gibt er zuerst die Witterung an. Monatsweise hat er Tabellen aufgestellt für die Epidemien der Kinder und der Erwachsenen. Bemerkenswerth war die Scharlachepidemie. Uebertriebene Esslust, die meistentheils wichtigen Krankheiten vorangeht, kündigte auch diese an. Binnen acht Tagen ward der Urin sparsam. Dabei Mattigkeit, Uebelkeit, bitterer Geschmack; die an den Spitzen purpurfarbene, hinten mit einem galligten Ueberzuge belegte Zunge stimmt mit diesen Klagen überein. Hitze sehr stark, Schlingen erschwert. Der innere Umfang des Schlundes mit einzelnen rothen Flecken besäet, welche die Mündungen der Speicheldrüsen, welche sich dort öffnen, verschlossen. Daher Anschwellung der Parotiden. Die Hautausdünstung hörte auf, sobald der Scharlachausschlag erschien. War endlich die ganze Oberfläche mit diesen breiten Flecken bedeckt, so hörte das Hautgeschäft beinahe gänzlich auf, auch nahm die Harnabsonderung beträchtlich ab. Dann entstand Diarrhoe, wahrscheinlich in Folge der von der Peripherie auf den Darmkanal geworfenen Feuchtigkeiten, sie erleichterte bisweilen die Kranken ausserordentlich. Nach acht Tagen Abschuppung. Wer sich nicht vor der freien Luft hütete, erlag der Folgekrankheit. Unterdrückte Hautausdünstung und gehemmte Harnabsonderung gaben dieser Anschwellung ihre Entstehung. Alle Kinder, die starben, kamen an dieser Folgekrankheit um.

L. gab anfangs ein Brechmittel, liess, später gerufen, zur Ader, wenn die anginösen Beschwerden gar zu heftig, und dann kühlende Abführmittel, weil die Epidemie eine galligte. Nach dem 8. Tage liess er täglich baden, da die Ursache dieser Krankheit allein in unterbrochener Hautausdünstung und gehemmter Urinabsonderung besteht; auch wurde das harntreibende Liniment in der Nierengegend eingerieben.

Die Keuchhustenepidemie als Nachtrapp des Scharlachfiebers von 1775 zeichnete sich dadurch aus, dass sie sich durch verschiedene Hautübel been-

digte. Er schlägt desshalb vor, solche Mittel anzuwenden, welche noch mehr die Hautausschläge hervortreten lassen, wie z. B. die Werlhof'sche Salbe, die ja sich auch bei der Kribbelkrankheit bewährte. Die Keuchhusten hat grosse Verschiedenheiten und erfordert desshalb mannigfaltige Mittel; die allgemeine Gesundheitsconstitution und die verschiedene Beschaffenheit des Wetters und der Jahreszeiten müssen berücksichtigt werden.

Es folgte dann plötzlich eine Epidemie asthenischer Pneumonien. Die meisten Kranken bedurften keine andere Arznei als ein Brechmittel. Waren Seitenstiche dabei, so warnte er, sie nicht für entzündlich zu halten, sie waren krampfhaft oder rheumatisch und wichen folgenden Mitteln (Rec.: Tinct. Rhei sp. ℥ 1, Tinct. Valer. maj. per Liq. m. anody. Hoff. par., Sal. ammoniac. āā ʒ 1. Alle 2 Stunden 80 Tropfen). Wenn dieses Mittel allein nicht half, so verband er damit einen Trank von einer Unze Fliederblumen, 2 Drachmen Minder's Geist und 10—12 Tropfen Laud. liq. Sydenhami, gegen die Nacht zu nehmen. Die Schmerzen hörten dann auf und die Kranken verfielen in einen Schweiss.

Von dem Jahr 1776 sind tägliche Barometer- und Thermometer-Beobachtungen und Notizen über den Wind und das Wetter aufgenommen. Die verschiedenen Epidemien werden einzeln beschrieben. Es waren galligter Husten, Rheumatismus, Bräunen, Windblattern, Schwindelfieber, Blattern. Im August tritt eine neue Krankheit das Schwindelfieber auf. Traurigkeit, Erschöpfung der Kräfte und Müdigkeit waren die Vorboten; dann erfolgten Schauern, Frost, Hitze, Uebelkeit, Schwindel und gänzliche Kraftlosigkeit. Dies nahm bis zum 4. Tage zu. Am 6. Tage trat ein neuer Anfall auf, am 7. brach ein copiöser Schweiss aus. Kam derselbe nicht, so lagerten sich die Krankheitsstoffe bei unvollkommenen Krisen auf die Drüsen des Halses und des Schenkels ab.

Die allgemeine Heilmethode nahm L. aus der Beschaffenheit der Luft und des Wetters her; die besondere aus den erregenden Agentien; die individuelle aus der eignen Disposition des Subjects. Da ein galligter Zustand vorlag, bekamen alle ein gelindes Abführmittel. Die besondere Ursache lag in einer Erkältung nach vorausgegangener Erhitzung. So lange Uebelkeit und bitterer Geschmack anwesend, wurden Brechmittel verabreicht, nachher eine kühlende Salzmixtur mit Campher. Indessen beobachtete er an den kritischen Tagen genau, welch' einen Ausgang die Natur sich wählte und folgte ihr darin. Vollkommen waren die Krisen, welche an den gewöhnlichen Tagen als reichliche Schweisse erfolgten; alle Zufälle pflegten darnach abzunehmen. Die, welche über den 11. Tag die Krankheit behielten, wurden blödsinnig. Nach ein paar Abführungen aber kam der Gebrauch der Vernunft wieder.

In den beobachteten Pockenepidemien waren die Blattern krystallinisch und zusammenfliessend, gleichbedeutend mit Huxham's katarrhalischen Blattern. Man konnte bei einer Uebersicht in der herrschenden allgemeinen Constitution annehmen, dass die mehr dünne oder dicke Consistenz der Eiter erzeugenden Säfte bei den Blattern einer Flüssigkeit zuzuschreiben sei, die sich von einem entfernten Orte im Körper zusammenzieht. Andere Ausleerungen weichen dann vom Gesetze der Statik ab, hören entweder ganz auf, oder werden beträchtlich vermindert. Noch eher entsteht eine solche Abweichung, wenn zugleich etwas Katarrhalisches in der Constitution ist. Nach Sydenham ist die Materie in den, zum Zusammenfliessen geneigten Pocken hell oder röthlich und von der Beschaffenheit, dass sie die der Luft nahe liegenden Theile aufsucht und sich unter der Epidermis nach allen Richtungen einen Weg bahnt. Zusammenfliessende entstanden, wenn die Witterung katarrhalisch war.

Eine katarrhalische Constitution setzt Bedingungen voraus, welche vermögend sind, die unmerkliche Ausdünstung zu hemmen und eine pletbora serosa hervorzubringen. Sie äussert sich als Gicht, Rheumatismus, Husten u. s. w. Folgendes sind die Zeichen: 1) Der Körper wird ungewöhnlich und schnell stark und voll, nach Celsus ein verdächtiger Wohlstand. 2) Es erfolgt häufig Niesen, die Nase ist voll Schleim, dabei öfters Husten und Harnen, Neigung zum Schlafe, des Abends erhöhtes Wärmegefühl. Wenn diese Erscheinungen voraus gehen, so treten die Blattern stets bösartig auf. Bei den heftigen Lumbalschmerzen wird sehr wenig Urin gelassen. Es stellt sich dann Neigung zum Erbrechen ein. Die Nieren werden vom Blatterngifte specifisch angegriffen. Welche Wirkung zieht die unterdrückte Harnabsonderung nach sich? Dadurch bleibt die Blutlauge im Körper zurück, vermehrt durch ihre salzige Schärfe Fieber und Jucken der Haut. Wirft sie sich auf's Gehirn, so entstehen Delirien, Krämpfe und Convul-

sionen. Bisweilen macht sie den ganzen Körper nach Urin riechend. Man muss desshalb harntreibende Mittel geben, den versüssten Salpetergeist; durch Beförderung dieser Absonderung können alle übrigen ersetzt werden. Die Epidemie des englischen Schweisses in Frankreich 1718 äusserte sich dadurch, dass der Urin sich nach der Haut hinzog. Die Schweisse hatten ganz den Geruch von fauligtem Urin. Statt des Eiters wird dann bei den Pocken eine Art Jauche erzeugt. Lentin's Streben ging dahin, noch vor dem Fieber die Haut- und Harnabsonderung, vorzüglich letztere, zu befördern. Er suchte daher den Katarrhalzustand weit eher zu vertreiben, als der Ausbruch des Fiebers eintrat. Als Vorbeugungsmittel gab er die tinct. papav. Rhoeados mit spir. nitir. dulcis und liess einen Thee trinken von folgenden Species: Rad. Alth. ℥ jj, rad. Liq. ℥ β, flor. pap. Rhoead. pugel. jj. Diese Mittel hüllten die salzige Schärfe ein, befreiten den Körper von der zu grossen Menge Serum, das den zusammenfliessenden Blattern das Material liefert, und verhüteten die Krämpfe. Im Stadium des Ausbruchs — seiner Meinung nach ist für eine jede Epidemie eine eigene, ihr angemessene Prophylaxis nothwendig — fand er nichts besseres denn ein warmes Bad, das die Haut öffnet nnd sie zur Ablagerung und Maturation des Eiters geschickt macht. Das harntreibende Liniment liess er in der Nierengegend einreiben und bähte dieselbe mit einem erweichenden Umschlage; eben denselben liess er auf die Schamgegend legen, weil der scharfe Urin Krämpfe erregen kann.

Im Jahre 1777 herrschten die galligte Bräune, die katarrhalische Bräune, Katarrhalfieber, der Keuchhusten die katarrhalischen und galligten Masern. Galligt nennt er jene, weil sie ihren Grund in der Verderbniss und übergrossen Menge dieses Saftes hat. Nachdem schon in den vorhergehenden Monaten die galligte Constitution geherrscht hatte, gesellte sich, bei herrschendem Ostwinde die Entzündung dazu, als ein zweites Erforderniss der Bräune. Dem Westwinde entgegen gesetzt, hat der Ostwind einen ganz unterschiedenen Einfluss auf die Körperconstitution. Die schlaffe Faser wird durch ihn rigide, der vollsaftige Körper trockner. Gab man im Anfang ein Brechmittel, noch ehe der Zustand des Schlundes es verbot, so gelang es, die Krankheit damit zu unterdrücken.

Nach weggeschaffter erregender Ursache konnte man Fieber und Bräune durch Anwendung passender Diät und etwas Oxymel simpl. vertreiben.

Im Febr. herrschten Rheumatismus und Katarrhe. Sie verschwanden bei einem die Ausdünstung befördernden Verfahren. Im März, bei Nord- und Ostwinden, traten geschwollene Halsdrüsen, Parotiden und Augenbeschwerden ein. Nach Verlauf von 14 Tagen verwandelten sich diese in Bräunen, die aber den der vorigen Epidemie sehr unähnlich waren, sie folgten auf eine katarrhalische Constitution und erforderten eine ganz andere Behandlung. L. liess ein Blasenpflaster zwischen die Schultern legen, ein Fussbad nehmen, in den Morgenstunden die mixt. simpl. mit der Essent. pimpinellae albae reichen, zum Nachtrinken Fliederthee, um den Hals Linim. volat. einreiben oder resolvirende Species mit Kampher umschlagen. Das unbeständige Wetter im April begünstigte die Verbreitung katarrhalischer Krankheiten. Im Mai erfolgte bei sehr hohem Thermometerstande, herrschendem Regen- und Westwinde dann wieder die galligt-katarrhalische Constitution. Hier durfte man die Reinigung des Darmkanals nicht unterlassen. Sonst stieg das Fieber zu einer solchen Höhe, dass Delirien sich damit verbanden. Wenn nach starken Schweissen bei Einigen purpurfarbene Ausschläge oder Schweissblätterchen auf der ganzen Hautoberfläche zum Vorschein kamen, so zeigte dies nicht Nachlass, sondern Verschlimmerung an. Auch wenn schon Fieberlosigkeit vorhanden, passte die Chinarinde nicht, weil, nach ihrer Anwendung, der, vorher reichlichen Bodensatz gebende Urin keinen mehr absetzte, wasserhell wurde und der Kranke sich verschlimmerte. Der geringste Diätfehler brachte einen Rückfall.

Gegen Ende Juni stellten sich Keuchhusten und Masern ein. Bei ersterem bewährte sich das Schierlingsextract. Letztere waren zu Anfang rein katarrhalisch, wurden später galligt. Die Patienten litten meist an Uebelkeit, Würgen und Kraftlosigkeit. Es wurden dann sofort Brechmittel gegeben, bevor eine Diarrhoe sich einstellte, die zwar eine wohlthätige war, oft aber zu spät kam, weil davon schon eine beträchtliche Masse Galle ins Blut aufgesogen war. Nachdem bis zum Jahre 1781 in Clausthal keine Seuchen geherrscht hatten, erhob sich in diesem Jahre eine neue Periode, die bis 1788 nur Seuche gegen Seuche gewechselt, aber nicht ganz aufgehört hat.

In der Beschreibung der Epidemien dieser Periode (I. Bd. 1—35, welche er aber nur bis zum Jahre 1784 beobachtete, indem er in dieser Zeit nach Lüne-

burg übersiedelte) hebt er besonders den Einfluss des Wetters und der Nahrungsmittel hervor; jene zeigen einen verschiedenen Ausfall nach diesen: „Die Gesundheit scheint manchmal bei den auffallenden Abweichungen der Jahreszeiten und der Witterungen ganz unverändert gut auszudauern; allein alles Heil kommt auf die darauf folgende an. Jene habe ich immer als die vorbereitende angesehen und dieser ein bildendes Vermögen zugeschrieben. Jene schien die flüssigen Theile der menschlichen Körper und der Nahrungsmittel desselben, nach und nach aus bisheriger natürlicher, der Gesundheit zuträglichster Verfassung zu setzen; diese aber, durch Hinzufügung einer fühlbaren Veränderung des Meteorsystems, die Nerven und die festen Theile des Körpers so zu entstellen, dass, vermöge der verschiedenen Modification der Reizbarkeit, bald diese, bald jene Krankheitsgestalt zum Vorschein gebracht ward. Gar vielfältig habe ich bei unzeitigem, anhaltendem Regen wenig Kranke gesehen, die aber mein Haus stürmen zu wollen schienen, nachdem entweder Hitze oder Frost unmittelbar durauf gefolgt war. Bösartige Katarrhalfieber mit ungemeiner Ermattung und Neigung zum Friesel und zur Fäulniss waren die Früchte der ersten Veränderung und galligte Rheumatismen und andere Gallenkrankheiten des letzteren.“ L. spricht dann von der Wichtigkeit der Beschaffenheit der Nahrungsmittel zur Beurtheilung der Volkskrankheiten. Wichtiger sind die Beschaffenheiten der Nahrungsmittel, welche zum Winter aufbewahrt werden als die der, frisch zu geniessenden Früchte des Sommers. Diese können nur einen Monat, jene ein halbes Jahr schaden. Die Krankheiten des Herbstes sind desshalb weit gelinder als die des Frühlings, weil der gemeine Mann die jungen Gemüse zu lange entbehren muss. Dem Winter hingegen geht man mit dem neuen Blute, das man durch Obst, frische Gemüse und schöne Witterung erhalten hat, entgegen. Es gebe auch eine Jahreszeit, in welcher die Luft ein Gas führt, das jeden Nerven belebt und dass Gefühl der Gesundheit recht anschaulich macht. Das ist die Zeit der allgemeinen Blüthe der Tannen. Gesunder kann wohl die Luft zu keiner Zeit sein. Oft habe er gedacht, drei Wochen Aufenthalt in solch' herrlicher Luft würde die langwierigsten Lungenschäden sicherer und weit angenehmer heilen als das Contubernium im Kuhstalle. — Ganz sichtbar habe sich die Zahl der Erkrankungen vermehrt, wenn die Erfrischungen, die sich das Volk häufig anschaffen kann, fehlten, wenn entweder im Frühjahre oder im Sommer die Kirschen und Heidelbeeren und der immerwährende Leckerbissen des Bergmanns, die Kronsbeeren mangelten. Die Schwindsucht und die Epilepsie waren sonst hier sehr häufig. Die Beschäftigung, Nahrungsmittel und oft wiederkommende Husten geben zu den Uranfängen der Schwindsucht, der Tuberkeln in der Lunge, Gelegenheit. Man mochte in vorigen Zeiten den Katarrhalhusten für nicht so wichtig angesehen und vielleicht aus Sparsamkeit, Kranken dieser Art die Hände nur mit Brustkuchen gefüllt haben; allein da ihm unter solchen Umständen und in Betracht der misslichen Folgen auf die künftige Gesundheit jeder starke Katarrhalhusten ein sehr ehrwürdiges Ding ist, so verwandte er mehr Blasenpflaster gleich zu Anfang eines, mit Heiserkeit verbundenen brausenden trocknen Hustens und im ferneren Ablauf mehr Meerzwiebelhonig und Ammoniakgummi und hatte dagegen das Vergnügen, die Schwindsucht so weit verringert zu sehen, dass kaum ein oder zwei dergleichen im Jahre vorkommen. Der Nutzen der Blasenpflaster an den Arm oder zwischen die Schultern, gleich zu Anfang gelegt, ist so auffallend gross, dass, wenn dem Husten nichts Galligtes beigemischt ist, binnen 2—3 Tagen wenig mehr davon übrig sein wird.

Die Epilepsie war selbst häufig unter den Puchknaben. Sie hatte ihren Ursprung allergrösstentheils von Würmern, oder von zurückgetriebenem Ausschlag am Kopfe. Die Störk'sche Latwerge gegen die Würmer ist ein sehr gewisses Mittel, so wie auch nachher die Magnesia mit Zinkblumen. Eine regelmässigere Behandlung der Grindköpfe entfernte diese Ursache ebensowohl, und jetzt sind diese Schreken Seltenheit. Den katarrhalischen Bluthusten, der hier häufig vorfällt, heilte L. mit einem grossen Blasenpflaster zwischen die Schultern gelegt und einem Thee aus Schaafgarbe, Eibisch und Süssholzwurzel, kalt und häufig getrunken, allemal gewiss.

L. hat eine besondere Art, die er zur genauen Beobachtung jeder neuen Epidemie sehr bequem findet. Er achtet sehr auf die Gesundheit aller Einwohner und das Verhältniss der der Kinder zu der der Erwachsenen: „Lauter Treffpunkte muss man zu fragen und lauter treffende Mittel zu verordnen wissen, die man aber sicher verfehlt, wenn man nicht weiss, wonach man fragen und nach welchen Anzeigen man verordnen soll. Allein es ist mir

auch nicht jeder Kranke zur Beobachtung der neuen Epidemie tauglich. Man muss wirklich in der Auswahl alle mögliche Vorsicht gebrauchen, damit die Geschichte der Krankheit und der verwendeten Mittel nach einem richtigen unbezweifelten Fuss entworfen werden könne. Ein solcher Kranker muss mittleren Alters, vorher ganz gesund gewesen sein, keine örtliche Schwäche, Schmerzen oder erbliche Krankheit haben; er muss mit keiner Furcht oder was noch schlimmer ist, den regelmässigen Ablauf der Krankheit in Unordnung setzt, die Krisen gewiss stört, sie entweder aufhält, versetzt oder zu heftig werden lässt, bei noch nicht ganz erloschenem moralischem Gefühl, mit keinem Herzen voller Verbrechen das Krankenbett bestiegen haben. Man muss in Ansehung der Folgsamkeit, Genauigkeit in Beobachtung der Verordnungen und der Aufrichtigkeit der Berichte über alles, was Beziehung auf die Krankheit haben kann, sicher sein. Sonst wird man von der einfachen, unvermischten und unverfälschten Beschaffenheit der neuen Krankheit nie einen reinen Begriff bekommen, sich nie im Stande befinden, einen treffenden allgemeinen Plan über die Methode zu entwerfen und sich die Arbeit unendlich erschweren. Durch unermüdete Fortsetzung dieser Art, Krankheiten zu beobachten, gewöhnt man sich, die allgemeine Gesundheitsverfassung richtig zu beurtheilen, ihren Antheil an chronischen Krankheiten zu erkennen, sowohl allgemeine als besondere, hierauf abgemessene Entwürfe zu machen und die Aeusserungen der Natur zu lesen zu verstehen und ihre Bedürfnisse zu erfüllen“.

L. beschreibt dann zuerst die Epidemie der Gelbsucht v. 1781. Er behandelte 264 Kranke; nicht einer starb. „Zähigkeit aller umlaufenden und abgesonderten Säfte konnte ich aus der vorhergegangenen vorbereitenden Witterung, der Jahreszeit und aus dem Mangel seifenhafter frischer Früchte sicher voraussehen. Ich füllte also jeden, der über Drücken in der Herzgrube und unter der kurzen Rippe und Trägheit in den Gliedern klagte, mit auflösenden, verdünnten Getränken an. Z. B. mit einer Ptisane aus Grass-Pfaffenröhrlein und Süssholzwurzel, in welcher entweder das Gelbe vom Ei oder Honig aufgelöst war. Hiervon mussten die Kranken so viel trinken, als sie nur konnten. Dabei verordnete ich ihnen täglich 3 Quentchen, bis ein halbes Loth tartarisirten Weinstein, in einem ähnlichen Decoct aufgelöst und mit Meerzwiebelhonig versüsst zu nehmen, dann liess ich entweder bei deutlichen Zeichen des mit Galle und Schleim überfüllten Magens brechen, auch oft wiederholt brechen, oder bei Abwesenheit derselben, mit Manna und Salz tüchtig laxiren. Mit diesen Mitteln fuhr ich so lange fort, bis der drückende Schmerz in der Herzgrube mehrentheils völlig verschwunden war, die Kranken Leichtigkeit in den Gliedern und ruhigen Schlaf bekommen hatten. Dann gab ich bittere, stärkende Mittel, liess dabei die Ptisane nehmen, bis sich die Farbe und Bodensatz im Urin verloren hatte, dann Hollunderblumenthee reichlich trinken. — Rhabarber gab ich fast keinem Kranken, indem diese Wurzel sowohl den Harn als den Stuhlgang färbt. — Kinder von Schwangeren, an dieser Krankheit leidend, geboren, überstanden die Krankheit nicht, sie verfielen in eine Schlafsucht, die mit dem Tode endete. Diese Gelbsucht ist von der der Neugeborenen gänzlich verschieden“.

L. liefert dann eine Schilderung der Influenzaepidemie. Von dem Ausbruche sagt er: „Am 7. März war Alles noch gesund; am 8. aber gegen Abend wehte der Wind aus Nordost und führte eine besondere Art von Luft über uns, ähnlich der, die aus einem feuchten, zugigten Keller einem entgegen strömt. Ich selbst wurde auf der Stelle heiser, fühlte Schmerz in der Brust, legte noch denselben Abend ein spanisches Fliegenpflaster auf den Arm, schwitzte, und war am anderen Tag wieder gesund. Am folgenden Tage wurde ich von Boten von Kranken überlaufen, die sämmtlich über Frost, Hitze, Kopf- und Brustweh klagten. Alle bekamen Pulver aus Salpeter, Weinsteinrahm und Kampher und dabei Thee aus Brustkräutern und Fliederblumen“. Die, welche Stiche oder Bluthusten hatten, bekamen Spanischfliegenpflaster auf den leidenden Theil oder zwischen die Schultern, die, welche von Bluthusten, Nasenbluten, heftigem Kopf- und Augenweh befallen, statt der Pulver, mineralischen Sauerhonig, die über bitteren Geschmack oder Uebelkeit klagenden, Brechmittel, und die, so an Durchfall oder Gespanntheit des Unterleibes litten, Laxirmittel. Mit diesen Mitteln genasen 1400 Kranke binnen 3 Wochen. Ein einziger Mann von 60 Jahren, der die spanische Fliege verweigerte, starb.

Bei der Pockenepidemie impfte er 32 Personen. Zur Vorbereitung bediente er sich der Dimsdal'ischen Methode, liess bei Merkmalen der Vollblütigkeit vorher zur Ader oder bei bemerkter Härte und Unbequemlichkeit der Haut, baden.

Das Impfen selbst vollzog L. durch einen in Pockeneiter getauchten Faden, den er in die Länge der Wunde legte und ihn mit Diapalmalpflaster bedeckte. Dimsdale's oder von Gotti's Methode wandte er nicht an. Warum sollte er ein Verfahren verlassen, bei dem er 400 Mal glücklich gewesen war und ausserdem noch den grossen Vortheil der für die Folgen einer so wichtigen Krankheit höchst erspriesslichen Eiterung erhalten kann. Dies ist sehr wichtig. Es bildet sich sonst oft ein Abscess in einem vorzüglich geschwächten Eingeweide. Stets beobachtete er die Vorsicht, die Geimpften von den Pockenkranken fern zu halten. Sein eigenes Kind musste die unterlassene Vorsicht mit dem Tode büssen. Denn Impflinge können auf dem natürlichen Wege angesteckt werden und erkranken dann sehr schwer. Dimsdale's Rath, die Impflinge mit Pockenkranken zusammenzulegen, ist desshalb zu verwerfen. Es ist nach Lentin's Bedünken zweierlei, ob ein natürlich Angesteckter geimpft, oder ob ein Geimpfter noch überher natürlich angesteckt wird. Es verhält sich wohl ebenso, ob man einem grossen Uebel noch ein geringes hinzuthue oder ob einem geringen ein grosses.

Das bei dem ersten Ausbruch des Eruptionsfiebers vorgeschriebene Laxirmittel ist eine goldene Regel. Seit er aber den üblen Geruch aus dem Munde vor dem Anfange beobachtete, gab er ein Brechmittel. Eine zu trockene Luft kann den Ausbruch verhindern; durch grünes Buschwerk kann man der Luft die gehörige Feuchtigkeit geben. In Ansehung der Lufttemperatur hat er sich nach dem Klima, nach der Beschaffenheit der Epidemie, der mit den Pocken zugleich im Schwange gehenden Krankheiten, der Witterung der Jahreszeit, nach dem individuellen Gesundheitszustande und dem Fiebertone jedes Kranken nie aber so blindhin, weil es ein Engländer gesagt hat, nach der Vorschrift gerichtet, die beinahe ohne alle Einschränkung kühles Verhalten und den Gebrauch der freien Luft als die wahre Panacee empfiehlt. Ebenso weit ist er vom heissen Verfahren, von Einkerkerung des Kranken in seine eingeaasten Betten und verpestete Luft entfernt, als er von dem Kitzel ist, durch Neuheit einer Methode aller Augen auf sich ziehen zu wollen. Er hat von allen grossen Aerzten gelernt, dass diejenige Methode die beste sei, die der erhaltenden Absicht der Natur am gewissesten ist und derjenige ein wahrer Arzt, dessen Augen, nie durch die Brille eines Systems, richtig sehen und der aus dem Gesehenen wiederum mit ungeblendeter Vernunft urtheilt, welche Wirkungen der Natur zu befördern, welche zu mässigen und welche anders zu lenken seien.

Von 400 Eingeimpften hat er nur sein eignes Kind verloren und von den natürlichen Pockenkranken so wenige, dass er Bedenken trägt, die Anzahl derselben zu nennen.

Bei der diesjährigen Epidemie hatte er dasselbe Glück, als in der, in den Memorabilien erwähnten. Seine Methode besteht nicht in gewissen Recepten, sondern vielmehr in der Art, die Epidemie zu beurtheilen und hiernach die allgemeine Heilungsart, auf deren Richtigkeit bei einer grossen Menge Kranker Alles ankommt, einzurichten.

Als die Pocken kamen, hatte eben die Gelbsucht geherrscht. L. sagte sehr gelinde Pocken voraus, weil er aus Erfahrung wusste, dass reine Galle, dem Blute beigemischt, nie gefährliche Pocken macht. Es wurde aber schlimmer, als die Influenza auftrat. Das Material zu den Pocken war also durch Hinzukunft der katarrhalischen Feuchtigkeit dergestalt geändert, dass es flüssiger, aber auch schärfer geworden ist. Man muss wohl untersuchen, wie lange der katarrhalische Zustand gedauert, und ob bereits sichtbare Veränderungen im Verdauungssysteme dadurch bewirkt wurden. Hat der Katarrh aber schon länger angehalten, und sind dann sichtbare Abweichungen im Verdauungssystem wahrzunehmen, so kann man in den allermehrsten Fällen auf grüne verdorbene Galle und verdorbenen Drüsensaft schliessen. Die Zeichen von dieser Beschaffenheit der zur Verdauung nächst gehörigen Säfte können zwar bei ganz jungen Kindern nicht aus dem bitteren Geschmacke und nur selten aus der Erscheinung der Zunge hergenommen werden. Indessen zeichnet sie die Natur durch andere unverkenntliche Merkmale so ab, dass auch ein mässig geübter Arzt sie nicht leicht verfehlen wird. Grüne Galle bleibt den empfindlichen Häuten des Magens und der Gedärme nicht lange das, was ihnen gesunde Galle war; sie wird in grösserer Menge ergossen, ist anfänglich zur Säure und nächstdem zur Fäulniss geneigt; im ersten Falle sieht das Gesicht blass, ins Gelbe spielend, im zweiten aber mehrentheils gemalt roth, mit einem gelblichen Schein, um Augen und Mund aus. Solange die Galle noch offenbar sauer war, gab er Krebsteine, nie aber, wenn declarirte Fäulniss schon in

den Eingeweiden vorhanden. Den folgenden Morgen dann ein Laxirmittel aus Manna und Tamarinden, aber keine Salze. Gegen den Rest des Katarrhs liess er täglich Klystiere aus Chamillen und Honig geben, überhaupt den Leib während des ganzen Ablaufes täglich offen halten. Sobald die Geschwulst des Gesichts von der Stirn zu fallen anfängt, lässt er Flanell, dies in warmer Milch gesteckt und ausgerungen, um die Vorderarme winden. Es ist der Weg der Natur, dass diese alsdann mehr anschwellen. Kurz darauf pflegen die Pusteln des Gesichts trockner zu werden. Sobald sich dieses ereignet, räth er mit sichtbarem Vortheil durch Manna und Tamarinden zu laxiren. Der heftige Gestank des Abgangs gab dann deutlich zu erkennen, dass ein nicht geringer Theil des zur Fäulniss sehr geneigten Materials, das durch die Haut hätte fortgeschafft werden müssen, sich wieder zurück auf die Gedärme geworfen habe. Um den Harn zu befördern, liess er häufig warme Getränke trinken und bei weiterem Fortgange des Abtrocknens an den oberen Theilen auch die Schenkel und Füsse mit warmem Flanell bewickeln. Das wichtigste für die Erhaltung der künftigen Gesundheit und Abwendung vieler verdriesslicher Folgen bestehet nur noch in eiligster Wiederherstellung der Dienstfähigkeit der Haut. Sobald es nur, wegen etwa noch vorhandener voller Pusteln geschehen konnte, liess er die Kinder über den ganzen Leib mit Wasser, in welches etwas Gelb vom Ei und ein wenig Wein gemischt war, abwaschen. Auch Bäder sind von grossem Nutzen, wenn die Pockenschärfen trocken und grösstentheils abgefallen sind. Eine andere Frage ist's, ob sie schon anzuwenden, wenn viele Pocken mit halbtrocknen Schärfen vorhanden waren. Seinem Dünken nach würde man den Vortheil dadurch erhalten, dass die Haut erweicht, die Schweisslöcher eröffnet, die salzige Schärfe verdünnt und zur Ausführung geschickter gemacht würde. Nur hat ihn noch die Besorgniss zurückgehalten, dass durch warme Bäder die Gerinnungen, die sich bei serösen Blattern auf dem Stuhle derselben befinden, wieder aufgelöst und in einen so flüssigen Zustand gebracht werden, in welchen sie zum zurückführenden Adersystem gelangt und dem Blute wieder beigemischt, neue, einem bereits schwächlichen Leben, zu gefährliche Empörungen wieder anfangen könnten. Bei keinem Kinde wurden die Augen von Blattern angegriffen, so lange die reingalligte Constitution dauerte Dahingegen bekamen sehr Viele Pocken in den Augen, nachdem alle Welt katarrhalisch geworden war. Stellen am Körper, die brandig waren, brachte die Rinde äusserlich aufgelöst, wieder zurecht. Er liess fein gepulverte Chinarinde mit etwas Kampher gemischt mit Wein zu einem dicken Brei machen, und so leicht aufbinden. In 24 Stunden waren ziemlich alle Merkmale alsbald gelegt.

Es folgen dann die Volkskrankheiten, welche Lentin 1784, 85, 86 u. 87 in Lüneburg beobachtete.

Er berichtet Folgendes: „Mit dem 26. Dec. 1783 fing der Winter mit aller der Heftigkeit an, die bis zum April 1784 in einem Zuge fortdauerte. Das schon vom Herbste her stammende Faulfieber nahm nun zu. — Es war mehr Folge des mit Armuth verknüpften Mangels an Allem, was Gesundheit und Kräfte erhalten kann, als Folge entstellter Luft oder der Nahrungsmittel überhaupt. Unter solchen Personen, die sich des Hungers mit gesunden Nahrungsmitteln erwehren konnten, war es fast gar nicht zu sehen. — Gegen den Herbst 1784 kamen die Pocken.

Seit 1759 herrschte in allen Krankheiten eine tonangebende Neigung zur Fäulniss; 1789 nahm die Gesundheitsconstitution eine andere Beschaffenheit an, sie wurde entweder rein galligt oder entzündlich. Kranke vertrugen nicht bloss Aderlässe, sondern man musste sie vornehmen. — Im Sommer und Herbst 1785 liessen sich Masern sehen; im October 1788 traten die Pocken auf, welche anfangs gelinde waren, aber schlechter auftraten, sowie Katarrh sich hinzugesellte". In der Scharlachepidemie von 1786 liess L. wieder wie in Clausthal brechen und abführen, selbst wenn der Ausschlag schon völlig da war. Den Hals rieth er mit Fliederthee zu gurgeln. Zum Brechen hielt er eine Auflösung des Brechweinsteins oder des Spiessglanzweins darum besser, weil diese beiden Mittel dem Halse nicht so beschwerlich sind als die Ruhrwurzel. Bäder nach überstandenem Fieber sind hier noch nothwendiger als bei den Pocken.

Von 1788—91 war Lüneburg von herrschenden Krankheiten nicht befallen. Dass die Stadt von der Ruhr verschont blieb, setzt er auf Rechnung der eigenthümlichen Athmosphäre, der durch 3 Kalköfen sehr viel Schwefelsäure beigemengt ist. Doch sah er sie während seines 10 jährigen Aufenthalts auf dem Harze auch nie als Epidemie.

1791 wurden die Masern allgemein. An den auf sie folgenden galligen Peri-

pneumonien starben sehr viele Kinder, wenn man nicht zeitig gerufen wurde, um die grüne Galle auszuleeren und die Haut wieder perspirabel zu machen. Sofort auf diese Epidemie folgte eine Pockenepidemie. L. fürchtete gleich eine sehr schlimme Art, denn die Kinder, welche die Masern noch nicht gehabt hatten, waren doch grösstentheils katarrhalisch und diejenigen, die entweder leicht oder unter grösseren Beschwerden davon gekommen waren, hatten sich noch nicht völlig wieder erholt oder besassen die ganze Integrität der Gesundheit noch nicht wieder. Bei dieser Lage erwartete er viel von der Prophylaxis. Er liess sich ein Verzeichniss aller Kinder geben, welche die Pocken noch nicht bestanden hatten, und liess sie alle die Rosenstein'schen Pillen nehmen. Der Erfolg war, dass von den geimpften Kindern keines starb, von denen, welche die Prophylaxis versäumt 93, von den vorbereiteten dagegen nur 2.

Er meint, dass eine Pockenepidemie so leicht nicht tödtlich werden würde, wenn man nur im Stande wäre, den Kindern vorher Integrität der Gesundheit zu geben, damit sie die Blattern ohne alle Complication und Entstellung der Säfte bekämen. Die reine Pockenkrankheit ist so gefährlich und tödtlich nicht. Allein wer wird Obrigkeit und Eltern dahin bringen, diese grosse Pflicht erfüllen zu helfen und selbst zu erfüllen? „Ich glaube dies ist die eigentliche Pockennoth, die reine Krankheit aber ist nur die uneigentliche“.

Im Herbste 1795 kamen die Masern und dauerten fort bis in den Februar und März 1796. Auftreten milde. Einige Stickhusten wurden bemerkt, die aber auch gelind verliefen. Wie die Masern noch nicht völlig abgezogen waren, wurden die natürlichen Blattern von Hamburg her gebracht. Sie gingen langsam von Haus zu Haus und dauerten bis zum October durch hin mit grosser Gelindigkeit. Von 200 geimpften Kindern verschied nur eins an der Zahnarbeit. Von allen übrigen Kindern, welche die Pocken auf dem natürlichen Wege bekamen, starben nur fünf.

Der katarrhalische Zustand, faule oder scharfe Unreinigkeiten im Unterleibe, Würmer und Inerz der Faser und des Lymphsystems lassen nie gute Pocken erwarten, sowie auch der Zahnreiz, oder jeder andere gegenwirkende Reiz, die ruhige Absetzung des Pockeneiters auf die Haut gar sehr hindern Gegen alle solche und mehrere andere wirkliche oder auch nur scheinbare Hindernisse, die sich dem glücklichen Ablaufe der Pockenkrankheit entgegensetzen könnten, wendet man alle vernünftigen Vorkehrungen an, sobald es Impfung gibt. Dagegen ist man gemeiniglich gegen alle diejenigen, die sich von dem überwiegendem Vortheile der Impfung nicht überzeugen können oder wollen, gleichgiltig.

1796—1797 herrschten in Hannover gleichzeitig die Pocken und die Ruhr, 1797 bekam L. selbst die Ruhr und wurde von Lodemann und Wichmann behandelt.

1799 zeigte sich das Scharlachfieber, liess sich bis 1800 und noch im Jahre 1801 sehen. Dieser ganze Zeitraum war überhaupt an Kinderkrankheiten ganz ungewöhnlich fruchtbar. Pocken, Masern, der Stickhusten, Mumps waren die Erzeugnisse von einerlei Luftconstitution. Uebrigens war dieses Jahr bis zum Frühjahr 1802 unter Erwachsenen ein solcher Stillstand aller Epidemien, dass sich der vortreffliche Wichmann nicht erinnerte, seit mehr als 30 Jahren so wenig Kranke gesehen zu haben; man sollte daher bald sagen: Die Gesundheit habe grassirt. Das Scharlachfieber war erst galligter Natur, nachher zur Auflösung des Blutes geneigt, da die Ausdünstung fast ganz, die Harnabsonderung grösstentheils unterdrückt war. Da bei den meisten, nach einem Gefühle von Vollsein in den Praecordien und gänzlicher Abneigung gegen Speisen, freiwilliges Erbrechen von grüner Galle erfolgte, so war es am allerangemessensten, diese Gefühle als sichere Anzeigen zu Brechmitteln anzunehmen obwohl man weder bitteren Geschmack oder galligt-belegte Zunge verspürte. Es wurde wieder Brechweinstein, statt Brechwurzel, genommen, weil letztere den Hals kratzt. Brechmittel dieser Art wurden auch dann noch gegeben, wenn der inwendige Hals schon ziemlich entzündet war, und der Kranke vorher noch nicht oder nicht genugsam gebrochen hatte, nach der sicheren Erfahrung, dass Scharlachkranke, welche die vorhandene grüne Galle entweder nicht hinreichend oder gar nicht von sich gegeben, die Krankheit und insbesondere die Halsentzündung weit heftiger bekamen.

Da L. im Anfange gewöhnlich Erbrechen fand, nahm er an, als er nach hinlänglichem Erbrechen und Ausleerung durch den Stuhlgang einen milderen Verlauf der Krankheit wahrnahm, dass zunächst auf das Verhältniss der Haut keine Rücksicht zu nehmen sei. Er gab alle Tage so viel von einem laxirenden Trank, dass wenigstens 2—3 Stühle erfolgten, die in den ersten Tagen stinkend, demnächst

aber galligt waren. Er leitete also mehr von der Haut ab, vorzüglich in der Absicht, um auf alle Arten den Kopf frei zu erhalten, indem dazu geneigte Scharlachkranke, bei welchen sich das Material auf das Gehirn geworfen, äusserst schwer oder gar sehr selten gerettet werden können. Dabei gab er schleimige Getränke und Gerstengraupen und damit täglich 2 Quentchen Vitriolsäure mit 4 Unzen Kirschen-, Maulbeer- oder Himbeersaft. Je emsiger die Kranken sich an dies Getränke hielten, desto mehr Erleichterung empfanden sie im Halse, und desto eher kam die Absonderung des Harns in gehörigen Gang. Zur Zeit der Abschuppung gab er lauwarme Bäder von Weizenkleie und nachher mit venetianischer Seife. Mit den Abführmitteln liess er dann aussetzen und bloss den Darmkanal offen halten. Nachts suchte er die Ausdünstung, Tages über den Harnabgang zu befördern. Da der Hautausschlag bei dem Scharlach weder für kritisch, noch heilsam, oder für lindernd, sondern bloss für symptomatisch gehalten werden kann, so sollte man nichts thun, um denselben zu befördern. Bei den Masern fand er: „auch diese vollendeten ihren Ablauf mit aller Gelindigkeit, wo man die Natur in den gewöhnlichen Abfällen nicht übereilte oder durch angewendete Mittel der Sache nicht zu viel oder bei gänzlichem Mangel an Armenpflege zu wenig that". Gegen die nachbleibende Geschwulst erwies sich die von Werlhof empfohlene Schwefelmilch am zweckmässigsten.

Bei dem Stickhusten darf man die China nicht zu früh geben, namentlich nicht, so lange der Auswurf noch dick und zähe war, weil derselbe dann schwerer von Statten geht. Besser bekam ein Decoct aus der Polygala amara, dem Marubium album und der Arnika mit dem Syrup von der Senega versetzt. — Opium that nie gut.

Bei dem Mumps gilt es, den Metastasen zuvor zu kommen. Besonders bemerkt man sie nach den Hoden. Die Behandlung bestand in gelinden täglichen Abführmitteln und diätetischem Verhalten in den frühen Morgenstunden. Bei anfangendem Hodengeschwulste oder bei weiblichem Geschlechte, bei den ersten Gefühlen in den beiden Seiten des Unterleibes, kürzten Brechmittel diesen Zustand sehr ab.

Bleibenden Werth behält die von Lentin gegebene „Uebersicht des Wechsels allgemeiner Gesundheitsconstitution" vom Jahre 1756 bis zum Jahre 1803 (Band III, S. 220). Zu wünschen wäre, dass solche Aufsätze von mehreren Aerzten, welche einen grossen Wirkungskreis haben, erschienen; sie würden den Beweis liefern, in welch' engem Verhältnisse die Medicin zur Cultur des ganzen Menschengeschlechts steht, und wie welthistorische, sowohl das Familienleben, wie den Einzelnen berührende Ereignisse, nicht minder als abnorme Witterungsverhältnisse sowohl auf die Krankheits-Constitution als den Genius einwirken.

Lentin gelangte zu folgenden Resultaten. Der siebenjährige Krieg hielt einen grossen Theil der Einwohner in steter Furcht, Unruhe, Sorge, Angst und Dürftigkeit und wirkte so auf die Gesundheit Aller, dass sie empfänglicher für die Krankheiten wurden, welche mit dem damals temporären Sieger zugleich kamen. So allgemein, vor dieser Epoche, der Character der Krankheiten sthenisch war, ebenso sehr nahmen sie in der Folge einen asthenischen Character an. Faulfieber mit oder ohne Flecken, fauligte Ruhr, Seitenstiche unter den kurzen Rippen, mit Faulfieber und aufgelöstem Blute verbunden, in grösseren Städten die sogenannten Lazarethfieber traten an die Stelle der ehemaligen rein intermittirenden, rein ordentlich entzündlichen oder rein galligten Fiebern, ächter Pleuresien, Hirnentzündungen und anderer dergleichen Krankheiten. Man erwartete nun die ehemals bei Fiebern eintretenden Abfälle; der animalisch-chemische Process, der zur Abreinigung hätte dienen können, hatte schon das Aeusserste ungefühlt erreicht, ehe die Krankheit sich in ihrer Form darstellte. Das Blut bildete keinen festen Kuchen; statt einer Messerrücken dicken Entzündungsdecke auf gelassenem Blute, das aber bald genug unterblieb, bildete sich eine grünliche Schleimhaut, wie mit einem weissen Netze überzogen: der Cruor erschien in aufgelöstem, klümperigem Zustande, mit dem Blutwasser vermischt. Die Kräfte waren mit dem Krankwerden erschöpft, kraftlose Delirien damit verbunden. Dies waren allgemeine Ereignisse und ganz un-

verkennbare Zeichen allgemein veränderter Constitution. Aber auch die Volksdiät hatte sich geändert. Auf der einen Seite hatten die französischen Soldaten das Kaffeetrinken in Haushaltungen eingeführt, in welchen man es bisher nicht kannte. Die Weiber fanden dies Getränke bald angenehm, gewöhnten ihre Kinder daran, und die Männer, um es in der Folge zu dulden, wurden gar leicht durch den gemächlichen Genuss und die täuschende Rechnung, dass manche Mahlzeit dadurch erspart würde, tägliche Gäste des neuen Getränkes. Hieraus entstand aber in Ansehung diensamerer und nahrhafter Speisen, bei welchen sich die Kräfte bisher so gut erhalten hatten, besonders bei dem gemeinen Manne, ein Deficit, das sich in den nächsten Jahren ganz sichtbar an Kräften und Gesundheit äusserte. Die Last, welche sonst ein Mann bewältigte, wurde nun zweien beinahe zu schwer.

Auf der anderen Seite nahmen aber öftere, auch wohl starke Einquartierungen, Lieferungen, auch wohl Erpressungen, die Vorräthe, die auf längere Zeit bestimmt waren, und der Krieger die besten Bissen weg. Der Landmann überliess sich also dem Kummer. Alles dieses und so viele andere namenlose, unter anderer Form täglich kommende, Ungemächlichkeiten wirkten so sehr nachtheilig auf die Gesundheit des allergrössten Haufens, dass man selten das Bild frischer, froher Gesundheit auf dem Gesichte eines Menschen sah.

Nur Wenige, die vom Laufe aller Dinge Vortheile zu ziehen wussten, bereicherten sich durch Lieferungen aller Bedürfnisse für Freund und Feind; wer dann just ihr Nächster war, hob sich empor, schwelgte, schwelgte sich auch wieder arm und krank.

Die lange Dauer des siebenjährigen Krieges erforderte mehrere zahlreiche Ergänzungen der jungen, dienstfähigen Mannschaft, die grösstentheils aus den Höfen genommen werden musste. Der Ackerbau und jede andere durch starke Mannsarme zu betreibende Arbeit konnte nur durch alte Leute, zum Soldatendienste untaugliche, ungesunde Knechte, Weiber und Mädchen verrichtet werden. Das Missverhältniss zwischen vorhandener Leibesstärke und der mit ungewohnter Anstrengung zu verrichtenden Arbeit, die in aller Eile und Dürftigkeit allemal beschaffte Nahrung, das hiermit verbundene Missvergnügen, die unerfüllte Sehnsucht nach besserem, reichlicherem und bequemerem Leben, auch wohl nicht unwahrscheinlich nach längst entworfenen, und wer wusste wie lange noch unvollzogen bleibenden, Heirathsplänen, alles dieses begünstigte die Fortdauer der fauligten Constitution auch lange nachher, als Ferdinand unser Land gerettet hatte.

Im Jahre 1771 missrieth die ganze Ernte und alles Obst, durch den vom Juni und bis zum September anhaltenden Regen: die Flüsse waren ausgetreten, überschwemmten, besonders in der Elbgegend, die fruchttragenden Felder weithin.

Der fauligte, mit Abspannung aller Kräfte verbundene Charakter fast aller Fieber dauerte noch lange fort bis zum Jahre 1784.

Ob nun schon vom Jahre 1785 an einige rein entzündliche Fieber, rein galligte oder katarrhalische Züge von Krankheiten, welche nicht länger anhielten, als ihre vorbereitende Ursache, erschienen, die mehr als Producte der Jahreszeit und Witterung anzusehen waren, so änderte sich doch die Constitution dergestalt, dass nun nach Verhältniss weit weniger sporadisch gehende acute Krankheiten als sonst, dagegen aber vielmehr solche bemerkt wurden, die Ueberfluss von Schleim und einen nervösen Zustand mit Schwäche zum Grunde hatten. Intermittirende Fieber kamen fast gar nicht mehr vor, dagegen weit mehr Kachexien unter Kindern und Erwachsenen, viele Phthises pituitosae und purulentae, Wassersuchten, Rheumatismen ohne Zahl, viel gichtische Anomalien, weniger Podagra als sonst; auch hat die Corpulenz gegen vorige Zeiten sehr abgenommen. Durch Diät und Kleidung, die, was das weibliche Geschlecht anlangt, so dünne, so transparent, man möchte wohl sagen, so indecent als möglich angelegt ward, wurden insonderheit rheumatische und gichtische Infirmitäten und durch die Art, wie jetzt junge Leute tanzten, mancherlei Gattungen Hämorrhagien, Schwindsuchten, sowie durch das unvorsichtige Romanlesen nervöse Krankheiten mehr als zu sehr unterhalten. Ein und dieselbe Heilart genügte ebenso wenig jeder Constitution als jedem Individium.

Diagnostik.

Haben wir schon im vorigen Abschnitte gesehen, wie sehr Lentin es sich angelegen sein liess, die unterscheidenden Merkmale der einzelnen

Epidemien festzusetzen, so dass er als der eigentliche Begründer der vergleichenden Epidemiologie aufgefasst werden muss, so liess er es sich nicht minder angelegen sein, die Unterschiede der, dem Anscheine nach gleichen oder ähnlichen, Krankheiten, zu eruiren. Seine hierauf bezüglichen Bemühungen haben einen unvergänglichen Werth, und ist ihre Richtigkeit von den nachfolgenden Generationen immer mehr bestätigt worden.

Wir heben hervor, wie es zur Charakteristik Lentin's dient, dass er nicht miteinstimmte in den Chorus seiner Zeitgenossen, Auenbrugger, dessen Wiederaufstehung sich erst ein Franzose unterziehen musste, todtzuschweigen. Gedachte er doch sogar des von Auenbrugger, worüber die Geschichte selbst mit Stillschweigen hinwegging, empfohlenen Kamphers in einigen Formen des Wahnsinns; diese hierüber handelnde Schrift gab A. 15 Jahre später als sein „inventum novum" unter dem Titel: „experimentum nascens de remedio specifico in mania virorum" 1776 heraus. Lentin bekennt schon in seinen Memorabilien, dass er den Kampher nicht habe versuchen können, weil sich ihm keine Gelegenheit bot. Zu seiner Entschuldigung fügt er hinzu: „Auch Auenbrugger empfiehlt ihn nicht für jede Art der Raserei, sondern nur: „Wenn das männliche Glied eingeschrumpft ist, der Hoden dicht an den Unterleib gezogen, und die Hände auf eine besondere Art einwärts gezogen sind und zittern."

Seine hervorragenden Verdienste auf dem Gebiete dieser Disciplin sind folgende:

Er gab zuerst von allen Pathologen einen erschöpfenden Unterschied von Rheumatismus und Gicht.

Hippokrates und Galen haben keinen deutlichen Begriff von Rheumatismus gehabt. Baillou und Vigier (tractatus de Catarrho et Rheumatis. Genev. 1623) waren die ersten, welche eine klare Beschreibung lieferten. Ihnen schlossen sich Sydenham, Hoffmann und Andere an. Cullen wird gewöhnlich für den ersten ausgegeben, welcher eine genaue Differentialdiagnose zwischen Rheumatismus und Gicht angab. Gleichzeitig, genauer und eingehender als er, thut dies aber Lentin und zwar veröffentlichte er seine ersten Untersuchungen hierüber schon in seinen Memorabilien und vervollständigte dieselben später in seinen Beiträgen. Auch die von ihm angewandte differentielle Therapie verdient noch heute Beachtung.

Er lässt sich in folgender Weise aus Bd. II S. 161: Da der Rheumatismus nur durch Merkur, die Gicht durch Vitriolsäure bezwungen wird, so muss dies auf den Gedanken leiten, dass die beiden Krankheiten durch verschiedene Stoffe erzeugt werden. 1) Ersterer weder ansteckend, noch erblich. 2) Er befällt auch, ohne im Körper vorhergehende, merkliche Vorbereitung, plötzlich durch Erkältung. 3) Der Schmerz an dem den Erkältungen am meisten ausgesetzt gewesenen Theile ist das erste, was man empfindet; der Harn hat keinen üblen Geruch und macht einen röthlichen Bodensatz. 4) Der rheumatische Schmerz verlässt nicht leicht die angegriffene Stelle, sondern haftet derselben sehr hartnäckig an. 5) Wo nur Aponeurosen und Membranen sind, kann sich auch, nach Veranlassung, die rheumatische Materie ablagern. 6) Sie verräth sich wenigstens anfänglich nicht durch Röthe oder Geschwulst der befallenen Stelle. 7) Die Bewegung des angegriffenen Gliedes wird anfangs nur insoweit schmerzhaft oder gehemmt, je nachdem sich die rheumatische Materie auf diese oder jene Sehne oder Membran abgelagert hat: alle anderen behalten ihre freie Bewegung. 8) Bettwärme vermehrt den Schmerz. 9) Der etwa entstandene Rheumatismus kann durch Elektrisiren sehr bald geheilt werden.

Bei hartnäckigem Rheumatismus gab L. innerlich die Swieten'sche

Sublimatauflösung und äusserlich ung. neopolit. auf 3 Theile ung. camphor. alb. Eigenthümlich ist, dass der Eisenhut ausgezeichnet gegen den Rheumatismus in der Schulter wirkt; dagegen beinahe nichts im Hüftgelenke.

1) Gicht hält L. nicht bloss für erblich, sondern auch für ansteckend; sie entsteht ferner durch Fehler der Diät. 2) Die Gicht hat ihre Vorboten, das, oft von einem Schweisse, der einen krankhaften Geruch hat, begleitete Fieber tritt meistens Morgens um 2 Uhr auf. 3) Der Schmerz folgt bei der Gicht auf das Fieber, umgekehrt beim Rheumatismus. 4) Die Gicht wandert oft von einem Gliede zum andern; ein frischer Frost kündigt gewöhnlich die Wanderung der Gichtmaterie an. 5) Die Gicht verbreitet sich nicht über Membranen. 6) Die Gelenke sind entzündet und sehr schmerzhaft anzufühlen. 7) So lange bleibt ein solches Gelenk entweder völlig oder grösstentheils unbiegsam, als die abgelagerte Materie Stand hält. 8) Der Gichtschmerz wird durch angebrachte Wärme gelindert, der rheumatische hingegen verträgt dieselbe nicht wohl, auch fast nie die Wärme der Federbetten. 9) Die gewöhnlichen Ablagerungsörter der Gicht sind die Finger, das Hand- und Ellbogengelenk. Bei der Gichtmaterie muss man sehr genau die zurückgehaltene von der zurück*getretenen* Gichtmaterie unterscheiden.

Die Prophylaxis erstreckt sich hauptsächlich auf die Gicht, strenge Diät und Mässigkeit ist das beste. Sobald die Vorboten, welche oft bloss in stinkenden Blähungen und unersättlichem Appetit bestehen, sich einstellen, lässt L. den Darmkanal durch säuerliche und gelinde Mittel, wie Wiener Trank reinigen, bis der Gestank der faeces anfängt sich zu verlieren, hierauf den saueren Vitriol-Spiritus nehmen und später Schwefelbäder gebrauchen. Zur Stärkung dann die Essentia Chenopodii und Trifolii febrini. Aehnlich ist die Behandlung bei der erworbenen und ansteckenden Gicht.

Ob *Lentin*, der Entdecker der *methodischen Palpation ist oder wenigstens zu denjenigen gehört, welche sie zuerst ausgeübt haben*, diese Frage vermögen wir nicht zu entscheiden. Es steht aber fest, dass er *sie geübt hat* und sie als ein Mittel brauchte, *Brustwassersucht diagnosticiren* zu können. Da de *Haën* alle bisherige *signa pathognomica* der Brustwassersucht als zweifelhaft hingestellt hatte, fühlte L. sich (Bd. III S. 107) bei der Beschreibung einer Brustwassersucht für verpflichtet: „*noch ein äusserliches Zeichen anzugeben, durch welches man die Brustwassersucht mit mehr Gewissheit als durch die bisher angegebenen erkennen könne.* Dies besteht darin: *Man entblösst dem Kranken, ehe er etwas genossen und nachdem er Oeffnung gehabt hat, den vordern Theil seines Leibes, lässt ihn sich im Stehen vorwärts beugen und legt die flache Hand über die Herzgrube. Ist nun die Brust mit Wasser angefüllt, so empfindet man in der Hand jeden Pulsschlag des Herzens, auch jede Unregelmässigkeit desselben, durch eine weiche Welle des inenthaltenen Wassers, die gegen die Hand anstösst. Dieses Anstossen fühlt man aber wenig oder gar nicht, wenn sich der Kranke rückwärts niederlehnt, welches er aber nie lange ertragen kann. Beim Husten hat man zwar dasselbe Gefühl, stärker oder schwächer, aber doch jedesmal weich, wenn Wasser in der Brust ist. Man kann daher von diesem Gefühle beim Husten niemals so zuverlässig auf Wasser in der Brust schliessen, als ohne Husten, durch die Bewegung des Herzens dem Wasser mitgetheilt allein erregt; denn hiedurch wird das widernatürlich angesammelte Wasser nur allein gegen die Hand getrieben, beim Husten aber können die unterhalb des Zwerchfells gelegenen Theile diese*

Empfindungen mitbewirken und also das Urtheil unsicher machen."

Zur Bestätigung erzählt er dann zwei Krankengschichten; bei dem einen Patienten, bei welchem obige Erscheinungen während des Lebens vorhanden, ergab die spätere Section Brustwassersucht; bei dem zweiten waren alle obigen Symptome dieser Krankheit zugegen, dagegen ergab die von Lentin angestellte Methode der Palpation ein negatives Resultat. Die Section erwies die Kranzarterien durchweg verknöchert, ingleichen die festsitzenden Stücke der halbmondförmigen Valveln beider Ventrikel.

Wenn man es auch als kein Verdienst betrachten kann, dass L. die bisher als blosses Symptom angesehene Cyanosis als eine besondere Krankheit statuirte und ihr den Namen der „blauen Krankheit" gab (B. II, S. 69), so müssen wir doch hervorheben, dass er sich dadurch um das Wesen dieses Processes verdient machte, dass er 1) darauf hinweis't, dass dieser nicht bloss ein Symptom einer angebornen Herzanomalie sei, sondern auch von Fehlern der Lungen herrühren könne. Denn in den von ihm beobachteten Fällen erwies die Section eine allseitige Verwachsung der Lungen, sie selbst voller kleiner Tuberkeln, und linkerseits hatte eine Eiteransammlung statt; „nach Einschnitten in die Lungen erfolgte lauter schwarzes Blut und nie war, wegen der Verwachsungen der Tuberkeln unter sich', die eingeathmete Luft bis zu den Luftbläschen gelangt". 2) Dass er ausser den bekannten Symptomen, das Dick- und Breitsein der ersten Fingergelenke accentuirt; 3) er zuerst die pathologisch-anatomische Erscheinung constatirte, die diese Affection im Gehirne hervorbringt, da vor ihm weder Hunter, noch Hahn, weder Abernethy, noch Trotter oder Nerin diese Wirkungen bisher ins Auge gefasst hatten. Diese Befunde schildert er folgendermassen: „Nach Eröffnung des Kopfes war die Anhäufung des Blutes im Gehirne in so starkem Masse zu sehen, dass besonders alle Blutadern und die feinsten Anfänge derselben von schwarzem Blute so sehr strotzten, dass man kaum die markigte Substanz von der rindigten unterscheiden konnte. Die plexus choroeidei, die sonst fleischfarben erschienen, waren schwarzroth, und die feinsten Zerästelungen der Blutgefässe desselben, die man sonst mit blossem Auge kaum oder gar nicht mehr erkennen kann, waren auf die deutlichste Art sichtbar. Diese Beschaffenheit der Blutgefässe und des Blutes selbst ging nun durch die ganze Masse des Gehirns".

4) Während man bis in die neueste Zeit glaubte, die Cyanosis entstände dadurch, dass arterielles und nervöses Blut sich mische durch die Communication der beiden Herzhälften, und erst die Jetztzeit die alleinige Ursache aller verschiedenen Formen der Cyanose in die unvollständige Oxydation des Blutes in den Lungen setzte, erkannte schon Lentin damals den wahren Grund. In dieser Beziehung sagt er (B. II S. 76): „Das Blut erhielt, durch sein ganzes Leben hindurch, das Oxygen, bei der Beschaffenheit der Lungen sehr spärlich; und hierin liegt wohl die Ursache der auffallenden Schwärze des Blutes, auch vielleicht? die Ursache, dass bei der übergrossen Anhäufung des nichtoxygenirten Blutes im Gehirn, keine Entzündung hatte entstehen können."

Hatte Wichmann den Grund gelegt zur genauen Unterscheidung des Croups von Asthma Millari oder krampfigem Croup, so fuhr Lentin fort, ihn auf diesem Wege zu unterstützen und weitere werthvolle Beiträge zu liefern. Er fand, dass Mädchen weniger an Croup leiden, als Knaben, weil

erstere, weniger der Mode ausgesetzt, nicht bei jeder Jahreszeit mit blossem Halse gehen. Mädchen sind daher mehr dem Asthma Millari unterworfen. Für charakteristisch hält er, dass meist das Schleimgeräusch und auch der Strangulationsathem hier gleich Anfangs zu hören sei, während es sich beim Croup erst einige Stunden später einstelle.

Zur Zeit des Nachlasses findet man nicht unter den äusseren Bedeckungen der Luftröhre die Geschwulst, welche man bei Croup so lange fühlen kann, als die Krankheit zunimmt; auch könne man ausser den Perioden die Gegend des Kehlkopfes und unterhalb derselben reiben und drücken, ohne dass das Kind einen besonderen oder einen scharfen Schmerz verspüre Bei Asthma M. ist der Harn blass und häufig, nicht so bei Croup. Hat daher ein Kind 1) neben dem bellenden kreischenden Hustenton gleich den Strangulationsathem 2) setzt die Bewegung des Athmens, sowie auch der veränderte Hustenton, anfangs Stundenlang aus, kommt aber mit vermehrter Heftigkeit und anhaltender wieder; 3) wird der Harn häufiger wie sonst und ganz blass gelassen, färbt er die Tücher gar nicht; 4) mischt sich ein exaltirter Zustand mit in den Verlauf der Krankheit und 5) findet sich nicht die geringste schmerzhafte Geschwulst unter dem Kehlkopf, so hat ein solches Kind den Millar'schen Croup. Lentin's diagnostischer Aphorismus, über die tödtlichen Convulsionen bei den Masern und ihre Ursache: „diejenigen Kranken weiblichen Geschlechts, denen die inwendige Seite der unteren Augenlider sehr roth und entzündet war, bekommen die Zuckungen am mehrsten", verdient die Beachtung der Pädiatriker.

Specielle Pathologie und Therapie.

Von allen Classikern ist Lentin derjenige, welcher sich der Arzneimittel am meisten bediente. Wie verschieden aber ist seine Anwendungsweise von der der Routiniers, Empiriker und von dem heutigen symptomalischen Verfahren der „Exacten", das durch Hahnemann's Beispiel auch in die Allopathie eingedrungen ist! Lentin's Methode zeichnet sich dadurch aus, die Wege und Winke der Natur, auf eine, man möchte sagen, fast geniale Weise zu belauschen und diese dann bloss zu unterstützen. Seine Virtuosität besteht in der genauesten Beobachtung der Abweichungen der Secretionen und Excretionen, ihrer vicariirenden Thätigkeiten und in dem Bestreben, das von der Natur gewählte Verfahren, in dem einzelnen Falle festzustellen und durch geeignete medicamentöse und diätetische Mittel zu unterstützen und, wenn nicht anders möglich, bei gesunkenen Kräften durch die Kunst ins Leben zu rufen. Wenn die Neuzeit mit Recht es für sich in Anspruch nimmt, die locale Therapie möglichst ausgebildet zu haben, so überzeugt uns die Lectüre der Lentin'schen Schriften davon, wie sehr er schon die Wichtigkeit erkannt hatte, durch bloss äussere Mittel innere Kranhheiten zu heilen. In dieser Beziehung verdient die XXV. Beobachtung seines 2. Fascikels alle Beachtung. Er berichtet da über einige Krankheiten, welche allein durch äussere Mittel curirt wurden bei Patienten, die absolut keine Medicin nehmen konnten. So heilte er lange bestandene Durchfälle durch warme Terpentindämpfe, in die er den ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichts hüllen liess. Ebenso wandte er sie bei Katarrhen an. Hier wird oft wenig Urin gelassen. L. liess desshalb einige Male des Tags mit Terpentinspiritus die Lumbalgegend einreiben. Es erfolgt dann

stärkeres Uriniren und Nachlassen des Katarrhs. So heilte er langwierige Krankheiten dadurch, dass er das kranke Organ ganz in Ruhe liess, dagegen irgend ein anderes System, das mit diesem in sympathischem Verhältniss stand, zu vermehrter Secretion antrieb. Seine Methode bei anhaltenden Durchfällen die Nieren zum Angriffsobjekt seines Heilplans zu nehmen, dürfte bei mehreren Fällen von Cholera und Ruhr Beachtung verdienen. Im 3. B. S. 113 erzählt er, dass bei gänzlichem Harnmangel bei einem Mädchen von 9 Jahren eine Diarrhöe entstand, die wie fauliger Urin roch, und dass er durch harntreibende Mittel sie heilte.

Einen ähnlichen Fall erzählt L. in seinen „Beobachtungen". Ein Kind hatte Durchfall; der Abgang des Urins war beinahe ganz unterdrückt; die faeces waren sehr wässerig und rochen urinös. Er liess Terpentin in die Gegend der Nieren einreiben, innerlich urinbefördernde Mittel mit krampfstillenden, reichen. In kurzer Zeit wurde mehr Urin gelassen und das Kind geheilt. Die allgemeine Pathologie und Therapie dürfte nicht minder als die specielle diesen, von Lentin so schön hervorgehobenen, Verhältnissen Beachtung schenken. Treffend bemerkt er in dieser Hinsicht: „Die Nieren und ihr Verhältniss hat man bisher in Krankheiten nicht so sehr beachtet, als der Einfluss gross ist, den diese Eingeweide in den Gang der Krankheiten haben. Wie viel mal habe ich Krämpfe abhalten, lindern oder heben können, wenn ich nur äusserlich solche Mittel gebrauchte, die dieser Secretion alle Hindernisse nahmen. Und niemals weiss ich mich zu erinnern, geschadet zu haben. Fast in allen Krankheiten, die mit einem Jucken der Haut begleitet sind, ist der Urin mehr oder weniger unterdrückt. — Wie viele Augenbeschwerden werden nicht durch einreibende Mittel geheilt, nicht, weil diese Mittel eine besondere Wirkung auf die Augen haben, sondern weil sie den Urin befördern."

In der richtigen Leitung der Secretionen und Excretionen, sowohl bei epidemischen als sporadischen Krankheiten zeigte Lentin eine Meisterschaft, die ihm von Keinem streitig gemacht wird und die ihm die vorzüglichsten und glücklichsten Heilresultate lieferte. Dabei glänzte er in hohem Grade durch die Kunst des Individualisirens. Nie verfuhr er nach der Schablone. Am lehrreichsten in dieser Beziehung ist seine Therapie, welche er in den verschiedenen Epidemien derselben Krankheit anwandte, auch die Winke, welche er gab, für jede Volkskrankheit neue therapeutische Anhaltspunkte zu gewinnen, sind für alle Zeiten mustergültig.

In Bezug auf die von ihm gebrauchten Arzneimittel ist hervorzuheben, dass er nie gefährlicher sich bediente, sondern nur solcher, welche die Naturactionen gelind und sicher unterstützten. Mit Giften verfuhr er daher höchst haushälterisch.

Seine ächte Künstlernatur zeigte er am Krankenbette dadurch, dass er auf eine harmonische nnd bewunderungswürdige Weise bei seinem therapeutischen Thun und Lassen das „wo" „wann" und „wie", „warum" berücksichtigte. Ein Mittel, das er in den ersten Tagen einer Krankheit mit Glück anwandte, verschmähte er mit Recht unter Umständen in der Mitte derselben. Dabei ist er bei allen seinen Handlungen stets sich der Gründe klar; niemals aber lässt er sich durch mikrologische Motive bestimmen, sondern behält immer das grosse Ganze des Krankheitsprocesses im Auge. Entscheidend für seine Therapie jedoch ist allein die von ihm ergründete Aetiologie, und sie, soweit keine

Hypothesen bei derselben in Frage kommen, die Schiedsrichterin seiner Behandlungsweise.

In seiner Heilmethode liess er sich durch kein System leiten, obgleich die Versuchung dazu ihm sehr nahe lag, da einmal sein väterlicher Lehrer und Mentor, R. A. Vogel einer der ersten Begründer eines natürlichen Systems der Krankheiten war, anderntheils das Stahl'sche und Brown'sche in der Zeit, in welcher Lentin lebte, sich die Herrschaft streitig machten.

Nahm er stets die grösste Rücksicht auf das Individualisiren, so verschloss er sich doch auch nicht den äusserlich auf die Krankheit einwirkenden Einflüssen, welche wir unter den Namen vom Krankheitsgenius zusammenzufassen gewohnt sind. Als daher mit dem siebenjährigen Kriege der bisher entzündliche Krankheitsgenius in den asthenischen Charakter umschlug, modificirte er sofort seine Therapie und schränkte die bis dahin mit Erfolg unternommenen Blutentziehungen ein.

In gewisser Beziehung steht Lentin der Neuzeit am nächsten, Die meisten Aerzte wissen von de Haën, dass er die Thermometrie anwandte. Gleichzeitig mit ihm, und genauer als ersterer, that dies aber Lentin. Dies erhellt aus mehreren Stellen seiner Schriften. Mit welcher Sorgfalt er aber hiemit verfuhr, geht am deutlichsten aus der Schilderung der Fieberepidemien in Diepholz hervor, welche er im Jahre 1765 beobachtete. Aus einer sehr interessanten Krankengeschichte erfahren wir, dass er den Kranken am 2. Tage seiner Krankheit 4 Mal besuchte, am 3. Tage 6 Mal, am 4. 8 Mal. Derselbe wurde am 21. Tage vollständig wiederhergestellt; interessant ist dieser Fall aber dadurch, als er beweist, dass Lentin fortwährend das Thermometer gebrauchte und am schlimmsten Tage der Krankheit bei einem gleichmässigen und nicht schnellen Pulse 34^0 Grad Réaumur beobachtete. Selbst die experimentelle Pathologie, deren Begründung die Neuzeit für sich in Anspruch nimmt, handhabt er auf eine geniale, aber unschuldige Weise. L. hatte zwei Kinder in Lüneburg mit Pockeneiter inoculirt. In der Nacht darauf erkrankt das eine Kind an Erscheinungen, welche ihn befürchten liessen, dass zu gleicher Zeit das natürliche Pockenfieber ausbrechen würde. Um nun das in die Impfwunde gebrachte Pockengift zu vernichten, bestrich er die Impfstellen mit Calomel und Quittenschleim. Bei dem einen Kinde zeigten sich am 4. Tage die Pocken, bei letzterem aber fand sich keine Spur einer Ansteckung. Das Quecksilker hatte also das Pockengift vollständig paralysirt. Vielleicht dürfte die Erfahrung Lentin's die Aerzte auffordern, bei einer Pockenepidemie, Calomel zu versuchen.

Von ihm kann man daher lernen, in welchen Grenzen die Experimentalpathologie sich bewegen soll, wenn sie bloss nützen und nicht mit dem Leben und der Gesundheit des Patienten ein blosses Experiment machen will. Freilich hat die neuere Gesetzgebung des deutschen Reiches den Aerzten das Recht eingeräumt, mit ihren Patienten Experimente auf Leben und Tod anstellen zu dürfen.

Ein Arzt in Berlin, welcher eine Patientin durch ein Carbolklystier getödtet hatte, wurde daraufhin freigesprochen. Doch steht zu hoffen, dass über alle, in der „Gründerperiode" von 1860—1879 erlassene Gesetze, unter denen das „medicinische Gewerbgesetz" die erste Rolle spielt, eine radicale Revision stattfinden wird.

Sein klinisches Glaubensbekenntniss hat er in folgenden Worten niedergelegt: „Dem Arzte, der geübter Beobachter der Ereignisse, der Entwicklungen, der Zeiträume ist, welche die menschliche Natur sich vom ersten Krankheitsgefühle an bis zur Abreinigung des Krankheitsstoffes und

zur Wiederherstellung zu nehmen pflegt, der die Wanderungen desselben von einem Systeme, von einem Organe zum andern, die Oerter der Ablagerung, wenn es nicht zum Auswurf hat kommen können, die Zeichen hiervon, die sich durch veränderte Typen oder durch Localereignisse zu erkennen geben, die ruhige, natürliche oder die tumultuarische, widernatürliche Thätigkeit des Vorraths von Kräften, das Gebundensein oder den baaren Mangel derselben wahrzunehmen weiss: Dem Arzte ist die Ansicht der Krankheitsäusserungen, sowie sie da sind und wie sie kommen werden, sowie auch die Bestimmung, ob dem Gange derselben zu folgen oder zu entgegnen sei, weit heller, er geht sicheren Schrittes, als der sich den Hergang und die Folge der Veränderungen nicht im Zusammenhange vorstellen kann und jedem neuen Momente der Krankheit, wie früher, ein besonderes Hülfsmittel geben muss.

Es ist auch nicht das Werk weniger Jahre, Auge, Hand und Verstand zum richtigen Auslegen der durch sinnliche Zeichen oder mündliche Forschung vernehmbaren Vorgänge und Bedürfnisse der erkrankten menschlichen Natur zu gewöhnen; auch ein einzelnes erlerntes System bei weitem der Weg nicht, es zu irgend einem Grade Praecision zu bringen; man irrt als purer Nervenpatholog, als purer Humoralpatholog oder als purer Erregungspatholog; man irrt aber weit weniger, wenn man dies Alles ist, nur muss man bei Untersuchung der Krankheit Entsagungsvermögen genug haben, nichts nach irgend einem Systeme oder so sehen zu wollen, wie man es zur Bestätigung desselben zu sehen wünscht, sondern so, wie es wahr und wirklich ist und dann der wahren, lauteren, vollständigeren Wahrnehmung das Urtheil nachfolgen lassen.“ (B. III. VI.)

Von bleibendem Werthe sind seine allgemeinen Winke, die er für die Beobachtung der chronischen Krankheiten ertheilt (S. XI. B. III). Sehr bezeichnend sagt er in dieser Beziehung: „So viel Schwierigkeiten auch vielfältig mit Dechiffrirung dieser Gemeinschrift (so kann man wohl die oft wunderbaren Ausdrücke der siechenden Natur nennen) verbunden sind, so kann man sich doch die, mit der genauen Erkenntniss derselben verbundene, gar sehr dadurch erleichtern, dass man einen solchen Kranken in eine Lage zu bringen sucht, in welcher kein äusserer oder eingebrachter innerer Reiz die Reizbarkeit und Empfindlichkeit, die ihm noch übrig geblieben ist, weder erhöht noch auch durch irgend eine Entziehung der wenige Vorrath noch mehr geschwächt werde. Die Absonderungen und Ausleerungen, kurz! der ganze Lebensprocess geht dann genau so, wie er bei den statthabenden Fehlern und nach der übrig gebliebenen Integrität der Constitution gehen kann. Ein solcher Kranker muss nach seinem jetzigen Bedürfnisse durch ausgewählte Genüsse, so lange die Untersuchung dauert, ohne Arznei, nur vegetiren, und so viel möglich Ruhe in seine Seele gebracht werden, damit der Arzt die Macht, die Krankheit, die Wirkung des Localübels, die vorräthigen Kräfte und die Anstalten der Natur zur Rettung des Lebens oder zum Untergange, so ganz rein, ohne Dazwischenkunft irgend einer Potenz, die eine Aenderung darin bewirken könnte, zu unterscheiden und richtig zu erkennen im Stande sei: Dies sind die Pharus, bei deren Beobachtung, wenn es übrigens dunkel ist, man weniger Gefahr läuft zu stranden.“

Fernerhin wissen wir, dass Lentin einer der Ersten war, der in dem damals entbrannten heftigen Streite für und gegen die Inoculation entschieden durch Wort und That für letztere in die Schranken trat.

Beachtung verdienen auch die vielen von ihm erlebten Harnmetastasen B. III. S. 112. Aus derselben Stelle geht hervor, dass er manche Fälle der habituellen Epilepsie auf Urämie zurückführte.

Gebührte Michaelis das Verdienst, die deutschen Aerzte durch seine Schrift „de angina polyposa" zum Studium des Croups angeregt zu haben, so machte sich Lentin dadurch nützlich, dass er zuerst eine rationelle Therapie zur Behandlung des Croups einführte. Deren Urheber, nachdem sie ein Gemeingut aller Praktiker geworden, ist längst vergessen, während sie, so lange noch ein historischer Sinn den deutschen Aerzten zur Zierde gereichte, geraume Zeit unter dem Namen der „Lentin'schen Methode" fortgelebt hatte. Noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts rühmt Samuel Vogel von ihr (Handbuch 4. Theil, S. 143): „Eine Methode, die sich ganz vorzüglich empfohlen hat und durch die Erfahrung mancher Aerzte bestätigt worden ist, rührt vom Herrn Hofmedicus Lentin her." Als eine Erinnerung an L. blieb nur das früher auch officinelle pulvis stypt. Lentin. zurück, (Gummi Kin. ʒβ Gummi arabic. ʒj) das sich ihm als ein sicheres Mittel bewährte, Blutungen aus Blutegelstichen rasch zu stillen. Die von Michaelis, den amerikanischen Aerzten und Hume angerathenen Aderlässe wurden von ihm auf örtliche Blutentziehung reducirt. Sehr weise war seine Verordnung, dass bei wirklichem entzündlichem Blut die Brechmittel, nach vorausgegangener Blutentziehung, weit sicherer wirken; nur dürfe man mit ihrer Anwendung nicht spielen. Im Allgemeinen ertheilte er den Rath, namentlich solange die Diagnose, ob man es mit einem entzündlichen oder krampfigen Croup zu thun habe, noch nicht festgestellt sei, nach vorausgegangenem Klystiere dem Patienten ein Brechmittel zu reichen und zwar aus Brechweinstein, weil es den Hals weniger reizt als die Brechwurzel und nachher auf die Ausdünstung wirkt, zweitens ein erweichendes lauwarmes Bad zu geben, weil hierdurch das Blut gleichmässiger durch den ganzen Körper vertheilt, und jeder Krampf gemässigt oder gestillt wird. Bei ganz kleinen, zu Krämpfen geneigten Kindern gab er dagegen ein infus. der Brechwurzel. Bei dem entzündlichen Croup lässt er dagegen noch ein paar Blutegel in der Nähe des Luftröhrenkopfs und der Luftröhre ansetzen, diese Stelle gehörig bluten und nachher folgende Salbe in die Gegend des Kehlkopfs und der Luftröhre einreiben: ung. neapolitan. ʒ 1, ung. alb. camphor. ʒ j β, und 15—20 Tropfen von Elix. pect. Reg. Dan. alle 2 Stunden mit einem Theelöffel von folgendem Safte nehmen (Syr. et rad. Seneg. ℥jjj, Gummi ammoniac. ℥j, Mosch. opt. gr. X.) Den Bisam hat er zugesetzt, theils um die Ausdünstung in gemässigtem Gange zu erhalten, theils aber auch, um der auflösenden Wirkung des Elixirs und des Saftes jedes Hinderniss aus dem Wege zu räumen, das von irgend einem krampfhaften Zustande herrühren könnte. Gleich, nachdem das Bluten der Wunden aufgehört hatte, legte er dem Kinde auf den oberen Theil des Brustknochens ein angemessenes spanisches Fliegenpflaster. „Dies ist der Apparat (Th. III S. 200), mit dessen Verwendung ich bei weitem die mehrsten Kinder habe retten können. Auf Ordnung, Anwendungsart, richtig bereitete Arznei und unermüdete Aufmerksamkeit kommt Alles an."

Wenn andere Kliniker dem gegenüber den Ausspruch thun (Lehrbuch der Kinderkrankheiten v. Alfred Vogel, 4. Aufl. S. 200), dass die „Blutegel entschieden Schaden bringen", so mag man eine Berechtigung hierzu in dem seit 1848 in Deutschland vorherrschenden, asthenisch zu nennenden Krankheitsgenius einestheils suchen, anderntheils in dem Umstande, dass neben dem entzündlichen Croup auch ein katarrhalischer unterschieden werden muss, welcher zu seiner Heilung keines entzündlichen Heilapparats bedarf, endlich in der falschen Anwendungszeit. Denn die Blutegel passen nicht mehr, wenn es bereits sum Exsudate gekommen ist. Bei dem ausgebildeten entzündlichen Croup, wie er auch heute noch bei vollblütigen und wohlgenährten

Kindern auftritt, liefert die Lentin'sche Methode auch jetzt dieselben glänzenden Resultate wie damals, und haben wir auch bei rechtzeitig geleisteter Hülfe stets Ursache gehabt, mit ihr zufrieden zu sein.

Noch eins müssen wir hervorheben, wodurch Lentin sich verdient machte: er empfahl die warmen Bäder bei den sogenannten Faulfiebern. Was darunter zu verstehen sei, ergibt sich aus seinen Beschreibungen. Man hatte damals eine grosse Furcht vor Entmischung und Erschlaffung der Säfte durch warme Bäder. Brown betrat nachher denselben Weg und proclamirte, wie Lentin, diese vorzüglich als die kräftigsten und stärksten Reizmittel.

Meisterhaft, wenn auch nicht für alle Epidemien geltend, da jede eine besondere Heilart verlangt, ist seine Therapie des Scharlachs. Im Anfange gab er gelinde Laxirmittel und die Vitriolsäure, sorgte dann für eine tägliche Leibesöffnung und beförderte Nachts die Ausdünstung, Tags den Harnabgang. Sehr richtig erkannte er, dass der Hautausschlag beim Scharlach weder kritisch, noch heilsam, noch auch lindernd, sondern bloss symptomatisch sei.

Bei so entschiedenen Verdiensten muss man es Lentin in manchen Punkten nachsehen, dass er sich von den Vorurtheilen seiner Zeit nicht ganz emancipiren konnte. Wer in vielen Dingen seiner Zeit voraus ist, kann entschuldigt werden, wenn er in Einzelnheiten sich von ihrem Einflusse nicht ganz frei machen kann.

Man muss es Lentin daher nicht anrechnen, dass er von dem Genusse unreifer Kartoffel Krätze entstehen lässt. (B. I. S. 198.)

So gilt denn noch heute das Urtheil seines Lehrers Augustin Vogel über ihn, das er in der Vorrede zu Lentin's „fasciculus primus" ausspricht: „Morbos ille sanavit rebelles, remediis haud vulgaribus, audacter saepe et haud timide, sed cum ratione et prudentia eos aggressus est; monstravitque passim longe praestantiora remedia ad sanandos morbos, quam quae vulgus nota sunt. Qua propter nullus dubito, quin et exercitati satis et veterani medici ab hoc juniore aliquid ediscant." Und ferner:

„Nam si qui milleni alii libri in publicum prodeuntes, nemini pene legentium utiles sint, cum nil nisi quid jam millesies consignatum sit, contineant, observationibus tamen practicis semper suum pretium manet, neque nimis earundem crescere numerus potest."

Die 33 Beobachtungen des ersten „fasciculus" handeln: 1) Ueber eine tödtliche Thoraxfistel mit Auswurf von Eiter aus dem Munde. 2) Ueber eine glücklich geheilte Brustwundenfistel. 3) Ueber die Geschichte einer in Diepholz grassirenden epidemischen Dysenterie. 4) Ueber die vorzügliche Wirkung der Klystiere in der Ruhr (die ersten Tage liess er gelind abführen, am 4. Tage gab er Klystiere von ℥jj Simaruba mit 8 Unzen Wasser bis auf 4 Unzen, ebenso 2 Drachmen Hausenblase oder Tischlerleim mit ebensoviel Colatur auf 6 Unzen eingekocht. Dieses wurde vermischt und 12 Tropfen Bal. Copaiv. oder 2 Eidotter hinzugefügt; während L. nur den 3. Theil der Patienten durchbrachte, welche er bloss innerlich behandelte, erzielte er durch diese äusserliche Behandlung die glücklichsten und raschesten Erfolge. 5) Ueber die Ruhr einer Schwangeren und ihres neugeborenen Kindes. 6) Ueber eine am 46. Tage tödtliche Kopfwunde. 7) Ueber eine seltene Art von Krämpfen. 8) Ueber Geruchlosigkeit und Taubheit in Folge einer fehlerhaften Menstruation. 9) Ueber die Wirksamkeit der harntreibenden Pillen beim Oedem der Füsse, Dyspnöe und Podagra. 10) Ueber ganz schwarz gewordene Theile des Gesichts bei einem acuten Fieber. 11) Ueber die Wirkung der Elektricität bei Lähmungen. 12) Ueber die Wirkung der Ipecacuanha bei der Wassersucht. 13) Ueber eine Hämorrhagie nach der Geburt. 14) Ueber eine Peri-

pneumonie, die durch den äusseren Gebrauch des bezoardischen Oels von Wedel rasch geheilt wurde. 15) Ueber die Wirkung eines Brechmittels bei eingeklemmtem Bruche. 16) Ueber den Nutzen des Moschus beim krampfhaften Asthma. 17) Ueber die krampfwidrigen Wirkungen des Moschus. 18) Ueber eine glücklich geheilte Caries und Brand beim Panaritium. 19) Ueber die Inoculation der Pocken bei 9 Kindern. 20) Ueber die spätere Anwendung des Aderlasses in hitzigen Krankheiten. — L. erzählt mehrere Fälle, wo derselbe von auffallender und rascher Wirkung begleitet war; er zieht hieraus den Schluss, dass jener, gegen die Zeit der Krisen angewandt, in den meisten Krankheiten mehr Nutzen verschaffe als im Anfange. Die Bewegung des Blutes, die zur Ausstossung der gekochten Materie nothwendig ist, wird dadurch verlangsamt. Ebenso wirken Anodyna auch mehr zur Zeit der Krisen als niederschlagende Pulver und Mixturen, weil die Ausscheidung der krankhaften Partikelchen durch sie erleichtert wird. 21) Von einer Hemiplegie, die durch ein hinzukommendes Fieber geheilt wurde. 22) Ueber ein unter der Form einer Pleuritis auftretendes Wurmfieber. 23) Ueber den Bandwurm. 24) Ueber die Pleuritis. 25) Ueber eine Wassersucht, die von unterdrückter Menstruation entstanden war. 26) Ueber die Wirksamkeit des Sublimats bei einem mit Caries verbundenen Krebs. 28 Ueber Spina ventosa und Krebs der oberen Lippe. 29) Ueber die Wirksamkeit des Sublimats bei einer Spina ventosa. 30) Ueber eine Bauchwassersucht. 31) Ueber einen 3 Tage dauernden und dann plötzlich tödtlichen Schweiss. 32) Ueber ein bösartiges remittirendes Fieber unter der Form einer Hydrophobie. 33) Ueber ein bei einem jungen Mädchen von 15 Jahren entstehendes Geschwür am Unterleibe, aus dem eine Menge Knochenfragmente, Zähne, Haar und das Fragment einer Maxilla herauskamen, an der noch 3 Zähne sassen.

Der im Jahre 1770 erschienene „fasciculus secundus" enthält folgende Beobachtungen: 1) Ueber die im Jahre 1765 herrschende Fieberepidemie. 2) Ueber die Wirkung der Senega bei der Entzündung der Pleura und der Lungen. 3) Ueber die Wirkung des Sublimats bei der Syphilis. 4) Ueber die peruanische Rinde beim Sphacelus. 5) Ueber die von 1766—67 herrschende Variolenepidemie. 6) Ueber einen besonderen Hydrops. 7) Ueber Erysimum. 8) Ueber einen Skorbut mit breiten Flecken. 9) Ueber ein durch Cicuta geheiltes Carcinom. 10) Ueber einen geheilten Leberscirrhus. 11) Ueber einen Infarct der Milz bei Tertianfieher, geheilt durch Umschläge von Weinessig. 12) Ueber Nasenbluten. 13) Ueber Erosion der Eingeweide. 14) Ueber hysterische Melancholie. 15) Gedanken über Empfängniss. 16) Ueber bloss durch äussere Mittel geheilte Krankheiten. Bei hartnäckiger Verstopfung hilft der Rauch von Brassica crispa esculenta in den After aufsteigend — Campher erweist sich äusserlich nützlich beim Podagra. 17) Ueber ein durch Sublimat verursachtes Unglück. 18) Ueber die Verbindung des Merkurs mit der China zur Vertreibung der rebellischen Fieber. 19) Ueber Nervenfieber. Bei vielen scheint die Ursache in zu grosser Sensibilität und Irritabilität des Nervensystems zu liegen. Stärkende Mittel und Martialia bekommen sehr schlecht und regen noch mehr auf; gut thun Demulcentia und Mucilaginosa in Milch. 20) Ueber einen Fall von Visus sesquiduplicatus 21) Ueber eine starke Darmblutung. 22) Ueber eine bei den Greisen gewöhnliche Verstopfung der Hoden; was das Ausbleiben der Menses bei den Frauen bewirkt, ist Allen bekannt, nicht so auf welche Weise die Natur die Männer verändert, wenn die edelste Secretion aufhört. Zwischen der Stimme und den Zeugungsorganen besteht der innerste Zusammenhang. L. berichtet dann von 3 Greisen, die an heftigen Hodenschmerzen litten, zugleich durch Orthopnöe gequält wurden und gibt seine Therapie an. 23) Ueber den Bruch der Meningen. 24) Ueber eine glücklich geheilte Brustfistel mit eiterigem Auswurfe.

In den „Beobachtungen einiger Krankheiten" werden folgende Fälle veröffentlicht: über Krebs, über verhärtete Drüsen in den Leisten, eine Verrenkung der Rippen, durch ein Lebergeschwür verursacht, von einer verhärteten Leber, vom hysterischen Uebel, von der Heilung einer mit der Beinfäule verbundenen Thränenfistel, Krankheitsgeschichten des jungen Herrn von NN, von einer besonderen Vernunftlosigkeit, von den tödtlichen Convulsionen bei den Masern und ihren Ursachen, vom Hüftweh (statt, dass Cotunni an den betreffenden Stellen das Glüheisen anwendet, legt L. ein spanisches Fliegenpflaster auf und unterhält die Eiterungen ziemlich lange; während der Eiter floss, war nicht der geringste Schmerz vorhanden) über die Versetzungen der Milch, über die Metastasen des Urins auf die Gedärme, über Podagra, über den Nutzen des Leinöls im Podagra und hartnäckiger Verstopfung, von der Entzündung der Fetthaut und vom weissen Flusse, von

der Engbrüstigkeit der Alten (kommt von gehinderter Secretion der Nieren; Meerzwiebelhonig leistet am meisten), von der goldenen Ader, von Vergiftungen durch Digitalis und Sabadillsamen (siehe Marx, Toxikologie 2. Band S. 168).

In den „Memorabilien" gibt L. von folgenden Fällen Rechenschaft. Als besondere Ursache des Missgebärens hebt er ausser der von Röderer aufgestellten „fehlenden Nahrung der Frucht" den zu frühen und übermässigen Zufluss von Milch zu den Brüsten hin; derselbe entziehe dadurch dem Kinde im Mutterleibe die Nahrung. Die Ursachen davon seien 1) die zu straffe Faser des Uterus, welche die gehörige Ausdehnung der Blutgefässe hindere 2) Krämpfe 3) grosse Erschlaffung der Gefässe in den Brustdrüsen. Bei einer Frau, welche 9 todte Kinder geboren, wurde das 10. durch ein zweckmässiges Verfahren am Leben erhalten. Er entfernte alles Krampferregende, veranstaltete einen Aderlass, liess sie Valeriana mit Biebergeil gebrauchen und über die Brüste in kaltes Wasser getauchte Leinwand legen.

Die Unfruchtbarkeit der fleischigen, wollüstigen Weiber werde oft dadurch gehoben, dass sie, weil diese Erscheinung ihren Grund in zu grosser Reizempfänglichkeit der zu den Geburtstheilen gehörenden Nerven hat, einige Tage nach den Regeln ein warmes Bad nehmen, nur Milch geniessen, des Abends sehr wenig essen und dann sich erst umarmen lassen. Kurz zuvor gibt er ein pulv. temp. mit Baldrian und 5 Gr. von der Mass. pilul. de Cynogl. und legt ein wollenes Tuch, mit Spir. camph. getränkt, über den Unterleib. Nie darf der Beischlaf ausgeübt werden zu einer Zeit, wo ehemals die monatliche Reinigung einzutreten pflegte.

Bei allen Krampfzufällen der Schwangeren und Kindbetterinnen leistete ihm folgendes Pulver wichtige Dienste: pulv. rad. Valer. ℈j, pulv. temp. gr. x, Castorei gr. jj—IV, zu einer Gabe.

Die meisten Kindbettfieber gehören nach seiner Erfahrung zu den Krankheiten des Darmkanals und Mesenteriums, die wenigsten zu den der Gebärmutter und Brüste. Er gab desshalb gelinde Abführmittel und bei galligten Erscheinungen Brechmittel. Ein trockener Husten ist oft das Zeichen von Galle im Magen. Der unterbrochene Monatsfluss wird nach auf den Unterleib gelegten erweichenden Umschlägen am sichersten durch ein Brechmittel wieder hergestellt. — Vielfache Beobachtungen haben ihm gezeigt, wie man es nicht dahin kommen lassen dürfe, dass bei denen, die nicht selbst ihr Kind säugen wollen, mit der Milch auch das Colostrum in die Blutmasse resorbirt werde. Er lässt es lieber ausdrücken oder aussaugen. Bei Schmerzen im Leibe, untersuche man genau, ob sie von einem örtlichen Leiden des Uterus oder von einer Ursache im Darmkanale herrühren.

Er spricht dann über die Anwendung des Asphaltöls in der Lungenschwindsucht, über die Behandlung der schleimigen Lungenschwindsucht (pituitosa, mucosa) von Murray in einem Programm beschrieben, über 2 Fälle von Lepra und Elephantiasis, über Kolik und Lähmung von Bleigift, die sogenannte Hüttenkatze, über Kröpfe, über durch Hämorrhoiden der Blasen bedingte Onanie bei Weibern, wogegen er auf die Herstellung der alten griechischen Gymnastik dringt.

Ausführlich verbreitet er sich über den krampfhaften Schlagfluss. Man sehe täglich, dass ein und dieselbe Wirkung von verschiedenen Ursachen entstehen könne, so sei es auch mit dieser Krankheit. Der unermüdete Fleiss der Aerzte und der Zergliederer hätte folgende Ursachen entdeckt: 1) zu zähes überflüssiges Blut 2) zu zähes überflüssiges Blut mit entzündlicher Anlage 3) überflüssiges Serum, das im Gehirn ergossen ist 4) von eigenthümlichen Fehlern im Gehirn: Verknöcherungen, polypöse Verstopfungen, Puls- und Blutadergeschwülste der Gehirngefässe, coagulirte Lymphe, Eiter, äussere Verletzungen. 5) Versetzung einer schädlichen Materie auf's Gehirn, 6) Krampf in den zum Leben nothwendigen Organen. Die letzte gehört zu den Mysterien der Natur, die noch kein Sterblicher durchschauen konnte. Fordere eine Krankheit eine besondere, genaue Erforschung, so sei es diese Art der Apoplexie; sie tödte Männer und Weiber schnell und unvermuthet, während des Essens, beim Schlafe und in jeder Lage. Der Magen und Darmkanal verspüre zuerst den Anfall. Die Kranken leiden an Uebelkeit und Getöse im Magen. Sie haben die Empfindung, als werden sie im Kreise gedreht und haben feurige Funken und bewegliche Flecken von verflchiedenen Farben vor den Augen; sie fallen nieder. Die Erregung der Nervensüssigkeit hat ihre bestimmten Anfälle, Nachlässe, zuweilen selbst völlige Unter-

brechungen. L. wandte zuerst einen reichlichen Aderlass an, sobald wieder geschluckt werden konnte, gab er folgende Mixtur: Rad. Valer. major. ℥β, Flor. Chamomill. mp. j, Sal. amm. dep. ʒjj, colat. ℥χ adde Castor. opt. ʒj. Dann suchte er durch erweichende Umschläge auf dem Unterleib, Fussbäder und wiederholte Klystiere aus Chamillen und Seifenbäder, das Blut vom Kopfe zu entfernen.

Schliesslich berichtet er über zwei tödtlich verlaufene Fälle von „Erbrechen der Alten“, über einen Fall von Wahnsinn, wo das Hyoscyamusextract gute Wirkungen that und eine Verrenkung des os naviculare, das zur Hälfte aus der Wunde hervorragte, nicht zurückgebracht werden konnte und durch hinzugekommenen Kinnbackenkrampf und Brand tödtlich endete.

In dem I. Bande der „Beiträge“ gibt er eine ausführliche Geschichte der von ihm in Gittelde eingeführten „Eisengranulirbäder“ und detaillirte Krankengeschichten.

Die Wassersucht, sagt er, obschon jede einen gar zu grossen Ueberfluss von Feuchtigkeiten zum Grunde hat, sei doch in Ansehung der eigenenBeschaffenheit jedes Kranken, der Entstehung und ihres gegenwärtigen Zustandes, in Betreff des Ortes, des Masses und der Dauer ihrer Ansammlung, der Vorbereitungen, der Mittel, der Stadien und der Wege, durch welche das Ausgetretene ausgeführt werden muss, ebenso unendlich verschieden, als es die Ursachen sind. Man müsse berücksichtigen 1) die Lymphe, dieses farblose, im gesunden Zustande weder zur Säure noch Laugenart sich neigende Wasser 2) den Harn 3) das Blutwasser. Das Auge könne nicht bestimmen, welche von den 3 Feuchtigkeiten ausgetreten sei, welches die erste gewesen und jetzt die herrschende ist. Bei der Lymphe kommen in Betracht: die Krankheiten der Kindheit, das Drüsensystem. Die natürlichen Wege der Ausleerung seien das Erbrechen, der Durchlauf und die Speichelung, die künstlichen: Abzapfen und Einschneiden. Das Blutwasser entstehe durch Fehler der Diät, der Ausdünstung; trete meistens zuerst als Anasarca auf. Dann erst bilde sich Wasser in den Höhlen. Haut und Nieren seien die geeignetesten Ausführungswege. Bei statthabender Mischung der ausgetretenen Flüssigkeiten kommt es vor allen Dingen darauf an, zu erforschen, welche die erste gewesen, welche von den Secretionen noch am meisten im Gange ist. Man muss den Schweiss, dann den Harn und zuletzt die Lymphe durch Abführungsmittel wegzuschaffen suchen. Man könnte also die Wassersucht in die Blutwassersucht, Lymphwassersucht, Harnwassersucht und die vermischte eintheilen. L. nimmt an, dass bei ungestörter Verdauung, Hautausdünstung und Harnthätigkeit eine Geschwulst auf ausgeschwitzte Lymphe hindeute, namentlich, wenn Gewalt vorausgegangen ist; wenn aber die Geschwulst bei trockener Haut und natürlichem Abgange des Harn- und Stuhlgangs sich zeigte, auf Blutwasser. Ist sie aber nach unverhältnissmässig wenigem Abgange des Harns, ohne verringerte Ausdünstung entstanden, so sucht er die Ursache in den Nieren, im Blute und in den Venen. Die vermischte finde nie zu Anfang statt. Da nun die Hauptabsicht bei vollkommen vorhandener Krankheit, auf die schleunige Ausführung der ausgetretenen Flüssigkeiten gerichtet sein muss, so komme es darauf an, denjenigen Auswurfsort hinzuzunehmen, der der auszuführenden Feuchtigkeit am angemessensten sei. Weil aber aber mit kürzerer oder längerer Dauer entweder der Magen und Gedärme oder die Nieren und die Haut für die Ausführung der Lymphe, des Harns und des Blutwassers oft schwach, wenn nicht ganz unbrauchbar geworden sind, so hat er sich bemüht, die gangbarste gangbar zu erhalten, den Hauptausführungsort aber zu seiner Absicht vorzubereiten gesucht. Indem Magen und Gedärme mit dem lymphatischen System den grössten Zusammenhang haben, so hat er allemal Salze mit einem verdünnten Decocte der Senegawurzel, das mit Wacholderbeerensaft und Meerzwiebelhonig vermischt war, einige Tage vorausnehmen lassen, um das, was fortgeschafft werden soll, beweglich zu machen. Sodann Abends Merkurialsalze und Morgens Abführmittel. Bei skorbutischer Beschaffenheit und bei Fäulniss in den Gedärmen bediente er sich saurer Abführmittel. Nach diesen Vorbereitungen gab er ausleerende Mittel, vorzüglich Gummigutt zu 10, 15—20 Gr., 2—3 Mal täglich mit einigen Tropfen eines aetherischen Oels gemischt. Dabei lässt er den Körper fleissig frottiren und Wasser, darinnen etwas Weinstein vorher aufgelöst ist, nachtrinken. Um die Nieren per consensum zu reizen, liess er äusserlich in die Nierengegend Terpentinöl einreiben oder auf dem Bauche Campheröl. Hatte die Geschwulst in den Beinen abgenommen, so rieth er eine Binde anzulegen, gab Cam-

pecheextract, Winterrinde und dann den Eisenweinstein, zur Stärkung der Verdauungskraft Quassia.

Ganz anders war die Behandlung, wenn die Lymphe bereits in Alkalescenz und Fäulniss sich befand. Man kann es daran erkennen, dass der Harn anfängt übel zu riechen, der Stuhlgang heftig zu stinken, der Kranke über einen harnhaften Geschmack zu klagen, an den geschwollenen Beinen eine Röthe mit Blasen sich einfindet. Hier gibt er Weinsteinrahm, daneben Tränke von Tamarinden, Cassia, Manna. Auch die Nieren bedürfen einer Vorbereitung, wenn der Harn durch diese ausgeführt werden soll. Vielleicht kann auch ein Zustand im Blute stattfinden, bei welchem die Absonderung durch die Nieren nicht geschehen kann, wie bei einer Art Gelbsucht gar keine Galle für die Gallenblase abgesondert wird. So lange der Harn noch hell gefärbt, seien die Nieren selbst zur Ausleerung einer grösseren Menge tauglich. Laugensalze leisten gute Dienste; so der liq. terrae foliatae Tartari, Arcanum duplicatum, Terpentin, Canthariden mit Salpeter und Campher, das in Salmiakwasser aufgelöste Kupfer. Doch mussten meistens noch andere Mittel vorausgeschickt werden. Da nun Magen und Gedärme durch die lymphatischen Gefässe und mit den Nerven der Nieren unmittelbaren Zusammenhang haben, so seien dies die einfachsten Wege und die Meerzwiebel in dem Masse gegeben, dass sie Erbrechen erregt, das beste Mittel. Bei den stärkenden Arzneien der Nieren müsse untersucht werden, ob die Fehler in den Gefässen der Nerven liegen, auch wurde nichts geschadet, wenn man die Medicamente verbinde. Bei der Bauchwassersucht sei er für frühes Abzapfen.

Die Anasarca hat er am öftesten als ein parasitisches Uebel bei oder nach anderen Krankheiten entstehen sehen und diese waren entweder der Art, dass man eine Auflösung des Blutes gar nicht erkennen konnte, bei denen der Mechanismus des Hautausdünstungssystems, die Haut selbst, aus vielerlei Ursachen fehlerhaft geworden war; 3) die Anasarca erstreckte sich nur über einzelne Theile des Körpers 4) trat zuweilen aber auch als ein ursprünglicher hydrops acutus auf.

Nicht bloss die Cachexien, sondern auch einige Fieber schaffen das Blut so um, dass kein Organ gehörige Säfte, folglich auch die Haut keine Dünste, die Niere keinen Harn mehr absondern kann. Dem Anfange dieses Uebels, das sich durch Ermattung der Secretionen zu erkennen gab, kann man durch Haller'sche Säure begegnen. Wie soll nun das Wasser aus der Haut geschafft werden? Die Erfahrung lehrt genug, wie wenig die eigentlich schweisstreibenden Mittel in der Anasarca leisten. Das, was an der Haut, zur Wiederherstellung der Ausdünstung, als Vorbereitungsmittel äusserlich kann verwendet werden, bezieht sich auf die mechanische Ursache, die sie zur Betreibung ihres Geschäfts untüchtig gemacht hat. Unreinlichkeit und Vernarbung, mangelnde Thätigkeit der ausdünstenden Gefässe oder Lähmung derselben seien die gewöhnlichsten Ursachen dieses chronischen Fehlers der Haut. Gegen die erste Ursache wirken am besten Bäder, Seife, Wasser mit Eigelb und Essig gemischt, sorgfältige Beobachtung aller Reinlichkeit. Die Unthätigkeit der ausdünstenden Gefässe werde durch reizende und stillende Mittel, durch das von Vitruv empfohlene Laconicum (römische und russische Bäder), Waschen mit wässrigtem Salmiakgeist, der auf venetischer Seife gestanden, verdünnten Ameisenspiritus u. s. w. gehoben. Sobald die Feuchtigkeiten unbeweglich fester werden, was man daran erkennen kann, dass die Füsse des Morgens nicht mehr dünn sind, seien Skarificationen an den Beinen zu empfehlen. Viele Krankengeschichten sind beigefügt. In einer besonderen Abhandlung wird die Wassersucht der Schwangeren untersucht.

In seinem Aufsatze „Vorschlag, die Elektricität zur Anwendung flüchtiger Arzneimittel bei Krankheiten zu benützen", dessen die hierauf bezüglichen Werke mit absolutem Stillschweigen übergehen, äusserte er sich folgendermassen: „Es war bereits im Jahre 1757, als ich bei einigen elektrischen Versuchen bemerkte, dass sich die ätherischen Oele und die Salpeter-Naphtha, sowie auch der Wein durch das Elektrisiren verflüchtigen (Augustin Vogel's neue medic. Bibliothek, des dritten Bandes fünftes Stück, S. 458). Nach der Hand bemerkte ich an mir selbst, dass ein paar Tropfen Terpentinspiritus, die ich mir in die flache Hand hatte geben lassen, mir, da ich mich isolirt hatte, in derselben Minute nicht allein den specifischen Geschmack des Terpentins im Munde erregt, sondern auch kurz nachher dem Harne den gewöhnlichen Violengeruch gegeben hatten. Diese Erfahrung schien mir so wichtig, dass ich, da meine kurz darauf veränderte Lage, mehrere Versuche dieser Art anzustellen nicht erlaubten, den Herrn

von Marum bat, mehrere Versuche auch mit anderen flüchtigen Substanzen anzustellen. Selbst der Merkur und Phosphor könnten mit zugezogen werden."

„Ueber die Erfahrungen des Dr. Most in Nordhausen, die häutige Bräune betreffend" lässt L. sich so aus. Er erörtert, dass, seit der Anwendung der bekannt gemachten Heilart, noch kein einziges Kind, zu dem er zeitig gerufen wurde, an der häutigen Bräune gestorben. Die Schuld, warum Dr. M. nicht so glücklich gewesen, liege daran, dass er den Meerzwiebel-Sauerhonig und den Althäasyrup statt des vorgeschriebenen Syrups von der Senegawurzel und des Ammoniaksyrups in der Meinung gegeben, jenes sei mit diesen gleichwirkend, auch scheine er nicht zu glauben, dass das Elix. pect. Reg. D., welches Salmiakgeist enthält, durch den Essig des Meerzwiebelsafts werde entstellt werden, da doch die Wirkung des unverändert gelassenen Salmiakgeistes gar sehr mit berechnet ist. Man lasse sich also durch Herrn M. nicht irre machen, man hebe seinen Apparat zur gehörigen Zeit und Ordnung und mit wohlbereiteten Mitteln an, dann würde diese Heilart nicht fehlschlagen; es bleibe darum jedem Arzte unbenommen, die Therapie bestens zu individualisiren, dem Safte noch ächten Bisam zuzusetzen, wenn man zweifelhaft sei, ob es das Millari'sche Asthma, die häutige Bräune oder eine Vermischung von beiden sei".

In dem Beitrage zur „Geschichte und Widerlegung des Perkinismus" macht er bekannt, dass Dr. Haygarth (Perkin empfahl nämlich elektrische Metallnadel gegen chronische Rheumatismen und verkaufte sie zu hohen Preisen) durch ein bündiges Experiment die Muthmassung bestätigt, dass der Perkinismus einzig und allein durch die Gewalt der Imagination über den menschlichen Körper seine Heilkraft bewiesen habe. H. liess falsche Nadeln verfertigen, welche den Perkinschen ganz ähnlich sahen, verheimlichte dies den Patienten, welche dieselbe für ächt hielten und erzielte damit dieselben Erfolge. Dr. Smith wandte sie bei zwei Patienten, von denen der eine an starken rheumatischen Schmerzen, der andere an stillicidium urinae litt, mit augenblicklichem Erfolge, an und H. veröffentlichte dieselbe in seiner hierauf bezüglichen Schrift. Letzterer zieht aus diesen Thatsachen einige Folgerungen, welche deutlich beweisen, welche wundervolle Wirkungen auf Krankheiten, die Leidenschaften, Hoffnung und Glauben erregt durch die Imagination hervorbringen können. Der englische Reviewer sagt zum Schlusse: „Die vor uns liegenden Thatsachen geben ein in die Augen fallendes Beispiel, wie unbrauchbar die eigenen Berichte der Kranken sind, die guten Wirkungen eines Heilmittels zu bestätigen. Der geschickteste und aufmerksamste Arzt kann bei Gelegenheiten darüber getäuscht werden, aber Kranke werden zuverlässig, sich selbst und andere hintergehen, sobald sie es unternehmen, über Gegenstände der Heilkunst zu schreiben."

„Ueber die Pulsadergeschwulst und Folgen des Schlagflusses" macht er folgende Bemerkungen; die Richter'sche Ansicht, dass die ächte Pulsadergeschwulst die Folge einer allgemeinen Krankheit sei, wurde ihm durch nachstehenden Fall bestätigt: Ein Grenadier bekam einen Schlagfluss, Besinnung und Sprache waren völlig verloren, der rechte Arm und Schenkel gelähmt. Der Puls schlug heftig, hart und schnell, das Herz wühlte beständig, so dass man das Ende der einen Pulsation und den Anfang der anderen nicht wohl unterscheiden konnte. Nach vier Monaten trat Beweglichkeit der gelähmten Glieder und das Sprachvermögen wieder ein. Herz- und Pulsschlag blieben derselbe. Nach einem Monate beklagte er sich über einen Knübben in der gesunden linken Kniekehle. L. fand eine ächte Pulsadergeschwulst, in welcher der Pulsschlag ebenso heftig wühlte als der seines Herzens, und erklärte ihn für unheilbar. Die berühmtesten Wundärzte wurden vergeblich um Rath gefragt. Die Abnahme des Gliedes hielt L. nicht für angezeigt; etwa 6 Wochen vor dessen Ende verlor sich im Knie der heftige Pulsaderschlag, während der Puls des Herzens derselbe blieb; das Knie und der Unterschenkel schwollen sehr an. Jetzt wurde die Cur eines alten Weibes gebraucht. Er starb nach heftigen Zuckungen und vieler Angst. Section wurde verweigert. Die bloss örtliche Untersuchung ergab: Die Haut wurde von der Kniekehle bis zum halben Oberschenkel herauf geöffnet und die Zellenhaut, die, insofern sie die Pulsadergeschwulst deckte, nicht einen Tropfen Blut gab, zurückgelegt. Aus dem Aneurisma selbst, das so gross wie ein Gänseei war, nahm man einige Stücke membranöser Blutgerinnungen heraus, welche die ganze Geschwulst anfüllten. Da, wo die Arterie anfing, aneurismatisch zu werden, am oberen Theile

der Geschwulst, war sie wie abgebunden, die Geschwulst der Pulsader fing plötzlich an. Unterwärts aber lief die Pulsadergeschwulst zu. Eine mürbe Stelle an der Pulsader konnte nicht gefunden werden. — Viele hatten vor der Section geglaubt, dass hier ein Aneurisma spurium vorliege.

Chirurgie.

L. war einer der wenigen Aerzte, welcher damals schon die Chirurgie praktisch ausübte und zugleich literarisch dieselbe bearbeitete. Gegen periodische Zahnschmerzen empfahl und wandte er Visceralklystiere an. Er beschreibt sehr genau den Wasserkrebs der Kinder; dagegen bewährte sich ihm Extract. Conii, täglich zu einem Gran, dann steigend, in einer Emulsion von Ammoniakgummi; daneben gab er wöchentlich ein Abführmittel. Statt des gewaltsamen Hinabstossens fremder Körper im Oesophagus empfahl er grosse Pillen aus ungesalzener Butter, Oel u. s. w. Er wies nach, dass die Ursache der Geschwüre an den unteren Extremitäten oft in Verhärtung und Verdickung der Gefässhäute gesucht werden müsse. Gegen den Brand von äusseren Verletzungen empfahl er mit White reichliche Gaben von Moschus und Hirschhornsalz. Beim Knochenfrass bewährte sich ihm die Einspritzung der mit Aqua dest. verdünnten Phosphorsäure; innerlich gab er sie zu gleicher Zeit dreimal täglich zu 10—20 Tropfen; schon nach fünf Tagen verliert sich der Gestank und der Eiter nimmt eine gutartige Beschaffenheit an. In seiner Abhandlung „de acido Phosphori cariei ossium domitore" erzählt er mehre Fälle, wo er mit dem glücklichsten Erfolge bei Caries Heilung bewirkte. Sein College Volger in Lüneburg erzielte auf Lentin's Anrathen dieselben guten Resultate. Auch bei Caries der Zähne, wenn aller Schmerz und alle Entzündung verschwunden, sowie bei der eitrigen Lungenschwindsucht empfiehlt er denselben.

Seine meisten chirurgischen Erfahrungen hat er in den „Fascikeln" veröffentlicht.

Augenheilkunde.

Wie Lentin keine Sparte der Medicin unbearbeitet liess, so wandte er auch der Augenheilkunde seine besondere Aufmerksamkeit zu und galt mit Recht für einen glücklichen Augenarzt. Ziemlich zahlreich sind seine Mittheilungen über die von ihm behandelten Augenkrankheiten und der von ihm angewandten Therapie. Beachtung verdient folgende Beobachtung: „Einige alte Personen, sagt er, werden von einer Art Wassersucht der Augen geplagt, die sich also verhält. Man sieht, dass diese Personen, wenn sie etwas genau sehen wollen, die Augen oft wischen, als wenn Wasser darin wäre. Betrachtet man die Augen näher, so ist die adnata erschlafft und hat sich insonderheit an der unteren Stelle des Augapfels von der weissen Haut getrennt und bildet die Falten, binnen welchen sich Wasser ansammelt. Wenn dieser Zustand schlimmer wird, so erhebt sich die adnata merklich und es scheint, als wenn der Stern sich zurückgezogen hätte und platter geworden wäre. Bei einigen ist es beständig, und das untere Augenlid erschlafft nun auch. Wenn die adnata irgend eine kleine Oeffnung bekömmt, so thränt das Auge beständig. Diesen Zufall heilen urintreibende Mittel fast immer, vornämlich, wenn man die Augenlider mit stärkenden Arzneien versieht."

Staatsarzneikunde.

Sind Lentin's Verdienste in der gerichtlichen Medicin auch keine bahnbrechenden zu nennen, so behalten seine abgegebenen Gutachten und Visa reperta doch insofern einen formellen Werth, als sie darlegen, mit welcher Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt und Gründlichkeit auch bei solchen Fragen Lentin verfuhr, und wie sein treffendes Urtheil jedesmal durch grosse Unparteilichkeit sich auszeichnete. Die vielen Leichenöffnungen, welche er machte und publicirte, enthalten noch immer manch schätzbares Material. Bei einem alten Manne, der sich selbst ertränkt hatte und bei dem die Section ergab, dass der Magen beinahe ein Quartier Wasser enthielt, machte er die Bemerkung: „Wasser im Magen eines Ertrunkenen ist wohl das sicherste Zeichen, dass dieses Subject lebendig ins Wasser gekommen, dagegen ist die Abwesenheit des Schaumes in der Luftröhre kein sicheres Zeichen, dass dieses Subject lebendig ins Wasser gekommen".

Bedeutender sind seine Leistungen auf dem Gebiete der medicinischen Polizei, für die durch Peter Frank ein allgemeines Interesse bei den Regierungen, Aerzten und Laien damals sich regte.

In Lüneburg wirkte er thatkräftig als Reformator des Armenwesens. Sind einige seiner Principien bereits überall jetzt zur Richtschnur genommen, so harren andere noch ihrer Ausführung. Nachdem er gegen die bei Armen anzuwendenden wohlfeileren Arzneien geeifert und ausgeführt, dass die wohlfeilste Arznei die sei, unter deren Verwendung die vorliegende Krankheit in kurzer Zeit geheilt und der Kranke seine Kräfte bald wieder erhält, da aus Gesundheit und Kräften das ganze Capital bestehe, von welcher der Arme lebe und es desshalb falsch sei, den Armen, statt der besten Rhabarber und China, Asarum und Weidenrinde zu verordnen, stellt er folgende Thesen auf:

1) Man müsse die Schwäche des menschlichen Herzens nicht verkennen, den Funken von Ehrliebe nicht auslöschen oder gänzliche Verläugnung desselben verlangen, auch nicht von Rechtswegen warten, bis ein solcher Unglücklicher durch Noth und Krankheit dahin gebracht ist, es öffentlich bekennen zu müssen, denn jeder arme Mensch, der nicht Bettler von Profession und ganz schamlos sei, habe noch einiges Gefühl für eigenen persönlichen Werth, den er nicht ohne widrige Empfindung von anderen will übersehen oder herabgewürdigt haben.

2) Man suche daher arme Kranke dahin zu bringen, dass sie sich, gleich zu Anfang einer Krankheit, gehörigen Orts melden. Es sei, der Erfahrung aller Aerzte nach, richtig, dass eine grosse Anzahl Krankheiten, durch zeitig angewandte Mittel, entweder ganz verhütet, gemildert oder doch gefahrlos gemacht werden könne.

3) Die Armen müssten den Obrigkeiten nach ihrer ganzen Lage bekannt sein; denn die Unterbedienten hätten keine Zeit, fürchteten sich, sich zu beschmutzen, angesteckt zu werden und seien nicht immer so hochgeneigt, dem Zeugnisse der Priester und Aerzte gemäss zu bewilligen.

4) Die Armen müssten es wissen, es sollte ihnen zugesichert sein, dass sie freien Arzt und freie Arznei fordern dürften, sobald sie erkrankten, ohne bei jeder ihnen zustossenden neuen Krankheit wiederum anhalten zu müssen.

Nicht weniger machte er sich als Mitglied der Prüfungscommission für angehende Aerzte im Churfürstenthume verdient; vom Staatsexamen waren dort nur die befreit, welche in Göttingen promovirt waren; alle übrigen mussten sich einem Examen unterwerfen; hierbei stellte er es sich zum Grundsatz,

die Interessen des Publicums rücksichtslos und damit auch die wahren Interessen des ärztlichen Standes zu vertreten und nicht durch eine falsche Humanität sich leiten zu lassen; er konnte es nicht mit seiner Gewissenhaftigkeit vereinigen, dass Unwissende ihren Nebenmenschen schaden könnten; einige wurden daher ganz abgewiesen, andere auf gewisse Fächer beschränkt. Auch der Hass, den er sich von vielen Seiten dadurch zuzog, konnte ihn nicht abhalten, seinen Grundsätzen ungetreu zu werden.

Am segensreichsten für den Heilstand wirkte er aber durch Einführung einer neuen Taxe für die Aerzte und die Apotheker.

Die erste französische Revolution hatte Alles erschüttert und auch auf Hannover ihre Wellenbewegungen fortgepflanzt. Die Pietät vor dem Bestehenden, dem historisch Gewordenen hatte aufgehört, der Cultus des „Ichs" war in den Vordergrund getreten, auch in den besseren Ständen war der Adel der Gesinnung einem schnöden Egoismus gewichen. Die Zustände glichen auf ein Haar denen, in welchen wir augenblicklich leben.

Natürlich hatte auch der ärztliche Stand hierunter zu leiden, da in Hannover bislang keine Taxe existirte. Während es noch zu Werlhof's Zeiten hiess „Galenus dat opes", war es jetzt so weit gekommen, dass nicht bloss in den Städten die beschäftigtsten Aerzte mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten, sondern es sehr häufig vorkam, dass sie in Concurs geriethen.

So wurde denn von Lentin im Jahre 1799 eine neue Medicinal-Taxe entworfen und eingeführt, und es ist culturhistorisch interessant, dass dies geschah, nicht wie Viele bisher wähnten, um das Publicum vor den Ueberforderungen der Aerzte sicher zu stellen, sondern um letztere in die Lage zu bringen, ihre Rechnungen auf dem Wege des Rechts einklagen zu können, während sie bis dahin von der Gnade und Laune des Publicums abhingen und des Rechtsschutzes hinsichtlich ihres Sostrums gänzlich ermangelten. Bei dem Theil des Publicums, welcher bislang gewohnt war, die Aerzte als höhere Bediente aufzufassen und sie als Mittel betrachtete, um an ihnen ihre Finanzen zu verbessern, erregte die neue Medicinal-Taxe natürlich viel böses Blut; um so aufrichtiger war aber der Dank des ganzen ärztlichen Standes.

Die Apotheker-Taxe entwarf er mit Zuziehung des Hofmedicus Hansen und der Apotheker Brande, Schröder und Gruner, unter der Bedingung, dass sie oft revidirt und verbessert werden müsste.

Kinderheilkunde.

Verfasste Lentin auch kein Lehrbuch der Kinderheilkunde, so übte er doch durch seine Schrift „de aphthis" eine reformatorische Wirkung auf sie aus.

Dieselbe erhielt nicht bloss von den Aerzten der Pariser Akademie das Accessit, und wurde nachher von Peter Frank der Ehre gewürdigt, in den 11. Band seines delectus opusculorum medic. 1792 aufgenommen zu werden, sondern hatte geradezu eine Wirkung, welche über ihren Gegenstand weit hinausging.

In dieser Abhandlung liefert L. den Beweis, zu welchen Resultaten ein Arzt gelangen kann, welcher universell und classisch gebildet, seinen Gegenstand, nicht einseitig mikroskopisch oder pathologisch anatomisch, sondern in allen Phasen der Krankheit auffasst, nicht einzelne Stadien der Krankheit, sondern den ganzen Process in seiner Entwickelung verfolgt.

Kannte L. zwar noch nicht den von Robin entdeckten Pilz Oïdium albicans, wusste er freilich nicht, dass derselbe das Pflasterepithel aussuche

und das Cylinder- und Flimmerepithelium verschone, so war seine ätiologische Auffassung doch weit correcter als die einseitige der modernen Medicin, welche die Ursachen des Soors bloss in der saueren Reaction der Mundhöhle, in der Uebertragung von einem Kinde auf das andere und in dem Schnuller sucht und zur Prophylaxis weiter nichts empfiehlt als den Mund der Säuglinge mit einem nassen Leinwandlappen auszuwischen. Ebenso weit er in der Beschreibung der Aphthen die meisten Neueren überragt, übertrifft er die Alten und seine Zeitgenossen.

Wenn auch Hippokrates, Aretaeus, Aëtius, Paul Aegineta und Celsus die Aphthen kannten und namentlich Boerhaave und van Swieten zur richtigen Würdigung dieser oft so viele Opfer fordernden Kinderkrankheit sehr beigetragen hatten, waren doch im Allgemeinen die Ansichten seiner Zeitgenossen über dieselben sehr verworren, zumal die neuesten damaligen Monographisten Ketelaar und Slevogt, welche in ihnen einen kritischen Process erblickten, mehr zur Verwirrung als Aufklärung beigetragen hatten.

Der Hauptwerth der Lentin'schen Arbeit besteht darin, dass er mit grosser Meisterschaft nicht bloss die wahren Ursachen der Krankheit erkannte und nicht, wie so viele Mediciner, die nächsten und die entfernten verwechselte, sondern auch klar darlegte, durch welche prophylaktischen Massregeln dieser ganze Process verhütet werden könne und er somit schon den Principien der Hygiene in jeder Weise Rechnung trug.

In Folgendem geben wir die Quintessenz seiner Untersuchungen.

Vorbereitende Ursachen entstehen, wenn Kinder sich in verdorbener Luft befinden, zugleich in Ansehung der Betten, der Leibwäsche und anderer Kleidungsstücke unreinlich gehalten werden. Folglich sind den Aphthen vorzüglich die Kinder geringer, mit Sorgen und Mangel kämpfender Leute ausgesetzt.

Nicht nur der gänzliche, sondern auch der zu sparsame Gebrauch abführender Mittel in den ersten Tagen nach der Geburt, verdient einen Platz in der Reihe der Ursachen. Kinder, deren Magen von Schleim und deren Darmkanal von dem sogenannten Kindspech bald und hinlänglich gereinigt wird, werden seltener befallen.

Die Anlage wird verstärkt, wenn die Säugenden, unbekümmert wie viel der Magen des Säuglings fassen kann, demselben auf einmal zu viel, theils zu oft Nahrung reichen. Auch trägt eine mit urinösen oder fauligten Dünsten geschwängerte, nicht erneuerte Luft zur Entstehung der Schwämmchen das Ihrige bei.

Die Wirksamkeit der bisher aufgeführten vorbereitenden Ursachen wird durch die Unterlassung des täglichen Badens des Kindes ausserordentlich erhöht. Das Waschen ersetzt letzteres nicht, weil dadurch die Haut von der schwierigen Materie nicht ganz befreit wird. Die Vernachlässigung des täglichen Ausspülens und Reinigens des Mundes, wodurch die zurückgebliebene Milch eine ranzige oder sauere Beschaffenheit annimmt, ist ferner eine mitwirkende Ursache.

Vor den Schwämmchen ist selten Fieber, desshalb darf man sie nicht als die Krisis eines solchen ansehen, sondern als eine örtliche Krankheit.

Unter folgenden Erscheinungen treten sie meistens auf. Das dem Anscheine nach gesunde Kind liegt in seiner Wiege ruhig und scheint in tiefen Schlaf versenkt zu sein; weder Hunger noch Durst reichen hin, diesen Schlummer zu zerstören. Der Harn geht so häufig ab, dass alle Wäsche davon durchnässt wird. Während dieses Zeitraums ist das Kind meist zur Verstopfung geneigt, der abgehende Stuhlgang ist zäh und sieht, wenn er trocken geworden, dunkelgrün aus.

Schon am dritten Tage zeigten sich ein oder ein paar Schwammbläschen auf der oberen oder unteren Lippe, auf der Zunge oder inneren Fläche der Wangen, der Mund wird trocken, das Kind verlangt öfters die Brust, da es aber Schmerzen hat, schaudert es, sobald es sie genommen, und fängt an zu schreien.

Während eines Zeitraums von neun Tagen brechen jetzt die Aphthen in so grosser Menge und so haufenweise hervor, dass nicht nur der ganze innere Mund und Rachen damit bedeckt ist, sondern der ganze Nahrungscanal bis zum After.

Hat die Krankheit den Höhepunkt erreicht, so wird der Stuhlgang flüssig, der Harnabgang erfolgt sparsam und vermehrt die Schmerzen der Kinder.

Wird die Krankheit vernachlässigt, so fangen die Aphthen an, aschfarbig oder schwarz zu werden, der After und die Schamtheile erscheinen wund, hie und da zeigt sich kalter Brand, die Stimme wird weich, und der Tod beschliesst die traurigen Auftritte.

Die Aphthen besitzen eine nicht zu unterschätzende Ansteckungskraft. Ein vollkommen gesundes Kind wird inficirt, wenn es in eine Wiege gebracht wird, in der ein mit Aphthen behaftetes Kind gelegen. Selbst die Luft eines Zimmers, in dem ein solches Kind sich aufgehalten, dürfte nicht von Ansteckungskraft frei zu sprechen sein.

Die nächste oder wahre Ursache möchte sich aus folgenden Betrachtungen ergeben. Jedes neugeborene Kind ist auf der ganzen Oberfläche mit einer käseartigen Materie überzogen, welche so zähe und dehnbar ist, dass sie sich nur mit Schwierigkeit entfernen lässt, die Poren verstopft, so dass die innerliche Ausdünstung nicht gehörig von statten gehen kann. Da die Nieren die ganze Ausdünstungsmaterie nicht auszusondern fähig sind, so muss nothwendiger Weise von ihr etwas im Blute zurückbleiben; dies zieht sich nun nach dem Munde hin, erhebt das feine Oberhäutchen in kleine Bläschen und bildet so die Aphthen. Hierzu kommt das Kindspech, das, wenn es eine saure oder fauligte Verderbniss angenommen, das Blut, die Lymphe und die Speichelsäfte verdirbt.

Durch folgende Mittel kann die Entstehung der Aphten sicher verhindert werden.

Die Kinder sind gleich nach der Geburt in ein, mit venetianischer Seife oder mit Eidotter und Kochsalz versetztes Bad zu bringen, die ganze Oberfläche der Haut muss sorgfältig mit Flanell eingerieben werden; hiemit muss man bis zur fünften Woche fortfahren. Das Zeichen der durch diese Methode bewirkten vollkommenen Reinheit der Haut ist, wenn jeder Punkt derselben, nachdem er gewaschen ist, schnell und gleichmässig nass und feucht wird.

Wenn es nöthig, gibt man, um den Unrath aus Magen und Darm fortzuschaffen folgendes, zugleich von oben und unten abführendes, Säftchen: ℥jjj von Mannasyrup und ℥j von Viola tricolor. Davon reicht man dem Kinde 3—4 Theelöffel. Wird der Darmkanal hierdurch nicht hinreichend gereinigt, so setze man Klystiere mit Honigwasser versetzt. Uebrigens lasse man den Mund täglich wenigstens dreimal mit Regenwasser, wozu man den 4. Theil Rheinwein, bei Armen den 5. Theil Essig mit etwas Zucker oder Honig setzen lässt, reinigen.

Ferner dürfen die Säugenden die Brust nicht ungewaschen reichen. Auch darf die Kindbetterin, so lange die Lochien fliessen, das Kind nicht lange im Bette behalten. Auch sollte dasselbe nicht in den von Unrath oder Urin besudelten Windeln liegen. Die Diät der Säugenden muss nach dem Alter und den Kräften des Säuglings eingerichtet werden. Das Schreien des Kindes suche man nicht sofort durch Darreichung der Brust zu stillen, da der Magen des Neugeborenen sehr wenig bedarf.

Wenn alle diese Regeln befolgt wurden, sah Lentin niemals Aphthen entstehen. Die Heilungsanzeigen sind nicht bloss von dem äusseren Ansehen der Aphthen, sondern von der Beschaffenheit der Ab- und Aussonderungen und dem Zustande der Lebenskräfte herzuleiten.

Im ersten Stadium, wenn ein schlummersüchtiger Zustand stattfindet, mit anhaltender Verstopfung und Abgang von vielem Urin, sind laue reinigende Bäder zu verordnen, Klystiere und abführende Mittel.

Zur Reiniguug des Mundes wirkt folgendes Mittel specifisch und untrüglich: ʒjj von frisch ansgepresstem Hauslauchsaft, (Sempervivum majus tectorum) ℥jjj Wegerichwasser, (aqua plantaginis) ℈j Borax, mittelst eines aus leinenen Fäden bereiteten Pinsels, bestreiche man hiemit den ganzen Mund des Kindes und die Brustwarzen der Säugenden,

Ist bereits Durchfall eingetreten, so nehme man zwei Drachmen Salebwurzel, eine Unze frischen Leinsamen, zerschneide dieses, giesse zehn Unzen siedendes Wasser auf, lasse die Mischung noch einige Zeit über glühenden Kohlen stehen, seihe sie durch und löse in derselben folgende Species auf: eine Drachme Campechen Holzextract, eine halbe Drachme Chinaextract, eine Drachme Borax, eine Unze Eibischsyrup, eine halbe Unze Mohnsyrup. Diese Mischung lasse man binnen 2 Tagen verbrauchen.

Hierdurch werden die Schmerzen besänftigt, die reizende Schärfe eingehüllt, die wunden Stellen gelindert, die Därme gestärkt, dem Fieber begegnet.

Um auf die Nieren zu wirken, nehme man eine Drachme gereinigtes Terpentinöl, einen Eidotter und eine Unze Pfeffermünzwasser, lasse hiervon einige Male in der Nierengegend und im Rücken einreiben.

Die Säugende muss alle Morgen 4—5 Unzen Kalkwasser mit ebenso vieler abgerahmter Kuhmilch nehmen. Hierdurch wird die Neigung der Milch zur Säure verhindert. In den Spitälern sind die gesunden Kinder von den kranken abzusondern.

Ohrenheilkunde.

Da es unbestritten, dass die Arneikunst zu allen Zeiten und unter allen Völkern erst dann einen wahrhaft wissenschaftlichen Charakter annahm, wenn sie aufs engste an die Anatomie und Physiologie sich anlehnte und ebenso jede einzelne Disciplin der Medicin nicht anders zur Blüthe gelangte, als wenn sie in derselben Weise bearbeitet wurde, so ist man berechtigt, Lentin als den Begründer der wissenschaftlichen Ohrenheilkunde in Deutschland zu bezeichnen.

Bekanntlich hielt diese nicht Schritt mit ihren Schwesterdisciplinen; aber auch bei ihr bewährte sich das Gesetz, dass sie erst begann, Fortschritte zu machen, als man anfing gründliche Kenntnisse über die Anatomie und Physiologie des Organon auditus zu gewinnen.

Auffallen darf es nicht, dass eine Disciplin, welche bis auf jetzt im eigentlichen Sinne des Worts die crux medicorum bildete, erst einmal ihren Historiographen gefunden; dieser ist Dann. Seine Geschichte der Ohrenheilkunde ist aber ein so schwaches Elaborat, dass sie kaum diese Bezeichnung beanspruchen darf; wie es denn charakteristisch ist, dass man die Namen Kritter wie Lentin vergeblich in ihr sucht.

Wenn man aber zugibt, dass für Frankreich Duverney's „Traité de l'organe de l'ouie, contenant la structure, les usages et les maladies de toutes les parties de l'oreille". Par. 1683, epochemachend war, insofern er es zuerst unternahm, die Krankheiten des Ohres nach ihrem Sitze zu beschreiben, so muss man auch einräumen, dass er doch nicht einen recht durchschlagenden Erfolg haben konnte, weil die Anatomie und Physiologie des Gehörorganes zu wenig ausgebildet waren.

Ein Ruysch, Valsalva, Cassebohm, Morgagni, Cotunni, Mascagni, Meckel, Scarpa, Vieussens, Santorini, Zinn, Monro und Camper mussten erst ihre schönen Entdeckungen veröffentlicht haben, bevor der Versuch gewagt werden durfte, der Ohrenheilkunde, statt der blossen empirischen, eine physiologische Basis zu geben und hierauf die Pathologie und Therapie der Gehörkrankheiten zu begründen. Culturhistorisch interessant ist, dass der wissenschaftliche Aufschwung bei der Ohrenheilkunde in Deutschland ebenso wie bei der Ophthalmologie, nicht von einem Specialisten, sondern von einem Universalisten ausging.

Lentin selbst legte das grösste Gewicht darauf, die Ohrenkrankheiten nicht bloss als örtliche Krankheiten, sondern im Zusammenhang mit dem ganzen Organismus aufzufassen; und so war seine Therapie nicht nur eine örtliche, sondern auch zugleich, wenn nöthig, eine allgemeine.

Ganz unabhängig von einander versuchten beinahe zu gleicher Zeit dies Kritter und Lentin.

So gross das Aufsehen war, das die Schrift des letzteren erregte, so nahe es lag, in seine Fussstapfen zu treten, und den Bau zu vollenden, zu dem er den Grund gelegt, was um so leichter war, als der nichts weniger als schnell enthusiasmirte grosse Anatom und Physiolog Wrisberg über diese Schrift in Entzücken gerieth, der Ausgang des vorigen Jahrhunderts war im Allgemeinen wissenschaftlichen Aspirationen nicht günstig, weil die Ideen der französischen Revolution selbst die stillen deutschen Gelehrten aus ihrer politischen Apathie aufgeweckt hatten und alles Interesse absorbirten. Lentin's

classische Arbeit gerieth daher nicht bloss in gänzliche Vergessenheit, sondern die Ohrenheilkunde war bis Itard, so zu sagen, wieder zur Stagnation verurtheilt.

Wie es mit derselben aussah, das geht am besten aus den Worten Hufeland's, welcher bekanntlich bei der Discussion keiner Tagesfrage fehlen durfte, hervor, als er sogar noch im Jahre 1821 (Hufeland's Journal „Meine Methode die Taubheit zu heilen") äusserte: „dass er alle Ohrenkrankheiten nur für verschiedene Grade der Störung, keineswegs aber für wesentlich verschiedene Krankheitsformen halte und sämmtlich durch ein und dieselbe Methode zu heilen hoffe."

Der wesentliche Inhalt der Abhandlung ist folgender:

Diejenigen, welche den Ursprung, den Ausgang und die Natur der Säfte welche die Nerven umgeben, nicht kennen und die merkwürdige Verbindung der Nervenäste untereinander nur obenhin betrachten, die mannigfaltigen Arten der Versetzungen und die so häufig unvermuthete Wirkung der Mitleidenschaft hintenansetzen und die verschiedenen hierzu sich gesellenden Congestionen nicht mit Genauigkeit erwägen, handeln bei der Beurtheilung der Gehörfehler sehr einseitig und beschränkt.

Es würde überflüssig sein, sagt Quintilian, sich lange mit Dingen zu beschäftigen und tiefes Nachdenken darüber zu verlieren, wenn man nichts Besseres auffinden könnte, als die Vorwelt schon gefunden hat.

Es lässt sich nämlich der, von dem Gehörorgane nicht recht unterrichtete Pöbel die Anwendung der Arzneien gegen die Fehler des Gehörs, die ausserhalb des Trommelfells sich befinden, gefallen und gibt die Wirkung derselben zu, jenseits dieser Grenzen aber glaubt er, dass der menschliche Verstand durch Mittel gegen diese Krankheiten nichts ausrichten könne.

Bemerkenswerth ist, dass diejenigen Aeste und Verbreitungen der einsaugenden Gefässe berücksichtigt werden, welche die Feuchtigkeit des Gehörorgans aus den Behältern aufnehmen und einen guten Theil derselben durch die Hautlöcher des Kopfes, vornämlich des Hinterkopfs hindurch lassen, den anderen Theil aber auf die zur Seite befindlichen Blutbehälter und Drosselblutader verwenden. Von der anderen Seite laufen nun die Schlagadern, die von der inneren Carotis und von Vieussen's Nackenschlagader entstehen, mit einem oder einem doppelten, vom siebenten Nervenpaare begleiteten Aste ins Labyrinth, durchkreuzen die auskleidende Haut desselben und dünsten daselbst einen, in die Gehörfeuchtigkeit verwandelten, Dampf ununterbrochen und auf die nämliche Art, wie in anderen Höhlen des Körpers aus.

Dass also in diesem Systeme die Ursache von verschiedenen Fehlern des Gehörs liege, wird nun wohl ein Jeder einsehen, der den Nutzen, die Nothwendigkeit und den guten Zustand dieser transitorischen Absonderung, die Wichtigkeit der Reinheit dieser Gehörfeuchtigkeit, sowie auch die ununterbrochene nothwendige Aussonderung derselben betrachtet.

Diese, zumal bei Kindern zu betrachtende Verbindung zwischen der äusseren Gegend des Hinterkopfs oder der oberen Gegend des Nackens mit den Ohren war bei Vielen bis jetzt ein Geheimniss, indem nämlich die Ohren bei dem sogenannten bösen Kopfe eine Feuchtigkeit dann von sich zu geben pflegten, wenn die Quellen bei demselben entweder von selbst versiegten oder durch unschickliche Mittel verstopft und ausgetrocknet wurden.

So sagt Cruikshank in seiner Anatomie of the absorbing Vessels of the human body: „die einsaugenden Gefässe des Hinterkopfs oder die, welche die Schlagader des Hinterkopfs begleiten, endigen sich in eine oder mehrere Drüsen auf oder hinter dem zitzenförmigen Fortsatze und fehlen sehr selten. Diese Drüsen schwellen öfters, wegen krankhafter Beschaffenheit ihrer einsaugenden Gefässe bei dem bösen Kopfe, zu einer beträchtlichen Grösse an, entzünden sich und gehen in Eiterung über. Eine Krankheit, welche vornämlich daher rührt, dass man die Kinder von ihrer Geburt an bis ins zweite Jahr täglich den Kopf zu waschen, unterlässt. Dieses Waschen sollte man alle Tage vornehmen und zwar mit Seife und kaltem Wasser. Diese einsaugenden Gefässe endigen endlich in die Falte des Nackens und begleiten die äussere und innere Drosselblutader."

In verschiedenen Fällen des schweren Gehörs oder gar der anfangenden Taubheit, wo weder der Fehler im Gehörgange, noch Trommelfelle, noch in der Eustachischen Röhre lag, konnte man doch das Uebel theils durch Quecksilbereinreibungen auf dem vorher geschorenen Hinterkopfe oder durch, hier lange unterhaltene, künstliche Geschwüre oder durch das, aus flüchtigen Geistern bestehende, öfters angewandte Liniment sehr lindern. Denn man muss die Ursache dieses Uebels nicht bloss der lymphatischen Feuchtigkeit allein, sondern auch den Gefässen, die zuweilen eines besonderen Reizes bedürfen, zuschreiben.

Die Kennzeichen dieser Ursache des schweren Gehörs werden hier besser von denen, die es nicht sind, als aus denen, die es sind und aus den positiven abgenommen. Es befindet sich in den Augen etwas, das Einem, der den Kranken genau ansieht und betrachtet, auf die Vermuthung eines heimlichen und verborgenen Fehlers kommen lässt, denn es liegt manchmal zwischen den Ohren und den Augen eine geheimnissvolle Verbindung zu Grunde, sowie dieses auch schon zu seiner Zeit Hippokrates beobachtete, und der Kranke sagt oft: er sieht und hört nicht gut. Eine solche ähnliche Beobachtung findet sich beim Wathen, wo das Gesicht in demselben Augenblicke wieder hergestellt wurde, als nach den Einspritzungen in die Eustachischen Röhren die Taubheit geheilt war. Eben die nämliche Sympathie der Schwäche des Gehörs und des Gesichts ging auch allezeit den Paroxysmen der Nierenschmerzen voraus.

Wenn man auf diese Verbindung der Gefässe Rücksicht nimmt, so ist die Gelegenheit, mit Arzneien dahin zu gelangen, wohin man mit der Hand nicht kommen kann, sehr mannigfaltig und zwar mit einem um so wahrscheinlicheren Erfolge, wenn man bei sonst vollblütigen Personen vorher die Drosselblutader öffnet, weil sich nämlich die einsaugenden Gefässe des Behälters und die Stämme der zur Seite befindlichen Blutbehälter, welche ebenfalls Zweige von einsaugenden Gefässen, verbunden mit zurückführenden Blutadern des Labyrinths aufnehmen, in die Drosselblutader verlieren.

Mit eben dem Nutzen liess L. auch bei chronischen Congestionen des Blutes nach dem Kopfe, welche so oft in den kleinen Gefässen hin und wieder Stockungen und zuweilen in den Blutbehältern sogar polypenartige Concremente zu Wege bringen, die Drosselblutader öffnen.

Kann man durch dieses Mittel die Ursache der beständigen Blutanhäufung keineswegs ganz und gar beseitigen, weil sie in der Brust und nicht in dem Unterleibe liegt, so ist es doch sehr wahrscheinlich, dass durch den raschen Blutausfluss alles in den kleinen Gefässen beweglicher gemacht wird.

Auch liegt darin ein grosses Hülfsmittel, wenn man in der Gegend des Hinterkopfes, wo jener heftige Gesichtsschmerz, den Fothergill zuerst beschrieben hat, Jemanden lange, bald in kürzeren, bald in längeren Zwischenzeiten quält, ein Geschwür erregt. Es theilt nämlich die harte Portion des siebenten Nervenpaares, nachdem sie durch den Aquaeductus Falopii gegangen und das Felsenbein verlassen hat, dem Gesichte, den Ohrendrüsen, der Zunge und dem Schlund, Aeste, dem Gesichte aber unzählige mit. Der von Bertin beschriebene kleine Nervenast schlägt sich aber, wenn er über das Felsenbein hinweg und in den Aquaeductus Falopii hineingegangen, zurück und ein anderer geht ab und bildet die Chorda tympani. Dass nun aber ganz allein in dem harten Nerven und in dessen letzten Zweigen der Grund von dieser Marter sich befinde, ist wahrscheinlich. Dieser äusserst heftige Schmerz nimmt aber nicht nur das Gesicht ein, sondern erstreckt sich bis zur Wurzel der Zunge oder manchmal bis zum Trommelfelle und dem Eustachischen Muskel mit solcher Wuth, dass der Kranke mit den Füssen auf die Erde stampfen muss. Diese grausamen Schmerzen konnte L. nicht allein mit dem Mohnsafte, den er mit der stinkenden Asanttinctur vermischte und tief ins Ohr hineinbrachte, besänftigen, sondern sogar durch den anhaltenden Gebrauch dieses Mittels ganz stillen und vertilgen.

Von dem Ohrenschmerze ist dieser Schmerz sehr verschieden. Denn jener befällt bloss Kinder und bleibt ohne vorangegangene und vorhandene Entzündung lediglich im Ohre, obgleich er Entzündung, Convulsionen und den Tod zum Begleiter haben kann. Dieser Ohrenschmerz wird geheilt durch den frisch ausgepressten Saft der Gartenraute, ins Ohr gebracht. Den Gesichtsschmerz hat er dagegen mehrere Male, einmal sogar, nachdem er 10 Jahre bestanden, durch eine, vermittelst der spanischen Fliegen erregte, bis über die Lamdanähte auf beiden Seiten verbreitete und lange unterhaltene Eiterung, geheilt. Er kann sich dies nur durch jene erwähnte Gefässverbindung erklären.

Ebenso wie das Gesicht grösstentheils der guten Beschaffenheit der Säfte des

Auges zugeschrieben werden muss, ebenso hängt auch das scharfe Gehör von der normalen Ab- und Aussonderung der hierher gehörigen Säfte bei einer guten Beschaffenheit der Werkzeuge ab. Aus den Versuchen von Cotunni und Meckel geht hervor, dass das ganze Labyrinth mit einer hellen Feuchtigkeit ausgefüllt ist, durch welche die Schwingungen des Schalles dem sich hier ausbreitenden Nerven mitgetheilt werden. Haller hat schon gefunden, dass diese Feuchtigkeit von ihrer Norm abweiche und röthlich sei, wahrscheinlich in Folge einer schweren Geburt, nachdem der Kopf lange eingekeilt. Indessen hat die Natur dafür gesorgt, dass diese widernatürliche Beschaffenheit der Feuchtigkeit dem Gehöre keinen Schaden thun kann; denn die beiden Wasserableiter der Schnecke und des Vorhofs sind bei neugeborenen Kindern weiter, damit diese blutige Hefe schneller in den Behälter abgesetzt werden könne. Wird dieser Nerv, der an eine ganz reine Feuchtigkeit gewöhnt ist, die vielleicht laugenhafte oder ätzende Beschaffenheit ohne Nachtheil ertragen? Ist es doch bekannt, dass die Schwingung des Schalls, welchen der nassgemachte Finger auf dem Rande eines, mit dem allerreinsten Wasser angefüllten, Glases beim Herumführen macht, dem Wasser Vibrationen mittheilt, welche Schwingungen aber das Salzwasser oder eine Metallauflösung anzunehmen keineswegs fähig gefunden wird.

Sowie nun verschiedene Bilder, welche die Netzhaut reizen, vor den Augen schweben, oder sich im Kreise herumbewegen, so werden auch von dem gereizten weichen Nerven Töne empfunden, welche nicht vorhanden sind. Hier scheint in der That wenigstens eine von den Ursachen, nämlich eines falschen Vernehmens nicht vorhandener Töne stattzufinden und hierin ohne Zweifel der Grund des schweren Gehörs zu liegen. Man mache nur die Feuchtigkeit etwas dicker, damit sie nicht so frei von dem Steigbügel in Bewegung gesetzt werden kann und man wird sogleich die Ursache des schweren Gehörs finden, man vermehre den Grad dieser Dickheit bis dahin, dass der Steigbügel auf der einen und die Haut des runden Fensters auf der anderen Seite auf die Feuchtigkeit gar keine Wirkung äussern können, so wird eine wahre Taubheit entstehen. Man theile der durchsichtigen Feuchtigkeit eine oder die andere Art von Schärfe mit, welche dem serösen Theile des Blutes in einigen Subjecten eigen ist und man wird sich nicht wundern dürfen, wenn an diesen Orten von der stärkeren oder schwächeren Schwingung der häutigen Fasern, welche die Ausbreitungen des weichen Nerven umgeben, falsche Töne gehört werden, wie dies täglich bei solchen, die Katarrhe haben oder bei denen ein stinkender Fussschweiss von der Blutmasse aufgenommen worden ist oder an Skorbut und der Gicht leiden, sich zu ereignen pflegt.

Um die Ursache zu entdecken, muss man sein Augenmerk auf alles richten, was die Ursache nicht ist und erforschen, ob etwas mitleidenschaftliches oder metastatisches oder rheumatisches oder venerisches mit im Spiele ist. Viele Hülfe erhält man oft von Blutegeln hinter den Ohren, Einreiben einer Quecksilbersalbe und der Elektricität, namentlich in Verbindung mit der äusserlichen Anwendung flüchtiger Dämpfe, wie des Terpentinspiritus, des Ameisenspiritus u. s. w.

Werden die Eustachischen Röhren durch Schleim verstopft, so nützen oft das Sim'sche Verfahren, durch gewaltsames, gegen die Röhren zu bewirktes, Ausathmen bei verschlossenem Munde und Nase sie zu öffnen oder die Methode von Wathen durch Einspritzungen durch die Nase oder das Einbringen der Spitze der Spritze in die Oeffnung der Eustachischen Röhre nach ten Haaf. Lentin bediente sich eines silbernes Stäbchens, das an der Spitze breit geschlagen, zur Befestigung eines Stückchens Schwamm mit vielen Löchern versehen war. Letzteren tauchte er entweder in einer Mischung aus 4 Unzen Seifentinctur mit zwei Quentchen Salmiakgeist oder Spiessglanzwein oder der Plenk'schen Quecksilberauflösung und betupfte damit die Mündungen der Eustachischen Röhren. Dies Verfahren erwies sich sehr nützlich und sollte stets eher vorgenommen werden, bevor man zu den von Jasser empfohlenen Einspritzungen durch den zitzenförmigen Fortsatz schritt. Später benutzte er, statt des Schwamms, der für die zarte Schleimhaut zu rauh, ein auf dem Instrument befestigtes Stück Kalbfleisch.

Noch später machte er den Vorschlag die Trompeten durch erwärmte Luft zu öffnen. Hierzu empfahl er eine gebogene Canüle, die er vor dem Einbringen mit Mandelöl bestreicht.

Fast alle mitleidenschaftlichen Fehler des Gehörs entstehen von Unreinigkeiten des Magens und Darmkanals. Man muss sich erinnern, dass der Zwischenrippennerv und der fünfte mit dem harten Nerven des siebenten Paars sich durch eine Anastamosis verbindet, und überdies entspringen die Nerven des äusseren Gehör-

gangs und des Zwischenrippennerven von dem fünften Paare. Daher Ohrenbrausen und Klingen von Würmern. Boerhaave sah das erstere sogleich nach dem galligten Erbrechen verschwinden. Ueberdies bemerkt schon Hippokrates, dass durch die Taubheit die Schmerzen der unteren Gliedmassen gehoben werden, und sagte das Phantasiren in Fieber voraus, wenn die Kranken Ohrenklingen hatten. Auch äusaerte er: „Der galligte Durchfall wird durch die Taubheit gehoben und diese durch jene". Die Ohren lassen wie die Augen alle Arten von Metastasen zu. Ebenso spielen die Congestionen wegen ihrer Periodicität eine grosse Rolle. Ferner ist es Thatsache, dass einige Arten von Tönen durch die weichen Hautschichten bis zum Gehörpunkte selbst fortgepflanzt werden. Ein kahlköpfiger tauber Mann konnte, nach Pietro de Castro, nicht anders hören, als wenn man die Stimme nach dem Wirbel richtete. So heilte Paul Baumer durch wiederholtes Einreiben des Bernsteinöls auf den Wirbel das, von Schlaffheit des Trommelfells herrührende, schwache Gehör. Auch muss man beachten, dass keine Schwingung von der einen Hälfte des Kopfes nach der andern quer übergeht, sondern sie bleibt da.

Eine schwächere Schnelligkeit der Schwingung hat die Natur beiden Wangen und der Oberfläche des Halses, welche die musc. sternocleid. u. splen. auf jeder Seite bedeckt, mitgetheilt und zwar in einem schwächeren Grade diesem, in einem stärkeren jenen, welchen Versuch man an sich leicht machen kann, wenn man sich mit dem Finger selbst kratzt.

Aus dieser noch vorhandenen grösseren oder geringeren Schwingung von Seiten der knöchernen oder weicheren Theile kann man einige Hoffnung auf Wiederherstellung des Gehörs schöpfen, obschon solche Personen auf dem natürlichen Wege zum Labyrinthe keine Töne hören können.

Eine Menge von interessanten Gehörkrankheiten und deren Behandlung veröffentlichte L. dann später in den Beiträgen.

Beachtung verdienen noch heute seine dort aufgestellten diagnostischen Bemerkungen, zu entscheiden, ob das schwere Gehör durch Verstopfung der Eustachischen Röhren bedingt sei. Auf eine solche dürfe man schliessen 1), wenn das schwere Gehör nur auf eine Seite beschränkt sei. 2) Wenn es sich im Anfange nach einem Knalle im Kopfe wieder hergestellt hat. 3) Man lege den Kopf des Kranken auf einen Tisch, fülle die ganze Höhle des Ohres mittelst eines Theelöffels mit lauwarmem Wasser. Wäre nun eine widernatürliche Oeffnung im Trommelfell und die Eustachische Röhre nicht verstopft, so würden Luftblasen durch das Wasser in die Höhe steigen, wenn der Kranke bei verschlossenem Munde und Nase, den Athem stark auszudrücken sich bemüht. Ist aber das Trommelfell unverletzt, und die Eustachische Röhre völlig gangbar, so wird durch die angepresste Luft ebenso viel von dem eingefüllten Wasser aus dem Ohr überlaufen, als das Trommelfell vorwärts getrieben worden ist. Wenn im Gegentheil aber die Eustachische Röhre dieser Seite verstopft, so bleibt das ins Ohr gefüllte Wasser unbeweglich stehen. 4) Sind beide Eustachischen Röhren verschlossen, so öffnet der Kranke den Mund nicht, um genauer zu hören, sondern hält die Hand hinter das Ohr.

Samuel Gottlieb von Vogel,

der Vater des deutschen Seebades.

Literatur.

Diss. inaug. de lithophago et polyphago Ilfeldae nuper mortuo ac dissecto (auch unter dem Titel Comment. historico-medica de etc.) Gottingae 1771. ap. Dieterich. 4. — Von dem Ilfelder Vielfrass und Steinfresser. Berlin bei Hesse. 1781. 8. Rec.: Allg. Deutsche Bibliothek. Bd. 20, S. 190. — Versuch einiger medicinisch-praktischen Beobachtungen; nebst Anhang einiger kurzen Bemerkungen vermischten Inhalts. Göttingen, bei Dieterich. 1777. 8. Rec.: Allg. Deutsche Bibliothek. Bd. 34. 1778. S. 451, 52. — Kurzer Briefwechsel des Dr. med. Samuel Gottlieb Vogel und des Dr. u. Landphysicus Bernard Rust über die letzte Krankheit der seligen Organistin Jona. 1779. 8. Rec.: Baldinger's neues Magazin. Zweiter Bd. 6. Stück, S. 511. — Zur Nachricht an das Publicum, wie man sich bei der gegenwärtig grassirenden Ruhrseuche zu verhalten habe. — Ratzeburg. 1782. — Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft zum Gebrauch für angehende Aerzte. gr. 8. Stendal bei Franzen und Grosse. 1781—1816. Th. I. 1781. Zweite Auflage 1785. Dritte Auflage 1789. Vierte Auflage 1820. Th. II. 1785. Zweite Auflage 1789. Dritte Auflage 1820. Th. III. 1788. Zweite Auflage 1791. Dritte Auflage 1820. Th. IV. 1795. Zweite Auflage 1821. — Theil V. 1800. Zweite Auflage 1821. Theil VI. 1816. Neue Auflage, ebendaselbst. 1816—21. gr. 8. — Nachdruck. Vierte Auflage. Wien, bei Michael Lechner. 1831. 6 Theile in 5 Bänden. — Holländisch: Handbock der bevefenende Geneeskunde; naar het hoogd en latin vertaald. Haarlem. A. Loosjes. 1792. gr. 8. — Wendelstädt lieferte Zusätze zu dem Handbuche in Hufeland's Journal der Heilkunde, Bd. 35, 1812, Oct. S. 43—66, Bd. 36, 1813, Juni S. 41—81 und Verfasser selbst zum 6. Theile, ebendaselbst Band 46, 1818, Jan. S. 26—45. Rec.: Commentarii de rebus in Scientia naturali et Medicina gestis. Lips. 1792. Tertiae decad. Suppl. II. S. 512—517 „ut merito speremus fore ut juniores medici tali duce comiteque haud facile in vehementioribus morbis curandis hallucinentur." All. Deutsche Bibliothek, Bd. 71, St. 2, S. 415, Bd. 93, St. 2, S. 386. N. Bibl. Bd. 20, St. 2, S. 301—2, Bd. 67, St. 1, S. 17—22. — Goth. gel. Zeit. 1785, Bd. 2, S. 485, 1789, Bd. 1, S. 359. — Götting. gelehrt. Anz. 1785, Bd. 2, S. 1297, 1789, Bd. 1, S. 209. — Leipz. Lit. Zeit. 1785, Bd. 4, Z. 1927. — Allg. Lit. Zeit. 1786, Bd. 3, S. 601, 1789, Bd. 3, S. 151, 1794, Bd. 4,

S. 379—81, 1796, Bd. 4, S. 901—3, 1802, Bd. 7, S. 627—29. — Baldinger's med. Journal 1795, Bd. 9, St. 34, Nr. 26, S. 14, Bd. 10, St. 36, 1796, Nr. 3. S. 79. — Med. chirurg. Zeit. 1795, Bd. 1, Nr. 3, S. 46, 47, 1796, Bd. 2, Nr. 38, S. 193—205, Ergänzungsband 5, 1802, Nr, 125, S. 193—99, 1817, Bd. 2 Nr. 48, S. 359—67: „Die endliche Fortsetzung dieses grossen Werkes von allgemein anerkanntem Werthe kann bei allen denkenden Aerzten nur als ein frohes Ereigniss gelten. Angehängt sind noch, wie bisher, Recepte in der alten, echten, herkömmlichen pharmaceutischen allgemein auf Gottes Erdboden verständlichen Kunstsprache, welcher ein gütiger Genius unserer Wissenschaft doch nach dem Wunsche Hufeland's und aller braver Aerzte, bald wieder ihr Recht, mit Verdrängung des neueren Galimatias, angedeihen lassen möge. Dieses goldene Buch, wie Rec. es schon einmal nannte, den vorliegenden Band aber von neuem aus allen Gründen so nennt — förmlich recensiren zu wollen, würde ganz überflüssig sein. Der gute Theil der Aerzte besitzt schon die fünf früheren Theile, und die Stimme der Kritik hat schon längst über dessen grossen Vorzug entschieden. Wer dieses Handbuch noch nicht hat, muss es sich anschaffen; der angehende Arzt wird seine Kenntnisse dadurch bereichern und berichtigen; er wird dadurch heilen lernen; der erfahrene Praktiker wird mit Vergnügen dem Ideengang Sam. Gottl. Vogel's folgen und, nachdem er sich lange durch den Wust des neuen Schlags der mystischen, bombastischen, affectirten, naturphilosophischen praktisch ärztlichen (fälschlich sogenannten) Literatur durchgewunden hat, hier sich laben. Odi profanum vulgus et arceo! — Schlegel's Uebersicht der med. Literatur Bd. 1, St. 1, 1795, S. 157—58. — Usteri, Repertorium der medicinischen Literatur v. J. 1794, Nr. 287, S. 246. — Tübinger gelehrt. Anzeig. 1786, S. 234, 1788, S. 808. — Blumenbach's med. Bibliothek, Bd. 2, St. 3, 1780, S. 444: „Bei dem verdienten allgemeinen Beifall, womit schon die letzte Ausgabe des ersten Theils dieses so sehr nützlichen Handbuchs aufgenommen worden, würde ein umständlicher Auszug desselben überflüssig sein.“ — Schlegel und Arnemann. N. med. Lit. Bd. I, St. 4, 1789 S. 25. — Jour. de Méd. T. 80, 1791, p. 432—33. — Hufeland's Bibliothek der Heilkunde, Bd. 5, 1801, Nr. 4, St. 1, S. 17—36, Bd. 42, 1819, S. 4—64. — Oberdeutsche allg. Litt.-Zeit. 1801, Bd. 1, S. 1169—93. — Allg. med. Annal. 1805, Sept., S. 703, 1817, Oct. S. 1391. — Lateinisch: Manuale praxeos medicae medicorum illam auspicaturorum usui dicatum; ex editione germanica secunda anni 1789, una cum additamentis auctoris omnibus locis suo suppletis in linguam transtulit latinam notasque adjecit suas Zo. Bernhard Keup. Stendaliae, apud Franzen et Grosse (Argentorati, ap. Am. Koenig) 1790—92. gr. 8. 3. Th. — Rec.: Allg. Litt.-Zeit. 1791, Bd. I, S. 337, 1793, Bd. 2, S. 24—24. — Allg. deut. Bibl., Bd. 1, S. 98. — Neue d. Bibl., Bd. 4, St. 2, S. 290—91. — Baldinger's med. Journ., Bd. 7, St. 26, 1791, S. 31—32. — Journ. de Méd. T. 88, 1791, Août., pag. 281—82, T. 90, 1791, Févr., p. 268—269. — Usteri, Repertorium der med. Litt. v. J. 1790, Nr. 1, S. 199. — Giorn. de libr. nuov. di Milano, T. 29. 1792, Nr. 712. — Medic. chirurg. Zeit., 1794, Bd. 4, Nr. 95, S. 302—304. — Schlegel und Arnemann, N. med. Litt., Bd. 4, St. 1, S. 131—32. — Unterricht für Eltern und Erzieher, wie das unglaublich gemeine Laster der zerstörenden Selbstbefleckung am sichersten zu entdecken, zu verhüten und zu heilen. Stendal, bei Dan. Chr. Franzen und Grosse, 1786. gr. 8. mit Titelvignette. Rec.: Blumenbach's medic. Bibliothek,

Bd. 2, St. 4, 1787, S. 586—602. — Journ. de Méd., Tom. 77, 1788, Oct., pag. 152 —153. — Zweite viel verm. Ausg. Ebd. 1789, 8. Rec.: N. med. Wochenbl., 1789, S. 759—62. — Goth. gel. Zeit., 1789, S. 621—22. — Schlegel, N. med. Litt., Bd. 2, 1789, St. 2, Art. 23, S. 299—300. — Usteri, Repert. der méd. Litt. d. J. 1789, Nr. 3, S. 243—46. — Holländisch: Onderwys voor ouders, opvoeders en opzienders van kinderen, hoe de ondeugd der verwoestende zelfbevlekking, die zo verbaazend allgemeen is, op de veiligste wyze kan ontdekt, verhoed en geneezen worden. Harlem. 1790. 8. — Dänisch: Underviisning for Foraeldre og Opdrager om hoorledes Onanie fore bygges. Oversat ved Niels. Söndergaard. Kjöbenhavn, 1792. 8. — Diatribe medico-politica de causis, quare tot submersi in vitam non revocentur; praemissa memorabilis exempli fausti historia. Hamburgi, ap. Hoffmann. 1790. 8. Rec.: Allg. Litt.-Zeit. 1791, Bd. 1, S. 337, 1793, Bd. 2, S. 23—24. — Allg. Deutsch. Bibl. 99, St. 1, S. 98, N. Bibl., Bd. 4, St. 2, S. 290—91. — Baldinger, med. Journ., Bd. 7, St. 26, 1791, Nr. 31, S. 28. — Med. chirurg. Zeit. 1792, Bd. 2, Nr. 31, S. 78. — Deutsch vom Verf.: Medicinisch-chirurgische Untersuchung der Ursachen, welche die Wiederherstellung Ertrunkener so selten machen; aus dem Lateinischen übersetzt und mit Zusätzen vermehrt, ebd. bei Campe, 1791. 8. — Rec.: Burchard und Koppe, Rostock'sche Monatsschrift, 1791, S. 3 —4. — Götting. gel. Anzeig. 1791, Bd. 2, St. 928. — Allg. Deutsch. Bibl., Bd. 116, St. 1, S. 98—100. — Goth. gel. Zeit. 1791, Bd. 2, S. 671. — Med. chirurg. Zeit. 1792, Bd. 2, Nr. 38, S. 78—80; Allgem. Litt.-Zeit. 1792, Bd. 1, S. 657—58. — Scharf, Beiträge, Bd. 3, St. 2, S. 151—61. — Baldinger, med. Journ. Bd. 7, St. 27, 1792, Nr. 7, S. 11—12. — Usteri, Repert. d. med. Litt. d. Jahres 1791, Nr. 11, S. 477—78. — Holländisch: Genees — en staatkundige verhandeling over de oorzaaken, waaröm zoo weinig drenkelingen int leven hersteln worden; uit het latynsch vertaalt. Harlem, bij Cramerus. 1795. gr. 8. — Rec.: Vaterländisch. Bibl. Bd. 8, p. 407, 8.

Kurze Anleitung zum gründlichen Studium der Arzneiwissenschaft. Stendal, bei Franzen und Grosse. 1791. 8. — Rec.: Götting. gel. Anzeig. 1791, Bd. 2, S. 871—72. — Allgem. Litt. Zeit. 1791. — Intelligenzblatt, S. 744—46, 1792, Bd. 2, S. 215—16. — Schleswigsche monatl. Uebersetz. 1791, Juli, S. 449—50. — Königsb. gel. Anzeig. 1791, S. 278—79. — Usteri, Repert. der med. Litt. d. J. 1791, Nr. 6, S. 10. — Allg. Deutsch. Bibl., Bd. 109, S. 704—6. — Baldinger, med. Journ., Bd. 7, St. 27, 1792, Nr. 8, S. 56, 57. — Schlegel, N. med. Litt. Bd. 3, St. 3, S. 471—73. — Med. chirurg. Zeit. 1795, Bd. 3, Nr. 64, S. 225—33. — Ueber den Nutzen und Gebrauch der Seebäder. Nebst der Ankündigung einer öffentlichen Seebadeanstalt, welche an der Ostsee in Mecklenburg angelegt wird. Bdch. 1. Stendal bei Franzen und Grosse. 1794. 8., nebst 2 Kupfern, das Badehaus und das Badeboot vorstellend. — Rec.: Med. chir. Zeit. 1795, Bd. 1, Nr. 23, S. 404—11. — Allg. Litt. Zeit. 1795, Bd. 1, S. 361. — Leipz. gel. Zeit. 1795, Bd. 1, S. 121—23. — Baldinger, medic. Journ., Bd. 9, St. 34, 1795, Nr. 18, S. 95. — Richter, chirurg. Bibl., Bd. 14, 1795, St. 4, Art. 3, S. 530—48. — Journ. d. Erf. Bd. 3, St. 9, 1795. — Intelligenzbl. Nr. 5. S. 11—13. — Goth. gel. Zeit. 1796, Bd. 1, S. 362. — Roemer, Annal. der Arzneimittellehre, Bd. 1, St. 2, 1796, S. 182—83. — Hacker, Litt. d. syphilit. Krankh. 1830, St. 4. — Das Kranken-Examen, oder allgemeine philosophisch-medicinische Untersuchungen zur Erforschung der Krankheiten des menschlichen Körpers. Stendal bei Franzen und Grosse, 1796; Abdruck ebendaselbst; enger, des Nachdruckes

wegen. — Rec.: Medic. chir. Zeit. 1797, Bd. 3, Nr. 69, S. 289—93. — Allg. Litt. Zeit. 1797, Bd. 3, S. 414—15. — N. allg. deutsch. Bibl. Bd. 48, St. 1, S. 45—49. — Erf. gelehrt. Zeit. 1797, S. 62—63. — Erlang. gel. Zeit. 1797, S. 106—9. — Journ. der Erf. Bd. 6, St. 21. 1797. — Intelligenzblatt, Nr. 17, S. 13—15. — Hopf, Comment. der Arzn., Bd. 5, 1799, S. 1—56. — Nachdruck: Wien, bei Lechner, 1829, 8. — Dänisch: Alm. Baderegler, tildeels efter S. Vogel. Kjöbenh., hos C. Steen, 1840. — Zur Nachricht und Belehrung für die Badegäste in Doberan, im Jahre 1798. Rostock, gedruckt bei Adler's Erben. 1799. 8. — Rec.: Med. National-Zeit. 1799, Nr. 48, Aug. S. 756. — Ueber die Seebadekuren in Doberan im Jahre 1798, für künftige Badegäste. Beilage zur vorhergehenden Nachricht. Ebd. 1799. 8. — Rec.: Hufeland's Bibl. der Heilkunde, Bd. 1, 1799, Nr. 3, S. 80—83. — Annalen des Seebades zu Doberan vom Sommer 1799. Zur Fortsetzung der Berichte des vorigen Jahres. Ebds. 1800. kl. 8; jährlich fortgesetzt bis incl. 1802. — Rec.: Allg. med. Annalen 1800, Nov., S. 1140. — N. allg. Deutsche Bibl. Bd. 57, St. 2, S. 336—37. — Neue Annalen des Seebades zu Doberan von 1803—1812. Rostock und Leipzig bei Stiller, 1804—13, kl. 8. — Rec.: Allg. med. Annalen, 1805, Dec., S. 938, Juni, S. 550, 1807, Dec., S. 1130, Supplementband für 1801—10, H. 6; 1812, S. 636; 1815, Juli, S. 488. — Med. chir. Zeit. 1807, Bd. 4, Nr. 95, S. 315—19; Ergänzungsband 18, 1815, Nr. 473, S. 270—72, Nr. 482, S. 414—16. — Hufeland's Bibl. d. Heilkunde, Bd. 17, 1806, S. 255—56. — Horn, N. Archiv für med. Erfahr. Bd. 11, 1809, H. 2 Art. 3, S. 361—62, 1812, Bd. 2, Sept. u. Oct. Art. 8, S. 549—53. — Einige anthropologische und medicinische Erfahrungen. Stendal, bei Franzen u. Grosse. 1805. kl. 8. Rec.: Göttinger gel. Anz. 1807, S. 1446. — Kleine Schriften zur populären Medicin. Für gebildete Leser, die der Arzneiwissenschaft unkundig sind. Berlin bei Hitzig. 1814—17, 3 Bändchen. Rec.: Allg. med. Annalen 1817, Apr., S. 554—56. — Baderegeln zum Gebrauche für Badelustige überhaupt und diejenigen insbesondere, welche sich des Seebades bedienen. Stendal, bei Franzen und Grosse 1817, 8. — Rec.: Allg. med. Annalen 1819, Dec. S. 1663. — Abdruck, ebendaselbst 1822. — Handbuch zur richtigen Kenntniss und Benützung der Seebadeanstalt zu Doberan. Den Badegästen daselbst gewidmet. Stendal, bei Franzen u. Grosse. 1819. 8. Rec.: Allg. med. Annalen, 1819, Juli S. 950. — Allgemeine med. diagnostische Untersuchungen, zur Erweiterung und Vervollkommnung seines Krankenexamens, Stendal, bei Franzen und Grosse. Theil I. 1824, Theil II, 1831. gr. 8. — Rec.: Hecker, litt. Annalen der Heilkunde. B. I, 1825, S. 28—46. — Hufeland, Bibl. d. Heilkunde, Bd. 52, 1824, Aug., S. 47—65, Bd. 48, 1832, Nr. 1, Juli, S. 5—24. — Pierer, allgem. med. Annalen 1824, Juli, S. 908—9. — Rust und Casper, krit. Repertorium für Heilkunde, Bd. 6, 1825, H. 2, S. 194—216, Bd. 30, 1831, H. 1. Art. 1, S. 3—34. — Hacker, Litt. der syphilitischen Krankheiten, 1830, S. 151—58. — Med. chirurg. Zeit. 1833, Bd. 3, Nr. 64, S. 209. — Jena. Litt 7. Zeit. 1833. Ergänzungsblatt Nr. 64. — Kleinert, Repertorium der deutschen med. Journalistik. 1833. Sept., S. 165, Note 17. — Ein Beitrag zur Lehre von der gerichtsärztlichen Zurechnungsfähigkeit; zum Gebrauche für Rechtsgelehrte und Aerzte. Zweite verbesserte Aufl. Stendal, bei Franzen u. Grosse, 1825. gr. 8. Rec.: Rust u. Casper, kritisches Repertorium für Heilkunde, Bd. 13, 1826, S. 340—54. — Med. chir. Zeit. 1826, Bd. 4. Nr. 82, S. 61—62. — Hecker, litt. Annalen der Heilk., Bd. 8, 1827, Juni, S. 167—72. — Pierer, allgem. med. Annalen, Supplementh. 11, 1828, Juli, Sept. S. 1488. 89. — Beweis der unschädlichen und heilsamen Wirkungen des Badens im Winter;

nebst Belehrungen über die zweckmässigste Art des Gebrauchs der Bäder und Trinkkuren zur Winterszeit. Berlin, bei Theodor Christ. Fr. Enslin. 1828. gr. 8. — Rec: Pierer, allg. med. Annalen, 1828, September, S. 1161—62. — Summarium der Med. 1828, Bd. 1. Art. 9, S. 108—9, Bd. 3, Art. 837, S. 499, 1829, Bd. 3, Art. 1096, S. 686. — Med. chir. Zeit. 1829, Bd. 3, Nr. 58, S. 94—96. — Rec.: Med. chir. Pfenningsbibliothek Bd. 2, 1836, Lief. 8 u. 9, Art. 37, S. 726—32. — Hecker, litt. Annalen der Heilkunde. Bd. 14. 1829, St. 4, Aug. S. 449—50. — Jena. Litt. Zeit. 1829, Ergänzungsblatt, Nr. 77, S. 228—29. — Kurze Uebersicht der sämmtlichen Seebäder in Deutschland. Rostock, 1831. — Summarische Zusammenstellungen der sämmtlichen Gesichtspunkte, worauf die Physiker in ihrem Wirkungskreise ihr Augenmerk zu richten haben. Rostock und Güstrow, bei Osberg und Co. 1832, 8. — Rec.: Pierer, allg. med. Zeitung 1832, N. 84. — Poelitz, allg. Repert., Bd. 2, St. 2, 1833, Nr. 8. — Bluff, Leistungen der Med. im J. 1832. S. 376: „Eine praktisch recht brauchbare Schrift, worauf Ref. die Herren Physiker aufmerksam zu machen für Pflicht hält." — Hall. Lit. Zeit. 1835. Ergänzungsblatt Nr. 80. — Einige Betrachtungen über die Begründung und Erhaltung eines frohen Alters. Rost. 1832. — Rhapsodische Bemerkungen über den gedeihlichen Einfluss des Frohsinns und des Vertrauens auf den Erfolg von Brunnen- und Badecuren. Rost. 1833. — Erinnerungen an den so mächtigen als merkwürdigen Einfluss der Musik auf Menschen und Thiere. Rost. 1834. — Einige Bemerkungen über den Einfluss der Farben auf die Salubrität der Luft. Rost. 1835. — Einige Bemerkungen und Erfahrungen von dem mächtigen Einflusse der Gewohnheit auf das Wohl und Wehe des Menschen. Rost. 1835. Rec.: Casper's Wochenschrift für Heilkunde, Nr. 47, S. 768. — Medicinische Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung. Stendal, bei Franzen u. Grosse, 1834, gr. 8. — Rec.: Bluff, Leistungen d. Medicin. Bd. 3, 1834, S. 40: („Wir verweisen die Praktiker um so dringender darauf, als die Mehrzahl der Bemerkungen aus der Fülle einer reichen Praxis geschöpft für manche schwierige Fälle Anhaltspunkte darbietet"). — Casper, Wochenschrift f. Heilkunde. Bd. 3, 1834, Nr. 31, S. 597—98. — Wenzel, Fortschritte der Diagnostik, Bdch. 1, 1836, S. 100 und Bdch. 2, 1836, S. 190. — Summarium d. Med. N. Folge. Bd. 10, 1835, Art. 177, S. 320. — Hufeland, Bibliothek d. Heilk., Bd. 73, 1835, S. 129—30. — Med. chirg. Zeit. 1835, Sept. u. Oct. — Einige fragmentarische Bemerkungen über den mächtigen, wechselseitigen Einfluss des Geistes und des Körpers. Rost. 1836. —

Vogel veröffentlichte folgende Programme: Praktische Beiträge zur Pathologie einiger merkwürdiger Krankheiten. Rostock, 1802. — Erfahrungen, welche den Nutzen der neueren entzündungswidrigen Heilart durch Quecksilber bestätigen. Rostock 1802.

V. übersetzte: Rudolf Aug. Vogel's kleine akademische Schriften aus dem Lateinischen, mit Anmerkungen, Lemgo 1778, 8, 2 Theile; Jac. Curtis' Reise in die Barbarei im Jahre 1801, aus dem Englischen mit Anmerkungen, Rost. 1804. gr. 8.

Er schrieb Vorreden zu Joh. Hermann Becker's Versuch einer Nahrungsmittelkunde, Stendal 1810; zu Joh. Rossi über die Art und Ursache des Todes des hochsel. Kronprinzen von Schweden, Berlin 1813, 8.

Er gab heraus: Löffler's vermischte Aufsätze u. s. w. Stendal 1801. Abhandlungen wurden von ihm in folgenden Journalen veröffentlicht: In Baldinger's neuen Magazin für Aerzte Bd. 3, 1781, St. 2, S. 97—121, Bd. 4, 1782, St. 3,

S. 193—200: Bemerkungen, Gedanken und Vorschläge zur Rettung ertrunkener Personen, ebendaselbst Bd. 3, 1781, St. 5, S. 411—29; St. 6, S. 481—522, Bd. 4, 1782, St. 3, S. 213—25: Beitrag zur guten Sache der Einimpfung der Blattern. Im Hannöverschen Magazin, Jahrgang 20, 1782, St. 24, S. 369—82, St. 25, S. 385—400, St. 26, S. 401—15: Von den Ursachen, welche heilbare Krankheiten oft unheilbar machen; ebendaselbst Jahrgang 25, 1787, St. 2, S. 17—32, St. 4; S. 49—62. — In der Berliner Monatsschrift 1787, Anz.: Weiblicher Selbstmord als eine Folge eines geheimen Lasters. — Richter's chirurgische Bibliothek, Bd. 8, St. 4, 1787. Art. 4 S. 715—17: Wahrnehmungen, Retroversio uteri gravidi, Herniotomie. In Hufeland's Journal der Heilkunde Bd. 1, 1795, S. 255—76: Von einem durch seine Folgen tödtlich abgelaufenen Bauchstiche, Bd. 2, 1796, S. 295—324, Bd. 8, 1799, St. 3, S. 85—96: Ueber das Sçavoir faire in der medicinischen Praxis, Bd. 3, 1797, S. 199—238: Ueber die bisherige Anwendung und Wirkung des Mecklenburgischen Seebades bei Doberan; Bd. 6, 1798, S. 3—47: Fortgesetzte Bemerkungen im Sommer 1797 und mancherlei damit in Verbindung stehende Dinge, Bd. 46: Mängel und Lücken im 6. Theile meines Handbuchs der praktischen Arzneiwissenschaft, Bd. 51, 1820, S. 3—36, S. 64—90, Bd. 52, 1821, S. 3—25: Neueste Annalen des Seebades zu Doberan, Bd. 35, 1822, S. 3—44, S. 55—85: Beobachtungen über die Wirkungen des Doberaner Seebades in den Jahren 1820 u. 21, Bd. 63. 1826, S. 3—63: Von dem Nutzen der kalten Fomentationen des Kopfes in Gehirnentzündungen durch 8 Beobachtungen erläutert und erwiesen, Bd. 81: Untersuchung der Frage, ob aus dem Heilplane rationeller Aerzte die Anwendung aller blutentziehenden und ausleerenden Mittel ausgeschlossen, ja vom Staate ausgeschlossen und verboten werden müssen, Bd. 83: Merkwürdiger Fall einer Pica, Bd, 7, 1797, St. 7, Art. 8, S. 93—101. — In Loder's Journal für die Chirurgie: Eine Hemoralopie mit einem sonderbaren Lichthunger verbunden. — Im Nord. Archiv für Natur- und Arzneiwissenschaft Bd. II, St. 1, 1801, Art. 2, S. 187: Ueber Kuhpocken und über Heilung durch Eisenplatten. — In Heckers's Annalen der Medicin, Bd. 3, 1811, H. 3, S. 246: „Beobachtungen über Mutterhämorrhoiden, daselbst Bd. 3, 1825. St. 3, S. 257—85, St. 4, S. 385—410: Von der diagnostischen Würde der Haare, ebendaselbst Bd. 8. 1827, Juli, S. 257—78, Ang, S. 353—72: Fragmentarische Bemerkungen über die riechbaren Ausdünstungen der Naturkörper überhaupt und der Menschen und Thiere insbesondere. — In Kopp's Jahrbüchern der Staatsarzneikunde Bd. 6, 1813, S. 381: Nachrichten von der Aqua Toffana. — In Horn's Archiv für medicinische Erfahrung 1812, Sept. und Oct. S. 269: Bemerkungen über Aqua Toffana. — In Rust's Magazin für Heilkunde 9. Bd., 1821, S. 461—512: Erachten über den Gemüthszustand des Taglöhners H. J. B. aus H., welcher sein geliebtes Tochterkind auf eine schreckliche Art tödtete, ebendaselbst Bd. 11, 1821, S. 230—73, S. 359—88, Bd. 12, 1822, S. 3—119: Ein Beitrag zur gerichtsärztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, daselbst Bd. 12, 1822, S. 458—63: Unwillkürlicher Trieb eines eilfjährigen Mädchens, seine geliebte Pflegemutter zu tödten. — In Henke's Zeitschrift für Staatsarzneikunde Supplementsh. 16, 1832, Art. 2, S. 83—171: Ein Facultäts-Erachten über die Zurechnungsfähigkeit eines Mörders. — In Casper's Wochenschrift für Heilkunde Bd. 3, 1834, Apr., Nr. 13 u. 14: Ueber zwei durch die Erfahrung bewährte, so schätzbare als wirksame Heil-

mittel (Veratrin und künstliche Mineralbrunnen), ebendaselbst Nr. 36: Merkwürdiger Fall von individuell tödtlicher Verletzung. — In Preussen's med. Vereinszeitung 1834, Nr. 31, S. 268: Sind die Nordseebäder den Bädern in der Ostsee und namentlich den Doberanern vorzuziehen? — In Hennemann, Beiträge Mecklenburger Aerzte zur Medicin u. s. w. Bd. II: Eine ebenso merkwürdige und seltene, als räthselhafte Krankheit des Gehörs, ebendaselbst: Eine Harnblasenentzündung. — In Masius' med. Kalender, 1813: Untersuchung der Frage, ob ein praktischer Arzt verpflichtet sei, einem jeden vorgeblichen Kranken auf Verlangen unbedingt, unter allen Umständen und zu jeder Zeit seinen ärztlichen Rath zu ertheilen. — In Masius' Vandalia 1819: Einige Bemerkungen über die Pressfreiheit, von der Schneckenzucht in Doberan. — Im Schweriner freimüthigen Abendblatte: Einige Worte über den Werth und die Gewissheit der Heilkunde, 1824. Vorläufige Nachricht von der am Heiligen Damm und nahe bei Doberan im Jahre 1820 entdeckten neuen mineralischen Heilquellen; ebendaselbst: Ueber die künstliche Mineralbrunnen-Anstalt zu Doberan; ebendaselbst: Von den heilsamen Wirkungen der Schwefel- und Stahlwasser zu Doberan; ebendaselbst: Von den heilsamen Wirkungen der künstlichen Mineralbrunen zu Doberan 1824—29, 1835; von einigen wirksamen Mitteln gegen kalte Hände und Füsse, 1823; das Soolbad zu Sulz und seine Heilkräfte, 1825—30, 1832, 1833, 1836; sicheres Mittel zur Verhütung des Erdrückens der Kinder in Betten, 1828; von einem sehr gerühmten seltsamen Heilmittel gegen die Convulsionen der Kinder, 1829; die Münchener Waschmaschine 1830; die Winter-Schwimm- und Bade-Anstalt zu Magdeburg, ebd.; Doberan und die Cholera, 1831; von den Ursachen, welche den künstlichen Mineralbrunnen vor den verwandten natürlichen einen entschiedenen Vorzug geben, ebd.; Kurze Apologie des Seebades gegen die Cholera, daselbst; über das dringende Bedürfniss hinlänglicher und wohlvorbereiteter Krankenwärter und Krankenwärterinnen zur glücklichen Behandlung der asiatischen Cholera, das.; der Zucker als Lebensverlängerungsmittel, 1832; der Caffee in seinen Wirkungen auf den menschlichen Körper, 1833; über den Werth der künstlichen Mineralbrunnen zur Heilung vieler Krankheitszustände; Wiederholte Warnung gegen das zu frühe Verschliessen des Schosses oder Schottes unserer Windöfen, 1834; über das Anabain, 1835. — V. veröffentlichte folg. Dissertationen: Dissertatio inauguralis (Resp. A. F. Zeller) „de exitu tot morborum sinistro arti salutari non imputando". Rost. 1793 und „Fratri suo optimo de gradu doctorali ex animo gratulatur atque simul observationem de sectionis arteriae temporalis subitaneo effectu ac usu in morbo longo et rebelli breviter narrat". — V. verfasste folgende Artikel im „Encyklopädischen Wörterbuch der medicinischen Wissenschaften": Atra bilis, Atrophia, Cardialgia, Catalepsis, Cephalalgia, Cholera, Euthanasia, Gerocomia. — An Recensionen lieferte er: In Horn's Archiv für med. Erfahrung 1811, Bd. 1 Jan. und Febr. Art. 1, S. 142—88, in Rust' und Casper's kritischem Repertorium für Heilkunde Bd. 5, 1824, H. 3, S. 321—32, Bd 14, H. 2, 1827, S. 222—38; Bd. 11, 1826 H. 3, S. 325—33; Bd. 17, 1827, H. 1 S. 96—130, H. 2 S. 255—84; Bd. 21, 1829 H. 3, S. 317—28; Bd. 23, 1829, H. 2, Art. 9, S. 219—30. In Hecker's litt. Annalen der Heilkunde: Bd. 5, 1826, S. 271—85; Bd. 7, 1827, Apr., S. 493—99, Bd. 8, 1827, Juni, S. 189—204, Bd. 12, 1828, Sept. S. S. 58—71; Bd. 13, 1829,

Jan. S. 99—106; Bd. 18, 1830, St. 2, Oct. Art. 6, 170—76. — Nekrologe über ihn erschienen: N. Nekrologe der Deutschen, Jahrg. 15, 1837, Th. I, 1839, Art. 53, S. 127—31 (von Crull in Rostock; Sachs, med. Alm. f. 1831, bib for Laeger Bd. 26, 1837, Jan. S. 320; med.-chirurg. Zeit. 1837, Bd. 1, Nr. 20 S. 317, 18; Schmidt'sche Jahrbücher, Bd. 14, 1837, S. 272 u Froriep's N. Notizen, Bd. I, 1837, S. 64. — Bildnisse: Steindruck mit Facsimile vor Sachs' med. Almanach f. 1838. gr. 12. — Masius' med. Kalender für Aerzte und Nichtärzte (Rostock 1813), vor Rust's Magazin für Heilkunde Bd. 9, 1821. Auch einzeln in Quartform. Berlin bei Reimer; fec. Tischbein 1831 Fol. — Portraits von ihm befinden sich ausserdem im Grossherzogl. Palais in Doberan und ein sehr schönes Oelgemälde in Lebensgrösse in der Aula der Universität Rostock.

Die Gelehrtenfamilien der Bernouilli, Meckel u. A. sind allgemein bekannt, weit weniger die der Vogel, obgleich sie während des Zeitraums von mehr denn einem Jahrhunderte, der Wissenschaft die höchsten Dienste leisteten.

Der Vater unseres Samuel Gottlieb Vogel ist der Göttinger Professor Rudolf Augustin Vogel. Dessen Hauptverdienste bestanden, nach dem Vorgange von Sauvages und Linné — wir stellen ersteren voran, weil Linné, obgleich er in der Botanik zuerst das künstliche System eingeführt, für die Medicin doch ein natürliches später als Sauvages veröffentlichte — in der Aufstellung eines natürlichen Systems der Krankheiten, in der Herausgabe des ersten periodischen Organs für medicinische Kritik in deutscher Sprache, in der weiteren wissenschaftlichen Begründung der Chemie, wozu Stahl und Boerhaave den Grund gelegt hatten, und in der Anwendung derselben auf die Mineralogie. In letzterer Beziehung überholte ihn sein Enkel, der berühmte Münchener Professor und Mitglied der Akademie Heinrich August Vogel.

Von dessen Söhnen erwarben sich die beiden jetzt noch lebenden A. Vogel als Professor der technischen Chemie an der Universität München und Alfred Vogel als Dorpater Kliniker und geschätzter Pädiatriker einen hohen Namen.

So waren die praktische Medicin und die Chemie gleichsam die Domainen, deren Anbau die Vogel ihre ganzen Kräfte widmeten.

Unser Gottlieb Samuel von Vogel ist geboren am 12. März 1750 zu Erfurt, woselbst sein Vater, verheirathet mit Sophia Kirchmann, als Arzt, wenig bemittelt, aber sehr segensreich wirkte. Ob er zu der dortselbst befindlichen churmainzischen Universität in irgend einer Beziehung gestanden, ist ungewiss. Schon im Jahre 1753 erhielt er einen Ruf an die Universität Göttingen und trug sehr mit zu der damaligen, durch Haller begründeten, Blüthe der medicinischen Facultät bei.

Sein Sohn zeigte frühzeitig die schönsten Anlagen, welche durch einen ebenso regen und stetigen Fleiss unterstützt wurden. Der junge Vogel trieb die humanistischen und propädeutischen Studien mit einem solchen Eifer, dass er bereits in seinem 15. Jahre unter dem Prorectorate seines Vaters als Student der Medicin immatrikulirt werden konnte. Wahrscheinlich hat er aber die Collegien schon früher besucht, weil er in seinen Schriften später selbst die Aeusserung that, dass er in Göttingen von 1760—70 den Vorlesungen beigewohnt hätte. Göttingen war überdies der geeignete Ort, den Wissensdurst des jungen Gelehrten zu befriedigen. Denn keine von den damaligen deutschen Universitäten hatte eine so grosse Anzahl

bedeutender Lehrer aufzuweisen. Münchhausen suchte seinen ganzen Stolz darin, Akademie und Universität harmonisch mit einander zu verbinden und nicht bloss solche Männer als Lehrer anzustellen, welche hierfür die gehörige Qualification besassen, sondern die bereits den Beweis abgelegt, dass sie auch berufen waren, als selbständige Forscher in ihrem Specialfache aufzutreten.

Obschon, oder richtiger, weil damals keine Studienzeit staatsseitig vorgeschrieben war, und jeder Einzelne sich weit leichter, seiner Individualität gemäss, entwickeln konnte, studirte V. jetzt $7^1/_2$ Jahre, erhielt am 30. Dec. 1771 unter Murray's Prorectorate und dem Dekanate seines Vaters die medicinische Doctorwürde und führte sich durch seine Inaugural-Dissertation „de lithophago et polyphago Ilefeldae nuper mortuo et dissecto", welche um ihrer Bedeutung willen, zehn Jahre später noch in's Deutsche übersetzt wurde, als Schriftsteller in die Gelehrtenrepublik ein.

Nachdem er eine Zeitlang in Göttingen prakticirt hatte, versuchte er sich zu Ostern 1776 dort auch als Privatdocent und kündigte Collegien über Encyklopädie der Medicin und Pharmacie an. Da man seinen Namen in dem Vorlesungs-Kataloge für Michaelis nicht mehr findet, so muss man annehmen, dass er noch in demselben Jahre nach Ratzeburg übergesiedelt sei. Wenn Pütter in seiner Geschichte der Universität Göttingen nichts davon erwähnt, dass Vogel auch Privatdocent in Göttingen gewesen sei, so ist es uns doch gelungen, dies Factum ausser Zweifel zu stellen. Da ein gewisser Dr. Jäger fast gleichzeitig mit ihm sich dort habilitirt hatte und dieselben Vorlesungen ankündigte, so mochte V. einsehen, dass bei einer solchen Concurrenz nichts herauskomme. Mit Lentin, dem sein Vater, wie bereits gemeldet, viele Wohlthaten erzeigt hatte, stand er aber bis zu dessen Tode in vertrauten Beziehungen.

In Ratzeburg nun, dessen reizende Natur ebenso wohlthätig auf ihn, wie auf Lentin einwirkte und dessen Bewohner damals, wie heute, durch wahrhafte Bildung des Herzens und Geistes von der vieler anderer, namentlich der kleinen deutschen Universitätsstädte vortheilhaft sich auszeichneten, entfaltete er eine ebenso segensreiche praktische als schriftstellerische Thätigkeit. Dazu kam, dass er schon am 4. August 1780 zum Physicus des Fürstenthums Ratzeburg von Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz ordinirt wurde. Ueberdies verlieh ihm am 20. Jan. 1783 der Churfürst von Hannover noch das Landphysicat des, damals zu diesem Lande gehörenden, Herzogthums Lauenburg.

Vom König von England ward er am 30. Nov. 1784 zum Hofmedicus ernannt. Am 3. Januar 1789 liess ihn der verstorbene Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin das Hofrathspatent ausfertigen und berief ihn als ordentlichen Professor an die damals von Bützow nach Rostock verlegte Universität. Diesen Ruf nahm er an, ohne in der Ausübung seiner praktischen Thätigkeit als Arzt nachzulassen. Auf seine Anregung war 1794 das erste Seebad zu Doberan begründet. Am 24. Juni verheirathete er sich mit Fräulein Dorothea Catharina Bassewitz, einer Tochter des Kammerherrn von Bassewitz zu Güstrow. Trotzdem dass diese Ehe nicht durch Kinder gesegnet wurde, war sie doch eine höchst glückliche. Im Jahre 1797 wurde er vom Grossherzog zugleich zu seinem Leibarzte und zum Badearzt in Doberan ernannt. Das rasche Emporblühen dieses Bades kommt auf seine Rechnung.

Nachdem er am 10. Febr. 1815 zum geheimen Medicinalrath avancirt war, hatte er am 1. Oct. von dem König von Preussen Friedrich Wilhelm III. sogar ein eigenhändiges Handschreiben erhalten, welches ihm den rothen Adlerorden dritter Classe brachte. Im Jahre 1821 am 30. Decbr.

feierten seine Collegen in Rostock festlich sein 50jähriges Jubiläum. Er empfing zu diesem seltenen Tage unter Bergmann's Prorectorat und Blumenbach's Dekanat in Göttingen die Glückwünsche der Universität und ein erneuertes Doktordiplom. Sein Landesherr schrieb ihm: „Ich bin Ihnen aufrichtig gewogen. Sie haben während der langen Zeit, dass Sie in Mecklenburg wohnen, mir und dem Vaterlande die erspriesslichsten Dienste geleistet. Empfangen Sie meinen aufrichtigen und treu gemeinten Glückwunsch zum morgenden Jubeltage. Gott erhalte Sie noch ferner zum allgemeinen Nutzen so vieler Leidenden. Erhalten Sie mir ferner Ihre Freundschaft und seien Sie fest überzeugt, dass ich mit der unwandelbarsten Werthschätzung stets Ihr getreuer Freund sein werde."

Dieser Brief, welcher ebenso den Schreiber als den Jubilar ehrt, legt Zeugniss davon ab, wie sehr an höchster Stelle die Verdienste Vogel's anerkannt wurden. Am 18. Febr. 1830 wurde er zum Mitglied der Mecklenburgischen Medicinalcommission gewählt und war so zu der höchsten Ehrenstelle angelangt, bis zu welcher ein Arzt in seiner Heimath es bringen konnte.

Im Anfang des Jahres 1832 ward er vom König von Bayern in den Adelstand erhoben und Ihre Majestät die Königin schmückte ihn in ihrer Anwesenheit mit den Insignien des Verdienstordens der bayerischen Krone.

Umgekehrt wie jetzt, ging die eigentliche Cultur der Wissenschaft damals von den praktischen Aerzten und nicht von den Lehrern aus. Von den Universitäten machte eigentlich nur Göttingen eine Ausnahme. Die meisten übrigen Lehrer standen unter dem Bannfluche des Dogmas und der Schule.

Welch grossen Eindruck aber die wissenschaftlichen Leistungen des rastlos arbeitenden Mannes in der gelehrten Welt hervorriefen, das geht am besten daraus hervor, dass er, damals noch praktischer Arzt in Ratzeburg, an Tissot's Stelle einen Ruf als Professor nach Pavia erhielt, was eine der grössten Auszeichnungen war, wie sie wenigen Deutschen zu Theil wurde. In der zweiten Ausgabe seines Handbuchs, welche im Jahre 1794 erschien, sagt er selbst, dass er vor einigen Jahren mit einem glänzenden Rufe als Professor nach Pavia an Tissot's Stelle beehrt und beschämt wurde, den er aber aus Liebe zu seinem Vaterlande ablehnte und den nachher zu Pavia's Ehre der unendlich würdigere Herr Frank annahm.

Diese Worte charakterisiren mehr als alles Andere die hohe Vaterlandsliebe, die grosse Bescheidenheit und die, bei einem Gelehrten nicht genug anzuerkennende, Neidlosigkeit unseres Vogel.

Seine Thätigkeit als Arzt wie als Schriftsteller ermüdete auch dann nicht, als er längst den Zeitpunkt des Lebens, von dem es in der Bibel heisst: unser Leben währt 70 Jahre, wenn es hoch kommt 80, überschritten hatte. Mühe und Arbeit machte er sich bis zum letzten Athemzuge und so kann man wohl sagen, dass ihm das Leben köstlich gewesen.

Seine Correspondenz war eine sehr ausgebreitete, mit den ersten Gelehrten Europas stand er im Briefwechsel und ebenso mit sämmtlichen Mitgliedern des Grossherzoglichen Fürstenhauses.

Am lebhaftesten bis zum Ende seiner Tage war aber sein Briefwechsel mit seinem, von ihm heissgeliebten, Neffen, dem berühmten Chemiker Heinrich August Vogel in München. Der Greis hat mit dem Kinde nicht bloss dieses gemein, dass er somatisch demselben wieder ähnlich wird, wie sich denn eine Parallele ziehen lässt zwischen den Krankheiten des Greisen- und Kindesalters; auch in geistiger Beziehung findet diese Aehnlichkeit statt. Die Sprache, welche in ihren Bezeichnungen die tiefste Philosophie

instinctive verräth, bezeichnet den Excess dieser Aehnlichkeit, indem sie von dem Kindischwerden des Greises spricht.

Offenbart sich hier ein pathologischer Zustand, so darf nicht übersehen werden, dass der normale, physiologische sich in der Kindlichkeit des Greises äussert. Wer Gelegenheit gehabt hat, wie ich, viel und vorzugsweise mit alten Leuten zu verkehren, wird die Erfahrung gemacht haben, dass Greise sich ebenso natürlich wie die Kinder, geben, dass sie nicht mehr die Kunst besitzen, sich zu verstellen, dass sie, wenn sie dieselbe früher gehabt, sie in ihrem zunehmenden Alter verlernt haben. Die verschrieene Morosität und Schwazhaftigkeit des Alters ist eben dadurch bedingt, dass der Greis sich so wie das Kind gibt, wie er ist, dass er es nicht versteht, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, dass er seine Gedanken gleichsam auf seiner Zunge trägt. Christus hätte eben so gut sagen können statt: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich, lasset die Greise zu mir kommen.

Die Briefe, welche bis zum Ende seines Lebens von Vogel an seinen Neffen geschrieben sind, haben aus diesem Grunde einen so hohen psychologischen Werth, weil sie uns ein getreues ungefälschtes Bild des ganzen Menschen unsers Vogel geben. Wie er lebte und webte, wie er fühlte und dachte, wie rastlos thätig er arbeitete, wie er sein ganzes Glück nur in der strengen Pflichterfüllung seines Berufes suchte, welch eine ideale und doch dabei zugleich praktische Natur er war, das geht aus diesen Briefen auf's schönste und deutlichste hervor.

Da sie die beste Charakteristik Vogel's liefern, so lassen wir hier einige aus den letzten Lebensjahren desselben folgen:

Rostock, 24. Jan. 1829.

Mein theurer August!

Leider! kann ich Dir jetzt erst die traurige Anzeige machen, dass meine geliebte, unvergessliche Frau am 14. Januar d. durch einen sanften Tod von ihren langen und bitteren Leiden erlöst worden ist. Die Verewigte, deren Verlust zu bedauern ich nie aufhören werde, sah dem Augenblicke ihres Abscheidens mit heldenmüthigem Muthe entgegen, sie wünschte ihn sehnlichst und fragte mich oft sehr angelegentlich, wie lange es nun noch wohl dauern werde. Wie mir dabei zu Muthe war, kann ich Dir nicht beschreiben. Das allgemeinste Mitleiden, das ich gefunden habe, hat mich allerdings sehr getröstet und die Ueberzeugung des grossen Glückes, welches sie nun in den Armen ihres Erlösers geniesst. Ihrem Befehle gemäss ist sie ganz einfach, still und prunklos in der Capelle einer hiesigen Kirche beigesetzt worden, wo sie sich in der Gesellschaft mehrerer ihrer alten Bekannten und Freundinnen befindet. Des Morgens 4 Uhr ward sie hingebracht, und nur ihr Bruder, der Lieutenant von Bassewitz und unser Adolph haben sie in meinem Wagen dahin begleitet. Welche Veränderung in meinem Hause vorgegangen ist, kannst Du Dir denken. Indessen wird sich alles so einrichten lassen, dass ich die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, Pflege und Wartung nicht vermissen werde. Die beiden lieben Kinder werden zu meiner Zufriedenheit vieles beitragen. Indess wird meine gemehrte Thätigkeit mich zerstreuen und mir manche Freude bringen. Gott sei gepriesen!

Hoffentlich bist Du von Berlin glücklich nach Hause gekommen; ich ging nach Hamburg, wo ich 14 Tage verweilte und überaus viel Interessantes gesehen, gehört und gelernt habe. Besonders hat das schöne allgemeine Krankenhaus daselbst meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Fast jeden Vormittag fuhr ich dahin, und die Aerzte darin haben alles aufgeboten, um mir gefällig zu sein und meine Zwecke zu erfüllen. Behalte mich lieb. Ich umarme Dich mit warmem Herzen, in dessen Mitte Du thronst und bleibe bis in's Grab Dein

treuer Onkel.

20. April 1829.

Mein geliebter August!

Diesen Brief solltest Du schon längst haben, seitdem ich den Deinigen vom 25. Jan. d. Js. erhalten hatte; aber theils der traurige Zustand meiner Seele, theils vielerlei Geschäfte und Störungen liessen immer eine Woche nach der andern vergehen, ohne dass ich mein Vorhaben ausführte. Recht oft und recht herzlich habe ich doch an Dich gedacht.

Erst seit Kurzem fange ich an, mich etwas zu erholen. Zu meiner innigen Betrübniss kam noch ein unglücklicher Fall auf den Kopf, dessen Folgen die schlimmsten Vorstellungen in mir erweckten und stets unterhielt. Ich danke Gott, dass gar keine Folgen zurückblieben. Nun wurde ich auch von einem heftigen Brustkatarrh ergriffen, der mich bei der traurigen Stimmung meiner Seele ganz herunterbrachte. Meine verewigte unvergessliche Frau hatte mir einige Tage vor ihrer Erlösung gesagt: „ich würde ihr bald folgen". Dieser Gedanke verliess mich nicht mehr und ich machte alle Anstalten. Aber der Wille des Himmels war es noch nicht. Im Gegentheil half meine gute Natur mir wieder auf und ich befinde mich jetzt ziemlich wohl. Es kommt nun auch bald die Doberaner Saison, die mich sehr zerstreuen wird. Der Grossherzog wird schon am 10. Juni dort eintreffen.

Für die gütigen Mittheilungen, welche Du mir von einigen neuen Medicamenten gemacht hast, danke ich Dir verbindlichst. Ich werde sie mir ad notam nehmen.

In einigen Tagen wird meine engagirte junge Haushälterin ihren Dienst in meinem Hause antreten. Es ist die Tochter eines Predigers hier im Lande, die schon bei einem einzelnen Herrn gedient hat. Sie ist eine Verwandte von unserm Professor Floerke und mir sehr empfohlen worden.

Ich beschäftigte mich den ganzen Winter mit der Ausarbeitung des 2ten Bandes meiner allgemeinen diagnostischen Untersuchungen, deren erster Theil mit grossem Beifalle aufgenommen worden ist. Ausserdem haben wir viele Facultätsarbeiten gehabt. Mit jenem zweiten Bande bin ich noch lange nicht fertig geworden, weil der traurige Tod meiner geliebten Frau dazwischen kam. Ich habe auch einige Recensionen und einige Aufsätze für das Schweriner Abendblatt geliefert.

Eine grosse Bitte erlaube ich mir an Dich. Du schreibst mir einmal: „So gut die warmen Wasser auch nachgemacht sein mögen, so sind sie von den natürlichen in Carlsbad doch sehr verschieden, und wer die Mittel hat zu reisen wird wohl vorziehen nach Carlsbad zu gehen." Noch setzest Du hinzu: „Du kön, nest nicht glauben, dass sich die Struve'sche Anstalt mit Vortheil halten werde." — Meine Bitte besteht nun darin, dass Du die Güte habest, mir, wenn Du noch derselben Meinung bist, die Gründe zu detailliren, warum Du die künstlichen Carlsbader Wasser für sehr verschieden von den natürlichen in Carlsbad hältst. Gegen das Reisen in Carlsbad habe ich übrigens nichts. Das ist eine Sache für sich. Eine solche Reise ist unter allen Umständen schon allein ein grosses Heilmittel. Ich bitte, bitte um eine recht umständliche und gründliche Belehrung. Dr. Struve wird ehestens den Dr. Wetzler widerlegen in einem trefflichen Exposé, was ich gelesen habe. Dass ich Dich auf keine Art compromittiren werde, wirst Du von selbst schon überzeugt sein. Mir ist es nur um die Wahrheit zu thun und um die Gründe eines so grossen Chemikers, als mein lieber August ist. Die Struve'schen Anstalten zu Dresden, Leipzig, Berlin erhalten sich mit bedeutendem Gewinn. In Berlin trinken jährlich im Durchschnitt 600 Personen. In Moskau ist auch eine solche Anstalt eingerichtet, die der Kaiser selbst auf alle Weise begünstigt. Der Staatsrath von Loder daselbst, ein alter Freund von mir, hat mir ein Programm geschickt, was darüber gedruckt worden und worin die ganze splendide Einrichtung umständlich beschrieben ist.

Das 50jährige Doctorjubiläum des geh. Rath v. Soemmerring, was zu Frankfurt am Main gefeiert worden ist, muss ihm eine grosse Freude gemacht haben. Ich habe eine grosse Nachschrift davon erhalten, worin ich über 500 Gelehrte, die sich zu dieser Feier vereinigten, gezählt habe. Worüber ich mich sehr gewundert habe, ist, dass kein Einziger aus München genannt war.

Ich gratulire auch vielmals zur abermaligen Vermehrung Deiner Familie. Dein Bruder Adolph hat mir gesagt, Du habest ihn zu Gevatter gebeten.

Herr von Humboldt ist nun bereits nach Petersburg zu seiner grossen Bestim-

mung abgereist. Auch schickt der Kaiser eine andere Gesellschaft von Dorpat aus nach dem Ararat. Vielleicht werden dort noch Goldminen entdeckt, welche die auf diese Reisen verwandten Kosten reichlich vergüten würden. Der Himmel lasse sie recht wohl gelingen und erhalte die Männer, welche sich doch wohl manchen bedeutenden Gefahren auszusetzen haben!

Die russische Kaiserin wird in Berlin erwartet und zu brillanten Auftritten und Festen dort Anlass geben.

Nun wird Dein König von Rom wohl bald wieder zurückkommen. Es war gerade die Papstwahl daselbst, die Allerhöchstdieselben gewiss sehr interessirt haben wird. Nach den Zeitungen hat er dem neuen Papst auch seine Cour gemacht.

Leider! Ist dieser Brief wieder einen Posttag liegen geblieben. Die Revision und Correctur mehrerer Inauguraldissertationen haben auf mehrere Tage fast alle meine schöne Zeit absorbirt. Auch sind kürzlich einige Landphysici gestorben, an deren Stelle wir neue examiniren müssen. Von 3 Candidaten, Doct. med. aus dem Lande, die wir auf allerhöchsten Befehl vorschlagen müssen, wählt die Regierung einen, dessen Prüfung sie uns aufträgt. Dabei ist vielerlei Scheererei. Das Examen wird sehr streng genommen, wie es auch recht ist. Der Candidat muss erst 2 medicinisch-gerichtliche Erachten über ihm aufgegebene Fälle ausarbeiten, alsdann mehrere schriftliche Fragen in des Dekans Behausung ohne alle Bücher und Beihülfe beantworten. Hierauf folgt nun erst an demselben Tage coram Secretario das mündliche Examen.

Ich umarme Dich von Herzen und empfehle mich bestens den lieben Deinigen. Vale optime!

Dein treuer Onkel
S. Vogel.

Rostock, 27. April 1831.

Mein lieber bester August!

Ich benütze diese Gelegenheit, Dir auch einige Worte der Liebe und des treuesten Andenkens zu schreiben, da ich Dir leider! ohnehin seit so langer Zeit eine Antwort auf Deinen lieben Brief vom 23. Oct. v. J. schuldig bin.

Von Herzen freue ich mich, aus dem kleinen beigelegten Zettel ersehen zu haben, dass es Dir recht wohl geht und dass Du vielleicht im nächsten Herbste nach Wien gehen wirst, wo die Versammlung gewiss statthaben wird. Für mich in meinem 82. Jahre ist diese Entfernung zu gross und wahrscheinlich werde ich auf dieser Welt keine grosse Reise mehr machen. Mein Befinden ist übrigens ganz wohl und ich lebe zufrieden und vergnügt. Ich arbeite täglich 8 Stunden, gehe 2 Mal, zur Zeit eine Stunde, bei jedem Wetter spazieren und lebe übrigens sehr regelmässig und einfach. Das erhält mich. Doberan thut mir dabei in mehrerer Hinsicht grosse Dienste.

Sei so gütig mit der Dame, welche der Leibarzt Wenzel diesen Sommer nach Doberan schicken wird, mir etwas Specielles von diesem Herrn Collegen zu schreiben und überhaupt mich mit recht vielen Dingen von Dir und den lieben Deinigen, sowie von dem dortigen Hofe, der dortigen Universität, versteht sich, mit aller Vorsicht zu erfreuen.

Hüte Dich um Gotteswillen vor den J.

In der Welt geht es jetzt furchtbar her. In Frankreich wird nie Ruhe werden und von dort aus kommt alles Unheil. Die Polen werden hoffentlich ihren Zweck erreichen, aber mit welchen Opfern! Ich umarme Dich herzlich; bald einmal mehr.

Mein sehr geliebter, theurer August!

Dein lieber Brief vom 31. März hat mich, wie immer, überaus erfreut und gefiel besonders auch durch die gütige Erfüllung meiner Bitte. Zumal würzest Du Deine Briefe auch immer mit den interessantesten Nachrichten. Ist es möglich, so schreibe ich heute auch noch an den Herrn Koppenstätter und danke ihm für die geneigte Gewährung alles dessen, was ich von ihm zu erfahren wünsche. Sollte es wegen des schweren Posttages, den ich heute zu bestehen habe, noch

nicht möglich sein, so soll es doch gewiss bald geschehen. Alles was er mir mitgetheilt hat, ist mir sehr angenehm gewesen.

Mit grossem Vergnügen sehen wir diesen Sommer der Wiederkehr Ihrer Majestät der Königin von Bayern in Doberan entgegen; der Geh.-R. v. Walther, wie er mir selbst geschrieben hat, wird sie wieder begleiten, sowie auch der Prinz Otto, den ich fast nicht mehr erwartet hatte. Vielleicht wird ein glückliches Geschick Euch diesen Prinzen nicht auf eine Art entführen, die so viel Unsicheres und Trübes zu haben scheint.

Ich danke Dir herzlich für Deinen schönen Trost für mein hohes Alter durch die angeführten Beispiele in Jena und Strassburg. Bis auf die genannten Schwächen, eine Steifigkeit des ganzen Körpers und häufig unterbrochenen Schlaf, aber doch bei ganz freiem Kopfe, kann ich mit meiner Gesundheit wohl zufrieden sein. Doberan wird mir nun auch bald wieder neue Kräfte geben. Wir sehen einer brillanten Saison daselbst entgegen, da eine ganze Reihe Fürstlicher Personen sich dort einfinden wird.

Aus welchem Grunde wird Oken nach Würzburg versetzt und Schönlein suspendirt? Was zu erreichen Menschen möglich ist, wird von den Jesuiten gewiss erwartet werden können.

Ist Dir die saubere Geschichte von Braunschweig bekannt?

Dich in diesem Leben noch einmal wieder zu sehen ist wohl weitläufig. Desto mehr denke ich an Dich, mein bester August! mit einem Herzen voll Segen und dem innigsten Wunsche für Dein und Deiner Familie Glück und Prosperität. Gott sei immer mit Dir und Deiner Familie. Ich umarme Dich mit ganzer Seele und bleibe unverändert Dein treuer Onkel.

Durch Herrn von Walther schreibst Du mir wohl einige Zeilen. Ich lege doch noch einige Worte an Herrn K. bei.

13. April 1833.

Mein geliebter, bester August!

Den aufrichtigsten und herzlichsten Antheil habe ich an dem Kummer genommen, welchen Dir die Krankheit Deines ältesten lieben Sohnes verursacht hat. Gebe der Himmel, dass er nun völlig wieder hergestellt sei. Ohne Zweifel ist er in den Händen eines erfahrenen, geschickten und aufmerksamen Arztes, der, wenn es möglich ist, zu seiner gründlichen Heilung das Erforderliche anwenden wird.

Die gewiss ansehnliche Einnahme für Deine Vorlesungen muss Dir doch sehr angenehm sein. So gut wird es uns hier nicht, da die Zahl unserer Studenten viel geringer ist als bei Euch.

Dass Du dem Geh. R. v. Walther auf meine Bitte 24 Fl. 36 Kr. ausbezahlt hast, dafür danke ich Dir bestens. Ich werde für die Erstattung derselben gewiss baldthunlichst sorgen. Dass er Dir kein Recepisse hat geben wollen, hat mich allerdings nicht wenig befremdet. Indessen hast Du wohl gethan, es dabei bewenden zu lassen. Warum die Chirurgie nicht gelesen worden ist, falls Zuhörer dazu vorhanden waren, muss doch wohl einen wichtigen Grund haben. Wer ist der andere Professor der Chirurgie?

Von dem Herrn von Wenzel habe ich mir eine ganz andere Vorstellung gemacht, als ich nun durch Dich erhalten habe.

Welcher Minister steht dem Könige am nächsten oder hat den meisten Antheil an Allerhöchst dessen Entschliessungen? Welche Rolle spielen die Jesuiten?

Die neueren empörenden Auftritte in Frankf. am M., deren Zusammenhang mir nicht ganz klar, stehen wahrscheinlich mit den Begebenheiten anderer Länder und Orte im Verhältniss.

Woher kommen auf einmal die vielen Studenten, die solchen Unfug treiben? Sind es vielleicht zum Theil die, welche aus Jena verwiesen sind?

In diesen Tagen ist hier ein sehr feierliches Leichenbegängniss gewesen, das unseres ersten Bürgermeisters, der mit mir in gleichem Alter war und zugleich mein sehr guter Freund. Das hat mich auch lebhaft wieder an meinen Tod erinnert, mit welchem ich mich überhaupt bei jeder Gelegenheit beschäftige, besonders, wenn die Schwächen des Alters dazu Anlass geben. Ich geniesse übrigens eine ganz gute Gesundheit und bin mit meinem Schicksale zufrieden, ohne den Tod zu fürchten. Was ich ungern hienieden verlasse, sind meine Collectanea und meine schöne Bibliothek. Von jenen kann Niemand Gebrauch machen, da sie fast aus

lauter, ausser mir jedem Andern unverständlichen Abbreviaturen bestehen. Uebrigens habe ich noch mehrere literarische Projecte und ich arbeite täglich 8 Stunden. In der andern Woche sende ich einen umfänglichen Artikel für die Berliner Encyklopädie ab. Dann folgt ein Aufsatz für unser freimüthiges Abendblatt über die künstlichen Mineralbrunnen, darauf präparire ich mich zu einem Programm, dessgleichen ich jährlich in Deboran für unsern Grossherzog zum 10. August allerhöchst demselben zu Füssen lege u. s w. Ich hinterlasse ein hübsches Vermögen, wovon Du auch Dein ratum erhalten wirst. Die Hälfte fällt an die Verwandten meiner seligen Frau oder vielmehr das, was sie mir zugebracht hat; alles Uebrige, was ich erworben habe, bekommen meine Verwandte.

Und nun umarme ich Dich von ganzem Herzen und küsse Deiner lieben Frau Gemahlin die Hände.

4. Septbr. 1833.

Mein lieber, bester August,

Durch Deinen lieben Brief cum Annexis bin ich höchlich erfreut worden. Dem Herrn O. M. R. Ringseis, sowie dem Herrn Bataillonsarzte Koppenstätter statte doch ja meinen allerverbindlichsten Dank für die mir gemachten schönen Geschenke ab. Besonders hat mich noch des letzteren Schrift sehr interessirt und ist mir durch ihren inneren reellen Werth sehr schätzbar gewesen.

Diese Badesaison gehört zu den erfreulichsten Epochen meines Lebens, die sich durch die Anwesenheit der liebenswürdigen Königin von Bayern und den glücklichen Success ihrer Badekur besonders ausgezeichnet hat. Ausserdem haben der treffliche Herzog von Anhalt-Cöthen, der hier vor 20 Jahren von einem schweren Krankheitszustande gänzlich geheilt und dadurch mein hoher Gönner und Freund ward, ferner die jungen Prinzen von Strelitz und viele andere, hohe und interessante Personen, ferner das überaus günstige Wetter u. s. w. sich vereinigt, die diesjährige Badezeit glänzend und sehr angenehm zu machen. Ihre Majestät die Königin wäre sehr gerne noch länger hier geblieben, wenn nicht die abominable Cholera, welche so viel Verwirrung und Unheil stiftet, sie plötzlich abberufen hätte. So lange als möglich hat sie gleichwohl noch täglich zweimal gebadet und zwar recht con amore und mit dem besten Vertrauen. Die Bekanntschaft mit dem Herrn G. R. v. Walther ist mir bei dieser Gelegenheit sehr angenehm gewesen. Auch der Prinz Otto und die übrigen distinguirten Personen ihres Gefolges sind mir sehr liebe und freundliche Badegäste gewesen. Die Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Wien wird durch die Cholera noch grosse Störung bewirken. Sie ist nach der Zeitung bis 1832 verschoben.

Mein Befinden ist gottlob immer so gut, als es in meinem 83. Jahre sein kann. Grosse Abnahme des Gedächtnisses, Schwerhörigkeit und Steifheit der ganzen Carosse sind natürliche Folgen des Alters. Aber meine Gefühle sind noch sehr lebhaft.

Sehr neugierig bin ich auf die Recension Deines Lehrbuchs. Der Himmel verhüte, dass sie nicht in die Hände des M. K. fallen! Ich danke herzlich für das theure Geschenk. Zu dem Glücke deiner Familie gratulire ich Dir von Herzen.

Die jetzige, schwüle, unglückschwangere Zeit beugt und erhebt den Stolz des Menschen. Eine Unzahl sinkt oder stürzt ins Grab. Die Sperranstalten werden endlich zur Verzweiflung Aller Anlass geben, wovon die Folgen nicht zu berechnen sind. Eine Estafette kündigte heute den Ausbruch der Cholera hier in Berlin an. Rückt dieser Dämon näher zu uns heran, will der Grossherzog Doberan nicht verlassen.

Dem Herrn Leibmedicus Wenzel bitte ich mich doch recht angelegentlich zu empfehlen.

Für das, was Du mir von Euren inneren Angelegenheiten schreibst, danke ich Dir sehr, da es mich sehr interessirt. Die J. werden sich in der dortigen Welt, wie überall, schon zu behaupten wissen, quoiqu'il en coute. Nimm Dich vor Ihnen ja in Acht.

Ich sende Dir 3 Exemplare von meinem diesjährigen hiesigen Festprogramme, wovon du eines dem Herrn Ringseis und das andere dem Herrn Koppenstätter nebst meinen besten Empfehlungen zu übergeben die Güte haben wirst. Das dritte behältst Du natürlich für Dich. Für Herrn Wenzel habe ich dem Geh. R. von Walther ein Exemplar mitgegeben.

Ob wir uns hienieden noch wohl einmal wiedersehen? Eine Thräne in meinem Auge giebt Dir Antwort. Möge der Himmel Dich und die lieben Deinigen recht viel Heil und Glück erfahren lassen. Ich verharre bis ins Grab stets Dein

treuer Onkel.

28. Febr. 1835.

Mein prächtiger, bester August!

Dein lieber Brief vom 15. Juni, welchen ich gestern aus Schwerin erhielt, hat mir grosse Freude gemacht. So lange wir noch zusammen leben, schreibe mir ja recht oft. Deine Briefe erheitern meinen Geist immer den ganzen Tag. Am 24. März feiern wir das 50jährige Doctorjubiläum meines ältesten hiesigen Specialcollegen, Generalchirurgus und Professor Josephi. Sämmtliche hiesige Aerzte werden ihm einen silbernen Pokal überreichen und Spitta und ich lassen Programme drucken.

Kennst Du einen Mediciner Koch aus dem Baierischen? Theile mir mit, was Du eben von ihm weisst. Er hatte hier einige Zeit studirt und durch Beantwortung einer Preisaufgabe unserer Facultät den halben Preis gewonnen. Sie betraf die endermatische Heilmethode.

Es ist hier jetzt ein widriger Streit zwischen Herrn Prof. Strempel und dem Medicinalrathe Prof. Quittenbaum im Gange, in Betreff eines Verstorbenen, der an einem eingeklemmten Bruche operirt wurde. Ein Versuch einer gütlichen Vergleichung von Seiten Rect. und Concilii hat nicht gelingen wollen. Meines Erachtens sind sie Beide in culpa. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Bei Deiner Relation von dem condemnirten, vormaligen dortigen Studenten, einem Juden, fiel mir die Geschichte der von den Kosacken im Jahre 1813 erbeuteten französischen Spionenlisten ein, die in Deutschland gedient hatten. Die Zahl derselben belief sich auf 200 und darunter waren 150 Juden.

Bis ins Grab dein treuer Onkel.

6. May 1835.

Mein bester August!

Deinen lieben und interessanten Brief vom 22. April habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich erstaune über die Dinge, welche in München vorgehen.

Ich freue mich über das Glück Deiner Familie. Etwas gäbe ich darum, sie alle von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Aber daran ist leider nicht zu denken, da mein Stundenglas nun auch bald abgelaufen sein wird.

Es thut mir sehr leid, dass wir Ihre Majestät die Königin in Doberan nicht wieder sehen sollen. Weinend steht sie lebhaft vor meinen Augen und ich kann mir ihre Seelenleiden in ihrer ganzen Grösse vorstellen, zumal da auch ihres Otto's Schicksal noch keineswegs das glücklichste zu sein scheint.

Ein solcher Widerspruch, wie in München in vielen Dingen zu herrschen scheint, betrifft, wie ich sehe, dort auch die unglückliche Homöopathie. Einmal las ich irgendwo, dass die Ministerialpartei in München derselben gänzlich untreu geworden sei. Vielleicht ist dies also wohl ebenso unwahr, als dass dort ein scheintodtes Kind im dortigen Leichenhause aufgelebt sei.

Wie sehr ist es zu bedauern, dass solche Köpfe und Männer als Lewald, Görres, ihren eminenten Geisteskräften solche unglücksschwangere, fruchtlose Ausschweifungen gestatten.

Der Geheime Rath Sachse, erster Leibarzt unseres Grossherzogs, hat mir kürzlich ein ansehnliches Werk dedicirt, worin überhaupt von Bädern gehandelt wird und auch die Geschichte des Seebades von Doberan enthalten ist. Eine gleiche Ehre habe ich von dem Geh. Rath Becker in Parchim zu erwarten, der jetzt zweiter Badearzt in Doberan ist. Meine jüngste Schrift ist mit dem grössten Beifall beehrt worden. Von allen Seiten erfahre ich so viele Beweise der Anerkennung meiner nützlichen Bestrebungen, dass ich noch einige Jahre zu leben wünschte, um mich um das Wohl der Menschen noch mehr verdient zu machen.

Unter den Gegenständen, die ich am unliebsten auf dieser Welt verlasse, ist meine schöne Bibliothek, an der ich, wie Du denken kannst, so viele Jahre gesam-

melt habe. So wohl es mir im Ganzen geht, so sehr wird doch mein Friede oft gestört durch die immer zunehmende Abnahme meines Gedächtnisses, meines Gehörs, so wie auch meines Gesichts. Das ist ein trauriges Schicksal der Menschen, wenn sie alt werden. Der selige Herr von Haller erzählt von einem Alten, der, wenn er ausging, sein Haus nicht wieder finden konnte. So schlimm ist es gottlob mit mir nicht, aber ich würde doch schlecht bestehen, wenn ich aus meinen eigenen Schriften sollte examinirt werden. Es fehlt mir gottlob doch nicht an innerem Frieden und an dem Beifalle und der Liebe vieler Menschen.

Ich verharre immer von Herzen

Dein treuer Onkel.

Rostock, 27. Juni 1835.

Ich freue mich sehr über Deine erspriessliche Thätigkeit und den reichlichen Lohn, der Dir zu Theil wird. Mit uns steht es hier nicht so gut. Theils ist die Zahl der Studirenden nur geringe, theils entziehen sie sich den Zahlungen, wo und wann sie nur können.

Seitdem die eifrigsten Homöopathen ihre Fahne verlassen und die Sache immer heller in die Augen leuchtet, wird das Unwesen nicht lange mehr dauern. Indessen ist auch manches Gute aus dem Streite hervorgegangen.

Schreib mir doch etwas von der dortigen Wollenfabrik durch Raupen. Die Beschreibung davon in v. Froriep's Notizen hat mich sehr angezogen.

Dr. Lewald ist bereits durch mehrere Schriften bekannt, die sehr gelobt worden sind, als das Album aus Paris, Polnische Novellen. Auch das Panorama von München ist in dem lit. Blatte der Börsenhalle sehr beifällig recensirt worden. Ist er wirklich ein Jude? Das Panorama fand ich auch hier gleich im Buchladen. Beim Durchblättern beider Theile konnte ich doch das Beleidigende nicht finden. Zum Kaufen war es mir zu theuer.

Hat Häcker die Stelle doch angenommen? Ist er denn des Diebstahls wirklich überführt worden? Ein höchst widriges Verhältniss muss doch zwischen sämmtlichen Professoren und ihm obwalten.

Wirst Du nicht auch Bonn besuchen, wo die Versammlung der Naturforscher und Aerzte in diesem Jahre ihr Wesen treiben wird. Dem Vernehmen nach werden da grosse Anstalten gemacht.

Ich umarme Dich mit warmem Herzen.

13. Nov. 1835.

Mein lieber Neffe!

Mit grossem Vergnügen habe ich Deinen vorgestern erhaltenen Brief gelesen. Das allergnädigste Andenken der Königin ist mir vom höchsten Werthe gewesen. Ich hoffe, Ihre Majestät in Doberan noch einmal wieder zu sehen. Sehr oft habe ich in diesen Zeiten an diese holde Fürstin gedacht. Die Artikel in den Zeitungen von Griechenland, Athen, suche ich immer zuerst auf, um des Königs Otto willen, mit beständiger Rücksicht auf die theuere Königin und ihr zartes Mutterherz.

Die Reise des Königs dahin wird auch nicht ohne erschütternde Wirkung bleiben. Möge Alles recht glücklich ablaufen!

H. von Walther wird in Paris sicher grosse Conqueten gemacht haben. Die Pariser schätzen, ni fallor, die deutschen Künstler dieser Art höher, als sie es sich merken lassen, um sich nicht zu compromittiren. Darum macht ja sogar Hahnemann daselbst so grosse Fortüne. An Herrn v. Walther bitte ich gelegentlich recht grosse Empfehlungen von mir auszurichten.

Interessant ist die Polemik über die Abstammung der jetzigen Griechen.

Vor Kurzem ist unsere naturforschende Gesellschaft in ein neues Licht getreten. Man hat mich als ihren Präsidenten an die Spitze derselben gestellt, es sind viele neue Mitglieder gewählt und mit ihren Statuten sind mehrere zweckdienliche Veränderungen vorgenommen worden. Zu meinem Assistenten hat man auf meinen Wunsch den Herrn Prof. Strempel als Vicepräsidenten gewählt. Er ist Inspector des Museums und ein sehr thätiger Mann u. s. w.

Dein treuer Onkel.

13. Januar 1836.

Mein bester August!

Dein lieber Brief vom 24. dieses hat mir grosse Freude gemacht, und ich danke Dir herzlich dafür. Gott sei gelobt, dass es Dir wohl geht.

Mehrere wissenschaftliche Angelegenheiten, die ich auf dem Herzen habe, will ich Dir erst kürzlich vortragen. Was sagst Du von Postel's Erinnerung gegen Orfila und Dich in Betreff des Zuckers.

Schreibe mir etwas über Späth's Gasometer. In Gersdorf's Repetitorium wird seiner nicht in bestem gedacht. Sei so gütig, Dich bei dem Herrn Apotheker Herrn Landerer näher nach dem griechischen Arzte zu erkundigen, in dessen Händen sich ein von einem 8jährigen Knaben ausgebrochener Foetus befinden soll. Die Geschichte davon steht in einem Briefe an Herrn Dr. Buchner, welchen er in seinem Journale hat abdrucken lassen. Es ist überaus bedauerlich, dass dieser Foetus, wofür der Arzt 4—5000 Franken fordert, nicht genauer beschrieben ist, so wenig als der Knabe, der ihn von sich gegeben hat. Dadurch würde der Fall erst recht interessant werden. Wie heisst der griechische Arzt und wo wohnt er? Ich werde über diesen überaus wichtigen Vorfall in der nächsten Versammlung unserer naturforschenden Gesellschaft einen Vortrag halten.

Auch bitte ich um einige nähere Nachricht über den Dr. Wibmer, den Leibarzt des Königs Otto.

Da der König von Baiern den Herrn von Wenzel als Leibarzt mitgenommen hat, so muss die bittere Schrift des Herrn von Winter doch keinen Einfluss auf Seiner Majestät Vertrauen gehabt haben. In Gersdorf's Repertorium wurde das überaus bittere Buch bloss trocken angezeigt und nur denjenigen, welche an der baierischen Medicinalordnung Theil nehmen, zur Aufmerksamkeit empfohlen.

Gott gebe, dass in Griechenland Alles gut gehe und stehe. Hoffentlich wird die Anwesenheit Sr. Majestät viel Gutes stiften. Wie herzlich bedauere ich die gute Königin, welcher die lange Abwesenheit ihres Gemahls gewiss sehr schmerzhaft sein wird.

Deine schönen Reisen sind Deiner Gesundheit gewiss sehr wohlthätig. Gott segne Dich und alle die Deinigen. Mein Befinden ist erträglich. Der böse Fall auf dem Kopfe am grünen Donnerstag hat meine Sehkraft merklich geschwächt, so wie auch Gehör und Gedächtniss gelitten haben. Ich bin übrigens mit meinem Zustande und meiner Lage zufrieden, da mir das Arbeiten noch immer gut von Statten geht und ich in meinem Hause und allen meinen Verhältnissen ganz glücklich lebe.

Den ausgebrochenen Foetus kann ich gar nicht vergessen. Müsste er nicht auf das Genaueste beschrieben und auch gezeichnet werden. Das wäre ein Cabinetsstück für unser Museum! Ohe!

Nun lebe recht wohl. Ich urmarme Dich recht herzlich als Dein treuer Onkel.

Dieser letzte Brief zeigt auf's deutlichste, wie von Vogel bis zu seinem Ende von Liebe für seine Wissenschaft beseelt blieb.

Die das folgende Jahr ganz Deutschland verheerende Grippe, welche so viele Veteranen als Opfer dahin raffte, ergriff auch ihn. Seine Kräfte reichten nicht aus. Mit vollem Bewusstsein erkannte er dies und ging mit der grössten Seelenruhe dem Tode entgegen. Die Klarheit seines Verstandes verliess ihn nicht bis zu seinem letzten Athemzuge. Am 19. Januar 1837 verschied er nach kurzem Todeskampfe.

Wenn äussere Ehrenbezeugungen freilich ebenso häufig Männer treffen, welche ihrer nicht würdig, als solche, welche sie verdient haben, und jene desshalb keinen Massstab bilden zur inneren Werthschätzung eines Menschen, so zeigen sie doch bei solchen, von denen es feststeht, dass sie nie nach ihnen jagten und haschten, sondern vielmehr ganz passiv ihnen gegenüber sich verhielten, welch' eine Anerkennung sie schon bei ihrem Leben unter den Zeitgenossen fanden. Wenn dieselbe aber nach ihrem Tode noch potenzirt wird und nicht, wie bei den vielen ephemeren Scheingrössen, erlischt, so ist das stets ein Zeichen ihrer wirklichen Bedeutung.

Auch Vogel hatte das Glück, was Anderen oft erst viele Jahre nach ihrem Tode zu Theil wird, schon zu seinen Lebenszeiten seine Verdienste um die Wissenschaft und Kunst allseitig gewürdigt zu sehen. Dies beweisen die vielfachen Anerkennungen, welche ihm von gelehrten Gesellschaften dadurch zu Theil wurden, dass sie ihn zu ihrem Mitgliede erwählten. So war er Ehrenmitglied des Vereins für Heilkunde in Berlin, Mitglied der k. bayerischen Akademie in München, der kaiserlich Leop.-Carol. Akademie der Naturforscher, der Société de l'Ecole de Médecine und der Société de Pharmacie in Paris, correspondirendes Mitglied der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, Ehrenmitglied der mecklenburgischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, Ehrenmitglied der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, correspondirendes Mitglied der literarischen Societät der kaiserlichen menschenliebenden Gesellschaft zu St. Petersburg, ordentliches Mitglied des mecklenburgischen patriotischen Vereins, correspondirendes Mitglied der medicinisch-chirurgischen Societät zu Berlin, Ehrenmitglied des Apothekervereins im nördlichen Deutschland.

Auf dem Ehrendiplome, welches die kaiserliche Gesellschaft der Naturforscher ihm übersandte, standen die Worte:

„Eruditio Tua in perscrutandis naturae operibus admirandis, studium et praelara Tua de excolenda et amplificanda medicina, tam theoretica, quam practica, merita, non nobis solum sed toti orbi literario cognita perspectaque, jam exsistunt. Esto igitur ex merito nunc quoque noster! Esto academiae caesareae naturae curiosum decus et augmentum, macte virtute tua et industria!"

Nichts spricht aber wohl mehr für die sittliche Lauterkeit seines ganzen Strebens und seines Charakters, als dass er, obgleich kein Göttinger von Geburt, dort doch erzogen und aufgewachsen, von der sogenannten „Göttingerei" sich in jeder Beziehung frei zu halten wusste. Gewisse Städte haben ja bereits seit Alters her durch eine ganz besondere, wenn auch berechtigte, Eigenthümlichkeit ihrer Bewohner sich ausgezeichnet. Wer kennt nicht das „gelehrte Thebanerthum der Böotier", wer hat nicht von Schöppenstedt und Schilda gehört, und in neuerer Zeit vom „Berlinerthum" und „Nassauern". Nicht minder berüchtigt seit der Gründung der Universität ist die „Göttingerei". Schon Albrecht von Haller wurde durch sie, obgleich er vorzugsweise der medicinischen Facultät zu einer Weltberühmtheit verholfen hatte, veranlasst, nach siebzehn Jahren jene Stadt, trotz der ihn anziehenden, sich dort vorfindenden literarischen Schätze, spontan zu verlassen und nach seiner Heimath zurückzukehren.

Damals befand sich die „Göttingerei" erst in ihrer Entwicklung. Erst Heine lernte sie kennen, als sie bereits ausgewachsen, und seine „Reisebilder" waren die Ursache, dass die Universität, welche ihren Blüthepunkt bereits lange überstanden, von jetzt an nie wieder sich erholen konnte und die „Göttingerei" nun sprüchwörtlich wurde.

Vogel hatte sich, trotzdem dass es so schwer, den Einflüssen zu entgehen, denen man täglich ausgesetzt ist, gänzlich vor diesem Contagium zu schützen gewusst. Er hätte sicher auch mit dem „Knaben Theodor" (siehe Heine's „Reisebilder") umgehen können, wenn dieser auch nicht den „Genitiv von mensa" gewusst hätte. Sein natürlicher, ihm angeborener Sinn liess ihm weder das Mikroskopische gross erscheinen, noch das wirklich Grosse mikroskopisch, er sah weder in einer Mücke einen Elephanten, noch in einem Elephanten eine Mücke, er mass jedes Ding mit dem ihm zukommenden, gerechten Masse; jeder Bosheit unfähig, der gemeinsten, den Menschen unter das Thier stellenden Leidenschaften, des Nei-

des und der Verläumdungssucht, gänzlich baar, wünschte er nicht bloss jedem Nächsten das Beste, sondern suchte sein grösstes Glück darin, nicht nur das körperliche, sondern, wo er eben konnte, auch das geistige und materielle Wohl seiner Patienten zu befördern.

Wenn daher die „Göttingerei" jeden Menschen gewöhnlichen Schlages der mit ihr behaftet ist, höchst unsympathisch macht, so verwandelt sie den von ihr inficirten „Gelehrten" geradezu in eine Carricatur. Und so erklärt es sich, dass der geniale Maler Riepenhausen, im eigentlichen Sinne des Worts ein zweiter, wenn auch nicht zur Ausbildung gelangter Hogarth, nur in Göttingen Gelegenheit fand, sein glänzendes Talent entfalten zu können, und seine berühmten Federzeichnungen eine plastische Culturgeschichte der „Georgia Augusta" bilden.

Charakteristisch ist ferner für Vogel und um so höher anzuschlagen, dass er, als Sohn eines ausgezeichneten Mannes, aber eines Systematikers, trotzdem von aller medicinischen Sectirerei sich frei hielt, nicht unbewusst, sondern bewusst, und überhaupt ganz selbstständig in seinen Forschungen vorging und sich in nichts durch die Aspirationen seines Vaters bestimmen liess. Dieser war ein heftiger Gegner der Percussion und sprach sich sehr abfällig über diese neue Untersuchungsmethode aus. Die deductive Methode beherrschte die damalige deutsche Methode in einer Weise, von der wir jetzt gar keinen Begriff haben. Baldinger excellirte in dieser Methode so, dass er dieselbe sogar auf die Kritik übertrug. Vogel erzählt selbst an einer Stelle seiner Schriften, dass Baldinger ein Colleg über alle zur Ostermesse erschienenen neuen Bücher las, indem er dieselben, ohne sie gelesen zu haben, nach ihrem blossen Titel kritisirte. Bei solchen Vorbildern und Lehrern ist es Vogel um so höher anzurechnen, dass er der Analyse dieselben Rechte einräumte als der Synthese. Die Söhne der Dichter wie Aerzte erreichen nur ausnahmsweise die Grösse ihrer Väter; noch seltener übertreffen sie dieselben. Zu diesen wenigen Ausnahmen gehörte von Vogel. Von allen Classikern ist keiner sich so klar über die Grenzen der Medicin als Wissenschaft wie Kunst geworden, als er. Vogel zeigt sich nicht bloss als ächter Künstler, sondern ebenso sehr als Philosoph, der über das Wesen seiner Wissenschaft nachdenkt, über alle ihre Beziehungen Aufklärung sucht, und wenn er sich auch sagen musste, dass es keinem Sterblichen vergönnt sei, ins Innere der Natur einzudringen, so bemühte er sich doch, die Wege aufzufinden und festzustellen, welche in das Allerheiligste führen. Induction und Deduction, letztere von ihm Dogmatismus genannt, weiss er ebenso gut zu würdigen als Stuart Mill und schon vor Whewell erkannte er, dass die Induction allein nicht ausreiche zur Ergründung der Wahrheit. Da die deutsche Medicin, wenn wir vorurtheilsfrei urtheilen wollen, im Grossen und Ganzen mit der englischen sich nicht messen kann, indem wir, bei aller Anerkennung unserer vaterländischen Leistungen, unser Urtheil dahin abgeben müssen, dass die Engländer, so sehr wir in einzelnen Disciplinen sie übertroffen haben, doch im Allgemeinen vor uns die Palme verdienen, so ergibt sich, wenn wir nach den Gründen hiervon forschen, als erster der, dass wir *κατ' ἐξοχήν* das Volk der Träumer und Denker sind. So sehr das Denken als ein unentbehrliches Requisit des Arztes erscheint, ist nüchternes Beobachten doch ebenso nothwendig, um ersterem die richtige Basis und den Weg zu zeigen. Leider führte der Hang zur Speculation und Träumereien die Mehrzahl der deutschen Aerzte zu einer Menge von Systemen und Schulen, wie die übrigen Culturvölker sie nicht haben. Ja wir celebrirten sogar darin, für die speculativen Ideen anderer Völker Propaganda zu machen und sie weiter auszubeuten. So geschah es mit dem Brown'schen Systeme.

Um so höher sind die Männer zu stellen, welche, wie v. Vogel, mit voller Erkenntniss, nicht durch blinden Zufall geleitet, alle diese Klippen vermieden.

Auch das muss man anerkennen, dass er der kleinen Universität und dem kleinen Staate, denen er angehörte, stets treu blieb. Seitdem das Manchesterthum der Wissenschaft zur Blüthe gelangte, ist dies anders geworden. Da gewähren kleine Universitäten keine innere Befriedigung mehr und werden nur als Uebergangsstationen angesehen und ausgebeutet. Man lächelt jetzt über die kleineren Staaten, nennt sie Duodez- oder Raubstaaten, bedenkt aber nicht, dass gerade sie zur geistigen und wissenschaftlichen Blüthe am meisten beigetragen haben. Sie waren die Centren für Wissenschaft und Kunst, zu einer Zeit, wo die deutschen Grossmächte nur Geld für Pulver, Blei und Kanonen hatten. Trotzdem, dass Rostock eine der kleinsten Universitäten war, suchte von Vogel seinen Stolz darin, ihr seine Treue zu bewahren und entfaltete von hier aus eine kosmopolitische wissenschaftliche Thätigkeit.

Dass er aber als Sohn eines deutschen Professors und dazu eines strengen Systematikers, mit dem Lorbeer eines Classikers sich schmücken konnte, weil er als solcher doppelte Schwierigkeiten zu überwinden hatte, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Nach den Principien des Atavismus hätte er leicht an dieser Klippe scheitern können. Aber nicht das Katheder, sondern das grosse Buch der Natur, das er mit offenen Sinnen und freigerungenem Urtheil studirte, war die Quelle seiner Erkenntniss, und konnte er in seinen Wanderjahren sich des scholastischen Einflusses nicht ganz entziehen, was aus seinen eignen Worten: „Viel dreister und zuversichtlicher verfuhr man gewöhnlich in jungen Jahren, wo man vom Katheder herab alle Krankheiten zu curiren gelernt hat“ hervorgeht, so hatte er doch in seinen Meisterjahren sich gänzlich von diesem emancipirt. Von seinen eigenen Verdiensten dachte er sehr bescheiden. Daher sagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Handbuchs, dass es vielleicht Manchem übertrieben vorkommen möchte, dass er es aber mit Wahrheit betheuern könne, dass er unter wahrer Angst dies Buch geschrieben, dass die Besorgniss, durch irgend eine mangelhafte, unverständliche oder unbestimmte Anweisung hier oder dort mehr Schaden als Nutzen zu stiften, wie eine schwere Last bei Tage und Nacht auf dem Herzen gedrückt habe. Wenn er auch selbst die Geburtshülfe und Chirurgie nicht praktisch ausübte, war er doch mit ihrer Theorie sehr vertraut. So erzählt erseinen Fall, wo er die Hebamme veranlasste, eine Retroversio uteri durch da Richter'sche Verfahren zu beseitigen, und einen Chirurg veranlasste, mit Erfolg eine Bruchoperation zu vollziehen.

Als Heilkünstler charakterisirt er sich durch einen grossen diagnostischen Scharfblick, vorsichtiges und besonnenes Urtheil, einfache Therapie und universelle Berücksichtigung aller Umstände, welche bei der Diagnose, Prognose und Therapie in Frage kommen.

An einem anderen Orte, den „medicinischen Beobachtungen und Memorabilien“ bemerkt er: „Wenn ein Arzt, wie der Verf. dieses Buches, der Sohn eines gelehrten Arztes und öffentlichen Lehrers, nach guter Vorbereitung und unter fortdauernden fleissigen Studien, sorgsam geleitet an der Hand eines sehr verständigen, vorsichtigen und liebreichen Vaters, fünfzig bis sechzig Jahre lang, einige Reisejahre und Störungen durch Krankheiten, Veränderungen des Aufenthalts u. s. w. abgerechnet, unter den verschiedensten Bedingungen, Verhältnissen und Umständen, fast täglich Kranke gesehen, beobachtet und behandelt hat, selbst auch während dieser Zeit seit 44 Jahren auf einer Hochschule Lehrer seiner Kunst gewesen ist, dann sollte man glauben, der-

selbe sei nun in die Tiefen der Heilkunst möglichst eingedrungen, könne nach den erforderlichen Forschungen sofort die Natur einer jeden Krankheit erkennen und wisse auf ein Haar, was und wie alles geschehen müsse, um sie nach Möglichkeit gründlich zu heilen. Ein tiefes Bedauern durchdringt mich, gestehen zu müssen, dass dem leider! nicht so ist, dass vielmehr kaum ein Tag hingeht, an welchem ich nicht Krankheitsfälle vor mir sehe, die ich mit entschiedener Gewissheit vollständig zu ergründen und zu durchschauen und demnach mit voller Sicherheit zu behandeln mich nicht im Stande befinde."

Bei allen hitzigen Fiebern legte er ein grosses Gewicht auf die Beschaffenheit des Athems. Einst, berichtet er, hatte er in Göttingen einen jungen Studirenden an den Pocken zu besorgen, bei dem, ausser dem Athem, der gut war, alle Zeichen so gewiss den Tod zu verkünden schienen, dass ein grosser und von ihm sehr geschätzter Lehrer der dortigen Universität, den er in diesen bedenklichen Umständen um Beirath ersuchte, das Leben des Patienten kaum noch auf 24 Stunden hinaussetzte. V. selbst dagegen äusserte Hoffnung und berief sich auf den Athem; in 24 Stunden war der Kranke vermittelst des Camphers ausser aller Gefahr.

Das stricteste Individualisiren liess er sich auf das Sorgfältigste angelegen sein; zu diesem Zwecke strebte er dahin, sich möglichst genau mit der Kranken Idiosynkrasien, die sich mehr oder weniger bei Allen finden, vertraut zu machen. Eine alte vornehme Dame in Göttingen, deren Arzt er war, hatte nach seinen Worten, in den gesundesten Tagen, einen so heftigen, vollen und starken Puls, dass V., so oft er ihn aus Neugierde fühlte, sich jedesmal besinnen musste, dass sie sich wohl befand.

Innere Wahrhaftigkeit war der Grundton im Charakter von Samuel Vogel; nach dieser strebte er bis zu seinem Tode in seinem Thun und Lassen als Arzt am Krankenbett, in seinen Forschungen als Schriftsteller, in seiner Denk- und Handlungsweise als Mensch.

Sich selbst treu bleibend, war er seinen Patienten und Freunden stets ein ebenso treuer Freund. Für alle Zeiten wird er, das nachahmungswerthe Muster eines Arztes, als glänzendes Vorbild leuchten.

Geschichte der Medicin.

Erweiterte er diese Sparte auch nicht durch grössere historische Quellenwerke, so zeigt sich seine historische Bildung doch in allen seinen Schriften auf eine so hervorragende Weise, dass man lebhaft bedauern muss, warum er sich nicht ein specielles grösseres historisches Object auserwählt habe. Trotzdem behalten seine beiden kleinen historischen Arbeiten, die Geschichte der Seebäder, die unter der Balneologie erwähnt werden wird, als auch seine Geschichte der Polyphagen, doch insofern ihren Werth, weil er der erste war, welcher diese Gegenstände, wenn auch nur aphoristisch und in ihren Grundzügen, historisch bearbeitete.

Diejenigen Historiker, welche diese Vorwürfe später einmal gründlich und erschöpfend behandeln wollen, müssen schon wegen der hier gebotenen vorzüglichen Literatur auf Vogel zurückgreifen.

Medicinische Hodegetik.

Diese so wichtige, leider jetzt so sehr vernachlässigte, Disciplin bereicherte er durch ein vortreffliches Handbuch, das noch heute seinen vollen Werth hat.

Nach seiner Ansicht könne es für einen Staat keine wichtigere Angelegenheit geben, als für gute Aerzte zu sorgen. Verheerend und furchtbar seien die Wirkungen schlechter Aerzte; unendlich besser wären gar keine. Viele Kranke, welche die ungestörte und sich selbst überlassene Natur heilen würde, gingen unter jenen zerrüttenden Händen verloren, oder, wenn sie zum Theil auch die Gefahr der ersten Krankheit überwänden, so folgten doch früher oder später der anscheinenden Besserung neue Uebel nach oder sie blieben lange elend und siech und erhielten ihre vollkommene Gesundheit nicht wieder. Die Schlachtopfer unwissender Aerzte und Wundärzte und eben solcher Geburtshelfer und gerichtlicher Aerzte lägen überall und täglich vor Jedermanns Augen.

Nur Jünglinge mit den vorzüglichsten Talenten sollten Medicin studiren; sie müssten nicht eher angestellt werden, als nachdem sie wenigstens einige Jahre in Hospitälern und klinischen Anstalten praktische Anweisung genossen und alsdann der ernsthaftesten Prüfung ein Genüge geleistet hätten. Kein Land und keine Stadt dürften überhaupt einen Arzt in ihrem Bezirke dulden, der nicht unter ihren Augen von den glaubwürdigsten und gewissenhaftesten Richtern für das, was er sein soll, erkannt worden. Weder das auf einer noch so berühmten Akademie erhaltene Doctordiplom, als die beifälligendsten und glänzendsten auswärtigen Zeugnisse müssten für gültig genug gehalten werden, ihm, vor jenen strengen Untersuchungen, die freie Ausübung seiner Kunst zu gestatten. Keine Wissenschaft erfordere soviel durchdringenden Menschenverstand, so viel Kopf und Genie, so viel Denkkraft, Scharfsinn und Gedächtniss als die Arzneiwissenschaft. Zur vollkommenen Erfüllung ihres letzten und eigentlichen Zweckes verlange sie aber auch noch eine vorzügliche Festigkeit im Urtheilen, schnelle Entschlossenheit, unerschütterliche Standhaftigkeit und Gegenwart des Geistes, sehr viel Besonnenheit, Gelassenheit, Biegsamkeit, feine gefällige Sitten und eine tiefschauende Kenntniss des Menschen und seines Herzens.

Blosse Gelehrsamkeit und eine noch so grosse Summe von medicinischen und damit verwandten Kenntnissen machten noch nicht den grossen praktischen Arzt, sondern die erwähnten Eigenschaften, welche theils nur angeboren, theils aber durch Cultur erworben und ausgebildet würden, vollendeten erst das grosse Ideal des vollkommensten Meisters und seiner Kunst.

So selten dies Ideal in seiner ganzen Grösse in der Natur gefunden würde, so sollte sich doch Niemand in Hygea's Tempel wagen, in dessen Organisation nicht wenigstens sehr deutliche Spuren jener Talente und Anlagen lägen und dem nicht jenes Genie zu Theil ward, ohne welchem alles mögliche menschliche Wissen den wahren und vollkommenen Arzt nicht machen könne. Man werde weder Philosoph noch Arzt durch Regeln, sondern bloss durch eigenes Genie, sage Herz darum so wahr und treffend.

Nachdem Verf. nun detaillirt die natürlichen Anlagen, Talente und Eigenschaften, die sich bei denjenigen finden sollen, welche sich der Arzneikunst widmen, untersucht hat, verbreitet er sich über die erforderlichen Vor- und Hülfskenntnisse zum Studium der Arzneiwissenschaft.

Dazu rechnet er die Sprachen. Sie seien das Mittel zur Gründung und Erweiterung aller unserer Kenntnisse. Durch sie nützten wir die Schätze des Geistes aller gebildeten Völker der alten und neuen Welt aus. Alles Grosse, Erhabene und Schöne, alles Nützliche und Brauchbare, was in den schriftlichen Denkmälern aller Nationen und aller Zeiten enthalten sei, würde dadurch unser Eigenthum. Ohne Sprachkenntnisse gäbe es keine Sachkenntnisse und man dürfe mit Sicherheit annehmen, dass, wer jene in einiger Vollkommenheit und einigem Umfange besitze, auch diese in vorzüglichem Masse besitzen werde.

Kein Gelehrter sollte aber mehrere Sprachen wissen, als ein Arzt. Die heutzutage immer mehr überhandnehmende Vernachlässigung der lateinischen Sprache habe ohnstreitig einen nachtheiligen Einfluss auf die ganze Gelehrsamkeit.

Nächst den Sprachen fordere er von einem Arzte gute Einsichten in einen Theil der allgemeinen und besonderen historischen Wissenschaften. Sie erleuchteten seinen Verstand, erweiterten seinen Gesichtskreis, schärften seine Aufmerk-

samkeit auf viele kleine und doch höchst wissenswürdige Dinge und übten ihn, die Beziehungen der entferntesten Begebenheiten zu finden.

Ohne Philosophie sei jede Wissenschaft, vorzüglich aber die Arzneiwissenschaft, ein regelloses, schwankendes, unsicheres Gebäude, ohne festen Grund und Zusammenhang. Sie müsse daher ein vorzügliches Vorbereitungsstudium des Arztes sein. Sie lehre ihn richtig denken, urtheilen, schliessen, ordne und entwickle seine Ideen, zeige ihm die Verhältnisse und Verbindungen der Dinge, ihre Eigenschaften, Ursachen, Wirkungen, Aehnlichkeiten, Verschiedenheiten; sie weise ihn zurecht auf den unsicheren Pfaden, die er so oft gehen müsse, und bewahre ihn vor Irrthum; durch sie würden seine Untersuchungen gegründet und geleitet, womöglich das verworrene Chaos in einfache, lichtvolle, bestimmte Begriffe gegliedert und zu jeder Wahrheit die Beweise gefunden. Ausser diesen allgemeinen Früchten, welche das Studium der Philosophie für Geist und Verstand hervorbringe und welche der Arzt so sehr wünschen müsse, mache sie ihn auch mit der Natur des Menschen und des höchsten Wesens bekannt, unterrichte ihn von der, dem Arzte so äusserst interessanten, Verbindung zwischen Leib und Seele, lehre ihn die allgemeinsten Eigenschaften der Körper- und Geisterwelt, die sich auf das Beste der Menschheit beziehenden Bestimmungsgründe unseres Verhaltens und die Verbindlichkeiten, Pflichten und natürlichen Rechte gegen uns selbst und gegen Andere. Die Logik, Anthropologie, natürliche Theologie, Metaphysik, philosophische Moral und das Naturrecht seien diejenigen Theile der besonderen Weltweisheit, die jene Lehre enthalten.

Zu den philosophischen Wissenschaften, wovon sich der Arzt theils allgemeinere, theils gründlichere Kenntnisse erwerben müsse, gehörten auch Mathematik, Naturkunde, welche Physik und Naturgeschichte in sich begreife, und Oekonomie. Boerhaave, Haller und Brendel wären ohne Mathematik die grossen Aerzte nicht gewesen, die nachher ihres Gleichen so wenig gefunden hätten. Die Mathematik habe auch in dem abgelaufenen vorigen Jahrhundert und im Anfange des gegenwärtigen die Arzneiwissenschaft von vielem Unfuge und Unsinne gereinigt, den Geist von unnützem, grundlosem, unverständlichem Gewäsche abgeleitet und mehr auf Beobachtung, freiere und strengere Untersuchung gerichtet, die Hirngespinnste der Galeniker und Chemiker zerstört und überhaupt mehr Wahrheit und Bestimmung in die Arzneiwissenschaft gebracht. Obgleich nicht zu läugnen sei, dass die damaligen mathematischen Aerzte zum Theil in der Anwendung ihrer Grundsätze auf die Arzneiwissenschaft zu weit und zu übereilt zu Werke gingen, indem sich viele Erscheinungen in der thierischen Oekonomie durchaus nicht mechanisch erklären liessen, so erhelle hieraus doch nichts mehr, als dass man nur einen Missbrauch von der Wissenschaft gemacht habe, welche der Arzneikunde ohne Zweifel die grössten und wichtigsten Vortheile gewähre. Eine allzugrosse Vorliebe für die Mathematik könne für den künftigen Arzt den Nachtheil haben, dass, ausser dass der Hauptzweck darunter leide, er dann zu ängstlich überall mathematische Gewissheit haben wolle, dass er überall zu fein unterscheide und über seinen mathematischen Demonstrationen die Natur vergesse.

Verf. verbreitet sich dann über die Nothwendigkeit der schönen Wissenschaften und Künste für den Arzt. Denn nicht bloss der Verstand solle belehrt, sondern auch das Herz und Gefühl müsse lebhaft gerührt und erregt werden. Zu dem Ende würde es überhaupt zu wünschen sein, dass der Arzt seinen Geschmack und Vortrag nicht bloss empirisch durch Lesen der musterhaftesten Schriften des Witzes und Geschmackes, durch häufige praktische Uebungen bilde, sondern dass er auch die Gründe und Regeln kenne, nach welchen er seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen mit vollkommenster Sicherheit die möglichste Richtigkeit, Deutlichkeit, Präcision, Simplicität, Correctheit, Rundung und Wohlklang, Anmuth und Leben geben könne. Ein poetisches Genie und die Ausbildung desselben könne dem Arzte nützlich sein, seinen Geist vorzüglich zu erheben, seinen Unterhaltungen Munterkeit, Feuer und Kraft zu geben, seinen Vortrag zu zieren u. s. w. Unter den schönen Künsten könnten dem Arzte die Zeichnenkunst, die Mimik, Musik und Tanzkunst mehrere bedeutende Vortheile bringen.

Sein Herz klopfe drei- und viermal stärker, wenn er sich einen Jüngling lebhaft denke, der mit all diesen Vor- und Hülfskenntnissen gründlich und hinlänglich versehen, nun das Studium der Arzneiwissenschaft selbst anhebe.

Wie erleuchtet, mit welcher Fassungskraft und fruchtbarer Aufmerksamkeit werde er nun die medicinischen Hörsäle betreten! Wie leicht und verständlich werde ihm Alles werden! Mehr und mehr werde sich bald sein Gesichtskreis aus-

breiten über die ganze Wissenschaft, in alle ihre Tiefen und Geheimnisse eindringen und in kurzer Zeit aus ihm ein Mann hervorgehen, der Alles miteinander verbinde, was ihn zum wahrhaft grossen, zu dem brauchbarsten und liebenswürdigsten Arzt machen könne. — Aber leider! gebe es äusserst wenige, die so ausgerüstet und vorbereitet sich in das beinahe unermessliche Feld der Arzneiwissenschaft wagten. Unwissend oder doch mit geringen, mangelhaften und unvollendeten Vorkenntnissen eilten die Meisten in die medicinischen Vorlesungen, staunten über alles, was sie hörten, begriffen und verständen wenig oder nichts und würden endlich elende Praktiker und Pfuscher, ein furchtbares Gift für den Staat, das furchtbare Verwüstungen anrichtet — miserrimi medici, ipso morbo detestandi magis et magis perniciosi!

Verf. beschreibt sodann die näheren Vorbereitungskenntnisse zu der Arzneiwissenschaft: die medicinische Encyklopädie, Botanik, Mineralogie, Zoologie, vergleichende Anatomie, geographische Zoologie, Chemie und Anatomie; hierauf erörtert er die theoretischen Theile. Von der Physiologie sagt er aus: „Der grosse Umfang dieser Wissenschaft erfordert wenigstens ein Jahr, sie vollständig und genugthuend vorzutragen, und der Lehrer hat durch gute anatomische und pathologische Präparate, deutliche Kupfer, mikroskopische Beobachtungen und Vivisectionen alles so klar, sinnlich und anschaulich zu machen, als es möglich ist. Er bespricht die Pathologie, Semiotik, Diätetik, Pharmakologie, Toxikologie, Pharmacie, Formulare, allgemeine Therapie. Ueber letztere bemerkt er: „Der Arzt könnte zur Ausübung seiner Kunst beinahe alles Uebrige entbehren, wenn er die allgemeine Therapie nach den unentbehrlichen Vorkenntnissen vollkommen verstanden hat, und ein einigermassen praktisches Talent besitzt; sie hilft ihm wo möglich immer zurecht, wenn er der Krankheit durchaus auch keinen Namen zu geben weiss; dagegen bleibt ihm in der speciellen Therapie ohne sie vieles dunkel und undeutlich. Woher es kommt, dass man die allgemeine Therapie, diese ausnehmend wichtige und unentbehrliche Wissenschaft erst in neueren Zeiten angefangen hat, gehörig zu bearbeiten, daher sie auch noch so voller Lücken ist, warum sie selbst noch in diesen Tagen auf manchen Akademien gar nicht gelehrt wird."

Was würde Verf. heute, wo die allgemeine Pathologie sich in pathologische Anatomie zersetzt hat und die allgemeine Therapie vom Repertoire der Vorlesungen an fast allen Universitäten verschwunden ist, sagen? Endlich bespricht Verf. die specielle Pathologie, die klinische Praxis, die Chirurgie, Hebammenkunst, die medicinische Polizei, die gerichtliche Arzneiwissenschaft und die Vieharzneikunst, von der er aussagt, dass sie fast kein Arzt mehr entbehren könne, besonders der Physiker nicht, der oft von der Obrigkeit aufgefordert werde, Gutachten über Viehkrankheiten zu geben und Mittel dagegen vorzuschlagen.

Von grosser Wichtigkeit und auch heute noch sehr beachtungswerth sind seine Bemerkungen, welche er über den Unterschied der Hospitals- und Privatpraxis macht. In ersterer entgehe dem Arzte Manches, was in letzterer, die doch eigentlich seine künftige Bestimmung sei, vorkomme und was ihm gewiss sehr wichtig sei. Die Krankenhäuser seien von einer Seite allerdings vorzuziehen, wenn sie nämlich vollkommen gut eingerichtet sind. Hier könne man sich auf Alles sicherer verlassen, man werde durch nichts, durch keine Einreden, Ohrenbläserei, Widersprüche, Thränen der Verwandten, durch kein Geschrei alter Weiber, durch keinen Mangel an diesen oder jenen Hülfsmitteln u. s. w. in der kunstmässigen Behandlung der Kranken gestört; man sehe genauer, was jedes Mittel wirke und nicht wirke; Reinlichkeit, Pflege, Aufsicht, Nahrung seien hier, wie sie sein müssten; man könne alles pünktlich anordnen, nichts hindere die genaue Beobachtung der Krankheit, die Anwendung einer jeden Arznei, man sehe eine Menge Kranke ohne grossen Zeitverlust. Dies alles müsse nothwendig für den jungen Arzt zu seiner Absicht von dem grössten Nutzen sein. Dagegen hätten die Krankenbesuchsanstalten in ihren Wohnungen hinwiederum eigne Vorzüge. Der junge Arzt lerne hier zeitig mit vielerlei Schwierigkeiten kämpfen, welchen er in der Folge nicht ausweichen könne; hier wirke vieles durch äussere Verhältnisse und mannigfaltige Umstände auf den Kranken und seine Krankheit, welches er zu bemerken und zu entfernen suchen müsse; er sehe den Kranken überhaupt mehr in seiner natürlichen Lage, werde geübter, sein Zutrauen zu gewinnen, ihn zu beruhigen, zu Manchem zu überreden, sein Beobachtungsgeist und seine Umhersicht würden mehr geschärft, in der Diät, in dem Verhalten lerne er vieles genauer anordnen und bestimmen, behutsamer in der Prognose sein, sich besser in die Launen der Kranken schicken, sich bei unvorhergesehenen Erfolgen, plötzlichen Todesfällen klüger be-

tragen, auch in Absicht des Preises der Medicamente eine schickliche Wahl treffen. Dazu komme, dass in Hospitälern die Ursachen der Krankheiten oft schwer auszumachen seien. Der Kranke könne selten seine ganze Krankheitsgeschichte mit vollkommener Wahrheit und vollständig genug erzählen, welche Lücken in der Privatpraxis die Anverwandten und Freunde oft glücklich ausfüllten. Der Kranke komme auch häufig sehr entkräftet und mit schwachem Kopfe ins Hospital. Die Sache bleibe also unvollständig. Die Schüler sähen nicht den ganzen Zusammenhang der Krankheit, ihren ersten Anfang und Verlauf. Sie könnten im Ausfragen der Kranken nicht Uebung genug erhalten. Der junge Arzt werde in Hospitälern auch oft zu hart und unempfindlich. Er habe hier mit so vielen Kranken zu thun, deren innere Gemüthsverfassung und andere Umstände er nicht kenne, die mit Schärfe und Gewalt behandelt werden müssten. An diese Unterwerfung der Kranken und die strengere, härtere Behandlung gewöhne er sich allmählich, die aber in der Privatpraxis selbst unter ganz armen Kranken, nicht oder doch sehr selten stattfände. Man sähe in Hospitälern die Krankenwärter mitten unter Sterbenden und Todten schlafen und lachen und meistentheils für sich und ihren Vortheil sorgen. Solche Beispiele hätten gewiss Einfluss auf jüngere Aerzte. In grossen Hospitälern würden sie auch mit zu vielen Dingen überhäuft, und die Untersuchungen der Kranken geschehen wegen der Menge derselben nur flüchtig und obenhin. Das Sehen vieler Kranken mache es gewiss nicht aus. Darum leisteten das Hôtel Dieu zu Paris und ähnliche Hospitäler den jungen Aerzten wenig Nutzen.

Ueber die Geschichte der Medicin und Literaturgeschichte macht V. die Bemerkung, wie sehr es zu wünschen sei, dass sie auch im weitesten Umfange in besonderen Vorlesungen vorgetragen werde, ohne sich jedoch bei unnützen Mikrologien aufzuhalten oder mit weitläufiger Erörterung und Widerlegung vieler abgeschmackter Satzungen und Meinungen der Aerzte zu viele Zeit zu verderben. In diesen Vorlesungen, wenn sie der Ansicht vollkommen entsprächen, lerne der Schüler nicht allein die grossen Epochen und Schicksale der Kunst von Anfang an bis auf die neuesten Zeiten kennen, sondern er lerne auch mit einem philosophischen Blicke den ganzen Zusammenhang und die Folgen der herrschenden Meinungen, die Fortschritte, den Umfang und die Grenzen der Kenntnisse in jeder Periode, nicht weniger die Verhältnisse der Arzneiwissenschaft mit anderen Wissenschaften, besonders mit der Philosophie, der Staatsverfassung, der Religion, der allgemeinen Cultur, die Verbindung vieler Meinungen mit dem Geiste der Zeiten u. s. w. übersehen und beurtheilen. Ebenso nothwendig sei dem Arzte die Kenntniss der Literaturgeschichte. Ein Arzt, der die Quellen seiner Kunst wohl kenne und zu benutzen verstehe, sei in dem Besitze eines grossen Reichthums von Kenntnissen und Hülfsmitteln, die ihm, womöglich, überall und in jeder Lage forthülfen und ihn mächtig emporhöben über seine bücherscheuen Mitbrüder, die überall anstiessen und mitten im hellsten Lichte blind wären. Ohne Literatur sei gründliche Gelehrsamkeit ein leerer Name und der geschäftigste Arzt ein unwissender Stümper, weil er von den wichtigsten Verbesserungen seiner Kunst nichts wisse und noch heute nach Massregeln handele, die schon vor Jahr und Tag als schädlich und fehlerhaft verworfen worden. Beinahe kein Gelehrter müsse soviel Bücherkenntniss haben und Bücher lesen als ein Arzt.

Am Schlusse verbreitet Verf. sich über die Lehrer und ihre Pflichten, über die Art, wie Studenten der Medicin den Unterricht ihrer Lehrer nützen sollen, über die zum Studium der Arzneiwissenschaft erforderliche Zeit und die Ordnung, wie die einzelnen Theile derselben gehört werden müssen, und über eine auserlesene Bibliothek für junge Aerzte.

Allgemeine Medicin.

Von Bedeutung sind die Bemerkungen Vogel's über das Savoir faire in der medicinischen Praxis.

Der Ausdruck Savoir faire bezeichne kurz und genau die Schicklichkeit, etwas so zu machen, dass es so gut als möglich gelinge.

Noch so gründliche und ausgebreitete Kenntnisse in den medicinisch-praktischen Wissenschaften gewähren dies Savoir faire in der klinischen Praxis allein nicht. Es gebe Aerzte, welche unwidersprechlich die solidesten Eigenschaften in

allen Theilen ihrer Kunst besitzen und dennoch bei allen ihren praktischen Unternehmungen vergeblich all' ihr Wissen aufböten, um die gehofften guten Wirkungen davon zu erfahren, indessen andere, die ihnen im Ganzen an Kenntnissen bei weitem nachstehen, mit viel glücklicherem Successe und grösserem, allgemeinerem Beifall ihre Kunst ausübten.

Wahre Erfahruug sei nicht im Stande, dem Arzte alle die Eigenschaften zu geben, welche Glück und Gedeihen in die Praxis bringen.

Sehr viel wichtiges Savoir faire liege vor allen Dingen in der Kunst des Arztes, das Zutrauen seiner Kranken zu gewinnen. Dazu trügen Weltklugheit, Menschenkenntniss, liberale Erziehung, Humanität, äussere Cultur im Ganzen sehr vieles bei. Diese Eigenschaften verschafften dem Arzte überall leichten Eingang, nähmen für seine Kenntnisse sofort ein und machten den Kranken geneigt, seinen Verordnungen zu folgen und alles Gute davon zu hoffen.

Ein solcher Arzt wisse sich in der Regel in alle Lagen zu finden und treffend zu benehmen, mit Menschen allerlei Art umzugehen, ihre Gesinnungen zu erforschen, ihre Sprache zu reden, mit Discretion, Schonung, wo und soviel sie nöthig ist, zu agiren, sich selbst zu verläugnen u. s. w. Der Arzt könne und müsse noch auf manche andere Weise sich das Zutrauen vergewissern. Dahin rechne er ein wohlgestelltes und gut getroffenes Krankenexamen, die Art, wie diese Forschung am besten zu ordnen und einzurichten ist, um die Absicht am sichersten zu erreichen, leide bei verschiedenen Kranken und unter verschiedenen Umständen sehr mancherlei Abänderungen. Hierbei kämen so viele Besonderheiten, nähere Bestimmungen, Ausnahmen und Abweichungen vor, dass es unmöglich sei, für alle Fälle, die ins Unendliche gehen, feste und bestimmte Regeln vorzuschreiben.

Wenn zwei Aerzte denselben Kranken, bei sonst völlig gleichen Umständen, dieselben Fragen, selbst mit den gleichen Worten, nur in einem andern Tone, mit einer anderen Stimme, zu einer anderen Zeit, mit einem anderen Benehmen vorlegten, so würden sie gewiss beide verschiedene Antworten erhalten. Fast ein jeder Kranker will anders gefragt, anders genommen werden. Die Gründe davon liessen sich leichter einsehen, als die rechte Methode in jedem Falle angeben.

Viel Savoir faire würde ferner dazu erfordert, die Cur der Krankheiten überall gehörig zu leiten, mit den Mitteln in einzelnen Fällen recht umzugehen, zur rechten Zeit damit anzufangen, auszusetzen, zu steigen, abzuwechseln, aufzuhören, das Zutrauen des Kranken zu dieser oder jener Heilmethode zu unterstützen, zu befördern. Kleinere und grössere Kunstgriffe seien zuweilen nöthig, den Kranken festzuhalten, zu bewegen, fortzuhelfen. Einzelne Kranke könnten darum nur gewisse Doctoren curiren. Mit manchen Aerzten sei es gleich oder bald vorbei, wenn die Cur nicht bald anschlage, der Kranke verliere schnell alle Neigung, ihnen weiter zu folgen. Andere bleiben ungestört in dem Vertrauen des Kranken, wenn es auch immer schlimmer und bis zum Tode geht.

Um vieles in der Praxis gehörig anzugreifen und zu bewerkstelligen, dazu werde gewiss eine grosse Aufmerksamkeit auf viele, zum Theil sehr unbedeutend scheinende Dinge erfordert, die um und bei dem Kranken vorkommen. Ein Arzt, der so viel als möglich helfen wolle, müsse seinen grössten Ehrgeiz darein setzen, nach allen seinen Kräften jedes Hinderniss zu überwinden, das sich seinen Bemühungen und Absichten entgegenstelle. Kurz angebunden zu sein, den Kranken zu verlassen, wenn er sich nicht gleich in alles fügen wolle, sich weiter um nichts zu bekümmern, als was nur unmittelbar zu seiner Kunst gehört, nur zu sagen, es müsse dies oder jenes geschehen und dann unbesorgt das Uebrige gehen zu lassen, wie es geht, oder auch durch die Launen, das unschickliche Betragen, das Misstrauen, die Fragen und Zweifel des Kranken sich abschrecken, intimidiren, aus der Fassung bringen zu lassen, das benehme der Kunst des Arztes einen grossen Theil ihrer Brauchbarkeit und wohlthätigen Wirkungen.

Keineswegs sei er darum der Meinung, als müsse der Arzt nothwendig allen Kranken, zu allen Zeiten, und allemal nachgeben und sich nach solchen immer und unter allen Umständen bequemen, um seinen Zweck zu erreichen.

Es gehöre vielmehr zum Savoir faire, zuweilen dem Kranken nicht nachzugeben, sich nicht nach seinen Launen, nach seinem Eigensinn zu bequemen, nicht erst mit ihm gleichsam in Unterhandlungen sich einzulassen, sondern durchzugreifen.

Ebensowenig glaube er, dass ein Arzt jeden Kranken, der seine Hülfe verlange, unter allen Umständen in die Cur zu nehmen schuldig sei. Manchmal müsse auch der Arzt dem Kranken etwas über den Kopf nehmen.

Manche Kranken wollten Alles, was ihnen der Arzt verordnet, wissen. In vielen Fällen sei es aus mancherlei Ursachen gewiss sehr angemessen, die zu verordnenden Mittel nicht zu nennen. Ein kluger Mann wisse schon, Fragen auszuweichen, die ihm ungelegen sind oder sie so zu beantworten, dass es so gut ist, als wenn er sie gar nicht beantwortete.

Eine ähnliche Bewandtniss habe es mit der Benennung oder Beschreibung der Krankheit, welche Kranke oft von ihrem Arzte wissen wollten. In vielen Fällen sei es ganz unbedenklich, sowohl dies Verlangen zu befriedigen, als auch, so weit es die Begriffe des Kranken erlaubten, darüber zu reden und aufrichtig zu urtheilen. Sehr oft dagegen bringe es dem Kranken und dem Arzte grossen Vortheil, wenn jener den wahren Namen seiner Krankheit nicht erfahre.

Auch in der Einrichtung der Besuche, in der Absicht ihrer Wiederholung, Dauer und Zeit der Unterredungen mit dem Kranken, der Verordnungsart der Mittel läge oft viel Savoir faire.

Einige Kranke dürfe man nicht öfters besuchen, als es gerade nöthig sei, bei anderen seien häufigere Besuche erforderlich. Die Versäumung des Einen oder des Anderen könne nachtheiligen Einfluss auf die Absichten des Arztes haben. Die Erfahrung werde einen jeden Arzt lehren, dass es zuweilen bedeutende Folgen habe, wenn der Kranke einen Besuch seines Arztes vergeblich erwartet.

Viele Kranke sähen ihren Arzt in der Regel gern lange bei sich, bei anderen sei dies nicht so. Das Savoir faire bestimmt, was zu machen sei u. s. w. Selbst die Zeit, wann der Arzt einen Kranken besuche, sei nichts weniger als immer gleichgültig. Was man zu einer Zeit bei ihm erreichen könne, könne man zu einer anderen nicht.

Manche Kranke hätten einen beständigen Arzneihunger, man solle ihnen immer Recepte verschreiben, andere brauchten lieber wenig oder nichts; noch andere hätten eine besondere Vorliebe für gewisse Arzneien oder für sogenannte Hausmittel, andere bestimmten die Form, in welcher sie allein Arznei nehmen möchten, viele wollten nichts Süsses, andere nichts Saueres. Das Savoir faire helfe hierbei bald so, bald anders.

Gegenwart des Geistes und rasche Entschliessung seien nothwendige und wichtige Erfordernisse zum Savoir faire, ohne welche der Arzt in tausend Fällen nicht wisse, was er thun solle oder nicht im Stande sei, von seinem Gewissen Gebrauch zu machen.

Ueberall komme in der Praxis viel auf die schnelle und geschickte Benützung günstiger Gelegenheiten und eines jeden sich darbietenden Vortheils an.

Was heute in diesem Augenblicke gelingen würde, könne nachher für immer fehlschlagen.

Wie viel Savoir faire läge nicht in der Behandlung kranker Gelehrten, Soldaten, Fürsten, Hofleute, Bauern u. s. w.? Ihre Art zu leben, zu denken, zu handeln, führe auf so mancherlei Massregeln, die das medicinische und politische Benehmen des Arztes auf sehr verschiedene Art bestimmen müssten, wenn es seinem Zwecke entsprechen solle. Der Gelehrte, besonders der Philosoph, wolle vor allen Dingen genau den Zusammenhang wissen. Der Soldat sei das Commandiren oder commandirt zu werden gewohnt. Die Fürsten lassen sich nicht gern regieren. Die Hofleute folgen diesem Beispiele. Der Bauer verstehe nur eine Sprache.

Sehr viel gewinne der Arzt bei seinem Kranken, wenn er gewisse Dinge, die in anderen vorhergegangenen Krankheiten vorgekommen sind oder die sonst eine entfernte Beziehung auf diese Krankheit haben, sich genau gemerkt hat und nun bestimmt anzugeben weiss.

Was könne der Arzt nicht durch kluge Benützung der Lieblingsneigungen, der schwachen Seiten des Kranken, des physischen Einflusses vieler Dinge auf sein moralisches Gefühl, durch Stillschweigen und Beredtsamkeit, durch fremde Beihülfe, durch unermüdete zärtliche Sorgfalt und plötzliches Nachlassen der bisherigen Thätigkeit, selbst durch Entfernung, durch Hoffnung und Furcht, durch leise, langsame Schritte und durch rasches Zugreifen und auf noch so manche andere Art ausrichten, wenn er mit einem genauen Studium seines Kranken Klugheit genug verbindet, von dem allen zu rechter Zeit und am rechten Orte Anwendung zu machen.

Es gebe mehrere Aerzte, die in einzelnen Fällen das Savoir faire meisterhaft verständen und ausübten, in anderen nicht. Manche wüssten mit kranken Frauenzimmern, andere mit Kindern, noch andere mit einzelnen Ständen, auch mit einzelnen Classen von Krankheiten sich auszeichnend zu behelfen.

Auch habe ein Arzt vor dem andern besondere Gaben in der Diagnose der

Krankheiten und der Erforschung ihrer Natur, der andere verstehe besser mit der Heilung umzugehen.

Das medicinisch-praktische Savoir faire setze aber nach den Begriffen, die er damit verbände, in seiner Anwendung die schönsten Talente und Tugenden voraus, welche mit keiner unedlen, niedrigen, verwerflichen Gesinnung und Handlung verträglich seien.

Es könne nach seinem ganzen Umfange ohne wahrhaften Edelmuth, ohne uneigennützige, stete, zärtliche Aufmerksamkeit auf Alles, was dem Kranken wohl und wehe thue, ohne feste Seelenkraft und Würde gar nicht stattfinden. Es erfordere ein Herz voll Menschenliebe, Freundlichkeit und Wohlwollen, grosse beharrliche Duldsamkeit, mannigfaltige Aufopferungen und eine unablässige Bereitwilligkeit, das Beste des Kranken zu besorgen. Ohne diese Eigenschaften, ohne einen sehr bestimmt guten Charakter und eine feste, unerschütterliche Moralität fehlten ihm bei so vielen Gelegenheiten die Motive und die Kraft, das Nöthige zu unternehmen und die Absicht der Kunst durch unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten durchzuführen.

Das Savoir faire gehe, so lange das Heil des Kranken es gestatte oder erfordere, allerdings offen und ungestört den geraden Weg, es bleibe der Wahrheit überall getreu, wo es ihr nur Eingang und Ueberzeugung verschaffeu könne und ihre Wirkung dem Kranken erspriesslich sei. Ohnstreitig sei es das strengste Gesetz seiner schönen Moral, welches immer nur die Wahrheit, ohne Rücksicht auf die Folgen, will, und gewiss erscheine der Mensch durch dessen genaue Befolgung in seiner höchsten Würde. Das Gesetz erleide indessen offenbar gewisse subjective Modificationen. Es setze bei dem, gegen welchen es angewendet werden solle, einen freien Gebrauch der Vernunft, einen für die Wahrheit empfänglichen Verstand voraus. Ein Kind versteht die Sprache der Wahrheit nicht und ebenso wenig mancher Mensch, der nach seinen Jahren kein Kind sein sollte oder dessen Geist auch durch seine Krankheit geschwächt, verwirrt ist. Es bleibe also nichts übrig, als dem Kinde die Arzneien in Bonbons oder mit der Ruthe beizubringen und den verschobenen Begriffen und Vorstellungen des Kranken treffende Anstalten entgegen zu setzen. Das Savoir faire sei aber darum berechtigt, die Wahrheit zuweilen zu verbergen, sich dieser oder jener Massregel zu bedienen, um eine Grille, ein Vorurtheil, eine falsche Vorstellungsart eines Kranken zu verbessern oder auch zu seinem Vortheile zu benützen, mancher Krankheit, mancher Arznei einen andern Namen zu geben, mit einem Worte, jeden Weg, welche zu dem vorgesteckten Ziele, nämlich dem Wohle des Kranken, ohne Verletzung einer wahren Pflicht, am schnellsten und sichersten führt, mit festen Schritten zu gehen. Der Arzt müsse die Menschen nehmen, wie sie sind und seine Sache sei es ebenso wenig, als es Zeit und Umstände oft erlauben, ihre Vernunft erst auszubilden und von der Wahrheit zu belehren.

Zuverlässig würde er dadurch nicht seinen Credit und seine Ehre aufs Spiel setzen. Das Savoir faire dürfe so wenig kriechen als schmeicheln, dürfe sich durchaus nicht aufdringen; dasselbe sehe nicht auf den Arzt, immer auf den Kranken, ausser dem, was jener den Pflichten gegen sich selbst schuldig sei.

Diagnostik.

Um diese Disciplin erwarb er sich die grössten Verdienste. Hatte Wichmann die phänomenologische Diagnostik ins Leben gerufen, Stieglitz die ätiologische gegründet, Auenbrugger nnd Laennec die physikalische in die Praxis eingeführt, so war es Vogel vorbehalten, alle diese verschiedenen Arten durch die von ihm geschaffene universelle oder philosophische Diagnostik gleichwie in einem Focus zu vereinigen und so gleichsam die Krönung des Gebäudes dieser Disciplin herzustellen. Mit Recht legt er auch auf die „subjective Diagnostik" einen grossen Werth, unter der er die versteht, nach welcher der Arzt die nöthigen und nothwendigen Eigenschaften eines Diagnostikers besitzen müsse.

Das Wesen der philosophischen Diagnostik, wie sie von Vogel begründet wurde und ausführlich von ihm in seinen, als ein Werk zu be-

trachtenden „Krankenexamen“ und „allgemeinen medicinisch-diagnostischen Untersuchungen“ auseinandergesetzt ist, besteht in Folgendem. V. erkannte, dass, um zur richtigen Diagnose eines krankhaften Zustandes zu gelangen, nicht eine Methode, oder die Anwendung eines besonderen technischen Verfahrens hinreiche, sondern dass Alles, sowohl das Subjective, das wir von den Aussagen der Kranken erhalten, als das Objective, das wir mit unseren eigenen Sinnen wahrnehmen, und nicht bloss die von der Krankheit ausgehenden Momente, vielmehr alle Agentien, Medien und Factoren, zu denen der Kranke in irgend einer Beziehung gestanden, in ihrem causalen Zusammenhange zu erforschen und zu berücksichtigen seien.

Das Facit, das Ensemble der, aus der logischen Verwerthung aller dieser einzelnen Factoren gewonnenen, Resultate berechtigt uns dann erst die Diagnose zu stellen. Bei dieser Auffassung war auch das Kleinste und scheinbar Unbedeutende für ihn von Wichtigkeit. In diesem Sinne sagt er: „Von der Besichtigung eines Hemdes, eines Schnupftuches, eines Bettlakens, einzelner Kleidungsstücke u. s. w. können wichtige Belehrungen abhängen. Der eigene Schmutz eines Fingers kann in tiefe Geheimnisse leiten. Ein Blick in das Nachtgeschirr, in den Spucknapf kann wichtige Dinge entdecken.“

Mit Recht tadelt er daher die oberflächliche Untersuchungsmethode, welche er 1805 während seines Aufenthalts in Paris in den dortigen Hospitälern ausgeübt fand.

Wie sehr diese von Vogel eingeführte „philosophische Diagnostik“ die von so Vielen heutzutage einseitig ausgeübte „physikalische“ überragt, liegt auf der Hand. Eben dieser universelle Standpunkt, den er mit der grössten Consequenz festhält und der ihm nichts unwerth erscheinen lässt, das zur Erforschung der Krankheit beitragen könnte, verhinderte ihn, für irgend eine Methode der Diagnostik eine specielle Vorliebe zu fassen, diese nun besonders zn cultiviren und vor den übrigen Methoden den Vorzug zu ertheilen. In dieser Beziehung ist es höchst interessant, dass er bereits vor Laennec die Auscultation übte und anwandte. Denn bereits in der ersten Auflage seines Handbuchs, welches 1795 erschien, gibt er bei der Schilderung der Symptome der Lungen-Entzündung ein „Geräusch beim Ein- und Ausathmen von coagulabler Lymphe“ an und in seinem, ein Jahr später erscheinenden, „Krankenexamen“ citirt er unter den Veränderungen und Abweichungen von dem natürlichen Zustande, welcher der Athem fähig sei, die der Töne bei der „Inspiration und Exspiration“. Dass er die Percussion schon derzeit übte, im Gegensatze zu den meisten Klinikern der damaligen Zeit, geht aus mehreren Stellen seines „Handbuchs“ wie „Krankenexamens“ hervor. Wenn auch sehr skeptisch, doch wahr, sagt er z. B. in letzterem: „Durch das Anschlagen an die Brust können zuweilen Wasser und Eiter, die sich in der Brusthöhle befinden, weniger Verhärtungen ausgemittelt werden. Es hat keinen Zweifel, dass manchmal andere Zeichen dadurch können bestätigt werden, obgleich es ebenso gewiss ist, dass diese Untersuchung gar keine Wirkung haben kann. Man muss sie doch nie unterlassen. Es gehört eine gewisse Uebung, ein feines Gefühl dazu, wovon es oft bloss abhängt, auf diese Weise etwas zu entdecken, was Andere nicht bemerken können.“

In seinen „allgemeinen medicinisch-diagnostischen Untersuchungen“ tritt er bereits im Jahre 1824 entschieden für Laennec in die Schranken, indem er sagt: „Das Laennec'sche Stethoskop verdient zur Erforschung der Brustkrankheiten ohnstreitig besondere Aufmerksamkeit, erfordert aber auf allen Fall ein scharfes Gehör, viele Uebung und eine ge-

nauere Prüfung, wogegen in der Privatpraxis nicht geringe Schwierigkeiten stattfinden. Laennec sagt selbst, dass man sich nur in Hospitälern die Fähigkeit im Gebrauche dieses Instruments sicher und vollkommen erwerben könne." Wie richtig er den Werth der mittelbaren und unmittelbaren Auscultation taxirte, geht aus folgender, im zweiten Bande seiner diagnostischen Untersuchungen befindlichen Aeusserung hervor: „Herr Menck erzählt im 5. Bande seiner gerichtlichen Medicin die Beobachtung von einem scheintodten neugeborenen Kinde, dessen Herzschlag er durch das Stethoskop noch hörte, nachdem er die bereits eine halbe Stunde vergeblich angewandten Erweckungsmittel schon bei Seite legen wollte. Vielleicht wird auch dieselbe Absicht erreicht, wenn man das blosse Ohr auf die Brust legt". Das Eis empfiehlt er als diagnostisches Hülfsmittel. Brachte man Personen, die einen schlimmen Geruch um sich verbreiten, Eis auf den Leib, so ging Allen darauf etwas Ungewöhnliches ab, den meisten eiteriger Unrath, bei Einem Stücke von Bandwurm, bei anderen dicke Schleimklumpen, welche auf Infarcten schliessen lassen.

Er nennt es desshalb eine „eigene Art" Infarcten zu erforschen.

Auch die Klystiere wandte er als diagnostische Explorativmittel an, und erwiesen sie sich ihm als nützlich, die Ursache von hartnäckigen, gegen alle Mittel widerspenstigen, Kopfleiden zu entdecken.

Nur dem mangelhaften Sinn für Geschichte der Medicin und Literatur ist es zuzuschreiben, dass, während durch Corvisart die Percussion wieder ihre Auferstehung feierte, die von dem grossen Bichat gleichzeitig eingeführte Impression, welche darin besteht, dass man durch einen raschen Druck der Hand auf die Oberbauchgegend oder auf die Hypochondrien ein Aufwärtssteigen des Zwerchfellsmuskels hervorbringt, in Frankreich wie Deutschland ignorirt wurde und noch wird. Nur Vogel machte eine Ausnahme. Er empfahl nicht bloss diese physikalische Untersuchungsmethode, sondern wandte sie selbst auch an und sagt, dass, unter ihrer Anwendung, bei einer Ueberfüllung der Lungen mit Blut, Beklemmung, Husten, beschränktes Athemholen entstehen wird. Die Impression bewährt sich daher zur Unterscheidung der Pneumonie von der Pleuritis, indem sie bei ersterer unwillkürlichen Husten und Beklemmung, gar keine Symptome bei letzterer hervorbringt. Bei der Brustwassersucht verursacht der unter den Rippen derjenigen Seite, auf welche man die Ergiessung vermuthet, angebrachte Druck eine allgemeine Unruhe, Husten, und eine mehr oder weniger beträchtliche Beklemmung. Ein ebenso sicher diagnostisches Erkennungsmittel ist sie bei der Wassersucht des Herzbeutels und bei der Erweiterung des Herzbeutels.

Es muss ferner hervorgehoben werden, dass Vogel sich vorzugsweise gern der Knieellbogenlage bei der Untersuchung des Unterleibs bediente: „Die Leber", sagt er, „die Milz, das Pankreas, das Gekröse kommen auf diese Weise der in die Präcordien, Hypochondrien und tiefer in den Unterleib greifenden Hand näher. Mithin werden dann die etwaigen Geschwülste, Verhärtungen dieser Eingeweide fühlbare."

Eine andere von ihm beliebte Untersuchungsmethode beschreibt er folgendermassen: „Man kann sonst auch noch den Unterleib des Kranken im Liegen auf dem Rücken auf die Art untersuchen, dass man mit der einen Hand eine Seite des Unterleibes gegen die andere schiebt und drückt und diese dann genau befühlt."

Ebenso wandte er die Inspection und Palpation an.

So sagt er bei der Beschreibung der Lungenentzündung: „Ist der Eiter beim Empyem nur auf einer Seite, so wird die Lage auf der gesunden Seite beschwerlich. Auch bewegt sich die

Seite der Brust, wo das Empyem ist, bei der Respiration weniger. Man fühle auch, indess sich der Kranke auf die Seite legt, tief inspirirt, hustet, zwischen und unter die Rippen."

In Bezug auf die Percussion ist folgende Stelle hervorzuheben: „Ein verschiedener Schall auf einer oder der anderen Seite, beim Anklopfen, ein Schwappeln oder Schwanken, das der Kranke beim Umlegen des Körpers fühlt, kann auch Licht geben, wenn der Eiter nicht zu dick und die Brust nicht zu voll ist".

Die Palpation übte er auf höchst geniale Weise an dem, von dem kranken Organ entfernten, Orte, indem er sie mit der „Impression" combinirte. Nachdem er sich ausführlich über die Inspection verbreitet, thut er folgenden Ausspruch: „Das Gefühl des Arztes bestätigt zum Theil diese Bemerkungen und entdeckt ausserdem Spannung, gleiche oder ungleiche, glatte oder unebene Härten, Schmerzen und ihren Sitz oder Unempfindlichkeit, verborgene Geschwülste, Klopfen, Härte, Hitze, Luft oder Wasser im Unterleibe. Die letzteren beide hilft das Gehör auch wahrnehmen".

Da er die Diagnostik philosophisch auffasste, so wandte er auch der physiologischen seine besondere Aufmerksamkeit zu.

In dieser Beziehung verdient hervorgehoben zu werden, dass er der erste in Deutschland war, welcher, wie Béclard in Frankreich die semiotische Bedeutung des Schreiens der Kinder erkannte und die Aufmerksamkeit der Aerzte darauf hinlenkte.

Zwei Tempos seien aufs Schärfste zu unterscheiden. Das eine erfolge während der Exspiration und sei der eigentliche Schrei, der mehr oder weniger hellklingend und eine Zeit dauernd ist. Das andere, gleich darauf folgende sei eine Art Echo oder Wiederhall, welches, während der Inspiration, zwischen dem eben geendeten und sogleich wieder beginnenden Schrei, stattfinde. Manchmal fehle der Schrei, zuweilen das Echo und ersterer werde gleichsam erstickt. Je jünger ein Kind, desto weniger sei das Echo hörbar, mit fortschreitenden Jahren werde es immer vernehmlicher. Die Intensität des letzteren scheine im umgekehrten Verhältnisse zu der des Schreiens zu stehen. Merkwürdig sei, dass sehr junge Kinder niemals oder doch höchst selten beim Schreien Thränen vergiessen. Das von wirklichen Schmerzen herrührende Geschrei gebe sich durch seine Stärke, Hartnäckigkeit und öftere Wiederholung und Dauer zu erkennen. Ausserdem deute die Art des Schreiens auch nicht selten auf den Sitz der Schmerzen. Sei dieser im Kopfe, so geschehe das Schreien stossweise und scharf, mit Auffahren im Schlafe, Greifen mit den Händen nach dem Kopfe, zusammengezogener Pupille; in der Brust, so sei der Husten empfindlich und mit Schreien verbunden; im Unterleibe, so entstehe es vom Betasten des sich einziehenden Unterleibes; in den Gliedmassen, so veranlasse jede Bewegung das Schreien. Unvollständig sei das Geschrei, wenn eines von den beiden Tempo's, der Schrei oder das Echo, weniger hörbar ist oder gänzlich fehlt. Herrscht ersterer vor, so sei die Lunge gesund, lasse sich aber nur das Echo hören, so befinde sich ein Hinderniss in den Luftwegen, die Luft sei nicht gehörig und überall ins Parenchym der Lungen gedrungen. Wo also bei neugeborenen Kindern nur das Echo hörbar sei, könne man sicher auf diesen Zustand der Lungen schliessen. Diese Beobachtung des blossen Echos werfe also Licht auf die Lebensfähigkeit eines neugeborenen Kindes. Das erschwerte mühsame Schreien deute meistens anf eine schwere Krankheit in irgend einem Theile des Körpers; das erstickte sei ein bedeutungsvolles Zeichen von schwerer Pneumonie und Hepatisation der Lungen. Zuweilen seien beide Tempos des Geschreis, das Echo und der Schrei, pfeifend und durchdringend, das sogenannte gedämpfte Geschrei rühre in der Regel von Schleim in den Bronchien her, das meckernde, wobei man das Echo mehr höre, als den Schrei, soll besonders bei einem Oedem, das sich in der Glottis gebildet hat, angina oedematosa, vorkommen. Die Abnormitäten des eigentlichen Schreies bezögen sich gewöhnlich auf eine Affection der Lungen oder Bronchien, die des Echos auf eine Affection des Larynx und der Trachea. Mit dem Schreien der Kinder stehe die Mimik in genauer Verbindung. Die Furchen oder Falten seien es

vorzüglich, welche in den Kinderkrankheiten Licht geben könnten. Die erste gehe vom inneren Augenwinkel aus und verliere sich unterhalb des Wangenbeins, linea oculozygomatica, die zweite beginne am oberen Theile des Nasenflügels und umfasse in einem mehr oder weniger vollständigen Halbwinkel den äusseren Umfang des musc. orbic. oris, linea nasalis. Die dritte komme vom Winkel des Mundes und verliere sich in den unteren Theil des Gesichtes, linea labialis, eine vierte gehe von den Seitentheilen der Nase ab und steige gegen das Kinn herab. Die erste bezeichne die Affection des Gehirns und Nervensystems, die zweite die der Verdauungswerkzeuge und der Eingeweide des Unterleibes, so dass, wenn dieser Zug auf eine ungewöhnliche Weise hervortrete, mit Sicherheit eine Entzündung der Gedärme daraus abgenommen werden könne; die dritte stehe mit den Krankheiten der Luftwege und des Herzens in Beziehung; die vierte solle besonders tief gewurzelte chronische Affectionen des Unterleibes und der Brust andeuten.

Uebrigens war V. sich der Ziele und Grenzen der Diagnostik wohl bewusst und erkannte, dass sie eines beständigen Fortschrittes fähig sei, niemals aber, so sehr sie auch vervollkommnet würde, eine mathematische Sicherheit erreichen könne. Denn in der unbegrenzten Individualität der menschlichen Organismen sei die Unmöglichkeit gegründet, jemals das beste Ziel zu erreichen, und verborgene Complicationen verrückten oft das blendendste Concept, wodurch das eigenthümliche Gepräge der Krankheitsformen verschoben werde. In der Diagnostik aber gründe sich des Arztes Macht, Glück und Ehre. Ohne sie fehle ihm das Alles, ohne sie sei er ganz dem Zufalle und der Gefahr des Spottes ausgesetzt und hingegeben. Es leide aber keinen Zweifel, dass die Diagnostik immer noch sehr unvollkommen, mit vielen Dunkelheiten umgeben, durch Schwierigkeiten und Widersprüche aller Art verwirrt und verwickelt sei und daher einer unaufhörlichen Cultur, Verfeinerung, Sichtung und Ausbildung bedürfe.

Wenn in materieller Beziehung Vogel's „Krankenexamen“ und „diagnostische Untersuchungen“ in vielen Punkten von den Fortschritten der Neuzeit überholt sind, so bleiben sie in formeller Hinsicht für alle Zeiten ein Muster, und die von ihm befolgte Methode sollte noch heute angewandt werden.

Im ersteren gibt er zuerst die allgemeinen Regeln an, deren Beobachtung zu einem zweckmässigen Krankenexamen erforderlich ist, dann die, welche bei der Untersuchung der Krankheiten der Kinder, der Frauenzimmer und der ihres Verstandes beraubten Personen zu beachten sind.

Dann erörtert er die allgemeinen Fragen und Untersuchungen, welche zur Kenntniss des kranken Individuums führen: das Alter, Geschlecht, äusseren Bau und übrige äussere Beschaffenheit des Körpers, gewöhnliche Beschäftigungen, Gewerbe, Stand, ehelichen oder ehelosen Stand, Klima, Vaterland, Locale, Wohnung, politische und andere Verhältnisse und Verbindungen, häusliche Umstände, Gemüthsbeschaffenheit, Charakter, Denkungsart, Verstandeskräfte, Geistescultur, Lieblingsneigungen, gewöhnlichen Umgang, Gewohnheiten, Lebens- und Nahrungsart, körperliche Constitution, Localschwächen, Temperament. Unter den allgemeinen Fragen und Untersuchungen, welche näher zur Kenntniss der Krankheit führen, bespricht er: die Physiognomie des Kranken, Lage, Stellung, Gang, die Gesundheitsgeschichte des Patienten, die der Eltern und Grosseltern, gebrauchte Arzneien und Aerzte in vormaligen Krankheiten, Idiosynkrasien, Naturtriebe, herrschenden Krankheitscharakter, Ansteckung, Epidemie, Endemie.

Unter den allgemeinen Fragen und Untersuchungen, welche die gegenwärtigen Abweichungen vom natürlichen Zustande selbst betreffen, handelt er folgende ab: innere und äussere Empfindungen des Kranken, Anfang und Fortgang der Krankheit, den Puls, Athem, die Kräfte, den Kopf, die Haare, den inneren und äusseren Hals, das Schlucken, die Brust, den Unterleib, die Ess- und Trinklust, den Rücken, das Sehen und die Augen, die Augenlider, die Gegend um die Augen herum, die Thränendrüsen, die Haut, die Nägel, den Geruch, die Nase, den Geschmack, die Zunge, den ganzen inneren und äusseren Mund, das Gehör, die Leibesöffnung, den Harn, die Ausdünstung, den Auswurf, Ekel, Uebelkeit, Erbrechen, das Blut, die

Geburtstheile und ihre Verrichtungen, die monatliche Reinigung, den Schlaf, die Schwangerschaft, das Kindbett. Sodann stellt er allgemeine Untersuchungen an, welche die Verbindungen der Krankheitszufälle, den Nutzen oder Schaden vieler auf die Kranken wirkender Dinge, die Krisen der Krankheiten betreffen. Er schliesst mit den allgemeinen Untersuchungen, um zu bestimmen, ob die mit der Krankheit vorgehenden Veränderungen der Natur, der Cur oder anderen zufälligen Ursachen zuzuschreiben sind.

In den „allgemeinen diagnostischen Untersuchungen“ bespricht er anfangs die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche sich der Erforschung der Kranken und ihrer Krankheiten entgegensetzen, dann die Factoren, die sich auf die allgemeinen Ursachen der Krankheiten beziehen. Sie werden einzeln von ihm untersucht. Die Erkältungen, welche bekanntlich von einigen kritiklosen Pathologen der Neuzeit gänzlich geläugnet und für Märchen und Mythen erklärt werden, hält er für eine der ergiebigsten Quellen von krankhaften Veränderungen im menschlichen Organismus; sie würden häufig verkannt oder blieben unbemerkt; oft lägen sie so weit zurück, dass nicht mehr an sie gedacht werde, oder schienen so unbedeutend, dass sie gar nicht beachtet würden. Es sei zu bemerken, dass die kleinen, oft wiederholten, langsamen, örtlichen oder allgemeinen Erkältungen viel bedeutendere, innigere und chronischere Folgen zu haben pflegen, als die schnellen, grossen Erkältungen, die zur rechten Zeit erkannt und richtig behandelt, bald wieder ausgeglichen werden.

Verf. gibt dann eine kurze Uebersicht der zu einer belehrenden und brauchbaren, vollkommen wahren und vollständigen medicinischen praktischen Beobachtung nöthigen, Erfordernisse und Bedingungen und bestimmt die Regeln, nach denen die Wirkungen eines Arzneimittels erforscht und beurtheilt werden sollen.

Hierauf erörtert er die vorbereitenden Anstalten und Hülfsmittel zu einer gründlichen Diagnose. Es wäre ungemein zu wünschen, dass sich eine Gesellschaft von praktischen Aerzten vereinigte, welche die Vervollkommnung der Diagnostik zum Hauptgesichtspunkte ihrer Aufmerksamkeit, Forschung und Prüfung machten, das Mangelhafte, Unsichere und Zweideutige zu verbessern und zu berichtigen suchten und so zur Erhebung ihres Werths und ihrer Brauchbarkeit das Möglichste beitrügen. Vor allem komme hier die Wahrheit in Betracht. Immer ertöne wiederholt die Frage: Ist das auch wahr? Hat man auch recht gesehen? Hat man es immer auf gleiche Art, unter gleichen Bedingungen gefunden? Die halbe Materia med. sei unzuverlässig und voll von Widersprüchen und Unwahrheiten. Wie viele Täuschungen und Unwahrheiten gingen aus den Apotheken hervor, wo merkantilische Gewinnsucht oder Leichtsinn und Nachlässigkeit herrschten. Die allermeisten gangbaren diagnostischen Zeichen bedürften einer wiederholten Prüfung oder einer sehr genauen Erwägung und Vergleichung aller Umstände, um das Gepräge der Wahrheit zu erhalten. Welch höchst interessante Gegenstände der Bestrebungen würden dies für das projectirte Institut sein. Aber ein controlirendes Obertribunal müsste präsidiren! Verf. verbreitet sich dann über das, für die Diagnose unumgängliche, Savoir faire.

Logisch lässt es sich nicht rechtfertigen, dass er sich dann auch über die Euthanasie, bei welcher Gelegenheit er Professor Marx in Göttingen für seine treffliche Schrift seinen Dank abstattet, auslässt. Wenn der Kranke nicht ausdrücklich einen Geistlichen fordere, so solle der Arzt nie die Herbeirufung eines solchen verlangen, denn in den meisten Fällen würde die unerwartete Erscheinung des letzteren auf den Kranken, dem man bisher die Gefahr seines Zustandes sorgfältig verborgen habe, einen sehr ungünstigen Eindruck machen oder auch ganz unnütz sein.

Die Sinne stellt er als diagnostische Werkzeuge dann oben an. Er sagt, dass ihnen der erste Rang gebühre, dass sie in jedem Falle unentbehrlich und die letzten Schiedsrichter seien. In der That fehle es uns aber noch an der Schärfungs- und Verfeinerungskunst einiger derselben, deren Gebrauch unseren Untersuchungen häufig sehr zu Statten kommen würde. Namentlich gelte dies von dem Geruche und dem Geschmacke. Hauptsächlich sei es wohl die Uebung, welche diesen Sinnen Schärfe und Feinheit geben könne, aber es leide keinen Zweifel, dass hierbei noch andere Hilfsmittel in Betracht kommen könnten. Sicherlich seien die Nasenflügel bei der Anstrengung des Ge-

ruchs in stärkerer Bewegung. Ein alter ehrwürdiger Arzt von seiner Bekanntschaft, der sich schon von Natur eines scharfen Geruches erfreue, bediene sich, wenn er denselben besonders anstrengen wolle, nach seiner eigenen Manier, indem er anfängt, die Athmosphäre der Sache, die er riechen will, erst ganz leise und aufmerksam in die Nase zu ziehen und hierauf dies allmählich mit schnell hintereinander wiederholten kurzen Inspirationen möglichst zu verstärken sucht. Er versichere, dass ihm dann nicht leicht etwas nur Riechbares unbemerkt bleibe.

Verf. geht dann zu den einzelnen chemischen Reagentien über und verbreitet sich über die Absonderungen ausführlich. Das Wuthgift soll als laugenhaft, blaue Pflanzensäfte grün färben; auf gleiche Weise müsse man skrophulöse, gichtische, rheumatische Stoffe, Blut und Lymphe untersuchen; er lässt sich dann über den Unterschied von Schleim und Eiter, über die Prüfung der Tuberkelmaterie, über die Erkennung des vom Quecksilber herrührenden Speichelflusses, über die Analyse der Galle, Gallensteine, Speichelsteine, Gichtknoten u. s. w. aus. Er beschreibt dann alle die Werkzeuge, welche sich in einem diagnostischen Etui, das er von dem Hofopticus Kohn in Schwerin habe anfertigen lassen und das man bequem in der Tasche tragen könne, befinden sollen. Unter den 32 Gegenständen heben wir folgende hervor: Loupen oder Vergrösserungsgläser, eine gute Secundenuhr, feine abgetheilte Messbinden zum Messen des Kopfes, der Brust u. s. w., ein Taschenthermometer zur Prüfung der Temperatur des Körpers, im Munde, unter den Achseln, eine Spritze zur Douche auf das Rückgrat zur Untersuchung, ob bei vorkommenden Umständen dasselbe irgenwo schadhaft sei, indem der Stoss des Wassers an dieser Stelle Schmerzen erregt, das Piorry'sche Plessimeter, das von Piorry verbesserte Laennec'sche Stethoskop, der Kent'ische Pneumometer oder Lungenmesser zur Erforschung der Krankheiten der Respirationswerkzeuge, indem er sowohl die Capacität der Lunge als die Quantität eines normalen Athemzuges zu bestimmen im Stande ist, ein speculum uteri, das von Ségalas erfundene speculum urethrae, um das Innere der Harnröhre und Blase zu beschauen, die Kopp'sche Lungenpumpe, der Struve'sche Galvanodesm oder Lebensprüfer, die von Weiss verbesserte Read'sche Magenspritze, die Perkin'schen Nadeln, den Pulshammer. Letzterer sei zu dem Zwecke erfunden worden, um zu zeigen, wie leicht die Verdünstung in einem Raume vor sich gehe, welcher dem Drucke der Luft nicht ausgesetzt sei. Der Name Pulshammer komme daher, dass ein schnellerer Puls gewöhnlich eine grössere Wärme der Hand, diese aber ein schnelles Aufsteigen der Luftblasen in der Glasröhre erzeuge. Dies Instrument könne nur dann zur Erforschung des Pulses gebraucht werden, wenn die Wärme der Hand, worin man die Kugel desselben hält, in genauem Verhältnisse mit dem Pulse steht.

Man sieht hieraus, welcher exacter Apparate Vogel sich zu diagnostischen Zwecken bediente, dass er nicht bloss die Instrumente schon in Anwendung brachte, welche die Neuzeit für sich in Anspruch nimmt, sondern auch solche, welche letztere nicht mehr kennt.

Sehr ausführlich handelt Verf. dann die allgemeine Diagnostik der Kinderkrankheiten ab. Sehr wichtig und auch heute noch beachtungswerth sind seine Bemerkungen, die er über den kindlichen Organismus macht.

Es dürfe nicht unbekannt sein, dass nicht allein die Grösse und Form des Kopfes eines Kindes in einem bedeutenden Missverhältnisse gegen die desselben eines Erwachsenen stehe, indem jener den 3. Theil des ganzen Körpers und dieser etwa nur den achten beträgt, sondern dass besonders auch die Eingeweide des Unterleibes bei Kindern eine andere Grösse und Lage haben. Die Entfernung des Brustbeines vom Becken betrage bei Neugeborenen fast den dritten Theil der ganzen Körperlänge, bei einem Erwachsenen nur ungefähr den fünften Theil. Am längsten sei der mittlere Theil des Unterleibes, viel grösser und länger als bei Erwachsenen. So sei der Unterleib auch breiter, weil die Rippen mehr nach aussen stehen. Ferner sei das Becken im Kinde viel kleiner; die Erhabenheiten des Sitzbeines hätten sich fast gar nicht entwickelt. Es lägen fast alle Eingeweide in der Mitte, so lange das Becken und die Gegend unter den kurzen Rippen sich nicht entwickelt habe. Der Magen liege bei den Kindern fast senkrecht und gehe bis an den Nabel, seine grosse Krümmung

stehe schief gegen die linke Seite, die kleine Krümmung gegen die rechte.

Dieser Lage zufolge liege nun auch das Netz mehr auf der linken Seite, wodurch veranlasst werden könne, dass bei Kindern Verstopfungen und Verhärtungen im intestino colo verkannt werden. Die grosse Leber befinde sich fast mitten im Leibe und ihr vorderer Rand stehe weiter nach der Bauchdecke hervor. Der linke Leberlappen sei besonders viel grösser als bei Erwachsenen, erst gegen das 15. Jahr steige die Leber in die Höhe. Das Intestinum duodenum liege fast gänzlich hinter dem Magen und seine Krümmungen seien viel deutlicher. Die ganze Masse der Gedärme sei mehr in die Höhe gebogen und vorwärts gedrängt als bei Erwachsenen. Die Milz liege auch guten Theiles mitten im Leibe und sie lasse sich unter den kurzen Rippen deutlich fühlen, da sie bei Erwachsenen bekanntlich ganz in der linken Seite, in's linke Hypochondrium hineinliege. Die Urinblase stehe fast ganz ausser und über dem Becken, daher man sie deutlich sehen könne, wenn sie mit Urin gefüllt ist. Auch der uterus und die ovaria lägen über den ossibus pubis; der linke Eierstock gemeinlich höher als der rechte.

V. entwickelt nun den Unterschied der Knochen, Muskeln, Nerven, Blutgefässe und des Gehirns. Bei letzterem sei die substantia medullaris und corticalis noch nicht so genau getrennt. Die Nerven seien weicher, empfindsamer und regsamer als späterhin. Die schnelle Ausbildung des Gehirns veranlasse Congestionen nach dem Kopfe. Das Lymph- und Drüsensystem sei grösser, das Zellgewebe contractiler. Die Brustdrüse scheine mit den Lungen in einer Beziehung zu stehen und vertrete vielleicht im Mutterleibe einen Theil der Functionen derselben. Die Nieren seien viel grösser in Kindern und bestünden aus mehreren Stücken.

Die Nebennieren überträfen noch die Grösse der Nieren. Dies Verhältniss kehre sich in Erwachsenen ganz um, so wie sich auch ihre längliche und schmale Form in eine dreieckige verwandle. Die Leber scheine auch bei Kindern mit den Lungen in einem noch nicht völlig aufgeklärten Verhältnisse zu stehen. Sie sei verhältnissmässig viel grösser als in Erwachsenen und fülle im Fötus den grössten Theil der Bauchhöhle aus. Sie werde in gleichem Masse kleiner und wachse weniger fort als die Lungen an Umfang zunehmen. Die Schilddrüse sei auch in Kindern grösser, Milz und Urinblase dagegen kleiner. Die feste und dichte Consistenz der Lunge verwandle sich allmählich in eine hellere und dickere.

Unter den 3 Grundfunctionen des kindlichen Alters überwiege die Reproduction die Irritabilität und Sensibilität. Die Verdauungsorgane, welche beim Fötus ganz unthätig, wären anfangs ganz schwach. Bewegung im ersten Jahre mehr automatisch. Wichtig seien die Entwicklungsperioden, in welchen das Leben in gewissen, bis dahin gleichsam ruhenden und unthätigen Organen, unter vermehrter materieller und dynamischer Ausbildung und Entwickelung, erwache. Sehr bemerkenswerth sei die grosse Sympathie und Wechselwirkung unter den organischen Systemen des kindlichen Körpers, wodurch das Leiden eines Organs so leicht einem anderen sich mittheile.

Verf. handelt dann die allgemeine Diagnostik der Krankheiten des weiblichen Geschlechts ab. Nie dürfe hiebei dem Arzte aus dem Gedächtnisse entwischen, dass das Weib leicht beleidigt werde und nicht leicht etwas vergesse, dass Eitelkeit, Schönheitstrieb, Neugierde, Leichtsinn, wechselnde Laune und Ehrgeiz seinen mehrsten Handlungen zu Triebfedern dienen. „Das Weib", bemerkt Rudolphi, „sei der Freundschaft gegen das eigene Geschlecht beinahe unfähig." Ohne weibliches Geschlecht, sage ein Philosoph, wären die beiden Endpunkte des menschlichen Lebens ohne Hülfe und die Mitte ohne Vergnügen. Lessing vergleiche die Welt mit einer Uhr, das Gewicht an ihr sei der Geldsack, die Unruhe das Frauenzimmer. Seien die neueren Ansichten und Beobachtungen von Hypertrophie und Atrophie der Gebärmutter richtig, nach welchen in diesem Falle eine natürliche Abneigung gegen den Beischlaf, in jenem das Gegentheil stattfinden solle, so sehe man daraus eine körperliche Anlage zur Keuschheit und Wollust, deren Folgen unvermeidlich schienen und im schlimmsten Falle die schonendste Beurtheilung beanspruchen.

Unter der allgemeinen Diagnostik der Krankheiten männlicher Greise beschreibt V. „das Entkräftgungsfieber der alten Leute". Dasselbe be-

stehe in einer rosenartigen Entzündung der Schleimhaut des Darmkanals; die Symptome seien ein remittirendes Fieber, grosse Trockenheit der Lippen, der Nase, Delirien, Uebelkeit, Würgen, Erbrechen, Trägheit des Stuhls, auch Trockenheit der Vesical-Schleimhaut. Es sei nie kürzer als 4 und nie länger als 8 Wochen.

Verf. schliesst seine Untersuchungen mit der pathologischen Physiognomik. Alle Theile des Gesichts hätten ihren Antheil an der Physiognomie und fast keine Krankheit habe nicht Einfluss auf sie. Der diagnostische Werth leide gleichwohl mannigfaltige Bestimmungen. Eine Physiognomie deutlich zu beschreiben, dazu gehöre eine Sprache, die uns noch fehle. Dennoch sei und bleibe die Physiognomik der sicherste Spiegel, sowohl in hitzigen als in chronischen Krankheiten, sowie der Seele und ihrer Stimmung. Die Bekanntschaft mit der natürlichen Physiognomie eines Kranken in seinem gesunden Zustande müsse vieles erläutern und aufklären.

Verf. bespricht dann die einzelnen Krankheiten. Von den Unterleibskrankheiten behauptet er, dass alle Reize im Unterleibe auf's Gesicht wirkten. Aus eigenen Erfahrungen wisse er, dass jede Unordnung, die bei ihm dort vorgehe, in seinem Gesichte bemerkbar werde; die Haut zwischen den Augenbrauen lege sich in Falten und der Zug unter den inneren Augenwinkeln trete hervor; die Stellen auf den Seiten der Nase eben da, wo die levatores labii superioris laufen, zögen sich zuweilen in die Länge und schwöllen an.

Wenn in hitzigen Krankheiten das linke Auge afficirt werde, so bedeute es eine grosse Gefährlichkeit.

Boerhaave hätte seinen Kranken mit einem Mikroskop in die Augen gesehen. Das könne ein Jeder, aber das Vergrösserungsglas, womit der Geist jenes grossen Arztes durch die Augen in die Tiefe der Seele schaute, besässen nur Wenige.

Einen bleibenden Werth hat endlich des Verf. Abhandlung „über den diagnostischen Werth der Haare". Seine dort, die ganze Literatur berücksichtigenden Untersuchungen verdienten heute wieder aufgenommen, geprüft und erweitert zu werden.

Specielle Pathologie und Therapie.

Seine Ansichten über die pathologischen Processe und ihre Heilung hat V. vorzugsweise in seinem „Handbuch der praktischen Arzneiwissenschaft" niedergelegt. In dem ersten Theile handelt er von den Fiebern überhaupt, von den Wechselfiebern, von den anhaltenden Fiebern, von dem eintägigen Fieber, von dem einfachen Synochus, von den Gallenfiebern.

Der zweite Theil enthält die Lehre von den Faulfiebern, den Nervenfiebern, von dem rheumatischen Fieber und den Rheumatismen überhaupt, von den schleichenden, auszehrenden und hektischen Fiebern, von den Katarrhalfiebern oder Flussfiebern und von den Katarrhen überhaupt, von dem Milchfieber, vom Kindbettfieber.

Der dritte Theil liefert die Beschreibung der Pocken, der Einimpfung der Blattern, der Masern, der Rötheln, des Scharlachfiebers, der Petechien, der Schwämmchen, des Nesselfiebers, des Porcellanfiebers, des Blasenfiebers, der Rose, des Friesels.

Im vierten Band schildert Verf. die Entzündungen der einzelnen Organe.

Der fünfte erörtert die Blutflüsse.

Im sechsten spricht Verf. über den Durchfall, die Magenruhr, die Milchruhr, den Brechdurchfall, die Ruhr, das Erbrechen und das Wiederkäuen.

Das Charakteristische dieses Handbuches besteht darin, dass es dem Verf., ohne dass er sich an ein System band, gelang, Alles, was auf pathologischem, semiotischem, diagnostischem und therapeutischem Gebiete als unerschütterliche Wahrheit sich bewährt und den Sturm aller Zeiten überstan-

den, übersichtlich und mit Kritik zusammengestellt und mit dem, was die Neuzeit als wirklichen Fortschritt gebracht, zu einem harmonischen Ganzen zusammengefügt zu haben. Fremde, der besten Autoren Erfahrungen sind mit seinen eigenen so verschmolzen, dass das Buch wie aus einem Gusse erscheint. Ueber Alles waltet der Geist der Kritik, nicht der bloss negativen, noch der blosse Skepticismus, sondern die fruchtbare positive Kritik, welche, nachdem sie niedergerissen, auch wieder aufbaut. Ueberall empfängt man den Eindruck, dass ein Mann das Buch geschrieben, „von weit umfassender, tiefer Einsicht in alle Theile seiner Kunst, von grosser Scharfsicht, reifer Beurtheilungskraft, vieler Belesenheit, sehr häufiger ächter Erfahrung, ein Mann, welcher ungeblendet und frei von allen Vorurtheilen und Meinungen einzig die Wahrheit sucht, nichts glaubt, nichts annimmt und nachspricht, wovon ihn nicht seine eigenen unbetrogenen Sinne, oder, weil ein Arzt nicht Alles selbst sehen und erfahren kann, die unverwerfliche, treue Aussage anderer glaubwürdiger und zuverlässiger Zeugen überführt und unterrichtet haben, und der endlich mit allen diesen Eigenschaften die Fertigkeit eines deutlichen, bestimmten und richtigen Ausdruckes verbindet.“

Des Umfangs seiner Kunst ist er sich vollkommen, in gutem wie bösem Sinne, bewusst.

In dieser Beziehung sagt er:

„Bei der ungemeinen Schwierigkeit und dem Umfange dieser Wissenschaft ist es in der That kein Wunder, dass nur recht wenige Aerzte den Nutzen damit stiften, dessen sie fähig sind, und dass vielmehr durch ihre verkehrte und mangelhafte Anwendung, der Menschheit unendlich geschadet wird. Nur selten kommt dies ans Tageslicht, und darum wirft diese mit Recht so hoch gepriesene Heilkunst ohne ihre Schuld im Stillen und Finstern positiv und negativ um so viel grösseres Unheil. Keineswegs soll diese schon oft ausgesprochene und den Spöttern und Feinden derselben so günstige unläugbare Wahrheit jedoch den jungen Arzt zurückschrecken und muthlos machen. Er soll sich dadurch nur um so mehr bewegen lassen, die ihm zu Gebote stehenden Kräfte mit desto grösserem Ernste seinem Fache zu widmen, einer Kunst, die bei allen ihren Schwierigkeiten und Ungewissheiten, und bei den Gefahren, welchen sie, übel verstanden und in den Händen schlecht unterrichteter, leichtsinniger Aerzte, die Gesundheit und das Leben aussetzt, grosser Thaten fähig und tausendfacher Leiden des Körpers Schutzengel und sicherer Helfer ist.“

Sehr bezeichnend sagt er ferner:

„Nur seltene Genies bringen es bei fortdauerndem eisernem Fleisse dahin, dass sie nach einigen Jahren kümmerlicher Praxis immer mehr begreifen, wie viel sie nicht wissen, und ein höchst wichtiger Theil der Kunst darin besteht, zu wissen, was man nicht thun dürfe.“

Was er wollte, darüber hat er sich selbst ganz klar und bestimmt ausgedrückt.

„Seit mehreren Jahren“, sagt er, „ging ich mit dem Projecte um, meine Kräfte an einem praktischen Handbuche zu versuchen, das ganz brauchbar, ganz zweckmässig, in einer fasslichen, deutlichen, populären, und doch, soviel als möglich, vollständigen Kürze, angehenden Aerzten durchgehends in ihren Beschäftigungen, am Krankenbette zum bequemen, festen und sicheren Leitfaden dienen könnte und sie zugleich nicht leicht in einem vorkommenden Falle von irgend einer Wichtigkeit ganz unbelehrt und trostlos lassen möchte. Mein Plan ging vorzüglich dahin, ausser einer vollständigen, richtigen und der Natur treuen Beschreibung und Ge-

schichtserzählung einer jeden Krankheit, nebst ihren Ursachen, besonders genau die Erkennungs- und Unterscheidungszeichen anzugeben, die sie von anderen zum Theil ihnen sehr ähnlichen trennen; dann die mancherlei Gestalten, Larven und Farben sorgfältig zu bezeichnen, welche sie durch so mannigfaltige Verwickelungen, Anomalien, Nüancen, Einwirkungen ausserwesentlicher Umstände, Epidemien erhalten und wodurch ihre eigenthümliche Natur und Charakter oft so versteckt und verdunkelt worden; in Ansehung der Cur aber solche, so lange es möglich, ganz und gar auf richtige Anzeigen und lautere, bestätigte Erfahrungen zu gründen und sie allen Verwickelungen, Abweichungen und Verschiedenheiten der Krankheit sorgfältigst anzupassen; ferner aber auch die Fälle, den Zeitpunkt und die Art und Weise genau zu bestimmen, wo, wann und wie die besten und kraftvollsten Mittel angewendet werden müssen, endlich alles dies theils aus den Schriften der besten, erfahrensten und glaubwürdigsten Aerzte, theils aus meiner eigenen Bekanntschaft mit der Natur und wiederholter ernsthafter Prüfung fremder Erfahrungssätze zusammenzutragen und ohne alles gelehrte Gepräge in ein zusammenhängendes, von allen Räsonnementstheorien, Speculationen und satirischen Meinungen freies System zu ordnen."

Dieser Plan ist dem Verf. in jeder Beziehung gelungen. Wenn man von so vielen speciellen Pathologien den Eindruck empfängt, dass die geschilderten Krankheitsbilder nicht dem Krankenbette entnommen, sondern mit Hülfe der Phantasie am Studirtische entsprungen sind, die angeführten Citate fremder Autoren nicht nach den Quellen schmecken, sowie die angegebene Literatur bloss in Anführung von Büchern besteht, welche die Verfasser selbst nur nach ihren, oftmals dazu noch falsch angegebenen Titeln kennen, ohne sie je gelesen zu haben, so wird Jeder, welcher das Vogel'sche Werk liest, gestehen, dass die Lectüre desselben uns an das Krankenbett selbst versetzt und dass man die Patienten und ihre Krankheiten zu sehen glaubt, dass V, was die ersten Aerzte von Hippokrates an bis auf seine Zeit über die Erkennung und Heilung einer Krankheit gedacht und erfahren, auf das Genaueste in sein Gedächtniss aufgenommen, dass er nie versäumt, freimüthig sein Urtheil hierüber abzugeben, in wie fern Anderer Ansichten mit seiner eigenen Erfahrung übereinstimmen oder davon abweichen.

Wir besitzen daher kein Lehrbuch in der ganzen Literatur, welches zugleich einen solchen Schatz von praktischer künstlerischer Erfahrung und ächter in Fleisch und Blut übergegangener Gelehrsamkeit zeigt, als das Vogel'sche. Dabei ist sein Urtheil meist so richtig und zutreffend, dass man sich fast unbedingt auf dasselbe verlassen kann. Diejenigen Bücher, welche er bei den bezüglichen Krankheiten als die wichtigsten und besten bezeichnet und deren Lectüre er dringend empfiehlt, verdienen sein Lob.

Wer es später einmal unternimmt, eine medicinische Literaturgeschichte zu schreiben, oder die Haller'sche bibliotheca practica bis auf unsere Zeit zu vollenden, kann hierzu als Wegführer und Leitfaden das Vogel'sche Handbuch gar nicht entbehren. Mit einer frappanten Treue und Frische sind hier die Krankheiten beschrieben. Fehlen selbstredend manche diagnostische Zeichen, welche erst die fortgeschrittene Neuzeit brachte, so überraschen hingegen wieder manche semiotische Bemerkungen, die man in den besseren neueren Lehrbüchern gänzlich vermisst. Die Therapie aber, welche sich frei hält von aller Schule und jedem Dogma, mit einfachen Mitteln, zu rechter Zeit angewendet, viel zu erreichen sucht, auf eine tausendjährige Erfahrung basirt ist, muss geradezu musterhaft genannt werden.

Seine therapeutischen Maximen finden sich durch das ganze Werk zerstreut und bekunden, zu welcher hohen Künstlerschaft er sich emporgearbeitet hatte.

Sehr treffend bemerkt er, dass die vernachlässigte Beachtung, die Fälle, den Zeitpunkt und die Art und Weise genau zu bestimmen, wo, wann und wie die

besten und kraftvollsten Mittel angewendet werden müssen, Schuld sei an den verwirrenden und ekelhaften Widersprüchen der Aerzte über die Wirkung vieler Mittel, welche, zur Ehre der Kunst, so oft nicht vorkommen würden, wenn sie allemal mit hinlänglicher Präcision die Umstände angäben, unter welchen das Eine oder das Andere stattgefunden hat, weil bei völlig gleichen Umständen schlechterdings nur eins, bei verschiedenen, aber beides wahr sein kann.

Von den übrigen Classsikern zeichnet V. in therapeutischer Beziehung sich besonders dadurch aus, dass er eine grosse Virtuosität darin besitzt, die natürlichen Agentien und Heilpotenzen, wie Kälte und Wärme, frische Luft, kaltes und warmes Wasser, kalte und warme Umschläge, zu Heilzwecken zu verwenden. Die von ihm angewandte diätetische Therapie befindet sich stets in der schönsten Harmonie mit den von ihm gebrauchten medicamentösen Mitteln.

Zu den von Hufeland aufgestellten 3 Heroen der Heilkunst fügte er noch 2 hinzu: kaltes Wasser bis zum Eise und das Glüheisen; sie drückten der Macht der Kunst das Siegel auf, wenn sie gehörig angewendet würden. „Aber“, sagt er, „die geschickte, treffende und zeitgemässe Anwendung dieser schweren Artillerie setze einen ebenso grossen Meister voraus, als sie wirksam ist, um die gefahrdrohendsten und verstecktesten Feinde der körperlichen Gesundheit zu besiegen“.

Die beigefügten Receptformeln vertheidigt er dadurch, dass er sagt, sein Buch sei für angehende, im Receptschreiben noch ungeübte Aerzte bestimmt, welchen es zur ungemeinen Erleichterung gereiche, mehrere gute Muster und Beispiele von Formeln vor sich zu haben, von welchen sie für jede individuellen, unmöglich alle zu bestimmenden, Umstände, die passendsten auswählen können.

Dagegen bemerkt er, dass er ausdrücklich voraussetze, dass ein Kopf voll Recepte bei weitem den Arzt nicht mache, welche vielmehr von Allem, was dieser zur Heilung seiner Krankheit wissen müsse, das Allerletzte sind. Die genaueste Erforschung der Krankheit und ihrer Ursachen bleibe durchaus die Hauptsache, welche den Arzt vor allen Dingen beschäftigen müsse; hieraus flössen die richtigen Anzeigen zur Heilung, welche, nach einmal durch und durch wohl begriffener Krankheit, mehrentheils dann wenig Schwierigkeit mehr machen, und endlich verrichteten einige wenige, so viel möglich einfache, geprüfte und wirksame, jenen Anzeigen auf das genaueste entsprechende, Mittel und Formeln das Uebrige.

Wir heben ferner folgende Aussprüche hervor:

„Ein wie grosser Unterschied es sei, Krankheiten vom Katheder und in Büchern zu curiren, das zeigt sich mit aller Stärke der Wahrheit. Der junge Arzt, mit den besten Schulkenntnissen und den bereitesten Waffen ausgerüstet, kommt, voller Zuversicht auf seine gute Sache, an's Krankenbett, er strengt alle seine Kräfte an, seinen Feind von allen Seiten kennen zu lernen, greift ihn an und erwartet alle Augenblicke, dass er fallen werde, aber er irrt sich gewaltig. Die täuschende Aehnlichkeit vieler Zufälle wesentlich verschiedener Krankheiten, so wie umgekehrt das ebenso betrügerische Ansehen wesentlich gleicher Krankheiten, wovon vorzüglich das Stoll'sche vortreffliche Werk so viele merkwürdige Beispiele enthält, die unzähligen Verwicklungen derselben unter einander, die durch so viele Umstände erschwerte und behinderte, gehörige und zuversichtliche Anwendung der rechten Mittel, die mangelhafte Erforschung aller zur völligen Aufklärung der ganzen Krankheit dienenden Dinge, sind die vorzüglichsten Hindernisse, welche dem jungen Arzte so oft das Concept verrücken, welche verursachen, dass sich die Umstände der Krankheit, die er vor sich sieht, mit dem Protocolle, das er im Kopfe hat, nicht durchaus reimen lassen, dass die Wirkungen seiner Mittel dem vorgefassten Operationsplane nicht durchaus entsprechen wollen und welche ihn daher auf gar mancherlei Weise verwirren und irre führen.“

„Vergebens und ängstlich sucht er sich nun aus seinen Papieren, aus seinen Büchern, Raths zu erholen, er ändert seine Gesinnungen, trennt, verbindet, reisst das aufgeführte Project wieder nieder, kommt auf neue Ideen, fällt von dem Hundertsten auf's Tausendste, macht Versuche, sie scheinen nicht bald zu gelingen, er macht wieder andere — und er bleibt, mit einem Worte, unschlüssig und ungewiss: mit welcher Krankheit er eigentlich zu schaffen, welche Zufälle er für wesentliche anzusehen, was er auf die Rechnung der Krankheit, der Arzneien, der Epidemie, unzähliger zufälliger Nebenumstände, der Idiosynkrasie, des Tem-

peraments, des Charakters, der Leidenschaften des Kranken u. s. w. zu schreiben habe; mithin bleibt er auch zweifelhaft, wie, wo und an welchem Ende er seinen Feind zuerst und zuletzt angreifen solle. Mein Freund kommt also und dergestalt unentschlossen vor's Krankenbett und geht ebenso unentschlossen wieder davon, in steter schüchterner Hoffnung und sehnlicher Erwartung, dass die Krankheit doch einmal zum Guten sich ändern werde, indess nun freilich die gute Natur oft endlich das Räthsel auflöst und der Sache ein erwünschtes Ende macht, eben so oft aber auch aus Mangel der gehörigen Unterstützung und Hülfe dahin sinkt."

„Ebenso unschlüssig ist ferner oft der junge Arzt in dem Gebrauche seiner Mittel, wie lange er solche fortsetzen, wann er damit aufhören, wie hoch er damit steigen, wann er sie verändere, was er und was er nicht auf ihre Rechnung schreiben soll."

Welch hohes Gewicht er auf ein gehörig und logisch angestelltes Krankenexamen legt, geht aus folgenden Worten hervor:

„Endlich bleibt meinen jungen Amtsbrüdern auch sehr vieles, was zur genauesten Einsicht dieser oder jener Krankheit erforderlich ist, verborgen, weil sie die Kunst, woran man den Meister erkennt, die Kunst gehörig zu fragen und dadurch in die geheimsten Schlupfwinkel der Krankheit zu dringen, nicht aus dem Grunde verstehen. Einestheils ist hieran der Mangel einer eigenen, wohl wünschenswerthen Anweisung schuld; anderntheils fehlt es an einer hierzu unstreitig auch erforderlichen gewissen Fertigkeit und Geläufigkeit, drittens liegt es aber auch in den meisten Fällen ganz besonders an einer sehr eingeschränkten und kurzsichtigen Menschen- und Weltkenntniss, die sich nun schlechterdings nicht am Pult und aus Büchern erlernen und studiren lässt, die aber nichts desto weniger für den praktischen Arzt von unentbehrlichem Werthe und ein über alle Massen wichtiges Studium ist, wozu endlich oft eine jungen Aerzten gewöhnliche Blödigkeit kommt, die ihre Untersuchungen und Nachforschungen auf mannigfaltig Weise auf- und zurückhält."

Den Werth der allgemeinen Therapie schlägt er auf's höchste an.

„Vorerst", sagt er, „merken sich meine jungen Leser, wenn sie es nicht wissen sollten, dass nach vorausgesetzten gründlichen physiologischen und pathologischen Einsichten und guten Kenntnissen der bewährtesten Arzneien und Hülfsmittel eine vernünftige und vollständige allgemeine Therapie die vorzüglichsten Geheimnisse der medicinischen Praktik enthalte und das Piedestal sei, worauf alles Uebrige der Ausübung beruht. Aus ihr und durch sie lernt man sich in den schwersten Fällen helfen und finden, weil sie die Regeln gibt, wie man sich überhaupt bei einer jeden kränklichen Veränderung der festen und flüssigen Theile, die besonderen Wirkungen davon mögen sein, welche sie wollen, verhalten müsse, und dann hauptsächlich, weil sie die Anzeigen finden und ausspüren lehrt, welche den richtigsten und geradesten Weg zu einer gründlichen Heilung führen und bei deren gehöriger Befriedigung man immer recht und niemals unrecht verfährt."

„Ich empfehle also meinen jungen Amtsbrüdern ganz vorzüglich ein fleissiges Studium der generellen therapeutischen Lehren, und sie werden darin eine vortreffliche Vorbereitung finden, sich nach dem als nützliche und vernünftige Diener der Natur zu betragen."

Die vom Verf. gegebenen Lehren und Regeln für angehende Aerzte haben auch heute noch Bedeutung. Wir heben folgende hervor:

„Nicht genug kann ich es Ihnen empfehlen, dass Sie in ihren Prognosen behutsam und klug sich äussern mögen. Es hängt davon grösstentheils ihr Credit und Zutrauen ab, das man ihren Rathschlägen und Mitteln giebt. Sagen Sie am Krankenbette nur sehr wenig mit vollkommenster Gewissheit vorher, denn nur sehr wenig lässt sich in der medicinischen Praktik so vollkommen gewiss vorhersehen, dass es doch nicht anders erfolgen könnte, als es vielleicht schon hundertmal erfolgt ist. Was Ihnen also auch nach allen Umständen noch so richtig und wahr scheint, darüber drücken Sie sich doch nur auf solche Weise aus, dass, wenn es anders erfolgt, als Sie vorhergesagt hatten, welches so viele unbekannte und unvorhergesehene Umstände veranlassen können, Sie nicht in Verlegenheit gerathen".

„Bei allen einigermassen wichtigen und nicht sehr dringenden Fällen, die Ihnen dunkel und zweideutig scheinen, hüten Sie sich gleich anfangs vor sehr bestimmt wirkenden Arzneien, obgleich Sie nichts weniger als unthätig und ungewiss scheinen dürfen."

„Von allen den Fällen, die schleunige Hülfe erfordern und den dabei nöthigen Mitteln muss Ihnen die genaueste Notiz immer in dem frischesten Andenken schweben, weil hier jedes unentschlossene Zaudern von gefährlicher Bedeutung sein und Sie in die bedrängteste Lage bringen kann."

„Verachten und verwerfen Sie kein Mittel, wovon der Kranke wahre Hülfe bemerkt und das er mit grossem Zutrauen nimmt und wenn es auch noch so widersinnig zu sein scheint und noch so sehr mit den Begriffen, die Sie von dem Zustande der Krankheit haben, streitet; es sei denn, dass Sie überzeugt sind, das anfangs hülfeleistende Mittel werde in der Hauptsache von ausgemacht schädlichen künftigen Folgen sein."

„Wo ein Brechmittel dringend angezeigt ist, und auf dessen beabsichtigte Wirkung das Hauptmoment der Cur beruht, zumal bei schon weit gekommenen fieberhaften Umständen, aber auch gleich im Anfang böser gastrischer Fieber, da suchen Sie möglichst zu verhüten, dass dasselbe seine Absichten nicht verfehle."

„Hierzu ist es nöthig, dass Sie von der gehörigen Wirksamkeit der Mittel, die Sie dazu brauchen, überzeugt sind. Leider! ist es nur zu oft der Fall, dass man sich hierin auf die Officinen nicht verlassen kann".

„Fast kein Mittel giebt es was in tausend Fällen mit bedenklicheren und gefährlicheren Folgen seine Wirkung versagt und wovon so oft Leben und Tod abhängt, als Brechmittel."

„Es giebt aber noch mehrere Ursachen, warum Brechmittel entweder gar nicht oder ganz absichtswidrig durch den Stuhlgang wirken. Hierauf gründen sich folgende Regeln. Geben Sie nicht erst Laxirmittel, wo Sie gleich sollten zu brechen geben, obgleich Sie den Leib, wenn er einige Zeit verstopft gewesen ist, vorher durch ein Klystier öffnen dürfen und müssen. Wählen Sie solche Brechmittel, die nicht so leicht auf den Stuhlgang wirken. Die Ipecacuanha thut es nach meinen Erfahrungen seltener als der Brechweinstein und beide zusammengemischt am allerwenigsten. Wenn Sie zu besorgen Ursache haben, dass das Brechmittel aus Ipecac. und Brechweinstein dennoch seinen Zweck verfehlen werde, z. B. bei schon vorhandenem Durchfalle, bekannter Idiosynkrasie, so versetzen Sie es mit Meerzwiebelhonig, wodurch die Wirkung eines oder beider jener Mittel eine lebhafte Richtung nach oben erhält. Auch kann hier die Aq. benedic. Rul., wenn ihr sonst nichts zuwider, vorzüglich sein. Wo das Brechen sehr nöthig und dringend ist und fast alles darauf beruht, dass der Magen rasch und ganz ausgeleert werde, da schadet es, bei sonst gleichen Umständen, gewiss nichts, wenn auch etwas mehr Brechen erfolgt, als nöthig wäre, indessen das Gegentheil den gewünschten und vorgehabten Zweck auf das Widrigste hemmen und stören kann. Halten Sie es aus irgend einer Ursache nicht für sicher, das Brechmittel auf einmal zu geben, so müssen die getheilten Dosen wenigstens geschwind aufeinander, alle 5, 10 Minuten gegeben werden. Ich verschreibe in diesem Falle $1-1^1/_2$ Quentchen Ipecac. mit einem oder zwei Granen Brechweinstein und einem Loth Meerzwiebelhonig zu ein paar Unzen Wasser, wovon esslöffelweise so lange genommen wird, bis hinlängliches Brechen erfolgt ist."

„Es giebt Fälle, wo die Brechen machende Wirkung eines jeden Brechmittels durch Unempfindlichkeit, Lähmung, Krämpfe oder andere im Magen liegende Ursachen, durchaus verhindert wird; und dann müssen, wo möglich vorher oder zu gleicher Zeit, diese Hindernisse gehoben werden. Zuweilen gelingt dies durch Blasenpflaster auf den Magen gelegt, durch Opium, durch weinige Aufschläge u. s. w."

„Verhüten Sie sorgfältigst, jemals zu schaden, wenn Sie nicht helfen können."

„Lernen Sie Stoll's Aphorismen „de cogn. et cur. feb." fast auswendig und studiren Sie jedes Wort vom Anfange bis zum Ende."

„Suchen Sie vor allen Dingen die Eigenheiten und Idiosynkrasien oder das Individuelle eines jeden Kranken, den Sie noch nicht kennen, mit Fleiss auszuforschen und bemerken Sie überhaupt genau, was ihm von jeher wohl oder übel bekommen ist, und wie Alles auf ihn gewirkt hat. Ihr zweiter Blick muss auf die allgemeine Constitution, das Epidemische, die Jahreszeit gerichtet sein."

„Suchen Sie, so viel als möglich, Ihrem, zumal empfindlichen, furchtsamen und reizbaren Kranken jederzeit mit heiterer, freundlicher Seele, wenigstens mit einem solchen Gesichte, unter die Augen zu treten. — Eine bedenkliche Amtsmiene kann auf der Stelle den grössten Schaden stiften, die erwünschte Krisis stören und die schönsten Hoffnungen vereiteln."

„Versäumen Sie nie, die Ausleerungen Ihrer Kranken zu besehen, wo es zumal hauptsächlich auf Ausleerungen ankommt. Die Beschaffenheit derselben giebt

Ihnen oft das hellste Licht, ohne welches Sie fast keinen sichern Schritt thun können. Auf die Angabe der Wärter dürfen Sie sich nicht verlassen."

„Durch nichts müssen Sie sich abhalten lassen, diejenigen Mittel vorzuschlagen und durchzusetzen, die Ihnen nach reifer Ueberlegung nöthig scheinen, besonders in ernsthaften und baldige Hülfe erfordernden Fällen."

„Wenn man andere Aerzte neben Ihnen consultiren will, so weigern Sie sich nicht allein dagegen, sondern kommen Sie noch lieber Ihrem Kranken damit zuvor. Aber handeln Sie nie wider Ihre Ueberzeugung. — Ich für meinen Theil bin kein Freund von Consultationen der Aerzte, sowie sie gewöhnlich beschaffen sind. Ein Jeder sieht durch seine Brille und reitet auf seinem Steckenpferde. Der Aufruhr ist unausbleiblich, wenn sie alle wirken wollen, und der Kranke stirbt durch die Menge seiner Aerzte. Mehrentheils agirt nur Einer, was sollen denn die Uebrigen?" —

„Suchen sie von allen Mitteln, die Sie brauchen, und ihrer Aechtheit eine genaue anschauliche Erkenntniss zu haben, damit Sie nicht leicht können hintergangen werden. Hiervon hängt so viel ab, dass Sie oft gar nicht helfen können, weil Sie den in der verdorbenen, fehlerhaften Beschaffenheit Ihrer Arzneien liegenden Grund nicht sehen und nicht verstehen. — Es ist zuverlässig, dass der Tod vieler Kranken nirgends anders als in der Apotheke liegt."

„Wenn Sie zu gleicher Zeit Anzeigen zum Aderlassen und zu anderen Ausleerungen finden, so müssen Sie allemal jenes zuerst vornehmen. Aber hüten Sie sich vor falschen Anzeigen zum Aderlassen bei turgescirenden Unreinigkeiten in den ersten Wegen, die so täuschend als möglich sein können. Die Galle macht oft einen vollen harten Puls, kurzen Athem, Blutflüsse, die schmerzhaftesten Stiche in der Brust und aller Orten, die heftigste Hitze, gewaltige Kopfschmerzen, und doch dürfen Sie in tausend dieser Fälle nicht aderlassen. Sehen Sie vor allen Dingen auf den herrschenden Genius der Krankheiten, auf die Jahreszeit und auf Ihr Individuum".

„Lassen Sie sich nie durch hitzige Ausschläge, von welcher Art sie auch sind, von demjenigen Weg abführen, und die übrigen Anzeigen Ihnen anweisen und thun Sie nie etwas gerade um des Ausschlags willen."

„Bekümmern Sie sich nicht um einzelne Symptome, wenn Sie nicht sehr dringend und gefahrdrohend sind. Ihr Hauptaugenmerk sei immer auf die Ursache und die Quelle gerichtet, aus welcher alle jene Zufälle entspringen. Auf diese Weise können Sie mit Brechmitteln ein Blutbrechen curiren. Wird der Stamm abgehauen, so fallen auch die Zweige mit nieder; aber der Stamm bleibt stehen und wächst, indess Sie mit Abhauung seiner Zweige beschäftigt sind."

„Hüten Sie sich vor den Irrwegen, in die eine Methode, welche Ihnen in vielen Fällen gelungen und welche Ihnen darum so lieb geworden ist, Sie leicht führen kann. Nichts ist Anfängern schwerer, als die oft überaus feinen Grenzlinien zu sehen, welche sehr verschiedene Krankheiten von einander trennen. Mit keinen Mitteln geschehen diese Fehltritte zu unsern Zeiten so häufig als mit den ausleerenden. So hat die sogenannte kalte Methode in den Pocken beinahe so viel Unheil gestiftet, als die heisse. So richten das Quecksilber, das Opium, die China, die Abführungen, die Auflösungen, die Klystiere, die Belladonna, die fixe Luft, die Elektricität, die Bäder und Brunnen und sehr viele Dinge täglich den grössten Schaden an."

„Trauen Sie niemals der wörtlichen Angabe Ihres Kranken, wenn er den Sitz eines Schmerzes oder irgend einer Empfindung anzeigt, sondern lassen Sie sich diese Stelle mit den Fingern zeigen."

„Wenn ein säugendes Kind krank und auf gute Mittel nicht bald besser wird und die Krankheit nicht von den Zähnen oder von einer anderen Ursache herrührt, so dringen Sie nothwendig darauf, dass das Kind von der Brust abgenommen werde."

„Das Erste, worauf Sie bei jedem Kranken sehen müssen, ist Reinlichkeit. Der Einfluss derselben auf die Heilung einer jeden Krankheit ist immer bedeutend und wichtig. Zumal in manchen Krankheiten lässt sich mit den besten Mitteln nichts oder nicht genug ausrichten, wenn nicht dafür gesorgt wird, dass der Kranke öfters und täglich mit reiner Wäsche versehen und sonst gereinigt werde."

„Lassen Sie sich nicht von sogenannten Krankheiten hintergehen, die aus politischen Ursachen gespielt werden, und die durch alle Ihre Arzneien unheilbar sind.“

„Junge Aerzte sind in ihren praktischen Geschäften gemeinlich entweder zu bedenklich und furchtsam oder zu voreilig und dreist. Manche Krankheitsumstände erfordern eine nachdrückliche, kraftvolle und rasche Behandlung, andere ein sanftes, leises und langsames Verfahren, noch andere das blosse Zuschauen des Arztes. Je schneller eine Krankheit mit Gefahr des Lebens ihren Verlauf zu machen pflegt, desto thätiger, wirksamer und rascher muss in der Regel die Hülfeleistung sein. Das ist der Fall z. B. mit den acuten Entzündungen vorzüglich mancher Eingeweide, mit der Apoplexie, mit eingeklemmten Brüchen, gewissen Blutflüssen, Ischurien u s. w. Hier arbeitet die Natur ihren Absichten gerade entgegen und zerstörend, oder ihre Bemühungen erreichen doch allermeistens nur unvollkommen den Zweck. An geschwinder, kräftiger Kunsthülfe ist hier alles gelegen, um Tod oder gefährliche Folgen zu verhüten.“

„Je länger dagegen eine Krankheit an sich zu dauern pflegt, je tiefer ihre Ursache im Körper eingewurzelt ist, je mehr derselbe schon davon gelitten hat, oder je deutlicher es ist, dass die Natur mit Erfolg gewisse heilsame Zwecke dadurch zu erfüllen sucht, desto weniger muss man den Knoten durchhauen wollen und desto behutsamer, vorsichtiger und lauschender, aber auch desto beharrlicher muss man zu Werke gehen.“

„Gar nichts Directes muss der Arzt thun, wenn die Krankheit eine offenbare Naturhülfe ist, wie so oft ein Blutfluss aus nicht gefährlichen Wegen, ein Durchfall u. s. w. Aber er muss auch nicht selten mitten in der Cur langwieriger, nicht dringender Krankheiten alle Arzneien, da sie keine Hülfe gaben, aussetzen, theils um zu sehen, welchen Weg etwa die Natur ungestört geht, oder wie sich die Krankheit ohne Mittel nimmt, theils auch, um den Kranken nicht zu ermüden. Viele Krankheiten kann man allein durch Diät, Régime, Veränderungen der häuslichen politischen Lage besser und sicherer heilen als durch alle Arzneimittel. Manche Krankheiten vertragen gar keine Arzneien. Man hüte sich zu schaden, wo man nicht helfen kann. Das gehört zu den schwersten Meisterstücken des Arztes.“

„Es ist in vielen Fällen sehr wichtig zu wissen, ob den Aeusserungen des Kranken in Absicht seiner Empfindungen strenge zu glauben ist. Mancher beschwert sich kaum über einen Schmerz, worüber ein anderer verzweifeln will.“

„Machen Sie nicht leicht eine beträchtliche Veränderung in der gewöhnlichen Diät, dem Régime und sonstigen Gewohnheiten alter Personen.“

„Lassen Sie sich durch keine Beschwerden oder Hindernisse oder Schmerzhaftigkeit, oder was es sonst für Ursachen sein mögen, von den genauesten äusserlichen Untersuchungen des Körpers bei gewissen Krankheiten abhalten.“

„Vollends tadelhaft und der Absicht eines braven Arztes zuwider ist es, aus eigener Bequemlichkeit oder Eilfertigkeit irgend eine dergleichen Untersuchung zu vernachlässigen oder nur obenhin zu bewerkstelligen. Es kann und darf ihn nichts davon lossprechen, wenn er seine Pflichten erfüllen will, und lieber muss er den Kranken seine Hülfe verweigern, als sich der sorgfältigsten und vollständigen Erforschung seines Uebels begeben, ohne welche keine vollkommen zweckmässige Behandlung derselben stattfinden kann.“

Vogel gehörte auch zu den wenigen damaligen Klinikern, welche den Brownianismus bekämpften. Schrieb er keine besondere Schrift gegen dies System, so nimmt er doch öfters Veranlassung in seinem Handbuche die Einseitigkeiten desselben hervorzuheben. So bemerkt er bei der von ihm vorgeschlagenen Therapie des Blutspeiens. „Meine jungen Amtsbrüder warne ich bei dieser Gelegenheit ernstlich vor den einseitigen Brown'schen Grundsätzen in diesem Punkte. Es ist einer der auffallend unrichtigsten und gefährlichsten Sätze seiner Lehre, dass das gewöhnliche Blutspeien ein asthenischer Zustand sei, der reizende Mittel erfordere. Unstreitig gibt es viele Fälle, wo seine Methode der Wahrheit sich nähert und wo das wiederholte Blutlassen den Bluthusten immer fester gründet und die Entstehung der Schwindsucht gewiss sehr begünstigt.“

Entgegen den meisten Aerzten der damaligen Zeit, welche den entzündungs-

widrigen Heilapparat in seiner ganzen Breite bei den entzündlichen Krankheiten in Anwendung brachten, hatte Vogel schon damals erkannt, dass auch hier Mass gehalten werden müsse. Er hatte seine ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die Diagnose der wirklichen Entzündungen festzustellen, da man damals so Vieles für Entzündung erklärte, was gar nicht Entzündung war. In dieser Beziehung sagt er: „Die Wichtigkeit der Lehre von den Entzündungen wird noch vollends durch die Schwierigkeiten vermehrt, womit oft die diagnostische Erkenntniss dieser Krankheiten verbunden ist und welche gewiss zuweilen nur von einer sehr scharfen und geübten Beurtheilung können überwunden werden."

Ueber die Abnahme der reinen Entzündungen äussert er sich folgendermassen: „Ganz reine Entzündungen sind denn auch in den jetzigen Zeiten, wenigstens in den Gegenden, wo ich seit vielen Jahren Kranke gesehen und behandelt habe, selten. Die mehrsten gibt es noch auf dem Lande und unter der arbeitenden Menschenclasse, die wenigsten unter den vornehmen Stadtbewohnern. Fast immer hängt etwas daran, was entweder ihren ordentlichen Gang stört, oder sie verdunkelt oder die reine entzündungswidrige Methode unbedingt nicht zulässt. Bald ist dies Nervenschwäche, bald erhöhte Reizbarkeit, bald irgend eine Schärfe rheumatischer, gichtischer, erysipelatöser oder anderer Art, bald etwas Gastrisches, bald etwas Anderes. Wie sehr dadurch die Diagnosis, Prognosis und Cur dieser Krankheit oft erschwert werden müssen, ist ebenso begreiflich, als es die tägliche Erfahrung lehrt."

Wie sehr V. beim Aderlasse alle, dabei in Betracht kommenden, Momente berücksichtigte und nach allen Seiten umsichtig verfuhr, geht aus den Vorschriften hervor, die er bei der Cur der Hämoptoe ertheilt. „Dieselbe, sagt er, hat ihr Allgemeines und Besonderes, in und ausser dem Anfalle. Der Kranke muss immer mit aufgerichteter Brust stehen oder sitzen, möglichst das Husten vermeiden, mehr, wie bei irgend einem andern Blutflusse, Angst und Gemüthsbewegungen verhüten, nichts Festes am Körper leiden, nicht sprechen u. s. w. Eine Hauptfrage betrifft das Aderlassen, ob es vorgenommen werden müsse. Es gelten hier erst die allgemeinen Regeln. Je mehr Schmerz und Druck in der Brust empfunden wird, und je empfindlicher der Husten, je activer überhaupt das Blutspeien ist, desto nöthiger ist das Aderlassen, nebst dem ganzen Verfahren, wie in der Peripneumonie."

„An die Menge des ausgeworfenen Blutes darf man sich nicht kehren, wenn der Puls nur noch nicht zu ausgeleerte Gefässe verräth, das Blut keine aufgelöste Beschaffenheit zeigt, oder eine schwächliche, reizbare, nervöse Constitution und andere Contraindicationen, das Aderlassen entweder ganz widerrathen oder doch grosse Behutsamkeit empfehlen. Nur darf man sich allein durch den Puls nicht täuschen lassen, der klein und schwach scheinen kann, so wenig wie durch kalte Hände, blasses Gesicht und anscheinende Mattigkeit, welches alles eine Folge von Gemüthsbewegungen sein kann."

„Wo es von heftigen äusserlichen Ursachen, wahrer Vollblütigkeit, Entzündung u. s. w. sehr angezeigt ist, muss es gleich zum ersten Male so reichlich geschehen, als es die Umstände nur erlauben, und zwar, wie es scheint, am sichersten am Fusse und auch ohne eine Ohnmacht zu fürchten."

„So lange der Kranke noch Blutausleerungen verträgt, müssen sie allmälich weniger, besonders nach Anzeige der Beklemmung, des Drucks auf der Brust, des schmerzhaften Hustens und des fortdauernden Blutauswurfs wiederholt werden."

„So wenig es in vielen Fällen zweifelhaft ist, was man in dieser Hinsicht thun müsse und dürfe, so gibt es doch auch einzelne peinliche Fälle, wobei der gewissenhafte Arzt in nicht geringer Noth ist."

„Zu grosse Furchtsamkeit ist im Ganzen hier gewiss schädlicher als eine die Grenzen der Nothwendigkeit etwas überschreitende Dreistigkeit."

„Es kann in der That auf ein Weniges ankommen, um die Schwindsucht zu verhüten. Sei es, dass die Kräfte des Kranken bis auf den Grad, den er nur ertragen kann, herunter gebracht werden, wenn ein neuer Blutsturz und jene schreckliche Krankheit nur vermieden wird. An dem Kraftmangel stirbt er nicht und er wird sich erholen, dauere es, so lange es wolle. Aber die Lungensucht, wozu durch eine zu ängstliche Abmessung des zu lassenden Blutes einmal der Grund gelegt worden ist, wird ihn, vielleicht Jahre lang, elend machen und am Ende ins Grab stürzen."

„So sehr ich mithin dafür stimme, bei einer so wichtigen Angelegenheit kein Blut zu schonen und sich auch bei einem geringen Blutauswurfe, der tausendmal einen stärkeren zur Folge hat, von zeitiger reichlicher Aderlässe nicht abhalten zu

lassen, so dringend empfehle ich die genaue Prüfung des Falles, weil unter gewissen Umständen das Blutlassen dem Bluthusten durchaus nicht angemessen ist und dieser ganz andere Mittel erfordert."

„Die Hauptsache beruht erst auf dem Individuum, den Ursachen, der Complication, überhaupt auf einer richtig gefassten Diagnosis und dann auf einer treffenden Schätzung der Kräfte. Beides ist aber keineswegs allemal so leicht. Besonders erfordert jenes oft eine scharfe Untersuchung und eindringende Beurtheilungskraft."

„Desto schädlicher ist das Blutlassen in allen den Fällen, wo offenbar Schlaffheit und Schwäche zum Grunde liegt, und das Blut zu dünn und zersetzt ist, in wahrhaft negativem Blutspeien, das gewiss dadurch immer ärger wird."

Nicht minder behutsam, stets die ätiologischen Momente berücksichtigend, die Schablone vermeidend, streng individualisirend zeigt sich Vogel bei der Auswahl der Mittel gegen Hämoptoe.

„Nun kommt es vor allen Dingen auf die verschiedene Natur und Ursachen des Blutspeiens an, gegen deren mehrere im Anfalle selbst das Nöthige vorgenommen werden kann, und nach welchen die Cur sofort regulirt werden muss."

„Das sind z. B. gastrische Ursachen, Galle, Würmer, Hämorrhoiden, Schärfen, Rheumatismen, getrocknete alte Geschwüre u. s. w."

„An die Hebung anderer Ursachen, z. B. Verbesserung eines allgemein kachektischen, nervösen Zustandes, Auflösung verstopfter Eingeweide u. s. w. kann erst nachher gedacht werden."

„So heilsam ein Mittel an sich gegen das Blutspeien auch sein mag, so taucht es doch nichts, wenn es zum Husten reizt, oder es muss dann mit solchen Dingen vermischt werden, welche diese Reizung verhindern und welche sich zumal auch überhaupt zur Dämpfung des Hustens schicken. Einige Subjecte sind in diesem Punkte reizbarer als andere."

„Ich ziele hier hauptsächlich auf die vegetabilischen, noch mehr auf die mineralischen Säuren und auf den Salpeter und den Salmiak."

„Wenn diese Mittel nun doch sehr wünschenswerth sind, so müssen sie mit arabischem Gummi, Tragacanth, Salep und dergl. vermischt, in schleimigen Decocten eingewickelt, mit Syr. farf., alth., liquir., diacod. u. s. w. oder auch blossem Zucker in reichlicher Menge verordnet werden."

„Man erreicht den Zweck noch besser, wenn nach den vorausgegangenen Blutausleerungen, falls sie nöthig waren, und der Husten stark ist, Opium, Extr. hyosc. dazu gesetzt werden."

„Ueberhaupt liegt an der Stillung und Verhütung des Hustens ungemein viel. Daher auch die ausgepressten Oele, die man entweder für sich oder mit Eidotter, arab. Gummi, in Emulsionen mit Sem. hyosc. auch wohl etwas Campher reichlich gibt und vorzüglich das ol. momort. Disp. Wirt. alle 1—2 Stunden zu einem Caffeelöffel voll oder das oleum hyosc. coct., so lange der Husten mit oder ohne Blut währt, so vertreffliche Dienste thun."

„Kann etwas einen heftigen Bluthustenanfall schnell stillen, so darf man es besonders von diesen Mitteln erwarten, wenn offenbar, wie so oft, ein krampfhafter Zustand, welchen die kalten Extremitäten, der kleine zusammengezogene Puls, der blasse Urin hinlänglich zu erkennen geben, vorwaltet und man übrigens vorher und dabei nichts versäumt, was besondere Indicationen fordern und was dem Triebe des Blutes nach den Lungen abhelfen kann: als viele erweichende Klystiere, laue Fussbäder, trockene Schröpfköpfe zwischen den Schulterblättern, an den Armen, Einreiben der Cantharidentinctur in die Füsse oder auch Blasenpflaster, Senfkuchen an diesen Theilen."

„Besänftigen aber diese Mittel den Sturm nicht bald, indess die Schwäche mit jeder Minute mehr zunimmt, dann sind noch andere Mittel übrig, die man ohne Aufschub versuchen muss, weil die Erfahrung davon mehrere glückliche Erfolge bestätigt hat."

„Das eine ist kaltes Wasser, womit allein Fried. Hoffmann längst gefährliches Blutspeien mehrmals gehoben hat, alle halbe Stunde acht bis zehn Unzen Tag und Nacht, ohne alle andere Nahrung, einige Tage, selbst eine Woche lang fort, wenigstens bis das Blutspeien aufhört. Die Menge des kalten Wassers, das man nach und nach bis zur Eiskälte nimmt, wird dann allmählich verringert und dafür etwas zarte Nahrung gestattet. Zu gleicher Zeit lege man kalte Umschläge von Wasser und Essig oder blossen Essig auf die Herzgrube, auch

wohl, wie beim Nasenbluten, auf die Geburtstheile, im Nothfalle über die ganze Brust und setze die Füsse bis über die Kniee in ein warmes Bad."

„Grosse Dienste leistet dabei noch ein grosses Blasenpflaster zwischen den Schulterblättern, bis die Haut davon nur roth wird."

„Das andere Mittel, welches in verzweifelten Fällen des Versuchens werth ist, ist das trockne Küchensalz. Es wird von einem Thee- bis zum Esslöffel voll recht fein gepulvert genommen."

„Sehr merkwürdig sind ferner die Wirkungen, welche der rothe Fingerhut dadurch bewiesen hat, dass er die Bewegungen des Blutsystems besänftigt und den Puls ohne alle heftige Zufälle ausserordentlich mindert. Etwas Aehnliches bewirkt die Ipecacuanha in kleinen Dosen."

„In allen den Fällen, wo Krämpfe, Verstopfungen, Schärfen, Entzündungen, Congestionen, Hindernisse im Blutumlaufe u. s. w. vorhanden sind und jeden Reiz verbieten, sind die Mittel aus der Classe der zusammenziehenden sehr nachtheilig und Schuld an Lungenknoten, Schwindsucht und mancherlei Zerrüttungen im Unterleibe. Einzig und allein können diese Mittel nur da mit gutem Gewissen vorsichtig angewendet werden, wo es auf Verbesserung blosser Atonie und Laxität und eines zu dünnen wässerigen Blutes ankommt."

„Ist der Bluthusten gastrisch, so leidet es gar keinen Zweifel, dass, bald nach den gehörigen Vorbereitungen durch Aderlassen, sobald als möglich auf die Entfernung des gastrischen Reizes gedacht werden muss."

„Ist die rheumatische oder gichtische Natur des Uebels entschieden, so werden, ausser den allgemeinen Massregeln, die diesen Ursachen angemessenen Mittel zum Theil auch gleich angewendet. Ich rechne dahin besonders die rothmachenden und blasenziehenden Mittel im ganzen Umfange der Brust irgendwo und in einzelnen Fällen vorzüglich an den Theilen applicirt, an welchen die Schmerzen vorher hafteten."

„Bei stockenden Hämorrhoiden sind Blutegel, die Lancette, erweichende Klystiere, Dampfbäder an den After, laue Sitzbäder, Stuhlzäpfchen, laue Fussbäder, warme Umschläge auf den Unterleib, die Hüften und den unteren Rücken, sanfte Abführungen, Reiben des Afters, die Hauptmittel."

„Zu einer gründlichen Cur ist zunächst und vor allen anderen Dingen nöthig, dass womöglich kein Husten zurückbleibe und der Athem ganz frei sei. Eher darf man nicht ruhig sein und aufhören, Hülfe zu leisten. Zu dem Ende muss man 1) nichts thun, um den am Ende erfolgenden Auswurf des grünlichen, geronnenen, mit Schleim vermischten, Blutes zu hindern, damit die Lunge von allem extravasirten Geblüte völlig befreit werde, vielmehr ist jener Auswurf bei etwaiger Ermangelung der Kräfte durch gelinde stärkende und die Expectoration unterstützende Mittel zu befördern; 2) muss man den noch fortdauernden Reizhusten dämpfen, wozu Opiate, Selter- oder Fachingerwasser mit Milch u. s. w. dienen; 3) muss sorgfältig alles vermieden werden, was auf irgend eine Weise erhitzen, reizen, schwächen, die Lunge anstrengen oder Congestion dahin erregen könnte. — Besonders zu fliehen sind die Gemüthsbewegungen, kalte Füsse u. s. w. Zuweilen ist Veränderung des Klimas von grosser Wirkung."

„Werden diese Massregeln versäumt oder waren sie dem Uebel nicht gewachsen, so bleiben öfters Druck, Spannung, Schmerzen, Brennen in der Brust, beengter Athem, Husten mit Auswurf oder nicht, geschwinderer Puls, zumal des Abends, nach Tische, öftere kleine Schauder, beschwerliche Lage auf einer oder der anderen Seite, ein kleines Geräusch beim Athemholen, gegen Morgen Neigung zum Schweissen, zurück, und das Signal zur Schwindsucht ist leider! unwiderruflich gegeben."

Wie graphisch er es versteht, die Krankheiten zu zeichnen, davon möge seine Schilderung der Ruhr ein Beispiel geben:

„Die Ruhr charakterisirt sich durch folgende wesentliche Zufälle:

1) Einen öfteren Drang zum Stuhlgehen, wodurch aber nicht sowohl wahre und gewöhnliche Excremente, als Materien vielmehr von allerhand Art, Farbe und Consistenz und meistens in ganz geringer Menge, ausgeleert werden; also ein öfteres Stuhlgehen ohne eigentlichen Stuhlgang, 2) Stuhlzwang, 3) Schmerzen im Unterleibe und 4) Fieber. Man kann also die Ruhr am besten so definiren: Sie ist eine, mit

Schmerzen im Leibe und Stuhlzwang, oft wiederkehrende geringe, mehr und weniger mit Fieber verbundene, widernatürliche Ausleerung durch den Stuhl. Will man die Ruhr auch gar nicht unter die Ausleerungen rechnen, sondern die Krankheit als eine eigene Entzündung des Mastdarms betrachten, so habe ich auch nichts dagegen. Es ist gewiss, dass die an Menge oft so unbedeutende Ausleerung sowenig das Wesen der Krankheit ausmacht, als die Cur derselben bestimmt. Die Ruhr ist ein wahrer Tripper des Afters, was der Mastdarm hier leidet, leidet dort die Harnröhre und nichts kann ähnlicher sein, als die Wirkungen von beiden.

Die Ausleerungen sind bald blosser Schleim, bald wässerig, blutig, zuweilen fast blosses Blut, von allerlei Farben, braun, grün, grau, gelb, weiss, bunt, schwärzlich und schwarz, dem Eiter und der schwarzen Galle ähnlich, mit flockigen, häutigen, polypösen, zuweilen aus dem After hervorhangenden, nach den Gedärmen oder sonst verschieden geformten Stückchen und Gerinnungen, wahren Pseudomembranen und Aftergebilden oder wie Infarcten, bald mit weissen, talgähnlichen Partikeln, oder leimig, zähe, theerartig oder ganz dünn wie Fleischwasser, faul und jauchig, ohne sonderlichen Geruch oder mit einem eigenen Ruhrgeruche, in verschiedenen Graden bis zum aashaften Gestanke."

„Der eigentliche Stuhlgang, zuweilen fest und hart, bleibt meistentheils zurück Man kann also sagen: die Ruhr ist mit einer wahren Verstopfung verbunden. Die Excremente werden häufig im Colon zurückgehalten, wie man es auch in Leichen gefunden hat. Ganz im Anfange pflegen noch zwischen den dünnen Ausleerungen manchmal harte, kugeligte, oder gewöhnlich geformte Excremente abzugehen."

„Die Ausleerungen erfolgen nicht selten hundertmal und öfters in 24 Stunden, alle viertel, halbe Stunden, fast jeden Augenblick. Der Kranke ist kaum vom Nachtgeschirr aufgestanden, so muss er sich schon wieder niedersetzen. Dennoch ist dies nicht selten ganz vergeblich. Es erfolgt nichts, so gross der Drang ist".

„Zuweilen werden die Stühle durch eine gewisse Lage des Körpers, auf der einen oder anderen Seite oder auf dem Rücken besonders gereizt und vermehrt".

„Ungemein beschwerlich ist der Stuhlzwang, der sich auch auf die Blase erstreckt und einen sehr empfindlichen Harnzwang hervorbringt. Entweder lässt er nach dem Stuhle ganz nach, oder wird nur gelinder, oder dauert unverändert fort, oder wird immer schlimmer. Zugleich leiden öfters alle umliegenden und benachbarten Theile. Es ist häufig ein überaus peinlicher und angreifender Zustand. Besonders drücken Kinder durch ihr grosses Geschrei die Leiden lebhaft aus, die wohl auch Zuckungen hervorbringen können. Es ist, als wenn alle Eingeweide zum Leibe herausdringen wollten, und das mit grosser Noth ausgepresste Resultat ist häufig nur ein Theelöffel, ein Esslöffel voll Materie der beschriebenen verschiedenen Art, auch wohl gar nichts. Nicht selten fällt bei dieser Gelegenheit, besonders bei Kindern, der After hervor und kommt durch Einklemmung und Drang leicht in Gefahr von Entzündung und Brand, wenn er nicht bald zurückgebracht wird. Nicht selten sieht man an dem vorgefallenen Stücke die deutlichste Entzündung. Dass die Empfindlichkeit des Mastdarms durch den Stuhlzwang mehr und weniger erhöht und die Hämorrhoidalgefässe zu Anschwellungen gereizt werden, ist ebenso begreiflich, als dass das Uebel selbst dadurch desto schlimmer und schmerzhafter werden müsse."

„Die Schmerzen im Leibe sind nach ihrer Heftigkeit, dem Ort ihres Sitzes, ihrer Stetigkeit und Fortdauer, sehr verschieden, und diese Verschiedenheit wird durch die Natur des Uebels, der Epidemie, des Individuums u. s. w. bestimmt."

„Je höher in den Gedärmen hinauf sie ihren Sitz haben, desto länger vor den Ausleerungen rühren sie sich insgemein, desto heftiger sind sie und desto mehr nehmen sie die Gegend des Nabels ein. Auch ist das Blut, wenn sich dergleichen unter dem Abgange befindet, um desto inniger mit diesem vermengt. Sie können in einem mässigen, sehr erträglichen Kneipen und Reissen bestehen, aber auch so heftig werden, dass sie Ohnmachten und selbst Lähmungen der Extremitäten veranlassen."

„Kaum jemals wird bei der Ruhr früher oder später alles Fieber fehlen. Je mehr die Ruhr auf den Mastdarm oder die dicken Gedärme überhaupt eingeschränkt ist, desto weniger wird sich im Allgemeinen, wegen der geringeren Reizbarkeit und Empfindlichkeit dieses Darms, Fieber regen. Aber dann hängt seine Existenz, sowie seine Natur selbst, von der Ursache der Krankheit, von der Epidemie, von der Constitution des Kranken und von mehreren anderen Umständen ab, die nun auch hinwiederum der Ruhr ihr eigenes Gepräge aufdrücken."

„Es gibt keine bekannte Fieberart, welche bei der Ruhr nicht stattfinden könnte; es kann alle mögliche Charaktere haben, mit oder ohne bestimmten Typus. Ebenso ist das die Ruhr begleitende Fieber jeder Complication fähig. Es kann aber auch nur sehr einfach und kaum merklich sein, so dass es sich nicht sowohl durch bestimmten Frost, Hitze und besonders schnellen Puls, als durch das Ab- und Zunehmen der Krankheit, durch die Veränderungen des Urins, durch Ziehen in den Gliedern, Trägheit des Körpers, durch Unruhe und dgl. zu erkennen gibt.“

„Nach Sydenham fehlt nie das Fieber, er nennt die Ruhr daher „febrem ad intestina conversam.“

„Solchergestalt ist die Ruhr bald katarrhalisch, bald rheumatisch oder entzündlich, faulartig, nervös, schleimig, gallig, acut oder chronisch, einfach oder complicirt, gut oder bösartig“ u. s. w.

Aus dem reichen Schatze seiner therapeutischen Erfahrungen heben wir folgende hervor: Bei der Angina, welche in einen Abscess übergegangen ist und dem wegen unmöglicher oder nicht hinlänglicher Oeffnung des Mundes nicht beizukommen ist, rühmt er ein Emeticum vermittelst einer concentrirten Auflösung des Brechweinsteins.

Gegen empfindliche Schmerzen bei Angina hat eine wässerige Auflösung von Opium, unter erweichende Decocte gemischt, zum Gurgeln vortreffliche Dienste gethan.

Bei der Diphtheritis, welche er vortrefflich beschreibt, leistete ihm am meisten entweder ein, im Anfang gereichtes Brechmittel oder, wo Abführungen passen, Calomel und zum Pinseln der faulen Krusten Rosenhonig mit Spiritus vitrioli.

Bei scirrhösen Verhärtungen des Magens hat sich ihm das Extract des Schierlings mit Quecksilber, Seife, Goldschwefel u. s. w. in noch nicht zu weit gediehenen Fällen besonders bewährt.

Seine minutiöse Behandlung der Cardialgien verdient noch jetzt Berücksichtigung. „Ihre Cur“, sagt er, „ist so verschieden, als die Natur und Beschaffenheit derselben. Oft muss man aber erst den Schmerz und Krampf einigermassen beruhigen, ehe sich an die Entfernung einzelner Ursachen denken lässt“.

Seine Erfahrungen über Katalepsie verdienen auch heute noch Berücksichtigung.

Ueber die Behandlung der oft so hartnäckigen und ätiologisch schwer zu ergründenden Cephalalgien hat Vogel sehr gute Winke ertheilt.

Seine Therapie bei den verschiedenen Arten der Ruhr wird dem Praktiker für alle Zeiten ein Muster und ein Leitstern am Krankenbette bleiben.

Ueber das so viel geschmähte und ebenso viel gerühmte Opium äussert er sich folgendermassen:

„Ein allgemeines Hauptmittel ist und bleibt das Opium. Es bewährt seine Kraft und Angemessenheit besonders auch dadurch, dass solche Kranke es oft in grosser Masse vertragen, in allen den Fällen, wo die Schmerzen, ohne entzündliche Ursachen, gewisse Grenzen überschreiten, keine gröberen gastrischen Reize hervorbringen, die Unruhe gross und die Haut trocken ist, besonders aber bei sinkenden Kräften, kalten Gliedmassen, schnellem, kleinem Pulse, starren, leblosen Augen, Ohnmachten u. s. w. Bei der Nothwendigkeit der längeren Fortsetzung seines Gebrauches muss man nur durch Aussetzen desselben von Zeit zu Zeit seinen Nutzen zu erfrischen suchen. Zumal ist das Opium die grösste Panacee für hysterische und nervenschwache Personen. Hat man die Indicationen nur recht gefasst, und ist keine besondere Indiosynkrasie im Wege, dann darf und muss man dreist grosse Dosen davon geben, es auch einreiben und in Klystieren beibringen“.

„Ergibt sich der fauligttyphöse Charakter der Ruhr und werden die dagegen empfohlenen Mittel wie mineralische Säuren, China, Campher und dergl. nicht vertragen, so kann man oft vom Opium allein in steigenden und wiederholenden Dosen, bis die Extremitäten wieder warm werden, die beste Belebung erwarten“.

Seine Principien bei der Behandlung des Erysipelas dürften auch jetzt noch die volle Beachtung der Kunstgenossen verdienen, zumal bei der, von Einigen beliebten, Behandlung mit Eis so Viele ihr Leben einbüssten. Vogel sagt: „Alle äusseren Mittel müssen lauwarm sein und so erhalten werden, aber weder heiss, noch kalt. In der Regel verträgt die Rose nichts Feuchtes.“

Mustergültig bleibt seine Behandlung der gastrischen Fieber.

Seine Regeln, welche er bei der Cur der feb. intermittens ertheilt, verdienen auch heute noch berücksichtigt zu werden. In Bezug auf die Therapie der Ischias

sagt er: „Endlich ist noch ein äusserliches Mittel übrig, das, wenn nichts im Stande ist, die unbändigen Schmerzen zu lindern, unter gewissen Umständen mit grossem Erfolge angewendet werden kann. Dies sind eiskalte Umschläge. Ihr Gebrauch ist so sicher und ihre Wirkung so kräftig, dass ich sie bei der äussersten, durch nichts zu dämpfenden Wuth der Schmerzen um Vieles nicht entbehren wollte. Der Schmerz wird dadurch so betäubt, dass die Kranken nicht wissen, wie ihnen geschieht und sich in die plötzliche Erleichterung der Schmerzen gar nicht finden können.“

Bei der Phthisis pulmonalis rühmt er die Griffith'sche Mixtur in den Fällen, wo bei geringer Hitze und mässigem Durste die China gepasst haben würde. Bei flachen Hautgeschwüren bewährt sich ihm das Kraut von Chenopodium bonus Henricus.

Bei venerischen Geschwüren zeigt sich ihm seine aqua phagedaenica aloëtico-opiata vorzüglich wirksam. (Aquae calcis viv. lib. β, Mercurii sublim. gr. Xjjj, Aloës optim. ℨjjj, Opii Gr. X, Mel rosat, ℨVj).

Am meisten glänzt er aber in seiner Therapie der Variola. Die allgemeinen Grundsätze in der Behandlung dieser Krankheit fasste er in folgende Aussprüche zusammen: „Sehr oft besteht die erforderliche Hülfe nur darin, dass man nichts thut, was man nicht thun darf, um die Natur auf keine Weise in ihrem Wirken zu stören. Eine vorsichtige, eingeschränkte, wo nicht ganz, doch grösstentheils vegetabilische Diät, kühlende Getränke, eine reine kühle Luft und überhaupt ein kühles antifebriles Verhalten, in den meisten Fällen gegen das Ende der Krankheit ein abführendes Mittel, erreichen Alles, was wünschenswerth ist, unterstützen und befördern die natürliche Gutartigkeit der Krankheit und verhüten mancherlei Folgen, die auch ganz gutartige Pocken zuweilen zurücklassen“.

Sehr verdient machte er sich durch die allgemeine Einführung der kalten Fomentationen des Kopfes in Gehirnentzündungen. Dieselben waren damals eine wahre crux medicorum. Coindet hielt in seiner 1817 herausgegebenen vorzüglichen Preisschrift, da er die kalten Fomentationen nicht kannte, die Krankheit von allen für die tödtlichste. Vogel bemerkt, dass bei dem Gebrauche eines Mittels so viel auf die Manier ankomme, wie es angewandt wird, dass es oft bloss darum seinen Zweck verfehle oder gar schädlich sei, weil selbst Kleinigkeiten, die bei der Anwendung desselben zu befolgen sind, versäumt werden. Folgendes sei nach seiner Erfahrung zu beobachten. 1) Vor Anwendung der Fomentationen müssten nothwendig die Haare abgeschnitten werden. 2) Die kalten Fomentationen würden am bequemsten und sichersten durch zusammengelegte Tücher und Servietten, welche in das dazu bestimmte kalte Wasser eingetaucht und so, dass sie nicht triefen, ausgedrückt, über den ganzen Kopf gelegt werden, veranstaltet. Sie müssten nicht allein grösstentheils die Stirn, sondern auch den Hinterkopf, über das foramen ovalis hinweg bis in den Nacken bedecken. 3) Sie sollten so oft erneuert, als sie trocken und heiss werden oder doch ihre Kälte verlieren. 4) Sie müssten so lange fortgesetzt werden, bis der Kopf heiss und schwer blieb. 5) Die Kälte steigere man entweder durch die Schmucker'schen Fomentationen oder durch Eis und Schnee. 6) Sie verdienten, den Vorzug vor den, mit Eis, Schnee u. s. w. halb gefüllten, Blasen, weil sie den ganzen Kopf nicht gehörig bedecken. Die kalten Begiessungen sollten angewandt werden in der Periode der Krankheit, wo es auf eine mächtige Erschütterung des Gehirns und der erlahmenden Blutgefässe abgesehen sei.

Viele seiner Anschauungen über Fieber sind, obgleich sie mit den gegenwärtig herrschenden im Widerspruch stehen, auch heute noch einer Prüfung und Berücksichtigung werth.

Er ist der Ansicht, dass das Fieber eine Krankheit sei, an welcher der ganze Körper, auch oft die Seele leiden, und wodurch die mehrsten Verrichtungen derselben mehr oder weniger gestört werden. Es bleibe immer schwer, eine völlig richtige und überall passende Definition eines Fiebers zu geben. Man dürfe da allemal Fieber annehmen, wo, ohne eine vorübergehende Ursache, bei einem gewissen Uebelbefinden und einer gewissen Mattigkeit der Glieder, die thierische innere Wärme verhältnissmässig vermehrt wird und der Puls sein gewohntes Mass überschreitet. Man wisse, dass Fieber ohne Frost, ohne Hitze, ohne Vermehrung der Pulsschläge, stattfinden könne, welche letztere sogar in gewissen Fiebern und Fieberperioden unter ihre natürliche Anzahl herunter sinken.

Das Fieber mache bald für sich eine selbstständige und ursprüngliche Krankheit aus, bald geselle es sich als Symptom zu anderen Krankheiten, wovon nicht

eine einzige ausgenommen sei. Entweder lasse es diese unberührt oder sie würden dadurch verschlimmert und ihre Gefahr erhöht oder erleichtert, gemindert, zuweilen aus dem Grunde gehoben.

Jenes geschehe meistens, wo die Mischung der Säfte im hohen Grade verdorben, die festen Theile erschlafft, die Kräfte der Natur sehr erschöpft und schwach und dem Kampfe nicht gewachsen seien; die Natur vermöge hier nicht, sich ihrem Feinde mit der erforderlichen Stärke zu widersetzen und erliege. Eine in den Säften vorhandene Schärfe werde durch den im Fieber verstärkten Umtrieb des Geblüts schnell erhöht, der Reiz vermehrt, die Absonderungen und die übrigen Functionen des Körpers würden gestört und in Unordnung gebracht. Mithin sei das Fieber ein bedenklicher und gefährlicher Zufall in kachektischen Krankheiten aller Art, Wassersucht, Schwindsucht, Scharbock u. s. w.

Hingegen sei das Fieber, nur nicht immer, ein willkommener Gast in allen krampfigen und convulsivischen Krankheiten, Schlagflüssen, Lähmungen, Verstopfungen der Eingeweide, Geschwülsten, Rheumatismen, in der Milzsucht, Melancholie u. s. w. Es mache die Ursachen dieser Krankheiten oft beweglich und schaffe sie durch einen heilsamen Tumult der Säfte aus dem Körper.

Kränkliche, schwächliche, nur nicht zu ohnmächtige Körper würden nicht selten nach einem glücklich überstandenen Fieber stärker, dauerhafter, gesunder, lebhafter. Man sähe nach ihnen nicht selten den Körper schneller in die Höhe wachsen. Die Erfahrung habe gelehrt, dass fremdes Klima und ungewohnte Nahrungsart nun besser vertragen werden. Sogar Temperament und Sitten sollen Veränderungen erlitten haben.

Also sei das Fieber, nicht allein allerdings eine wahre Krankheit, welche Menschen genug tödtet, sondern auch unter gewissen Umständen ein ungemein erwünschtes und willkommenes Heilungsmittel, das die unbezwinglichsten Krankheiten besiege.

Es würden hinwiederum auch zuweilen hartnäckige Fieber durch andere Krankheiten gehoben, so dass jene zugleich mit diesen verschwänden.

So hätten Ruhren heftige Durchfälle, widerspenstige Wechselfieber, selbst schleichende Fieber mit sich hinweg genommen.

Hieraus fliesse deutlich, dass man sich ein Mal dem Fieber mit allen Kräften zu widersetzen, die Wuth desselben zu mässigen und dessen gefährlichen Ausschweifungen Einhalt zu thun habe, ein anderes Mal dasselbe seinem Laufe überlassen und bloss dabei einen Zuschauer abgeben, noch in einem anderen Falle solches zu erhalten, oder nur zu mässigen suchen und endlich auch zu anderer Zeit absichtlich und thätig vermehren und erwecken müsse.

Der Sommer sei die Mutter der galligten und faulen Krankheiten; der Winter die Mutter der entzündlichen. Am Ende des Winters und zu Anfang des Sommers oder wo der Winter in den Sommer allmählich übergehe, seien diese beiderlei Krankheiten mit einander vermischt. Je mehr der Sommer oder Winter noch Antheil an der Jahreszeit habe, desto mehr habe das Galligte und Faule oder das Entzündliche die Oberhand. Dies bestimme die Krankheiten des Frühjahres und Herbstes. Im Frühjahre sei das Entzündliche des Winters noch nicht ganz verschwunden und gehe unmerklich durch mancherlei Vermischungen endlich in das Galligte und Fauligte über, so dass dieses, je weiter es in den Sommer kommt, jenes immer mehr verdrängt und zuletzt allein den Platz behauptet. In diese Jahreszeit, nämlich den Frühling, gehören auch die Erkältungsfieber, die katarrhalischen, rheumatischen Fieber u. s. w., die Wechselfieber. Ebenso verhält's sich auch mit dem Herbste, wo das Entzündliche des nahen Winters nach und nach die Oberherrschaft des Galligten mindert und endlich ganz aufhebt.

Der praktische Arzt lasse ohne diese Einsicht von dem, bei sonst gleichen Umständen immer gleichen, Einflusse der Jahreszeiten auf den Hauptcharakter der Krankheiten sich unzählige Male von ihrer durch vielfältige Nebenursachen bestimmten, fast unendlich verschiedenen Gestalt täuschen, ohne hauptsächliche Rücksicht auf dieselbe Grundursache aller dieser, noch so verschieden gestalteten Krankheiten werde er niemals seinen Zweck erreichen. Freilich dürfe dabei die individuelle Beschaffenheit einzelner Körper, die besondere Beschaffenheit der Witterung, Epidemien, mancherlei Localumstände und mehrere andere Dinge als Ur-

sachen nicht übersehen werden, welche den Wirkungen der Hauptursache verschiedene Richtung gebe und manche Ausnahme von der Regel machen.

Das Reich der Ursachen, welche überhaupt Fieber hervorbringen, und welche alle durch einen gewissen Reiz auf die Nerven und das Adersystem diese Wirkungen zu haben scheinen, sei sehr gross. Sie erzeugten sich entweder in unserm Körper von selbst, wie die Säfte, die Galle, der Schleim angehäuft, verdorben werden können, ohne äusseren Anlass oder Einflüsse aus anderen Krankheiten oder sie würden von aussen in und an den Körper gebracht. Ein Uebermass oder Mangel oder eine fehlerhafte Beschaffenheit der uneigentlich so genannten sechs nicht natürlichen Dinge sei die Hauptquelle dieser Ursachen, wodurch die Säfte widernatürlich angehäuft oder vermindert, in ihrer Mischung verdorben, faul, scharf, zähe würden, wohin auch ein jeder anderer Reiz, den Schmerzen, Entzündungen, Wunden, Eiterungen, Verrenkungen, Verstopfungen u. s. w. erregten, gehöre.

Die allgemeine Cur der Fieber bestehe in Erweckung der zu schwachen oder Verminderung der zu starken Lebenskräfte, in Wegschaffung der zum Ausgange gehörig vorbereiteten Ursachen, in Mässigung der Zufälle, Beföderung der Krisen und Stärkung des geschwächten Körpers.

Kurz, wir betonen es: Eine Fülle von praktischen Winken und therapeutischen Maximen sind in diesem Werke enthalten. Es ist unmöglich, dieselben hier alle zu citiren. Wir wollen nur noch auf einige hinweisen.

So rechnete er die lauen Bäder mit zu den vorzüglichsten Mitteln in hektischen Fiebern; so warnt er, bei entzündlichen Katarrhen den Aderlass nicht zu versäumen, weil unzählige Schwindsuchten daher entstünden, wenn nicht zur rechten Zeit und in hinlänglicher Menge Blut gelassen worden.

Dass die Puerperalfieber sehr häufig dnrch eine Entzündung des Bauchfells bedingt seien, fand er durch die Section als einer der Ersten und stimmte hierin mit den Erfahrungen des grossen Berliner Anatomen Walter überein. Doch macht er zugleich hiebei die reservirte Behauptung, dass es keine Fiebergattung gebe, deren Natur das Kindbettfieber nicht zuweilen haben könne, es sei bald entzündlich, bald gastrisch, bald fauligt, bald nervös, bald aus mehreren dieser Arten zusammengesetzt, bald aus allen.

Gerichtliche Medicin.

Auch für diese Disciplin zeigte V. nicht bloss das grösste Interesse, sondern trug wesentlich zu ihrer weiteren Cultur bei. Zahlreiche Gutachten, die er verfasste, geben Zeugniss, mit welchem Scharfsinn und welcher Klarheit er die einzelnen gerichtlichen Fälle auffasste und zergliederte.

Von bleibendem Werthe ist sein „Beitrag zur gerichtsärztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit". Dieses Buch erlebte zwei Auflagen, macht ebensowohl dem Herzen als dem Verstande des Verfassers Ehre und beweist die tiefe historische Bildung desselben und seine gründliche Literaturkenntniss.

Verf. gibt ein Verzeichniss aller Schriften über die Zurechnung im Allgemeinen und Besonderen, sowie die in den Journalen zerstreuten Beobachtungen und Beispiele.

Er setzt dann auseinander, dass zu einer einigermassen gründlichen und würdigen Behandlung dieses, so wichtigen als schwierigen Gegenstandes ohnstreitig vor allen Dingen eine möglichst tiefe und umfassende Kenntniss des Menschen, unter allen Umständen und Bedingungen seiner Existenz und Lage gehöre, nebst einer scharfen und genauen Einsicht in alles, was von innen und aussen auf ihn wirkt, und endlich die vollständigste Wissenschaft von allen seinen anatomischen, physiologischen, psychischen und pathologischen Verhältnissen.

Das Studium der Geschichte des Menschen, nach seiner Entstehung, seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften, Nahrungs- und Lebensart, Klima, Wohnort, Beschäftigungen, Gewohnheiten, Erziehung und Bildung sei darum der einzige Weg, um in dieser Sphäre zu einiger empirischer Klarheit zu kommen.

Die Philosophie könne uns hier nur zur richtigen Benutzung unserer Erfahrungen und Betrachtungen dienen und vor fehlerhaften Inductionen und Schlüssen schützen. So viele andere belehrende und aufklärende Beiträge lieferten die Na-

tur- und Völkergeschichte, die gesammte Anthropologie, die Pädagogik, die gerichtliche Medicin, die psychische Arzneikunde, die pathologische und vergleichende Anatomie und Criminalakten.

Dennoch bleibe so vieles in Dunkelheit verhüllt, was zur vollständigen Menschenkunde gehört und in den unergründlichen Tiefen der Psyche und ihrer geheimnissvollen Beziehung und Wechselwirkung mit dem Körper verborgen liegt.

Alle Imputabilität drehe sich um die moralische Freiheit herum. Diese sei aber beschränkt und namentlich abhängig von der ursprünglichen Organisation, von körperlichen, theils angeborenen, theils überkommenen Abnormitäten, von der Erziehung und Bildung, von äusseren Einsichten und Ursachen. Ein sehr achtungswerther, menschenfreundlicher Philosoph habe sich gegen ihn geradezu erklärt, dass es zur Begründung einer verbrecherischen Handlung weiter nichts bedürfe als des gesunden Verstandes des Menschen, der sie begangen hat, ohne Rücksicht auf die Stärke desselben, denn auch ein schwacher Verstand sei ein gesunder. Seiner innigsten Ueberzeugung nach möchte er nicht in der Stelle desjenigen sein, der, auf die richtige Erkenntniss Einfluss habend, diesen so anwendet, dass der Verbrecher der verdienten Strafe entzogen oder diese auch nur gemildert würde.

Wenn Verf. auch nicht hoffe, dass durch seine Schrift ein grosser Schritt zur Enthüllung der Geheimnisse dieses Gegenstandes gethan sei, so nähre er doch die feste Hoffnung, dass sie im Stande sein werde, hin und wieder von einem Unglücklichen die drohendste Gefahr, unschuldig gerichtet zu werden, abzuwenden. An unglücklichen Opfern dazu fehle es nicht. Ein Mann schnitt einem Mädchen den Hals ab. Er wurde hingerichtet. In der Leiche fand man den Schädel sehr dünn, das Gehirn sehr klein und die Zirbeldrüse sehr gross.

Er sage daher, das ausgesprochene Urtheil seines Freundes umkehrend, dass er nicht in der Stelle desjenigen sein möchte, der dazu beitrage, dass ein schuldloser Scheinverbrecher und selbst, wenn dies auch noch zweifelhaft wäre, als ein Schuldiger verurtheilt werde.

Recht schlimm sei es, wenn manche Theologen sich vollends in die Sache mischten. Diese wüssten von körperlichen Ursachen, welche dem Thun und Handeln des Menschen die verschiedensten Richtungen gäben, so gut als gar nichts. So habe ein Theologe geäussert, die Freiheit müsse als unmittelbar aus dem Uebersinnlichen hervorquellend gedacht werden, als ein Hereinleuchten in die Räumlichkeit und in die Nothwendigkeit, nur in Gott könne der letzte zureichende Grund der menschlichen Freiheit liegen.

„Also von Gott", sagt der Verf., „ist auch der Stein in die Zirbeldrüse gelegt, wovon der damit behaftete Mensch den Verstand und alle Freiheit verloren hat."

Verf. gibt nun eine kurze, aber sehr klare Uebersicht der wesentlichen Punkte, welche bei der gerichtsärztlichen Untersuchung und Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit einer gesetzwidrigen Handlung oder Unterlassung zu berücksichtigen sind. Die Grenzen, wo Freiheit und Unfreiheit zusamenstiessen, liefen oft so auseinander, dass nur eine sehr genaue und scharfe Prüfung und Vergleichung einer Menge von Erscheinungen und Umständen Licht über die Sache bringen und zu irgend einem bestimmten Resultate führen könnten. Die Untersuchung eines in Frage stehenden Gemüthszustandes sei so vielen Täuschungen ausgesetzt, dass der klügste und vorsichtigste Inquirent davon hintergangen werden könne. Man finde nicht selten bei der Ausführung eines Verbrechens alles, was der Verstand dabei berücksichtigen und wirken könne. So gut aber Fehler im Körper, die sich durch kein Zeichen verrathen, vorhanden sein und selbst Todesfälle stattfinden könnten, wovon in der Leiche sich kein Grund sehen lasse, ebensowohl dürfte es auch verborgene Krankheiten des Geistes geben, die vor ihrem Ausbruche kein menschliches Auge zu ahnen oder entdecken vermöge. Verborgene Fehler im Kopfe, im Herzen, im Unterleibe zeigten sich zuweilen erst nach dem Tode durch die Zergliederung als die Ursachen der, den verübten gesetzwidrigen Handlungen zum Grunde liegenden, Verrückung. Oft blieben wichtige Umstände aller Forschung entzogen, welche, wenn man sie gewusst hätte, dem Urtheil eine andere Richtung gegeben haben würden und viele Zweifel gehoben hätten, z. B. erbliche Anlagen. Die Periodicität und die Kürze der Anfälle könnten ebenfalls Dunkelheit veranlassen und Zweifel erregen. Der Irrsinn könne sich nur auf eine einzelne fixe Idee beziehen. Unsere grosse Unwissenheit im Gebiete der Seelenkunde lasse uns oft im tiefen Dunkeln stehen. Manche wirkliche Verrückte spielten den Heuchler, seien sehr listig und verstünden sehr gut ihre Krankheit zu verbergen. Ueber-

haupt liessen sich die Geistesfähigkeiten eines Menschen aus den Widersprüchen und sonderbaren Dissonanzen und Abweichungen derselben von der Norm oft schwerlich hervorheben und ans Licht ziehen.

Verf. bespricht dann die diagnostischen Merkmale solcher krankhafter Seelenzustände, wobei die Zurechnung gesetzwidriger Handlungen und Unterlassungen nicht stattfindet.

Nicht selten sei ein einziges dieser Merkmale schon hinreichend, die Unfreiheit und mithin die Unzurechnungsfähigkeit einer gesetzwidrigen Handlung anzudeuten. Oft müssten mehrere zusammengenommen und verglichen werden. Sie seien in folgenden Punkten enthalten. Es trügen dabei oft schon die Art des Verbrechens und das ganze Benehmen des Thäters das Gepräge der Verrücktheit.

Bei aller Verschmitztheit, Klugheit und List, womit der Thäter seine Handlung ausgeführt hat, entscheide oft allein die Absichtlosigkeit oder der verkehrte widersprechende Zweck der That die Unfreiheit und den zerrütteten Verstand. In der Regel entflöhe der Thäter nach vollbrachter That nicht, fürchte sich nicht, gäbe sich häufig selbst an. Die That geschehe oft an den geliebtesten Gegenständen. Es erfolge gleich nach vollbrachter That eine grosse Erleichterung, Befreiung von erlittener Angst und Unruhe. Bedeutungsvoll sei es unstreitig in jedem Falle, wenn der zweifelhaft scheinende, krankhafte Seelenzustand durch Erblichkeit in ein helleres Licht gesetzt werde. Noch vorhandene Ursachen im Körper oder in der Seele begründeten nicht selten den Verdacht einer Verrücktheit. Häufig gingen unmittelbar dem Anfall vorher viel Angst und Unruhe, Aufsteigen des Blutes zum Kopf u. s. w. Zugleich hiemit sei die ganze vorhergehende Lebens- und Gesundheitsgeschichte in Erwägung zu ziehen. Nicht selten verwürfen solche Scheinverbrecher mit Unwillen jede Aeusserung, die sie für verrückt und unfrei erklärt. Die gewöhnlichen Ausdrücke, deren sie sich auf Befragen ihrer Absicht bedienten, seien: sie hätten es thun müssen. Man dürfe mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, dass, je grausamer die verübte gesetzwidrige Handlung ist und je mehr sie mit dem sonstigen Charakter des Menschen, seiner Handlungsweise und Sinnesart, im Widerspruche steht, desto glaubhafter dieselbe in einem Zustande der Verrücktheit verübt wurde. Scheinbare Verstellung von Verrücktsein, welche keinen vernünftigen Zweck hat, beweise eine wirkliche Verrücktheit. Ebenfalls könne man es nicht für ein unbedeutendes Merkmal von Unfreiheit ansehen, wenn der Thäter sich selbst dabei beträchtlichen Schaden und sehr schmerzhafte Verletzungen, ohne das natürliche Gefühl davon zu haben, zufügt.

In dem letzten Abschnitte untersucht Verf. die Ursachen zweifelhafter Seelenzustände, in welchen gesetzwidrige Handlungen oder Unterlassungen begangen worden sind.

Eine sehr häufige Ursache seien Affecte und Leidenschaften, körperliche Ursachen, namentlich Herzfehler u. s. w., Epilepsie, die Schwangerschaft, das Gebären und das Kindbett, das Nachtwandeln, Schlaftrunkenheit, die Entwicklungsperiode des menschlichen Organismus, das Heimweh, die Taubstummheit, Trunkenheit, Hunger und Durst, Antipathie und Idiosynkrasie, übermässiger Samenverlust, zu grosse Keuschheit, Furcht, Schrecken, jeder Reiz, Stehlsucht, Nachahmungstrieb, Mondwechsel, hohes Alter und die Kindheit, anhaltende Anstrengungen des Geistes, der verschiedene Beruf und das Handwerk, grosse Hitze und Kälte und schneller Wechsel desselben, das Temperament und die körperliche Constitution.

Durch eine äusserst reichhaltige Casuistik aus dem Alterthum bis zur neuesten Zeit belegt der Verf. seine Behauptungen für alle einzelnen Zustände.

Das Buch sollte in der Bibliothek keines Criminalisten und gerichtlichen Arztes fehlen.

Pathologische Anatomie.

In Bezug dieser Disciplin nahm er denselben Standpunkt ein, den die übrigen Classiker innehatten. Von ihrer Nothwendigkeit und Wichtigkeit auf's Höchste durchdrungen, war er zu sehr Logiker, um den Sitz und die Ursachen der Krankheiten zu identificiren.

Als die beste Methode der pathologischen Leichenöffnung erklärt er

die Cruikshank'sche, welche sich in Baldinger's medicinischem Journale beschrieben findet.

Seine Stellung zur pathologischen Anatomie hat er in folgender Weise praecisirt: „Bemerklich muss der Lehrer den Schülern aber machen, dass von demjenigen, was in den Leichen gefunden wird, nur ein sehr vorsichtiger Gebrauch gemacht werden darf, da auch die grössten pathologischen Zergliederer Morgagni, Lieutaud u. s. w. darin viele Fehler begangen haben. Nicht selten entstehen in der Stunde des Todes beträchtliche widernatürliche Veränderungen im Körper, Blut-, und Wasserergiessungen, Entzündungen, Polypen u. s. w., die man fälschlich für Ursachen der Krankheiten ansehen würde, oder es haben sich von diesen und anderen Erscheinungen in der Krankheit gar keine Zeichen und Spuren bemerken lassen. In Stoll's Rat. med. P. VII stehen unter anderen mehrere Belege hierzu. Zuweilen findet man in Leichen solcher Personen, die niemals eine bedeutende Krankheit gehabt, ungemeine Verstellungen und widernatürliche Abweichungen, und hingegen wieder nichts Widernatürliches in solchen Körpern, die durch die heftigsten und gefährlichsten Krankheiten getödtet worden. Bei Nervenkrankheiten lässt sich häufig nichts entdecken, wodurch ihre nächste Ursache einiges Licht erhält. Auch selbst die Art der Zergliederung, die Behandlung der Leiche, können zur Irrung Anlass geben. Vor allen solchen Fehlschlüssen hat der Lehrer seine Schüler wohl zu warnen. Es ist gewiss, dass die Missbräuche der Leichenöffnungen in die Aetiologie der Krankheiten viele Irrthümer eingeführt haben." An einer anderen Stelle bemerkte er: „Aber auch die Leichenöffnungen geben öfters wenig oder gar kein Licht, oder das Fehlerhafte wird von den Secanten verkannt oder nicht an dem rechten Orte aufgesucht, nicht gefunden u. s. w."

Zahlreich sind die Bemerkungen und Beobachtungen Vogel's über pathologisch-anatomische Processe, welche sich in seinen Werken zerstreut finden.

Viele, wenn sie auch mit den heutigen Meinungen und Ansichten nicht übereinstimmen, haben auch jetzt noch mehr denn ein blosses historisches Interesse.

Die Zerstörungen bei den an der Ruhr verstorbenen Leichen beschreibt er folgendermassen:

„Es waren eine widernatürliche, weiche, welke, mürbe und leicht zerreissbare Beschaffenheit der Darmhäute, ein unvertilgbares grünes Ansehen oder wirkliche Zerfressungen und Exulcerationen der tunica villosa auf der inneren Oberfläche der dicken Gedärme, besonders des Rectums und des Colons, Verwachsungen mit den benachbarten Theilen, Entzündungen, die sich auch bis zu den dünnen Gedärmen erstrecken und selbst das Mesenterium und das Netz betreffen, Eiterungen, Zusammenschnürungen, Unebenheiten, Schwämmchen, Pseudomembranen von allerlei Gestalt und Stärke, angeschwollene, verhärtete Peyer'sche Drüsen, graue, rothe, und schwarze Punkte und Flecken, Brand und brandige Geschwüre und Borken, kleinere und grössere eiterige Vertiefungen und Erosionen, grosse Herzen, Leber, Milz, Pankreas mehr und weniger durch fauligte Zerstörung, Weichheit und Anschwellung oder Verhärtung entstellt, Verengerung des Mastdarmes, Verdickung der Häute der dicken Gedärme, grosse Blutleere in den Gefässen, entfärbte, dicke, klebrige, dunkle oder blasse Galle, warzenförmige Erhabenheiten bis zur Grösse einer Haselnuss."

Er bemerkt ferner: „Dass der ursprüngliche Sitz der Ruhr im Mastdarme sei, wird dadurch noch besonders erwiesen, dass man in den Leichen den Mastdarm in einem schlimmeren Zustande findet, als das Colon, und mit dem Mastdarm zunächst angrenzende Theile meistens bei dieser Krankheit leiden, woraus man schliessen muss, dass das Uebel des Mastdarms sich auf das Colon fortgepflanzt habe". Da die meisten heutigen Pathologen die Ruhr als eine Diphtheritis des Dickdarms auffassen, so dürfte die Vogel'sche Ansicht dazu auffordern, die Acten über diesen Gegenstand als noch nicht geschlossen anzusehen.

Wenn er die Befunde nach Lungenentzündung folgendermassen beschreibt:

„In den Leichen hat man die Lungen übermässig ausgedehnt, sogar mit Eindrücken der Rippen, schwer, hart, steif, wie Fleischmassen, vom Blute und lymphatischer Materie, wie mit Eiter ausgestopft, in Wasser untersinkend, blau oder leberartig, roth, die Luftröhrenäste mit schäumiger, eiterartiger, blutiger Materie angefüllt, die Lungen mit geronnener Lymphe überzogen, verwachsen an vielen

Stellen mit der Pleura, dem Zwerchfelle und der Leber, dem Herzbeutel und unter sich selbst durch Häute und fadigtes, zelligtes Wesen, polypöse Gewächse in den Lungengefäs'sen, die Brusthöhle voll ergossener blutiger oder purulenter Feuchtigkeiten, die Lungen auch wie in einem Sacke, in welchem sich zwischen jenen und der Pseudomembran, welche diesen bildet, eine Menge eiterartiger Materie in Gestalt eines Abscesses, aber bei unverletzter Oberfläche der Lunge, angehäuft hat, eingeschlossene, grosse Blutanhäufungen in der Leber und den Abdominalgefässen gefunden,"

so geht hieraus hervor, dass ihm, ebensowenig, wie Hensler, die Emboli entgangen waren. So selten sich Gelegenheit bietet, Polyphagen zu beobachten, so selten sind auch die Fälle, wo es glückte, deren Leichen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Da der als Polyphage und Steinesser am Ende des vorigen Jahrhunderts in weiten Kreisen bekannte Kohlnickel, als er eben auf einer Kunstreise durch Norddeutschland seine Leistungen öffentlich producirte, in Ilefeld eines plötzlichen Todes gestorben war, so musste eine gerichtliche Obduction vorgenommen werden. Warum man in diesem Falle sich bemüssigt fand, sich nicht mit einem visum repertum zu begnügen, sondern drei einzuholen, darüber vermag ich keine Aufklärung zu geben. Genug die drei vorliegenden visa reperta des Dr. Spangenberg, Landphysicus der preussischen Grafschaft Hohnstein, des Dr. Keyselitz, Gräflich Stollbergischen Hofmedicus und des Dr. Denker aus Nordhausen, welche in ihren Resultaten eine grosse Uebeinstimmung zeigen, gaben unserem Vogel die Gelegenheit diesen interessanten Gegenstand seiner Inauguraldissertation zu Grunde zu legen und den Leichenbefund mit epikritischen Bemerkungen zu begleiten.

Kohlnickel war aus Passau gebürtig und stand später im Dienste bei dem Grafen Brühl. Seine Mutter, sowie seine Grossmutter hatten auch an Polyphagie gelitten und Steine gegessen. Schon als Kind von drei Jahren hatte er Steine zu sich genommen und hatte dies thun müssen, damit er nur einigermassen satt würde. Von anderen Speisen hatte er nicht satt werden können, wenn er auch mehr als 30 Pfund genossen. Eben seines grossen Hungers wegen wurde er von den kaiserlichen Truppen, worunter er als Soldat gedient, abgedankt; er wurde beständig für 8 Mann einquartirt; auch des Nachts hatte er Steine essen müssen. In Braunschweig hatte ihm der Herzog 25 Pfund Rinderbraten und 20 Bouteillen Wein geben lassen und alles war in 7 Stunden von ihm aufgezehrt. In Dresden hatte er einmal binnen 6 Stunden zwei Kälber, eins gebraten, eins gekocht, gegessen. Vor 2 Jahren war er in Amsterdam gewesen und da es dort keine Kieselsteine gab, so hatte er sich 260 Pfund mitgenommen und sich damit 3 Wochen beholfen. Alle 24 Stunden gab er die Steine per sedem wieder von sich. Seine Mutter war vor übermässigem Hunger verrückt geworden. Als er in Ilefeld angekommen, hatte er sich sehr über die dort vorgefundenen Steine gefreut. Er war niemals krank gewesen und hatte auch nie Medicin genommen. Bis 1 Uhr hatte er gut geschlafen; als seine Frau um 2 Uhr keinen Athem mehr hört, weckt sie den Wirth und findet ihren Mann todt.

Die Section ergab, dass das Diaphragma sehr in die Höhe getrieben war. Im Magen befanden sich 19 Kieselsteine, welche $9^1/_2$ Loth wogen; derselbe hatte keine Falten und fasste 5 Mass Wasser; im Intestino Ileo befanden sich vier Stück Kieselsteine, im Intestino Colo unterwärts 49 Stück Kieselsteine, ein messingener Knopf, ein Stück von einer bleiernen Schnalle, oberwärts ein Knopf von Metall, 5 Stück von einer zinnernen Schuhschnalle, 24 Stück Kieselsteine.

Das Colon lag unter dem Magen und die Gedärme waren nicht vom Omentum bedeckt, denn es war das grosse Netz, das am Boden des Magens befestigt, ganz über den Magen her und bis unter das Zwerchfell geschlagen, anstatt es über die Gedärme hätte hängen müssen. Die äussere Haut dieses Omentum war glatt, die andere Seite aber, welche auf dem Magen lag und solchen bedeckte, war durchaus flockig von Fettflocken, eines halben Zolles lang, als die omenta exigua, seu appendices epiploides, welche am Colon zu sein pflegen, und sah accurat aus, als die inwendig flockigen baumwollenen Mützen. Im Magen fehlte die valvula am Pylorus, die Gallenblase war sehr klein und enthielt ein Loth sehr flüssige orangegelbe Galle. In den Eingeweiden fand sich nirgends eine Spur von Excrementen, ebenso wenig war vom foetor etwas zu spüren. Alle Adern des Gehirns waren stark von Blut angefüllt, der plexus choroidalis, gleichmässig von Blut sehr ausgedehnt, sah wie ein kleiner verworrener Strick aus, doch war nirgends ein Extravasat zu sehen.

Die drei obducirenden Aerzte suchen die Ursache der Polyphagie darin, dass bei Kohlnickel der Magen von dem grossen, dicken und flockigen Netze überall bedeckt, die Wärme des ersteren daher weit grösser gewesen, dass die Ingesta über eine halbe oder ganze Stunde darin sich nicht aufgehalten haben, zumal die Rugae und Plicae, welche die Contenta an dem allzuschnellen Ausgange aus dem Magen hauptsächlich hindern, gänzlich fehlten. Auch muss die Galle und der succus pancreaticus von ganz besonderer Beschaffenheit gewesen sein, weil alle Contenta in den Intestinis so wenig die Consistenz, als Farbe oder foetorem excrementi hatten.

Vogel geht bei der Beurtheilung dieses seltenen Falles sehr skeptisch zu Werke. Er antwortet dem nach der Ursache der Polyphagie für diesen Fall Fragenden mit dem dictum Haller's: „Est ignota conditio, quae facit, ut homines super reliquorum mores in fame, in copia ciborum, in superandis demum absurdis et difficillinis cibis excelluerint."

Er untersucht nun alle Leichenbefunde, welche man bisher bei Polyphagen gefunden. Nicht bei allen beobachtete man, wie bei Kohlnickel, einen sehr ausgedehnten Magen. Diemerbroeck hatte einen sehr kleinen angetroffen. Bei einigen fand man den Magen sehr fest und dicht, bei anderen erschlafft, den Oesophagus erweitert, bei anderen den Gallengang in den Magen mündend oder den Intestinalcanal sehr kurz und die Leber sehr gross.

Bei Kohlnickel hätten schon der weite Magen, dessen Dichtigkeit, die Schlaffheit des Pylorus, die grosse Leber und das dicke Omentum genügt, um die Gefrässigkeit zu erzeugen. Dazu käme nun hier, dass das Omentum ganz auf dem Magen gelegen hätte. Dadurch sei die normale Wärme vermehrt worden und hierdurch die Verdauung beschleunigt. Aus den Beobachtungen von anderen gehe hervor, welch einen Einfluss die Wärme bei der Verdauung habe. Bianchi nahm einem Hunde das grosse Netz weg und heilte die Wunde wieder; von Stund an wurde er gefrässiger, von Diarrhöe befallen und war nach 2 Monaten gestorben.

Als fernere Ursache sei die perverse Beschaffenheit der Galle zu betrachten, welche durch ihre stimulirende Eigenschaft nicht bloss einen fortwährenden Hunger zum Essen hervorgebracht, sondern auch die Ursache der Unverdaulichkeit der Speisen gewesen sei.

Das Verschwinden der Falten im Magen leitet er von dem Genusse der Steine her.

Dieser Fall beweist, mit welchem Scharfsinne Vogel es verstand, angeborene Abnormitäten als wirkliche nächste Ursachen von Krankheiten zu erkennen und zu zerlegen.

In dieser Beziehung wusste er die ganze Bedeutung der pathologischen Anatomie zu würdigen, recht gut einsehend, dass man die Scylla, die Wirkungen der Krankheiten für die Ursache zu nehmen, auf's Strengste zu vermeiden habe.

Wir theilen noch folgende interessanten Beobachtungen von ihm mit:

„Ein bejahrter Herr, der lange siech und elend gewesen war, ohne dass man, die wahre Natur seines proteusartigen Uebels recht erkannt hatte, starb endlich wie es schien, an der Wassersucht. Die Leichenöffnung entdeckte folgende merkwürdige Erscheinungen. Obgleich kaum 26 Stunden seit seinem letzten Athemzuge verflossen waren, so bot der Leichnam doch schon den Anblick der vollkommensten Fäulniss dar. Nach Eröffnung der Brusthöhle, die wohl eine gute Tasse voll Wasser enthielt, fand sich der rechte Lungenflügel durchaus und fest mit dem Brustfelle verwachsen und in seiner Substanz vielfach tuberkulös. Die linke Lunge wich wenig von dem naturgemässen Zustande ab. Das Herz war wenigstens um $^1/_3$ grösser als gewöhnlich.

Der Magen und der Darmkanal boten ausser einer Menge widernatürlicher Verengerungen nichts besonders Auffallendes dar. Auch die Leber und Milz zeigten, soweit die grosse Fäulniss die nähere Untersuchung erlaubte, nichts Abnormes, was sonst bei der Wassersucht gewöhnlich zu sein pflegt Beide Nieren, besonders die linke, waren vollständig desorganisirt und gewissermassen geschwunden, so dass ihre Verrichtungen nothwendig hatten leiden müssen.

Aber was die anwesenden Aerzte und Wundärzte besonders überraschte, war die vollkommene Leerheit aller Blutgefässe. Ohne irgend eine Blutentleerung zu veranlassen, konnte man alle Haupt-Venen und Arterienstämme durchschneiden."

Ebenso merkwürdig ist folgender Fall:

„Es war ein siebenjähriger, an der Auszehrung verstorbener Knabe. Bei der

Eröffnung des über und über blauen und hoch aufgetriebenen Unterleibes strömte eine sehr übelriechende Feuchtigkeit, welche ungefähr die Consistenz und Farbe eines gewöhnlichen Hafergrützschleims hatte und verdünnter Eiter war, in der Menge von 2—3 Pfunden aus der Bauchhöhle heraus. Die Quelle davon war ein 5—6 Zoll langer Eiterstock an der inneren rechten Seite über und zwischen den Lendenwirbeln und Lendenmuskeln. Es wurde aus demselben ohngefähr ein Pfund greiser, dicker Eiter vermittelst eines Löffels herausgeschöpft. Der unterste Lendenwirbel war von der Knochenhaut entblösst und cariös, und an derselben ragte noch eine knochenartige, aber von dem processu vertibrae unterschiedene Eminenz, beinahe einen Zoll lang und eine Federspule dick, hervor. Dieselbe stand, wie auch die cariöse Stelle, mit dem Eiter und Eiterbeutel in unmittelbarer Berührung. Das Intestinum coecum und colon waren mit der Muskelhaut stark verwachsen und entzündet.

Der Appendix vermiformis war völlig verknöchert. Das Pankreas und überhaupt alle Drüsen des Unterleibes waren scirrhös und zum Theil so verhärtet, dass sie als knochen- oder steinartig anzufühlen waren."

Balneologie und Hygiene.

Bleibende Verdienste um diese Disciplinen erwarb sich Vogel dadurch, dass er zuerst in Deutschland die heilkräftige Wirkung der Seeluft und der Seebäder erkannte und durch seine energische Agitation es durchsetzte, dass von jetzt die Seebäder allgemein und bleibend das Bürgerrecht unter den Brunnenörtern sich erwarben. Hatte Lichtenberg bereits einige Jahre vor ihm auf die Wirksamkeit der Seebäder aufmerksam gemacht, deren heilsamen Einfluss er an sich selbst in Margate empfunden hatte und im „Göttinger Almanache" einen Aufsatz veröffentlicht: „Warum hat Deutschland noch kein öffentliches grosses Seebad? und Herrn Woltmann in Cuxhaven aufgefordert, dort eine Seebadanstalt zu eröffnen, so war dies doch von keiner anderen Wirkung begleitet, als dass derselbe sein Gutachten dahin abgab, ein Seebad lasse sich dort aus verschiedenen Gründen nicht einführen.

Ebenso wenig Erfolg hatte eine Apostrophe Hufeland's in seinen „Annalen der französischen Heilkunde" und Metzger's in Königsberg „Aufruf an seine preussischen Mitbürger" im Intelligenzblatt der Allg. Literaturzeitung. England war bereits auch in diesem Punkte vorangegangen.

Seit 45 Jahren waren dort schon die Seebäder in den Apparat der Materia medica aufgenommen worden und Harwich, Weymouth, Margate, Deal, Southhampton, Cowes auf der Insel Wight, Portsmouth und andere gehörten zu den besuchtesten Seebädern.

Vogel gelang es den Herzog von Mecklenburg für dies neue Heilagens zu gewinnen. Derselbe gründete denn bei Doberan die erste Seebadeanstalt und übertrug die Leitung derselben unserem Vogel.

Dieser hat seine Anschauungen über die Wirkungen der Seebäder in seiner, dem Herzog von Mecklenburg gewidmeten, Schrift: „Ueber den Nutzen und den Gebrauch der Seebäder" niedergelegt.

In derselben gibt er zunächst eine genaue Literatur, die über diesen Gegenstand handelt; dann eine kurze Geschichte der Seebäder und zeigt, dass das Seewasser schon in den ältesten Zeiten ein angesehenes Mittel sowohl zum innerlichen als äusserlichen Gebrauche in mehreren chronischen und auch einigen acuten Krankheiten war. Russel habe die Stellen aus den Schriften des Hippokrates, Celsus, Aretaeus, Diogenes Laertius zusammengestellt. Vornehmlich setzte man in verschiedenen Arten des Wahnsinns und in der Hydrophobie ein grosses Vertrauen auf das Seebad. Euripides soll bei den Aegyptiern dadurch von der Hydrophobie geheilt sein. Van Swieten bezeuge es, dass das Untertauchen in

der See an vielen Orten bei den Holländern ein gewöhnliches Mittel zur Vorbeugung der Hydrophobie sei. Auch Tulp und Helmont bestätigten das. Boerhaave empfehle es gegen die Manie. Hippokrates habe es schon bei Hautkrankheiten empfohlen·

V. verbreitet sich dann über die Bestandtheile des Seewassers. Gaubius sei der erste, welcher das Seewasser chemisch untersucht habe. In den heissesten und in den kältesten Gegenden sei das Meerwasser am stärksten gesalzen, weil die, durch die grosse Hitze bewirkte, starke Ausdünstung desselben dort, und hier der Frost viel süsses Wasser wegnimmt, folglich der Salzgehalt in dem zurückbleibenden Meerwasser desto mehr sich concentrirt.

Er bespricht dann den Nutzen des Seebades. Man könne die Heilkräfte desselben füglich auf folgende allgemeine Wirkungen zurückführen; es seien stärkende, reizende, verdünnende, auflösende, schweiss- und harntreibende und reinigende. Ungemein glücklich seien diese Wirkungen zur Erfüllung der wichtigsten Heilzwecke in diesem Wasser miteinander verbunden und kein Mittel scheine auf eine so günstige Weise so viel Treffendes in sich zu vereinigen, um zumal den Krankheiten unseres Zeitalters vorzüglich angemessen zu sein. Seien nicht Schwäche und Erschlaffung, Stockungen der Eingeweide und der Gefässe, Schärfen, die gemeinsten Quellen der zahllosen Krankheiten, welche unter tausendfachen Gestalten unsere Zeitgenossen heimsuchten?

Vortreffliche Dienste leiste das Seebad bei Schwachheiten und Erschöpfungen des ganzen Körpers und einzelner Theile, der Lunge, der Zeugungstheile, des Magens u. s. w.; häufig habe man die belebende Kraft des Seebades an betäubten und gelähmten Gliedern erfahren, grosse Wirkung zeige es bei der schleimigten Lungensucht, bei rheumatischen Uebeln, bei Verstopfung der monatlichen Reinigung, beim weissen Flusse, träger Leibesöffnung, Neigung zu Katarrhen, hysterischen und hypochondrischen Zufällen und vielen Nervenübeln, bei skrophulösen Krankheiten.

Hiernach erörtert V. die Art, das Seebad zu gebrauchen und lässt sich zuletzt über den innerlichen Gebrauch desselben aus.

Später veröffentlichte er noch eine Menge von, auf diesen Gegenstand bezüglichen, Schriften. Ausserdem schrieb er, um das Interesse der Aerzte für den neuen Heilfactor rege zu erhalten, sehr viele kleine Aufsätze und Abhandlungen für das Hufeland'sche Journal. Diese liefern den Beweis, welch' eine grosse und umsichtige Thätigkeit er als Badearzt entfaltete und wie es ihm gelang, viele der hartnäckigsten Krankheiten, die bisher allen Behandlungsmethoden widerstanden hatten, zu heilen.

Drei Jahre später, als er seine erste epochemachende Schrift über die Wirkung der Seebäder herausgegeben, veröffentlichte er eine Abhandlung „über die bisherige Anwendung und Wirkung des Mecklenburgischen Seebades bei Doberan", in der er das Geständniss ablegt, dass er in seiner ersten Schrift mit etwas zu viel Wärme den Werth des Seebades erhoben haben möchte. Aber er wehrt sich gegen den Verdacht, als wenn er glaubte, gegen tausend Gesundheitsgebrechen sei nun in Deutschland ein souveraines und untrügliches Mittel gefunden, alle anderen dagegen könnten jetzt gänzlich entbehrt werden. Vielmehr behaupte er aus vollkommener Ueberzeugung, dass für eine Menge von Krankheitsfällen das Seebad durchaus nicht tauge, er habe daher das Seebad nicht Wenigen widerrathen und dasselbe bei verschiedenen Umständen auf sehr verschiedene Weise angeordnet.

Vorzüglich habe sich das Bad überhaupt in mancherlei Uebeln von gichtischen und rheumatischen Ursachen, in Nervenschwächen, in manchen habituellen Leibesverstopfungen, Fussgeschwüren, in Flechten und allerlei anderen Ausschlägen, in Steifigkeiten einzelner Gelenke, in skrophulösen Fehlern, in verschiedenen Irrungen der monatlichen Reinigung als nützlich erwiesen. Augenscheinlich sei es und auffallend, dass nachdrückliche Stärkung der schlaffen Faser und zunächst des ganzen Hautsystems, nebst einer sanften und sehr merklichen Reizung der berührten Theile der Hauptgrund der heilsamsten Wirkungen des Seebades sei; der Körper bekomme überhaupt mehr Energie, Haltung und Festigkeit, die Empfindlichkeit und Unthätigkeit der Haut werde vorzüglich verbessert und mithin die leichte Störbarkeit oder Trägheit ihrer Function, von deren grosser Verbindung mit den Verrichtungen anderer Organe so ausnehmend viel abhänge, in widerstehende und dauernde Kraft verwandelt. Alle Se- und Excretionen gingen dann richtiger und freier von Statten.

Im Gegensatz so vieler heutigen Badeärzte verbot V. Schwangern den Gebrauch der Seebäder.

Tausende von Patienten und Gesunden wandern jetzt jährlich in die Seebäder, um ihre verlorene Gesundheit dort wieder zu holen, ihre geschwächte von neuem zu kräftigen, ihre nicht angegriffene zu potenziren. Und wie Wenige von diesen wissen es, wem sie die Einsicht in die Wirkungen der Seeluft und Seebäder verdanken, wer zuerst ihren heilsamen Einfluss erkannte und wer bis zu seinem letzten Athemzuge dafür strebte, die populäre Kenntniss dieser Heilpotenzen unter allen Kreisen der 'Bevölkerung Deutschlands zu verbreiten!

Und ist es in der That nicht wunderbar, dass die vortrefflichen Wirkungen der Seeluft und der Seebäder so spät erkannt wurden? Erblickten nicht schon die alten Hellenen in dem Meer das Symbol der Urzeugungskraft, liessen sie nicht die Aphrodite, die Göttin der Liebe, aus dem Schaume des Meeres geboren werden und emporsteigen? Wenn man also den Ursprung der Liebe und Schönheit auf's Meer zurückführte, was lag näher als auch für die Gesundheit dieselbe Quelle aufzusuchen?

Vogel war es beschieden, der glückliche Pfadfinder dieser Wahrheit zu werden.

Und wenn die neuere Hygiene ihren Hauptruhm in der Prophylaxis der Krankheit sucht, so stehen die Wirkungen der Seebäder und der Seeluft in erster Linie, dies Problem zu erfüllen.

Man kann, nimmt man die zahlreichen kleinen Abhandlungen hinzu, in denen Vogel die Hygiene zu popularisiren sich bemühte, dreist behaupthn, dass, was Peter Frank auf dem Gebiete öffentlicher Hygiene nützte, dasselbe Vogel auf dem der privaten leistete.

Wenn seit Beider Auftreten die durchschnittliche Mortalität des deutschen Volkes eine weit günstigere wurde, so kömmt das vorzugsweise auf die wirklich grossartigen Leistungen dieser Männer für die Staats- und Privathygiene.

Wer aber je Gelegenheit hatte, Doberan oder richtiger Heiligendamm, wo Vogel seine segensreiche und agitatorische Wirksamkeit entfaltete, mit eigenen Augen zu schauen, der wird nicht mehr staunen darüber, dass es V. in so kurzer Zeit gelang, die Seebäder in die Heilpotenzen aufzunehmen. Selbst der phlegmatischste Mensch muss in Entzücken gerathen, wenn er in dieses Paradies gelangt, auch jetzt, im eigentlichsten Sinne, das schönste Juwel, in Bezug auf Naturschönheiten, in dem Kranze der deutschen Seebäder!

Populäre Medicin.

Seitdem Unzer und Tissot dieselbe in wissenschaftlichem Gewande ihrem Zeitalter vorgeführt, hatte sie gleichsam das Bürgerrecht erhalten und konnte nicht mehr vom Repertoire der Literatur verschwinden. Vergleicht man sie im Allgemeinen mit der heutigen, so dürfte sich als Facit ergeben, dass die jetzige populäre Medicin im grossen Ganzen bloss materielle Zwecke befolgt und gewissermassen die Erbschaft der früheren officiellen Marktschreier angetreten hat. Die damalige hatte das eigentliche Ziel, die Laien zu belehren, im Auge. Das konnte nur von den besten und wahren Koryphäen ausgehen, und unter diesen sehen wir denn auch unsern Vogel.

Ungemein zahlreich sind seine Abhandlungen hierüber, welche er theilweise in Büchern, theils in zahlreichen Journalartikeln veröffentlichte.

Unter diesen verdienen hervorgehobenzu werden und kann man auch heute noch mit grossem Nutzen seine „kleinen Schriften zur populären Medicin“ lesen. Sie

zeichnen sich aus durch eine deutliche, fassliche Sprache, einen strengen Wahrheitssinn, sorgsame und bedächtige Umsicht, Vermeidung alles, dem Laien unverständlichen, Theoretisirens und Erklärens, durch reine, aus der Erfahrung geschöpfte und unbezweifelte Grundsätze und Lehren, leicht begreifliche und ohne Mühe ausführbare Regeln und Vorschriften.

Selbst Aerzte werden Manches in ihnen finden, was sie sehr gut praktisch verwerthen können.

Das erste Bändchen handelt von Kopf- und Zahnschmerzen nebst einigen Beobachtungen über den Nutzen des Seebades. Das zweite enthält einen Aufsatz über die Vorbedeutungen und ersten Zufälle des Croups und der Gehirnwassersucht, so wie die Annalen des Seebades zu Doberan im Jahre 1814 und 1818. Im dritten Bändchen erörtert V. die Vorbedeutungen und ersten Symptome, welche Verhärtungen im Magen und in den Gedärmen hervorbringen, sowie die des Schlagflusses. Am Schlusse gibt er eine kurze Geschichte der Badezeit im Seebade zu Doberan im Sommer 1816.

Johann Peter Frank,

der Begründer der Medicinalpolizei.

Literatur.

De cunis infantum. Diss. inauguralis. Heidelb. 1766. (Der wahre Verfasser ist Professor Gattenhof). Frank nahm sie später in seinen „delectus opusculorum medicorum" auf und gab dort auch den eigentlichen Verf. an; später wurde sie in's Deutsche und Französische übersetzt. — Sendschreiben eines Rheinischen Arztes über einige von dem Collegium der Aerzte zu Münster aufgestellte Grundsätze, Mannheim bei Schwan 1776. — Joannis Petri Frank, M. D. Consiliarii Aulici ac Archiatri Spirensis, Epistola invitatoria ad Eruditos, de communicandis, quae ad Politiam medicam spectant, Principum ac legislatorum Decretis. Mannhemii apud Schwan. 1776. 8. — Johann Peter Frank's M. D. Hochfürstlich Speyer'schen Geheimen Rath und Leibarztes System einer vollständigen medicinischen Polizei. I. Band. Mannheim bei Schwan. 1779. 8. — Rec.: Baldinger's Neues Magazin für Aerzte. Zweiten Bandes 1. St. S. 65. „Ein überaus wichtiges Buch, voll ausgebreiteter Kenntnisse, durchdachten Lehren, mit Freimuth und philosophischer Präcision verfasst, zu dato das Einzige in seiner Art. Ein Werk, das ich nicht dringend genug empfehlen kann und das allen Regenten und Obrigkeiten nützlich zu lesen wäre". — II. Band, 1780. Rec.: Schlegel's med. Literatur 2. Bd. S. 82—116: „Noch nie ist der Gegenstand die medicinische Polizei so ausführlich abgehandelt worden, als Herr Geheimrath Frank in diesen beiden Bänden bereits gethan hat. Möchten die Väter des Vaterlandes und ihre treuen Diener dies Buch lesen und die an sich weisen Gesetze darnach ausführbar abfassen." — III. Bd. 1783. Rec.: Schlegel's medicinische Literatur Bd. 7 S. 48—92. „Es ist nur zu bedauern, dass dieses wichtige Buch von so wenigen, für die es doch eigentlich bestimmt ist, gelesen wird." — Commentarii de rebus in Scientia naturali et Medicina gestis. Vol. XXV. Pars I. Lips. 1783, pag. 243. — Oratio inauguralis, de instituendo ad praxim medico, Professionis medicae adeundae causa die XXV. Maji 1784. Goettingae habita. — Joannis Petri Frank, Phil. et Med. Doct. Magnae Brittaniae Regis Consiliarii Aulici et medicinae practicae in Academia Goettingensi Professoris P. et. O. etc. Prolusio de larvis morborum biliosis. Goettingae 1784. — Johann Peter Frank's Ankündigung des klinischen Instituts in Göttingen, wie solches bei seiner Wiederherstellung zum

Vortheile armer Kranken und zur Bildung praktischer Aerzte eingerichtet werden solle. Göttingen 1784. — Im VII. Bande der Göttinger Commentarien 1784 erschienen folgende Abhandlungen: Observatio de hydrope cum vasorum ossificatione conjuncto — de haemorrhagia perforationem calvariae inhibente — de partu difficili ob hydropem intestinorum. — Pseudonym gab er folgende Dissertation heraus: Joh. Lukianowitz Danielevsky, de magistratu, medico felicissimo Goettingae. 1781. 4. — Sermo academicus, de Civis medici in Republica conditione atque officiis ex Lege praecipue erutis, quem professionis medicae adeundae causa die XXIV Novembris 1785 recitavit Joannes Petrus Frank, Med. et Phil. Doct., pridem in Regia Goettingensi, nunc in R. Ticenensi Academia, theoriae practicae et medicinae clinicae Professor etc. Ticini 1785, apud Petrum Galeatium. 8. — Delectus opusculorum medicorum antehac in Germaniae diversis Academiis editorum, quae in Auditorum commodum collegit, et cum notis hinc inde aucta recudi curavit Joannes Petrus Frank, etc. Vol. I—XII, Ticini in Typographeo Petri Galeatii, 1785—1793. — Dies Werk wurde in Venedig und Leipzig nachgedruckt. — Oratio academica de Vesica Urinali ex Vicinia morbosa aegrotante. Recitata die XXIX. Aprilis 1786. Vid. Vol. II. — Sermo academicus, ohservationem de haematomate, alteram de interna hydrocelis causa exbibens, mense Junii, 1786 recitatus. Vid. Vol. III. — Oratio de chyrurgo medicis auxiliis indigente. Mense Maji 1787. Vid Vol. IV. — De venaesectionis apud puerperas abusu. Die 21. Junii 1787 habit. ibid. — De Rhachitide acuta et adultorum, sermo academicus, Mense Maji 1787 recitatus ibid. Vid. Vol. V. — Orat. Acad. de Signis Morborum ex corporis situ partiumque positione petendis. Mense Maji 1789. Vid. Vol. VI. — De haemorrhagia Uteri ex spasmo secundinas incarcerante. Mens. Maji 1789. Vide Vol. VII. — Oratio Academ. de Virtutibus corporum naturalium medicis aequiore modo determinandis. Mense Maji 1789. Vid. Vol. VII. — Oratio academica altera, Virtutibus corporum naturalium medicis aequiore modo determinandis. Mense Decembris 1789. Vid. Vol. VIII. — Sermo academicus quem ad Tyrones, cum Instituti clinici curam susciperet; die 30. Maji 1785 praefatus est. Vid. ibidem. — Sermo academic. de morbis pecudum, a medicis nequaqam praetervidendis. Mense Maji 1790. Vid. Vol. IX. — Oratio acad. de Populorum miseria, morborum genitrice. Mense Maji 1790, ibid. — Sermo acad. de circumscribendis morborum historiis. Mense Maji 1791. Vol. X. — Orat. academ. de periodicarum adfectionum ordinandis familiis. Mens. Maji 1791, ibid. — Oratio acad. de vertebralis columnae in morbis dignitate. 1792. Vid. Vol. XI. — Sermo Acad. de medicis peregrinationibus. Mense Junii 1792, ibid. — Programma, puerperae de infanticidio suspectae defensionem exhibens. Mense Maji 1793. Vid. Vol. XIII. — Oratio acad. de convalescentium conditione ac prosperitate tuenda Mense Junii 1793 ibid. — Joannis Petri Frank. Opuscula medici argumenti antehac seorsim edita, nunc collecta. Lipsiae. 8. (enthält die mehrsten obigen Abhandlungen, viele finden sich auch übersetzt in den „Sammlungen auserlesener Abhandlungen für praktische Aerzte und jener für Wundärzte".) — Sistema compiuto di Polizia medica, opera di Giovanni Pietro Frank, accresciuta di note dall' autore. Tome I. In Milano 1786. Nell Imperiale monistero di S. Ambrogio magiore. 8. — Apparatus Medicaminum ad usum Nosocomii Ticinensis. Anno 1790. Ticini Reg. ex typographia Josephi Bol-

zani. 8. — Piano di Regolamento del Direttorio medico-chirurgico di Pavia. Milano 1788. 4. — Piano di Regolamento per la farmacia della Lombardio austriaca. Milano 1788. 4. — Guglielmo Cullen Synopsis Nosologiae methodicae. Edit. quart. Ticini Reg. 1787. 8. — Plan d'école clinique, ou méthode, d'enseigner la Pratique de la Médecine dans un hôpital académique, par Jean Pierre Frank, Docteur en Médecine. Vienne 1790, chèz Chrétien Fréderic Wappler. 8. — Diese Schrift wurde von Dr. Careno in's Italienische übersetzt und erschien in Cremona. — Titius von Wittemberg übersetzte sie, nebst zwei andern unter folgender Aufschrift in's Deutsche: Johann Peter Frank's drei zum Medicinalwesen gehörige Abhandlungen 1) Entwurf zur Einrichtung einer klinischen Schule, 2) Entwurf zur Einrichtung eines medicinischen chirurgischen Collegiums zu Pavia, 3) Apothekerordnung für die Oesterreichische Lombardei. Aus dem Italienischen. Leipzig, bei Joh. Gott. Feind. 1790. 8. — Johann Peter Frank's M. D. u. s. w. System einer vollständigen medicinischen Polizei. IV. Band. Mannheim bei Schwan und Götz. 1788. — Einen Nachdruck dieser vier Bände besorgte ohne des Verf. Erlaubniss Dr. von Wasserberg in Wien mit Zusätzen bei Trattner. — Johann Peter Frank u. s. w. Geneeskundige Staatsregeling. Naar den Derten Druk ait het hoogduitsch vertaald en met Anmerkingen vermearded, Door A. Bake, M. D. The Leiden. By Frans de Does 1783—1793. 8. — De curandis hominum morbis Epitome, Praelectionibus academicis dicata, Auctore Joanne Petro Frank. Ticini Reg. et Mannheimii 1792 apud Balthasarum Comini. 8. Lib. I. de febribus. 1792. Lib. II. de inflammationibus. Ibid. 1792; Lib. III. de exanthematibus. Ibid. 1792; Lib. IV. De impetiginibus. Ibid. 1793; Lib. V. Pars I. de Profluviis. Ibid 1794. — Lib. VI. Pars I. 8. maj. Stuttgart. 1811. Cotta. — Lib. VI, Pars II u. III edid. cur. et praef. est Jos. Eyerel. Vindob 1820. 21. Schaumburg et. soc. Rec.: Med.-chirurgische Zeitung 1821. Bd. 4, S. 337—339. „Die Erscheinung eines neuen Bandes dieses Lehrbuches unsern Lesern anzuzeigen, ist uns ein ebenso lohnendes als erfreuliches Geschäft, lohnend, insofern wir dadurch an eigener Belehrung und Vervollkommnung gewinnen, erfreulich, insofern wir uns dabei des mündlichen Vortrags des würdigen Meisters mit dankbarem Herzen vergegenwärtigen und gleiche Gefühle in vielen anderen seiner mannigfaltig auf der Erde zerstreuten Schüler, Freunde und Verehrer zu erregen hoffen dürfen." — Eine deutsche Uebersetzung besorgte Dr. Mohrbeck: Johann Peter Frank, über die Behandlung des Menschen, Mannheim bei Schwan und Goetz. 1794. 8. 9 Bände. 4. Ausg. 1844. — F. schrieb die Vorrede zu Joseph Frank's Ratio Instituti clinici Ticinensis. Viennae 1797. 8. — Sobernheim in Berlin veranstaltete mit einem Vorworte Hufeland's eine Uebersetzung d. „Epitome" in 10 Theilen. Berlin 1830—34, Finke. — 4 Bände, gr. 8. ebend. 1835. — Register zu beiden Ausgaben ebend. 1835. — 3. Ausg. mit dem Bildniss von Peter Frank 1840, 41. Die 2. Auflage der ersten 4 Bände der medicinischen Polizei erschien in Mannheim bei Schwan. 1783—1804. Rec.: Blumenbach's medicinische Bibliothek, 1. Bd. 1783, S. 639. „Diese neue Ausgabe des classischen und in seiner Art ersten und einzigen Werkes hat beträchtliche Zusätze erhalten u. s. w." Der 5. Band. gr. Stuttgart. 1813. Cotta. Rec.: Med. chirurg. Zeitung. 1817, 4. Bd., S. 257—65. „Der berühmte Verf. bewährt auch hier seinen alten Ruf von Gründlichkeit." Der 6. in 3 Abtheilungen, auch unter dem Titel Medicinalwesen. 3 Bände. Wien. 1817—19. Schaumburg und Comp. Rec.: Med. chirur. Zeitung. 1819, Bd. 4, S. 5—16. 1 Supplementband. gr. 8.

Stuttgart, 1812, Cotta; 2., 3. Supplementband. Nach den hinterlassenen Papieren des Verfas. herausgegeben von G. C. Voigt. 8. Leipzig, 1825, 27. Kühn; in einem freien Auszuge mit Berichtigungen, Zusätzen und Einleitungen von J. E. Fahner. 1. Th. gr. 8. Berlin, 1792. — Interpretationes clin. observationum selectarum, quas ex diariis suis academ. ad propriam epitomen de curandis hominum morbis illustrandam collegit. Pars I, cum VII tab. aere incisis. 8. maj. Tubingae et Stutt. 1812. Cotta — Klinische Erklärungen auserlesener Beobachtungen, welche er zur Erläuterung seines Werkes über die Heilung der Krankeiten des Menschen aus seinen academischen Tagebüchern gesammelt hat. Aus dem Lateinischen übersetzt von Heinrich Carl August Heimreich. gr. 8. Kiel. 1835. Universitätsbuchhandlung. — Abhandlungen von den galligten Larven einiger Kinder-Krankheiten, nebst Finke's Abhandlungen von den anomalen Gallenkrankheiten. 8. Hamburg. — Kleine Schriften med. praktischen Inhalts. Aus dem Lateinischen von Eyerel. gr. 8. Wien, 1810. — Opuscula posthuma, a Josepho filio nunc edita. Viennae, 1824. Schaumburg et soc. Rec.: Hufeland's Biblioth. der Heilkunde, Bd. 52, 1824, S. 143; Rust's kritisches Repert. für Heilkunde Bd. 4, 1824, S. 404—440. — Med. chirurg. Zeit., 1825, Bd. 1, S. 273—88. — De medicina clinica opera omnia varii argumenti minora. Diligenter recognita, mendis purgata, indicibus locupl. et vita J. P. Frankii instructa edidit Guil. Sachs. Vol. I u. Vol. II. Regiomontii, 1844, 1845. (Letzteres Werk scheint blosse Bücherspeculation zu sein und entspricht durchaus nicht dem Titel, es enthält den Anfang des Abdruckes der „Epitome", nichts vom Leben Peter Frank's, sondern einen Nekrolog des Dr. Sachs jun.). Die oben erwähnte Inauguraldissertation erschien im Deutschen und Französischen unter folgenden Titeln: Abhandlung über eine gesunde Kindererziehnng nach med. und phys. Grundsätzen. 2. Aufl. Aus dem Lateinischen von Jos. Gruber. 8. Leipzig, 1803; traité sur la manière d'élever sainement les enfants; trad. de l'allemand par M. Böhrer. 8. Strassbourg, 1799. — In Scherf's Archiv der medic. Polizei und der gemeinnützigen Arzneikunde veröffentlicht F. folgende Aufsätze: Etwas über die Zwistigkeiten der Aerzte und ihre Ursachen und das Hochfürstlich Speyer'sche Mandat zur Verhütung der Hundswuth. — In Reinhard's medicinischem Wochenblatte für Aerzte, Wundärzte und Apotheker. I. Jahrgang von 1780, S. 221 findet sich von ihm: „eine kurze Beschreibung einer thierischen Missgeburt" und in den Beiträgen der Kurmainzischen Akademie zu Erfurt v. 1783 Folgendes: Observationes medico-chyrurgicae, 1) de singulari abscessu hepatico, 2) de sectione symphysis ossium pubis in Episcopatu Spirensi peracta, 3) de paracenthesi in ascetica muliere gravida suscepta. — In v. „Hartleben's Polizeiblättern" 1808: „Geschichte der ehemaligen Priesterärzte". — Biographie des Dr. Johann Peter Frank. Von ihm selbst geschrieben. Wien, bei Karl Schaumburg und Comp. 1802.

Wenn man das, der Selbstbiographie Frank's beigefügte, Bild dieses Classikers betrachtet, tritt uns die ganze Bedeutung seiner Persönlichkeit plastisch entgegen. Die hohe Stirn, die gedankenvollen Augen, der dem Antlitze aufgeprägte tiefe, man könnte sagen, feierliche Ernst erwecken bei Jedem ein sympathisches Gefühl. Der kleine Mund übt eine magische Wirkung. In den Gesichtszügen liegt eine majestätische Ruhe, etwas Melan-

cholisches, zugleich Heiteres, etwas Befehlendes und doch wieder Sanftes und Freundliches, etwas tief Meditirendes und Sorgloses, eine ansprechende Offenheit und zugleich etwas Zugeknöpftes. Er erscheint im Ganzen als der feine Menschenkenner, der nicht bloss die Krankheiten erkennt und heilt, sondern ebenso sehr sich auf's menschliche Herz versteht. Dass er ein markirter Charakter ist, der bestimmt weiss, was er will, diesen Eindruck macht er auf Jeden; ein kleiner Zug von ironischer Verachtung, den man einem Arzt, welcher stündlich an die Hinfälligkeit alles Irdischen und Leiblichen erinnert wird, nicht übel nehmen kann, spielt um seinen Mundwinkel. Ein seltenes Gesicht, dem die Originalität, die hohe geistige Befähigung in jeder Fiber aufgedrückt ist! Die Frisur seines Kopfes unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen Mode seiner Zeitgenossen auffallend durch das Fehlen der Perrücke. Frank trägt alles Haar nach hinten gekämmt, sowohl das obere als seitliche. Ein Feind aller Unwahrheit und alles Falschen konnte er sich nicht entschliessen, der Unsitte und Mode seines Jahrhunderts zu huldigen.

In höchst philosophischer und humoristischer Weise beginnt F. seine Lebensbeschreibung mit der Entwicklung folgender Ansichten: „Das Leben eines Menschen, sagt Pythagoras, gleicht dem Homerischen Schilde, an welchem man, so lange man es besichtigt, immer etwas Neues zu lernen findet. Wenn ich nicht irre, so ist meine Lebensgeschichte nicht mehr und nicht weniger als eine Reisebeschreibung, die doch der Reisende selbst entwirft, besonders, wenn noch Zeugen genug leben, um die Wahrheit seiner Erzählungen zu bestätigen. Denjenigen, welche zu künftigen Weltbürgern bestimmt sind, rathe ich im Ernste, sich von kraftvollen, zu denken fähigen und gutartigen Eltern, zu welchem Stande sie auch immer gehören mögen, erzeugen zu lassen. Nicht nur bei Jagdhunden und Pferden kömmt es auf die Raçe, ob sie zu ihrer Bestimmung mehr oder weniger Anlage mit sich bringen werden, an“.

Frank stammte aus einer Familie, in der Langlebigkeit hereditär war; seine Grossmutter wurde 105 Jahre alt. Er selbst war am 19. März 1745 zu Rotalben in der baden-badischen Herrschaft Grävenstein im Wassgau zwischen Zweibrücken und Landau geboren. Sein Vater, ein höchst arbeitsamer und thätiger Handelsmann, war sehr aufbrausend und hatte etwas Rauhes in seinem gutmüthigen Charakter. Peter Frank wurde beinahe ein Opfer des Jähzorns seines Vaters. Dessen Aufbrausen war für seine Kinder oft erschreckend. In einem solchen Anfalle befahl er seiner Frau, die den kleinen Frank als ein 9 Monate altes Kind an ihre Brust legen und damit dessen lautes und heftiges Schreien stillen wollte, sie sollte das Zimmer sogleich mit ihm verlassen. Sie hoffte den Säugling zum Schweigen zu bringen. Der Befehl war zum zweiten Male wiederholt, und als dieses nicht nützte, griff der erzürnte Vater das Kind bei der Brust und warf es hastig zu der offenen Thür auf eine weite Strecke hinaus. Auf der Stelle erkannte und bereute er seinen Jähzorn. Das Kind lag inzwischen in Zuckungen, die erst nach mehreren Wochen aufhörten. So hart und rauh der Vater, so sanft und liebreich war die Mutter Peter Frank's und in allen Stücken weit über den Stand, in dem sie geboren war, erhaben.

So hatte denn unser Frank von der Schwelle des Lebens an mit allen Widerwärtigkeiten, welche das neidische Geschick gerade den gottbegnadigten Männern am meisten entgegensetzt, zu kämpfen. Im 4. Jahre wurde er von 20 spielenden Bauernburschen, während er selbst ein Häuschen von Sand baute, beinahe gänzlich zusammengedrückt und erstickt. Von dieser Zeit an blieb ihm eine öfters wiederkehrende Engbrüstigkeit, die ihn erst im 18. Jahre verliess.

Sein Vater handelte mit Salz; der kleine Frank ass viel davon und bekam, Monate lang an einem beschwerlichen Harnbrennen leidend, bald eine beträchtliche Geschwulst einer Halsdrüse, die sich heftig entzündete und in Eiterung überging. Ein Regimentsarzt in Pirmasens stellte die Diagnose, dass ein Nerv gesprungen sei. Seine Mutter liess durch einen Barbier die Geschwulst öffnen, und so wurde er vor dem Ersticken gerettet. Sein Vater nahm ihn mit nach Frankfurt zur Messe, ohne ihn geschickt zu finden: „er sei ihm zu kurz auf dem Wagen und zu lang auf dem Karren".

Die Dorfschule besuchend, ging er einst weinend nach Haus. Als er um die Ursache befragt wurde, sagte er schluchzend zu seiner Mutter, er sei sehr unglücklich, so strenge erzogen zu werden. Auf die Frage, warum, antwortete er: „weil alle seine Schulkameraden ohne Strümpfe herumspringen dürften, währenddem seine Füsse in diesen und in Schuhen ersticken möchten"! Hierzu machte er später selbst die Bemerkung, ob nicht die Klagen ganzer Völker gegen heilsame Verordnungen oft ebenso kindisch seien?

In seinem siebenten Jahre kam er zu einem älteren, schon verheiratheten Bruder nach Eusserthal, bei Landau, in die Kost, zwei Jahre darauf nach Rastatt in die lateinische Schule der Piaristen. Er lernte hier wenig, legte aber die Rohheit der ersten ländlichen Erziehung ab. Uebrigens wurde er sehr knapp gehalten. Für seine ausserordentlichen Ausgaben bekam er wöchentlich einen Groschen. Die Markgräfin hier fand Gefallen an seiner Stimme und verfiel auf den Gedanken, ihn nach Italien zu schicken und ihn castriren zu lassen, zur Erhaltung seiner Sopranstimme, doch ihr Gemahl hinderte sie an der Ausführung ihres Entschlusses, indem er ihr versicherte, dass F., als der Sohn eines vermöglichen Bürgers, nicht nöthig hätte, ihre Unterstützung so theuer zu erkaufen.

Wegen eines heftigen Quartanfiebers wurde er nach Hause geschickt. Trotz Werlhof herrschte gegen die Chinarinde noch ein grosses allgemeines Vorurtheil. Als daher die angewandten Mittel nicht helfen wollten, ward ihm angerathen, mit einem alten lebendigen Krebse in der Hand zu einem nahen Bache zu gehen und jenen rückwärts in's Wasser zu werfen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich schon die skeptische und kritische Natur Frank's, die einen Grundzug seines Charakters bildet. Als er von dem Bache zurückkam, erzählte er seiner guten Mutter, dass sich der Krebs bei seiner Expedition fast zu Tode gelacht habe.

Er wurde dann nach Bockenheim in Lothringen auf die Jesuitenschule geschickt. Sein Fleiss wuchs mit jedem Tage; trotzdem schwang er sich schwer zur ersten Classe der Schüler hinauf, weil er einen Widerwillen gegen alles Auswendiglernen hatte. Ein grosses Vergnügen fand er an der Musik; er lernte ein Blasinstrument; der Lehrer aber verbot es ihm auf das Strengste und wies ihn zur Saitenmusik. Die Leidenschaft für die Tonkunst begleitete ihn durch sein ganzes Leben.

Nach drei Jahren kam er nach Baden-Baden, um die Rhetorik zu lernen, 1761 nach Metz, und das folgende Jahr nach Pont à Mousson, wo damals eine, im hohem Ansehen stehende, französische Universität blühte, und der berühmte Jesuit Barlet die Physik lehrte.

Im folgenden Jahre erhielt er die Doctorwürde in der Philosophie. Bei dem damaligen viel gründlicheren Studium hielten sich die meisten angehenden Mediciner verpflichtet, zuerst Philosophie zu studiren, um durch eine genaue Erlernung der classischen Sprachen und Naturwissenschaften sich für das Studium der Arzneikunde vorzubereiten.

Mit Hensler und Boerhaave theilte er das Schicksal, Theologie studiren zu sollen. Seine fromme Mutter war daher ganz unglücklich, als ihr Sohn statt jener die Arzneikunde zu seinem Berufe wählte. Noch unzu-

friedener war der Vater, der sogar damit drohte, wegen der damit verbundenen grösseren Unkosten, die Unterstützung zu entziehen. In dieser, für unsern Peter Frank höchst unglücklichen, Situation war es die Liebe, welche es ihm möglich machte, nicht den Kopf zu verlieren. Die schöne Tochter eines Handelsmannes Pierrôn hatte schon lange sein Herz gefesselt. Jede wahre Liebe ist schüchtern, und so hatte Frank denn sein Glück still in seinem Busen getragen. Erst der Moment, als er Pont à Mousson verliess, entlockte ihm das Geständniss, und hatte er das Glück, bei der Auserwählten seines Herzens die zärtlichste Gegenliebe zu finden.

Auch der Vater gab endlich nach, als Frank's Bruder erklärte, ihn studiren lassen zu wollen; jener meinte, er sei ja doch zu nichts zu gebrauchen.

F. ging nun nach Heidelberg und besuchte die Vorlesungen von Professor Gattenhof, einem vorzüglichen Schüler Haller's, und von Schönmezel, einem Schüler von Sauvages, Petit, Winslow und Levrêt. Nach einem Jahre aber wollte er das Studiren aufgeben, weil er mit seinen Fortschritten nicht zufrieden war. Er entdeckte sich Ersterem. Dieser examinirte ihn; er antwortete weit besser, als Gattenhof erwartet hatte. Trotzdem glaubte F. es noch immer, weil er nicht einsehen konnte, wozu das Erlernte ihm nützen sollte. Zweiundzwanzig Jahre später, bei der Entwerfung des Studienplans in Pavia, traf er die Einrichtung, dass der Endzweck nie ausser dem Gesichtspunkte der Zöglinge gestellt werde. Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Heidelberg zog er zu Gattenhof in's Haus. Overkamp las über die Aphorismen des Boerhaave, Harrer über Physiologie und hatte sich eine grosse Uebung in der syllogistischen Disputirkunst erworben. Er rief Frank öffentlich zum Disputiren auf, griff zu seinen syllogistischen Waffen und zwang F. in Gegenwart seiner Zuhörer sich derselben gegen ihn zu bedienen. Der Sieg blieb auf Frank's Seite und Harrer liess sich, aus dem Gleichgewicht gebracht, zu solchen Ausdrücken hinreissen, dass Frank sich bewogen fühlte, die Vorlesungen zu verlassen. 1765 vertauschte er Heidelberg mit Strassburg und besuchte die Vorlesungen Spielmann's, Pfeffinger's und Lobstein's. Spielmann's Vorlesungen machten auf ihn, weil er wusste, dass jener nie Kranke gesehen, gar keinen Eindruck. Bei Weigen fand er Gelegenheit, sich in der Geburtshülfe auszubilden. In dem bürgerlichen Hospitale besuchte er die klinische Abtheilung des sehr geschickten Dr. Böhm. Das Verfahren des Arztes im Militärhospitale schildert F. auf folgende Weise: „Zur rechten Seite stand ihm ein Wundarzt, zur linken ein Apotheker, dann folgte der wachthabende Krankenwärter. Die beiden ersteren führten das Verzeichniss, jener der Aderlässe, Klystiere, Blasenmittel, dieser der Abführmittel und übrigen Arzneien. Bett Nr. I. Hier sah der Arzt links und rechts auf beide geschriebene Verzeichnisse. Jean! sagte er, comment vous portez-vous? très mal, Monsieur le médecin, war die Antwort. Avez vous été saigné? oui Monsieur, avez vous pris la médecine à purger? oui, Monsieur. Mittlerweile legte der Arzt seine zwei Finger einen Augenblick auf die Pulsader und rief laut: Saigné! — Médecine évacuante! — Wundarzt und Apotheker schrieben den Befehl in aller Eile nieder, als der Arzt schon am zweiten Krankenbette stand und eben seine Fragen und Befehle wiederholte. In einer halben Stunde waren wir mit dem Besuche von allen unsern Kranken zu Ende. Die Haare standen mir bei einem solchen Verfahren zu Berge."

Es war Frank unmöglich, das Militärhospital ferner zu besuchen. Hätte er ahnen können, dass der dirigirende Militärarzt hierin eine schwere Beleidigung erblicken und ihm seinen ganzen Hass später entgelten lassen würde, er hätte vielleicht die Regeln der Lebensklugheit zu Rathe gezogen. Aber während es eine charakteristische Eigenschaft kleiner Geister ist, an

einem Ueberfluss derselben zu leiden und dies vorzugsweise ihr Glück in der Gesellschaft und sogenannten wissenschaftlichen Carrière bedingt, findet man umgekehrt, bei wirklich genialen Menschen, kaum eine Spur von Savoir faire, und ist dieser Mangel oft die Quelle von vielen Widerwärtigkeiten, die sich der vollen Entfaltung ihrer Wirksamkeit entgegensetzen.

Strassburg mit seinen vielen Verführungen hätte leicht ein Capua für unseren Frank werden können. Davor schützte ihn aber die Liebe zu seiner Braut. Als er sie von Strassburg aus besuchte, erhielt er von ihr das so lange gewünschte Versprechen, die seinige werden zu wollen. „Wahre Liebe", bemerkt er bei dieser Gelegenheit, „ist weder zudringlich, noch nachgiebig."

Nach Heidelberg zurückgekehrt, musste er sich einem tentamen unterwerfen, das drei Stunden dauern sollte. Schon nach einer Stunde liess man ihn abtreten und schenkte ihm die weitere Tentirung. Auch das rigorosum bestand er sehr gut. Schon in Strassburg hatte er „de educatione infantum physica" geschrieben. Gattenhof tadelte die Ausführung und schrieb nun „de cunis infantum"; diese Schrift erschien unter Frank's Namen und wurde später in's Französische übersetzt.

Ehe er die Universität verliess, wurde er zu Professor Overkamp beschieden. Derselbe forderte ihn auf, einen Gegenstand zu wählen, den er, neben seinen Berufsgeschäften, vorzüglich bearbeiten könnte. Nach 3 Tagen sollte er wieder kommen. „Wie verlegen, war ich inzwischen! Ich trat ängstlich vor meinen Lehrer und sagte, dass ich alle Fächer der Wissenschaft durchgemustert hätte, ohne eins zu finden, das ich besser auszufüllen verstände. Ein Gedanke hat sich inzwischen mir aufgedrungen. Ich sehe, dass Aerzte solche Krankheitsursachen, welche entweder ins Grosse auf die Völker wirken oder von der Willkür einzelner, noch so sorgfältiger Menschen nicht abhängen, selten zu heben im Stande sind. Viele davon könnten aber doch durch obrigkeitliche Vorsorge beseitigt werden. Gibt es wohl schon eine systematisch bearbeitete Wissenschaft, welche die Regeln enthält, nach welchen solch ein Endzweck erzielt werden möge? Wir haben, erwiederte der Professor, mancherlei einzelne Verordnungen, welche hieher gehören; aber ein zusammenhängendes wissenschaftliches Gebäude ist noch nicht aufgeführt worden. Ihr Gedanke ist daher glücklich, wie würden Sie das Kind taufen? Medicinisch wäre einmal der Gegenstand meiner Untersuchung gewiss, erwiederte ich; und da doch die Ausführung gemeinnütziger Gesundheitsanstalten grösstentheils der Polizei eines Landes überlassen werden müsste, so schien mir der Name „medicinische Polizei" der Sache sehr angemessen. Auch hiermit war mein Lehrer ganz einverstanden und drang nochmals ernsthaft in mich, meine Absicht ja nicht aufzugeben."

Frank kehrte jetzt in seine Heimath zurück; so jung er noch war, seinen wissenschaftlichen Lebenszweck hatte er klar vor Augen, er war eines bestimmten Zieles sich also wohl bewusst und that sich dadurch vor so vielen Anderen hervor, welche blindlings von einem Gegenstande zum anderen tappen, um bloss aus 12 vorhandenen Büchern ein neues dreizehntes zu compiliren und dann sich einbilden, die Wissenschaft gefördert zu haben. Praxis bekam er genug. Da er von der ersten Zeit seines Studiums an, die Medicin nicht als eine Kuh, die ihn mit Butter versorgt, sondern als die hehre Göttin angesehen hatte, so konnte ihm der dortige Aufenthalt auf die Dauer nicht gefallen. Aller wissenschaftlichen Anregung und Umgangs beraubt, bewarb er sich — Freizügigkeit musste also in der damaligen Grafschaft Baden nicht existiren — um Rastatt. Hier trat ihm aber jener, oben erwähnte französische Militärchirurg, der zugleich Leibarzt des Markgrafen war, als sein böser Dämon entgegen und entliess die Batterie seiner,

wegen jenes Vorfalles gegen Frank angesammelten, Galle. Letzterer erhielt den Bescheid, dass sein Gesuch nicht berücksichtigt werden könne, so lange er nicht in einem Hospitale oder in einer Stadt seine Wissenschaft ausgeübt hätte.

Frank wandte sich nun nach dem damaligen französischen, jetzt wieder deutsch gewordenen, Bitsch, wo einer seiner Brüder wohnte und nur ein, der deutschen Sprache unkundiger, französischer Arzt Dr. Landeutte prakticirte.

Obgleich er schon damals mit der Ausarbeitung des „Systems der medicinischen Polizei" sich trug, so scheinen ihm die Gesetze derselben noch sehr unbekannt gewesen zu sein. Denn kurze Zeit darauf, nachdem er sich dort niedergelassen, wurde er vor den Lieutenant du roi beschieden und von ihm befragt, wer ihm das Recht gegeben hätte, die Arzneiwissenschaft in Frankreich auszuüben. Ihm wurde nun aufgegeben, auf der Universität Pont à Mousson sich einem Examen zu unterwerfen und eine Streitschrift zu vertheidigen.

Bei dieser Gelegenheit griff ein Ordensgeistlicher die These an, in der F. das Verbot der Einimpfung der Pocken als zweckwidrig hingestellt hatte, weil das französische Parlament erst kürzlich die Blatternimpfung auf's Schärfste untersagt habe. Frank machte ihm nun den Vorschlag, lateinisch zu sprechen; derselbe stammelte einige verlegene Worte, und die Promotion schloss mit dem „vive l'Allemand" der corona; so wurde er denn 1766 dem Collegium der lothringischen Aerzte einverleibt. Ueber 100 Jahre sind seitdem verflossen und noch immer ist die, von so vielen Seiten mit Recht gewünschte, internationale Freizügigkeit der Aerzte ein todter Buchstabe!

Wie störend ihre Nichtexistenz in's Leben des Einzelnen eingreift, das beweist wieder das Leben unseres Peter Frank. Er kehrte jetzt nach Bitsch zurück und bekam eine grosse Praxis; da er sich im folgenden Jahre verheirathete, so reichte dieselbe doch kaum aus, ihn zu ernähren, und er musste oft zur mütterlichen Milde seine Zuflucht nehmen. „Wie viele junge Aerzte", apostrophirt er hier, „welche solcher Quellen entbehren müssen und so wie ich, zur Ehe schreiten, müssen solch' eine Uebereilung lebenslänglich büssen."

Nach zwei Jahren erhielt er endlich die Erlaubniss, in sein Vaterland zurückzukehren. Ihm wurde Baden-Baden als Wirkungskreis angewiesen. Dort practicirte damals nur ein Arzt, Dr. Bellon, welcher aber sehr dem Trunke ergeben war.

Der erste Band seiner „medicinischen Polizei" war jetzt vollendet. Er bot denselben Maklot in Karlsruhe zum Verlegen an. Derselbe holte das Gutachten eines Sachverständigen ein, des Geheimraths Reinhard. Dieses fiel aber so nachtheilig aus, dass Maklot das Manuscript zurückschickte und die Annahme des Verlags verweigerte. In seiner Verzweiflung übergab P. F. dasselbe den Flammen. Später hat er dies bitter bereut, da er die Frucht von vieljährigem Fleisse damit zerstörte. Damals glaubte er noch an die Weisheit der Sachverständigen und erblickte in deren Urtheil eine Strafe seines Wissenschaftsdünkels. Als er später in nähere Berührung mit den sogenannten „Koryphäen" und „wissenschaftlichen Experten" trat, erkannte er, dass ihr Horizont meistens ein sehr beschränkter sei und dass alles Ungewöhnliche, was nicht in die Schablone des Alltäglichen und Gewöhnlichen passt, vor ihren Augen keine Gnade findet.

Auch seiner selbst willen bereute er später dies freiwillige Autodafé und sah ein, dass es gescheiter gewesen wäre, seine jugendliche Arbeit aufzubewahren, sie eine Zeit lang liegen zu lassen und dann wieder durchzusehen, um zu erfahren, wie weit er vorgerückt sei. „So hatte sich", erzählt er,

„ein vortrefflicher Bildhauer Italiens betragen, welcher über der Thürschwelle seines Hauses einige sehr mittelmässige Figuren angebracht hatte, die er, auf mein Befragen, für das Werk seiner Hände erklärte. Als ich ihn frug, wie er eine solche Arbeit habe aufbewahren mögen, gab er mir zur Antwort, dass der Kluge sich von Jahr zu Jahr an seinen Werken messen müsse".

F. nahm seine Arbeit sofort wieder auf; dies Ereigniss hatte aber doch solch' einen Eindruck auf ihn gemacht, dass er noch über das Horazische „nonum prematur in annum" hinausging und auf den ersten Band von jetzt an 11 Jahre verwandte.

Das Glück seiner Ehe war von keiner langen Dauer; nachdem seine Frau ihm, 11 Monate nach ihrer Verheirathung, einen Sohn geschenkt hatte, wurde sie von einem heftigen Kindbettfieber ergriffen. Ein Arzt aus Rastatt behandelte sie an einer Entzündung der Därme, liess zweimal zur Ader; sie fiel von einer Ohnmacht in die andere und endlich in einen Todesschlaf. Als F. die Sterbeglocke anziehen hörte, bekam er einen so heftigen Blutsturz durch die Nase, dass er ohnmächtig zu Bett gebracht wurde. Sein Kind starb an den Pocken.

Es war eine Wohlthat für ihn, dass bald darauf in dem benachbarten Gernsbach der Petechialtyphus ausbrach; er wurde von der Regierung deputirt, die dortigen Kranken zu behandeln, und bekam dadurch eine Ableitung von seinem tiefen Schmerze. Während vor seiner Ankunft sehr viele Patienten gestorben waren, verlor er binnen 6 Wochen nur drei. Da die Kranken alle an Entkräftung litten, so bediente er sich der reizenden Methode, welche Brown später als eignes System in die Praxis einführte. Als er selbst von der Seuche befallen wurde, befolgte er den Rath Sydenham's, er nahm Brechmittel, trank eine Flasche Burgunderwein, legte sich zu Bette und schwitzte, bis er den dritten Tag ganz gesund wieder aufstand.

Im Jahre 1769 starb sein College Dr. Bellon. Derselbe hatte sich anfangs sehr uncollegialisch gegen Frank benommen; als er aber dessen Uneigennützigkeit und seinen edlen Charakter erkannte, ihn um Verzeihung gebeten und sich mit ihm ausgesöhnt. Der Hofmedicus Glückherr wurde nun nach Baden versetzt, und Frank an dessen Stelle als Hofmedicus nach Rastatt berufen. Er bekam als solcher eine fixe Besoldung von 200 Gulden.

Einen vortrefflichen Collegen fand er dort an dem Dr. Bierenstiel; die fürstliche Bibliothek, auf der er alle seine freien Stunden zubrachte, gab ihm Gelegenheit, theoretisch seine Kenntnisse zu erweitern und seinen Wissensdurst zu stillen. Auch mit den beiden Leibärzten des Markgrafen Dr. von Troxelle und Wolff lebte er auf dem besten Fusse. Um seine Sprachkenntnisse zu erweitern, lernte er italienisch. Seine Praxis wurde sehr bedeutend und in kurzer Zeit war er ein recht gesuchter Arzt. Uebrigens zeichnete er sich auch durch ungewöhnlich glückliche Curen aus. So heilte er einen Wassersüchtigen, der lange Zeit von dem Hofmedicus Troxelle vergeblich behandelt war, in 14 Tagen durch die China. „Dieser Fall überzeugte ihn, dass die gesunde Vernunft mit der so hoch gepriesenen Erfahrung nicht in Widerspruch stehe und dass man nicht immer eben einen grauen Bart haben müsse, um sich jener zu bedienen."

Dasselbe Glück hatte er bei dem italienischen Balletmeister, den, an der Ruhr darnieder liegend, er, von der damaligen Modebehandlung abweichend, statt mit Abführmitteln, mit Aderlass und schleimigten Mitteln behandelte, weil das begleitende Fieber ein Entzündungsfieber war.

Im Jahre 1770 schritt er mit Marianne Wittlinsbach zur zweiten Ehe; sie war die Tochter des Oberamtsschreibers zu Rastatt.

Kurz darauf wurde er von einem ansteckenden Fieber befallen, das er glücklich bestand.

Seinen Vater hatte er einige Jahre vorher an einem eingeklemmten Bruche erfolgreich behandelt, so dass dieser den Ausspruch that, er wäre jetzt überzeugt sei, dass an der Profession, die er erlernt hätte, etwas sei. Derselbe starb kurz nachher in seinem 80. Jahre und bald darauf auch Frank's Mutter, deren Tod ihm vielen Kummer verursachte.

Als 1771 der Markgraf an der Wassersucht erkrankte, erhielten die Leibärzte von den Ministern den Befehl, Frank zuzuziehen. Sie weigerten sich anfänglich, gehorchten aber später. Ausserdem wurden berufen Professor Strack aus Mainz, Dr. Cohausen aus Coblenz, Dr. Glückherr aus Baden, Dr. Ehrmann und Böhm aus Strassburg.

So viele Mediciner mochten dem Markgrafen, der sich vielleicht der bekannten Sentenz des Claudius: „turba medicorum perdidit me", erinnerte, wohl selbst seltsam erscheinen, denn, als eines Tages eine Consultation von 5 Aerzten stattgefunden hatte, sprach er die Worte: „Nun will ich doch hören, was diese fünf Blutrichter über mich verhängen werden."

Seinen Humor behielt er übrigens bis an sein Ende; als er eines Nachts, wo der Leibarzt Wolff bei ihm die Wache hatte, mehr als gewöhnlich uriniren musste, bat er denselben; „er möchte doch seinem alten Collegen Dr. Troxelle von diesem Umstande nichts sagen, weil es ihn verdriessen könnte, dass er bei einem Leibarzte mehr denn bei dem andern geharnt hätte."

Als Frank eines Tages sich beim Patienten allein befand, befahl ihm der Fürst, ihm mit aller Aufrichtigkeit zu sagen, ob zu seinem Aufkommen noch Hoffnung sei. Als Frank, der seinen männlichen Charakter kannte, offen gestand, dass sein Ende sehr nahe sei, drückte er ihm dankbar die Hand und antwortete: „il le faut une fois".

Nachdem der Markgraf gestorben, ergab die Section eine Verknöcherung der Aorta bis zu ihrer Abtheilung in die Schenkelschlagader. Frank theilte Tissot die Krankengeschichte mit; letzterer antwortete, dass der Markgraf, wenn er anfänglich richtig behandelt worden wäre, mit seiner Verknöcherung noch lange hätte leben können.

Am 23. Dec. 1771 wurde Frank's Gattin von ihrem ersten Sohne Joseph entbunden.

Da im folgenden Jahre das ganze Dienstpersonal des Markgrafen pensionirt wurde, erhielt auch Frank seinen Abschied und als ihm jetzt die Stelle eines Stadt- und Landphysikus in Bruchsal, das damals unter der Herrschaft des Fürstbischofs von Speier stand, mit 400 Gulden Gehalt und dem Range eines Hofraths angeboten wurde, trug er kein Bedenken, aus dem Verband seine engeren Vaterlandes zu scheiden und diese Stelle anzunehmen.

Wie sein Ruf von Jahr zu Jahr zunahm, ebenso verbesserte sich auch seine materielle Stellung. Nachdem er anderthalb Jahre in Bruchsal gewesen, wurde ihm das churpfälzische Landesphysikat zu Bretten und die Stelle eines Badearztes in Zeisenhausen mit einem Gehalte von 800 Gulden angeboten.

Weil der Fürst von Speier Frank's Gehalt um 200 Gulden erhöhte, schlug er diesen Ruf aus und wurde kurz darauf, da der erste Archiater des Fürsten W. Brodbeck seinen Abschied nahm, an dessen Stelle zum Leibarzte ernannt mit einem Gehalte von 800 Gulden; dazu hatte er freie Wohnung und freie Kost, 22 Malter Getreide und zwei Fuder Wein. Welch' ein Abstand von seiner Lage in der Zeit, wo er in Bitsch mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatte!

Sein Freund Dr. Bierenstiel wurde auf Frank's Wunsch zu seinem Nachfolger im Physicate ernannt.

Im ganzen Fürstenthum Speier gab es damals nur eine unterrichtete Hebamme. Frank arbeitete nicht bloss unausgesetzt an seinem grossen Werke, sondern er fühlte sich gedrungen, auch praktisch die Reformen der Medicinalpolizei in's Leben zu rufen. So gründete er denn in Bruchsal ein Institut zur Bildung von Hebammen und fungirte 9 Jahre an demselben als Lehrer. Welch' einen Segen er dadurch für's ganze Land verbreitete, geht daraus hervor, dass vor Errichtung desselben von 85 Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen 1 starb, seit dieser Zeit aber nur von 125.

Als der Fürstbischof von einem Wasserbruche befallen wurde, rieth Frank bloss zu einer Palliativcur; ersterer wollte aber radical curirt sein und liess sich daher von dem churpfälzischen Wundarzt Winter durch den Schnitt operiren. Als aus der Narbe nach der Heilung fortwährend eine wässerige Flüssigkeit sich absonderte, wollte Frank hiergegen nicht einschreiten, weil der Fürst früher an Flechten gelitten hatte.

Der Fürst liess sich dieselbe nun durch einen Quacksalber vertreiben, verfiel aber bald darauf in Sinneszerrüttung. Frank rettete den Fürsten mit Gefahr seines Lebens, als letzterer sich in einem maniakalischen Anfall aus dem Fenster stürzen wollte. Nachdem F. ihn gänzlich wieder hergestellt, erhielt er den Titel eines fürstlichen Raths und eine Erhöhung seines Gehalts um 200 Gulden.

Als der, um des Landes Wohl eifrig besorgte, Fürst sowohl in Bruchsal als in dem gegenüber liegenden linksrheinischen Deidesheim ein Hospital anlegte, erhielt er vom Fürsten die Erlaubniss, mit dem als Chirurg angestellten Wrabecz anatomische und chirurgische Vorlesungen zur Heranbildung von Wundärzten zu halten; zugleich legte er dort ein pathologisches Museum an und benützte fleissig die, daselbst im Seminare aufgestellte, ausgezeichnete Bibliothek, welche der Cardinal Fürst von Hutten dem berühmten Pistorius in Würzburg abgekauft hatte. Dieselbe erleichterte ihm sehr die Ausarbeitung seiner „medicinischen Polizei“.

Dem damals fast allgemein herrschenden Vorurtheile entgegen befasste er sich auch, wo sich ihm Gelegenheit bot, mit der pathologischen Anatomie der Thiere. Als er einstens eine Stute, die unter dem Gebären ihr Leben verloren hatte, öffnen wollte und von dem Abdecker ein stärkeres Messer verlangte, bat ihn dieser „hierdurch doch ja seiner Ehre nicht zu schaden.“ Einer Hebamme, die aus Mitleid für eine arme Familie eine Kuh entbunden und desshalb ihre Kundschaft zu verlieren im Begriff war, wirkte er durch den Fürsten eine Belohnung aus.

Um wie vieles unsere Zeit toleranter geworden, geht aus diesen Thatsachen auf's deutlichste hervor. Es gehört mit zu den Lichtseiten des Darvinismus, dazu beigetragen zu haben.

Im Jahre 1779 erschien der erste Band seiner „medicinischen Polizei“. Der Censor, der sehr aufgeklärte Generalvikar, nachheriger Weihbischof Schmidt fand nichts Anstössiges darin, obschon Frank das Cölibat aus physiologischen Gründen verurtheilte. „Frank“, redete er ihn an, als er ihm das Manuscript mit dem Imprimatur zurückstellte, „dieses Werk wird Ihnen einen grossen Ruhm machen, aber glauben Sie meinenErfahrungen es wird Ihnen so viel Unannehmlichkeiten verursachen, dass Sie zuletzt bereuen werden, es herausgegeben zu haben.“

Papst Pius VI. setzte es sofort auf den Index und war sehr ungehalten darüber, dass das Buch den Arzt eines Bischofs zum Verfasser habe. Durch seinen Nuntius beschwerte der Papst sich dieser Sache wegen bei letzterem. Derselbe liess nun Frank zu sich bescheiden. „Sie haben ein Werk geschrieben, welches mir sehr viel Verdruss verursacht“. „Ich sehe den Grund davon nicht ein“, versetzte Frank, „denn wenn das Werk schlecht ist, so be-

weist dies höchstens, das Ew. Hoheit einen unbedeutenden Autor zum Arzte habe.“ „Uebrigens“, setzte er hinzu, „ist das Werk vom Publicum gut aufgenommen worden, und der Censor hat es gebilligt, ich bin also von jeder Verantwortlichkeit frei.“ Hier hielt sich der Fürstbischof nicht länger, sondern versetzte zornig: „Sie essen das Brod eines Bischofs und wagen es gegen den Klerus zu schreiben.“ Es stieg nun auch Frank das Blut zu Kopf. „Gnädiger Herr, sagte er, „nichts nöthigt mich, es länger zu essen. Ich habe Ihnen das Leben gerettet, ich habe Sie nicht gebeten, mich in den Dienst zu nehmen, sondern Sie haben mich gerufen. Von diesem Augenblicke halte ich mich für frei.“

Mit diesen Worten zog F. sich zurück. Den anderen Tag enthielt er sich des üblichen Besuchs, bis ihn der Fürst durch den Hofmarschall rufen liess. „Sie wollen mich wegen einiger Ausdrücke verlassen, die Ihnen hart erschienen sind“, sagte der Fürst, „und Sie sollten wissen, dass es nicht von mir abhängt, Sie mit Bezug auf Ihr Werk zu schonen. Uebrigens bin ich wohl überzeugt, dass Sie mir nicht um des Brodes willen dienen und dass ich Ihnen weit mehr verdanke, als ich bisher für Sie thun konnte. Vergessen Sie den Auftritt von gestern und rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit“.

Frank war gerührt durch die Erklärung eines Mannes, dessen stürmischen Charakter er ebenso kannte als seine guten Eigenschaften; als ihm daher der Fürst mit Güte die Hand reichte, gab er ihm von ganzem Herzen die seinige, jedoch nicht ohne dieser Versöhnung die Bedingung hinzuzufügen, die „medicinische Polizei“ ohne Hinderniss fortsetzen zu können, was auch bewilligt wurde.

Schon im ersten Jahre war die Auflage vergriffen, trotzdem dass das Buch in einem Frankfurter Journale auf's heftigste angefeindet wurde. 1780 erschien der zweite Band.

Mit der Bewilligung des Bischofs wurde er Leibarzt der Wittwe des regierenden Markgrafen von Baden-Baden, welche ihren Wohnsitz zu Baden hatte. Der Bischof war aber ein höchst launiger Charakter, und als eines Tages F. zu der Markgräfin beschieden wurde, verlangte er in Zukunft ihn allein als Leibarzt besitzen zu wollen, mit Erhöhung des Gehalts. Frank ging auf diesen Vorschlag auch ohne Zulage unter der Bedingung ein, wenn der Bischof ihn seinerseits der Beständigkeit der von ihm seit mehreren Jahren ihm zugesagten Bedingungen, besonders aber einer, seinen bisher geleisteten und noch ferner zu leistenden Diensten angemessenen Behandlung, ebenfalls schriftlich, versichern wollte.

Dies geschah.

Als aber der Bischof abermals wegen der „medicinischen Polizei“ ihm Vorwürfe zu machen anfing, erklärte F. die ihm zugesagten Bedingungen für gebrochen. Der Fürstbischof versuchte nun wieder einzulenken.

Im Jahre 1783 erschien der dritte Band dieses Werks.

Als er in demselben Jahre, den Fürstbischof als Leibarzt begleitend, in Stuttgart den Herzog von Württemberg besuchte, machte ihm dieser das Compliment, dass er seine Schriften gelesen und den Verf. zu schätzen wüsste. Der Bischof sagte, dass er mehr auf Compendien, denn auf Systeme halte, worauf der Herzog erwiederte, dass es sehr leicht sei, aus solchem ein Compendium zu machen.

Nach Bruchsal zurückgekehrt, stand, da die Verdriesslichkeiten, die er vom Bischofe auszustehen hatte, fortdauerten, sein Entschluss fest, bei erster Veranlassung diesen Ort zu verlassen.

Und diese Gelegenheit bot sich bald. Hatten sich bisher Fürsten darum gerissen, ihn zum Leibarzte zu bekommen, so fingen von jetzt an die Hoch-

schulen an, sich um seinen Besitz zu streiten. Binnen drei Wochen erhielt er einen Ruf als Professor der Physiologie und medicinischen Polizei nach Mainz, als Kliniker an Tissot's Stelle nach Pavia und als Professor der medicinischen Praxis an Baldinger's Stelle nach Göttingen. Letztere Stelle nahm er an. Was für ihn den Ausschlag gab, waren die Ehre, welche man ihm als einem Katholiken durch diesen Ruf auf eine protestantische Universität erwies, der grosse Name dieser Schule, welche damals im Zenithe ihres Ruhmes stand, das Vergnügen, in Deutschland bleiben zu können, und die vortreffliche dortige Bibliothek.

Trotzdem, dass der Fürstbischof ihm seinen Abschied verweigerte und beim Könige von Grossbritannien sich darüber beschwerte, dass man ihm seine Leute debauchire, reiste Frank nach Göttingen ab und gelangte am 6. Mai 1784 dort an.

Aber, wie die meisten Süddeutschen, konnte F. sich nicht in Göttingen eingewöhnen. Trieben der Hass und Neid seiner Collegen Haller aus Göttingen, wie er selbst gesteht, so war es bei Frank das Klima. Ob das physische oder das moraliche, ob beides zusammen, möchte schwer mit Sicherheit zu entscheiden sein? Als er seinen Vorgänger, der die Stelle eines Leibarztes bei dem Landgrafen von Hessen-Cassel angenommen, bei seiner Hinreise nach Göttingen in Cassel besuchte, war er überrascht von den burschikosen Manieren und Ausdrücken dieses berühmten Arztes. Sein Anzug war sehr nonchalant, und die Pfeife kam nicht aus seinem Munde. „Was Teufel führt Sie in dieses Land?“ mit dieser Frage kam er ihm entgegen; „was wollen Sie unter den Schuften in Göttingen machen? „Zu Collegen werden Sie haben den Murray, einen Hahnrei, Richter, einen Charlatan, Gmelin, einen Dummkopf.“

Genug, F. wurde krank und so sehen wir ihn schon am 25. März 1785 Göttingen wieder verlassen und nach Pavia ziehen, um die noch immer nicht besetzte Stelle Tissot's einzunehmen.

Am 14. Januar 1786 wurde er ausserdem zum Director des Hospitals in Pavia ernannt. In die patriotische Gesellschaft zu Mailand ward er als Mitglied aufgenommen und erhielt den Auftrag, einen Studienplan für die Universitäten zu entwerfen. Er erbat sich vier Jahre Probe aus, bevor dieser Plan veröffentlicht werden sollte. Die Anzahl der jährlichen Vorlesungen wurden von 80 auf 160 erhöht. Die Aerzte mussten die wundärztlichen Vorlesungen und die Wundärzte die ärztlichen besuchen; zwei Jahre sollte das Clinicum frequentirt werden, ein Jahr waren die Schüler Auscultanten. Ein Chemiker wurde angestellt zur Untersuchung der kranken Säfte. Unter Scarpa wurde eine chirurgische Klinik errichtet, die bis dahin noch nicht existirte.

Im Jahre 1786 wurde Frank zum Generaldirector des Medicinalwesens in der österreichischen Lombardei und dem Herzogthume Mantua ernannt und zum Protophysicus; auch wurde ihm die Revision sämmtlicher Apotheken übertragen. Als er dem Könige von Sardinien vorgestellt wurde, bedankte sich dieser für die humane Behandlung, die Frank dessen Unterthanen, die oft weit mehr als aus dem Oesterreichischen durch Dolchstiche tödtlich verwundet in Pavia in's Krankenhaus gebracht wurden, zu Theil werden liess. Der König sagte ihm, dass in Piemont jährlich allein 600 ein Opfer des Meuchelmords wären. „Scharfe Gesetze würden dem Uebel wohl abzuhelfen im Stande seien“, antwortete Frank. „Sie irren sich, erwiederte der König, „sie haben bisher nur wenig gefruchtet, der Jähzorn des Volks und das Beispiel vieler von jenen, die es die Sanftmuth lehren sollten, vereitelt alle meine Verfügungen“.

Im Jahre 1788 wurde F. die Aufsicht sämmtlicher in der österreichi-

schen Lombardei und dem Herzogthum Mantua befindlichen Krankenhäuser übertragen. Zugleich erschien der 4. Band der „medicinischen Polizei". Obgleich ihm in Pavia durch Borsieri und Tissot der Weg gebahnt war, so fand er unter den Studenten weder das feurige Bestreben nach Wissenschaft wie in Göttingen, noch auch den Fleiss. Oft befand sich nur die Hälfte der Schüler im Auditorium. Frank besserte ihren Unfleiss dadurch, dass er die Krankengeschichten niederschrieb und sie dadurch beschämte.

Im Jahre 1792 erschien der erste Band der „Epitome". Einer seiner Schüler, Dr. Mohrbeck, übersetzte denselben in's Deutsche.

1791 wurde er von der Helvetischen Gesellschaft zu ihrem Mitgliede ernannt. In demselben Jahre lernte er seinen Vorgänger Tissot in Lausanne persönlich kennen.

Bei Frank's einflussreicher Stellung und bei seinem strengen Rechtsbewusstsein und peniblen Pflichteifer konnte es nicht ausbleiben, dass der Hass und Neid, die ihn von Anfang seiner Laufbahn an verfolgt hatten, auch hier seinem Wirken sich entgegen stellten. Wegen wider ihn eingeleiteter Ränke reichte er daher seinen Abschied als Director ein. Die Aerzte, in der hämischsten Weise gegen ihn intriguirend, gingen so weit, in den Zeitungen als Hochverräther ihn zu brandmarken. Die eingeleiteten Untersuchungen ergaben seine vollständige Unschuld; er wurde gänzlich freigesprochen, und alle seine Ankläger nach Verdienst bestraft. Diese ihm widerfahrene Gerechtigkeit vermochte ihn, seinen Herzenswunsch, in seine Heimath zurückzukehren, aufzugeben, wodurch ihm eben durch die Berufung als Leibarzt in die Dienste des Markgrafen von Baden-Baden Gelegenheit gegeben war.

1795 wurde er in Wien zum Hofrath und Director des allgemeinen Krankenhauses ernannt mit einem jährlichen Gehalt von 5000 Gulden. Das Hospital war aber so überfüllt und ungesund, dass sein zweiter Sohn Franz ein Opfer der Ansteckung wurde. Sein ältester Sohn Joseph aber ward zu seinem Nachfolger in Pavia berufen.

Auf Frank's Ansuchen wurde in der Person des Dr. Vetter der erste pathologische Prosector angestellt, und so war es sein Verdienst, der pathologischen Anatomie in Wien das erste akademische Heim gegründet zu haben. Insgleichen gründete er das pathologische Museum.

Auch auf das Irrenwesen erstreckte sich sein reformatorischer Eifer; den Insassen des Irrenthurms wurde durch ihn ein menschenwürdiges Dasein verschafft.

Im Jahre 1797 entwarf er einen medicinisch-chirurgischen Unterrichtsplan.

1798 wurde er Mitglied des königlich spanischen Collegiums der Aerzte zu Madrid und 1800 des Collegiums der Aerzte und Wundärzte zu Venedig.

In demselben Jahre von Podagra und einer Wassergeschwulst der Füsse ergriffen, suchte er Heilung am Gmundnersee und im schönen Salzkammergut und fand sie dort. 1801 legte er der Regierung seine Ideen hinsichtlich der Errichtung einer Vieharzneischule und eines Thierspitals vor. Schon in Italien hatte er darauf gedrungen, dass eine solche in Pavia errichtet werde.

Hören wir ihn selbst über diesen wichtigen Punkt:

„Ich zeigte damals die Vortheile einer engeren Verbindung beider Wissenschaften an einem und demselben Orte und erwies, dass die Arzneiwissenschaft, wenn man ihr nicht von jeher so enge Grenzen gesetzt und sie nicht bloss auf eine, obschon die edelste Gattung lebender Geschöpfe eingeschränkt hätte, schon lange einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht haben würde. Wie sehr, sagte ich, hat sich nicht die Lehre vom

gesunden Zustande des Menschen und dessen Verrichtungen zu ihrem Vortheile verändert, seitdem man den Körperbau verschiedener Gattungen von Thieren, die Werkzeuge ihrer Verrichtungen genauer zergliedert und diese und jene mit einander verglichen hat? Welch ein Licht hat nicht selbst eine nähere Bekanntschaft mit dem Leben der Pflanzen über jenes der Menschen und ihrer thierischen Verwandten verbreitet? Warum also nur stückweise arbeiten und immer das Ganze, der Theile wegen, vernachlässigen wollen? Man lehre zuerst eine allgemeine Anatomie, eine allgemeine Physiologie der ganzen lebenden Natur für alle Classen von Menschen, die sich den, doch immer verschwisterten, Wissenschaften widmen wollen, ehe man diese wichtigen Theile der Menschenarzneiwissenschaft so ins Feine zu bearbeiten und die Anwendung derselben auf eine Gattung von Geschöpfen den künftigen Aerzten zu erklären gedenkt. Man errichte anatomische Cabinette, in welchen Theile, die bei verschiedenen Thieren eine gleiche Verrichtung haben, neben einander gestellt, Theile aber, welche nur einer Gattung von Thieren zu besonderen Verrichtungen gegeben worden sind, in ein besonderes Fach eingetragen werden. Zu beiden werden auch die Pflanzen ihre Beiträge liefern. Gleich neben diesen anatomisch-physiologischen Cabinetten lasse man die durch Krankheit veränderten oder neu erzeugten Theile eben dieser Thiere und Pflanzen zur vergleichenden Krankheitslehre in einem pathologischen Museum folgen. Nebst der klinischen, sowohl ärztlichen, als wundärztlichen Schule, sei unsere Hochschule auch mit eigenen Krankenställen für Pferde, für Hornvieh, für Schafe versehen. Diese Krankenställe besuchen eigne, für die Thierarzneikunde bestellte Lehrer; aber es besuche sie auch der Professor der Klinik sammt seinen Schülern, und bestimme den Unterschied der Ursachen, der Symptome, welche ein und die nämliche Krankheit bei Menschen und bei Hausthieren verursachen, begleiten, sowie die verschiedene Wirkungsart der Mittel, ihre Dosen bei Menschen und den erwähnten Thieren. Der Vieharzt sei zugleich ein Menschenarzt und beide suchen, durch eine vergleichende Therapie die Grenzen beider Wissenschaften täglich zu erweitern."

Leider wurden Frank's Vorschläge nicht realisirt; man verlegte die Thierarzneischule nach Mailand.

1801 erhielt Frank den Befehl, Impfungen mit Vaccine im Krankenhause vorzunehmen und durch Inoculation von Pocken die Gegenprobe zu versuchen. Dieses Experiment fiel gänzlich zum Vortheil der Kuhpocken aus.

Seine mit diesem Jahre schliessende Selbstbiographie endigt er mit folgenden Worten:

„Manchmal befällt mich nun mein Spleen, und da sage ich mir heimlich: hättest du den Stand deines Vaters gewählt, du hättest doch ruhiger geschlafen! geschlafen? antwortet später die Vernunft und wer ist bloss zu diesem geboren? Dann schweige ich schamroth und lüpfe muthig die schon gewohnte Last auf meine schon alternden Schultern. Des Undankes kann ich weder Deutschland, noch Italien beschuldigen. Das schmachtende Pflänzchen, welches ich, als Verf. der medicinischen Polizei, in jenen Boden versetzt habe, ist in einem nicht sehr langen Zeitraume zu einem Baume empor gewachsen, welcher seine Aeste bereits über den grössten Theil von Europa ausgedehnt und überall Früchte, deren Reife ich sobald nicht erwartet hatte, getragen hat. Unter dem Schatten eines solchen Baumes mein Grabmal! — wird wohl je die Missgunst auch meine Asche da zu beunruhigen wagen?"

F. stand jetzt im Zenithe seines Ruhmes. Die reformatorische Thätigkeit, welche er für das Medicinalwesen in Italien entwickelt hatte, setzte er in Oesterreich fort und, wenn in diesem Lande die Medicinaleinrichtungen

eine weit höhere Ausbildung erreichten als in vielen anderen, wenn namentlich das allgemeine Wiener Krankenhaus eine Musteranstalt im wahren Sinne des Wortes wurde, so haben die rastlosen Bestrebungen Frank's hieran ihren hauptsächlichsten Antheil. Was er in dieser Beziehung leistete, geht aus dem letzten Bande seiner „medicinischen Polizei" hervor.

Aber trotz aller Anerkennung seiner Verdienste, trotz des grossen Vertrauens, das die studirende Jugend wegen seiner wunderbar anregenden Lehrmethode (Wichtig in dieser Beziehung ist Boër's Urtheil: „der freie, elegante Vortrag von Frank gewährt Ihnen, wie ich merke, unendlichen Reiz" — D'Outrepont's Reiseerinnerungen, neue Zeitschrift für Geburtskunde 12. B. S. 321.) und die, seines Rathes bedürftige, Wiener Bevölkerung ihm entgegen brachte, seine Feinde setzten in der Stille ihre Intriguen und Wühlereien gegen ihn fort. Die Geistlichkeit, welche er sich zu Feinde gemacht hatte, konnte ihm seine „medicinische Polizei" nicht vergessen. Als daher sein Sohn Joseph als Professor der Pathologie und er selbst als Professor und Director der Klinik 1804 nach Wilna berufen wurde, reichte F. in Wien seinen Abschied ein und siedelte nach Russland über.

Aber sein Aufenthalt in Wilna währte nur 10 Monate. Er erhielt einen Ruf als Professor und Leibarzt des Kaisers Alexander nach Petersburg. Dort wurde er von einer epidemisch grassirenden Ruhr befallen, die ein tabescirendes Leiden herbeiführte und ihn bewog, nach $2^1/_2$ Jahren Wien wieder aufzusuchen, um durch Ruhe und unter dem für das höhere Alter so zuträglichen Einflusse eines milden Klimas seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Die russische Regierung kaufte ihm seine ausgezeichnete Bibliothek für 20,000 Rubel ab, um sie der neu errichteten Universität Kasan zu vermachen.

Kurze Zeit darauf brach der Krieg aus, wodurch, wie er selbst sagt, nicht nur die heiss ersehnte Ruhe gestört, sondern auch ein Theil seines Vermögens aufgeopfert wurde, so dass er weder der Wissenschaft, noch auch sich selbst in Musse leben konnte. Seine ganze Zeit war beinahe von der Praxis und den Consultationen in Anspruch genommen.

Auch der Feind, obwohl selbst über ausgezeichnete Aerzte gebietend, konnte nicht umhin, Peter Frank's Hülfe in Anspruch zu nehmen. So consultirte ihn Marschall Davoust bei seinem Bruder, welcher, Hauptmann in der Garde, an einem Herzübel litt.

Nach der Schlacht von Aspern kam in einer Nacht der General Rapp, von Kaiser Napoleon selbst abgesendet, um ihn nach dem Hauptquartier Ebersdorf zu holen und dem verwundeten Marschall Lannes Hülfe zu leisten. Nachdem F. den berühmten Krieger untersucht, erklärte er, dass er nur noch einige Stunden leben könne. Die Prognose war durchaus richtig; denn der Marschall starb schon um $5^1/_2$ Uhr Morgens.

Als Napoleon, welcher zu Pferde gekommen war, seinen Freund noch einmal zu sehen, mit Frank eine kurze Unterredung gehabt, liess er diesen auf dem Schlosse zu Ebersdorf zu sich bescheiden. Ich kann es mir nicht versagen, nach den ungedruckten Memoiren Joseph Frank's den Wortlaut dieser Unterredung zu geben, weil dieselbe für beide grossen Männer höchst charakteristisch und bezeichnend ist.

„Der Kaiser, auf einem Lehnstuhl sitzend, erneuerte zuerst die Fragen über den Tod des Marschalls und dessen Ursachen. Frank wiederholte seine Antworten, nur mit dem Zusatze, dass die Operation, welche von Larrey sehr gut gemacht worden, und nachdem auch keine Spur von Brand bei den Wunden wahrgenommen, nicht als Ursache des Todes betrachtet werden könne."

„Unterdessen fixirte ihn Napoleon mit durchdringenden, aber gnä-

digen Blicken. „Aus welchem Lande, sind Sie“? fragte er endlich. „Aus dem Grossherzogthum Baden.“ „Und ihr Geburtsort“? „Rotalben“. — „Wo liegt dieser Ort“? „Zwischen Baden und Zweibrücken auf dem linken Ufer des Rheins“. — „Sie sind also ein Franzose“? „Es sind vierzig Jahre her, dass ich mein Vaterland verlassen habe, was mir die Ehre geraubt hat, Ew. Majestät anzugehören“. „Warum haben Sie Italien verlassen“? „Ich habe es auf Befehl des Kaisers von Deutschland gethan; ich habe schon zehn Jahre in Wien, im Ganzen zwanzig Jahre in Oesterreich gedient, bis ich durch Cabalen dahin gebracht wurde, dieses Land zu verlassen, um mit meinem Sohne nach Russland zu gehen, wo ich zehn Monate in Wilna und zwei und ein halbes Jahr als erster Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers Alexander gelebt habe“. „Ich weiss es, welche Position hat Oesterreich Ihnen bewilligt“? Nichts“. „Wie keine Pension nach zwanzig Jahren Dienste“? „Keine, Sire“. „Wie knickerig“! „Waren Sie Jacobiner“? „Nein, Sire, niemals“. „Warum sind „Sie aus Russland weggegangen“? „Das Klima war mir widrig und hätte meinen Tod herbeigeführt“. „Was hat Ihnen der Kaiser Alexander gelassen“? 3000 Rubel jährlich“. „Sind Sie reich“? „Nein, Sire, aber ich habe zu leben; ich bin zufrieden“! „Wie viele Kinder haben Sie“? „Einen Sohn in Wilna; er hat die Ehre gehabt, Ew. Majestät in Paris vorgestellt zu werden“. „Ich erinnere mich dessen“. „War es nicht durch meinen Arzt Corvisart“? „Und eine einzige Tochter“. „Von welchem Alter“? „Dreiundzwanzig Jahre“. „In dem Falle reicht es nicht hin, dass man genug hat, um zu leben“. „Ich begnüge mich, Sire, mit dem Wenigen, was ich erspart habe“. „Was ziehen Sie gegenwärtig von Oesterreich“? „Nichts, Sire, weil ich ihm nicht diene und weil ich ihm nicht mehr dienen werde“. „Ich glaubte Sie noch in seinen Dienste“. „Sie haben einen grossen Ruf in Frankreich, Sie sollten nach Paris gehen“. „Ich bin zu alt, Sire, ich bedarf der Ruhe, um meine Werke zu vollenden“. „Sie könnten sich für die Consultationen aufsparen“. „Sie geniessen einen grossen Ruf in Frankreich, und ich könnte Sie zum consultirenden Arzte meines Hauses ernennen; seit dem Tode Barthez', welcher vor 18 Monaten zu Montpellier gestorben ist, habe ich diesen Platz zu vergeben“. Frank verbeugte sich und sagte, er hoffe eine Reise nach Paris zu machen, um seiner Majestät den Ausdruck der Erkenntlichkeit für eine so ehrenvolle Aufnahme zu wiederholen. Damit hatte die Audienz ein Ende, und Frank wurde in einem Wagen des Kaisers nach Wien zurückgeführt, in Begleitung des berühmten Larrey, der ihn beglückwünschte“.

„Die Nachricht dieses Vorfalls machte in Wien grosses Aufsehen. Frank wurde selbst sehr aufgeregt davon. „Welch ein Schicksal“, sagte er sich, „ist das meinige; ich werde also ewig von einem Ende Europa's nach dem andern geworfen werden, ohne Ruhe finden zu können, bis ins Grab.“ Den andern Tag kam Ivan zu ihm und wünschte ihm Glück zu der Stelle eines consultirenden Arztes des Kaisers. Frank zeigte sich erstaunt. Ivan sagte ihm nun, Napoleon habe in seinem Gespräch mit dem Vicekönig von Italien, der eben angekommen, diese Ernennung notificirt und welches Vergnügen ihm dieselbe mache; er wollte seine und Ivan's Meinung wissen. Er und der Vicekönig hätten ihren Beifall ausgesprochen und Sr. Majestät schienen entzückt über diese Wahl. Frank jedoch schützte wieder sein Alter und seine Gesundheit vor, worüber Ivan ihn zu beruhigen suchte“.

„Nicht lange darauf lässt der Generalintendant Daru ihn zu sich kommen (22. Juni 1809) und eröffnet ihm den Willen des Kaisers mit der Bemerkung, derselbe wünsche die berühmtesten Männer des Festlandes nach Paris zu ziehen. Auch solle er mehr haben als die gewöhnliche Pension, die mit dieser Stelle verbunden sei. Allein Frank lehnte nochmals ab,

indem er sich auf seine russische Pension berief, die er verlieren würde; der Kaiser würde ihm vielleicht 12—15000 Frcs. jährlich zulegen, ausser, was ihm die Consultationen bringen würden. Den andern Tag wurde F. bei Daru zu Tisch gebeten und hörte hier, dass Napoleon mit Allem einverstanden sei."

„Unterdessen fiel die Schlacht bei Wagram vor. Von diesen mehrfachen und starken Aufregungen und Vorgängen trug F. drei heftige Gichtanfälle davon. Mitten unter diesen Schmerzen wurde er den 21. Aug. plötzlich nach Schönbrunn zu Napoleon gerufen. F. bedurfte der ganzen Stärke seines Willens, um diesem Befehle nachzukommen. Unter den grössten Schmerzen begab er sich hin und obschon er auf glühenden Nadeln zu stehen glaubte, so liess ihn Napoleon doch während der ganzen Consultation vor ihm stehen, indess er selbst im Bade sass. Napoleon stieg ganz nackt vor ihm ins Bad und wieder heraus. F. fand bei dieser Gelegenheit seinen Körper so schön, dass er ihn mit einem Apollo verglich. Die Audienz dauerte eine Stunde, wobei Napoleon ihm seine Krankheitsgeschichte näher auseinandersetzte. Dazwischen fielen einzelne abgerissene, doch charakteristische und bedeutsame Aeusserungen. So bemerkte er unter Anderem":

„Die Chirurgie blüht in Erankreich, die Medicin aber ist zurückgeblieben. Ich habe kein grosses Vertrauen zu dieser Wissenschaft. Was anders ist es, wenn sie von einem Manne, wie Sie, ausgeübt wird, welcher die Krankheiten im Grossen und in verschiedenen Klimaten gesehen hat. Sind Sie überzeugt, dass die nämlichen Krankheiten nach den Ländern unterschieden sind"?

„Wien hat viele bemerkenswerthe Anstalten; so ist die Entbindungsanstalt vortrefflich." —

„Meine Soldaten ziehen die deutschen Aerzte den französischen vor, sie geben sich mehr Mühe mit ihnen, sie verweilen länger bei ihrem Bette."

„Es gibt noch reiche Klöster in Deutschland. Meine Armee stiess auf ein solches, wo meine Soldaten, (zu Frank gewendet) rathen Sie einmal, wie viele Flaschen ausgeleert haben? Sie rathen nicht? 300,000. Ha, Ha!"

Als der Kaiser nach dem Bade angekleidet war, führte er beständig die Hand aus der Tasche in den Mund, wobei er etwas kaute. F. glaubte, es wären Diavolini und wagte die Bemerkung, dass die aromatischen Substanzen seiner Gesundheit nicht zuträglich seien. „Sie irren sich, antwortete Napoleon, was ich kaue ist Dattelteig (pâte de dattes). Er ist sehr angenehm für den Gaumen und sehr erfrischend. Ich habe mich in Aegypten daran gewöhnt."

Frank wurde dann noch ein zweites Mal von Napoleon consultirt.

Inzwischen war Napoleon's Leibarzt Corvisart aus Paris herbeigeeilt.

Dieser huldigte in der Praxis der Sentenz des Hippokrates (!?): „medicus medicum odit", er wusste die Berufung Frank's zu hintertreiben, und von Stund an war keine Rede mehr davon.

Im folgenden Jahre aber finden wir den nimmer ruhenden F. nicht mehr in Wien, sondern in dem lieblichen Freiburg im Breisgau. Seine einzige Tochter hatte sich dahin verheirathet, und war dies zugleich mit dem Wunsche, auf vaterländischem Boden zu sterben, die Veranlassung zu seiner Uebersiedelung. Daselbst vollendete er „die Epitome" bis auf die Nervenkrankheiten, welche später von seinem Sohne herausgegeben wurden.

F. äussert sich über seinen dortigen Aufenthalt folgendermassen: „Kann auch dieser Ort nicht zu den grösseren Städten gezählt werden, so zeichnet er sich seiner anmuthigen Lage, des milden Klimas und des leutseligen,

biedern und treuherzigen Charakters seiner Bewohner wegen, sowie hinsichtlich der nicht unbedeutenden Anzahl ausgezeichneter Gelehrten, die sich hier aufhalten, rühmlichst aus und liess mich eine ungestörte Musse und ein ruhiges, heiteres Leben hoffen. Die Aufnahme war für mich höchst schmeichelhaft. Der für das Aufblühen der Wissenschaft und Künste so eifrig bemühte Magistrat ertheilte mir auf eine ehrenvolle Weise das Bürgerrecht; da sich inzwischen auch mein körperliches Befinden merklich besserte, so beschloss ich, insoweit es in meinen Kräften lag, nicht bloss die theilweise bereits früher herausgegebenen scientifischen Arbeiten fortzusetzen und ihnen die letzte Vollendung zu geben, sondern die auch für die Arzneiwissenschaft so interessanten und wichtigen, während eines Zeitraums von 45 Jahren gesammelten, Beobachtungen zu ordnen."

Was ihn veranlasste, schon im nächsten Jahre Freiburg zu verlassen und abermals nach Wien überzusiedeln, kann mit Gewissheit nicht angegeben werden.

Wahrscheinlich ist, dass die blosse schriftstellerische Thätigkeit den, mit Leib und Seele der Praxis zugethanenen, F. nicht zu befriedigen im Stande war.

Seine grosse consultative Thätigkeit nahm er in Wien, allgemein verehrt, wieder auf, und die Grossen der Erde fuhren fort, ihm ihr Vertrauen zu schenken. So liess ihn der Exkönig von Holland, der Bruder des Kaisers, per Expressen nach Gratz holen, um sich von ihm behandeln zu lassen.

Seiner Praxis, wie seiner Wissenschaft bis zu seinem Tode getreu starb er, allgemein betrauert, am 24. April 1821.

In Frank's Hause wohnt jetzt der bekannte Wiener Chirurg Professor Billroth.

Frank's irdische Hülle liegt auf dem Kirchhofe des Dorfes Währing und darüber erhebt sich das Denkmal, das sein Sohn durch Leopold Kissling ihm setzen liess.

Ueberblickt man den Lebenslauf von Peter Frank, so kann es von ihm in Wahrheit heissen: per aspera ad astra.

Von seiner ersten Kindheit an hatte er mit den grössten Widerwärtigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, wie ein Herkules triumphirte er über alle.

Wie man Menschen findet, denen das Schicksal von der ersten Geburt an lächelt, und die gleichsam spielend ohne Kampf Alles erreichen, was ihr Herz begehrt und vom Unglücke stets verschont bleiben, so gibt es wiederum andere, deren ganzes Leben ein beständiger Kampf ist. Zu diesen gehörte unser Peter Frank. Hatte er vom Hasse und Neide seiner Collegen viel zu leiden, so liess dies doch niemals eine Erbitterung in ihm zurück.

Dem Brownianismus hat er in der Praxis, wie seine Feinde ihm vorwarfen, nie gehuldigt. Sagt er doch selbst bei Besprechung der Therapie der Wassersucht, dass die in den meisten Punkten irrthümliche Lehre Brown's durch den Reiz der Neuheit sich der Köpfe der meisten jungen Aerzte bemächtigt hätte, derzufolge allen Wassersuchten Asthenie zu Grunde liege solle. Um seinen Schülern ein Beispiel zu geben, habe er einen Patienten, der an Ascites litt und den sie, seiner vermeintlichen, asthenischen Natur wegen, mit China, Opium und Aether behandelt wissen wollten, binnen 5 Tagen, durch wiederholte Venaesectionen mit Weinsteinrahm und Nitrum geheilt.

Den Naturwissenschaften, und namentlich der Naturgeschichte und Chemie mit ganzer Hingebung zugethan, war er durchaus nicht blind, sie zu überschätzen. Vielmehr bemerkt er sehr richtig, dass er sich nicht verhehlen dürfe, ohne mit dieser Aeusserung beiden Wissenschaften ihren hohen

Werth irgend absprechen zu wollen, dass die allerdings riesenmässigen Fortschritte sowohl in der Naturgeschichte, wie in der Chemie die, freilich nur im Schneckenschritt sich bewegende, Heilkunst in einem zu so bedeutenden Leistungen irgend verhältnissmässigen Grade, bisher leider keineswegs gefördert hätten.

Sehr nahe stand er der Entdeckung der Gesetze Lavoisier's und Mayer's; folgender Ausspruch von ihm, mit dem er die Retention luftförmiger Stoffe einleitet, möge dies beweisen:

„Wie alt auch immer unsere Erde sein und wie hoch sich auch die Zahl ihrer Bewohner, die sie von jeher ernährte und auch jetzt noch ernährt, bis auf unsere Tage herab belaufen mag: so hat doch diese unsere gemeinschaftliche Mutter von ihren Schätzen auch nicht das geringste eingebüsst. Vielmehr wird Alles, was sie mit reichlichen Händen den Ihrigen darbietet und was diese, allem Anscheine nach, gierig sich anzueignen, unter sich zu theilen, aufzuzehren und durch fortschreitende Assimilirung in ihre eigne Substanz zu verwandeln suchen, wiederum durch die lebende oder leblose Natur ersetzt, in andere Verbindungen gebracht und auf's neue dem Naturreiche zugeführt, welchem es oftmals in einer ganz veränderten Gestalt entwichen war und nur zu einem künftigen ähnlichen oder anderen Gebrauch wiederum aufbewahrt wird."

In Folge seines ihm angeborenen Skepticismus vermochte er es, sich frei zu erhalten von jedem Schuldogma und stand stets über den Parteien; das illustrirt, ausser vielen anderen, namentlich folgende Stelle:

„Leider ist das Loos der Medicin, wenn sie sich auf reine Hypothesen stützt, so beschaffen — und es thut wahrlich noth, dies dem 19. Jahrhundert und namentlich dem deutschen Vaterlande ins Gedächtniss zurückzurufen —, dass man annehmen darf, sie mache im Allgemeinen Rückschritte und wir im Bewusstsein eigner Blösse, Fortschritte. Wenn die Alten die Ursachen der Blutverhaltung in die Intemperanz des afficirten Theiles, seiner Kälte sowohl als seiner Wärme nach, in die schwarze Galle und in ein verdicktes, verbranntes oder zähes Blut setzten, so suchten die Neueren, den verschiedenen auf- und untertauchenden, bald mathematischen, bald mechanischen, bald chemischen Ansichten huldigend, dieses ursächliche Moment, ausser in einer krankhaften Blutverdickung und mannigfachen Schärfen, in Verstopfung, Verengerung, Compression, Collapsus oder Verwachsung. Endlich genöthigt, den Einfluss einer Lebenskraft auf die normalen und krankhaften Functionen des thierischen Körpers anzunehmen, gab man sich die erdenklichste Mühe, diese unergründliche Kraft zu erklären und ein neues Reich, nämlich das der Nerven ins Leben treten zu lassen. Kaum hatte sich dieses in seinen Grundfesten anfgelöst, als sich die Chemie, weit ausgebildeter als früher, des Scepters bemächtigte; doch auch ihr geht die Metaphysik hart zu Leib, die sich einen mystischen oder ganz luftigen Thron errichtet. Wäre es uns doch vergönnnt, bei dieser wahrhaft babylonischen Verwirrung der Meinungen mit dem Vater der Naturgeschichte auszurufen: „Suche Du die Ursachen, die so grosse Wunder hervorbringen, zu erforschen, denn du kannst es, ich aber habe sattsam zu thun, wenn ich auseinandersetze, was Alles geschieht." Allein was frommt bei der Behandlung, bei der Heilung der Krankheit eine bloss descriptive Schilderung derselben ohne die Erkenntniss ihrer inneren Ursache? Zwar wirkt und schafft die Natur hinter einem so dichten Schleier, dass die Schärfe des menschlichen Auges ihn nicht durchdringen kann; allein sie gestattet desswegen noch immer eine Annäherung, und ein zufälliger Umstand und eine wiederholt angestellte vorurtheilsfreie Beobachtung sprechen — lüften sie auch diesen Schleier nicht — doch laut genug zu denen, die diese Sprache verstehen,

und lassen, wenn auch nicht die Quelle selbst, doch die näheren Umgebungen derselben untersuchen, aus denen man auf ihre eigne Beschaffenheit und Richtung schliessen kann."

Von den Classikern ist F. einer der kosmopolitischsten. Seine knapp gedrängte Schreibweise, welche von der Weitschweifigkeit der meisten damaligen medicinischen Autoren vortheilhaft absticht und an französische Eleganz erinnert, erklärt sich theilweise daraus, dass er auf einer französischen Universität seine philosophischen Studien machte, theilweise aus seiner Abstammung, indem französisches und deutsches Blut in seinen Adern floss. So verband er den Formensinn, die Grazie und den Geschmack, durch welche die Franzosen sich von jeher vor den schwerfälligen Deutschen auszeichneten, mit der Gründlichkeit und strengen Wahrheitsliebe des Germanen.

Trotzdem dass er mit der grössten Liebe an seiner Heimath hing, und es ja auch sein Herzenswunsch war, in dem lieblichen Freiburg zu sterben, so übertrifft dieselbe doch sein Eifer, sich in seiner Kunst nützlich zu machen. Mit der edelsten Selbstaufopferung übte er Resignation und opferte die Wünsche des Herzens dem internationalen Tempel der Wissenschaft. In Folge seines Kosmopolitismus hatte er unter drei Hauptculturvölkern seine Kunst ausgeübt und konnte sich sogar, als er schon an der Schwelle des Greisenalters stand, entschliessen, einen Ruf nach einem halbbarbarischen Lande anzunehmen, weil sich ihm Gelegenheit bot, dort eine grosse Wirksamkeit zu entfalten.

Es steht aber fest, dass gerade der Aufenthalt in so vielen verschiedenen Ländern, wo er Gelegenheit fand, die Einwirkung des Klimas, der Raçe und der Lebensweise auf den Verlauf der Krankheiten zu beobachten, sehr viel dazu beitrug, sein medicinisches Genie zur vollen Entwicklung zu bringen, und seine ganze Selbstständigkeit ihm zu bewahren.

Wie das 18. Jahrhundert vorzugsweise das Jahrhundert der Kritik genannt werden kann, so ist auch die Kritik die Signatur aller Frank'schen Schriften.

Sehr richtig und bezeichnend ist daher das Urtheil, welches Damerow (die Elemente der nächsten Zukunft der Medicin, Berlin 1829) über ihn fällt. „Ehe wir zur nächsten Gegenwart übergehen, müssen wir mit Freuden noch eines Mannes erwähnen, der, wie der Sydenham der Zeit, sich erhebt als gediegene Erfahrungssäule zwischen dem Schwanken der Weisen der Erregungstheoretiker. Es versteht sich von selbst, dass Joh. Peter Frank gemeint sei. Der entschiedenste Beweis, welche Gewalt über den Geist der Aerzte die Brown'sche Theorie hatte, ist der, dass sie diesen Heros der Praxis, diesen Thomas der Theorien wankend machte. Dass er nicht fiel, deutet zugleich, dass Jene nicht sehr fern von ihm standen, welche den Kampf gegen diese Theorien begonnen und siegreich schlossen. J. P. Frank ist der Schöpfer der medicinischen Polizei. Sie war das Ideal seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, seine erste wissenschaftliche Liebe, der er auch treu blieb, wie seiner persönlichen. Nachdem die Medicin es bis zum Leben gebracht, in der Wechselwirkung zur Aussenwelt den Begriff desselben gefunden hatte und selbst organisch geworden war, musste sie mit dem Leben der Staatsverhältnisse in organische Wechselwirkung treten. Diese Aufgabe vermochte aufs beste nur der Mann zu lösen, welcher mit grösster Erfahrung Fülle des Wissens und edle, sittliche Gesinnungen verband".

„Durch seine „Epitome" ist er der dritte unter den grössten Praktikern. Aber wie verschieden von den beiden anderen. Hippokrates hatte das harmloseste Vertrauen zu seiner keuschen Naturanschauung. Sydenham

gesteht schon, dass es kaum möglich sei das „Was“ zu erkennen. Frank steht unläugbar auf dem kritischen Standpunkt der Erfahrung; denn überall blickt es in seiner „Epitome“ durch, dass er das unbedingte Vertrauen zu jener verloren hat, und wenn man sich recht sicher glaubt, so kommt er hinterher mit einem skeptischen Negiren, besonders was die Heilmittel betrifft. Mit Recht sagt wohl sein Sohn Joseph, dass er seinen Vater nie heiterer gesehen, als wenn er sagen konnte: „Meine Herren, streichen Sie diese oder jene Stelle in meinen Werken aus; als ich sie schrieb, hielt ich sie für wahr, nun aber bin ich vom Gegentheil überzeugt.“

Frank war eine durchaus edle Natur. Uneigennützigkeit und ächte Humanität der Grundzug seines Charakters.

So nahe er den Grossen der Erde stand und so leicht er Gefahr lief, auf dem Parquet des Hoflebens zu straucheln, stets bewahrte er die Wahrhaftigkeit, Lauterkeit und Reinheit seiner Gesinnungen und liess eine Kränkung seiner Ehre sich nicht im Geringsten gefallen. Bis in sein hohes Alter blieb sein Fleiss derselbe und er bekräftigte durch sein Beispiel den Spruch: bonus vir semper tiro.

Unter den Classikern nimmt er eine hohe Stufe ein. Frank, mit der Literatur seines Faches auf's Genaueste vertraut und in der Geschichte derselben sehr bewandert, zeichnet sich dadurch aus, dass er der zweite war, welcher die gesammte specielle Pathologie und Therapie bearbeitete. Es war für ihn ein Glück, dass die Hospitalpraxis ihm durch einen seiner Lehrer zuwider gemacht war; dadurch kam es, dass er das Schablonenhafte, was derselben so oft anklebt, ängstlich zu vermeiden suchte und jeden einzelnen Fall mit der grössten Sorgfalt und Genauigkeit studirte. Alle hervorragenden medicinischen Kliniker gehörten damals irgend einer bestimmten Schule an, und in keinem Zeitalter standen sich die Secten, wenn auch nicht so schroff, doch so zahlreich gegenüber. Da gab es noch Stahlianer, Hoffmannianer, Boerhaavianer, de Haënianer. Den Primat aber behaupteten die Stollianer, bis Brown kam, und die Erregungstheoretiker die Hegemonie an sich rissen. Wenn man behaupten wollte, die Medicin des 18. Jahrhunderts habe im Gegensatze zum Geiste desselben gestanden, der sich hauptsächlich in Skepticismus, Kritik und Aufklärung manifestirte, der möge bedenken, dass eben dieses Jahrhundert die ersten medicinischen Classiker erzeugte und dass ihr Einfluss, wenn auch momentan ein nicht so grosser und bedeutender als der der Schulen, doch ein weit nachhaltigerer, weil auf alle Zeiten sich erstreckender, ward. Wäre Frank auf einer Hochschule gewesen, wo er einen strengen Systematiker zu seinem Lehrer bekommen, so hätte er leicht Gefahr gelaufen, einer solchen Secte sich anzuschliessen. Dazu wurde Frank, in der Piaristenschule ausgebildet, wo man stets mehr Gewicht auf die Form als auf den Inhalt, auf die Schale, anstatt auf den Kern legte. Da er aber auf dem Lande seine Praxis begann, so war er gleichsam gezwungen, mit unbefangenen Augen die Krankheiten zu studiren, auch sie an allen Menschenclassen und unter den verschiedensten Umständen zu beobachten, was alles wegfällt bei einem Arzte, der, bloss durch die Hospitalpraxis gebildet, von da sofort in einer grossen Stadt als Arzt sich niederlässt. Frank diente gleichsam als Arzt von der Pike auf, er stieg stufenweise immer höher, bis er sich den Feldmarschallsstab eines Arztes errungen hatte.

So blieb er frei von allem scholastischen Anstriche, wozu die Anlagen, seines systematischen Geistes wegen, bei ihm vorhanden waren. Liest man die Vorrede zu dem Buche seines Sohnes „Ratio instituti clinici Ticinensis. Vienn. 1797. 8.“, so wird man F. von dem Vorwurfe, den seine Feinde ihm machten, eine Zeit lang ins Feldlager der Brownianer übergegangen

zu sein, reinigen. Höchstens kann man von ihm aussagen, dass er das brown'sche System zu milde beurtheilt und das Gute desselben mehr als das Schlechte hervorgehoben habe. F. war einer der getreuesten Beobachter der Natur und verstand es meisterhaft, das, was er beobachtete, ebenso treu, prägnant, gleichsam plastisch wiederzugeben. Sein kritischer und skeptischer Geist verhinderte ihn, an Hypothesen Gefallen zu finden. Die Erfahrung, welche auf's genaue Beobachten sich stützt, ging ihm über alles und war sein Pharus am Krankenbette.

Alle seine Schriften haben einen bleibenden Werth für die Medicin und enthalten einen Schatz von ungehobenem Golde.

Wir schliessen unsere Charakteristik mit den treffenden Worten von Marx (Beiträge zur Beurtheilung von Personen, Ansichten und Thatsachen von K. F. H. Marx. Göttingen 1868): „Man sollte es nicht für möglich halten, allein leider ist es die volle Wahrheit, die jüngere Generation der Aerzte kennt kaum den Namen, noch viel weniger die Arbeiten von J. P. Frank. Sein Name scheint einer nebelhaften Zeit anzugehören, sein Standpunkt wird für einen längst überwundenen ausgegeben."

Möchte unser Buch dazu beitragen, dass diese Worte, welche, als sie geschrieben wurden, vollständig richtig waren, von jetzt an aufhören, dies zu sein!

Hodegetik.

Zu Frank's Zeiten befanden sich Medicin und Chirurgie in strenger Abgeschlossenheit von einander. Hatten vor ihm einzelne Männer, wie Heister u. A., durch ihr Beispiel gezeigt, wie sehr eine Vereinigung dieser beiden Disciplinen, wenigstens eine theoretische, einer jeden zu Gute käme, so bestand in der Praxis factisch die Trennung, die inneren Mediciner hörten auch auf der Universität selten andere Collegien als solche, welche sich auf die medicina pura bezogen, und fungirten später in der Praxis als blosse medici puri. Dem universellen, philosophischen Geiste Frank's widerstrebte eine solche Trennung. Er war daher einer der ersten Vorkämpfer der Union der Medicin und der eigentliche Bahnbrecher dieser Idee, welche beinahe eines Jahrhunderts bedurfte, ehe sie zur praktischen Ausführung kam. Denn erst das Jahr 1848 bezeichnet im Durchschnitt den Zeitraum, in dem die Union der Medicin und Chirurgie gesetzlich in den deutschen Staaten eingeführt wurde.

Von Bedeutung ist in dieser Hinsicht seine Rede „Von der Verbindung der Medicin mit der Chirurgie".

In derselben führt er aus wie die Aerzte oft darin gefehlt hätten, dass sie ihre Kranken bloss durch Arzneimittel, anstatt durch eine rationelle psychische und somatische Diätetik gesund zu machen sich bestrebten, ebenso die Wundärzte darin irrten, dass sie zu sehr auf die äusserlichen Mittel sich verliessen, anstatt deren Wirkung durch den Gebrauch innerlicher Mittel zu unterstützen und zu erhöhen. So sehr in den Augen des Volkes der Chirurg von dem Arzte verschieden zu sein scheine, so sei doch die Trennung dieser beider Wissenschaften viel zu willkürlich und schwankend. Vernünftige Männer hätten dies längst eingesehen, doch seien die wenigsten Aerzte und Wundärzte von dieser Wahrheit vollkommen überzeugt. Die Aerzte würden von den meisten innerlichen Krankheiten niemals richtige Begriffe erlangt haben, wenn sie nicht die äusserlichen, auf der Oberfläche des Körpers öfters vorkommenden Krankheiten genauer betrachtet, die Symptome erwogen und sowohl diese, als den Ausgang der Krankheit miteinander verglichen und nachdem sie auf diese Weise gefunden, worin sie von

einander verschieden sind, besondere Curanzeigen festzusetzen gelernt hätten, die aber alle so beschaffen sind, dass sie sehr oft auch auf äussere Krankheiten passen. Wenn sich dies auch nicht von allen Krankheiten behaupten lasse, so gelte es doch vorzüglich von Entzündung, Eiterung, den Geschwüren, Verstopfung, verhärteten krebsartigen Geschwüren und vielen anderen äusserlichen Verletzungen.

Aber auch die innerlichen Krankheiten, welche auf der Oberfläche der Haut ausschlagen, da sie bloss von innerlichen Ursachen abhängen und keinen äusserlichen Mitteln, sondern nur solchen Arzneien weichen, die offenbar in den inneren Körper eindringen und auf die Oherfläche zurückwirken, könnten eben auf's deutlichste Jeden überzeugen, dass nicht jede Krankheit, weil sie äusserlich sichtbar werde, den Namen eines äusserlichen Leidens verdiene und die chirurgischen Vorschriften hier wenig nützten, wenn nicht die Natur selbst heile oder der Arzt der Natur zu Hülfe komme. So liessen sich skorbutische, venerische, skrophulöse Geschwüre, verschiedene Augenkrankheiten, selbst der schwarze Staar, wenn er von einer hektischen oder rheumatischen Schärfe herrühre, selten anders als durch innerliche oder wenigstens nur durch eine Verbindung innerlicher und äusserlicher Mittel heilen. Ferner wichen die Pocken, ob sie gleich äusserliche Abscesse vorstellen, die Petechien, die skorbutischen und venerischen Flecken, keineswegs auf solche Mittel, die bei Abscessen oder Ecchymosen nützlich sind. Auch äusserliche Blutungen, die in fauligten Krankheiten und im Skorbut, aus einem blossen Fehler der festen Theile, wie es scheine, an verschiedenen Stellen des Körpers entstehen, könnten auf einige Zeit gehemmt, aber wenn man nicht die Ursache hebe, nicht geheilt werden.

Jedoch auf der andern Seite befände sich der Arzt in keiner geringen Verlegenheit, wenn ihm die Chirurgie ihre Unterstützung versage. Der Aderlass allein höbe die Entzündungskrankheiten, sogar die innerlichen, die man durch die berühmtesten, kühlenden und antiphlogistischen Arzneien nicht geheilt haben würde. Die blosse Bougie verschaffe in Krankheiten der Harnröhre die beste Hülfe, die man von dem Gebrauche innerlicher Mittel nicht erwarten dürfe. Die Aerzte besässen nur wenige Mittel gegen giftige Bisse und Wunden. Die Chirurgie, wenn sie frühzeitig zu Hülfe gerufen werde, rotte die meisten Gifte mit dem Messer aus und komme einem Uebel zuvor, das der Arzt nicht zu heilen im Stande sei.

Wie arm sei jede dieser Künste, wenn sie ohne schwesterliche Beihülfe einhergehe und wie viele Vortheile würden der menschlichen Gesellschaft entzogen, seitdem es den Aerzten, die damals fast alle unter die Geistlichkeit gehörten, verboten war, den menschlichen Körper zu verwunden, um denselben von einem grösseren Uebel zu befreien!

Wie gross und glücklich sei nicht die Veränderung, die aus der genaueren Verbindung der Chirurgie mit der Medicin entspringe!

Wie oft rühre nicht die Ursache der schädlichen Eiterung bei Geschwüren und der schrecklichen Zufälle bei Verwundungen von blossen Unreinigkeiten in den ersten Wegen her, besonders alsdann, wenn nach vorhergegangenen Raufhändeln die Entleerung der Galle über die Massen vermehrt oder aus Furcht vor der Operation die Ausdünstung und der Zufluss von scharfen Säften auf den Darmcanal hingeleitet würde und dadurch nicht nur eine allgemeine Krankheit des ganzen Körpers hervorbringe, sondern auch durch die Mitleidenschaft auf die Wunde selbst wirke, wo man aber durch keine äusserliche Arzneien, sondern nur durch gelinde Abführmittel Linderung schaffen könne! Wie oft geschähe es nicht, dass die Menschen, wenn der Magen mit Speisen angefüllt ist, verwundet oder auf eine andere Art verletzt werden, so dass auf eine geringe Wunde oder Quetschung sogleich die Zufälle eines fauligten Fiebers oder des bevorstehenden Brandes sich einstellten, die durch kein örtliches Mittel besiegt würden! Wie oft werde nicht eine, an sich unbedeutende, Operation bloss durch einen von Furcht, Traurigkeit entstandenen Krampf tödtlich, da man doch durch einen vorsichtigen Gebrauch innerlicher Mittel diesen Aufruhr hätte gleichsam hinwegzaubern können! Wie glücklich heile man jetzt den Brand, der auf die äusserst heftigen Schmerzen der grossen Zehe folge, mit Mohnsaft, in Verbindung mit dem Decocte der Fieberrinde, den man gewiss weder durch Scarificationen, noch durch den äusserlichen oder innerlichen Gebrauch der Fieberrinde allein zu verhüten im Stande gewesen wäre! Selbst die Geburtshülfe sei zuweilen genöthigt, zu dem innerlichen Gebrauche dieses göttlichen Mittels, zu dem Mohnsafte, ihre Zuflucht zu nehmen, wo eine krampfartige Zusammenziehung an dem mittleren Theile der Gebärmutter, wie ihm einst begegnete, die Wendung des Kindes unmöglich machte oder wo

Blutungen aus dem Uterus, die gleichfalls von Krämpfen herrührten, weder durch Aderlässe, noch durch Einspritzungen, sondern bloss durch dieses Mittel gestillt werden könnten.

Es gebe daher nur eine Arzneiwissenschaft, jeder wahre Chirurg müsse auch zugleich Arzt sein, auch der medicinische Doctortitel sei nichts Ehrenvolles, wenn der Arzt die Chirurgie nicht gut verstünde.

Verf. exemplificirt nun durch einige Fälle aus seiner Praxis, welche die Nothwendigkeit einer innerlichen Behandlung bei äusseren Verletzungen beweisen.

Aus diesen eingehend mitgetheilten Krankengeschichten zieht er dann den Schluss, dass kein Wundarzt eine etwas schwerere äusserliche Verletzung für so einfach halten, dass er ohne alle Beihülfe medicinischer Kenntnisse die Heilung derselben zu unternehmen wage, aber auch der Arzt dürfe bei Verletzungen, die auf der Oberfläche der Haut sich ereignen, nicht so sehr ein Fremdling sein, dass er den grossen Einfluss, den oft die geringsten äusserlichen Verletzungen auf das ganze System des menschlichen Körpers äusserten, verkennen zu dürfen sich anmasse, sondern beide Wissenschaften müssten miteinander verbunden werden, wenn man glücklich und ohne das Leben der Kranken der Gefahr auszusetzen, heilen wolle.

In seiner Antrittsrede über den Ausspruch des Hippokrates „vita brevis, ars longa", bei der Uebernahme der Professur in Wilna, geht er davon aus, solche Grundsätze aufzustellen, durch die das Leben verlängert, die Kunst abgekürzt werde. Offenbar hat er hier, ohne, wie er es selten zu thun pflegte, die Quelle zu nennen, den Themison im Auge gehabt, welcher jenes hippokratische Dictum in das „vita longa, ars brevis" verwandelte.

Er pflichtet dem Hippokrates bei, dass die Erziehung zum Arzte schon von der frühesten Jugend anfangen müsse; vor allen Dingen solle das Urtheil gebildet werden, man möge sich früh gewöhnen, Naturgegenstände von allen Seiten zu betrachten, vorgefasste Meinungen seien zu bekämpfen, das Verlangen, an ungewissen Dingen zu zweifeln, die Wahrheit mit allem Fleisse zu ergründen, führe sowohl den Knaben als Jüngling einer früheren Reife entgegen und die Tage, welche dadurch diesem Alter entzogen zu sein scheinen, würden dem Leben des Mannes, das einen höheren Werth habe, hinzugefügt. Körper und Geist seien darin sich ähnlich, dass sie dadurch, wodurch sie ernährt werden, wüchsen und an Kräften zunehmen. Man solle aber nicht bloss in einem zu vorgerückteren Alter diesen Studien sich unterziehen, sondern die angefangenen auch prompt zu Ende führen. Dadurch würde das Leben des Arztes verlängert, die Länge der Kunst aber verkürzt. Hierzu seien uns aber weit mehr Hülfsmittel gegeben als zur Zeit des Hippokrates; noch Galen musste von Pergamus nach Alexandrien reisen, um ein menschliches Skelett zu sehen. Wie leicht sei es aber jetzt, durch die überall gebotenen Hülfsmittel Fortschritte in der ärztlichen Kunst zu machen. Durch diese Erleichterung dieselbe zu erlernen und durch die immensen Fortschritte der theoretischen Kenntnisse sei der Kürze des Lebens viel zugefügt, die Kürze der Kunst aber sehr verkleinert worden.

Jeder aber, welcher den Tempel Aeskulap's betreten wolle, möge vor allen Dingen genau und aufrichtig prüfen, was seine Schultern tragen könnten, was sie versagen. Keiner möge sich durch das Sprüchwort verleiten lassen, Galen gebe Reichthum, Justinian Ehre, da die Medicin nicht wie früher von Wenigen, sondern von Vielen ausgeübt würde. Dazu käme, dass viele dürftige Eltern habend, welche besser ein Handwerk ergreifen oder Landbau treiben sollten, sich dem Studium der Medicin zuwandten. Vor allem sei zu erinnern, dass ein gänzlich Armer niemals Medicin studiren müsse. Was er von Talent vom Schöpfer mitgegeben bekommen, würde durch die Nothwendigkeit, den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben, erstickt. Die, mit einem grossen Vermögen Versehenen, wenn sie nicht freiwillig sich zurückhielten, möchten auch nicht diesen Beruf ergreifen, weil ihnen die Beharrlichkeit, welche für schwierige und lange Arbeiten nothwendig sei, meistens abgehe.

Nachdem Verf. nun die körperlichen Eigenschaften aufgezählt, welche ein angehender Arzt besitzen müsse, stellte er als Postulat auf, dass auch eine gesunde

Seele den gesunden Körper bewohne. Den Altar Apollo's möchten fliehen, welche nicht die Nothwendigkeit erkännten, eine so schwierige Kunst mit unermüdlichem Fleisse anzubauen, denen fremdes Unglück keine Thränen entlocken, die Geizigen, welche ihre Hülfe Andern nur für Gold darbringen wollten, die Ausschweifenden, damit der Friede der Famlien nicht gestört würde, die Streitsüchtigen, welche sich mit ihren Collegen nicht vertragen könnten, die Hochmüthigen, welche sich allein für weise halten, die Lügner, welche, nach Quacksalber Art, den Leichtgläubigen Arcana und Specifica anpriesen, die Geschwätzigen, denen kein Bekenntniss der Kranken heilig wäre, und alle Die, welche in ihren Sitten verdorben, die grosse Kunst, die dazu bestimmt sei, die Gesundheit zu erhalten und wiederherzustellen, unheilvoller machten, als die Krankheiten selbst der Gesellschaft seien.

Verf. specificirt dann, wie das medicinische Studium, in den fünf dazu bestimmten Jahren, auf der Universität zu betreiben sei.

Wir besässen noch kein System, welches ganz vollkommen sei und das die Natur als das ihrige anerkenne. Wie die Biene aus jeder Blume Honig sauge, so läge auch in dem Nectar eines jeden Systems ein Stoff, welcher eingeheimst und zu jeglichem Nutzen angewandt zu werden verdiene. Die Systeme der Neueren, welche sich auf die frühere vernachlässigte Vitalität stützten, hätten vielen Nutzen gestiftet.

Die Beobachtung und Erfahrung seien der Ariadnefaden, der Einen aus dem Labyrinthe herausführe. Diesen solle man ergreifen und langsam und vorsichtig, damit er nicht zerreisse, vorwärts schreiten; in so grosser Finsterniss müsse man sich dicht an die Spuren derer halten, welche glücklich die Hindernisse besiegten, bei den Greisen sei Rath zu suchen, und nicht möge die Verschiedenheit der Systeme, zu welche jene etwa sich bekennten, die Jüngeren davon abhalten, sich ihres Raths, ihrer Hülfe zu bedienen. Denn jede medicinische Schule habe in der Theorie ihre eigene Hypothese und jede gebe vor, die Sache auf ihre Weise am besten zu erklären. Wie jeder junge Krieger den Veteranen, obgleich er nicht in der Handhabung der Waffe mehr so geschickt, als er selbst sei, ehrfurchtsvoll verehre; warum würde dieser Cultus nicht Jenem von den jüngeren entgegengebracht, welcher Krankheiten aller Art tausendmal siegreich bekämpft hat? Daher fromme es, deren Gesellschaft aufzusuchen und durch ihr Beispiel sich belehren zu lassen.

Man solle das lesen, wozu jener rathe. Schlechte Bücher hätten bloss die Wirkung, den jugendlichen Geist vollzustopfen, anstatt ihn zu ernähren. Das Wissen so vieler junger Schüler schmecke gar zu sehr nach Encyklopädien und Journallectüre; wahre Wissenschaft könne man daraus aber nicht schöpfen. Wenngleich der Lobredner der vergangenen Zeit ein Greis gescholten würde, so möchte er beinahe zu behaupten wagen, gestützt auf das Beispiel eines Boerhaave, Gaub, Albin, Haller, Morgagni, Hoffmann, Stahl, Senac, van Swieten, de Haën, Tralles, Brendel, Werlhof, Burserius, Tissot, Zimmermann, Stoll und Wichmann, dass das jüngst verflossene Jahrhundert mehr von Grund aus gelehrte Männer uns gegeben habe, als das gegenwärtige verspreche.

Aber F. beruhigte sich nicht allein nicht bei seinen theoretischen Bestrebungen, sondern trat auch als praktischer Reformator auf diesem Gebiete auf.

Als er nach Göttingen kam, war es sein erstes, in einer Rede seine Ideen über den klinischen Unterricht niederzulegen und praktisch auszuführen. Er berücksichtigte hierbei einmal den Vortheil der armen Kranken, anderntheils die Bildung praktischer Aerzte. Leider hatte er kein eigenes Hospital; er besorgte aber die klinische Anstalt in den zerstreuten Hütten der Armen zweimal täglich.

In Pavia erhielt er von Oben den Befehl, einen neuen Studienplan für diese Universität auszuarbeiten. Er bat sich 8 Jahre Zeit aus, um denselben zu prüfen. Gedruckt ist er nie geworden. Wie weitsichtig Peter F. war, geht auch daraus hervor, dass schon damals auf sein Anrathen dort ein Professor für allgemeine Anatomie und Physiologie, sowie für vergleichende Anatomie und Physiologie angestellt wurde. Ebenso wurde daselbst auf seinen Wunsch die bis dahin fehlende chirurgische Klinik errichtet. Auch

führte er für das Hospital eine neue Pharmakopöe ein, welche sich so segensreich bewies, dass von jetzt an die Kosten für die Arzneien um die Hälfte herabsanken. Gleichfalls entwarf er einen neuen Plan des medicinischen Directoriums und der inländischen Apotheken. Ferner setzte er eine Sanirung des Zuchthauses in Pizzighettone durch.

Als er die Klinik in Wien übernahm, war es sein erstes, dafür zu sorgen, dass daselbst ein chirurgisches Amphitheater errichtet wurde, während bisher, zum Abscheu der Kranken, alle Operationen auf den Krankenzimmern selbst vollzogen worden waren.

Ebenso führte er für das Wiener Krankenhaus eine neue Pharmakopöe ein, wodurch jährlich 7—8000 Gulden erspart wurden, dagegen liess er sich angelegen sein, die Kost zu verbessern und für die Wiedergenesenen beiderlei Geschlechts zwei eigene Säle einzurichten. Auch auf das Irrenwesen erstreckte sich seine reformatorische Thätigkeit, indem er dafür sorgte, dass bei dem Irrenthurme, der sie damals einschloss, ein Garten angelegt wurde.

Der von ihm, als Mitgliede der Studienrevisions-Hofcommission entworfene, medicinisch-chirurgische Unterrichtsplan bekam ebenfalls die Genehmigung des Kaisers.

Geschichte der Medicin.

Obgleich Frank nur eine monographisch-historische Schrift der Medicin verfasste und sein hauptpathologisches Werk von dem Vogel'schen gerade sich dadurch unterscheidet, dass es die Literatur gar nicht berücksichtigt und höchst selten Namen und fremde Autoritäten citirt werden, so theilt er doch mit den übrigen Classikern die Eigenschaft, historisch in seine Wissenschaft auf's gründlichste eingedrungen zu sein. In seinen kleinen Schriften zeigt er sich als der genaueste Kenner des Hippokrates und wir glauben nicht zu irren, dass das exacte, beständige Studium der Schriften dieses grossen Arztes ihn wesentlich in seinem Skepticismus unterstützte und ihn verhinderte, ein Anhänger der herrschenden Modemedicin zu werden. Sein grosses Hauptwerk, die „medicinische Polizei", die Frucht einer vierzigjährigen Arbeit, ist aber gleichsam aus rein historischen Arbeiten über diese Disciplin hervorgegangen. Die literarischen Notizen sind mit dem eigentlichen Inhalte so geschickt und kunstvoll verwebt, dass es als ein Ganzes erscheint, und der Leser kaum merkt, dass der, wie ein rother Faden, das ganze Werk durchziehende, geschichtliche Theil gleichsam die Unterlage bildet, auf der er das Gebäude seines Systems errichtete.

Das Werk muss daher nicht bloss als eine der vorzüglichsten Quellen für die Geschichte der medicinischen Polizei betrachtet werden, sondern es ist einer der werthvollsten Beiträge der damaligen, speciell medicinischen Culturgesichichte, worin der Verf. mit der grössten Freimüthigkeit sein Urtheil über die medicinischen Zustände seiner Zeit ablegte.

Hören wir ihn, wie er in der schlechten Bestellung des Arzneiwesens eine Ursache der grösseren Sterblichkeit findet und hierin mit Boerhaave dieselbe Farbe bekennt:

„Selbst dasjenige, das seiner ersten Bestimmung nach, zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts dienen sollte, ist, unter einer mangelhaften Einrichtung, eine Ursache einer vergrösserten Sterblichkeit geworden. Die Menge der Aerzte oder wenigstens derjenigen, die sich in allen Ständen dafür ausgeben, schadet der Bevölkerung vielleicht mehr, als alle Krankheiten zusammen genommen."

„Der Ritter Temple, sagt der englische Zuschauer, bemüht sich sehr, die Ursachen zu entdecken, warum die Pflanzschule der Menschen, die er

Norden nennt, nicht mehr eine so ungeheure Menge von Gothen und Vandalen aussende, welche vor diesem ganze Reiche überzogen. Hätte dieser einsichtsvolle Schriftsteller darauf geachtet, dass dortmalen noch keiner von den Unterthanen von Thor und Wodan die Arzneiwissenschaft studirte und dass nun diese Kunst im Norden blühe, so hätte er die Frage weit besser auflösen können. Wie es aber immer sei, so kann man unsere Aerzte mit der Armee unserer alten Britten zu Cäsar's Zeiten vergleichen, davon einige zu Fuss, andere auf Wagen mordeten. Wenn das Fussvolk nicht so viel tödtet als die Cavallerie, so geschieht es bloss, weil man ebenso leicht zu Fuss aus einer Strasse zur anderen kommen und nicht so geschwind in kurzer Zeit zu Werk gehen kann."

„Es ist sicher, ein Staat sollte sich einmal für allzeit dazu entschliessen, entweder alle Aerzte und ihre Kunst gänzlich zu verbannen oder eine Einrichtung zu treffen, wobei das Leben der Menschen sicherer wäre, als es jetzt ist, wo man bei Ausübung dieser, so leicht gefährlichen Wissenschaft weit weniger, als bei der geringsten Handwerkszunft auf Ordnung, — und auf die Mordthaten, die im Gemeinwesen von Aerzten und Afterärzten geschehen, mit weit gleichgültigerem Auge sieht, als auf Waldungen, die nicht schlagweise gehauen worden, ohnerachtet es mit dem Ersatze des Verlustes ebenso langsam hergeht, und dieser dabei einer viel höheren Gattung ist. Ueber die Hälfte unserer Hochschulen sind so ausgeartet, dass sie, wie Tuchfabriken, jährlich eine gewisse Anzahl von Stücken liefern, die bei den Aerzten oft noch schlechter, als das geringste Zeug, ausfallen. Diese jungen Aeskulapen überziehen sodann jedesmal einen gewissen Strich Landes und wehe demjenigen, das, ohne Unterschied, aus blindem Zutrauen auf die grossgeschriebenen Wörter ihrer Diplome und auf das Vielversprechende ihrer Atteste, nicht die nämliche Vorkehr wider ihren Zug trifft als wider jenen der Heuschrecken! — Es ist ausgemacht, dass, so sehr der praktische Unterricht auf Universitäten sich gebessert hat, so sehr die Gelegenheiten zugenommen haben, auf jenen, Begriffe zu erlangen, die vormals, bei dem, auf lauter elenden Hypothesen ruhenden, Lehrgebäude nie erlangt wurden — um so mehr Leichtsinn sich auch in den Doctorpromotionen, auf sehr vielen, freilich nicht allen Hochschulen eingeschlichen habe. Die Raserei, sich alle Arbeiten leicht zu machen und von allen Wissenschaften, gleich unbeständigen Schmetterlingen, nicht mehr, als die Oberfläche zu überflattern, die zunehmende Gefälligkeit, oder, wenn man will, eine übelverstandene Menschenliebe oder auch der Eigennutz vieler Examinatoren u. s. w. machen, dass tausend und mehr junge Leute jährlich zu Doctoren gegossen werden, welche vormals diesen Titel gewiss nie erworben hätten. Wenn auch die Alten viel scholastischen Wind lernen mussten, so war doch anhaltender Fleiss und die Gewohnheit, seinen Geist mit Kenntnissen alter Sprachen und mit einer feinen Erudition anzufüllen, eine erforderliche und gewiss vorzügliche Eigenschaft der Doctorkandidaten, welche sich inzeiten an Arbeiten, Nachdenken und an die Ueberzeugung gewöhnten, dass zu einem wahren Arzte mehr als ein paar grosse Schnallen auf dem Vorfusse, ein gesticktes Kleid und encyklopädische Plauderkunst erforderlich seien. Man lese die Schriften der Aerzte aus der Boerhaave'schen, Stahl'schen und Hoffmann-schen Schule, die Platner'schen, Hebenstreit'schen, Mauchard'schen Streitschriften und halte den Reichthum ihres Inhalts und die Weitschichtigkeit ihrer Kenntnisse mit jener der mehrsten neuen Arbeiten schriftstellerischer Aerzte zusammen und man wird, weniges ausgenommen, finden, dass zwar die heutige Schreibart einen geringen Gegenstand zierlich darzustellen wisse, aber im Grunde das Gepräge des mühsamen Fleisses und der tiefen Einsicht in das Ganze der Arzneikunst lange nicht an sich habe.

Mir sind so viele, auf berühmten Hochschulen zu Doctoren geschlagene, Aerzte zu Gesichte gekommen, die ohne alle Kenntniss der ersten Grundsätze ihrer Kunst angenommen waren, und die Klagen aller Gegenden sind hierüber so allgemein, dass man sich wundern muss, wie ein Reimar von der heutigen Verfassung der mehrsten Hochschulen, noch mehr aber von ihren Prüfungsanstalten so gut denken möge. — Selbst das Wohl der in Spitäler aufgenommenen Kranken leidet mehr von den, zum Theil unvermeidlichen, Fehlern solcher Häuser, und die Sterblichkeit der Menschen ist durch die besten Absichten vermehrt worden. Die Ueberfüllung der Säle mit Kranken, die von so vielerlei Ausdünstungen vergiftete Luft, die Verpachtung der Spitäler an gewinnnsüchtige Pächter, die schlechte Verpflegung derselben, entweder durch halbunterrichtete oder durch hochgelehrte Probierärzte oder durch solche, die, nach und nach durch den beständigen Anblick des menschlichen Elends verhärtet, sich wenig um die Verbesserung ihrer Kunst bekümmern, alles dieses hat bisher einen jeden Zustand, welcher den Spitalkranken zugestossen, um ein Grosses gefährlicher gemacht und hat also das Aufkommen und die Vermehrung der Menschen gegen andere Zeiten erschwert".

Seine Abhandlung „die Geschichte der ehemaligen Priesterärzte" ist sehr schwer zugänglich, da sie nur in dem „Taschenbuche der Wiener Universität" für das Jahr 1814 und in „v. Hartleben's Polizeiblättern" vom Jahr 1808 abgedruckt steht. F. weist daselbst nach, dass in Egypten der Priesterstand des ersten Ranges im Staate genossen, den 3. Theil aller Einkünfte des Staates erhalten und dazu noch steuerfrei gewesen sei. Sie waren die Dollmetscher des Willens Gottes und, weil sie in die Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht waren, hatten sie ein grenzenloses Ansehen. Ihrem Hermes oder Mercurius Trismegestes eigneten sie die Erfindung der Arzneiwissenschaft zu.

Die egyptischen Aerzte waren ein Orden der Diener der Religion. Von den 42 Büchern des Hermes kamen 6 auf die Arzneikunde. Die Pastophoren, welche Mäntel trugen und sie interpretirten, waren ein anderer Orden der Priester.

Der heilige Chrisostomus nannte Moses einen Arzt und Clemens Alexandrinus bestimmt ausdrücklich, dass derselbe von den Egyptern die Mathesis und die Arzneikunde erlernt habe. Salomon wird von Eusebius ein Physiologe ersten Ranges genannt. Die Priester der Juden, der Stamm Levi, waren zugleich Rechtsgelehrte und Aerzte. Die Essenier hiessen Therapeutae oder Gesundmacher.

Bei den Indiern war den Brahminen, den Priestern, die Arzneiwissenschaft überlassen. Ebenso war es bei den Chaldäern, Persern.

Nur bei den Skythen und Deutschen habe die Arzneiwissenschaft sich in den Händen der Weiber befunden; bei den Galliern dagegen seien die Druiden zugleich die Richter und Aerzte gewesen. Lucas war nach dem Zeugnisse des Paulus ein wirklicher Arzt. Durch den heiligen Benedict wurden die Ueberbleibsel der griechischen und römischen Medicin gerettet. Der Märtyrer Papilus war Diakon und Arzt unter dem Kaiser Decius, Zenobius, welcher hingerichtet wurde, war ein Priester von Sidonien und ein vortrefflicher Arzt unter Diocletian. Ebenso war Eusebius Arzt. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts glänzt Dionysius und Elpidius Rusticus, ferner die alten Heiligen und Bischöfe Zeno, Biasius und Theodotus, ferner Nemesius von Emasus. Die 600 Aerzte, welche das Collegium von Alexandrien ausmachten, mussten alle aus dem Clerus gewählt werden.

Viele Aerzte führen zugleich den Titel Clerici. Selbst die Päpste Nicolaus V. und Paulus II. beschäftigten sich mit der Heilung der Krankhei-

ten. Alle Mediciner, welche in den ersten Jahrhunderten der französischen Monarchie gelebt, waren Aerzte. Die hohe Schule von Paris, von Salerno und Bologna bestanden anfänglich aus lauter geistlichen Mitgliedern und kaum vor 25 Jahren war die Sache ebenso beschaffen, und die Clerici waren weder von der juridischen noch medicinischen Facultät ausgeschlossen. Sogar im Jahr 1776 war Ferret, vormals Prof. auf der hohen Schule in Paris, Canonicus und Arzt der Domkirche in Cambrai. Wiebert, Arzt und Priester, wurde 880 zum Bischof von Hildesheim erwählt. Seine vielen medicinischen Bücher befinden sich in den Bibliotheken dieser Stadt.

Im 9. und 10. Jahrhundert waren in der Arzneiwissenschaft berühmt: Fulbert, Bischof zu Chartres, Dido, Abt zu Saint-Pierre, le Vif in Leus, der Abt von Epternus, nachher Bischof zu Spoleto. Constantius Africanus war Ordensgeistlicher auf dem Monte Casino.

Gonzalez Tellez hat bewiesen, dass nicht vor dem Schlusse des ersten christlichen Jahrtausends den Ordensmännern das Heilen verboten wurde. Noch zu Anfang des 11. Jahrhunderts stiftete Guilielmus, Abt des Klosters zum hl. Benignus, eine Arzneischule in den Mauern dieses Gotteshauses. Erst Innocens II. verbot den Geistlichen die Erlernung der Arzneikunst. Dennoch übte trotz der Verbote eine Menge geistlicher Aerzte ihre Wissenschaft ruhig aus. Noch im 15. Jahrhunderte, als Sigmund die Physicate stiftete, genossen die Physici geistlicher Pfründe.

Solcher geistlicher Pfründe geniessende Physici durften weder von ihren Schulen, noch Patienten etwas annehmen, wenn sie sich nicht des Lasters der Simonie schuldig machen wollten. Odo, Abt von St. Géneviève, welcher 1370 gestorben ist, führt öffentlich den Titel Odo medicus. Die Päpste nahmen selbst oft Priester als Aerzte ihrer Person in Dienste. Clemens IV. hatte zum Caplan Chapelain Raimond von Nimes, einen Arzt, welchen er zum Bischof von Marseille ernannte. Arnold de Villeneuve und Jean de Alesto, ebenso berühmt durch ihre Kenntnisse in der Heilkunde denn in der Gottesgelehrtheit, wurden Leibärzte und Capläne von Clemens V. Guy de Chauliac stand in beiden diesen Diensten bei Clemens VI. und bei Innocenz VI. Die Könige von Frankreich glaubten nicht, sich gegen die Kirchendisciplin zu vergehen, wenn sie solch einem Beispiele nachfolgten. Obison, Leibarzt von Louis le Gros und seitdem Canonicus von St. Victor blühte in den ersten Zeiten der hohen Schule zu Paris. Pierre Lombard war Leibarzt des Königs Louis VII. und Canonicus zu Chartres. Gilles de Corbeil war Stiftsherr zu Paris und Leibarzt von Philipp August. Dudo war Leibarzt und Hofcaplan des heiligen Ludewig. Noch im Jahre 1773 erlaubte das Parlament in Rouen den Geistlichen die Ausübung der Heilkunde. Ja Napoleon I. gestattete im Jahre XIV den Geistlichen, den Kranken ärztlichen Beistand zu leisten. Ja Charles VIII. macht in einem Edicte 1485 der hohen Schule von Orange es zum Vorwurfe, dass sie Aerzte aufnehme, die keine clerici wären u. s. w.

Wie philosophisch F. aber die Geschichte seiner Wissenschaft auffasste, wie er sich nicht mit der blossen pragmatischen Erkenntniss und Einprägung der Thatsachen begnügte, sondern wie der in ihn aufgenommenen Geist der Geschichte gleichsam seiner ganzen Richtung den Stempel aufdrückte, das geht am deutlichsten aus seiner vortrefflichen historischen Einleitung, welche er der „Epitome“ vorsetzte, hervor.

Sein Gedankengang ist folgender.

Gern räume er ein, dass die Chirurgie vielleicht älter sei als die Medicin, glaube jedoch, daraus keinen wichtigen Schluss ziehen zu können; denn der Vorzug einer Wissenschaft vor der anderen sei nicht in ihrem grösseren Alter, sondern in ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit zu su-

chen. Wenn man dieses erwäge, hielten beide Künste gleichen Schritt, erfreuten sich derselben Würdigkeit und stützten sich auf dieselben Grundlagen. Gleich nothwendig sei die Medicin für die Chirurgie als diese für die Medicin, und verwerflich sei die Theilung einer und derselben Wissenschaft nach der äusseren und inneren Oberfläche des Menschen. Der erste Arzt oder Wundarzt sei die Natur, der zweite der Zufall und die Erfahrung, diese Tochter der Nothwendigkeit, gewesen. Wer sich krank fühle, der verlange gewiss nie nach Speisen, ja oft seien sie ihm zuwider, ihr Genuss sei ihm nachtheilig und so werde er aus freien Stücken enthaltsam. Wer Schmerzen leide, werfe sich hin und her, nehme bald diese, bald jene Körperlage an und verharre in der besten. Wer Neigung zum Brechen habe, bringe den Finger in den Schlund (vielleicht das erste Brechmittel des Menschen) und reize den Magen zur Entleerung. Wem die Wunde blute, der stopfe so schnell als möglich ihre Oeffnung zu, und so seien die ersten Anfangsgründe der gesammten Arzneikunde in der Naturanweisung und in der Beobachtung dessen, was schädlich oder durch Zufall oder Rath dienlich war, zu suchen.

Daher habe es immer eine Arzneikunde gegeben, und als Rom seine Aerzte verbannte, konnte es die Medicin, so lange noch Bürger in der Stadt blieben, nicht in's Exil schicken.

Da jedoch weder die Natur allein für jede Krankheit genügte, noch auch die Erfahrung alle Heilmittel darbot, so hätte ein Jeder, der aus Mitleid im Vorübergehen den auf den öffentlichen Wegen ausgestellten Betten sich nahte, ein Mittel empfohlen, wenn er eines gekannt, das ihm in ähnlichen Fällen Hülfe gebracht. Nach und nach hätten theils die Aelteren, welchen eine längere Lebensdauer auch eine grössere Erfahrung verschaffte, theils Hausväter oder durch Glücksgüter Hochgestellte, die eine grössere Anzahl Kinder, Verwandte und Sklaven besassen und reichliche Gelegenheit zum Beobachten hatten, in medicinischen Kenntnissen alle Uebrigen übertroffen und desshalb sei diese verehrungswürdige und wahrhaft königliche Kunst von göttlicher Abkunft.

Sowie alle Künste und Wissenschaften durch egyptische Colonien nach Griechenland verpflanzt wurden, so stelle uns auch dieses Land die früheste Kindheit der Medicin und Chirurgie dar, aber schon in Egypten bedienten sich die dem Götterdienste Geweihten, da dem Anscheine nach in der Heilung der Krankheit etwas Göttliches liege, das die gerechte Bewunderung des Menschen erweckt, der Medicin, als eines Mittels, um die Ehrfurcht und das Zutrauen der Völker für sich zu steigern, und in der That hätten sie dadurch eine treffliche Kenntniss des menschlichen Geistes sich erworben. Den Zorn der erbitterten Götter zu besänftigen, ihre Gnade zu erflehen, hätte das Volk den Priestern überlassen. Diese leiteten nun den Ursprung der Krankheit, den sie in der Nichtbeachtung der Naturgesetze hätten finden sollen, vom Zorne des Jupiter her und lehrten, dass nur durch Sühnopfer die Gesundheit wieder zu erlangen sei. Das Zutrauen des Volks zu dem heilenden Priester hätte den ungereimtesten Dingen Wirksamkeit gegeben, sowie die Heilkraft des Mittels ihnen grösseres Ansehen verschaffte, und so wäre es gekommen, dass die Medicin dem Altare und dieser der Medicin gegenseitig als Stütze diente.

Allein die Wissenschaft selbst, durch diese, gleichsam vom Himmel herabgeschickte, Krankheitslehre nicht wenig in den Schatten gestellt, hätte sich unter der ärztlichen Ausübung des Priesters keiner anderen Bereicherung erfreut, als dass die Orakel und Rathschläge der Götter hin und wieder durch die Erfahrung bestätigt, für die Zukunft als heilbringend aufbewahrt wurden, dass ferner durch Sonderung der reinen von den unreinen, den

Göttern unwürdigen Opfern und ihre achtsamere Musterung die ersten Grundlagen der Eingeweidelehre des gesunden und kranken Körpers, die für jeden andern verloren gingen, ihren Ursprung genommen hätten und dass endlich die, dem Klima und dem Temperamente zusagende, Nahrung nach göttlichen Gesetzen bestimmt worden sei.

Diese letzteren, welche zuerst bei den Indiern, dann bei den Arabern und Egyptern gegeben worden seien, hätten von einer nicht geringen Kenntniss der gesetzgebenden Priester gezeugt.

Die den Egyptern eigenthümliche, von gewissen öffentlich dazu beordneten Personen unternommene Leicheneinbalsamirung gewährte mannigfaltige Gelegenheit, verschiedene Beobachtungen über die Ursache der Krankheit anzustellen, so dass die pathologische Anatomie vor der physiologischen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich hätte ziehen müssen, wenn nicht wiederum die Priester mit ihrem unglückseligen Einflusse es dahin gebracht hätten, dass Jeder für unrein erklärt wurde, der mit Leichengeschäften sich abgab.

„Die Arzneikunde, war, fährt er fort, „bis auf diese Zeit, aller Grundstützen entblösst, keine Wissenschaft; gegen die, dem Anscheine nach, sich gleichen Krankheiten wurde entweder dasselbe Mittel oder gar keines verordnet. Auf ähnliche Weise mussten gewisse Familien, die im Besitze eines grösseren Arzneimittelvoraths waren, auch vor allen anderen beständig darauf sehen, dass der Kranke wieder genese".

„So standen die Sachen, bis ein Mann, über alles menschliche Lob erhaben, die erste und sicherste Grundlage der Arzneikunde aus sehr zerstreuten Materialien errichtete, den Verlauf der Krankheit treu angab und unermüdlich im Eifer die Zeichen der wiederkehrenden Gesundheit oder des drohendes Todes zu sammeln, die Wirkungen der Ursachen und der Heilmittel bündig und wahr zu berichten und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jede einzelne Erscheinung zu beobachten anfing, und dieser Mann war Hippokrates".

„Kaum aber war der Stifter dieser noch ganz neuen Wissenschaft dahin, als auch, was schon vor Hippokrates unter Pythagoras Leitung geschah und jetzt durch das hohe Ansehen des Plato wieder von neuem hervortrat, philosophische Träumereien sich der Köpfe der Aerzte bemächtigten, so dass die göttlichen Grundlinien der kaum sich erhebenden Medicin durch die ungereimtesten Hypothesen entstellt wurden".

„Endlich wurde die Arzneiwissenschaft zur Zeit des Erasistratus in drei Hauptabtheilungen getheilt, von welchen die erste die Diät, die andere die Arzneimittel und die dritte endlich das Manuelle bei der Heilung der Krankheiten umfasste. Alle diese Abtheilungen wurden theils durch die Indolenz der folgenden Zeit, theils durch die unvertilgbare Erklärungssucht so sehr angefeindet, dass unter Ptolomäus' Regierung, Serapion, der über diese arge Verirrungen weit erhabene Gründer der empirischen Schule, alle Speculation für die Medicin ausschloss und zur Erfahrung allein seine Zuflucht nahm. Die Schule der Dogmatiker wagte es zwar nicht, das Ansehen der Erfahrung in Zweifel zu ziehen, liess sich jedoch von feingesponnenen Spitzfindigkeiten hinreissen und ergab sich lieber diesem Schattenspiele als dem freilich langsamen, und feurige Köpfe ermüdenden Beobachtungs-Studium".

„Nun wanderte die Arzneikunde aus Griechenland nach Rom, allein bald wurde sie zugleich mit dem Archagatus als eine „grausame Kunst" daraus vertrieben. Dem beredtsamen, aber sehr eitlen Asklepiades gab man die Erlaubniss, die Medicin öffentlich auszuüben und unter August stiftete Themison die Schule der Methodiker. Bald aber erschien das grösste Licht der Römer, Cornelius Celsus, der, wenn er nicht etwa selbst Chirurgie und Medicin ausübte, sowohl seiner gewandten Schreibart als seiner Wahrheitsliebe wegen, wohl ein Recht erworben hat, sich mit beiden beschäftigt zu haben. Auf ihn folgte ein Grieche von erstaunenswerther Gelehrsamkeit, Claudius Galenus, ein Rächer des Hippokrates, der, bald aus Neid von Rom verbannt, als Sieger seiner Feinde, ruhmgekrönt zurückkehrte. Doch war auch er nicht unempfänglich für die reizenden Lockungen spitz-

findiger Dialektik und trug seine sehr nichtigen Irrthümer in die Medicin über, die viele Jahrhunderte hindurch, welchen dieser Pergamener Gesetze vorschrieb, sich behaupteten".

„Aretäus' Zeitalter schwankt, doch mag er nicht leicht vor Galen gelebt haben; nach Hippokrates war er der treueste Krankheitszeichner und bewies recht anschaulich, wie sehr Griechenland, wäre es nicht später wieder in Verfall gerathen, der Medicin zugethan war. Aus seinen Werken allein sammelten Aëtius, Paul von Aegina, Alexander von Tralles, Oribasius, Palladius, Theophilus und Aktuarius, der letzte griechische Arzt, die Ueberreste der anderen Schriftsteller. Nun wurde durch den Einfall der Barbaren sowohl das Emporblühen aller anderen Wissenschaften als auch der Anbau der Medicin gehemmt. Sie opferten grösstentheils die, von dem Alterthum so sorgfältig gesammelten, Schriften den Flammen, des noch übrig Gebliebenen bemächtigten sich die Araber, unter welchen Hali Abbas, Rhazes, Avicenna, Hali, dessen Sohn Avenzohar und endlich Averroës und Albucasis sich durch Dunkelheit, Geschwätzigkeit, Unsinn und Aberglauben rühmlichst auszeichnen. Demungeachtet wird Jeder, dem die Geduld nicht fehlt, unter den Ruinen der Araber hie und da noch manche kostbare Perle finden; denn kein Volk pflegt in einer so wichtigen und dem allgemeinen Wohle so zusagenden Sache fortwährend und so viele Jahrhunderte hindurch sich zu verirren. Indessen wurden die reichlich folgenden leeren Spielereien der arabischen Schriftsteller durch die Träumereien der aristotelischen Philosophie bedeutend vermehrt, die bis zu dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts auf allen Hochschulen Europa's als die festesten Stützen der Arzneikunde vorgetragen wurden".

„So wäre es denn beinahe um diese heilsame Wissenschaft geschehen gewesen. als durch die, für die Menschen ewig heilige Erfindung der Buchdruckerkunst die Handschriften aus dem byzantinischen Bücherschutte hervorgezogen wurden und man wieder mehr Gewicht auf die hippokratischen Grundsätze legte, wiewohl auch jetzt noch die Uebersetzer Galenische Dialektik und arabische Rhetorik einmischten. Nun traf die Hirngespinnste der Chemiker und Alchemisten die Reihe, bis das sich häufig kundgebende und eingesehene Bedürfniss, die Kenntniss des menschlichen Körpers zu erwerben, die unsterblichen Männer Mundin, Berengar, Vesal, Columbus, Eustachi zu etwas Besserem erweckte. Der nicht so gänzlich unbekannte Kreislauf des Bluts wurde durch Harvey erwiesen, ohne jedoch der Medicin einen solchen Nutzen verschafft zu haben, den man aus dem bedeutenden Gewinn dieser Lehre für sie wohl hätte erwarten sollen. Endlich entdeckte Caspar Aselli die Milchgefässe und es wurde der Grund zu der in unseren Tagen eine so wichtige Rolle spielenden Lehre von den Lymphgefässen gelegt".

„Inzwischen fand das Studium der hippokratischen Lehre bald überall mehr Theilnehmer und durch die Bemühungen des grossen Sydenham erhielt die Medicin ihre verlorene Würde wieder. Von solchem Licht geleitet, machte man in der Arzneikunde grosse Fortschritte. Stahl, Hoffmann und Boerhaave waren es besonders, durch deren unsterbliches Wirken die Arzneikunde bald Riesenschritte zur Vollkommenheit gemacht haben würde, hätten die damals herrschenden Schulen sich nicht abgemüht, sie auf mathematische Beweisformeln zu stützen".

„Nachdem endlich die Bemühungen aller Völker um die Medicin gesammelt waren, und die Anzahl der Beobachter überall zunahm, so lebten die alten wahren Lehren, die Hippokrates vergebens seinen Söhnen eingeprägt hatte, in den Aerzten wieder auf, und nothgedrungen gestehen wir jetzt einstimmig, dass jede Lehre, die nicht auf Beobachtung fusst, leer und nichtig sei".

Anatomie und Physiologie.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass Frank, wenn er in Göttingen geblieben wäre, obgleich er dort nicht, wie an vielen Stellen z. B. im Brockhaus'schen Conversationslexicon angegeben wird, die Lehrkanzel der Physiologie bekleidete, auch obige beiden Disciplinen durch positive Leistungen gefördert haben würde, weil ihm dort mehr Zeit zur Verfügung stand. Dies geht am besten hervor aus seiner merkwürdigen Entdeckung der Wirbelnatur des Schädels. Isensee war nicht berechtigt nach der von ihm citirten

Stelle in seiner Geschichte der Medicin (Bd. II S. 215) den Ausspruch zu thun, dass weder Goethe, noch Oken, noch Dumeril diese Idee geäussert, sondern J. P. Frank in seinem Werke „de curandis hominum morbis" 1792, lib. II pag. 42. Hält man sich an diesen Passus, so gebührt allerdings Goethe die Priorität. Denn der Dichter sagt (Goethe's Werke, vollständige Ausgabe letzter Hand B. 50 S. 97): „Ebenso war es mit dem Begriffe, dass der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannte ich bald, aber erst im Jahre 1791, als ich aus dem Sande des dämonhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrte ich augenblicklich, dass die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien".

Hiernach hätte also, ein Jahr vor Frank, Goethe diese Idee bereits ausgesprochen.

Ebenso falsch beurtheilt Lebert (Ueber den Einfluss der Wiener medicinischen Schule des 18. Jahrhunderts auf den positiven Fortschritt in der Medicin Berlin 1875) die Sachlage, wenn er daselbst S. 65 sagt: „Im Beginne seiner Auseinandersetzung der Hydrorrhachis erwähnt Frank seinen bekannten Ausspruch über die Wirbelnatur des Schädels, welche Oken und Goethe ebenfalls als ihre Entdeckung ansehen. Dass Goethe diese Idee Oken entlehnt habe, ist wahrscheinlich, weniger leicht begreift man es, dass Peter Frank, dieser stets so rücksichtsvolle und aufrichtige Forscher eine fremde Idee für die seinige ausgegeben habe."

Es ist uns unerfindlich, wie Lebert diese Entdeckung Oken zuschreiben kann, der, im Jahre 1779 geboren, als im Alter von 12 Jahren, in dieser Zeit noch die Schulbänke drückte und sich wahrscheinlich damals noch nicht mit der Philosophie der Osteologie beschäftigte, als Goethe diese Idee zuerst aussprach.

Sowohl Isensee, wie Lebert kennen nur die eine Stelle von Frank über die Entstehung des Schädels und der Wirbelknochen in seiner „Epitome". Diese Stelle lautet: „Ebenso bemerkte ich schon bei der Abhandlung der Rückenmarksentzündung, dass man den Schädel als den ersten Wirbel, die anderen Wirbelbeine, als ebenso viele Schädel zu betrachten habe."

Bereits in demselben Jahre, als Goethe in Venedig seine Entdeckung machte, im Jahre 1791, hat Peter Frank eine Rede gehalten „de vertebralis columnae in morbis dignitate". In dieser spricht er sich in folgender, höchst merkwürdigen, über die Goethe'sche Auffassung hinausgehenden, Weise aus: „Ich bin immer der Meinung gewesen, dass jedes Wirbelbein als ein kleines Cranium oder Hirnschale anzusehen sei, dass, wie das grosse oder eigentliche sogenannte Cranium sein eigenes Gehirn besitze, dieses letztere, sowie das grosse und auch das in dem darunter liegenden Wirbelbein enthaltene Gehirn zur Belebung und Regierung bestimmter Gegenden und Theile des menschlichen Körpers diene und dass es den nämlichen widernatürlichen Veränderungen unterworfen sei, denen das eigentliche Gehirn ausgesetzt ist. In dieser Meinung hat mich immer der Umstand bestärkt, dass das in dem allerobersten grössten und beweglichsten Wirbelbein oder in dem eigentlichen sogenannten Cranium enthaltene Gehirn einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen Gehirnen behauptet und den allerwichtigsten Einfluss auf die Oekonomie des Körpers äussert. Je näher daher die übrigen Gehirne oder die verschiedenen Portionen des Rückenmarkes dem eigentlichen sogenannten Gehirne sind, desto mächtiger und ausgebreiteter ist ihr Vermögen, desto verderblicher sind für den Körper ihre Fehler und desto schneller tödtlich, wie selbst vielen Kindermörderinnen bekannt ist, die gewaltthätigen Verletzungen derselben."

Müssten wir bloss diese Stelle berücksichtigen, so würde sich daraus er-

geben, dass Goethe und Frank zu gleicher Zeit und zwar in demselben Jahre auf diese Idee gekommen seien.

Nun aber existirt noch eine dritte Stelle in den Frank'schen Schriften, wo Frank diese Entdeckung bekannt macht und dies ist die, bereits im Jahre 1788 gehaltene Rede: „De signis morborum ex corporis situ partiumque positione petendis."

Daselbst heisst es: „Auf das Rückgrat haben die Aerzte bei ihren Untersuchungen über die Ursachen der Krankheit bisher wenig Rücksicht genommen, da doch bei Nervenkrankheiten das Uebel sehr oft in dem Rückgratsgehirn seinen Sitz hat. Die Krankheiten der Arme, der Schenkel, selbst der Brust, der Harnblase und des Mastdarms nehmen öfters, als man glaubt, von diesem knöchernen Kanal, der so viele kleine Gehirne enthält, als Wirbelbeine sind, seinen Ursprung."

Es ist gewiss erlaubt, hieraus zu schliessen, dass er schon damals über die Entstehung des Schädels dieselbe Ansicht hatte, die er 1791 bekannt machte, indem die hier ausgesprochene Meinung doch nur im Zusammenhange mit jener aufgefasst werden kann.

Demnach käme also Frank die Priorität dieser Entdeckung zu. Will man letzteres aber nicht gelten lassen, so steht mindestens fest, dass Goethe und Frank gleichzeitig auf die Idee gekommen sind. Bei solchen erhabenen Geistern, wie beide sind, kann überhaupt kaum von Priorität die Rede sein, und Goethe's schöne Wort verdient hier citirt zu werden: „Und doch ziehen manchmal gewisse Gesinnungen und Gedanken schon in der Luft umher, so dass mehrere sie erfassen können. Immanet aër sicut anima communis quae omnibus praesto est et qua omnes communicant invicem. Quapropter multi sagaces spiritus ardentis subito ex aëre persentiscunt quod cogitat alter homo. Oder, um weniger mystisch zu reden, gewisse Vorstellungen werden reif durch eine Zeitreihe. Auch in verschiedenen Gärten fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baume."

Allgemeine Pathologie und Therapie.

Seine allgemeinen pathologischen und therapeutischen Maximen verstand Peter Frank so geschickt mit dem übrigen Inhalt der „Epitome" zu verschmelzen, dass es kaum möglich ist, sie davon abzuheben, weil durch den gestörten Zusammenhang der Sinn leiden würde.

Wir müssen uns daher darauf beschränken zu sagen, dass, wie es bei einem so phlilosophischen und streng logischen Geiste nicht anders erwartet werden kann, die allgemeine Pathologie und Therapie den Compass seines speciellen therapeutischen Thuns und Lassens bildete. Sind es doch eben die klar verarbeiteten Principien, durch welche die Classiker überhaupt vor den Modeklinikern des Tages sich unterscheiden! Hätte er sich dazu verstanden, ein Lehrbuch dieser Disciplin zu verfassen, so würde dasselbe ebenso wie die „Epitome" durch Originalität und Gründlichkeit sich ausgezeichnet haben.

Es war gewiss nicht ohne Grund, dass er in Göttingen, wo durch Schröder das gastrische System in voller Blüthe stand, bei dem Antritt seiner Professur in der Einladungsschrift ein Thema aus der allgemeinen Pathologie und Therapie wählte. Was hätte er anders dadurch bezeichnen wollen, als dass es Pflicht des Klinikers sei, von jedem Systeme sich frei zu halten, mit keiner Seite zu transigiren und allein in die Fussstapfen des Vaters der medicinischen Kunst zu treten.

Diese Schrift führt den Titel: Prolusio de larvis morborum biliosis.

Der Gedankengang dieser gediegenen Abhandlung ist folgender:

Nachdem man in unserer Zeit die äusserst schädliche Gewohnheit, in allen Krankheiten eine Menge Blut ganz unnütz zu vergiessen, aufgegeben hätte, suche man jetzt den Ursprung und die Quelle der Krankheiten in der Galle und in den ersten Wegen. Die Gründe, warum dies geschehe, werden nun vom Verf. genau und ausführlich auseinandergesetzt. Der tractus intestinalis sei kein lebloser Kanal, sondern besitze seine eigene Kraft, sich zusammenzuziehen und stehe unter dem Einfluss der Lebenskraft. Ueberdies ähnle er seiner Vorrathskammer, aus welcher der Körper, wie die Pflanze aus dem Boden, seine verlorenen Kräfte wieder an sich ziehe und ersetze. Doch es würden auch schädliche Feuchtigkeiten aus demselben eingesogen. Dazu komme der grosse Einfluss der Nerven des Unterleibes auf den ganzen übrigen Körper und die gegenseitige starke Einwirkung des Gehirns. Dies sei also die Quelle der unzähligen Krankheiten, welche theils Fehler in der Verdauung, theils Anhäufung verdorbener Säfte oder eine langsame Bewegung hervorzubringen pflegen, deren Anzahl noch die heutzutage veränderte Lebensart der Menschen, und der in allen so hoch gestiegene Luxus, ja selbst die Veränderung des sonst weit rauheren Klimas unseres Vaterlandes in ein milderes und die daher entspringende Schlaffheit der Fibern und festen Theile des menschlichen Körpers um ein Beträchtliches vermehrt habe.

Uebrigens sei dies auch den früheren Aerzten nicht unbekannt gewesen. Schon Galen habe die Quelle von vielen Augenkrankheiten in dem Magen aufgesucht. Hätten die Aerzte so, wie er, fortgefahren, sich mit gleichem Fleisse der Erkenntniss und Ergründung der Krankheitsursachen zu widmen, so würde man gewiss nie in den grossen Fehler gefallen sein, in allen Arten von Krankheiten unnöthiger Weise so viel Blut abzuzapfen.

Dieser Fehler hätte uns aber ebenso wenig, wie auch jene falsche Methode, die im Körper vorhandene Krankheitsmaterie durch schweisstreibende Mittel auszutreiben, verleiten sollen, in einen neuen Irrthum zu verfallen, die Galle als die allgemeine Ursache aller Krankheiten aufzufassen und sonach das ganze Geschäft der Heilkunst einzig und allein auf Ausleerungen des Unterleibs einzuschränken. Er fürchte, dass die spätere Zeit das 18. Jahrhundert das galligte nennen werde, weil es scheinen könnte, die ganze Wissenschaft der Aerzte hätte in der Kunst bestanden, bloss Brechmittel zu reichen.

Trotzdem gäbe es Aerzte, die, wenn sie auch den weiten Umfang der Krankheiten, die von Unreinigkeiten der ersten Wege ihren Ursprung nehmen, anerkennen, anderen Krankheitsursachen nicht geringere Wirkungskräfte auf den menschlichen Körper zuschrieben und es bedauerten, dass so viele Mediciner durch den Schein der Neuheit sich haben irre führen und verleiten lassen, in allen Krankheiten der Galle nachzuspüren. Er halte es daher nicht für überflüssig, den Krankheiten ihre galligen Larven abzuziehen. Vor allem müsse der Einfluss der Nerven auf die Leber in Erwägung gezogen werden. So trage es sich zuweilen zu, dass vom blossen Fahren in einer Kutsche ein fast ganz gesundes Frauenzimmer eine grosse Menge Galle von sich erbreche, ohne dass man daraus auf eine vorhergegangene widernatürliche Anhäufung oder krankhafte Stockung dieses Saftes mit Grund schliessen könne. Eben dies widerfahre denen, die zum ersten Male zur See gehen.

Man hatte früher an sehr vielen Orten die Gewohnheit, Frauenzimmer, die auf eine unerlaubte Art schwanger geworden waren, zur Strafe auf eine Drehmaschine zu setzen; dieselbe erbrachen dann eine erstaunliche Menge Galle. Auch pflege bei zarten Personen schon auf einen mässigen Aderlass Erbrechen zu erfolgen.

Ebenso erbrechen viele Frauenzimmer Galle, beim Beginn der Menstruation, oder Conception und in den ersten Monaten der Schwangerschaft. Viele Personen bekämen Erbrechen, sobald sie sich nur ärgerten. Ja es sei bei uns zum Sprüchworte geworden, dass, wenn man eine schmutzige und eckelhafte Sache sehe oder davon gesprochen würde, man zu sagen pflege: „Ich möchte mich gleich brechen."

Es scheine daher nicht, dass die Galle das Erbrechen errege, vielmehr sei es wahrscheinlich, dass solches von einem Reize auf das Nervensystem und den Magen herkomme.

Es müsste ferner noch das Erbrechen in Erwägung gezogen werden, welches, obgleich es ein wahres Krankheitssymptom sei, dennoch weder von einer sehr fehlerhaften, noch in, zu grosser Menge vorhandenen, Galle seinen Ursprung habe.

Heftige Schmerzen und Nervenreize äusserten in dieser Rücksicht sehr grosse Wirkungen auf die Galle. Daher erfolge so oft galligtes Erbrechen auf Verwundungen, welches nichts lindern könne, als besänftigende und erweichende Umschläge

auf den lädirten Theil; ebenso das Erbrechen bei den letzten entscheidenden Geburtswehen, bei Kopfschmerzen und der Hemikranie, bei jedem, durch ein ansteckendes Gift bedingten, Fieberanfall werde vorzüglich der Magen durch Erbrechen angegriffen. Jeder Anfall von den epidemischen Wechselfiebern werde durch galligtes Erbrechen eingeleitet. Die Fieberrinde sei hier das beste brechstillende Mittel. Bei den Pocken und der Pest trete das Erbrechen im Anfange ganz gewöhnlich auf. Sydenham hatte desshalb bei der Pest die Gewohnheit, sein schweisstreibendes Mittel nicht eher zu verabreichen, als bis der Schweiss bei den Kranken zum Ausbruch kam.

Ebenso merkwürdig sei die Wirkung der Nerven auf die Farbe der Galle; sie nehme oft die verschiedensten Farben an. Ebenso bewirke die arthritische Materie oft ein heftiges Erbrechen, das durch Brechmittel noch schlimmer werde. Schon Kloekhof habe daran erinnert, dass Zufälle, die von Verstopfungen in den Gefässen des Magens kommen, nicht Crudidäten desselben zugeschrieben werden möchten. Ebenso helfen alle Brechmittel nichts, wenn das Erbrechen von Säure herrühre. Viele Kranke, die an verborgenen Entzündungen des Magens und der Eingeweide darnieder lägen, hätten durch die Brechmittel der Aerzte ihren Tod gefunden; auch bei bösartigen Dysenterien sei mit Brechmitteln viel Missbrauch getrieben worden. Sehr gefährliche Peripneumonien würden durch die Anwendung der Brechmittel verschlimmert. Der berühmte Vogel warne daher mit Recht vor ihnen. Entzündungen der Leber, Nieren, Gebärmutter und Urinblase, mit Erbrechen complicirt, leiteten auch oft die Aerzte irre. Wie aber die Zeichen der turgescirenden Galle oft sehr zweideutig und ungewiss wären, so gebe es hinwiederum auf der anderen Seite Krankheiten, die wahrhaft galligter Natur seien, obgleich sich bei ihnen keine Turgescenz galligter Unreinigkeiten zu erkennen gebe, hier leisteten Brechmittel sehr grossen Nutzen. Solche Krankheiten liessen sich oft sehr schwer erkennen, der herrschende Krankheitscharakter und die bekannte Jahresconstitution gäben Licht darüber. Das untrüglichste Zeichen einer, in den Praecordien stockenden, Galle seien sehr rothe, wie mit Mennig überzogene Wangen, wobei aber doch die Gegend um den Mundwinkel und Nasenflügel herum eine gelbgrüne Blässe zeige.

Dahin gehört ferner Frank's Abhandlung „de periodicarum adfectionum ordinandis familiis“. In derselben erörtert er, dass es bei dem gesunden Menschen nur wenige natürliche Perioden gebe, der periodische Gang in den krankhaften Erscheinungen der Natur noch weit dunkler sei. Obgleich viele Krankheiten unter die Wechselfieber zu gehören schienen, ebenso gebe es auch Wechselfieber, die doch keineswegs in ihre Classe gehörten. Keineswegs könne er daher Casimir Medicus beistimmen, welcher alle periodischen Krankheiten unter die Wechselfieber zähle. Dass sowohl die hitzigen als langwierigen Krankheiten nicht selten etwas von der Natur der Wechselfieber annähmen, sei eine bekannte Thatsache. Wenn man indessen behaupten wollte, dass jedes nachlassende Fieber in ein Wechselfieber, sowie jedes Wechselfieber in ein hitziges verwandelt werden könne, so würde man sich irren. Strack, der mehr die Natur als eitle Hypothesen zu Rathe gezogen, habe gefunden, dass die nachlassenden Fieber nicht einen Ursprung hätten, sondern oft von den Wechselfiebern ganz verschieden wären. Manchmal aber erstreckten sich die anhaltenden Fieber bis in das Gebiet der Wechselfieber und gehorchten demselben specifischen Heilmittel. In Pavia hätte er öfter die heftigsten Lungenentzündungen mit der Fieberrinde geheilt. Ebenso gewiss sei es, dass es beinahe keine, noch so fieberlose Krankheit gebe, die nicht zuweilen, nach Art der Wechselfieber, ihre Anfälle mache und periodisch eintrete. Aber nicht jedes Wechselfieber weiche den fieberstillenden Mitteln und es dürften daher viele Krankheiten, obgleich sie aussetzten, keineswegs in die Classe der Wechselfieber gesetzt werden. Vor mehreren Jahren wäre ein Soldat im Hospitale zu Pavia viele Monate an einem Quartanfieber durch China vergeblich behandelt worden. Die Krankheit wurde plötzlich gehoben, als ein Weisheitszahn ausbrach. Wie lange werde man fortfahren, mehr die Aussenseite der Krankheiten, als ihre Natur zu betrachten!

Man dürfe sich also nicht darüber wundern, dass man einen heftigen Zahnschmerz, der seit 6 Monaten mit heftigen Convulsionen und Ohnmachten eine hysterische Dame alle Nachmittage um die nämliche Stunde befiel, von den Aerzten für ein Wechselfieber erklärt wurde, das aber von einem verborgenen Loche eines angefressenen Zahnes, durch welches die Ueberbleibsel der Speisen eindrangen, herrührte und eher mit der Zange, als mit der Fieberrinde hätte geheilt werden können.

Wie weit entfernt vom Intermittens sei nicht das Fieber hypochondrischer und hysterischer Personen, das, unter der Maske eines solchen, umhergehe.

Allein jeder erfahrene Arzt müsse einsehen, dass diese Affection aus einer ganz anderen Quelle als das Wechselfieber entstehe und dass die bewährtesten Fiebermittel nichts dagegen vermöchten. Er habe Frauenzimmer gekannt, welche zu so bestimmten Perioden die Stimme verloren, dass sie täglich zur gesetzten Zeit einen leichten Schauer u. s. w. bekamen; aber noch in der nämlichen Stunde hatten sie ihre klare Stimme wieder erhalten. Er hatte einfache, doppelte, dreifache Fieber Monate, ja sogar Jahre dauern sehen.

Der Gebrauch der Fieberrinde war den Kranken nachtheilig, bis endlich die Krankheit durch Umänderung einer allzustrengen Diät oder durch tägliche und lange Zeit fortgesetzte Bewegung des Körpers in freier Luft oder durch Reisen und eine grosse Veränderung des Klimas oder durch sehr gelinde und bei Wechselfiebern gewiss unwirksame Arzneien oder endlich durch die Zeit, welche der beste Arzt solcher Nervenübel sei, unvermuthet allmählich abnehme oder ganz verschwinde. Ebenso sehr verschieden von dem Intermittens seien jene periodischen Fieber, welche von einer specifischen Schärfe herrührten. So war ein Mädchen durch einen blossen Frieselausschlag hergestellt worden, das Monate lang an einem Wechselfieber wegen seines periodischen Verlaufes vergeblich mit Brech- und Abführmitteln und China behandelt worden sei. Die periodischen Krankheiten, welche keine kalten Fieber seien, wären daran zu erkennen, dass sie durch den Gebrauch der Fieberrinde allezeit verschlimmert würden; auch befielen sie die Kranken nicht in der Frühe, sondern Nachmittags oder Abends.

Nicht minder wichtig ist die Einleitung zu Frank's „medicinisch-chirurgischen Wahrnehmungen", welche er der Churfürstlich Mainzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt einschickte, als er zu deren Mitglied ernannt wurde.

Daraus ersehen wir, dass, wie das 19. Jahrhundert durch eine, über die Grenzen hinausgehende, Experimentensucht sich auszeichnet, das 18., wie auch schon Andere dies monirten, an einer Beobachtungssucht laborirte.

In unserem Zeitalter, führt er aus, herrsche eine wahre Beobachtungsepidemie. Der Grund möge wohl darin liegen, dass man es für eine sehr leichte Sache halte, blosse Krankengeschichten herzuerzählen, oder wohl gar durch halberdichtete und von dem Zufall herbeigeführte Beobachtungen die Leser in Erstaunen zu setzen. Wenn unsere, so ganz ohne Auswahl unerschöpflichen, Beobachtungsfabrikanten auf diese Weise fortführen, so befürchte er sehr, dass die Fortschritte unserer Kunst dadurch nicht wenig gehemmt werden würden. Unsere Zeiten, sage man zwar, hätten einen besonderen Vorzug. Der Hypothesenwust der Alten sei endlich von den hellereu Begriffen, die wir durch die Naturwissenschaft erlangt hätten, sowie der grösste Theil der alten Vorurtheile durch die zunehmenden Fortschritte der Philosophie verdrängt worden, die neueren Aerzte seien im Beobachten ungleich behutsamer und ihr schriftlicher Vortrag zeichne sich durch eine schönere Ordnung aus. Er besorge aber sehr, dass man den Verfall der Kunst durch Schnirkeleien zu verbergen suche und, da man jetzt bloss in die Menge der Beobachtungen Ehre und Ruhm setze, die alte Ehrlichkeit dabei verliere. Die alten praktischen Aerzte schilderten die Krankheiten viel richtiger, obgleich ihr Colorit minder lebhaft war und ihren Gemälden allein haben wir unsere jetzige Pathologie zu verdanken. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass man am Ende einer jeden Beobachtung eine Beurtheilung beifügte, worin dem klinischen Leser die vornehmsten Folgerungen, welche daraus fliessen, auseinander gesetzt würden; vor allen Dingen aber sollten diese Beobachtungen, vor dem Drucke, einem Ausschuss von gelehrten Männern, um ihre Aechtheit nach aller Strenge zu beurtheilen, vorgelegt werden. Er wenigstens fühle allezeit, wenn er die Arbeiten einer öffentlichen Gesellschaft vor sich liegen habe, eine gewisse Seelenruhe, die ihm einzelne, auch noch so gute Schriftsteller erst nach einem Verlaufe von mehreren Jahren gewähren könnten. Auf diese Weise vertrete jede gelehrte Gesellschaft gleichsam die Stelle einer Obrigkeit, die, wenngleich sie nicht jeder, in ihren Denkschriften enthaltenen, Thatsache oder Meinung ihr eigenes Siegel aufdrücken kann, doch wenigstens so leicht nicht etwas aufnehme, was nicht bei den Lesern, da die Schriftsteller und ihre Arbeiten von mehreren gelehrten Männern geprüft worden, eine grössere Glaubwürdigkeit verdiene.

Bleibenden Werth besitzt Frank's Abhandlung „de convalescentium conditione ac prosperitate tuenda".

Er knüpft seine Betrachtungen an folgenden von ihm aufgestellten, paradoxen Satz: Kein Thier geniesst beinahe eine vollkommene Gesundheit, sondern sogar diejenige Gesundheit, die wir für die glücklichste und beste halten, wird von einigen

unvermeidlichen Krankheiten bedroht, die zur Erhaltung und natürlichen Ordnung des Ganzen beitragen. Denn sowohl das thierische und vegetabilische Leben, als auch die Athmosphäre, die wir einathmen, haben ihre eigenen und periodischen Stürme, die, gleichwie sie die Ordnung und Harmonie der Dinge in derselben nicht aufheben, sondern unter die auf die Erhaltung der Natur abzielenden Erscheinungen gehören, ebenso nicht zur Zerstörung der Grundstoffe lebendiger Körper, sondern vielmehr zur Entwicklung und Anordnung derselben bestimmt sind.

Hierauf schildert er, wie die Reconvalescenz sich äussert und wie sie hiernach mannigfaltig sei. Die Wiedergenesungen seien ebenso verschieden, wie die Krankheiten und hiernach zu behandeln. Das Hauptgesetz bei der Wiedergenesungscur beruhe aber auf folgender Beobachtung, dass nämlich ebenso, wie die Vorboten der Krankheit mit der Krankheit selbst im genauesten Zusammenhang stünden, ebenso auch der folgende Zustand die Natur und den Charakter der vorhergegangenen Krankheit noch eine lange Zeit behält. Personen, die von einem Entzündungsfieber genasen, blieben noch viele Jahre zu derselben Krankheit geneigt. Dies gelte nicht bloss bei Affectionen, die sich durch eine vollkommene Krise entschieden hatten, sondern auch bei solchen, wo sie durch Lysis, Metaschematismus u. s. w. erfolgt sei.

Diagnostik.

Frank's Glück in der Therapie beruhte wesentlich auf seinem diagnostischen Talente.

Seine Diagnostik war keine einseitige, sondern eine universelle. Er benutzte Alles, was sich ihm als nützlich erwies, einen krankhaften Zustand zu erkennen.

So war er auch einer der wenigen Kliniker, welcher die Auenbrugger'sche Entdeckung zu würdigen wusste und sie am Krankenbette anwandte.

Dies geht aus mehreren Stellen seiner „Epitome“ hervor.

So erklärt er bei der Schilderung des Empyems: „beim Anklopfen gibt die Brust einen veränderten, bisweilen volleren Wiederhall“.

Bei Besprechung der Compressionsgeschwülste der Neugeborenen am Kopfe sagt er, dass sie bereits nach wenigen Tagen weich werden, gegen das Centrum zu, Fluctuation verrathen, die man ganz irrthümlich als durch Eiterfeuchtigkeit veranlasst erklären würde und nach einigen Wochen eine Materie kund geben, die bei der Percussion der Geschwulst gleichsam den Ton eines geschüttelten faulen Eies wahrnehmen lasse. Unvorsichtig mit dem Messer geöffnet, entleere sie durchaus keine eitrige, sondern eine schleimige, lymphatische oder blutige Feuchtigkeit.

Mit etwas zu grosser Skepsis äussert er sich über sie bei der Diagnose des Hydrothorax: „Die Percussion der Brust kann allerdings zur Erleichterung der Diagnose viel beitragen; sehr lange vernachlässigt, wurde diese Methode zuerst von dem deutschen Arzte Auenbrugger und nach ihm von französischen Aerzten, als zur Unterscheidung mehrerer bedeutender Brustkrankheiten wesentlich nothwendig wieder in die Praxis eingeführt. Verdient nun auch, meinem Erachten nach, diese Methode zur Feststellung einer richtigen Diagnose des Hydrothorax ganz besonders empfohlen zu werden, so muss ich doch ebenso frei bekennen, dass sie in den Fällen diesen Zweck nicht erreichen werde, wo die Fluctuation des Wassers durch irgend welche obwaltende Hindernisse aufgehoben ist, und dass man sie ferner nicht mit gleichgutem Erfolge bei adipösen, wie bei mageren Subjecten anwenden könne.“

Nicht minder grossen Werth legte er auf die subjectiven Gefühle der Kranken; in dieser Beziehung bemerkt er gleichfalls unter den Symptomen

des Empyems, dass zuweilen beim Umwenden des Körpers nach der anderen Seite ein Gefühl von Fluctuation entsteht.

Seinen skeptischen Sinn zeigt er aber auch wieder bei dieser Gelegenheit, indem er davor warnt, aus der nicht wahrnehmbaren Fluctuation nicht schliessen zu dürfen, dass überall kein Hydrothorax stattfinde. Sehr richtig bemerkt er, dass in allen den Fällen, wo die Brusthöhle bereits mit wässerigen Feuchtigkeiten überfüllt, eine im bedeutenden Umfange stattfindende Adhäsion der Lunge mit der Pleura vorhanden und endlich das stockende Serum selbst von dicker Consistenz mit Hydatiden vermischt oder in Blasen eingeschlossen ist, keineswegs Empyeme wahrgenommen werden können.

Auch zur Diagnose der im Ganzen selten vorkommenden Uterin-Pneumatosis verwandte er bereits die Percussion: „zu den charakteristischen Erscheinungen", sagt er, „gehöre eine gespannte, elastische und bei der Percussion tönende Geschwulst in der hypogastrischen Gegend".

Ohne die Auscultation methodisch als diagnostisches Hülfsmittel zu verwenden, zeigt er seine genaue Beobachtungsgabe auch dadurch, dass er, ebenfalls wie Hippokrates, die bei Krankheitsprocessen entstehenden Geräusche diagnostisch zu verwenden wusste.

In dieser Beziehung sagt er, „das zweite charakteristische Zeichen des Hydrothorax ist die vom Kranken selbst oder auch von seiner Umgebung percipirte Fluctuation des Wassers in der Brusthöhle. Dieses Zeichen, welches meist auf die Weise wahrgenommen wird, dass der Kranke, wendet er sich auf die andere Seite, wellenförmige Bewegungen in der Tiefe der Brust oder in der Rückenlage ein allmähliches Hinaufsteigen des Wassers nach oben zu percipiren glaubt, ist doch sehr wohl zu berücksichtigen. Was aber den Schall betrifft, so kann man ihn sowohl, als auch das, bisweilen stattfindende zischende Geräusch, bei den heftigen Palpitationen des Herzens, in Folge von Aneurismen oder auch da, wo die Blutmassen durch die verengten Mündungen dieses Organs nur mit Mühe in die Arterien fortgetrieben wird, ohne dass hier wirklich Luft vorhanden ist, selbst von einer gewissen Entfernung aus deutlich wahrnehmen".

Auch gab er zur Erleichterung der Diagnose des Hydrops Ovarii ein Symptom an, welches er in vielen Fällen als durch die Erfahrung erprobt fand. „In der Rückenlage oder auch in aufrechter Stellung des Kranken drücke ich nämlich mit der Spitze des Fingers die Unterleibsbedeckungen in der Gegend des Ovariums vorsichtig nach einwärts, wobei ich sorgfältig darauf sehe, ob der Finger während des Eindrückens nicht auf einen etwas harten, jedoch elastischen und vom Bauchfell etwas entfernten Körper stosse. War dies der Fall, so war meine Diagnose jedesmal richtig."

Wie sehr es Frank am Herzen lag, die Diagnostik weiter auszubauen, beweist seine schöne Abhandlung „von den Zeichen der Krankheiten aus der verschiedenen Lage des Körpers und seiner Theile". Man kann behaupten, dass die, auf Inspection beruhende, Diagnostik von ihm in ein wissenschaftliches System gebracht wurde. In jener kommt er zu folgenden Ergebnissen.

Wer von dem inneren Bau des menschlichen Körpers eine genaue Kenntniss besitze, der werde zugeben, dass die Gesundheit und die Freiheit bei der Verrichtung aller körperlichen Functionen, einzig und allein von einem genaueren Verhältnisse der Theile untereinander sowohl in Rücksicht auf ihren Umfang, ihre Gestalt und ihren Bau, als auch in Beziehung auf ihre natürliche Lage und Haltung, worin eigentlich die wahre Schönheit besteht, vorzüglich abhängt. Jedes Geschlecht, jedes Alter habe hier seinen eigenen Grad von Vollkommenheit und die besondere Beschaffenheit der Eingeweide und auch anderer Theile unterscheide schon beim ersten Anblick das Kind von dem Greise, das Weib von dem Manne.

Vieles sei hier blosse Natur, aber sehr vieles hänge auch von der physischen Erziehung und Gewohnheit ab. Sogar die Temperamente hätten auf die Gestalt des Körpers und seine einzelnen Theile und auf die Bildung des Ganzen einen sehr grossen Einfluss und schon in dem äusseren Verhalten des Körpers liege Manches verborgen, aus dem wir über die grössere oder geringere Vollkommenheit der thierischen Maschine schliessen könnten. Wenn man die ganze nackte Oberfläche des Körpers und die Aussenseite der Gliedmassen eines erwachsenen Menschen täglich ebenso ungehindert als das Angesicht durchschauen könnte, so würde man ohne Zweifel aus einem so weiten und gleichsam über die ganze Oberfläche des Körpers ausgedehnten Anblicke überaus viele und bestimmtere Regeln einer medicinischen Physiognomie herzuleiten im Stande sein als diejenigen, welche aus der blossen Betrachtung des Antlitzes, das schlaue Menschen zu verstellen wissen, und aus den Falten der Haut, wiewohl auch dieses seinen Nutzen hat, die Geistesfähigkeiten errathen wollen. Auf diese Weise könnte man sich von einer medicinischen Physiognomie einen grösseren Nutzen versprechen und diese Wissenschaft würde nicht bloss auf das Angesicht eingeschränkt bleiben. Schon der Gang allein und die Geberden der Redenden bezeichnen das Temperament und zeigen, was im Innern des Menschen vorgeht, an. Die ganze Oberfläche eines Menschen, den ein Schrecken befalle, werde zusammengezogen, nicht bloss die Haut sei rauh, wie eine Gänsehaut anzufühlen und die Haare ständen zu Berge. Der Körper eines erzürnten Menschen sei beinahe an allen seinen Punkten entzündet. Von Kummer und Traurigkeit bekämen die Menschen binnen wenigen Tagen ein kachektisches Aussehen und eine gelbe Farbe des Körpers.

Was lehre nicht allein die blosse Lage der Glieder! Das Fleisch sei erschlafft und die Arme sänken an den Hüften hinunter, die Kniee brächen und zitterten bei jedem Schritt, der Gang sei langsam, der Hals neige sich wider ihren Willen vorwärts, oder das Haupt müsse durch den Ellbogen, der auf dem Knie ruhe, unterstützt werden, die Augenlider fielen zusammen. Man betrachte hingegen einen zornigen Menschen, mit was für starren, drohenden und blitzenden Augen er seinen Gegner anschaue, wie er mit den Zähnen knirsche, die Brust hoch emporhebe, tief einathme, mit Riesenschritten schnell einhergehe, die Arme bald ausbreite, bald einziehe, man sehe nicht bloss, man höre sogar das Herz klopfen und ein convulsivisches Zittern befalle alle Muskeln.

Da sich dieses bei gesunden Menschen so verhalte, wie deutlich müssten nicht die Zeichen sein, die in einem kranken Körper aus dem äusserlichen Ansehen und aus der verschiedenen Lage des Körpers und seiner Theile hergenommen werden könnten. Er wolle den Anfang machen mit dem Kopfe. Wie gross sei nicht der Kopf neugeborener Kinder, wenn man ihn mit den Gliedmassen des kleinen Körpers vergleiche, wie lose sei noch der Zusammenhang der soweit von einander abstehenden Knochen; aus dem Mangel eines festeren Zusammenhanges entständen sowohl in dem Kopfe des neugeborenen und sogar eines zweijährigen Kindes so viele Wassersuchten, die in keinem anderen Lebensalter des Menschen so häufig angetroffen würden. Sogar die Weiber wüssten, dass die Lage der Hirnschädelknochen und ihre spätere Vereinigung bei Knaben eine Schwäche des Kindes anzeige. So viel rhachitische Kinder er in diesem Alter gesehen hätte, bei allen diesen waren die Knochen lange Zeit nicht vereinigt; daher wäre es gekommen, dass sie einen grösseren Kopf hatten und auch die Knochennähte später ihre vollkommene Festigkeit erreichten. Sehr oft konnte er unter solchen Umständen eine bevorstehende Rhachitis vorhersehen und man könne daraus einen inneren Wasserkopf oder Gehirnbruch befürchten, obgleich nicht, bei jeder inneren Wassersucht des Gehirns, der Kopf angeschwollen sei.

Unter die bedeutenden Zeichen dieser, an sich so schwer zu bestimmenden, Krankheit gehörten neben anderen Symptomen folgende Zufälle: die Kinder liebten vorzüglich die horizontale Lage des Körpers, schrieen, wenn sie den Kopf aufrichteten oder legten den Kopf nur auf diejenige Seite, auf welcher die Gehirnkammer am meisten erweitert ist, berührten mit der anderen Hand öfters die Stirn und das darunter liegende Seitenbein, überhaupt sei nur eine Seite des Körpers vorzüglich beschäftigt, und solche Kinder seien meistens auf einer Seite mit einer Lähmung, auf der anderen hingegen mit Convulsionen behaftet.

Bloss aus der verschiedenen Lage der Hirnschädelknochen könne man auf verschiedene Krankheiten des Kopfes schliessen, z. B. bei epileptischen Kranken, vorzüglich bei Knaben, die nach der Geburt durch einen organischen Fehler des Hirnschädels, der entweder schon in dem Becken der Mutter oder durch einen ge-

waltsame Act der Hebamme eine üble Gestalt angenommen habe, eine Anlage zur Fallsucht bekommen. Sehr oft konnte F. aus der blossen besonderen und mit Worten nicht zu beschreibenden Bildung des Kopfes wahnsinnige Menschen erkennen, bevor sie noch durch andere Zeichen ihren Zustand verriethen; sie hatten nämlich einen grossen Kopf, der, von der Stirn an, kaum etwas rückwärts gewölbt war, gegen den Scheitel und das Hinterhaupt einen ungewöhnlichen Umfang hatte oder auf irgend eine andere Weise von der gewöhnlichen Gestalt sich entfernte.

Diejenigen, welche vorzüglich zu Schlagflüssen geneigt sind, hätten gewöhnlich einen grösseren Kopf, welcher dergestalt auf den Schultern aufsitze, dass man glauben sollte, er sei ohne dazwischen liegende Wirbelbeine mit dem Rumpfe verbunden, wenn sie nicht beim Gehen den Kopf vorwärts auf die Brust neigten. Bei Kranken, die mit einer Brustwassersucht behaftet waren, nicht lange im Bette liegen konnten, und den Kopf auf die Brust herabsenken liessen, konnte er mit Grund vorhersagen, dass man nach ihrem Tode eine Wassersammlung in der Hirnhöhle antreffen würde.

Wie viel könnte man nicht bei Kranken aus der verschiedenen Lage und Richtung der Augen schliessen! Wie tief lägen nicht die Augen bei abzehrenden und mit einem hektischen Fieber behafteten Personen in den Augenhöhlen! Wie sehr seien die Augenäpfel bei melancholischen Kranken, in der Hundswuth zurückgezogen! Wie sehr strotzten sie nicht, so dass sie in den Augenhöhlen kaum Raum genug haben, bei Personen, die zum Schlagfluss oder zu schlummersüchtigen Zufällen geneigt oder der Engbrüstigkeit unterworfen oder mit der Hirnwuth behaftet seien!

Bei neugeborenen Kindern könnte man daraus, dass sie die Augen verdrehen und die Hornhaut gegen die Stirn hinauf ziehen, so dass nur das Weisse des Auges durch die halbgeschlossenen Lider hervorsieht, sehr oft Convulsionen vorhersagen. Sogar bei der Hirnwassersucht der Kinder seien die Augen verkehrt und schielend, so dass beide gegen die Nase, seltner gegen die Schläfe gedreht seien. Aber auch die weit geöffneten Nasenlöcher in dem Anfall der Engbrüstigkeit und die Bewegung beider Nasenflügel und der aufgesperrte Mund, wenn die Kranken in Gefahr sind, zu ersticken, verdienten unsere Aufmerksamkeit. Welch grossen Antheil habe nicht die zugespitzte Nase bei dem hippokratischen Antlitze!

Welche Schlüsse könnte man nicht aus der veränderten Lage und Richtung der Lippen ziehen! Nicht selten bemerke man, dass nach geringeren Anfällen, die man bloss für eine Ohnmacht oder etwas längeren Schlaf halte, eine Lippe aufwärts, die andere abwärts gezogen ist. Wenn der Arzt nicht sogleich seine ganze Aufmerksamkeit auf dieses Zeichen richte, so erfolgt ein Schlagfluss und unheilbare Lähmung. Wer erschrecke nicht, wenn er nach einer leichten Verwunnung oder auch in innerlichen Krankheiten eine grössere Verzerrung des Mundes oder weinerliche Gesichtszüge oder ein beständiges Andrücken des unteren Kiefers an den oberen wahrnehme! Wer wisse nicht, dass das Zittern der Lippen, besonders der Unterlippe, Unreinigkeiten in den ersten Wegen andeutet? Wer kenne nicht die Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln, wie bei weinenden Personen, in dem Starrkrampf? Wer denke nicht, wenn er an der Stirn der Kranken Falten und ein alterndes Gesicht an Kindern erblickt, sogleich an die Gegenwart einer Auszehrung?

Vielleicht würden auch die Ohren der Menschen als Zeichen in Krankheiten gebraucht werden können, wenn sie nicht von der ersten Kindheit an dicht an den Kopf gedrückt würden, wodurch die Kraft der Muskeln, welche die Ohren bewegen, vernichtet werde.

Nach Schlägen und heftigen Gemüthsbewegungen fliesse oft Blut aus dem Ohre und zeige eine beträchtliche Verletzung des Gehirns an. Bei jedem Ohrensausen oder Ohrenschmerz müsse der Arzt diese Theile gegen das Sonnenlicht halten; auch die Kinnladen seien zu berücksichtigen, denn der Ausbruch der Backenzähne oder der Beinfrass derselben verursache zuweilen diese Krankheit, weil der untere Kieferbeinnerv mit einem kleinen Zweige, der von der harten Portion des Gehörnerven komme, sich verbinde und daher eine sehr grosse Mitleidenschaft zwischen dem Ohre und der unteren Kinnlade unterhalte. Wenn man die Fehler des Gehörs untersuche, müsse man in den Schlund sehen, ob nichts darin stecke, wodurch die Eustachi'sche Röhre zusammengedrückt würde. In Pavia hätte er es erlebt, dass der sogenannte Weisheitszahn die Ursache eines hartnäckigen viertägigen Wechselfiebers gewesen, gegen das die Chinarinde bisher vergeblich angewandt war; nachdem das über demselben befindliche Zahnfleisch eingeschnitten, wäre

der Schmerz wie das Fieber sofort verschwunden Wie starr sei die Zunge in gastrischen, fauligten Fiebern, wie zittere dieselbe in convulsivischen Krankheiten, wenn der Kranke sie herausstrecken wolle! Wie oft verkündige eine vorläufige, unvollkommene Lähmung der Zunge und ein Unvermögen, die gewöhnlichen Worte auszusprechen, einen bevorstehenden Schlagfluss! Auf das Rückgrat hätten die Aerzte bei ihren Untersuchungen über die Ursachen der Krankheit bisher wenig Rücksicht genommen. Die Krankheiten der Arme, der Schenkel, selbst der Brust, der Harnblase und des Mastdarms nähmen hier öfters ihren Ursprung.

Der Torpor der Arme in der Brustwassersucht und in der allgemeinen Hautwassersucht rühre nicht sowohl von dem in die Brusthöhle oder unter der Achsel befindlichen ergossenen Wasser, sondern von dem in der Höhle des Rückgrats selbst ausgetretenem Fluidum her, so dass er bei Erwachsenen, die an der Wassersucht starben, das Rückenmark einige Male sehr zusammengezogen und von dem überall umher ergossenen Wasser in eine härtliche Masse zusammengepresst fand. Schon in der ersten Periode der Kopfwassersucht drückten die Kinder den Oberarm an die Brust und könnten die Hand nicht wohl ausstrecken.

Wenn man die Krankheiten des Herzens untersuchen wolle, so werde man, wenn der Kranke auf dem Rücken liege, von der zitternden Bewegung des Herzens wenig gewahr, man lasse daher den Kranken knieen, auf die Arme sich stützen und den Athem tief einziehen, damit das Herz in dieser Lage vorwärts und unterwärts sich zu bewegen gezwungen würde und der befühlenden Hand näher komme.

Schon die ältesten Aerzte pflegten die Brust der Kranken, welche mit einer Eiterbrust oder Brustwassersucht behaftet waren, heftig zu erschüttern, und schlossen, wenn sie eine wellenförmige Bewegung wahrnahmen, auf eine Ergiessung des Wassers in die Brusthöhle. Auch müsse man, wenn man solche Krankheiten vermuthe, auf die äusserliche Beschaffenheit der Brust aufmerksam sein. Denn es sei bekannt, dass in Brustkrankheiten nicht selten an den Rückenmuskeln und an dem viereckigen Lendenmuskel eine ödematöse Geschwulst entstehe, wodurch eine verborgene Ergiessung von Eiter und Wasser in der Brusthöhle sehr wahrscheinlich gemacht werde.

Gesetzt, es sei Jemand mit einer langwierigen Brustkrankheit behaftet, die man nicht hinlänglich zu bestimmen im Stande ist. Man lasse den Kranken etwas geschwinder, aber nicht zu heftig die Treppe hinaufsteigen und gebe dann auf das, was in der Brust vorgeht, auf das Athemholen und sogar auf die Bewegung des Herzens genau Acht — oder wenn der Kranke zu schwach, so müsse man den Kranken bald aufrecht sitzen, bald im Bette gerade ausgestreckt einathmen oder anhaltend reden lassen oder man gebe ihm einen warmen Trank auf einmal zu trinken und beobachte die dabei entstehenden Hindernisse, die man bei einer ruhigen oder aufrechten Lage des Körpers gewiss nicht entdeckt hätte.

Wenn man die Beschaffenheit einer krankhaften Leber oder Milz untersuchen wolle, so müsse die Untersuchung nicht, wenn der Kranke auf dem Rücken liege, sondern in einer ganz anderen und verschiedenen Lage vorgenommen werden. Denn bald lasse man den Menschen auf die Füsse stehen und sich auf die linke Seite, oder wenn die Milz zu untersuchen ist, auf die rechte Seite biegen, um den Bauch befühlen zu können; denn in dieser Lage entferne sich der untere Rand dieser Eingeweide weiter von den falschen Rippen und komme dem Finger des untersuchenden Arztes näher, bald lasse man den Kranken knieen und sich aut den Ellbogen stützen, wodurch man erlangt, dass die Leber, welche zu tief unter der Rippenweiche versteckt liegt, vermöge ihrer eigenen Schwere, oder auch die Milz, das Gekröse, das Pankreas, wenn sie an einem Infarctus leiden, da die Bauchmuskeln nicht angespannt sind, mehr vorwärts zu liegen kommen und folglich eine grössere Oberfläche dieser Eingeweide mit der Hand befühlt werden könne, ein andermal lasse man den Kranken auf dem Rücken liegen, mit gebogenen Knieen und auf die Fersen gestellten Füssen, wodurch die Bauchmuskeln vorher angespannt werden; in dieser Lage lege man die Hand zwischen die falschen Rippen der rechten oder linken Rippenweiche, hebe dieselbe mit Gewalt etwas vorwärts in die Höhe und zwinge auf diese Weise die, unter dieser knöchernen Wölbung versteckte, Leber oder Milz in der Nabelgegend hervorzuragen.

Man wisse, wie leicht eine widernatürliche Anhäufung der Galle in der Gallenblase für eine Eitergeschwulst gehalten werden könne, wenn man nicht die Lage und Grenze genau untersuche.

Alle Untersuchungen der Baucheingeweide müssten nur bei nüchternem Körper

angestellt werden. Es könne sogar nöthig sein, dass man den Darmkanal vorher von der darin enthaltenen Luft und Unreinigkeiten entleere. Ueberhaupt müssten die Baucheingeweide allezeit während einer langsamen und tiefen Inspiration untersucht werden.

Wenn sich Wasser in der Bauchhöhle abgesondert habe, so müsse man die Kranken aufrechtstehend untersuchen, denn in dieser Lage senke sich das Wasser vermöge seiner Schwere.

Netz- und Wasserbrüche, Vorfälle der Mutterscheide und Gebärmutter entdecke man oft erst im Stehen.

Die Nierenentzündung und das Lendenweh hätten beim ersten Anblicke sehr viel Aehnliches mit einander. Denn das Erbrechen bei der Nierenentzündung könne auch bei der Entzündung der Lendenmuskel durch die Mitleidenschaft entstehen.

Man lasse den Kranken den Leib vorwärts und gegen die Kniee biegen und den Körper dann schnell aufrichten, so werde sofort an den entzündeten Lendenmuskeln der heftigste Schmerz entstehen, der bei einer Nierenentzündung kaum bemerkbar sein wird.

Schwer seien die Entzündungen zu erkennen, welche den Psoasmuskel und den inneren Darmmuksel befallen. Wenn man aber den Kranken den Fuss gegen den Unterleib an sich ziehen und etwas biegen lasse, so entstehe sogleich ein heftiger Schmerz, und der Fuss falle in die wagerechte Stellung zurück, und wofern auch der Kranke den Fuss noch etwas zu bewegen vermöge, so könne er doch nicht auf demselben stehen oder gehen, ohne den Körper sehr vorwärts zu neigen und dies nur mit einem deutlichen und sehr schmerzhaften Hinken.

Wer werde nicht aus dem blossen Aufwärtsziehen der Füsse gegen den Bauch und dem Herabsinken beider Hände auf den Nabel eine heftige Kolik erkennen. Pferdeärzte schlössen bloss daraus, dass die Pferde den Kopf gegen den Bauch halten und die Augen traurig aussehen, auf Schmerzen im Unterleibe. — Ueberhaupt je natürlicher die Lage der Kranken und des ganzen Körpers sei, je weniger dieselbe von der Gewohnheit des vorhin gesunden Menschen abweiche, desto bessere Hoffnung habe man von dem Ausgange der Krankheit.

Specielle Pathologie und Therapie.

Frank's Stellung als Heilkünstler charakterisirt sich am deutlichsten durch den Titel, den er seiner „Epitome" vorsetzte. Indem er den landläufigen Namen vermied, zeigte er mittelst des von ihm gewählten Ausdrucks, dass der Schwerpunkt des ärztlichen Handelns das Heilen sei.

So sehr er selbst durch sein Wissen in allen übrigen Sparten der medicinischen Kunst glänzte, in dem Heilen erblickte er das eigentliche Fundament seines Berufs. In dem „Wie" aber folgte er ganz dem Beispiele des grossen Hippokrates und liess sich durch kein, noch so glänzendes, System verleiten, dessen Grundsätzen untreu zu werden. Die diätetische und hygienische Therapie, himmelweit entfernt von der Polypharmacie der damaligen Schulsysteme, war auch Frank's Führerin am Krankenbette. Gab er Arzneimittel, so wandte er sie nur in höchst einfacher Form an und nur solche, welche die Erfahrung aller besseren Beobachter geheiligt hatte.

Von den übrigen Classikern unterscheidet er sich dadurch, dass er zuerst die, bisher in Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe getrennte, Medicin einheitlich auffasste. In diesem Sinne betrachtete er sowohl die Chirurgie wie Psychiatrie als somatische Heilmittel der inneren Medicin.

Zum strengen Grundsatze machte er es sich, bevor er sich mit der Therapeutik befasste, die Ursachen der vorliegenden Krankheit zu erforschen und ihre Diagnose festzustellen. Erst nachdem er hierüber ganz im Reinen war, begab er sich an die Bekämpfung der Krankheit. Mit der grössten Klarheit hat er seine heilkünstlerischen Grundsätze, die sein Thun

und Lassen am Krankenbett bestimmten, in der Einleitung zu seiner „Epitome" auseinandergesetzt.

In folgender Weise lässt er sich darüber aus:

Zu allen Zeiten habe man mit vollem Rechte von der Kunst des Arztes die Erhaltung der dauernden und die Wiedererlangung der fehlenden Gesundheit erwartet. So wie nun das erstere den edelsten Gegenstand der Medicin ausmacht, so würde es auch den leichteren Theil des ärztlichen Berufs bilden, wenn nicht durch Fahrlässigkeit des Menschen, durch tyrannisch wüthende Leidenschaften und Gemüthsbewegungen ein grosser Theil der Cur gehemmt würde. Doch sei es weder möglich, alle Krankheitsursachen von unseren Mitbürgern zu entfernen, noch stehe es in der Gewalt des Arztes, überall den nachlassenden Eifer der Fürsten, um das Elend ihrer Völker zu mildern und Krankheitsursachen vermeidlich zu machen, zu ersetzen. Die schon stattfindende Krankheit heile man durch Rath und Hülfe. Der erste belehre den Kranken, welcher Lebensweise er sich zu unterziehen habe, so dass es oft schon allein hinreiche, selbst hartnäckige Uebel mit dem besten Erfolge zu beseitigen. Denn sowohl im menschlichen Organismus als auch im Körper der Pflanzen liege eine grosse Kraft verborgen, vermöge welcher die Natur Wunden heile oder getrennte Theile wieder vereinige oder verloren gegangene ersetze, fremde Körper einhülle, überziehe und ausstosse. Daher heile man oft durch Nichtsthun und man bedürfe keiner ärztlichen Hülfe, ausser wenn wir die zu sehr aufgeregten Naturkräfte mässigen oder die gesunkenen aufrichten oder endlich die von der Norm abweichenden zu derselben zurückführen müssen.

Scheine aber unsere Hilfe erforderlich zu sein, dann sei es nöthig, zu den vier Hilfsquellen, zu Diät, Arzneimittel, äusserem Verfahren und moralischem Beistande unsere Zuflucht zu nehmen. So stellten wir z. B. allein durch Veränderung der Nahrungsmittel die Gesundheit wieder her, so vertilgten wir durch vorsichtige Leitung der Gemüthsbewegungen viele Krankheiten mit der Wurzel, und man würde noch bei weitem günstigere Resultate erzielen, wollte man denselben Fleiss, den wir auf die übrigen Arzneimittel verwenden, auch auf das Studium der Psychiatrik legen.

Wer den Gefahren der Krankheit glücklich entgangen sei, der bleibe in einem Zustande zurück, welcher zwischen Gesundheit und Krankheit die Mitte hält und habe als Reconvalescent Hülfe und ärztlichen Rath nöthig. Viele litten selbst noch im Hafen Schiffbruch und beinahe ebenso gross sei die Zahl derjenigen, die zu Grunde gehen, weil sie das Ende der Krankheit durch eigene, weit häufiger aber noch durch Schuld des Arztes, weniger berücksichtigen, als solcher, die den Anfang derselben für gering achteten. Zu Rückfällen und noch gefahrvolleren Krankheiten als die überstandene war, gebe die, während der Periode der Reconvalescenz stärker sich regende Esslust, eine grössere Reizbarkeit des Geistes, so wie die Nichtbeachtung, dass mehrere acute Krankheiten nicht durch einmaliges, sondern während eines ziemlich beträchtlichen Theiles der Wiedergenesung wiederholt fortgesetztes, Bestreben der heilsamen Naturkräfte sich zu entscheiden pflegten, die gewöhnlichste Veranlassung. Dasselbe heilsame Princip, welches gleichsam darüber wache, die krankheiterregenden Ursachen aus dem Körper zu entfernen, suche in der Wiedergenesung den erlittenen Verlust zu ersetzen, bedürfe einer ärztlichen Leitung und müsse bald stärker angefacht, bald gemässigt werden. Auch zeige die Reconvalescenz nicht immer einen und denselben Charakter, sondern richte sich nach der Verschiedenheit der so eben überstandenen Krankheit, und dieses beweise offenbar wiederum die bewunderungswerthe, von den Aerzten nicht hinlänglich begriffene, Naturkraft.

Alles dieses zusammengenommen zeige reichlich, wie ausgedehnt und schwierig zugleich unsere Wissenschaft sei. Allein zwei Hülfsmittel ständen uns zu Gebote, wodurch wir sie für uns gewinnen könnten, nämlich die Kenntniss aller der Regeln welche die Kunst leiten oder die Heilwissenschaft und die Anwendung der aus ähnlichen Fällen gezogenen Schlüsse auf das, was wir zu thun haben, oder die Erfahrung.

Die erste, welche die Erkenntniss und Heilung der Krankheiten zum Object habe, heisse die specielle Therapie, was die zweite betreffe, so werde sie keineswegs dadurch gewonnen, dass man sehr häufig, aber oberflächlich den Kranken betrachte, sondern vielmehr dadurch, dass man genaue Beobachtungen anstelle und

ein richtiges Urtheil über die einzelnen Erscheinungen zu fällen im Stande sei, und dies nenne man Klinik oder die praktische Kenntniss aller am Krankenbett sich ereignenden Zufälle. Allein weder ein rationelles, noch ein, von diesem ganz entblösstes, empirisches Verfahren, reichten bei einer so schwierigen Kunst aus. Jenes habe nur für wenige Krankheiten Arzneimittel aufgefunden, dieses werfe sich der nicht immer als treuen Führerin sich zeigenden Analogie in die Arme. Manche Gründe zu diesem oder jenem Verfahren würden allein durch Scharfsinn ermittelt, die anderen, aus der Erfahrung hergeleiteten, stellten uns ein System dar, welches aus so vielen, durch treue Zusammenstellung fremder Beobachtungen gewonnenen Schlüssen bestehe, und das wir, bei noch nie gesehenen Krankheiten, zu Rathe zögen.

Die allein auf dem Wege der Speculation gefundenen Gründe seien die Wiege aller Hypothesen und Irrthümer, die aus der Erfahrung geschöpften hingegen die festesten und beinahe einzigen Grundlagen der Theorie, auf welche man sich sicher stützen kann.

Von dieser Theorie oder der Summe der pathologisch-therapeutischen Kenntnisse geleitet, schritten wir zur Erkennung, Beurtheilung und Heilung oder wenigstens zur Linderung der sich uns darbietenden Krankheiten. Doch vor Allem richteten wir unsere besondere Aufmerksamkeit auf die Ursachen und Symptome der Krankheit. Zwar stellten sich die Ursachen nicht überall so augenscheinlich dar, ja zuweilen kennen wir sie gar nicht und heilten dennoch die Krankheit; aber gewiss kämen uns die näheren Ermittlungen derselben trefflich zu Statten, und der erkannte Charakter der epidemischen Constitution werde oft die mangelnde Kenntniss ihrer Ursachen ersetzen. Die Erkennung der Krankheit oder die Diagnose werde entweder aus der Analogie oder aus der sich zeigenden Verschiedenheit von dem bekannten Charakter einer anderen Krankheit gewonnen und stelle die Grundlage der ganzen Kunst dar. Die Beurtheilung der Krankheit in Bezug auf ihren Ausgang oder Ende heisse die Prognose, von der oft schon allein ein zweckmässiger Heilplan abhänge, so wie durch sie der Scharfsinn des Arztes in das klarste Licht gestellt werde.

Mehrere Krankheiten könnten nicht sicher, andere nicht ganz geheilt werden und verlangten vielmehr eine palliative Heilmethode.

Diese müsse zuweilen bloss auf die gefahrdrohendsten, durch eine radicale Cur nicht so schnell zu beseitigenden, Symptome einer sonst heilbaren Krankheit ausgedehnt werden. Eine solche gründliche Heilung werde aber durch sorgfältige Beobachtung und vorsichtige Leitung der Naturkraft erlangt, worauf vorzüglich die abwartende Methode basirt sei. Der erste und wichtigste Punkt bei der ganzen Heilung sei die Hinwegräumung der einwirkenden Ursachen, denn nur dadurch erlangten die Functionen ihre verlorene Freiheit wieder; allein häufig seien diese uns ganz unbekannt oder liessen sich, allen unseren Bemühungen zum Trotz, eher schwächen als aus dem Körper vertreiben. Es zeige sich nun sowohl in der Bewegung des gesundesten Körpers als in der erkrankten Maschine eine höhere und heilige Ordnung, nach welcher die Natur zur Wiederherstellung der Gesundheit in die Schranken tritt oder selbst von der Gewalt der Krankheit erdrückt wird. Doch scheine diese Ordnung nicht so verwickelt zu sein, als man beim ersten Anblick der Krankheit wohl glauben möchte, denn jene Krankheiten ausgenommen, die sich wie die Pflanzen durch einen bestimmten Samen fortpflanzten und in jedem Körper dieselben Wirkungen hervorriefen, bemerke man unter den übrigen keine so genaue Uebereinstimmung, dass ihre systematische Classification dasselbe glückliche Resultat wie das Linné'sche Pflanzen-System zu Wege brächte. Indessen seien die Bemühungen der Nosologen, wiewohl ihre Systeme kaum die Wissenschaft bereicherten, nicht ohne Nutzen, denn sie erleichterten diese ausserordentlich, schafften ein genaueres, jedem praktischen Arzte unentbehrliches Krankheitsverzeichniss, leiteten ihre Aufmerksamkeit auf die vorzüglichsten oder pathognomonischen Zeichen, umfassten auf wenigen Blättern die in gewisser Ordnung aufgestellten Bemühungen von Jahrhunderten, gäben gewissen Dingen bestimmte Namen und machten die ärztliche Sprache von einem Pole zum andern den verschiedensten Nationen zugänglich.

Diese Grundsätze finden sich nicht allein in der „Epitome“, sondern auch in allen seinen übrigen, die specielle Pathologie und Therapie betreffenden Schriften zur Ausführung und Anwendung gebracht. An seine „Epitome“ aber stellte F. folgende Aufgabe, welche er vollständig gelöst hat.

Die Aufgabe, eine kurze Darstellung des Grundrisses der Medicin zu geben, habe Niemand der Lösung näher gebracht als Boerhaave. Ein solches Werk aber so zu bearbeiten 1) dass dem Lehrer, wo der Gegenstand es erfordere, Stoff und Gelegenheit zum Reden sich darbiete, dem Gedächtnisse des Schülers gleichsam beim Anblick eines einzigen Wortes die ganze Reihe des Gesagten sich schnell veranschauliche und die verwandten Ideen hervorgerufen werden, 2) dadurch der sehr beschränkten Studiumzeit sowohl als auch der nothwendigen Krankheitskenntniss Genüge geschehe und dass endlich 3) alle lockenden Hypothesen beseitigt, keine schnell vorübergehende, sondern dauernde Grundsätze aufgestellt würden, dies sei zwar von vielen ausgezeichneten Schriftstellern versucht, aber nicht von dem gewünschten Erfolge gekrönt worden.

Gleiches Schicksal hätte auch ihn abschrecken sollen, allein, da er das Bedürfniss fühlte, so hätte er es vorgezogen, das niederzuschreiben, was er seinen Zuhörern für erspriesslich erachtete als aus Furcht vor dem Vorwurfe, auch sein Werk sei unvollkommen, es zu unterlassen. Es sei daher nothwendig, dass in einem, für medicinische Vorträge bestimmten, Werke sowohl die wichtigsten Grundsätze der Wissenschaft ziemlich ausführlich, als auch bündig genug, um die Blätter nicht mit überflüssiger Gelehrsamkeit zu füllen, dargestellt würden. Der aphoristische Stil würde aus diesem Grunde weder überall passen, noch auch dem Gedächtnisse der, an literarischen Hülfsquellen nicht reichlich versorgten, Jugend gut zu Statten kommen.

Was der „Epitome" für alle Zeiten die Signatur gibt und wodurch sie sich von vielen modernen Lehrbüchern der speciellen Pathologie und Therapie unterscheidet, das sind im Stoffe: die strenge Wahrhaftigkeit des Verf. in der Schilderung der Symptome, der Diagnose, der Prognose und der therapeutischen Maximen, frei von allem unnützen Ballaste der Gelehrsamkeit und in der Form: die Erreichung des erstrebten Ziels, die grösste Ausführlichkeit mit der kürzesten Bündigkeit zu vereinigen, gleich weit entfernt von der breiten Weitschweifigkeit der im 18. Jahrhundert beliebten Commentare und der orakelhaften Kürze der damals ebenso geschätzten Aphorismen.

Die „Epitome" zerfällt in folgende Abtheilungen. Die erste Classe behandelt die Fieber, die zweite die Entzündungen, die dritte die Exantheme, die vierte die chronischen Hautausschläge, die fünfte die Profluvien, die sechste die Retentionskrankheiten. Die siebente Classe, welche die Neurosen schildert, ist nicht in der „Epitome" enthalten. Sie wurde erst nach dem Tode des Verfassers von seinem Sohne in den „opuscula posthuma" herausgegeben.

Die Classen bestehen wieder aus Ordnungen, diese aus Geschlechtern und letztere wieder aus Gattungen.

Wie man hieraus sieht, bemühte sich Frank, ein natürliches System aufzustellen, welches durch seine Einfachheit alle anderen übertraf und sich in den Geschlechtern und Gattungen dadurch vortheilhaft unterschied, dass er nicht mit den bisherigen, allgemein angenommenen, Krankheitsformen tabula rasa machte, keine neuen Benennungen, was zu einer immer grösseren Verwirrung geführt hätte, einführte, sondern die alten Namen höchst conservativ beibehielt.

Mit allen bisherigen natürlichen Systemen, die seit Plater aufgestellt waren, theilte es die Schwäche, dass Frank bei der Eintheilung der Geschlechter und Gattungen das naturwissenschaftliche Princip der Unterordnung weder erkannte, noch anwandte. Jedes Symptom hat nämlich einen doppelten Werth, einen absoluten für sich und einen relativen in Bezug auf die andern.

Bei der Constituirung von Krankheitsordnungen und- Gattungen kommt es darauf an, diesen Werth genau zu berücksichtigen und zu bestimmen, und die Naturwissenschaften können uns hier Leiter sein. So sind z. B. die

Veränderungen in der Form und Gestalt eines Organs weit wichtiger als die in der Farbe.

Durch Nichtberücksichtigung dieses Princips wurde die Zahl der Arten und Gattungen vermehrt, anstatt verringert, obgleich sich wieder zur Entschuldigung anführen lässt, dass seine Krankheitsbilder allgemein angenommenen Typen entsprechen und er nicht durch, bloss in der Phantasie oder am Schreibpulte ausersonne, das Heer der Krankheiten bereicherte.

Wir wollen es dahin gestellt sein lassen, ob es sich nicht mehr durch Innehaltung jenes Princips empfohlen hätte, die Grundformen der Krankheiten auf eine kleine Zahl zu reduciren und Abweichungen auf Rechnung der Individualität, der herrschenden Krankheitsconstitution u. s. w. zu stellen.

Es ist unmöglich, eine Analyse des gehaltreichen Buches zu geben; jede Zeile desselben legt Zeugniss ab von dem Bemühen des Verfassers, den geistigen Stoff auf die möglichst kleinste Form zu condensiren. Wir können daher nur Einiges hervorheben, was besonders geeignet ist, die Individualität des Verf., seine Schärfe der Beobachtung und seine streng logische und philosophische Auffassung in's Licht zu stellen. Vom Fieber sagt er Folgendes aus:

„Demungeachtet kann man weder eine Definition des Fiebers geben, noch seinen sich klar aussprechenden Charakter bezeichnen. Sind so zu sagen alle Trabanten des Fiebers da, so verkünden sie die Gegenwart ihres Herrn, fehlen viele von ihnen, so schliessen sie seine Abwesenheit nicht aus. Das Fieber ist mehr ein Schatten von anderen Krankheiten als eine Krankheit selbst. Nennt man es ein Werkzeug der Natur, wodurch das Unreine vom Reinen gesondert werde, einen Affect des Lebens, um den Tod abzuwenden, so spricht dies mehr von der Wirkung des Fiebers, als von ihm selbst. Es liegt jedoch im Thier- als Pflanzenleben eine unbekannte Kraft verborgen, die verloren gegangene Theile wiederersetzt, gebrochene und getrennte vereint, das Schadhafte wegspült, einhüllt, absondert und ausstösst. Dies wirksame Princip, das in der irritablen Faser und im sensibeln Nervenmarke seinen Sitz hat, wird in vielen Fiebern weit stürmischer als in chronischen Krankheiten durch Reize erregt und bisweilen sogar zu seinem eigenen Verderben entflammt. Durch Fäulniss, schädliche Ausdünstung, Gift, durch das Miasma und Contagium, durch Traurigkeit, Furcht, jede stark niederdrückende Gemüthsbewegung, Mangel an nöthigen Nahrungsmitteln, wird es angegriffen, niedergebeugt und erstickt. Kann man daher wohl das Fieber als einen Zustand der durch fremden Reiz erregten uud darauf reagirenden Natur mit daraus entspringender Störung irgend einer Function bezeichnen? Es ist indess gewiss von grösserem Nutzen, die Verschiedenheit der Dinge einzusehen, als über ihre Namen sich zu streiten. Sicherlich ist diese Reaction der Natur in vielen Fiebern, in welchen die Lebenskraft den einwirkenden Krankheitsursachen beinahe erliegt, mehr ein Versuch zur Reaction als eine eigentliche Zurückwirkung zu nennen".

„Die Symptome des Fiebers gehen demselben entweder voraus und kündigen es an (Vorbote) oder sie machen in ihrer Verbindung selbst das Fieber aus. Die ersteren fehlen zuweilen, die zweiten stellen, zusammengenommen, das Fieber dar, doch getrennt verlieren sie ihre Bedeutung oder können wenigstens durch ihre Abwesenheit die des Fiebers nicht beweisen."

Wie Frank es versteht, die Natur zu copiren, Krankheitsbilder zu malen, nicht zu pinseln, davon möge seine Schilderung des Frostes in Fiebern ein Beispiel geben.

„Frösteln, Schaudern, Starrfrost, wobei die Haut erblasst, zusammenschrumpft, trocken, pergamentartig und einer Gänsehaut ähnlich wird; die Nägel werden bleich oder bläulich, das Gefühl nimmt ab, geht ganz verloren oder wird verstimmt, das Gedächtniss wird schwach; die Muskeln zittern oder erleiden eine heftige Erschütterung; die oberflächlichen Gefässe fallen zusammen oder verschwinden ganz; die Hautporen sind geschlossen, die Respiration geschieht ungleich, ist von Husten begleitet, oder schwer und ängstlich. Der Magen bläht sich auf, empfindet Druck und Spannung, es folgt Ekel, Neigung zum Erbrechen, Aufstossen und Entleerung des Inhalts; Mund und Zunge werden trocken, Ge-

schmack ist entweder gar nicht da oder er ist schleimig und bitter, heftiger Durst stellt sich ein und das Verlangen nach vielem Getränk, das aber den Magen beschwert und ihm zuwider ist; reichlich secernirter, wässeriger und rother Urin. Der Puls ist zusammengezogen, schwach, häufig, oder auch langsamer als der natürliche und sehr ungleich. Bald ist die Kälte wirklich da und wird vom Thermometer bestätigt, bald liegt sie blos im Gefühle des Kranken, wobei die Wärme des Körpers entweder ganz normal oder bedeutend verstärkt ist, bald friert der ganze Körper, bald nur einzelne Theile desselben. Eintritt und Dauer des Frostes wechseln sehr; bald und zwar sehr häufig geht er der Hitze voraus oder stellt sich in der Mitte oder gegen das Ende derselben ein; bald tritt er ohne Hitze auf, bald fehlt er ganz und Hitze allein ist vorhanden; oder spielt endlich viele Stunden hindurch allein die Rolle, hemmt und zerstört so die Lebenswärme und beschliesst so die Scene. Daraus geht hervor, dass der Frost weder ein nothwendiges Fiebersymptom, noch auch die Ursache der ihm folgenden Hitze sei und seinen dunkeln Ursprung im Nervensystem selbst habe."

„Die sich am meisten zeigenden Wirkungen der Kälte sind: Ungleichheit, Schwäche, Unterbrechung des Säfteumlaufs, Ueberfüllung des Kopfes, der Lunge, des Herzens und der grossen Gefässe; Kraftlosigkeit der festen Theile, Atonie und Unthätigkeit des lymphatischen Systems, veränderte, in sich selbst zerfallene Säftemischung, Austritt oder Stockung derselben in den Höhlen des Körpers oder im Zellgewebe; Verstopfung der Drüsen, der Eingeweide oder der excernirenden Kanäle; vielfältige Nervenaffectionen. Mitten im Verlaufe des Fiebers verkündigt sie bisweilen den Ausgang einer stattfindenden Entzündung, in Eiterung, Brand oder Tod."

Alle Ideen Frank's über das Fieber, obgleich sie mit den ephemeren Modesatzungen im grellsten Widerspruche stehen, verdienen auch heute noch die vollste Beachtung.

Die Wirkungen der normalen thierischen Lebenswärme seien: Flüssigkeit, Umtrieb, vollkommene Absonderung der Säfte, Freiheit und Regsamkeit der Gefässe, Erhaltung der, jedem Theile eigenen, Irritabilität und Sensibilität. Die Wirkung der krankhaften, einfachen oder reinen Wärme zeige sich vorzüglich darin, dass sie zähe und verhärtete Stoffe auflöse, zum Säfteumtriebe tauglich mache und umändere oder, wenn Ausleerungen, Eiterungen, Metastasen, Krisen eintreten sollen, so würden diese durch sie vorbereitet und zur Reife gebracht. Aus diesem Grunde zeige sich die heilsame Wirkung vieler kalten und hitzigen Fieber vorzüglich darin, dass gutartige Verstopfungen aufgelöst und langwierige Krankheiten beendigt würden, die Wärme allein bewirke die Verwandlung unreifer, steinartiger Geschwülste in weiche, fluctuirende Abscesse, sowie die Bearbeitung des später eintretenden Auswurfs und die entscheidenden Krisen. Die Vorbereitung, Bearbeitung, Reife und Ausstossung des Krankheitsstoffes verlange aber einen verschiedenen Grad bald gelinder, bald stärkerer, bald kürzer, bald länger anhaltender Wärme, sowie z. B. Abscesse, Geschwüre, Pocken und Masern in einem bestimmten Zeitraume durch die Wärme gleichsam ausgebrütet würden. Könne freilich ein stärkerer Wärmegrad die Gerinnung der Lymphe nicht bewirken, so verändere und störe er doch die Secretionen, erzeuge neue, vermehre oder hemme die natürlichen, wirke feindselig auf die Säftemischung, trenne und verunreinige ihre Bestandtheile, treibe den flüssigen Theil aus den sie einschliessenden Kanälen und setze das Ausgestossene und Stockende sehr rasch dem eigenen Verderben aus. Die in Gefässen circulirenden Säfte könne sie zwar nicht zur Fäulniss bringen, weil die Lebenskraft reagire, aber wohl sie dafür empfänglich machen. Sie entwickle und vermehre die Schärfen, steigere, verändere die Sensibilität und Irritabilität, oder stumpfe sie ab und richte sie zu Grunde; die ihrer flüssigen Bestandtheile beraubte Lymphe mache sie während der Ruhe zur Gerinnung geneigt, erzeuge dadurch Infarcte und Verstopfungen, übermässige Ausdehnung und Trennung der Gefässe, ja selbst ihr Bersten und die daraus entspringende Hämorrhagie würde durch sie befördert. Geselle sich zu den, die Hitze vermehrenden, Ursachen noch ein fremder Reiz, oder habe er, schon früher im Körper vorhanden, sich jetzt ausgebildet oder werde er erst erzeugt, dann sei dadurch die Wirkung der Fieberhitze oft vielfach täuschend, dunkel, dem Theile oder dem Ganzen verderblich. Die in der Empfindung des Kranken stattfindende Hitze, sie möge nun äusserlich, innerlich, örtlich, brennend, heiss sein, führe um so grössere, den einwirkenden Ursachen entsprechende, eigenthümliche Wirkungen herbei, je weniger die Kraft des Herzens und der Nerven im Stande sei, sie um-

zustimmen, zu verwandeln oder gar zu beseitigen. Desshalb finde in contagiösen, nervösen, lentescirenden Fiebern, bei kachektischen Personen entweder gar keine Kochung statt, oder sie geschehe sehr langsam und schlecht, es zeigten sich stinkende Abscesse, häufige und nutzlose Metastasen, Brand, Lähmung, Verstopfung der Eingeweide, Wassersucht, Atrophie und Auszehrung.

Die entfernten, fiebererregenden Ursachen seien ebenso verschieden als oft ziemlich deutlich in die Augen fallend; Ursprung und nächste Ursache des Fiebers liege noch in einem zu tiefen Dunkel vergraben, als dass des Sterblichen Auge sie zu entdecken vermöchte. Denn nicht eine stärkere und grössere Reaction der Capillargefässe, nicht die Trägheit der Säfte, nicht die Reizung des Gehirns und seine gesunkene Energie oder andere träumerische Ausgeburten des, sich üppig brüstenden, Geistes könnten diesen Knoten lösen, auch enthalte weder das Miasma, noch das Contagium den Grund aller Fieberarten in sich oder schliesse die übrigen Ursachen aus.

Daher seien wir auch in der Ergründung der Natur des Fieberstoffs nicht weiter vorgerückt und nicht überall sollte man die Säfte beschuldigen, als rollten sie gleichsam den Krankheitsstoff so mit sich fort, wie ein Giessbach die Steine; denn was in den Krisen durch die verschiedenen Reinigungskanäle ausgeschieden werde, sei nicht sowohl Ursache als Wirkung der Krankheit, wenigstens läge es nicht so ganz anschaulich vor unseren Blicken. Die bekannten fiebererregenden Ursachen seien entweder äussere, an die Oberfläche des Körpers gebrachte und in ihn gelangte, oder innere, die sich im Körper entwickelt und erzeugt haben oder endlich aus beiden zusammengesetzt. Zu den ersteren gehörten: übermässige Kälte, Hitze, Trockenheit, grosse Feuchtigkeit, mephitische Schwängerung der uns umgebenden Atmosphäre, specifische Ansteckungsstoffe, die von kranken Menschen oder, was seltner der Fall ist, von Thieren ihr übertragen werden. Zu den äusseren Ursachen seien ferner zurechnen: Quetschungen, Erschütterung, Verrenkung, Beinbruch, Zerreissung, Wunden, Verbrennung u. s. w.

Sowohl die festen als die flüssigen Theile des Körpers gäben zur Störung des Ganzen reichlichen Stoff und nie hätten die Chemiker ein so sicher wirkendes Gift bereitet, wie wir es in uns selbst erzeugten. Mit verdorbenen Theilen geschwängerte Luft athmeten die Lungen aus, die Hautausdünstung enthielte für den Organismus schädliche, wenn gleich noch nicht ganz genau ermittelte Stoffe, die Nieren sonderten einen laugenartigen, die Leber einen saftig klebrigen Stoff ab, welche beide der schleunigsten Verderbung ausgesetzt seien; die Beschaffenheit des Blutwassers, des Speichels, der Thränenfeuchtigkeit, des Magensaftes, der Lymphe, des Schleims, des Samens, des Synovialsaftes, des Knochenmarks, des Fettes hänge zwar grösstentheils von der Lebenskraft der sie absondernden und aufnehmenden festen Theile ab, allein jede dieser Feuchtigkeiten sei sich selbst überlassen, oder unter gewissen eintretenden Verhältnissen einer eigenthümlichen Veränderung unterworfen, ohne dass wir im Stande wären, diese fast täglich von der Beobachtung bestätigten Erscheinungen näher zu bestimmen oder sie gewissen Arten von Schärfen unterzuordnen. Selbst die Secretionsorgane würden von irgend einem specifischen, eiterartigen, ansteckungsfähigen Stoffe aufgeregt, ihre Function gestört, so dass sie nun eine von der normalen ganz verschiedene, reizende, den Organismus anfeindende, Flüssigkeit absonderten. — Selbst im lebenden thierischen Körper fände eine Abweichung der einzelnen Säfte von ihrer natürlichen Milde, wobei sie scharf uud reizend würden, aus freien Stücken statt, ohne dass weder Geschmack noch Geruch, noch selbst die chemischen Untersuchungen dies ergründen könnten, ferner entwickelten sich durch den Einfluss der krankhaften Secretion, nach den unbekannten Gesetzen der erhöhten, gesunkenen oder verstimmten Sensibilität, die verschiedenartigsten Fieberreize.

Alles, was die Entleerung eines quantitativ und qualitativ schädlichen, eines, durch Natur und Gewohnheit zum Auswurf bestimmten, Stoffes oder die nothwendige Erneuerung und Vertheilung der Säfte verzögere und verhindere, die Einwirkung der flüssigen Theile auf die festen und dieser auf jene verändere, das Gleichgewicht im Einzelnen oder Ganzen aufhebe, wohin ganz besonders heftige, aufregende oder niederdrückende Gemüthsbewegungen, fehlerhafte Assimilation in den ersten oder zweiten Wegen, Verlust des Nahrungs- oder eines anderen edleren Saftes u. s. w. gehören, alles dieses böte auch die vielfältigsten Ursachen, vorzüglich für acute und lentescirende Fieber dar.

Natürlich müsste bei den fast ins Unendliche gehenden erregenden Ursachen

auch die Anzahl der Fieber unübersehbar sein, wollte man nach ihnen allein oder nach irgend einem besonderen oder deutlicher wahrnehmbaren Symptome, die Fieber vervielfältigen. Jedoch ganz anders wolle es die Einfachheit der Natur und das Schicksal der Systeme. Nicht grundlos oder verwerflich sei das Gewicht der Analogie, die man bei Krankheiten, dem ersten Anscheine nach ganz entgegengesetzt, entdeckt, da man, auf sie gestützt, gegen eine verlarvte, aber zur bekannten Fiebergattung zurückgeleitete Krankheit, denselben Heilplan einschlage.

Auch herrsche selbst unter diesen so verschiedenen Ursachen eine nicht entfernte Verwandtschaft, wodurch sie, bei beständig gleicher Wirkung, die nämlichen Folgen mit sich führten und durch dieselben Mittel bekämpft würden.

Aus diesem Grunde müsse man an einer haltbaren Fiebereintheilung wenigstens nicht ganz verzweifeln und je einfacher diese sei, für um so viel naturgemässer könne sie angesehen werden.

Fieber sei die Reaction der, durch einen fremden Reiz ergriffenen, Natur, mit daraus entspringender Verletzung irgend einer Function.

Ueber die Wirkung des Fiebers äussert er sich folgendermassen. Dasselbe lasse im Organismus mannigfaltige Folgen zurück, theils gute, so dass oft nach Entfernung irgend eines scharfen oder zähen Stoffes, Krämpfe, Lähmungen, Kachexien, Manie u. s. w. durch dasselbe geheilt würden, theils, und zwar nur zu häufig böse, indem das Fieber entweder denjenigen acuten Krankheiten, mit welchen es sogleich anfangs auftrat, einen tödtlichen Ausgang gebe oder in chronischen Leiden, welche durch sein Hinzutreten acut werden, den Tod beschleunige.

Obschon Frank die Erfahrung der Alten respectirte, artete diese Achtung doch durchaus nicht, wie bei Vielen seiner Coätanen, in sklavische Abgötterei aus. So sagt er in Bezug auf die Krisen bei den Fiebern, zwar beobachte man bei denselben und bei den ihnen ähnlichen Krankheiten eine gewisse sich gleichbleibende Ordnung, mit welcher sie auftreten, steigen, anhalten und fallen, so dass die acuten Krankheiten sich in der ersten, zweiten und dritten Woche zu entscheiden pflegten, allein die Erfahrung habe uns gelehrt, dass gegen den Schluss des Fiebers, an einem jeden Tage, gleichviel, ob an dem ersten oder zweiten, die Krise eintreten könne, ohne dass dadurch die Krankheit eine schlimmere Wendung nehmen sollte. Ja, selbst die Lebensweise und Behandlungsart der Alten, welche von der unseren so bedeutend abweiche, vermöge diese verjährte Hypothese von dem Vorwurfe nicht zu reinigen, dass sie durch alleinige Beschränkung der ärztlichen Hülfe auf die zur Anwendung der Heilmittel festgesetzten Tage (dies medicinales) durch ihr passives Verhalten während der entscheidenden Tage, sowie durch unnöthige Turgescenz und Kochung des Krankheitsstoffes oder günstigere Vorbedeutung abwartend, unzähligen Kranken den Tod bereitete. Freilich sei die exspectative Heilmethode in sehr vielen Fiebern auch die vorzüglichste, und der Arzt soll Diener und nicht Herr der Natur sein, allein in vielen anderen verhalte es sich nicht so, denn flüchtig sei die Gelegenheit und gehe durch Nichtsthun unwiederbringlich verloren.

Indem Verf. über die Zeichen der Krisen sich ausführlich verbreitet, erklärt er den kritischen Puls für trügerisch, willkürlich und zweideutig.

Weiche, gelind duftende und juckende Haut mit einem wellenförmigen, grossen, jedoch nicht starken Puls, spärliche Darm- und Urinausleerung verkündeten den kritischen Schweiss, der jedoch reichlich hervorbrechen, allgemein, warm und von specifischem Geruche sein müsse.

Kritischen Urin, durch welchen allein sich indess kaum ein Fieber entscheide, könne man erwarten, wenn Stuhlverstopfung, geringer Schweiss, Brennen der Harnröhre beim Uriniren, häufiger Trieb zum Harnen sich zeige, wenn der Bodensatz weisslich, gleichförmig, leicht sei und viele Tage anhalte. In gastrischen Fiebern

könne man auf eine kritische Diarrhoe rechnen, wenn Grimmen oder Kollern im Unterleibe, mässige oder häufig sich einstellende Schmerzen in demselben, Aufstossen und Blähungen hintereinander folgen und ein ziemlich starker, aber sowohl, was Kraftäusserung als Zeitverhältniss anbelange, ungleicher und anssetzender Puls gegen das Ende des Fiebers beobachtet werde.

Meisterhaft und für alle Zeiten musterhaft ist die von ihm skizzirte, allgemeine Therapie des Fiebers.

Die sorgfältige Ermittelung der fiebererregenden Ursachen müsse die erste Indication beim Beginn der Cur sein, sie zu erforschen, sei es erforderlich, auf Alter, Temperament, Lebensart, Gewohnheit, angeborene, hereditäre oder erworbene Anlagen, besonders aber auf die Jahresconstitution und den Ausgang einer Krankheit bei anderen Individuen sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten. Die fiebererregenden Ursachen müssten alsdann entweder ganz beseitigt oder wenigstens geschwächt werden, um dadurch nach Kräften der unbekannten nächsten Ursache ihre Stützen zu rauben. Da ferner die Natur durch ihre Reaction auf die einwirkenden Ursachen selbst die Mittel gegen diese anzeigt, so ergebe sich als zweite Hauptindication, wofern wir den Fieberstoff weder durch ein Specificum tilgen, noch ihn durch andere Mittel allein zertheilen oder so schnell als möglich durch Vomitive, Purganzen oder schweisstreibende Mittel ausscheiden oder endlich die, ursprünglich vielleicht nur sehr feinen, Störungen in den festen Theilen wieder ausgleichen können, unter richtiger Leitung des Fiebers und vorsichtiger Beurtheilung des Zustandes der Lebenskräfte und der feindlich einwirkenden Potenz, ein bald exspectatives bald actives Verfahren zu wählen. Hierbei hüte man sich jedoch vor dem Wahne, als ob man diesen bloss gehemmten, nicht aber erloschenen Naturkräften durch Reizmittel zu Hülfe kommen müsse, da man sie doch nur durch Entfernung der sie beherrschenden Ursachen ohne Nachtheil excitiren kann. Die übermässig aufgeregten, durch die Art und Weise ihrer Reaction sich selbst in's Verderben stürzenden Naturkräfte würden durch Ableitung des Reizes, magere Diät, viel säuerliches Getränk, mässig kühle Luft, körperliche und geistige Ruhe, durch allgemeine und örtliche Blutentziehung und erschlaffende Mittel hinlänglich geschwächt. Habe man durch die passendsten Medicamente die einwirkenden Ursachen bekämpft, so würden die unterdrückten Kräfte durch leichtverdauliche Speisen, durch den Genuss eines zarten Fleisches, sowie durch vorsichtigen, jedoch nicht zu beschränkten Gebrauch eines edlen Weines, durch Sinapismen, Vesicatorien, Campher, versüsste Säuren, flüchtige Salze oder durch getheilte Gaben von Antimonialpräparaten, China, Zimmet, oder durch andere roborirende, Irritabilität und Sensibilität gelind reizende und angenehm erregende Mittel wieder gehoben. Zeige das Fieber keinen hervorstechenden Charakter, dann sei ein passives Verfahren angezeigt und es genüge vollkommen, die Reinigungswege frei zu halten, welche für die glückliche Lösung der Krankheit bestimmt sind.

F. macht die für die medicinische Geographie höchst wichtige Bemerkung, dass er sowohl in südlichen als nördlichen Provinzen die Beobachtung angestellt habe, wie beinahe alle Fieber öfter unter heissem als unter kaltem Himmelsstriche einen entzündlichen Charakter annähmen, was ihm früher ganz entgegengesetzt zu sein schien. Ja noch mehr! Die Nothwendigkeit, selbst im Sommer in intermittirenden und anhaltenden Fiebern Blut zu entziehen, ergaben sich bei weitem häufiger bei uns als in einem kälteren Klima, wiewohl das rein inflammatorische Fieber überall ziemlich selten epidemisch vorkomme.

Die Entzündung definirt er folgendermassen. Wenn an irgend einem Theile Hitze, Spannung, Geschwulst und Härte sich zeigen, fixer, brennender, stechender klopfender Schmerz, der bisweilen auch ganz fehle empfunden werde, die Farbe lebhaft oder dunkelroth, öfters Fieber mit vollem, starkem und hartem, oft zusammengezogenem und zuweilen ganz normalem Puls zugegen sei, die Geschwulst entweder in Eiterung oder in Brand überzugehen strebe, dann umfasse man alles Dies mit dem Namen „Entzündung".

Bei der Lungenentzündung machte er die Beobachtung, dass sie sich, namentlich die rheumatöse auch ohne Sputa durch den Urin, der zwar nicht

sedimentös sei, aber in so reichlichem Masse secernirt werde, dass oft eine Quantität von 12 Pfund und noch mehr abfliesse, zu entscheiden pflege.

Seine Grundsätze in der Behandlung der Peripneumonie sind im Wesentlichen folgende.

Es sei erforderlich, sogleich aus einer grossen Oeffnung und zwar reichlich zur Ader zu lassen, diese Venaesection nach ziemlich kurzen Intervallen zu wiederholen, doch so, dass die Wirkungen des ersten Aderlasses nicht aufhören, bevor noch der zweite gemacht würde. Es sei ganz gleichgültig, an welchem Arme die Venaesection angestellt werde, wenn nur die Blutentziehung in reichlichem Masse, wiewohl nicht bis zur Ohnmacht geschehe. Wie oft und wie viel man zur Ader lassen müsse, diese Bestimmung richte sich nach der Intensität der Krankheit, nach dem Charakter der Epidemie, nach der Zeit, wann man die Venaesection vornimmt, nach Temperament, Alter, Geschlecht und den Kräften des Kranken und endlich danach, welche Wirkungen sie bereits zur Folge gehabt. Lasse man nicht gleich im Anfange, wenn auch nur wenig zur Ader, so stehe Tod — oder ein nicht minder trauriger Ausgang, Eiterung bevor, wenn nicht sehr reichliche Blutentziehungen ohne Scheu angestellt würden.

Nicht auf den Puls, sondern auf die Dyspnöe und Brustbeklemmung müsse hier vorzüglich Gewicht gelegt werden. Oft sei es im Fortschreiten der Krankheit dringend indicirt, selbst, wenn der Pulsschlag klein und zusammengezogen erscheint, das Gesicht bleich, die Extremitäten kalt sind und die äusserste Schwäche scheinbar wahrgenommen werde, bei weitem eher und schneller wiederholte Aderlässe zu machen, als wenn die entgegengesetzten Umstände einträten. Ja, oft lasse er, wenn Schmerzen und Respirationsbeschwerden aufgehört, sogar bei hartem und vollem Pulse nicht mehr zur Ader. Halte aber die Dyspnöe noch an, so rathe er, wenngleich keine Schmerzen empfunden würden, die Blutentziehungen nicht zu versäumen. Selbst die crusta phlogistica gebe keinen zuverlässigen Grund zur Wiederholung des Aderlasses. Die Venaesection sei oft das beste Mittel gegen die, mit der entzündlichen Affection der Lunge zugleich sich einstellende, Diarrhoe und der Arzt solle sich dann durchaus nicht von der Venaesection abhalten lassen. Dasselbe gelte auch in Bezug auf das biliöse Erbrechen und die Magenoppression. Durch reichliche Blutentziehung werde der so sehr ersehnte Auswurf der Sputa nicht nur nicht gehindert, sondern es gebe auch kein trefflicheres Expectorans als die Venaesection. Denn die in der Brust stockende und zähe Lymphe werde nur durch die Mässigung der Entzündung selbst, keineswegs aber durch Antimonialia, Meerzwiebel und andere reizende Mittel zur Auflösung gebracht.

Freilich helfe im letzten tödlichen Stadium der Pneumonie weder die Venaesection, noch irgend ein anderes Mittel mehr und mit Verachtung dieses oder jenes gepriesenen Mittels stelle er diesem traurigen Zustande die unbewaffnete Kunst entgegen. Indessen helfe den Kühnen oft nicht sowohl das Glück als der Entschluss und so habe er nicht selten, wenn die Extremitäten bereits sich kalt anfühlten, das Gesicht ein leichenähnliches Aussehen darbot und der Puls ausserordentlich klein war, dem in naher Erstickungsgefahr schwebenden Kranken eine Ader, mit dem glücklichsten Erfolge öffnen lassen, während er zugleich mit seiner Hand den Pulsschlag untersuchte.

Das Opium findet in der Pneumonie nur dann seine Indication, wenn der Kranke, nachdem die entzündliche Periode bereits vorüber, noch an Schlaflosigkeit und trockenem Husten leidet, oder, wenn der Schmerz mehr Ursache der Entzündung als diese, Ursache des Schmerzes ist.

Während es gewöhnlich Brettoneau zugeschrieben wird, in neuerer Zeit zuerst die Diphtheritis wieder beschrieben zu haben, findet sich schon eine ausführliche Schilderung bei Frank. „Bereits am ersten oder zweiten Tage“, sagt er, „sind Zunge und Mundhöhle von einem unreinen Schleim belegt, an den Tonsillen oder oberhalb derselben, an den Winkeln der Rachenhöhle kommen weissgraue Flecken oberflächlich zum Vorschein, welche von einem rothen Kreis umgeben sind und mit den bei Tonsillarcynanche nicht

verwechselt werden müssen. Sie fühlen sich gleichsam, als wäre unter ihnen eine Feuchtigkeit verborgen, weich an, nehmen, wenn die Krankheit bedeutend steigt, sehr schnell eine livide, braune oder schwärzliche Farbe an, worauf die Schmerzen oft nachlassen, oder, ist bereits alle Lebensthätigkeit in diesen Gebilden erloschen, gänzlich verschwinden. Diese gangränösen Flecken verbreiten sich bisweilen über die ganze Rachenhöhle, concentriren sich nicht nur auf die Nasenschleimhaut, sondern auch auf Zahnfleisch, Zunge und Lippen, lassen bisweilen selbst die innere Fläche des Larynx und der Trachea nicht unverschont und dringen sogar bis in den Magen und Darmkanal.“

Beachtenswerth ist sein Rath hinsichtlich der Maserninoculation, deren Operation er eingehend auseinandersetzt; sie verdiene nicht, bei günstigen constitutionären Verhältnissen oder, wenn gar keine Masernepidemie grassire, als Sache von Wichtigkeit empfohlen zu werden. Herrsche aber eine bösartige Epidemie in der Nähe, so könne die Inoculation der Masern ebenso treffliche Dienste als die Blatternimpfung leisten.

Sehr wichtig sind seine Ansichten über die chronischen Exantheme. Sie unterscheiden sich von den acuten Hautausschlägen 1) durch ihre lang anhaltende Fixirung auf der Haut, 2) durch die Abwesenheit des Fiebers, 3) durch den schleichenden Verlauf.

Es unterliege keinem Zweifel, dass es mit ausserordentlichen Schwierigkeiten verknüpft sei, eine naturgetreue und genaue Schilderung derselben in allen ihren mannigfaltigen Nüancirungen und Abstufungen zu entwerfen. Wahrlich des Malers Pinsel könnte hier mehr leisten als die farbenlose Feder. Wie gross sei nicht der Unterschied zwischen noch nicht zur Reife geförderten, bereits in Blüthe stehenden, oder schon ihrem Ende entgegentretenden Hautkrankheiten! Wie verschiedenartig modificirt seien nicht die einzelnen Species, wie heterogen und durchaus abweichend der specifische Charakter einer jeden, schon der äusseren Bildung nach, wie höchst individualisirt die nächsten grundursächlichen inneren Causalverhältnisse, während die äussere Wirkung, die nach der Peripherie des Körpers hinstrebende, stets dieselbe bleibe!

Vor Allem müssten jene secundären impetiginösen Ausschläge, welche fast mit den symptomatischen Exanthemen in Allem übereinstimmen, mit primären impetiginösen Hautleiden nicht verwechselt werden. So wären die Exantheme, die vesiculösen, ecchymösen und ulcerösen Bildungen, welche bei ikterischen Leiden, skorbutischen, skrophulösen Diathesen, rheumatischen Zuständen, syphilitischen Uebeln, Infarcten der Eingeweide oder anderen Krankheiten symptomatisch vorkämen, mehr als ein solches Hautleiden anzusehen und könnten, wiewohl krankhafte Hautmetamorphosen herbeiführend, ebenso wenig zu den primitiven impetiginösen Ausschlägen gezählt werden, als sie von der anderen Seite dieselbe Behandlung, wie die Primärkrankheit, deren Reflex sie sind, erforderlich machten.

Was die aus den ätiologischen Verhältnissen deducirte Eintheilung der chronischen Hautausschläge betreffe, so sei zu bemerken, dass nur wenige primäre impetiginöse Hautleiden Mischungsfehlern der Säfte ihre Entwicklung verdankten, wiewohl länger anhaltende, dyskratische Zustände diese in der That herbeizuführen vermöchten. Mit einer übertriebenen Anwendung solcher Mittel, welche ein vermeintliches Allgemeinleiden bekämpfen sollten, werde man hier fast gar nichts ausrichten. Ganz anders verhalte es sich mit den secundären impetiginösen Uebeln. Zwar könnten und pflegten auch sie mit der Zeit in primäre überzugehen, aber immer bleibe es hier Hauptaufgabe der Behandlung, auf den complicirten Zustand, d. h. auf das Primär- und Secundärleiden sein vorzüglichstes Augenmerk zu richten. Die soge-

nannten zurücktreibenden, austrocknenden Mittel würden daher hier nur nachtheilige Wirkungen haben.

Höchst zweckmässig scheine es ihm zu sein, das Eintheilungsprincip nach dem Sitze des chronischen Hautleidens aufzustellen. Während nämlich einige nur die Oberfläche der Haut durchdrängen und kaum über das Malpighische Schleimnetz hinaus sich verbreiteten, drängen andere tiefer in die Haut, welche sie wohl selbst zerstörten.

In Bezug auf die Causalverhältnisse bemerkt er, dass vergleichende Betrachtungen über die Krankheiten der Pflanzen und Thiere sicherlich auf fester Begründung der ätiologischen und therapeutischen Momente hinsichtlich der Hautkrankheiten des Menschen von wesentlichem Einfluss seien. Für die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen erklärt er die gestörte Transpiration und vernachlässigte Hautcultur, ferner Insecten und Würmer.

Im Gegensatze zu den meisten Klinikern der damaligen Zeit hält er die Krätzmilbe für die Ursache der Krätze. Auch pflichtet er der Ansicht Linné's bei, nach der die Elephantiasis der Mohren durch Einwirkung der Aussatzmilbe (musca Leprae) sich entwickele.

Desgleichen soll das bei der Elephantiasis Graecorum oder bei dem arabischen Aussatze vorkommende, sogenannte Würmchen, nichts Anders als die Larve unserer gewöhnlichen Hausmücke (Musca domestica) und aus den abgesetzten Eiern entstanden sein. Als Ursache der norwegischen Elephantiasis müssten der Gordius marinus und der hier so starke Genuss von Seefischen angesehen werden.

Er beklagt es, dass man nicht näher die Parasiten und Infusionsthiere zu erforschen suche, da sie unstreitig auf Hautkrankheiten einen bedeutenden Einfluss äussern, zumal seit der Zeit, als die ganz unstatthafte Lehre von der generatio aequivoca in Verfall gerathen. Genauere und gründlichere Untersuchungen müssten darüber angestellt werden. Vielleicht entwickelten sich noch weit mehr Arten von impetiginösen Hautübeln aus solchen causis viventibus. Da alte Subjecte, bei welchen die Harnentleerung schwächer von Statten gehe, ein fast anhaltendes Jucken und herpetische und ulceröse Hautleiden bekämen, so sollte man bei chronischen Hautausschlägen die Urinsecretion mehr berücksichtigen, als es zu geschehen pflege.

Er warnt dagegen, die atra bilis zu häufig als Causalmoment aufzufassen. Dass man jede jähe, compacte Materie schlechthin „schwarze Galle" nenne, sei ein grosser Missbrauch, welcher überhaupt in keiner anderen Wissenschaft so höchst nachtheilige Folgen nach sich gezogen als in der Medicin. Die Lehre von der Erzeugung und Fermentation der Galle im Blute sei sicherlich im Studirzimmer ausgedacht worden. Denn das in den Gefässen circulirende Blut gerathe in keinen Verdickungszustand ähnlicher Art, verwandle sich auch nicht, bei ununterbrochener Zuströmung neuer, frisch bereiteter Lymphe, in eine solche gelatinöse Masse.

Als fernere Causalmomente würdigt er die psychischen Einflüsse, die Contagien, die Hautplethora, die Wärme und die hereditären Einflüsse.

In therapeutischer Beziehung ist ihm die Hauptindication „schleunige Ermittelung und Beseitigung der ursächlichen Momente". Gegen frisch entstandene, durch äussere Verletzungen, contagiöse Einflüsse, oder durch eine abnorme Thätigkeit der Haut allein gebildete impetiginöse Uebel, bei völlig gesunden Individuen, wende man sogleich örtliche Uebel an. Liege ein inneres Leiden zum Grunde, so suche man dies womöglich radical zu beseitigen und den Ausschlag selbst gleichsam als Symptom und Reflex des inneren Krankheitszustandes mit den dagegen gerichteten Mitteln und bisweilen als von der Natur beabsichtigten Krise, zu behandeln. Indessen wollten bisweilen Hautübel, deren ursächliches Verhältniss tief verborgen

liege, nicht ganz auf innere Mittel weichen, verschlimmerten sich vielmehr bei fortgesetzter Anwendung derselben und machten zu ihrer endlichen Heilung örtliche Mittel nothwendig. Auch würde oftmals die krankhafte Disposition für Hautleiden nicht eher, als beim Hinzutritt entweder einer bedeutenden Hautläsion oder eines Contagiums entwickelt. Im letzteren Falle würden Localmittel, so schnell als möglich angewandt, sehr dienlich, im ersten hingegen, des complicirten Zustandes der Verletzung wegen, nachtheilig sein. Durchaus skeptisch verhält er sich gegen die Ansicht, dass man mit regulinischem Quecksilber Intussusceptionen heilen könne.

Sehr oft warnt er davor, die Wirkungen für die Ursachen zu halten. „Kann man denn", sagt er einmal, „die Traurigkeit, durch deren Einwirkung die Wangen mit einer gesalzenen Flüssigkeit befeuchtet werden, von den Thränen herleiten? oder ist etwa die Reise zur See, welche zum Brechen Anlass gibt, wodurch eine copiöse Menge gelber, grasgrüner Galle ausgeleert wird, von biliöser Beschaffenheit? Wie lange wird man noch immer die Wirkung der Krankheit für die Ursache halten?"

Eines der lehrreichsten Capitel des ganzen Buches bildet das über die Wassersucht. Er beschreibt mehrere Arten, die er selbst beobachtet, wie z. B. die Leberwassersucht, die Wassersucht der Gallenblase, die Milzwassersucht, Mesenterialwassersucht, Netzwassersucht, Magen- und Intestinalwassersucht, welche man in den heutigen Lehrbüchern der Pathologie und Therapie vergeblich sucht.

Ein grosser Theil der Wassersuchten beruhe auf Adynamie; aber es kämen auch oft Hydropsien von sthenischem Charakter vor, die mit vollem, starkem und hartem Pulse verbunden seien. So heilte er einen Kranken, welcher vergeblich lange Zeit mit allen Diureticis behandelt war, durch 2 Venaesectionen.

Nachdem er über die Causalverhältnisse der Hydropsie ausführlich sich ausgelassen, sagt er von den Ursachen der einzelnen Arten der Wassersucht: „Wir wissen es nur zu gut, dass zur Ergründung der letzten Ursachen der Dinge der menschliche Verstand nicht hinreicht und dass es daher genügend erscheinen müsse, in diesem Dunkel vom Wege der Wahrheit so wenig als möglich abzuweichen. Wenn ich daher bei der genauen Erforschung der Causalverhältnisse, welche den einzelnen Arten des in Rede stehenden Uebels zum Grunde liegen, meinen eigenen Kräften misstraue, so glaube ich doch mit dieser Untersuchung insofern der Wissenschaft einen Gewinn verschafft zu haben, als man daraus die Ueberzeugung schöpfen wird, dass die Ausübung derselben, die sicherlich mehr auf zufällige Umstände und Erfahrung, als auf einseitige Theorien und Hypothesen basirt ist, ebensowenig durch Erörterungen der Krankheitsursache, deren genaue Kenntniss uns ohnehin abgeht, ihre Richtung erhalten könne, als ein Schiff durch ein gänzlich zerrissenes Segel".

Seinen skeptischen Standpunkt zeigt er abermals bei der Behandlung der Wassersucht im Allgemeinen. Er führt aus, dass die Lehre des Hydrops einen reichhaltigen und schlagenden Pendant zu der allgemeinen Wahrheit bilde, dass man sehr viel wissen müsse, um zu wissen, dass man nichts weiss. Indessen sei dies Geständniss in vielen Fällen mehr auf Kosten der unbezwinglichen Krankheit selbst, als auf die unserer Kunst zu schreiben und werde man sich desshalb auch nicht zu wundern haben, wenn bei so bewandten Umständen Mittel angepriesen wurden, die vielleicht in einem oder dem anderen Falle Hülfe leisteten, in sehr vielen anderen aber gar nichts fruchteten. Denn nur da, wo man mit Wenigem viel auszurichten im Stande sei, unterbleibe auch die Anpreisung vieler Mittel.

Es stellten sich bei der Behandlung dieses Uebels drei Hauptindicationen dar. Die erste beziehe sich darauf, die zum Grunde liegende Ursache hinwegzuräumen und bei der Behandlung selbst mehr auf die Realisirung dieser Anzeige, als auf die krankhafte Wasserbildung sein Augenmerk zu richten, die zweite, in Erwägung, dass selbst das krankhafte Product wieder eigenthümliche Folgen nach sich ziehen

könne, verlange, dass die angesammelte Feuchtigkeit, wenn dies anders nicht schon bei der Ausführung der ersten Indication geschehe, so schnell als möglich entleert, und die dritte, insofern sich leicht bei der noch vorhandenen krankhaften Stimmung der secernirenden Gefässe Recidive bilden können, mit steter Berücksichtigung der erzeugenden Ursache und der davon abhängigen Wirkung, darauf zu sehen, dass diesen jeder Boden entzogen würde.

Ueber die anzuwendende Hydrotherapie macht er die Bemerkung, dass er nicht einsehe, warum man nicht in den Fällen, wo keine rheumatische Ursache zu Grunde liege, das Trinken von kaltem Wasser und sogar damit angestellte Waschungen gestatten solle.

Von den milden Diureticis bewährten sich ihm am meisten der Weinsteinrahm und der Cremor tartari solubilis entweder allein oder mit Oxymel scillit. und Spiritus Salis dulcis. Von den stärkeren Diureticis leisteten ihm die alkalischen Mittel mit Amaris am meisten. So lasse man 1 Pfund Pottasche und eine Unze Wermuth mit 2 Pf. säuerlichem, namentlich Rhein- oder Moselwein kalt infundiren, einen Tag lang stehen und von der Colatur 3Mal täglich 2 Unzen nehmen.

Verf. bespricht dann die einzelnen Mittel, welche ihm nützten. Der Praktiker findet hier eine wahre Fundgrube von praktischem Material.

Die Diuretica empfiehlt er vornehmlich in der Brustwassersucht. Eine Mischung, die er anfangs verwarf, weil sie ihm zu sehr zusammengesetzt erschien, leistete ihm die ausgezeichnetsten Dienste: Rec. Squill. comp., Rad. Bryon., Extr. Elat. $\tilde{a}\tilde{a}$ scrup. 1 — drach. 3β, Theriac. Andromachi dr. 1. Roob. Sambuc., Ebuli Junip. $\tilde{a}\tilde{a}$. dr. ʒVI. M. f. c. Syr. ros. solutivo Electuarium. Von dieser Mischung lässt man den Kranken dreimal des Tags eine Kastanie gross mit 3 Unzen einer Abkochung der sogenannten eröffnenden Wurzeln nehmen. Sehr grosse Erleichterung verschaffte seinen Patienten folgende Mixtur: Rec. Gummi Ammoniac. in liq. Terr. fol. tart. sol. dr. ii, Aq. Petros., Juniper. $\tilde{a}\tilde{a}$ unc. iiiβ, pulp. Squill. rec. scrup. i, Napht. Vitriol dr. β, Syr. Cinamm. unc i. Zweistündlich einen Esslöffel voll. Der Digitalis gibt er vor allen Mitteln den Vorzug.

Er plaidirt ferner für die Punctur des Hydrothorax und erzählt mehrere glücklich abgelaufene Krankengeschichten.

Von 500 Fällen von Paracentese, welche er vornehmen liess, genasen nur 5—6. Facultativ räth er zum Schnitt statt des Troikars und zur frühzeitigen Operation, ehe der Unterleib zu sehr ausgedehnt, und denselben nicht in der Mitte, sondern am untersten Theile zu incidiren.

Selbst für die Exstirpation des hydropischen Ovariums tritt er bereits in die Schranken. Beim Hydrocephalus bringt er die von Hippokrates angerathene Anbohrung des Schädels wieder in Erinnernng und erinnert daran, dass, wenn beim Schwindel der Schafe, wenn dieser durch den Blasenwurm herbeigeführt werde, die Trepanation des Schädels ohne Weiteres vorgenommen werde, die Thiere wieder hergestellt würden.

Bei der Behandlung des acuten Hydrocephalus räth er dringend an, zwischen dem sthenischen und asthenischen zu unterscheiden, da hiervon das Glück der Cur abhängt. Er bekämpft den schablonenmässigen Gebrauch des Calomels.

Zu den vorzüglichsten Capiteln der „Epitome“ gehört seine Abhandlung über die Würmer, welche zugleich den Beweis liefert, mit welcher Gewissenhaftigkeit F. sich bemühte, die Fortschritte der Naturwissenschaft in sich aufzunehmen.

Wenn er bei der Abhandlung des gastrischen Fiebers auch von einem Wurmfieber gesprochen hat, so ist er doch der Meinung, dass diese Krank-

heit weniger einem Wurmleiden als vielmehr umgekehrt dieses dem gastrischen Fieber, das auch bisweilen epidemisch herrscht, zugeschrieben werden müsse und hält demnach dafür, dass die Benennung „Wurmfieber", aus später zu erörternden Gründen nicht ganz passend sei.

Er bekämpft die Ansichten der Aerzte, welche in den Würmern den Grund fast jeder einzelnen Krankheit entdeckt zu haben glaubten, als auch derer, welche meinten, dass die Würmer, wenn etwa nicht dem Menschen zuträglich, doch mindestens unschädlich seien und die diesen aufgebürdeten Krankheiten als die Ausgeburt und Erdichtung ärztlicher Unwissenheit ansehen. Erspriesslich und billig schien es ihm daher zu sein, auch hierin die Mittelstrasse inne zu halten, die Beobachtungen der Naturforscher im Allgemeinen und der Helminthologen insbesondere, obschon sie in der Heilkunde nicht bewandert seien, mit Dank aufzunehmen und wohl zu beachten.

Obgleich er binnen den 54 Jahren seiner ärztlichen Thätigkeit viele Tausende von Leichenöffnungen gemacht, so habe er doch nie eine Perforation gesehen, welche man den Würmern hätte zuschreiben können.

Beachtenswerth ist seine Beobachtung, dass einige, an Würmern Leidende, bei jedem Concerte, dem sie beiwohnen, sogleich von Angst und Furcht ergriffen wurden, dem sich Zittern hinzugesellt.

Den von Klebs auf der Naturforscherversammlung in Cassel vorgetragenen Ansichten über die Tuberkulose gegenüber dürfte es nicht uninteressant sein, Frank's Meinung über diesen Gegenstand zu vernehmen.

„Bereits seit langer Zeit", sagt er, „hegte ich die Vermuthung, dass die sogenannte tuberkulöse Lungenschwindsucht, mindestens in gewissen Fällen, einer causa vivens, d. h. Würmern ihre Ausbildung verdanke. Mehrere bei Thieren vorgekommene analoge Fälle geben dieser Vermuthung noch mehr Gewicht. So fand Träutler den Fühlwurm (Hamalaria lymphatica) in den Bronchialdrüsen und Lymphgefässen eines jungen Mannes, der an Syphilis und Phthisis gelitten. So wurden Würmer verschiedener Art in grosser Menge in den Lungen der Frösche, Kröten, Fische und Kälber gefunden. Ebenso beschrieb ein ehedem höchst ausgezeichneter Anatom in Padua mehrere Fälle, wo scirrhöse Tuberkeln bei Hunden und zwar in der Speiseröhre der Aorta vorkamen, die mit kleinen Würmern angefüllt waren und verglich diese Beobachtungen mit denen anderer Aerzte. Dergleichen harte, wurmhaltige Geschwülste findet man häufig im Magen der Hunde und sowohl hier wie bei Pferden wurden tuberkulöse Aneurysmen entdeckt, die Pallisadenwürmern zum Aufenthalte dienten".

Wir heben noch folgende therapeutische Ansichten von ihm hervor, welche auch jetzt noch Beachtung verdienen.

Bei der Coxalgia empfiehlt er das extractum pampinorum vitis, täglich zu ʒjj—ʒjjj oder das saturirte Decoct der frischgebrochenen Weinranken.

Die von Leonhard Fuchs gegen Milchschorf empfohlene Jacea fand auch F. sehr wirksam.

Bei Diabetes macht er den Vorschlag, dass, da man beobachtete, wie der Schlund seiner Meinung nach durch einen Fehler der Nerven so sehr austrockne, es vielleicht möglich sei, das Quecksilber oder ein dadurch erregten Speichelfluss mit Nutzen anzuwenden.

Sehr beachtenswerth sind die therapeutischen Winke, welche er bei der Cur der gastrischen, biliösen, serösen, Schleim-, Blut-, asthenischen und chronischen Diarrhoe empfiehlt.

Wie Werlhof, lobt er das Dippel'sche Oel in der Epilepsie.

Seine Therapie der Wechselfieber dürfte wegen der darin aufgestellten ächt praktischen Grundsätze auch heute noch mustergültig sein.

Bei Herpes fand er wirksamer als alle übrigen Mittel den frisch ausgepressten Tabakssaft in Pflasterform. (Succ. nicot. tabac., Cer. flav. āā ℥iii, Resin. pin. ℥iβ, Terebinth. ℥i, Ol. Myrrh. q. s. ut. f. Ceratum. S. Ceratum tabacinum.

Bei der paralytischen Harnverhaltung, wenn sie durch Blasenverhärtung bedingt ist, empfiehlt er Calomel (Calomel. gr. x, Opii pur. gr. j. m. f. Pulv. täglich 2 Stücke.)

Bei der opthalmia neonatorum bewährten sich ihm Einspritzungen von frischer gesunder Milch oder einem Pappeldecocte, bei starkem Grade eine wässerige Auflösung von weissem Vitriol.

Gegen den, mit hysterischen Zufällen verbundenen, Pemphigus wandte er mit Erfolg Opium mit Moschus an.

Ist bei der Phthisis pulmonalis die Ruptur einer Vomica zu besorgen, so ertheilt er den Rath, wenn der Kranke noch nicht zu erschöpft ist und nach zunehmender Athmungsbeschwerde und trockenem Husten auf einmal die fürchterlichste Erstickungsgefahr entsteht, erst einen Aderlass vorzunehmen und dann ein Brechmittel zu reichen.

Gegen Kropf sah er die beste Wirkung von einem geheim gehaltenen Mittel eines Strassburger Arztes. Dasselbe besteht aus: Spong. marin. in fragmentis, lapid. spongiar. āā ℥iv, pilae marinae ℥i. Ingerantur haec crucibulo et fiat sub igne cinis. Hujus cineris ℥i coquatur in aq. fontanae ℔ii ad remanent. ℔i. Filtratis adde Syr. Cinnam. ʒi. Dreimal täglich 1 Esslöffel voll.

Frank's Maximen bei der Behandlung der Variola sollte jeder Praktiker sich zu eigen machen.

Geburtshülfe und Gynäkologie.

Auch diese beiden Disciplinen liess F. nicht ohne Bereicherung.

Von allen geburtshülflichen Operationsmethoden hatte wohl keine solche Sensation erregt als die Schambeintrennung. Nachdem zwei glücklich verlaufene Operationsgeschichten, die eine in Paris, die andere in Würzburg publicirt waren, wurden die Gemüther vollständig aufgeregt; als nun in den öffentlichen Blättern die dritte, mit Erfolg vollzogene, von dem Hofchirurgus Nagel in Bruchsal gemeldet wurde, wuchs der Enthusiasmus für diese neue Operation zu einer wahrhaften Erregtheit an und wurde bereits Gegenstand akademischer Streitschriften. Frank selbst ward, als in Bruchsal lebend, von vielen Seiten bestürmt, Auskunft über diesen merkwürdigen Fall zu geben.

Dies that er dann dadurch, dass er das Tagebuch des Hofchirurgus Nagel über diesen Fall in einem Memorandum an die churmainzische Akademie in Erfurt veröffentlichte. Danach fiel das Resultat aber ganz anders aus. Sowohl Mutter als Kind waren gestorben.

Von grossem Interesse noch für heute, ist die von F. beigegebene Epikrise, weil seine hier ausgesprochene Meinung später die aller hervorragenden Geburtshelfer wurde, und namentlich Boër für sie in die Schranken trat.

F. sagt: „Was die Nothwendigkeit einer so zweifelhaften Operation in diesem Falle betrifft, so bin ich anderer Meinung. Denn gesetzt auch, dass dieser das Becken verengernde Knochenauswuchs zugegen gewesen wäre, so hätte man doch von der Trennung der Schambeinknorpeln keinen Vortheil erwarten können, da aus unzähligen angestellten Versuchen bekannt ist, dass der kleine Durchmesser des Beckens, obgleich die durchschnittenen Schenkel des Schambeins anderthalb Zoll auseinander weichen, nur um einige Linien grösser wird, folglich keine so starke Erweiterung des Beckens

zu erwarten war, als zu einer so schweren Geburt erfordert wurde. Bei einer so ausserordentlichen Grösse des Kopfes und so starker Einkeilung desselben, wo die Wendung des Kindes und die Herausziehung bei den Füssen nicht möglich war, musste entweder die Aushirnung oder der Kaiserschnitt wahrgenommen werden. Was ist also hier zu thun? Ich wenigstens bin in dieser so oft bestrittenen Sache der Meinung, dass ich eine wirkliche und überdies fruchtbare, von einem Manne geliebte Frau, die vielleicht noch Mutter mehrerer Söhne wird, dem zweifelhaften Leben eines noch ungeborenen Kindes vorziehen müsse."

Frank's Rede „de venaesectionis apud puerperas abusu" ist nicht nur wegen seiner philosophischen Betrachtungen über die Medicin von grossem Interesse, sondern auch weil sie die damalige schablonenmässige Therapie der Kindbettsfieber verdammt. Mutatis mutandis, wenn man statt des dort gerügten Aderlasses das heutige moderne Eis setzt, ist sie auch heute noch eine scharfe Philippika an die geburtshülflichen Handwerker. Ob der Tod von Frank's erster Frau die Veranlassung dieser Abhandlung war? Wenn man versteht, zwischen den Zeilen zu lesen und den Bericht über die Behandlung seiner Frau in seiner Selbstbiographie liest, so dürfte die Vermuthung wohl auf Wahrheit beruhen.

Verf. setzt zunächst auseinander, dass alle medicinische Hülfsleistung so beschaffen sein müsse, dass sie dem kranken Körper entweder etwas zusetze oder entziehe oder etwas umändere. Bei der exspectativen Methode erreichte dies die Natur. Wenn daher der Arzt, als Dictator, nicht als Diener der Natur, handle, so müsse er entweder nützen oder schaden. Ein hartes Bekenntniss, das auf einer Seite die Arzneikunst als eine für den Staat nützliche Kunst hinstelle, auf der anderen Seite die Gefahren aufdecke, denen so viele Staatsbürger ausgesetzt sind. Höchst nachtheilig sei es daher, wenn man in Friedenszeiten die Menschen von medicinischen Insecten auffressen lasse. Der Arzt möge regeln oder handeln, er schwebe beständig in Gefahr und die Ausübung seiner Kunst sei äusserst schwer und gefahrvoll, wenn er in diesem Labyrinthe nicht durch Regeln, die sowohl auf Vernunft als auf Erfahrung gegründet sind, gleichsam an Ariadne's Faden geleitet werde und entweder die Krankheit besiege, oder wenn die Kunst unterliegen müsse, wenigstens damit sich trösten könne, keinen Fehler begangen zu haben. Der Arzt dürfe daher in Krankheiten, wenn gehandelt werden soll, keine Arzneien geben, die entweder unwirksam sind, wo die Wirksamkeit erfordert werde oder die, ohne eine vernünftige Anzeige verordnet, den Kranken zum Nachtheil gereichten. Zu letzteren gehöre der Aderlass, der bei der Kindbetterin allgemein die ersten Tage nach der Entbindung angewandt würde. Dies gereiche aber der Fruchtbarkeit der Mutter zum grössten Nachtheil. Ebenso falsch sei es, wenn man, indem man ein Lehrer der Natur zu sein affectire, in der Schwangerschaft, ohne Noth, wie es Sitte sei, zur Ader lasse. Viele Mütter habe er dadurch abortiren sehen. Die Ursache des ersteren Missbrauches sei in der Unsitte der Mütter begründet, das Säugegeschäft den Ammen zu überlassen, durch den Aderlass glaubte man den Folgen der zurückgetretenen Milch vorzubeugen. Die Kindbettfieber seien mehr gastrischer und nervöser als entzündungsartiger Natur. Die Entzündungshaut auf dem Blute schwangerer Weiber beweise gar nichts. Ebenso wenig dürfe man aus Krampfaderbrüchen, schmerzhaften Hämorrhoidalzufällen auf Vollblütigkeit schliessen. Auch das dürfe nicht bestehen, dass Viele in die Entzündung des Netzes, des Bauchfells und der Gebärmutter selbst die Ursache des Kindbettfiebers vorlegten. Ungleich wichtiger sei, was diese Schriftsteller bei den Leichenöffnungen der Kindbetterinnen entdeckt hätten, wenn nur die Praxis und die tägliche Erfahrung am Krankenbette dieses Raisonnement unterstützt hätte und man von dem, was nach dem Tode in dem Leichname entdeckt wird, auf die Ursache der Krankheit allzeit richtig schliessen könne.

Auch seien, wie Hunter selbst bezeugt, diejenigen, welche im Anfange zur Ader liessen, nicht glücklicher. Alle aber loben einstimmig einen, den Umständen anpassenden, Gebrauch abführender Mittel.

Auch hätte man die, in dem Leichname entdeckten Zeichen, der Entzündung oder des Brandes nicht als die Ursache, sondern vielmehr als die Wirkung der Krankheit ansehen sollen. Wenn nun der Aderlass in Kindbettfiebern so nachtheilig, wer sollte sich unterstehen, einer gesunden Person Blut abzuziehen?

Damit wolle er das Aderlassen nicht gänzlich verwerfen. Denn er habe den Nutzen desselben sowohl zur glücklichen Beförderung der Geburt als zur Verhütung der entzündungsartigen Folgen öfters erfahren und habe diese Blutausleerung, wenn bei zurückgetretener oder noch fliessender Kindbettreinigung Zeichen einer entstehenden Gebärmutterentzündung sich äusserten, von grossem Nutzen befunden.

Von der höchsten Seltenheit ist seine Wahrnehmung „einer schweren Geburt wegen einer Wassersucht des Darmkanals". Wenn schon die Wassersuchten des Abdomen beim Foetus zu den Seltenheiten gehören und ich selbst in meiner grossen geburtshülflichen Praxis nur einen Fall erlebte, so bildet die Wassersucht des Darmkanals wie hier geradezu ein Unicum.

Nach Vollendung der, von ihm mit grosser Schwierigkeit vollzogenen, Entbindung, welche von seiner künstlerischen Erfindungsgabe, die für den einzelnen aussergewöhnlichen Fall sich selbst das Gesetz schafft, ein glänzendes Zeugniss ablegt, fand er in der Bauchhöhle des Kindes kein Wasser. Der ganze Darmkanal erschien aus weiten, von einander abstehenden, blinden, mit einem klaren Wasser ganz vollgefüllten Wasserbläschen. Aus mehr als 20 solchen Säcken von verschiedener Grösse bestand die Wassersucht dieses Darmkanals und befand sich in demselben circa 8 Pfund.

Endlich verdient noch erwähnt zu werden, dass er (daher die Priorität ihm und nicht Carus gebührt) (Uteri reflexio in foemina non gravida) bereits im Jahre 1786 den Ausdruck Reflexion statt Retroversion einführte, um damit den Unterschied anzudeuten, dass ersterer Zustand einmal bei nicht schwangeren Frauenzimmern vorkomme und sich durch seine retortenförmige Gestalt (retortae imagine) von der Retroversion unterscheide.

Ueberdies stellte er die bisher angenommene Ansicht, dass Gregoire in Paris der erste gewesen sei, welcher die Retroversion zuerst beobachtet, sondern dass Kulm dieselbe bereits im Jahre 1732 beschrieben habe, richtig.

Sehr lehrreich sind endlich die beiden von ihm erzählten Fälle von einer durch partielle Zusammenziehung der Gebärmutter verursachten Einklemmung der Nachgeburt und darauf folgender Blutung. Der erste Fall, wo die Entfernung der Nachgeburt durch die Hand vergeblich versucht wurde, verlief tödtlich, indem kein Mohnsaft zur Hand war. Im letzteren Falle wurde dieser mit Chinaextract und Zimmttinctur gegeben, über den Unterleib erweichende Kataplasmen und statt Einspritzungen von kaltem, mit lauwarmem Wasser gemacht. Am 3. Tage ging die Nachgeburt spontan ab und die Wöchnerin genas. Hieran knüpft Verf., der Alles philosophisch auffasste, folgende allgemeine Bemerkung: „Vielleicht könnten viele Verrenkungen, viele eingeklemmte Brüche glücklicher zurückgebracht werden, wenn man eine so schmerzhafte Operation selbst im Schlafe vornehmen könnte. Den nämlichen Vortheil, den uns ein Schlaf oder eine Ohnmacht gewähret, kann uns der Mohnsaft verschaffen".

Chirurgie.

Auch in dieser Disciplin zeigt F. gründliche theoretische Kenntnisse und reiche praktische Erfahrung. Mehrere interessante Fälle hat er veröffentlicht. Aus diesen heben wir seine Beobachtung eines Wasserbruchs von einer inneren Ursache hervor. Pott hatte damals in seinem classischen Werke über die Hydrocele die Behauptung aufgestellt, derselbe sei ein bloss örtliches Uebel. Dieser Meinung tritt F. entgegen. Er erläutert seine Ansicht durch eine Krankengeschichte. Ein, mit einem Wasserbruche behafteter, Mann von 52 Jahren, dem er die Palliativcur angerathen, habe die Radicaloperation durchaus gewünscht. Als diese durch den Schnitt vorgenommen, fand man den Hoden mit Wasserbläschen besetzt, die er früher unter den Fusssohlen gehabt und nach deren Verschwinden das

Leiden sich ausgebildet hatte. Man entschloss sich nun zur Castration. Nach 5 Wochen habe die Wunde zu vernarben angefangen, beständig sei aber eine Lymphe ausgesickert. Der früher bestandene Schwindel wurde jetzt aber gänzlich gehoben. Da hatte sich der Kranke verleiten lassen, Tutia auf die Wunde zu streuen; dies führte bald die gänzliche Vernarbung herbei. Bald darauf habe er aber eine heftige Leberentzündung bekommen, darnach sei er in Wahnsinn verfallen, bis endlich eine frieselartige Flechte auf verschiedenen Theilen des Körpers zum Ausbruch kam. Hiedurch sei er von seinem Schwindel wieder befreit worden. Nachdem derselbe mehrere Jahre bestanden, hätte Patient alle möglichen Mittel gebraucht, um ihn zu vertreiben, dies gelang ihm endlich durch den ausgepressten Saft des Tabaks. Darauf habe sich aber der Process auf die Leistengegend geworfen und aus der Narbe am Hoden sei beständig eine Feuchtigkeit ausgeschwitzt. Von hier vertrieben, bildete sich eine heftige Ohrenentzündung aus. Nachdem diese geheilt, sei ein Ausschlag auf der Oberfläche der Haut zurückgeblieben.

Verf. belegt dann die Richtigkeit seiner Ansicht, dass der Wasserbruch nicht immer ein örtliches Uebel sei aus der Geschichte; zu diesem Zwecke citirt er Dodonaeus, Fallopius und Bonet. Letzterer führe einen Fall an, wo ein, mit der Lustseuche und einer Hydrocele behafteter, Mann durch die Quecksilbereinreibung von allen Uebeln befreit wurde. Ja Pott selbst erzählt einen Fall von einem Patienten, der einen grossen Wasserbruch hatte, aber ganz davon befreit wurde, als er den ersten podagrischen Anfall bekommen hätte.

F. ist desshalb der Ansicht, dass die Entstehung des Wasserbruches von einer innerlichen Ursache schlechterdings nicht zu verwerfen sei und es gäbe Fälle, wo die Palliativcur den Vorzug verdiene, besonders bei kachektischen und mit offenbaren Schärfen behafteten Kranken, bei denen man die angesammelte und gewiss auch scharfe Lymphe mit besserem Erfolge von Zeit zu Zeit ausleere, als wenn man durch Verwachsung der Scheidenhaut mit dem Hoden, dieselbe zu weit schlimmeren Ablagerungen zwinge.

Von Bedeutung bleibt auch heute noch seine oratiuncula „de clavis pedum caute secandis“. Er erzählt in dieser Rede die Geschichte von zwei Fällen, wo in dem einen der kalte Brand sich zu einem, roh abgeschnittenen, Leichdorne gesellte, der dann tödtlich verlief; der zweite Fall, bei einer im 7. Monat Schwangeren, erzeugte anfänglich eine Entzündung des ganzen Fusses, dann eine schmerzhafte Anschwellung der Schamlippen, denen eine Metritis folgte, begleitet von Friesel; Patientin genas erst, nachdem mehrere Aderlässe verordnet, nach vielen Wochen und wurde dann am Ende des 8. Monats von einem lebenden Knaben entbunden.

Medicinische Polizei.

Wenn diese Doctrin, wie ihre Schwester, die gerichtliche Medicin, auch seit den ältesten Zeiten existirte, so ist und bleibt es Peter Frank's nicht anzufechtendes Verdienst, dass er den ersten Versuch machte, diese beiden Disciplinen, welche bis vor ihm immer zusammen bearbeitet wurden und ebenso unlogisch miteinander verbunden waren, wie auf dem Gebiete des Rechts die Justiz und Administration, von einander zu trennen, die Grenzen der medicinischen Polizei zu bestimmen und sie zur Würde einer eigenen Wissenschaft zu erheben. Wie in so vielen Dingen ging auch hier die Medicin der Jurisprudenz voran. Erst das Jahr 1848 brachte letzterer die bezüglichen Reformen.

Hatten vor ihm auch schon einzelne Aerzte sich die Aufgabe gestellt, die medicinische Polizei selbstständig zu bearbeiten, so war und blieb der Begriff dieser Disciplin doch stets ein sehr vager, und man beschäftigte sich viel öfter mit Trivialitäten, die man zu Grossem aufzubauschen suchte, und Mikrologien, anstatt in das Wesen der medicinischen Polizei einzudringen und ihren wahren Zweck zu ergründen. So erörterte man mit einem grossen Aufwand von Gelehrsamkeit die Frage, ob ein Christ einem jüdischen Arzte Leben und Gesundheit ohne Gewissensskrupel anvertrauen könne, und wurde dieselbe von der Strassburger, Rostocker und Wittenberger Akademie im negativen Sinne entschieden.

Scharfsinnige Untersuchungen wurden darüber angestellt, ob man den Enkel eines Henkers von der Erlernung der Wundarzneikunst ausschliessen solle; die Lossprechung von den Fasten, die Wasserprobe bei Hexenprocessen waren andere Lieblingsthemata. Das Bild, welches Peter Frank von der damaligen medicinischen Polizei entwirft, illustrirt am besten, wie sehr sie im Argen lag.

„Es ist noch nicht lange her", sagt er, „dass die medicinische Polizei beinahe in allen Ländern mit nichts sich beschäftigte als mit Klagen und ohnmächtigen Verwendungen gegen die Quacksalber und Afterärzte; höchstens wurde noch in Pestzeiten auf Anstalten gedacht, wodurch man gewisse Vorkehrungen und Recepte in Druck bekannt machte und Aerzten und Todtengräbern ihre Stelle und Verrichtung anwies. In gesunden Zeiten, ich will sagen, wenn keine besonderen Seuchen unter dem Volke herrschten, war man wenig genug um die allgemeine Gesundheitspflege bekümmert, gleich als wären es nur jene Krankheiten, welche die Provinzen entvölkerten und als wäre der Verlust für's Vaterland nicht gleich, es sei, dass solches seine Bürger nach Tausenden an einer und der nämlichen Seuche oder an so vielen besonderen Krankheiten und Zuständen verlöre. Die vielen Unglücksfälle, welchen die Menschen in jedem Gemeinwesen, entweder durch eigne Unvorsichtigkeit oder durch das unbehutsame Verfahren ihrer Mitbürger, durch die Natur ihrer gewöhnlichen Verrichtungen oder sonst durch gewisse heftig wirkende physische Ursachen ausgesetzt werden, waren nirgends oder gewiss nur an wenigen einzelnen Orten, wo die Vorsicht einem thätigen Menschenfreunde das Leben und Wohl einer Gesellschaft anvertraut hatte, der Gegenstand der obrigkeitlichen Aufsicht. An die Wiederherstellung der bei solchen unvorhergesehenen Zufällen verunglückten Bürger ward gar nicht gedacht: es war sogar ein Verbrechen, den im Wasser gefundenen, den im freien Felde aus unbekannten Ursachen erstickten oder erhängten Menschen aus seiner Stelle zu ziehen, ehe eine formelle gerichtliche Untersuchung darüber angestellt worden war, unter deren langen Dauer das wenige Lebensfeuer völlig noch verloren ging, dessen sich unsere Zeiten zu einer Art von neuer Schöpfung bedienen, indem durch die glücklichsten Mittel jetzt mehrere hunderte von solchen todt geschienenen Menschen unter der belebenden Hand des Menschenfreundes von dem Todtenschlafe wieder aufwachen und den Ihrigen wieder geschenkt worden. Mit welch tödtender Gleichgültigkeit überliess man, noch vor 50 Jahren, in auch sonst gesitteten Ländern, und leider noch in vielen Provinzen auch in unseren Zeiten die Schwangern und Gebärenden den Händen des verächtlichsten Haufens abergläubischer Weiber, die man bei ihrer Aufstellung höchstens durch den Pfarrer bloss über die nöthigen Taufregeln unterrichten liess, und hat man nicht in Zeiten, wo uns eine, die wahre Menschenliebe auf eine so edle Art predigende Religion, so vieles über die Pflichten gegen unsere Nebenmenschen sagte, auf eine schändliche Art ein Gesetz ausser Acht kommen lassen, welches mitten in dem Heidenthume befahl, dass man keine Schwangere, bevor sie geboren habe, begraben sollte? Es ist wahr, unsere Vorfahren haben die mehrsten Krankenhäuser auf die freigebigste Art gestiftet und für den Hungrigen, für den Elenden, Zufluchtsörter aufgerichtet, welche den Ruhm ihrer guten Absichten verewigen müssen; aber da es den mehrsten dieser Stiftungen an einer klugen Einrichtung zum bestmöglichen Nutzen der leidenden Menschheit fehlte, und mehr der gute Wille des Stifters als genaue Kenntniss der vorzüglichsten Art dem dringendsten Elend abzuhelfen den Plan und die Einrichtung sol-

cher Oerter entwarf, so ist nicht in Abrede zu stellen, dass, aus Abgang einer guten medicinischen Polizei, manches Krankenhaus mehr eine Quelle der Sterblichkeit als des gesuchten Heils geworden, wie ich weiter unten zeigen werde."

„Wie lange hat nicht ein unbegreifliches Vorurtheil die Aerzte in Betreff der so verderblichen Viehkrankheiten dem Staate ganz und gar unbrauchbar gemacht, da man aus Mangel der hier nöthigen Kenntniss, bloss, weil man in der Behandlung eines kranken Thieres etwas Veräch tliches finden wollte, den Reichthum des Staats der mechanischen Behandlung unkundiger Schmiede, Hirten und dergleichen Leute ruhig überliess und so die wohldenkenden Aerzte, welche das herrschende Vorurtheil nicht geachtet haben würden, hinderte, hierin Beobachtungen anzustellen und praktische Kenntnisse zu erwerben. Man muss den Aerzten überhaupt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass sie sich von jeher bereit finden liessen, dem Staate auch in jenen Fällen mit ihrem Eifer für's gemeine Beste zu dienen, auf welche das allgemeine Vorurtheil die letzte Verachtung gesetzt hatte. Die Betrachtung der Natur, welche sie von jeher vorzüglich beschäftigt hatte, machte, dass sie sich leicht über den Wahn des grossen Haufens hinaussetzten, und in Zeiten, wo noch die blosse Berührung eines todten Menschen schon für mehrere Tage für unrein halten mochte, sich nicht fürchteten, im Innersten halbverwesener Leichname und in Todtengrüften der Beschaffenheit des Körpers nachzuforschen und den Grund zu einer Wissenschaft zu legen, welche das menschliche Elend in unseren Tagen mit so überzeugend gutem Erfolge zu lindern weiss. Allein statt dass man so vielen Eifer hätte ermuntern sollen, fanden sich täglich neue Schwierigkeiten; nicht nur das gemeine Volk sah die Bestrebungen der Aerzte lange verächtlich an, sondern auf allen Seiten waren solche zum Ekel; man scheute sich, einen Mann anzurühren, der vor einigen Tagen einen Todten zerschnitten hatte. Die Theologen untersuchten tiefsinnig, ob auch erlaubt sei, in den Eingeweiden eines christlich Verstorbenen zu wühlen, und der römische Hof ertheilte Bullen, um die sich Universitäten bestrebten, um das grosse Aergerniss zu heben, einem Christgläubigen nach seinem Tode den Bauch geöffnet zu haben. Die Priester, welche die Arzneiwissenschaft studirt hatten und sich mit Heilung des Kranken abgaben, wurden von Rom aus befehligt, sich des Heilens zu enthalten, damit sie, wie gesagt wird, nicht irregulär würden, indem sie, wie von einem Arzte erwartet wird, Menschenmord begingen. Man suchte in Gesellschaften die Bemühungen eines Mannes lächerlich zu machen, der sich nicht zu viel sein liess, selbst in den natürlichen Ausleerungen seiner ihm gleichen Nebenmenschen die Ursachen oder die Wirkungen ihrer Krankheiten aufzusuchen nud selbst auf Schindgruben der Natur verderblicher Viehseuchen nachzuforschen. Klebt nicht noch sogar in unseren Tagen den Hebammen ein Theil der Verachtung, wenigstens auf dem Lande an, welche man auf die Verrichtungen der Wundärzte vor diesem zu Rom gesetzt hatte, da eine Hebamme meistens für die verächtlichste Person im Dorfe gehalten wird? Und wie lange ist es wohl her, dass man in Deutschland die Barbierer und Bader aufhörte für unehrliche Leute zu halten und ihre Söhne von allen Zünften auszuschliessen? Ist es nicht ein Wunder. dass bei vielen Hindernissen der Eifer der Aerzte nicht erkaltet und dass sie bisher, trotz dem allgemeinen Vorurtheile nicht aufgehört haben, ihre Stimme für die verkannte Sache der Menschheit zu erheben, Entwürfe zu machen, wie das Beste der allgemeinen Gesundheit zu befördern wäre und ihre grössten Geheimnisse zur Linderung sonst unheilbarer Krankheiten ohnentgeltlich und mit einer Uneigennützigkeit öffentlich bekannt zu machen, welche den Vorwurf, den Plinius und andere Spötter den Aerzten gemacht haben, als wenn solche in dem Elende anderer Menschen ihren eigenen Wohlstand suchten, lange sollte beseitigt haben?"

Dieser Kehrseite der Medaille halten wir die Glanzseite entgegen, deren Ideal F. zu realisiren sich bemühte:

„Ich dachte nämlich, dass ein Werk, wie das gegenwärtige ist, entweder ganz unbedeutend oder für das ganze Menschengeschlecht auf allzeit von Wichtigkeit sein müsste: ich bildete mir ein, dass zwar das Interesse der Staaten, von Jahrhundert zu Jahrhundert, nach dem verschiedenen Verhältniss ihrer Nachbarn und den Zeitläuften wechselte, dass aber nie jenes einer Veränderung unterworfen sein würde, welches sich auf die gesunde und dauerhafte Beschaffenheit der Bür-

ger, auf die Fristung ihrer Lebensjahre und auf ihre gesunde Vermehrung gründete und dass hier Wahrheiten zu sagen wären, die ihren bestimmenden Grund in dem entferntesten Zeitalter ebenso, wie in unsern Tagen, aufweisen können. Ich war daher stolz genug, zu denken, dass die weitschichtige Bahn, welche ich mir eröffnete, ein Feld sei, worin, wenn mein Eifer gesegnet würde, der Einfluss, den die Arzneiwissenschaft auf das Wohl der Staaten haben kann, einen neuen Glanz gewinnen, und der Arzt nicht mehr bloss für den Mann, der in der Republik nur mit dem Gesundmachen anderer, mit mehr oder weniger auffallendem Erfolge abzugeben hat, angesehen würde. Denjenigen, so alle Verbesserungen, weil ihnen bisher alles gut genug zu gehen schien, als überflüssig ansehen, habe ich dahier gar nichts zu sagen. Denn man muss allerdings einen gewissen Grad der Wärme von Menschenliebe besitzen, wenn man nicht sehr oft etwas an Veranstaltungen aussetzen oder Lächerliches finden will, die zuweilen bloss zur Rettung von nur ein paar Menschen, oder gar Kindern, jährlich abzielen, welche in diesem oder jenem Bezirke noch von geringer Erheblichkeit scheinen mögen; aber in grossen Staaten, wo die Nothwendigkeit der Menschen ihren Werth schätzen lehrt, ihren unbezweifelten Nutzen haben. Ich habe mir daher ganz besonders zu verbitten, meine Gedanken und die Möglichkeit ihrer Ausführung, von dem Standorte kleiner Bezirke, nicht so schlechterdings zu beurtheilen: denn es ist nicht leicht thunlich, dass ein Zwerg den Rock eines wohlgewachsenen Mannes mit Anstand trage, ohne ihn vielen Veränderungen zu unterwerfen, die jedoch leicht sind, wenn man dazu Stoffs genug hat." —

„Da die gerichtliche Arzneiwissenschaft schon ihrer Natur nach von der medicinischen Polizei unterschieden ist, weil sich jene bloss mit gründlicher Auflösung rechtlicher Fragen über natürliche Vorfälle, deren nähere Bestimmung den Arzt eigentlich angeht, beschäftiget, diese aber die allgemeine Gesundheitspflege und gehörige Ordnung in derselben zum alleinigen Gegenstande hat, so findet sich hinlänglich Ursache, warum ich die medicinische Polizei ganz einzeln und von der gerichtlichen Arznei unabhängend behandle. Zudem fehlt es dieser, bei allen ihren Unvollkommenheiten, weniger an Ausarbeitung und systematischer Ordnung, als der medicinischen Polizei, welche in so vielen Gegenden noch in nichts mehr besteht, als was davon in der Vorrede des gewöhnlichen Apothekerbuchs zu lesen ist. — Das gegenwärtige Werk soll nicht neue Entdeckungen und Erfindungen enthalten, sondern die Vorsteher menschlicher Gesellschaften mit der Nothwendigkeit der Natur ihrer Untergebenen und mit den Ursachen ihres körperlichen Uebelseins bekannt machen." —

„Man bemühet sich in unsern Tagen, manche gute Verbesserung in ökonomischen und anderen Dingen zu treffen, sie beziehen sich aber nur auf den Reichthum eines Landes und seiner Beherrscher; gesetzt, man brächte es hiemit, wie es doch das Ansehen nicht hat, so weit, dass in einer Provinz Ueberfluss herrschte, dürfte man wohl deswegen sagen, dass man eine einzige Gegend glücklich gemacht habe. Gewiss nein! Eine goldene Weste macht einen kranken Körper nicht glücklich und eine silberne Todtenbahre bezahlt einen dem gemeinen Wesen in seiner Blüthe entrissenen guten Bürger nicht. Was ist über die Gesundheit? rufen alle Menschen und die Erfahrung lehrt, dass mit nichts so verschwenderisch umgegangen werde, als mit der Gesundheit, und dennoch ist bisher, in den mehrsten Ländern, noch wenig Vorkehr gemacht worden, so sehr solche auch von den Pflichten der Vorsteher der gemeinen Wesen erwartet werden konnte. Kaum sieht man, dass sich jemand anders, als Aerzte um das edle Kleinod der allgemeinen Gesundheit in vielen Gegenden bekümmern, bis auf einmal eine tödtliche Seuche ihr Haupt in die Höhe hebt: dann schreit alles, was sich nur ein wenig Ansehen geben will über die Saumseligkeit der Polizei. Diese gibt sich jetzt, um Hülfe zu schaffen, mehr vergebliche Mühe und verwendet mehr Geld in einer Woche, als von beiden nöthig war, dem Uebel durch kluge Ordnung vorzubeugen. Es ist beinahe mit den Gesundheitsanstalten wie mit den Feuerspritzen beschaffen, die man, wenn ein Dorf brennt, erst flicken und wieder zurecht richten lassen muss, das Feuer erlischt selbsten, ehe sie ankommen, aber das Dorf liegt in Asche." —

„Die Aerzte klagen sich wohl einander selbst in ihren Büchern den elenden Zustand der allgemeinen Gesundheitspflege; aber der medicinische Titel eines Buchs macht, dass es nur Aerzte lesen und Aerzte können keine oder nur wenige üble Gebräuche abstellen. Es war also natürlich, auf den Gedanken zu verfallen, dass ein Werk unter dem gegebenen Titel mehr Aufmerksamkeit von Seiten obrig-

keitlicher Personen erwecken würde, dass diese, so theuer ihnen auch die Stunden sind, doch gern ihre Zeit darauf verwenden würden, die Stimme eines menschenfreundlichen Arztes über das allgemeine Elend, über die Weise, demselben nach Möglichkeit abzuhelfen, geduldig anzuhören und dass diese nähere Entwickelung vieler, auch gering scheinender Gegenstände in ihren Augen nie ihren Werth verlieren könne, wenn sie das allgemeine Wohl der Menschen zu befördern dienen mag." —

„Da der Ehestand die erste Grundlage der menschlichen Fortpflanzung ist, so habe ich demselben besondere Betrachtungen gewidmet und nichts verhehlet, was mir zur Beurtheilung einer so wichtigen Sache anzuführen für nöthig schien. — Ich sah nämlich, dass in der römisch-katholischen Kirche, worin das Gebot der Enthaltsamkeit den geistlichen Gliedern, schon bei dem Empfange des Subdiaconats, auf lebenslänglich auferlegt wird, eine so grosse Menge junger Leute, nicht selten ohne alle Ueberlegung und Prüfung ihrer Natur, Temperaments und moralischer Kräfte, selbst ohne grosse Möglichkeit, solche aus Abgang zeitlicher Ueberlegung abwiegen zu können, über Hals und Kopf zu einem Stande eilen, welchen sie nur äusserst selten wieder verlassen können, ich sah in den mehrsten katholischen Provinzen, die mir bekannt sind, eine so grosse Anzahl von geistlichen Gliedern beiderlei Geschlechts, welche durch ihre nicht undeutliche Reue bewiesen, dass sie sich in der Wahl ihres Berufs betrogen hatten, dass ich mir vornahm, aus Mitleid für eine so beträchtliche Menge jährlicher Schlachtopfer eines unbesonnenen jugendlichen Eifers, die der bürgerlichen Gesellschaft entrissen werden, ohne dass sie die guten Absichten der Kirche erfüllten und denselben Ehre machten, mit aller Offenherzigkeit sämmtliche Beschwerden und Hindernisse, die der Erfüllung eines grossen Gelübdes widerstreben können, auf eine Art anzugeben, woraus jedem Priester-Candidaten die Beurtheilung seiner physischen Anlage zu deren Beobachtung erleichtert, aber auch die Prälaten und Vorsteher der Kirche mehr in den Stand gesetzt würden, bei der Auswahl und Annahme derselben mit einer besonderen Behutsamkeit und mit einigem auf viele Erfahrung gegründeten Misstrauen auf die menschliche Natur, auf die Flüchtigkeit übereilter, obschon frommer Vorsätze und Versprechen junger und unerfahrener Menschen vorzuschreiten." —

„Es sind sehr viele Gegenstände, welche auf das allgemeine Wohl einen sehr grossen Bezug haben, aber sie sind nicht durch Polizeigesetze zu behandeln, sondern es sind Sachen des blossen guten Raths; solche habe ich dahier zu vermeiden gesucht, weil ich würde haben ausschweifen müssen. Andere, welche manchen meiner Leser eben zu dieser Classe zu gehören scheinen könnten, habe ich dennoch der obrigkeitlichen Obsorge werth gehalten, weil ich glaubte, dass es oft nicht mehr braucht, als den möglichen Nutzen eines Mittels einzusehen, um sich hernach über die gemeinen Vorurtheile hinauszuschwingen und eine Ordnung einzuführen, worüber gleichwohl der grösste Theil der Menschen höhnisch lachen mag, weil doch eben dieser grösste Theil der Menschen fast immer der unbedeutendste bleibt, wo von richtiger Beurtheilung die Rede ist."

„Das allgemeine Gesundheitswohl eines Staates hat nämlich seine Zufälle und gewisse hartnäckige Krankheiten, wie der einzelne Körper eines Bürgers, wobei oft heroische Mittel erfordert werden, das Uebel zu tilgen und wobei man seine Zeit verlieren würde, wenn man schüchtern zu Werke gehen und die schwermüthigen Ahnungen furchtsamer Aerzte zu sehr achten wollte." —

„Ich habe mich entschlossen, meine Arbeit nicht auf einmal, sondern nach und nach herauszugeben und so auf alle mögliche Art den, im Ganzen unvermeidlichen, Unvollkommenheiten eines ersten Versuchs einer allgemeinen medicinischen Polizei vorzubeugen." —

„Ich wollte die medicinische Polizei umständlich bearbeiten und keinen blossen Auszug einer Lehre herausgeben, die, wie man mir allgemein zugestanden, vor mir Niemand in einem Zusammenhange geliefert hatte. Ich musste das Publicum von der Nothwendigkeit und von dem Nutzen dieser Wissenschaft mit treffenden Gründen überzeugen: in einem Compendium, welches ich doch leichter hätte schreiben können, würde ich dieses nicht haben leisten mögen."

„Ob durch das so erweiterte Gebiet der Polizei die ohnehin schon immer mehr beschnittene natürliche Freiheit des Menschen unerhört eingeschränkt, die Rechte der Hausväter, der Ehemänner, der Eltern gekränket und, was diesen unbefugt genommen wird, in die despotischen Hände der Obrigkeit gegeben werde? Die Entscheidung will ich jedem philosophischen Menschenkenner gern überlassen. — Wie man im gesellschaftlichen Leben die natürliche Freiheit uneingeschränkt bei-

behalten wissen möge, dies ist mir unbegreiflich und, wie mich dünkt, zu sehr à la Rousseau philosophirt. Werden sich nicht so gegen alle Gesetze gleich starke Einwendungen machen lassen und wird dann wohl je wieder die Zeit kommen, dass wir zu unsern Halbbrüdern, den übrigen Thieren, in die Wälder zurückwandern werden?"

„Ich verstehe die Einwendung wohl: man will der Gesetze weniger und bei den wenigen immer die Freiheit beibehalten haben. Ist dieses aber kein deutlicher Widerspruch? Ich darf nicht rauben, mich nicht rächen, Niemand schimpfen, schlagen, morden, ich darf nicht mehr wie der ehemalige Römer meine Neugeborenen aussetzen, meine Kinder hinrichten, meine Dienstboten nicht mehr sultanisiren, mit Ruthen peitschen und erdrosseln lassen . . . meine natürliche Freiheit leidet darunter; aber ist es vielleicht nicht besser für mich, für alle Mitglieder des Staates, über dergleichen und tausend andere Dinge durch obrigkeitliche Fürsorge mir die Hände gebunden zu wissen! Ja, aber die medicinische Polizei!"

„Nun die wird jeden Hausvater für das Betragen in Rücksicht auf öffentliche Sicherheit haften machen, die wird einen Ehemann zur Beobachtung seiner ersten Pflichten gegen sein gesundes und gegen sein krankes, schwangeres, gebärendes und in den Wochen liegendes Weib anhalten, die wird von den Eltern über das Leben, über die physische Erziehung, Züchtigung, Anwendung ihrer Kinder nöthigenfalls Rechenschaft fordern, die wird die Ehen zwischen einer wollüstigen Alten und einem geldgierigen blühenden Jüngling, die Ehen zwischen einem erklärten Lungensüchtigen und einem gesunden, hoffnungsvollen Mädchen erschweren, die wird den Bürger abhalten, dass er sein mit ansteckenden Uebeln befallenes Hausvieh nicht unter die gesunde Gemeindeherde treibe, dass er selbst oder die Seinigen, an der Pest krank, nicht auf offenem Markte herumwandle und die ganze Stadt anstecke, dass er nicht einen Handel mit Waaren führe, der noch in diesem Jahrhundert nicht nur Marseille und Toulon, sondern ganz Frankreich beinahe den Untergang gedrohet hat, dass er nicht in volkreichen Städten seinen Abtritt auf die öffentliche Strasse richtete und eine tiefe Dunggrube in gangbaren Strassen grabe oder dass er nicht mit Aqua toffana, Poudres de Succession und Abortiv-Mitteln einen mörderischen Handel treibe."

„Bei allen diesen und anderen Verrichtungen der medicinischen Polizei sehe ich nichts, was der in einem gemeinen Wesen möglichen Freiheit zu nahe käme, nichts, was vernünftige Bürger als Sklaven der gesetzgebenden Obrigkeit könnte ansehen machen, als welche bloss für das gewisseste, erste Wohl derselben Sorge heget und ihren Kindern gleichsam nur die Messer entzieht, womit sie sich gefährlich verletzen könnten."

„Es ist übrigens auffallend genug, dass man der medicinischen Polizei zu viele Einschränkung der bürgerlichen Freiheit und Begünstigung der gesetzgebenden, despotischen Macht zur Last lege und mit dem übelverstandenen Worte Freiheit fechte, auf der anderen aber nicht einsieht, wie sehr ich mich dadurch, dass ich die Menschheit gegen so mancherlei unbefugte Angriffe unüberlegter Gesetze und gemeinschädlicher, obschon geheiligter, Gebräuche zu vertheidigen gesucht habe — der Gefahr ausgesetzt denken mochte, verschiedentlich selbst für einen Prediger allzugrosser Freiheiten gehalten zu werden. Wie soll man es machen, um beiden Vorwürfen auszuweichen?" —

„Ich sehe nicht ein, wie die Absonderung der medicinischen Polizei von der gerichtlichen Arzneiwissenschaft noch den geringsten Zweifel übrig lassen konnte. Jene ist in meinen Augen von dieser ebenso unterschieden, als es jede Landesregierung von jedem Hofgerichte in seinen eigenthümlichen Verrichtungen ist; ich denke, die Vergleichung passet vollkommen?"

„Auf einen Umstand möchte ich aber die Vorsteher der Menschen vorzüglich aufmerksam machen. Ich meine den Einfluss der zu grossen Bedrückung des gemeinen Haufens in Rücksicht auf seinen Nahrungsstand. Ich will hier aber nicht die Grenzen meines Berufs überschreiten und oft wiederholte Beschwerden der Menschheit vormoralisiren, sondern ich wünsche nur allgemein begreiflich zu machen, dass, so wie die Gesundheit einzelner Glieder des Staates die allgemeine Brauchbarkeit des grossen Körpers bestimmt, also auch die Leichtigkeit in Erwerbung des benöthigten Unterhalts, überhaupt die gute physische Beschaffenheit der arbeitsamen Classe und die Dauerhaftigkeit einzelner Bürger, folglich den Werth der Bevölkerung eines Landes erhöht. Die Dürftigkeit und der äusserste Mangel an verdaulichen Nahrungsmitteln, worunter jetzt, bei dem so sehr gestiegenen Luxus und bei der kostpieligen Unterhaltung so grosser Herren in sehr

vielen Ländern, die niedere Classe der Einwohner seufzet, macht, dass dieser wichtige Theil der Menschheit wirklich an einer Art von Auszehrung leidet, welche von Aerzten nicht geheilt werden kann, wenn nicht das Mitleid der Grossen, die Quellen der Lebensmittel entweder zu vermehren oder den Werth der Dinge wieder dahin zu bringen weiss, wo das Verhältniss des Vermögens die geringere Classe wider den Abgang der ohnentbehrlichsten Nahrung sichert. Möchten doch mehrere Grosse, von dem Geiste des unvergesslichen Heinrich IV. von Frankreich beseelt, den edlen Plan ergreifen, dem Nahrungstande der Ihrigen wieder so aufzuhelfen, dass der arbeitsame Landmann sich Hoffnung machen dürfte, dereinst auf alle Sonntage, wie der grosse Mann seinen Unterthanen wünschte, eine Henne in Reis mit seinen Kindern zu verzehren. Dadurch würde gewiss mehr geleistet, als wenn grosse Städte mit noch so vielen prächtigen Spitälern ausgeschmückt werden, da es immer verdienstlicher sein muss, dem unzählbaren Haufen armer Menschen Nahrung zu verschaffen, als die Folgen des äussersten Mangels auf eine sehr kostspielige Weise in einem von Tausenden angefüllten Krankenhause auf eine kurze Zeit durch Aerzte heilen zu lassen."

„Die Voraussetzung, dass sich der Staat jeden Dinges annehmen müsse, welches dem Ganzen nicht gleichgültig wäre, und dass die Verständigeren den Unkundigen zu Vormündern gesetzt werden müssten, ist, was man auch dagegen erinnere, denn doch kein übler Grundsatz; und wenn es keiner Beweise bedarf, die Nothwendigkeit einer guten Polizei überhaupt (denn zerstückt lässt sich dieselbe gar nicht einmal denken) in jedem wohlbestellten gemeinen Wesen anerkennen zu machen, so sehe ich nicht wohl ein, wie man eine, auf gesunden Gründen ruhende Gesundheitsordnung als den wichtigsten Theil von jener, für entbehrlich oder wohl gar für den Gegenstand einer schwer aufwiegenden Vormünderschaft und einer gehässigen Zwangsordnung ansehen möge. Wem sollte wohl die Lust ankommen, zu seinem beständigen Aufenthalte sich lieber Konstantinopel als Wien auszuwählen, weil dort jeder nach Willkür den Koth vor seinem Hause mag liegen lassen, so lange er will, oder weil es dort nicht verboten ist, bei jeder pestartigen Krankheit sich anstecken zu lassen und andere ehrliche Leute, die sich dessen nicht allemal versehen, wieder anzustecken!" —

„Ist es ein Druck, unter billigen, aus der Natur und aus dem gesellschaftlichen Leben gezogenen Gesetzen zu wohnen, deren Vortheil einem jeden Unbefangenen bald in die Augen fallen muss, und ist es Freiheit, seinen und anderer Bürger Wohlstand gesetzlos untergraben zu dürfen, so habe ich freilich den ächten Begriff von D r u c k und Freiheit nicht, oder ich bekenne mich zum Sklaven geboren." —

„Die drei ersten Bände der medicinischen Polizei habe ich unter Umständen geliefert, die Manchen würden zurückgehalten haben, mit derjenigen Freiheit zu schreiben, die ich mir, sollte ich auch ein Märtyrer medicinischer Wahrheiten werden, mit aller nur möglichen Entschlossenheit herausnahm. Bei meiner wenigen Anlage zu heiligen Berufen, gelang mir dieses zwar nicht; allein mein Unternehmen hatte doch eine Wirkung, die mich endlich bis nach Italien schleuderte. Inzwischen muss mein Werk auf eine andere Seite gegen die drei ersten Bände vieles gewinnen, da ich hier aller nur möglichen Freiheit geniesse, das zu schreiben, was ich denke, und den Pinsel gerade in jene Farbe einzutauchen, die mir am schicklichsten däucht, mein Gemälde natürlich darzustellen. Unter Joseph II. sind die Rechte der Menschheit auch da hergestellt worden, wo sonst nichts als Zahnklappern und Winseln an der geweihten Inquisitionskette und in dem Fache einer Offenherzigkeit in Drucksachen eine Sklaverei herrschte, von welcher nur ein mächtiger Schutzgeist Erlösung verschaffen konnte."

Auf den ihm von S t o l l gemachten Vorwurf, dass seinem Systeme der bestimmte Begriff der Polizei fehle, antwortet er, dass er nie Lust gehabt, in das Wespennest scholastischer Definitionen zu stechen und so auch an den zeitverderblichen Streitigkeiten, die auch ob dem Wort „Polizei" bis auf uns geführt worden sind, Antheil zu nehmen. Könnte man nicht sagen: „Die allgemeine Polizei sei die vom Staate bestellte, die häusliche Ruhe nicht im Mindesten beeinträchtigende Aufseherin und Handhaberin der guten Ordnung und der wechselseitigen Sicherheit, die medicinische Polizei aber sei die nämliche, das öffentliche Gesundheitswesen der in Gesellschaft lebenden Menschen und ihrer Hausthiere nach gleich liberalen Grundsätzen besorgende Wächterin?"

Da es unmöglich ist, eine Analyse des aus 11 Bänden bestehenden Werkes zu geben, so müssen wir uns hier auf die Angabe des Inhalts beschränken.

Die erste Abtheilung des ersten Bandes handelt im ersten Abschnitte von den menschlichen Zeugungstrieben überhaupt, in Rücksicht auf das allgemeine Gesundheitswohl, im zweiten vom Cölibate, im dritten vom weltlichen Cölibatleben und im vierten von dem der Kriegsleute. Die zweite Abtheilung bespricht im ersten Abschnitte die zu frühen, im zweiten die zu späten und ungleichen, im dritten die ungesunden Ehen, im vierten die eheliche Fruchtbarkeit und einige physische Hindernisse derselben, im fünften den Schaden einer gehinderten freien Wahl im Eheschliessen auf die gesunde Bevölkerung, im sechsten die öffentliche physische Bildung erwachsener Töchter, zu künftigen Müttern im Gemeinwesen, im siebten die Nothwendigkeit, die Heirathenden in den Pflichten des Ehestandes zu unterrichten.

In der dritten Abtheilung erstem Ahschnitte spricht F. über die Schwangerschaft überhaupt, ihren Rechten und Vorzügen im Gemeinwesen, über die nöthige Obsorge für die Erhaltung schwangerer Mütter und ihrer Leibesfrüchte, im zweiten Abschnitte über die Eröffnung schwangerer Mütter, welche unentbunden gestorben sind, und über die Rettung ihrer Leibesfrüchte, im dritten Abschnitte über die in jedem Gemeinwesen nöthige Fürsorge für Gebärende und Wöchnerinnen.

II. Band. Erste Abtheilung. Von der allgemeinen Fürsorge wegen Erhaltung unehelicher Leibesfrüchte und ihrer Mutter.

Erster Abschnitt. Von der ausserehelichen Zeugung überhaupt.

Zweiter Abschnitt. Vom geflissentlichen Missgebären, Aussetzen und Tödten der Leibesfrucht.

Zweite Abtheilung. Von verschiedenen Gegenständen, welche bis gegen das siebente Jahr des menschlichen Alters auf das Leben, auf die physische Erziehung und auf die gute Leibesbeschaffenheit der Kinder einen der Polizei-Aufsicht würdigen Einfluss haben.

Erster Abschnitt. Von Verwahrung der ersten Kindheit vor besonderen Unglücksfällen und vor wichtigen, eine gesunde Bildung hemmenden, Fehlern der gemeinen Erziehungsart.

Zweiter Abschnitt. Von der mütterlichen Pflicht des Selbststillens und ihrem Einflusse auf das Wohl des Staats.

Dritter Abschnitt. Von Bestellung des Ammenwesens und erster Verpflegung mutterlos zu erziehender Kinder.

Vierter Abschnitt. Von Findlings- und Waisenhäusern.

Dritte Abtheilung. Von der Gesundheitspflege der lernenden Jugend und der nöthigen Polizei-Aufsicht bei Erziehungsanstalten.

Erster Abschnitt. Von dem Nachtheile einer zu frühen und ernsten Anspannung der jugendlichen Seelen- und Leibeskräfte.

Zweiter Abschnitt. Von Schulen und Unterricht der Jugend, in Rücksicht auf das Wohl der Kinder und des Staats.

Dritter Abschnitt. Von Wiederherstellung der Gymnastik und derselben Vortheilen bei der öffentlichen Erziehung.

Erste Abtheilung.

III. Band. Von gesunder Nahrungspflege.
Erster Abschnitt. Von Besorgung der Fleischnahrung.
Zweiter Abschnitt. Von einigen anderen thierischen Erzeugnissen.
Dritter Abschnitt. Von Besorgung der Fischnahrung.
Vierter Abschnitt. Von Besorgung der Pflanzennahrung.
Fünfter Abschnitt. Von verschiedenen Speisezusätzen.

Zweite Abtheilung.

Von Besorgung des Getränkes:
Erster Abschnitt. Von Besorgung des Trinkwassers und der Brunnen.
Zweiter Abschnitt. Von Besorgung des Biers.
Dritter Abschnitt. Von Besorgung des Weines von Trauben und anderen Früchten.
Vierter Abschnitt. Von Besorgung gebrannter Geister.
Fünfter Abschnitt. Von warmen Getränken.
Sechster Abschnitt. Von schädlichen Gefässen und Geschirren.

Dritte Abtheilung.

Von der Mässigkeit überhaupt.
Erster Abschnitt. Von der Unmässigkeit im Essen und Trinken.
Zweiter Abschnitt. Von gesunder Kleidertracht.
Dritter Abschnitt. Von Volksergötzlichkeiten.

Vierte Abtheilung.

Von den Wohnungen der Menschen überhaupt.

Erster Abschnitt. Von bester Anlage menschlicher Wohnplätze.

Zweiter Abschnitt. Von gesunder Bauart menschlicher Wohnungen.

Dritter Abschnitt. Von öffentlichen Reinlichkeitsanstalten in Städten und übrigen Wohnplätzen.

Vierter Band.

Einleitung.

Von öffentlicher Sicherheit überhaupt.

Erste Abtheilung.

Von zufälligen und leichtsinnigen Verletzungen öffentlicher Sicherheit.

Erster Abschnitt. Von Verletzungen durch Erdrücken, Einsturz, Fälle, Quetschung, Ueberfahrung u. d. g.

Zweiter Abschnitt. Von Verletzungen durch Wasser- und Feuergefahren.

Dritter Abschnitt. Von Verletzungen durch gefährliche Spiele, von Nachtwanderern, Wahnsinnigen u. s. w.

Vierter Abschnitt. Von Verletzungen durch fürchterliche Naturerscheinungen.

Fünfter Abschnitt. Von Verletzungen durch unbändige, schädliche Thiere.

Sechster Abschnitt. Von Verletzungen durch tolle, wüthige Thiere oder vom tollen Hundsbiss.

Zweite Abtheilung.

Von vorsätzlichen Verletzungen der öffentlichen Sicherheit überhaupt.

Erster Abschnitt. Von Verletzungen durch beigebrachtes Gift.

Zweiter Abschnitt. Von Verletzungen durch Schlägereien, Meuchelmord, Zweikämpfen, Selbstmord.

Dritter Abschnitt. Von Verletzungen durch Vorurtheile der Zauberei, Teufeleien und Wundercuren.

Vierter Abschnitt. Von Misshandlung sterbender Menschen.

Fünfter Abschnitt. Von der Gefahr lebendig begraben zu werden und vom allzuspäten Begräbnisse.

Fünfter Band. (Derselbe fängt sofort mit der zweiten Abtheilung an und ist es mir nicht gelungen, die erste aufzutreiben.)

Zweite Abtheilung.

Sechster Abschnitt. Vom Scheintode und den dabei nöthigen Vorkehrungen überhaupt.

Siebenter Abschnitt. Vom Scheintode wegen Mangel an einer zum Athemholen tauglichen Luft.

Achter Abschnitt. Vom Scheintode wegen verhindertem Athemholen.

Neunter Abschnitt. Vom Scheintode wegen unterdrückter und erschöpfter Lebenskraft.

Zehnter Abschnitt. Von Beerdigungsanstalten, Leichenbegräbnissen und Begräbnissplätzen.

Sechster Band.

I. Theil. Erster Abschnitt. Von der Heilkunst überhaupt und von derselben Einfluss auf das Wohl des Staates.

Zweiter Abschnitt. Von den medicinischen Lehranstalten im Allgemeinen.

II. Theil. Zweite Abtheilung.

Erster Abschnitt. Vom öffentlichen Unterrichte in der Heilkunst insbesondere.

Zweiter Abschnitt. Von der Menschen Anatomie und allgemeinen Physiologie.

Dritter Abschnitt. Von der speciellen Menschen-Physiologie und -Pathologie.

Vierter Abschnitt. Von der allgemeinen Therapie und Arzneimittel-Lehre.

Fünfter Abschnitt. Von der speciellen Pathologie und Therapie.

Sechster Abschnitt. Von der Chirurgie.

Siebenter Abschnitt. Von niederen Heilkünstlern.

Achter Abschnitt. Von der Geburtshülfe.

Sechster Band.

III. Theil. (Erste Abtheilung fehlt.)

Zweite Abtheilung. Neunte Abtheilung. Von der Vieharzneikunde.

Zehnter Abschnitt. Von der Prüfung und Bestätigung der Heilkünstler.

Erster Supplementband. Zweiter Supplementband. Sie enthalten Gutachten von Peter Frank, welche sich auf Gegenstände der medicinischen Polizei beziehen.

Da der Wunderglaube wieder augenblicklich auf der Tagesordnung steht und die Stigmatisirten eine leichtgläubige Menge bethören, dürfte es nicht unpassend sein,

daran zu erinnern, dass Peter Frank, ein so gläubiger Katholik er sonst war, es als die Aufgabe des Staates ansah, „den Vorurtheilen der Zauberei, Teufeleien und Wundercuren“ energisch entgegenzutreten. Das hierauf sich beziehende Capitel seines Werkes ist eines der vorzüglichsten. Einige Stellen, die ich heraushebe, mögen dies beweisen. „Vielen meiner Leser“, beginnt er, „muss, wie ich mir schmeichle, dieser gegenwärtige Abschnitt als überflüssig vorkommen, indem sie sich vorstellen, dass ich mit dem leeren Schatten eines nicht mehr vorhandenen Gegenstandes fechte. Ich wünschte gewiss selbst, dass dieser Vorwurf gegründet wäre und dass alle Beschuldigung eines Leichtglaubens nur unsere liebe Vorwelt beträfe“. —

„Die Aufklärung unter den Menschen gleicht noch in vielen Gegenden der Beleuchtung eines geräumigen Tempels von wenigen hellbrennenden Kerzen in der Charwoche, deren Schein zwar um so mehr wirkt, je dunkler der Ort ist; bei welchem jedoch keiner der Anwesenden lesen kann, der nicht sehr nahe beim Altare steht, und wo am Ende die Kerzen, eine nach der andern, bei jeder Lection, von bestellten Leuten ausgelöscht werden, bis endlich, wenn alle erloschen sind, die alte Zerstörung anfängt, die uns Katholiken unter dem Namen der Rumpelmette bekannt ist“.

„Zum Unglück für die Menschheit und Wissenschaften sind es oft Männer von sonst anerkannten Verdiensten, die, durch anklebende Vorurtheile ihrer ersten Erziehung, das Ansehen, so sie im gemeinen Leben erworben haben, entweder zur Vertheidigung oder zur Wiederbelebung eben derjenigen Albernheiten herleihen, deren Bekämpfung, bis auf diese Stunde, vielen Rechtschaffenen Glück und Ruhe verscherzen machte, bloss um das Menschengeschlecht von der Sklavenkette zu befreien, woran es die grobe Unwissenheit stockblinder Jahrhunderte geschmiedet hatte“.

„Sennert und eine ziemliche Zeit nach ihm van Haën, zwei der ersten praktischen Aerzte in Europa, mussten, der erste, nach den muthigsten Angriffen des Aberglaubens durch einen, eines grösseren Dankes würdigen Wierus, letzterer nach so vielen glücklichen Arbeiten der besten Köpfe aus allen Fächern der Wissenschaften, erst in seinem hohen Alter, sich einfallen lassen, die Wirklichkeit der Zauberkunst als Aerzte zu vertheidigen, und noch später mussten sich sehr angesehene Gelehrten aus allen Facultäten, selbst protestantischer Schulen, durch den Schein des Wunderbaren auf eine Art hintergehen lassen, die unser Deutschland der Gefahr aussetzte, wenigstens auf geraume Zeit, in den Schlamm wieder zurückgeschleudert zu werden, worin es in dem traurigsten Zeitalter herumgewatet hatte“!

„Es scheint mir also nöthig, dahier eine Untersuchung zu wagen, worin mancher bekannten Dinge Erwähnung geschehen muss, bloss um die Deutschen an den Gräuel zu erinnern, an welchem ihre Väter, vor allen gleichzeitigen Völkern, Jahrhunderte durchgeseufzt haben, und um ihnen, auf einer bisher wenig betretenen Bahn, als Arzt die Verwüstungen zu zeigen, welche das Vorurtheil der Hexerei in ihrem Gesundheitswohl und in dem Leben ihrer Mitbürger, auf eine mehr oder weniger entfernte Weise, sowohl angerichtet hat, als noch täglich zu stiften weiss“.

„Dass ein grosser Theil menschlicher Leiden das Werk einer gewissen Classe von Leuten sei, welche durch einen näheren Umgang mit einem bösen Wesen aus der Reihe höherer und mächtiger Geschöpfe die Gabe erhalten haben, ihren Mitgeschöpfen durch das Hermurmeln gewisser geheimnissvoller Worte, Wünsche, Segenssprüche, Lieder u. d. g. die Gesundheit, Vermögen und Früchte ihres Fleisses zu vernichten, sich und andere in Thiere verschiedener Art zu verwandeln, durch die Lüfte zu reisen u. s. w., dies ist bekanntlich ein allgemeiner Volksglaube und eine Sache, von deren Wirklichkeit sich unsere Vorwelt für so überzeugt hielt, als sie es je von den ersten Glaubensgrundsätzen sein mochte“.

„In eine vollständige Zaubergeschichte mich dahier einzulassen, wäre ganz zwecklos; inzwischen will ich als Arzt ein Gerippe davon liefern, aus welchem, in Rücksicht auf ihren Einfluss auf Leben und Gesundheit der Menschen, ersehen werden mag, wie wichtig es für die Polizei eines Landes sei, dem Ungeheuer des abscheulichsten Aberglaubens, der unter der Maske der Religion und Frommheit, eine grosse Menge von Menschen dem Staate wenigstens verdächtig, eine noch grössere aber ganz unnütz macht und das arme Landvolk über seine wichtigsten Bedürfnisse einschläfert, zu begegnen“.

„Die Geschichte aller Völker lehrt, dass, sowie die ersten Lebensjahre des Menschen diejenigen sind, in welchen er alles Wahre und Unwahre ohne weitere Untersuchung für lauter Gewissheiten aufnimmt, ebenso alle Nationen in ihrer Kindheit den tollsten Märchen den zuversichtlichsten Glauben beimassen; und dass, je nachdem ein Volk länger in diesem Zustande der Kindheit herumtaumelt, um so viel länger auch die Täuschung wäre, in welcher es einer besseren Aufklärung entgegen-

wachsen muss. Der rohe Mensch ist keiner Sache empfangbarer als der Vorurtheile; denn die Unwissenheit in allen Dingen ist das Vehiculum, in welchem jede närrische Erzählung begierig verschlungen wird, und das Kind, welches sich von seiner Wartfrau einmal so weit vorbereitet sieht, dass es sich nicht vor seine Hausthür wagt, sobald es finster wird, horcht weit begieriger auf den Ausgang der schreckbaren Gespenster-Erscheinung als auf jeden anderen, der ihm seinen Wahn entreissen wollte". —

„Die hauptsächlichsten Verrichtungen der Hexen und Zauberer verdienen aber mit einiger Genauigkeit dahier beleuchtet zu werden; wenn auch das ganze Narrensystem bei Vernünftigern in kurzem ganz in sein voriges Nichts verwandelt werden wird, woraus Dummheit und Eigennutz solches erschaffen haben, so wird doch unter dem Volke (Adelvolke, Bürger- und Bettelvolke), wenn nicht obrigkeitliche Mittel abhelfen, dieser Irrthum noch manchen unglücklichen Einfluss auf das allgemeine Gesundheitswohl äussern und bei solcher Lage können Wiederholungen, mit Erinnerungen eines für die Polizei arbeitenden Arztes durchwürzt, nicht überflüssig erscheinen. Was inzwischen, seit Golliostro's Erscheinung, sich in Frankreich und Deutschland zugetragen hat, kann nicht wenig beweisen, dass wir noch nicht weit genug im gemeinen Menschenverstand vorgerückt sind, um dass es unnütz sein sollte, von diesen Gegenständen ein Wort zu erinnern."

Verf. beleuchtet nun die hauptsächlichsten Verrichtungen der Hexen: das Wettermachen, die Kunst, Krankheiten zu erregen, das Nestelknüpfen, die Liebestränke, die magischen Verwandlungen, magischen Ermordungen, die magische Heilkraft, das Verhexen der Hausthiere u. s. w. Verf. erzählt dann folgende Geschichte aus seiner Praxis.

„Ein junger Mönch von W. entdeckte mir, dass er ein Mädchen von 12 Jahren zu heilen übernommen habe, das weder ich, mit meinen physischen, noch Gassner, mit seinen geistlichen Mitteln herzustellen gewusst hätten. Der Pater war so gütig, mich dieser Schwäche wegen zu entschuldigen, indem er auch versicherte, dass der Teufel mit im Spiele sei. Ich antwortete ihm bescheiden, dass, wenn auch dies nicht wäre, mein Unvermögen vielleicht doch eine Entschuldigung verdiente. Da dieser aufrichtige Mann nicht zu schmeicheln wusste, so gab er auch dies zu, ohne gewahr zu werden, dass ich ein bischen darüber erröthete. Aber Gassner kam nicht so leicht durch und er ward — trotz seiner Wunderthaten — einer Unwissenheit beschuldigt. Das Mädchen, wovon die Rede ist, war Zuckungen unterworfen, hatte Arzneimittel, die ich ihr verschrieben, ohne Hülfe eingenommen, war auch nach Elwangen abgereist, aber wieder so zurückgekommen, wie sie dahin gereist war. Der Mönch versicherte mich, dass die Krankheit nichts desto weniger teuflischen Ursprungs sei und wollte, dass, wenn er diese Ursache der Krankheit gehoben haben würde, ich die Ueberbleibsel (wie man in dortigen Gegenden sich ausdrückt) oder die physischen Reste der Krankheit auf meine Weise tilgen sollte. Obschon ich nun, einem Mönche nachzuarbeiten, wenigen Reiz empfand, so fragte ich doch, ob er auch sicher wäre, dass geistliche Mittel hier nöthig wären? Ja, sagte er. Die Beweise sind, (und hier zog er ein Rituale unter dem Arme hervor) dass ich 1) den Exorcismum probatorium mit dem Mädchen schon vorgenommen habe, 2) dass ich dasselbe in ein Bad steigen hiess, worin ich verschiedene benedicirte Kräuter habe abkochen lassen, wie mir in diesem Buche vorgeschrieben steht, 3) dass das Mädchen Katzenhaare ausgebrochen und Kieselsteine durch den Stuhlgang ausgeleert hat".

„Ich versprach den andern Tag die Sache im Beisein der Mutter und des Mädchens zu untersuchen. Die erste, voll Zutrauens auf die geistliche Hülfe und indem sie alle Aussagen des Paters bestätigte, erzählte mir, dass, seit dessen Beistand, ihre gegenwärtige Tochter sich um vieles besser befände. Ich erkundigte mich wegen derselben Abneigung vor dem Bade, konnte aber nicht mehr entdecken, als dass das Mädchen sich vor dem Wasser gefürchtet und in das Bad zu steigen sich geweigert hatte. Der dritte Fragepunkt war für mich interessanter: „Hat das Mädchen wirklich Katzenhaare ausgebrochen? Ja! Waren solcher viele? nein, ohngefähr 10 oder 12. — Wo hat sich das Erbrechen zugetragen? Im Kloster zu W. An welcher Stelle? In der Zelle des Hexen-Paters, (ich wusste, dass keine Frauensperson an solchem Orte durfte aufgenommen werden, und schloss daraus, dass das Gesetz nicht für junge, verhexte Mädchen sein müsste). — Hat die Kranke auf den blossen Boden oder in ein Gefäss ausgeschüttet? . . in eine irdene Schüssel. Wie kam der Pater aber zu der Schüssel? sie stand vor seiner Zelle. Kam das Erbrechen ohne vorherige Reizung oder Ekel . . . ja! meine Tochter hatte kaum ein

geringes, weisses Pülverchen eingenommen, das ihr der Hexenpater zu diesem Ende gereicht hatte, als bald darauf das Erbrechen erfolgte.“ Ich war nun wegen dem ersten Wunder so ziemlich im Klaren; aber das zweite schien mir einer näheren Untersuchung ebenso würdig. „Hat ihre Tochter wirklich Kieselsteine durch den Stuhlgang von sich gegeben? ja — wie viele? drei! Waren sie gross? nein, nicht eben sehr gross, sondern wie grosse Bohnen und von ungleicher Grösse. Und wo und an welcher Stelle traf dies zu? In dem Garten hinter meiner Behausung.“ Da ich nun das Erdreich dieser ganzen Gegend wohl kannte, welches ein Sandboden ist und so viele kleine Kiesel liefert, dass die 12000 Jungfrauen der H. Ursula, wenn sie sich an einer Reihe da niedergelassen hätten, ein gleiches Sedimentum zurücklassen konnten, so hielt ich für unnöthig, der Sache tiefer nachzuspüren. Gutes, armes Landvolk! Wie wirst du durch deinen Leichtglauben von blödsinnigen oder von betrügerischen Menschen getäuscht und wie theuer steht dich oft deine Täuschung in Rücksicht auf deine Gesundheit und auf deine und deiner nützlichen Thiergehülfen Leben! Ich habe diese Geschichte, so wie sie ist, hier zum Beweise eingerückt, dass ich nicht ohne Ursache noch von Hexereien als einem Polizeigegenstand spreche, und dass dieser ganze Artikel vermuthlich bis zum völligen Beschluss des achtzehnten Jahrhunderts noch einiger Anwendung empfänglich sein dürfte.“

Von nicht minderem Interesse ist folgende Geschichte: „Man weiss, dass Gassner manchmal, im Namen Jesu, dem Pulschlag befahl, einzuhalten und dass die gegenwärtigen Aerzte alsdann wirklich keinen Puls mehr an bestimmten Menschen schlagen fühlten. Gassner dehnte den Befehl auf diesen oder jenen Arm aus, da inzwischen an dem andern die Schlagader gehörig schlug. Die Wahrheit zu gestehen, ich glaubte diese Erzählung nicht. Mein Freund, der Herr Hofrath und Professor May aus Mannheim, besuchte mich von ungefähr, da ich noch zu Bruchsal wohnte, und fragte mich, was ich von Gassner's Gaben halte? Ich antwortete: so wenig als Sie immer, Herr Hofrath, dessen wenigen Glauben auf dergleichen Dinge ich kenne . . . und doch, sagte er, will ich Sie der Wahrheit jener Erscheinung überführen . . . fühlen Sie meinen Puls! Er schlägt, wie bei einem gesunden Manne, sagte ich. Gut! ich befehle aber im Namen Jesu, dass er nicht mehr schlagen solle. Ha!, dachte ich, das will ich doch auch sehen . . . . ich fühlte und fühlte keinen Puls mehr an dem rechten Arme, der denn doch noch am linken, wie vorher, zu schlagen fortfuhr — das ist seltsam, sagte ich. Freilich wohl seltsam, aber jetzt befehle ich, dass der Puls am linken Arme zu schlagen aufhöre, hingegen am rechten sich wieder fühlen lasse . . . und das Wort ward erfüllt, und die Ochsen standen bei mir am Berge. Mein Freund lachte und dachte, ich würde nun an Gassner's Werke glauben. Und wer von meinen lieben Lesern würde sich lange geweigert haben? Nein, sagte ich, ich ziehe keinen anderen Schluss aus dem, was ich gefühlt und nicht gefühlt habe, als dass es von ihnen abhängt, ihre Pulsader nach Willkür hüpfen zu lassen, wobei ich Ihnen gleichwohl gestehen will, dass mir's vorkömmt, als hätte ich jetzt eben keinen Doctorshut auf dem Kopfe. Herr May hatte Mitleid mit meinem Erstaunen, obschon mich dieses nicht irre geführt, sondern bloss aufmerksam gemacht hatte. Sehen Sie, sagte er, da ich eben, so wie andere Menschen, nur eine Armschlagader habe, so richte ich die Sache so ein, dass ich unter der Achselhöhle einen Druck anbringe, was bei etwas engem Kamisole, durch festes Anschliessen des Arms an die Brust, gar leicht thunlich ist und den Pulschlag sogleich hemmt oder doch schwächer macht“.

„Daran hätte ich doch wohl auch denken sollen, sagte ich, und versuchte die Sache nachzuahmen, ohne dass ich doch von meiner Schlagader ganz Meister werden konnte. Herr Hofrath Zimmermann aus Braunschweig, der mich im October 1787 auf seiner Reise durch Italien zu Pavia mit seinem Besuche beehrte, hörte kaum von mir die kleine Geschichte, als er sogleich das Mirakel nachahmte und mir seinen Arm darbot, ohne dass ein Puls an solchem zu fühlen gewesen wäre.“

Von grosser Bedeutung für die Zukunft ist Frank's Rath, auf dem Lande wieder die Vereinigung des Priester- und Arztstandes herbeizuführen:

„Warum sollte demnach der Staat, wenn es ihm unter den Laien an literarisch erzogenen und zum Empfange eines wissenschaftlichen Unterrichtes fähigen Subjecten gebricht, bei einer wohl gelungenen Bestallung und bei dem Ansehen des Welt-Priester-Standes unter dem Landvolke, bei der absoluten Unmöglichkeit für dieses, mit gleichem Aufwand, wie für dessen Seelsorge, in jeder etwas zahlreichen Gemeinde auch einen eigenen Mann für die Gesundheitspflege aufzustellen

und zu unterhalten, noch ferner zur Classe ausgebildeter, sehr oft unmoralischer und eines gelehrten Unterrichtes platterdings unempfänglicher Menschen seine Zuflucht zu nehmen berathen werden?"

Seine Gründe hierfür entwickelt er eingehend und vertheidigt sich gegen den Jenaer Professor Gruner, welcher sich sehr entrüstet über Frank's Vorschlag ausgesprochen hatte.

Dass, wenn der jetzt erst beginnende Kampf zwischen dogmatischer Religion und der Naturwissenschaft einmal erst zum Austrag gebracht wird, Frank's damals bekämpfter und nur in Schweden theilweise zur Ausführung gekommener Gedanke sicher realisirt werden wird, steht ausser Zweifel. Jeder Staat, welcher den Versuch macht, sich auf eine bloss dogmatische Religion zu stützen, untergräbt seine eigene Existenz und geht einer allgemeinen Auflösung entgegen. Das Licht der Aufklärung, welches die Naturwissenschaften angezündet haben, durchdringt von Tag zu Tag immer mehr alle Volksschichten und kann, wenn auch alle Priester aus einem Athem blasen, hierdurch nimmermehr ausgelöscht werden. Alle Versuche des Staates, wie es in Preussen von Oben der Fall ist, das abgewirthschaftete Dogma der orthodoxen Religion zur allgemeinen Anerkennung wieder zu bringen, dienen nur dazu, die Kluft zwischen Religion und Naturwissenschaft zu vergrössern. Der endliche Sieg gehört der Naturwissenschaft. Dieselbe kann niemals eine glückliche Ehe mit einer, auf falsche Dogmen basirten, Religion eingehen, heisse sie nun Christenthum, Mosaismus oder Islamismus. Die Naturwissenschaft bekämpft bis auf's Aeusserste jedes Dogma, welches mit dem gesunden Menschenverstande und der Vernunft im Widerspruche steht, in Allianz kann sie nur treten mit einer Religion, deren Grundwesen die Moral und Ethik und die auf natürliches Recht und Hygiene basirt ist. Dieses bedeutet die von Marx inaugurirte „ethische Medicin". Selbstredend soll diese nicht jedes Dogmas entrathen sein; denn der Glaube hat ebenso seine Berechtigung, wie der Unglaube und der Aberglaube bekämpft werden muss. Der Glaube an Gott und die Unsterblichkeit steht aber mit einer rationellen Naturwissenschaft durchaus nicht im Widerspruch. Vielmehr ist sein Läugnen ein blosses Product des Materialismus und Nihilismus, welche die Miss- und Ausgeburten einer entarteten Naturwissenschaft sind.

Wir zweifeln daher keinen Augenblick daran, dass einst eine Zeit kommen, wo eine Vereinigung der Theologie und Medicin wieder eintreten wird. Selbst heute steht die Gesetzgebung des Staates den Theologen nicht im Wege, dieses schöne Ideal zu realisiren. Und es wäre gewiss sehr empfehlungswerth, wenn sie schon jetzt, statt den Wunderglauben zu reactiviren und die Rehabilitation des Exorcismus anzustreben, in den Gegenden, wo keine Aerzte sind, sich der Kranken und Leidenden nicht bloss durch seelsorgerischen Trost, sondern durch werkthätigen ärztlichen Rath annähmen.

Heute, wo überall Reformen der medicinischen Facultäten auf der Tagesordnung sich befinden und in Preussen die Emanation eines Unterrichtsgesetzes in Aussicht steht, haben Peter Frank's Ansichten über „medicinische Lehranstalten" noch immer ihre Bedeutung.

Zunächst bemerkt er, dass die Universitäten aus ihren Kleidern gewachsen sind und dass ihr, während ihrer Kindheit angelegtes, Gewand zu den grässlichsten Missbildungen, einem bereits von vielen würdigen Schriftstellern öffentlich gerügten Gegenstand, Anlass gab.

Schon Bettinelli habe gesagt, dass dieselben sich zu Tyrannen der Meinungen aufwürfen, dass sie jedem Talente, jeder, von der ihrigen verschiedenen, Lehre den Krieg ankündigen; zuletzt sänken sie entweder aus Erschöpfung oder aus Feigheit bis zur Mittelmässigkeit herab, ihre Kräfte verschwänden und es bliebe von solchen nichts denn ein trockenes Todtengerippe über. Noch kürzer habe Heinse den Geist berühmter Schulen geschildert: „Ich kam", sagt er, „an einen Ort, wo jeder Professor an Gottes-Statt zu sitzen glaubt." „Ich gestehe fährt F. fort, dass ich die Universitäten für keine Anstalt, Gelehrte und Schriffsteller zu bilden, halten möchte. Dazu gehört viel mehr Zeit, als junge Leute auf Schulen verwenden können, und unsere wahren Gelehrten und vorzüglicheren Schriftsteller haben sich von jeher selbst gebildet. Die pythagoräische Schule lehrte dereinst die den Wissenschaften sich widmende Jugend zuvörderst das Stillschweigen, und aus den meisten Versuchen derselben, in unserem schreibseligen Zeitalter, dürfte vielmehr der Wunsch hervorgehen, dass, wenn auf hohen Schulen doch etwas mehr denn die ersten Gründe der Arzneikunde gelehrt werden sollten, ein solches in der Kunst, wenigstens die ersten zehn Jahre ihrer Ausübung

hindurch nicht laut von derselben zu sprechen, bestehen möcht. Ohne Verschulden ihrer Professoren haben Universitäten das Schicksal mit einzelnen Gelehrten gemein: dass nämlich das Neue, wenn auch nicht bessere, das Alte nicht selten verdrängt, und dass so, wie in dem Ocean also auch auf hohen Schulen, ein periodisches Steigen und Fallen oder Ebbe und Fluth herrschen, bei deren ersterer auch der vorzüglichste Segler oft auf den Strand geräth."

„Eben darum, weil neue, wenn auch noch so lächerliche oder gemeinschädliche, Systeme und Secten jungen Lehrern bei der, bloss nach Neuem haschenden, Jugend einen Ruf zu verschaffen und diese wie der Magnet das Eisen anzuziehen im Stande sind, werden so viele Hirngespinnste auf hohen Schulen ausgeheckt oder wenigstens gepflogen und ausgebreitet".

„Das menschliche Geschlecht geniesst zwar des Vorzugs, bei einer grösseren Denkungskraft und bei seiner, der Sprache zu verdankenden, Empfänglichkeit des fremden Unterrichts, ein im Durchschnitte viel höheres Alter, denn die mehrsten übrigen Thiere zu erreichen; aber desto länger dauert die Periode seiner Jugend, während welcher es zu Geschäften, die eine ruhige, unleidenschaftliche Ueberlegung erfordern, mit sehr geringer Ausnahme, nur zu wenig zu gebrauchen ist. Bestimmt bis zum achtzigsten, bisweilen bis zum hundertsten Jahre zu leben, verräth es bis zum zwanzigsten und länger, folglich den vierten Theil seiner Lebensdauer hindurch einen Leichtsinn, welcher, obschon er sich, bei ernsthaften Auftritten, manchmal zwischen künstlich zusammengerunzelten Stirnfalten länger zu verbergen sucht und in lauter Sentenzen spricht, bei dem mindesten Anlasse sich muthwillig emporschwingt und, gleich dem Schmetterlinge, bei allen ihn nicht anlachenden Gegenständen, gleichgültig vorüber und nur von Blume zu Blume herumflattert. Ich frage jeden aufrichtigen, wenn auch nur vierzigjährigen, Mann, ob ich, wenn er auf die erste Hälfte seines Alters zurücksieht, sein jugendliches Ebenbild richtig entworfen habe? Und bei einer so unsteten, so wankelmüthigen Denkungsart, bei so geringer Bekanntschaft mit den auf ihn harrenden, schweren Amtspflichten sollte der fünfzehn- bis siebenzehnjährige Jüngling, bloss um nicht seinem Freiheitsdünkel zu nahe zu treten — Er, dem noch weder eine gesetzliche Verbindung einzugehen, weder über sein Vermögen zu schalten gestattet wird, Der sollte, ohne obere Leitung, ohne vorgeschriebene Ordnung, das wichtigste, über das Glück seines Lebens und über das Wohl von Tausenden entscheidende, Geschäft beginnen? Er soll desshalb seine Eltern oder seinen Vormund, seinen Schullehrer, oder einen, ihm meistens noch unbekannten, Professor um das, was die ersteren oft nicht verstehen und was ihm der letztere vielleicht, als Privatlehrer, bloss aus Eigennutz oder nur im Vorübergehen rathen wird, befragen! Man gesteht also, dass der, auf unbekanntem Boden wandelnde, Jüngling sich vorerst des zu betretenden Weges erkundigen müsse! und warum sollte derjenige, welcher ihm die aus einer langwierigen Erfahrung geschöpften Gesetze väterlich zu bestimmen für gut finde, nicht für den sichersten gehalten werden? „Es liegt", heisst es, „in der Natur der Menschen und vorzüglich der Jünglinge, dass sie das, was man ihnen befiehlt, ungern thun, auch wenn sie es vielleicht ohne Zwang für sich selbst gethan hätten." Es lag aber noch weit mehr in der Natur des Menschen, worauf er, sobald er in gesellschaftliche Verbindung trat, Verzicht leisten musste; und was sollte aus der Erziehung werden, wenn dem Kinde, wenn dem Knaben, was aus den beisammenwohnenden Erwachsenen werden, wenn das Gute nie befohlen, das Böse nie verboten, sondern Alles der Willkür von Allen heimgestellt werden sollte"!

„Die Concurrenz befördert auf den protestantischen Universitäten, nach Meiners, den Fortgang der Wissenschaften und die Hemmung derselben entkräftet den Eifer der Lehrer auf den katholischen Schulen. Bei Kaufleuten und Fabrikanten befördert allerdings die Concurrenz, wo nicht immer die bessere Eigenschaft, doch wenigstens die Vielheit und daher die wohlfeileren Preise der Waare; dass sich aber die Sache mit dem öffentlichen Unterrichte ebenso verhalte dies dürfte doch (wenn man nicht die, nur zu bekannten, Kunstgriffe der, sich ihre Zuhörer wechselseitig hinwegkapernden, Privatlehrer, und dasjenige, was man etwa bei Gold- und Silberarbeiten die neuere Façon nennt, in Anschlag bringt) allerdings noch bezweifelt werden."

„Oeffentliche Lehrer der Heilkunst, welche im Allgemeinen nicht vor ihrem 30. und wenn von den praktischen Theilen derselben die Rede ist, nicht wohl vor dem 40. Lebensjahre die zu ihren wichtigen über Leben und Tod entscheidenden Lehrämtern die erforderlichen Eigenschaften besitzen und folglich bis zum Zeit-

punkte ihrer Pensions-Fähigkeit schon ein Alter von 70—80 Jahren erreicht haben würden, sollten nicht, ohne Undank des Staates für ihre so wichtigen Dienste, gleichen Gesetzen unterworfen werden."

Frank spricht sich dann ebensowohl gegen den Concurs, als gegen das Wahlrecht der Facultäten aus und meint, dass eine wohleingerichtete Studiencommission, ein gut organisirtes Ober-Collegium medicum, in dem mehrere, in allen Theilen der Heilkunde vorzüglich bewanderte, des öffentlichen Zutrauens geniessende, aber dennoch dem Lehrkörper nicht oder nur ehedem angehörige Aerzte und Wundärzte ihre Stimme zu geben haben, zur glücklichen Wahl der Professoren in ihrer Wissenschaft am meisten geeignet sei.

Ueber die „Privatdocenten" lässt er sich folgendermasseu aus: „Die Privatdocenten kehren sich meistens sehr wenig an das, was von der öffentlichen Kanzel gelehrt wird, und setzen öfters ihren Ruhm in widersprechende Behauptungen, deren Wahrheit oder Falschheit der Schüler nur äusserst selten zu entdecken im Stande ist. Man sage nicht, dass man in Wissenschaften, wenn sie je gedeihen sollen, einem Jeden das, was er für wahr hält zu behaupten, gestatten müsse und dass ohne Widersprüche die Wahrheit nur selten gefunden werde. So sehr ich nämlich selbst für solch' eine edle Freiheit gestimmt bin und so wenig ich je als Lehrer gewünscht habe, dass meine Zöglinge auf mein eigenes Wort schwören möchten, so glaube ich doch, dass es für Schüler zu früh sei, an verschiedenen gelehrten Streitigkeiten, noch ehe sie das Ganze zu übersehen gelernt haben, einen besonderen Antheil zu nehmen und so wie die vormals so beliebten Controverspredigten, auf beiden Seiten sich einander widerlegenden Religionsparteien oft in Verwirrung setzten, oder weder dem Einen, noch dem Andern mehr zutrauen und ihr Gläubchen für sich auszusinnen verleiteten, ebenso werden die Schüler der Heilkunst durch die mancherlei sich aneinander widersprechenden Systeme verschiedener, den nämlichen Gegenstand bald so, bald anders behandelnder und mit dem akademischen Vortrag nicht harmonirender Docenten mehr zu medicinischen Streithähnen als zu medicinischen Aerzten gebildet."

„Da man eine Pflanzschule zukünftiger Lehrer anzulegen wünscht, so lässt man es zuerst anf die Probe, wie ein Privatdocent, welchen das Professorfieber ergriffen hat, bestehen möge, ohne zu bedenken, dass, während dieser Probejahre, hundert und mehrere Zöglinge eine schiefe Richtung nehmen können, sorgenlos ankommen."

„In unseren Tagen, wo kaum 16—18jährige, meistens nur halbvorbereitete Jünglinge die Hörsäle anfüllen und nach drei, oft sehr leichtsinnig durchgelaufenen Lehrjahren, nach oft leichtsinnigen Prüfungen, so wie gute und schlechte Zeuge mit einem und dem nämlichen Fabrikszeichen gestempelt werden, wo auf manchen Kanzeln selbst Jünglinge den kaum um 5—6 Jahre jüngeren Knaben eine auf langjährige Erfahrung allein zu gründende Lehre vorzutragen haben, bei so beschaffenen Zeiten, sage ich, kann leider ein, so vielen leeren Köpfen jährlich aufgesetzter Doctors-Hut, auf das Zutrauen des Regenten, keines Rechtes mehr geniessen." Ferner plaidirt Verf. sehr für den alten hippokratischen Rath, dass die Söhne der Aerzte doch wieder Aerzte werden möchten.

Auf das Entschiedenste tritt F. dafür ein, dass das Latein als Unterrichtssprache auf der Universität wieder eingeführt werde. Er habe gefunden, dass die Studenten, welche im Lateinischen die grösste Fertigkeit aufwiesen, auch in den medicinischen Studien die grössten Fortschritte gemacht hätten, und beruft sich auf das Wort Friedrichs des Grossen: „Latein müssen die jungen Knaben absolut lernen, davon gehe ich nicht ab."

Noch heute sehr beachtungswerth sind seine Grundsätze hinsichtlich der Anstellung der Professoren: „Der öftere Tausch", sagt er, „des einheimischen seit Jahren auf dem nämlichen Acker gewonnenen Samens mit ausländischem veredelt die Gewächse und der Boden zahlt dankbarer die Gefälligkeit des Landmanns, der seine Felder, der alten Verbindung satt, nicht immer mit anverwandten, sondern auch mit fremden Pflanzengeschöpfen begattet. Hohe Schulen, deren Lehrer sie selbst oder inländische Schulen einst erzeugt haben, beweisen oft ihre Manneskraft in geistreichen, des öffentlichen Beifalles würdigen Söhnen, aber früher oder später drohet doch dieser eigenen, sich immer gleichen Fortpflanzung, wo nicht eine fremde Vermischung zuweilen entgegenwirkt, das Abarten. Daher missbilligt auch Ludwig die in manchen Ländern herrschende Abneigung vor jeder Anstellung ausländischer Heilkünstler. Einem stehenden Wasser ähnlich, welches stets an dem morastigen Boden und an dem schlammigen Ufer bis zur gänzlichen Aus-

trocknung sich träg und gifthauchend zurückzieht, stocken bald dergleichen, nie durch frischen Zufluss in Bewegung gesetzten Schulen und währenddem ihre Lehrer sich gähnend dem Todesschlafe nähern, träumen sie von nie verlorener Würde und zählen stolz die Ahnen, welche diese einst, zur Schande ihrer ausgearteten Enkel, gegründet haben. — Es ist also ein wahres Bedürfniss für Arzneischulen, dass von Zeit zu Zeit auswärtige, wegen ihrer wichtigen Geistesproduction und besonders wegen ihrer grossen Erfahrung der allgemeinen Achtung geniessende Männer unter ehrenvollen Bedingungen herbeigerufen und gegen alle Neckereien und Anfälle der Scheelsucht, der Verläumdung geschützt werden."

Er bekämpft die Gleichheit der Gehalte der Professoren, ist vielmehr der Ansicht, dass Gehaltszulagen von der Tüchtigkeit, nicht bloss von den Dienstjahren, sondern von den um die hohe Schule und um die Menschheit durch Entdeckungen und wichtige Schriften erworbenen Verdiensten abhängen sollten.

Alle seine Postulate fasst er in folgende Aphorismen zusammen, von denen er jeden einzelnen ausführlich motivirt:

Die Lehrgegenstände, welche eine nähere Verwandtschaft unter sich haben, müssen miteinander verbunden vorgetragen werden.

Man solle die Schüler nach und nach von leichter zu fassenden Gegenständen zu schwereren leiten.

Kein Theil der Heilkunde muss, wenn man denselben in der Natur selbst vorzuzeigen und die Aufnahme der Begriffe durch Beihülfe der äusseren Sinne zu erleichtern im Stande ist, mit blossen Worten und durch schwache Zeichnungen gelehrt werden.

Die Zeit, welche zur Erlernung der Heilkunst in ihrer ganzen Ausdehnung, für den grössten Theil der Schüler, erforderlich ist, solle man genau bestimmen, jeden Theil der Heilkunst vollständig vortragen.

Man muss in Hinsicht auf Ort, Zeit und Eintheilung die Ordnung der Dinge nach dem Vortheile und nach der grösseren Bequemlichkeit der Lernenden festsetzen und nur solche Vorschriften entwerfen, wodurch die Schüler am sichersten ihrem Ziele genähert werden mögen.

Man darf nicht Begriffe auf Begriffen aufthürmen, und so zur Verwirrung derselben Anlass geben oder durch unfruchtbare Wiederholungen die Zeit verschwenden, man muss also die Materie nie ganz erschöpfen wollen, sondern den Schülern bloss die Grundbegriffe beizubringen, sie zum Selbstdenken anzuführen und mit der Literatur eines jeden Faches oder mit den besten Quellen der Wissenschaft, sowie mit ihren Unvollkommenheiten und engen Grenzen bekannt zu machen suchen.

Die vom Staate für den öffentlichen Unterricht verliehenen Hülfsmittel sollten allgemein gemacht und sowohl jedem Lehrer als jedem einzelnen Schüler nach Kräften zu benützen gestattet werden.

Die Lehrer müssen ihren Vorlesungen ein zweckmässiges, entweder fremdes oder von ihnen selbst entworfenes Schulbuch zum Grund legen; ihre eigenen Erklärungen, Verbesserungen, jährliche Nachträge aus eigenen Heften deutlich und ohne Umschweife vorlesen, das Gelesene durch wörtlichen Vortrag näher erläutern und vor einer jeden Lection den Hauptinhalt des vorletzten Unterrichtes nochmals ganz kurz wiederholen.

Die Schüler sollten dazu angehalten werden, die Vorlesungen pünktlich und von ihrem Anfange bis zu ihrem Beschlusse zu besuchen. Die Lehrer aber müssen derselben Aufmerksamkeit durch die Wichtigkeit und Deutlichkeit ihres Vortrags jedesmal neuerdings zu beleben suchen.

Die Schüler übe man in der Anwendung des Erlernten.

Verf. untersucht dann genau die, einem zukünftigen Zöglinge der Heilkunde erforderlichen, Eigenschaften. Hier macht er die für alle Zeiten geltende Bemerkung: „Man denke jedoch nicht, dass alle die gewöhnlichen Vorbereitungslehren mehr denn ein Vehikel höherer Wissenschaften, besonders der praktischen seien und dass derjenige, welcher sich im Erwerbe von jenen vor Anderen hervorgethan hat, bloss desswegen, obwohl bei gleicher Verwendung, dereinst ein grösserer Heilkünstler sein könne. Jede Kunst und Wissenschaft hat ihren eigenen Genius".

Wenn man F. das Verdienst nicht absprechen kann, der eigentliche Begründer der medicinischen Polizei gewesen zu sein und sein „System"

für alle Zeiten als phänomenales Denkmal, das er sich selbst gesetzt, die Bewunderung der Nachwelt herausfordern wird, so lässt sich doch nicht läugnen, dass dieses Werk bei allen Vorzügen nicht frei von Mängeln ist.

Einmal gelang F. nicht gänzlich die Trennung der gerichtlichen Medicin von der medicinischen Polizei.

Mehrere Gegenstände, die zum Ressort der ersteren gehören, wies er der letzteren zu und konnte sich wenigstens nicht dazu entschliessen, sie auszuscheiden.

Sein principieller Standpunkt ist der bureaukratische und absolute. Er räumt der Polizei eine Macht ein, welche dieselbe zu einem Staate im Staate erhebt.

Daher hat er nicht bloss die private Hygiene und Diätetik im engeren Sinne des Wortes, sondern auch die der Gemeinde zu einer Sache der medicinischen Polizei gemacht, ja selbst die Medicinalordnungen, welche doch nur, wenn auf constitutionellem Wege erlassen, eine Gültigkeit haben können, sind ihm eine Sache der Medicinalpolizei.

Diese Fehler des Buches sind aber rein formelle und lassen den Inhalt desselben unberührt.

Ja, man kann dreist behaupten, Frank konnte nicht anders, durfte nicht anders schreiben, und diese urgirten Fehler kommen nicht auf seine, sondern auf die Rechnung seines Jahrhunderts.

Denn trotzdem, dass er den grössten Theil seines Lebens in dem Jahrhunderte der Aufklärung oder Voltaire's lebte, es war zugleich in politischer Beziehung die Aera des Absolutismus, des Despotismus, des Polizeistaats.

Die medicinische Polizei war eine blosse Angelegenheit des Staats; das Individuum als Einzelnheit hatte als solches ebenso wenig Werth als eine Gemeinde; die Fürsten besassen noch das unumschränkte Recht über ihre Unterthanen, ja Deutsche Regenten entblödeten sich nicht, Schacher mit ihnen zu treiben, um ihre Privatchatullen damit zu füllen und ihren Maitressenwirthschaften einen grösseren Luxus zu geben; Rechte besass nur der Adel und die Geistlichkeit, der vierte Stand war noch in den meisten Gegenden leibeigen, und der dritte Stand war die eigentliche Staatscitrone, aus der der Staat seine Einnahmen und Ausgaben bestritt. Die französische Revolution musste erst kommen, um die gewöhnlichen, in der Natur liegenden, mit uns geborenen, Menschenrechte wieder herzustellen.

Seit jener Zeit war es mit dem Polizeistaate vorbei, und es beginnt der Rechtsstaat.

In diesem sollte die medicinische Polizei eine ganz andere Stelle einnehmen.

Diese Metamorphose vollzog sich in Deutschland weit langsamer als in England, Frankreich, Belgien und Holland; überdies musste diese Wandelung ihre Phasen erst auf dem Gebiete der Politik und der Jurisprudenz durchgemacht haben, ehe sie sich auf medicinischem realisiren konnte. Hierin müssen wir die Ursache erblicken, dass Deutschland in hygienischer Beziehung hinter allen Culturvölkern zurückblieb.

Weil der Staat in medicinischer Beziehung am hartnäckigsten seine alten Rechte festhielt, konnte die Metamorphose der medicinischen Polizei in Privat-, Gemeinde- und öffentliche Hygiene, welche sich in England bereits seit einem halben Jahrhundert ausgebildet hat, in Deutschland erst sehr allmählich von Statten gehen. Obgleich wir jetzt ein Reichsgesundheitsamt haben, sind die Grenzen von allen dreien nichts weniger als festgestellt.

Frank konnte daher damals nicht anders schreiben; er stand zu

sehr unter dem Einflusse der Ideen seiner Zeit, als dass er seinem System eine andere Form hätte geben können. Hatte er doch schon wegen Bekämpfung des Cölibats der Geistlichen die ganze katholische Geistlichkeit gegen sich herausgefordert und würde er wahrscheinlich sein Werk wegen der bestehenden Censur gar nicht haben vollenden können, wenn der für Aufklärung strebende Joseph II. ihn nicht unter seine Fittiche genommen hätte!

Ist daher in formeller Beziehung Frank's Werk veraltet, sein Inhalt ist gediegenes Gold, dessen Werth durch die äusseren Schlacken auch im Laufe der Jahrhunderte nichts einbüssen kann.

Pathologische Anatomie.

Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Classiker, der pathologischen Anatomie gegenüber stets die richtige Stellung eingenommen zu haben; sie waren ebensoweit entfernt von Ueber- als Unterschätzung dieser hochwichtigen Disciplin. Forscht man nach der Ursache, wie es gekommen, dass die Neuzeit den Schwerpunkt der ganzen Medicin in diese Hülfswissenschaft verlegte und wähnte, durch sie die ursächlichen Momente der Krankheit erforschen zu können, so sind die Gründe hierfür in verschiedenen Momenten zu suchen. Die hauptsächlichsten möchten folgende sein. Morgagni's Werk „de sedibus et causis" war die erste Veranlassung, den Aerzten die Meinung beizubringen, als sei der Sitz und die Ursache der Krankheit identisch. Wie alle Entdecker und Erfinder überschätzte Morgagni die von ihm erst zu einer Wissenschaft erhobene Disciplin; dazu kam, dass er kein logisch geschulter, philosophischer Kopf war, und so beging er den Fehler, den Sitz und die Ursachen der Krankheiten in eine Linie zu stellen. Sein grosses Ansehen pflanzte diese Tradition und Legende von Geschlecht zu Geschlecht. Ueberdies ist es bekannt, dass die Schüler, wenn sie nicht selbst Meister werden, die wissenschaftlichen Aspirationen ihrer Lehrer stets übertreiben. Als zweiten Grund muss man die Verwirrung betrachten, welche seit Gaub's Zeiten bis jetzt in allen Lehrbüchern der allgemeinen Pathologie und Therapie über die Lehre von den Ursachen herrschte. Eine Uebereinstimmung konnte nicht erzielt werden. Dazu kam, dass in der neuesten Zeit die eigentliche allgemeine Pathologie, wie sie von Gaub gegründet wurde, als die allgemeine Lehre von den Ursachen und Symptomen der Krankheiten ganz in pathologische Anatomie untergegangen ist.

Die Grenzen beider Wissenschaften wurden also gänzlich verwischt. Dadurch konnte es nicht ausbleiben, dass man schliesslich dahin kam, in der pathologischen Anatomie den Schlüssel zu den Ursachen der Krankheiten zu suchen, indem man dieselben mit den Ursachen des Todes verwechselte.

Da es in den letzten Decennien bei den Medicinern gar keine Sitte mehr war, Logik zu hören, musste natürlich die Begriffsverwirrung immer ärger werden, und so kann man sich denn nicht über die heutige moderne Auffassung wundern, die Resultate des Krankheitsprocesses in der Leiche mit seinen Ursachen im Leben zu verwechseln.

Die Classiker erkannten sehr gut, dass, wie bei allen Dingen, so auch bei der Entstehung des Krankheitsprocesses, das causale Moment der Zeit und dem Raume nach das Erste sein müsse und dass, wo sich die Priorität für beide nicht nachweisen lasse, von Ursache nicht die Rede sein könne. Ausserdem hielten sie den Unterschied von Krankheits- und Todesursache auf's Schärfste aufrecht.

So kamen sie nie zu einer Ueberschätzung der pathologischen Anatomie,

sahen aber sehr gut ein, dass man den ganzen Verlanf einer Krankheit nur dann richtig beurtheilen könne, wenn man, ebenso gut wie die anamnestischen Momente, die Veränderungen berücksichtige, welche sie in dem bezüglichen Gewebe hervorbrachte. Sie hüteten sich aber, für alle in diesen den Grund der Krankheit zu suchen, wenn für einzelne Fälle, z. B. bei angeborenen Deformitäten u. s. w. dies auch statthaft ist.

Diesen Standpunkt vertrat auch Frank bei aller seiner Hochschätzung für Morgagni und trotzdem, dass er selbst mehr denn 200 Leichname zergliedert, und auf seine Anregung in Wien der pathologischen Anatomie das erste Heim errichtet wurde.

Frank betrachtete die pathologische Anatomie nur in dem innigsten Zusammenhange mit der klinischen Medicin. Was für ihn das Krankenexamen war, um den Grund zu legen in der Erkenntniss des Krankheitsprocesses, das war ihm der Leichenfund zur epikritischen Bestätigung der Diagnose.

Oefters warnte er, an verschiedenen Stellen seiner Schriften, die Wirkungen der Krankheiten nicht mit ihren Ursachen zu verwechseln.

Seine Beobachtungen über die Erkrankungen der Gefässhäute verdienen, obschon bloss makroskopisch angestellt, auch heute noch Beachtung.

Er führt aus, dass man diejenigen Krankheitsverhältnisse in Erwägung ziehen müsse, welche ihre Ausbildung der eigenthümlichen, krankhaft veränderten Gefässstructur verdankten. Oftmals sei das zwischen den Arterienfasern gelegene, festanschliessende Zellgewebe oder auch das zwischen diesen und der inneren und äusseren Arterienhaut befindliche, wenn es in einem erschlafften oder verhärteten Zustande, verwachsen, comprimirt, von fremdartigen Stoffen gefüllt, erodirt oder gänzlich destruirt ist, der Sitz von mannigfaltigen Uebeln. In intensiv gesteigerten Entzündungen der Aorta sah er die, die Muskelfasern der Arterie von beiden Seiten auskleidende Zellhaut bedeutend angeschwollen. Auch der Sitz des Tophus, dieses knochenartigen Stoffes, welcher als gelbliche, anfangs callöse, späterhin ossificirte Materie zwischen die tunica intima und muscularis sich ablagert und durch dessen krankhafte Einwirkung alle diese pathischen Metamorphosen und Abnormitäten herbeigeführt werden, sie hier zu suchen. Dem pathologischen Museum zu Pavia habe er ein vollständiges, an vielen Stellen ossificirtes Arteriensystem übergeben.

Steatomatöse Geschwülste und kleine in der, zunächst nach aussen liegenden, tunica cellularis sitzende Abscesse, sowie nicht minder krankhafte Ausartungen dieser Membran, wodurch das Lumen der Arterie verengert würde und endlich Verdickung der Arterienwände habe er häufig beobachtet. Im Anasarka, wo das ganze Zellgewebe hydropisch angeschwollen ist, wird auch die nach aussen gelegene Arterienzellhaut aufgetrieben; ferner unterliege es keinem Zweifel, dass die Ecchymosen und tiefeindringende Skorbutflecke hier ihren Sitz hätten. In Arterien- und Venenentzündungen werde durch die in's Zellengewebe ausgeschwitzte gerinnbare Lymphe die Dicke dieser Häute beträchtlich gesteigert. Bei zunehmehmender Elasticität würden daher diese Gefässe durch den stürmischen Blutandrang sehr leicht bersten und sich an mehreren Stellen Verschwärungen oder kleine Abscesse bilden. In ihrem ganzen Umfange geöffnet, bewirken diese einen meist tödtlich ablaufenden Bluterguss. In anderen Fällen bewirkten diese Exulcerationen und Abscessbildungen nur stellenweise Erosion der Arterie und gäben dadurch, sowie die durch äussere Causalmomente verursachten Läsionen den ersten Keim zur aneurysmatischen Disposition. Oftmals entschieden sich Gefässentzündungen, gleich anderen Phlogosen, durch blosse Ausschwitzung einer krankhaft secernirten Lymphe, die er selbst auf der inneren entzündeten Arterienfläche an mehreren Stellen festhängend, sowie noch vor Kurzem die ganze Aorta, von ihrem Ursprunge ab bis zur Theilung in die Cruralarterien entzündet und nicht nur mit vielen in's Weisse fallenden, aus geronnener Lymphe gebildeten, Flecken besetzt, sondern sogar von mehreren Excoriationen umgeben, gefunden habe.

Grösstentheils werde diese plastische Lymphe durch die eindringende Blut-

welle abgespült, mit fortgerissen, und hierauf als ein fremdartiges, krankhaft erzeugtes und zur Blutbildung untaugliches Product, in entzündlichen, hypersthenischen sowohl als asthenischen Krankheitszuständen, sowie in anderen, die topischen Entzündungen begleitenden Leiden, zur rechten Zeit durch die Harnwege ausgesondert. Nicht selten verkünde sie jedoch eine schlimme Wendung der Krankheit, lasse üble Metastasen, lentescirende, durch chronische Entzündungen bedingt werdende Fieber und endlich, ohne dass Geschwürbildungen zugegen wären, einen hektischen Zustand befürchten. Aus dieser coagulablen Lymphe bildeten sich auch die Herz- und Arterienpolypen und zwar nicht nur nach dem Tode, sondern auch während des Todes. Fänden nun bedeutende Anhäufungen dieses Pseudoplasmas in kleineren, in Folge des entzündlichen Localleidens aufgetriebenen Blutgefässen statt, so entstünden leicht krankhafte Adhäsionen, Verwachsungen ihrer inneren Flächen miteinander, an einer oder mehreren Stellen; die betroffenen Gefässe selbst solidescirten immer mehr, würden endlich ganz ligamentös, wie Beispiele dieser Art sogar von dem Stamm der absteigenden Aorta und von der aus der Coeliaca entspringenden Arteria splenica, vorhanden seien oder bildeten, eine nodöse ungleiche Form darbietend, Pseudoabscesse oder Ansammlung einer puriformen Feuchtigkeit, ohne dass ein Geschwür zugegen wäre. Das bisher Angeführte diene als Beweis, dass selbst die innere Arterienhaut mannigfachen pathischen Processen unterworfen sei; wenn nun auch die Annahme, dass die Schärfe des Bluts oder wohl gar eine kaustische Beschaffenheit desselben, darauf krankhaft influirend, Erosien und Destruction herbeiführe, in das Reich der Hypothesen gehöre, so seien doch sämmtliche schädlich einwirkenden Potenzen, welche alle Arterienhäute afficiren, auch sicherlich im Stande, auf die tunica intima ihren Einfluss auszuüben und sie zuerst in den Krankheitsprocess zu ziehen. Gleichwie nun der Heerd des entzündlichen Arterienleidens in dieser Membran zu suchen sei, so deute auch in vielen Fällen der innige Nexus der polypösen Gebilde mit derselben auf irgend etwas Krankhaftes in der Structur dieser inneren Gefässhaut hin. Erleide nun diese, gleichwie durch welche Causalmomente, in ihrer Integrität eine Verletzung, so könne die Blutmasse leicht durch die Arterienhäute hineindrängen.

Verf. geht dann zu einer meisterhaft gelungenen Schilderung der Entstehung der verschiedenen Aneurysmen über. Schon damals trat er der Ansicht entgegen, dass Caries die Ursache sehr vieler Pulsadergeschwülste sei.

Er ist vielmehr der Ansicht, dass auf das Knochensystem Pulsadergeschwülste des Herzens oder der grösseren Arterienstämme eine höchst nachtheilige Wirkung ausübten. Nicht selten fänden hier, bei einigen, einigermassen ansehnlichen Pulsadergeschwülsten, selbst während des Lebens Consumtion, Auftreibung der Knochensubstanz, Perforation und Durchbrechung der Knochentheile statt, so dass diese gleichsam durch Caries bei der Section destruirt zu sein schienen. Dem Museum zu Pavia habe er zwei Präparate eines, durch eine aneurysmatische Geschwulst des Arcus Aortae meist ganz zerstörten, Brustbeines übergeben. Ja selbst die Rückenwirbel fände man bisweilen bis auf das Rückenmark zerstört, woraus hervorgeht, dass die von einigen Seiten aufgestellte Behauptung, als ob viele Pulsadergeschwülste durch Caries eines der Arterie nahe gelegenen Knochens hervorgebracht würden, keine positiven Gründe für sich habe, indem ja die cariöse Entartung oftmals nur Wirkung des hier gebildeten Aneurysmas sei. Ueberdies verdankten die Knochenverletzungen, welche, bei in der Nähe befindlichen, Pulsadergeschwülsten entstünden, in den meisten Fällen keiner wahren Caries ihre Ausbildung, sondern durch die so heftigen, bisweilen eine und dieselbe Stelle in ihrer ganzen Stärke treffenden Pulsationen der aneurysmatischen Arterie würde endlich der betheiligte Knochen — gleichwie Steine vom Wasser ausgehöhlt würden, immer mehr und mehr bis zur grössten Verdünnung seiner Lamellen aufgerieben, während cartiliganöse Theile der feindlichen Einwirkungen selbst bedeutender Aneurysmen stärker widerstrebten, und durch die ihnen eigenthümliche Elasticität unterstützt, in ihren Structur- und Texturverhältnissen keiner Kränkung unterworfen waren.

Es könnten allerdings in Folge bedeutender Arteriengeschwülste auch cariöse Entartung in dem perforirten durchbrochenen Knochentheile entstehen. Sowohl das Periosteum als auch die zur Ernährung des afficirten Knochens bestimmten Gefässe erlitten durch diese aussergewöhnlichen Erschütterungen mannigfache Störungen, wonach namentlich krankhafte Secretionen daselbst und im aneurysmatischen Sacke herbeigeführt würden. Sehr oft sei zugleich in den aneurysmatischen Arterienhäuten eine schleichende Entzündung vorherrschend, was durch

die gegen Ende des Aneurysma's sich hinzugesellenden Schmerzen und die mit äusserer Anschwellung zuweilen verbundene Röthe um so mehr bekräftigt werde. Unter diesen obwaltenden Verhältnissen sei sicherlich eine krankhaft secernirte Feuchtigkeit auch im Stande die nahgelegenen Knochentheile und selbst den aneurysmatischen Sack anzugreifen, zu destruiren und eine schneller herbeigeführte Ruptur desselben zu begünstigen.

Interessant ist, wie F. die Thromben von den gewöhnlichen Polypen zu unterscheiden weiss und ihre Bedeutung zur Erzeugung pathischer Processe erkennt.

In dieser Beziehung setzt er auseinander, dass die Gefässpolypen nicht mit den polypösen Excrescenzen und Wucherungen der Schneider'schen Haut, des Pharynx, des Uterus, der Vagina, die mit dem gleichlautenden Namen eine, von jenen ganz abweichende, Structur und Bildung verbänden, verwechselt werden dürften. Der Gefässpolyp sei das Product einer abnormen Secretion von plastischer Lymphe innerhalb der Gefässe, deren Function durch seine Gegenwart nicht wenig beeinträchtigt werde. Bisweilen geschähe es, dass er von dem Orte seines Ursprungs in angrenzende, mit diesen communicirende Cavitäten, aus dem Nierenbecken durch die Uretheren in die Blase, aus einer Pulsadergeschwulst in den freien Theil der Arterie übergeht. Bald setzten sich diese polypösen Concremente an die innere Haut der Höhle fest, bald bewegten sie sich ganz frei. Ihre Formbildung variire und ihre Ausbreitung sei nach Verhältniss der Höhle, wo sie sich befänden, sehr verschieden. Oftmals gehe der Polyp vom Herzanhange in den Ventrikel, von hier in die daran stossende Arterie, bisweilen mit grossen Verästelungen über. Die ihm zu Grunde liegende Substanz sei anfangs weich und bestehe aus einer zitternden, gallertartigen Masse, die im Verlaufe der Zeit durch Gefässeinwirkung oder durch die häufigen Ausströmungen des Bluts eine pseudomembranöse, aus dicht übereinander geschichteten Blättchen zusammengesetzte Form annehme. Die Farbe der Polypen sei, nach Massgabe des Alters, des somatischen Verhältnisses und der krankhaften Secretion, bald weissgelblich, weiss, glänzend oder mehr ins Röthliche fallend; seine Consistenz richte sich meist nach der stärkeren oder schwächeren Tendenz der transsudirten Lymphe zu plastischen Concretionen, nach der Zeit, in welcher sie sich gebildet, sowie nach den betroffenen Gefässen. Gefässproductionen habe er in den polypösen Productionen nicht entdecken können.

Beachtung verdient ferner folgende Beobachtung. In den Todtenlisten des Wiener Krankenhauses fand F. oft die Gangraena pulmonalis angeführt; eifrig sorgte er dafür, dass die Leichname derer, die an dieser Krankheit gestorben sein sollten, geöffnet würden. Die Sectionen boten auch nicht ein Beispiel eines wahren Brandes dar.

Er berichtet dann weitläufig über einen von ihm beobachteten Fall von Brand der Lunge und Brustmuskeln.

Wichtig ist auch das durch die Leichensectionen von ihm gewonnene Resultat, dass weder eine Entzündung der Pleura costalis, noch der Pleura pulmonalis nöthig sei, damit ein stechender Schmerz, welchen die Kranken unter dem Namen der Pleuritis in der Gegend der Rippen angeben, entstehe, sondern dass allein schon eine Entzündung der inneren Membran der Bronchien hinreiche, diese Schmerzen hervorzurufen. In Hunderten von Leichen, die er, nachdem jene stechenden Schmerzen zugegen gewesen wären, hatte öffnen lassen, habe er kaum 7 mal eine Entzündung der pleura costalis — niemals aber, ausser in einem Falle, dieselben ohne Entzündung der Substanz der Lungen gefunden, dagegen habe er sogar die Pleura sehr stark geröthet und angeschwollen gesehen, ohne dass über dergleichen Schmerzen geklagt wurde oder während die Kranken dieselben an einer anderen Stelle des Thorax angegeben hätten.

Interessant ist ferner seine Beschreibung einer „Urinblase mit verdickten Muskelfasern".

Nicht minder sein Bericht über einen Krankheitsfall, wo die Section eine in Seitentaschen ausgedehnte Urinblase nachwies. Er ist der Ansicht, dass dieser Krankheit der Harnblase weder die Benennung eines Bruchs, hernia, zukomme, weil hier kein Eingeweide in einen regelwidrigen Sack hinabgestiegen sei, noch der Name von Divertikeln passe, weil bei dieser alle Häute irgend eines Eingeweides zugleich, gegen die Regeln des gesunden Zustandes, erweitert und verlängert seien. Er hätte desshalb die Benennung „Taschen" vorgezogen. Es seien dies Einsenkungen der inneren Häute der Blase oder der tunica villosa, nach aussen hin, zwischen den Muskelfasern dieses Organs und Erweiterung des-

selben in einen mehr oder weniger ausgedehnten Sack, der dünner als die unversehrten Wände der Blase und halb durchsichtig sei, bald mit dem Peritonäum der Blase, bald ohne dasselbe.

Bei einer Section, die einen blutigen Erguss in die Brusthöhle ergab, macht er die Bemerkung, er vermuthe, dass von den sogenannten blutigen Apoplexien nicht wenige viel mehr von einer blutigen Secretion als von einer Verletzung der Gefässe des Gehirns herrührten.

Das pathologisch-anatomische Material findet sich durch die ganze „Epitome" zerstreut, vorzüglich aber in seinen „Interpretationes clin. observationum selectarum".

Vergleichende Pathologie und Therapie.

Die Ehre, der Gründer dieser wichtigen Disciplinen gewesen zu sein, muss Frank zugeschrieben werden; denn seine Rede, in der er die Grundsätze derselben entwickelte „De morbis pecudum a medentibus nequaquam praetervidendis" hielt und veröffentlichte er bereits im Jahre 1790, während der Harburger Arzt Bergmann seine Abhandlung „sistens primas lineas pathologiae comparatae" erst im Jahre 1804 herausgab. Da aber derselbe in der Vorrede den Ausspruch that, „quam ob rem hujus conspectus morborum, tam plantarum, quam animalium, a nemine hucusque incepti, primas lineas designandi ausus sum," so ist anzunehmen, dass er die Frank'sche Arbeit nicht gekannt habe und unabhängig von ihm, vielleicht bestimmt durch den Einfluss Blumenbach's, dem die Abhandlung gewidmet ist, und der einige Jahre zuvor das erste Handbuch der vergleichenden Anatomie herausgegeben hatte.

Frank hebt in dieser Abhandlung zunächst die Wichtigkeit der Kenntniss der Thierheilkunde für den praktischen Arzt auseinander. Wie der Nutzen und die Structur der Theile des menschlichen Körpers von den Physiologen kaum richtig erkannt würde, wenn nicht gleichzeitig dieselben Theile bei den Thieren berücksichtigt würden, ebenso sei es mit der Pathologie der Fall. Wenn man die Krankheiten der Thiere mit denen der Menschen vergleichen würde, so dürfte derselbe Nutzen sich herausstellen. Dies gelte nicht bloss für die innere Medicin, sondern auch für die Chirurgie und Geburtshülfe. Durch die Kenntniss der Thierheilkunde würde vieles über den Sitz, die Ursachen und die Wirkungen der Krankheiten des Menschen aufgeklärt. Desshalb liege die Nothwendigkeit vor, die animale Pathologie mit der menschlichen zu combiniren. Nicht bloss beim Menschen, sondern auch beim Schafe habe man im Plexus choroideus die taenia gefunden und man wisse, dass solche Hydatiden die Ursache der Drehkrankheit bei den Schafen sei. Desshalb habe er der Regierung den Vorschlag gemacht, auf hiesiger Universität zugleich eine Thierheilanstalt zu errichten.

Wie man bei Kälbern und Ochsen den Hydrocephalus durch Perforation geheilt habe, so sei auch die Möglichkeit vorhanden, dies beim Menschen zu erreichen, daher denn schon Hippokrates dasselbe angerathen habe und wie die, bei Thieren durch zu grosse Menge verschluckten Futters entstandene, Flatulenz durch kühne Eröffnung der Bauchhöhle und des Magens geheilt sei, so könnte in verzweifelten Fällen dasselbe auch beim Menschen versucht werden. Dusseau habe darum bei einem sehr entwickelten Tympanites zweimal den Bauchstich gemacht.

Bei dem Menschen hänge die Wirksamkeit oder Unwirksamkeit der Arzneimittel oft von seiner Einbildung ab. Bei den Thieren könne man über den wahren Charakter der Medicamente ein weit sichereres Urtheil sich bilden. Auch habe man beobachtet, dass sehr häufig den grossen Epidemien Epizootien vorausgingen. Man würde also viele Krankheiten durch

genaue Beobachtung leichter abwenden können oder im Stande sein, die Ursachen vieler Epidemien rascher zu erkennen und sie besser zu heilen.

Obgleich später Heusinger die Frank'schen Ideen wieder aufnahm und glänzend weiter bildete, so ist die vergleichende Pathologie und Therapie doch noch ein Feld, das noch lange nicht so angebaut ist, als es verdient.

Die Früchte, welche sich aus der Cultur dieser wichtigen Disciplinen ergeben werden, dürften sich als weit grösser herausstellen, als man jetzt ahnt.

Denn es wird sich zeigen, dass sehr viele epidemische und contagiöse Krankheiten, deren Wesen man heute noch nicht kennt, ihren Ursprung und ihre Ursachen ähnlichen Krankheiten bei Thieren und Pflanzen verdanken, und die Möglichkeit ist vorhanden, dass die meisten contagiösen Krankheiten einem bestimmten Thiere oder Pilze, welche ursprünglich ihre Heimath im Thier- oder Pflanzenreiche haben, ihr Dasein verdanken.

Kurt Sprengel,

der Pragmatiker.

L i t e r a t u r.

Eigene Werke: Rudimentorum nosologiae dynamicorum prolegomena. Dissertatio inauguralis pro gradu doctoris, defensa Halae XVII. Septbr. 1787. Halae apud Hendel 1787. 108 pag. 8. — Beiträge zur Geschichte des Pulses, nebst einer Probe seiner Commentarien über Hippocrates' Aphorismen. Leipzig u. Breslau (J. E. Meyer) 1787. XVI. 130 pag. 8. Rec.: Allgem. Deutsche Bibl. Anh. zu Bd. 57—86. Abth. 1. S. 447; Jen. Lit. Zeit. 1789, Intelligenzblatt, S. 964.

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. I. Thl. Halle 1792. XIV. 480 pag. II. Thl. 1793. X. 594 pag. III. Thl. 1794. VIII. 636 pag. IV. Thl. 1799. X. 564 pag. 8 gr. Rec.: N. allg. deutsche Bibl. Bd. 5, St. 1, S. 159—65, Bd. 6, St. 2, S. 391—76, Bd. 15, St. 2, S. 279—81 u. Bd. 52, St. 2, S. 304—6; Baldinger's med. Journal Bd. 8, St. 31, S. 77—78, Bd. 9, St. 33, S. 40—43 u. St. 34, S. 73—74; Schlegel's N. med. Lit. Bd. 4, St. 2, S. 221—26 u. St. 4, S. 510—14; Jen. Lit. Zeit. 1792, Intelligenzbl. Nr. 117, 1796, Bd. 2, S. 697—711 u. 1800, Bd. 1, S. 37—38; Leipz. N. gel. Zeit. 1794, Bd. 4, S. 751—54, 1793, Bd. 3, S. 517—20 u. 1794, Bd. 2, S. 447—49; Med. chir. Zeit. 1793, Bd. 1, Nr. 4, S. 49—61, Nr. 5, S. 81 — 89, 1794, Bd. 1, Nr. 9, S. 145—56, Nr. 10, S. 161—68, 1795, Bd. 3, Nr. 74, S. 385—88 und 1799, Bd. 2, Nr. 46, S. 368 — 73; Oberd. Lit. Zeit. 1793, Bd. 1, S. 494, Bd. 2, S. 392—94, 1794, Bd. 2, S. 628—30 u. 1799, Bd. 2, S. 1143; Erf. gel. Zeit. 1793, S. 204 — 7, 1794, S. 393 — 97 u. 1800, S. 122 — 23; Götting. gel. Anz. 1793, S. 663 — 71; Erlanger Lit. Zeit. 1794, S. 705 — 9 u. 1799, Bd. 4, S. 1829 — 51; Med. Nationalz. 1799, S. 738—39; Nürnb. gel. Zeit. 1799, S. 545 — 48; Würzb. gel. Zeit. 1800, S. 111 — 12. — Zweite Auflage. I. Thl. 1800. XII. 688 pag. c. tab. aen. II. Thl. 1800. VI. 714 pag. c. tab. aen. III. Thl. 1801. VIII. 632 pag. mit dem Bilde Vesal's. IV. Thl. 1801. X. 598 pag. mit dem Bilde Harvey's. IV. Thl. 1803. VIII. 678 pag. mit dem Bilde Fr. Hoffmann's. Rec.: N. all. deutsche Bibliothek. Bd. 60, St. 1, S. 87—88; Nürnb. gel. Anz. 1800, S. 412 — 15; Oberdeutsche Liter. Zeit. 1800, Bd. 1, S. 1050—52 u. Bd. 2, S. 1043—44; Erf. gel. Zeit. 1800, S. 291—92 und 1801, S. 128; Gött. gel. Anz. 1800, S. 1947—52; Leipz. Jahrb. d. Lit. Bd. 1, S. 101—2; Allgem. med. Annalen 1800, S. 1223, 1801, S. 857, 1802, S. 778 und 1804, S. 153; med. chir. Zeit. 1801, Bd. 2, Nr. 47, S. 385 — 88, 1802. Bd. 3,

S. 176 u. 1803, Bd. 3, S. 177—81; Hall. Lit. Zeit. 1810, Nr. 24. — Dritte Auflage. I. Thl. 1821. 638 pag. mit Kupfern. II. Thl. 1823. IV. 762 pag. mit Kupfern. III. Thl. 1827. X. 613 pag. mit dem Bilde Vesal's. IV. Thl. 1827. IV. 635 pag. mit dem Bilde Harvey's. V. Thl. 1. 2. Abth. 1828. XVI. 969 pag. — Traduit sur la deuxième édition par Ch Fr. Geiger. Paris 1809—1810. IV. Vol. 8. Traduit sur la seconde édition avec l'histoire des principales opérations chirurgiques par A. J. L. Jourdan et revue par E. F. M. Bosquillon. Montpellier et Paris. T. I. 1815. XXXVI. 496 pag. T. II. 1815. 591 pag. T. III. 1815. 426 pag. T. IV. 1815 534 pag. T. V. 1815. 638 pag. T. VI. 1815 585 pag. T. VII. 1815. 362 pag. T. VIII. 1820. 498 pag. T. IX. 1820. 405 pag. — Tradotta dal tedesco (Francese) dal Sig. Dr. Renato Arrigoni. Venezia 1812—16. XI Tom. 8. Seconda edizione italiana, accresciuta di note, aggiunte, die un discorso preliminare e continuata fino a questi ultimi anni per cura del D. Francesco Freschi, di Piacenza. Vol. I. Firenza (Speranza) 1839. V. 498 pag. c. tab. aen. et prolegg. de vita et scriptis Sprengelii. Vol. II. 1840. 675 pag. Vol. III. 1841. 439 pag. Vol. IV. 1841. 409 pag. Vol. V. parte prima. 1842. 816 pag. parte seconda. 1842. 258 pag. 8 maj. duabus columnis impr. — Rec.: Gött. gel. Anz. 1822, S. 713; Pierer med. Annalen 1823, S. 660 — 61, 1827, S. 515, S. 808 — 15, 1829, S. 1074—77; Hall. Lit. Zeit. 1829, Nr. 8; Summ. d. Med. 1829, Bd. 3, S. 504 u. 1830, Bd. 3, S. 466; Med. chir. Zeit. 1830, Bd. 2, S. 97 — 108 u. N. med. chirg. Zeit. 1840, Bd. 4. Nr. 97; med. chirg. Pfennigbibl. Bd. 2, 1836, S. 847 —49; Bluff, d. Leist. d. Med. Bd. 5, 1836, S. 75—76 u. Sachs' Jahrbücher d. Leist. d. Heilk. 1840, Th. 1, S. 10, Schmidt's Jahrbücher d. Med. Bd. 16, 1837, S. 241—43, 1841, S. 268—71; Med. Jahrb. d. Oesterr. Staats Bd. 24, 1838, S. 273—88, S. 470 u. Bd. 32, 1840, S. 469 — 91; Arch. gén. de Méd. T. 51, 1838, p. 256; Hufeland's Bibl. d. Heilk. 1839, April; Holscher's Annal. d. Heilk. Bd. 5, 1840, H. 1, S. 212—13; Gersdorf's Repert. d. deutsch. Lit. Bd. 26. 1840, St. 1. d. 1. Oct.; Hall. Jahrb. d. Lit. 1840, Nr. 157 — 60; Preuss. med. Vereinsz. 1841, Nr. 29, S. 139-40, S. 155 — 56 u. S. 151 — 52. — 4. Auflage. Mit Berichtigungen und litterarischen Zusätzen von Jul. Rosenbaum. 1. Bd. Geschichte der Medicin im Alterthume. I. Abtheilung. gr. 8. Leipzig 1846. Gebauer'sche Buchhandlung.

Handbuch der Pathologie. Leipzig (Schäfer). Thl. I. Allgemeine Pathologie. 1795. XXIV. 711 pag. Thl. II. Fieber und Entzündungen. 1796. XII. 508 pag. Thl. III. Hautkrankheiten, Ausleerungen, schmerzhafte Krankheiten, Nervenkrankheiten und Cachexien. 1797. 604 pag. 8 gr. Rec.: N. allg. deutsche Bibl. Bd. 37, St. 1. S. 81 — 82; Baldinger's med. Journ. Bd. 9, St. 35, S. 77; Erl. Lit. Zeit. 1795, S. 538—47 u. 1797, S. 243—46; med. chir. Zeit. 1796, Bd. 1 Nr. 2, S. 17—31, 1797, Bd. 2, Nr. 49, S. 401—16 u. Erg. 1. 1797, Nr. 4, S. 49—64, Nr. 5, S. 65—71; Monthly Rev. 1797, Vol. 3, p. 533—51; Erf. gel. Zeit. 1798, S. 99—101; Götting. gel. Anz. 1799, S. 537 — 49; Jen. Lit. Zeit. 1904, Bd. 1, S. 161—76. — Zweite Auflage. . . . . . Dritte Auflage. Leipzig (Kühn). Thl. I. 1802. XX. 714 pag. Thl. II. 1807. XVI. 528 pag. Thl. III. 1810. VIII. 544 pag. 8 maj. Wien (Doll). 1811. 3 Thle. 8. Rec.: Med. chir. Zeit. 1803, Bd. 2, Nr. 30, S. 65 — 78 u. 1807, Bd. 2. Nr. 27, S. 17 — 32; Allg. med. Annal. 1803, S. 375 u. 1807, S. 468; Journ. univ. des Sc. méd. T. 1, p. 36—59. — Vierte Auflage. Leipzig 1814, 1815. 3 Bde. 8 gr.

Antiquitatum botanicarum. Specimen I. Lipsiae (Schäffer, Kühn) 1798. 110 pag. 4. c. tab. II. aen. Rec.: Med. chir. Zeit. Ergzbd. 6. 1803, Nr. 169, S. 429—32. —

Der botanische Garten der Universität zu Halle im Jahre 1799. Halle (Kümmel) 1800. XXII. 108 pag. 8. Erster Nachtrag. Halle 1801. VIII. 44 pag. 8.

Handbuch der Semiotik. Halle (Gebauer) 1801. XII. 448 pag. 8 gr. (Wien, Doll. 1815. 8 gr.) russisch von Fr. Sazepin. Moscau 1824. 8. — Rec.: Horn's Arch. für med. Erf. Bd. 1, 1801, H. 4, S. 557—75; Med. chirg. Zeit. 1802, Bd. 1, Nr. 12, S. 225—38; Allg. med. Annal. 1802, S. 631.

Kritische Uebersicht des Zustandes der Arzneikunde in dem letzten Jahrzehend. Halle (Gebauer) 1801. XII. 547 pag. 8 gr. (französisch v. Jourdan, italienisch v. Freschius übersetzt. Rec.: Med. chir. Zeit. 1801, Bd. 2. Nr. 50, S. 433—38; Allg. med. Annal. 1801, Sept., S. 702—3; Roeschlaub's Magazin für Heilk. Bd. 6, 1802, St. 1, S. 233—37.

Anleitung zur Kenntniss der Gewächse, in Briefen. I. Sammlung: Von dem Bau der Gewächse und der Bestimmung ihrer Theile. Halle (Kümmel) 1802. 421 pag. mit 4 Kupfern. II. Sammlung: Von der Kunstsprache und dem Systeme. 1802. 367 pag. mit 4 Kupfertafeln. III. Sammlung: Einleitung in das Studium der kryptogamischen Gewächse. 1804. 374 pag. mit 10 Kupfern. 8 gr. Englische Uebersetzung: An introduction to the study of cryptogamons plants; With ten plates. London 1807. 8. Zweite Auflage: I. Thl. Halae 1817. XII. 482 pag. mit 10 Kupfern. II. Thl. 1 u. 2. 1817, 1818. XVIII. u. XII. 992 pag. mit 15 Kupfern.

Geschichte der Medicin im Auszuge. I. Thl. (Vol. I.—III contin.) Halle (Gebauer) 1804. 347 pag. 8 maj. Rec.: Allg. med. Annal., S. 944; med. chirg. Zeit. 1806, Bd. 4, S. 85—95.

Geschichte der Chirurgie. (Geschichte der wichtigsten Operationen.) I. Thl. Halle (Kümmel) 1805. 471 pag. II. Thl. von Wilhelm Sprengel, mit Vorrede von C. Spr. 1819. 903 pag. 8 gr. — Tradotta del tedesco e corredata di note del Dr. Pietro Betti. Firenze (Piatti). T. I. 1815. 298 pagg. T. II. 1816. 300 pag. 8. Französisch von Jourdan. Rec : Allg. med. Annal. 1806, S. 183—84 u. 1819, S. 959; med. chirg. Zeit. 1807, Bd. 2, S. 145—54 u. 1820, Bd. 4, S. 25—28. — Med. chirg. Zeit. 1817, Bd. 1, Nr. 16, S. 241—56 u. Nr. 17, S. 257—63; Allgem. med. Annal. 1817, S. 397—98. —

Florae halensis tentamen novum. Halis (Kümmel) 1806. XVI. 420 pag. 8. c. XII tab. aen. — Mantissa prima florae halensis, cum centuria novarum plantarum. Halis (Kümmel) 1807. 58 pag. 8. — Observationes botanicae in floram halensem. Halis (Kümmel) 1811. IV. 31 pag. 8. Florae halensis editio altera. Sectio I. II. Halis (Kümmel) 1832. 763 pag. 8.

Historia rei herbariae. Tom. I. Amstelodami 1807. XV. 534 pag. Tom. II. 1808. XVII. 574 pag. 8. — Geschichte der Botanik. Neu bearbeitet. I. Thl. Altenburg und Leipzig (F. A. Brockhaus) 1817. VIII. 424 pag. mit 7 Kupfern. II. Thl. 1818. 396 pag. 8 gr. — Traduit de l'allemand sur la seconde édition par A. J. L. Jourdan. Paris 1832. II Vol. 8. Rec.: Hall. Lit. Zeit. 1808, Nr. 157 u. 1818, Nr. 205; Jour. de Bot. 1808, T. I, p 32 u. 1809, T. II, p. 371; Lamétherie Journ. de Phys. T. 69, 1809, p. 433—51; med. chirg. Zeit. 1809; Bd. 3, Nr. 55, S. 49—59; Jen. Lit. Zeit. 1810, Nr. 46; Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1812, Nr. 42, S. 664; Allg. med. Annal. 1818, S. 1138—39; med. chirg. Zeit. 1817, Bd. 4, S. 251—53. —

Iustitutiones medicae. Tom. 1—VI. (Vol. I—VII.) T. I. Amstelodami 1809. XX. 532 pag. T. II. 1810. XVI. 637 pag. (Institutiones physiologicae). T. III. Pathologia generalis. 1813. 539 pag. T. IV. Pathologia specialis. 1814. 775 pag. T. V. Pharmacologia. 1816. XIV. 579 pag. T. VI.

P. 1. Therapia generalis. 1816. X. 292 pag. T. VI. P. 2. Medicina forensis. 1816. X. 146 pag. 8 maj. — Rec.: N. Journal d. Erf. Bd. 1, St. 1, 1809; Intelligb. Nr. 1, S. 13—16; Allg. med. Annalen, 1810, S. 88, 1814, S. 212, 1816, S. 123—24, 253—74; med. chir. Zeit. 1810, Bd. 1, S. 288—97, S. 426—31, 1814, S. 189—92 u. 1817, S. 193—208. — Editio altera, auctior et emendatior. T. III — VI. Lipsiae (Brockhaus) 1819. T. III. 387 pag. T. IV. VIII. 597 pag. T. V. 440 pagg. T. VI. P. 1. X. 226 pag. T. VI. P. 2. VIII. 110 pag. 8 maj. — Edidit Andrea Silvestri. Mediolani 1817. XI Vol. 8. Versio batava Tomi VI. partis 1.: Handbock, bevattende de allgemeine regelen ter behandeling der ziekten; uit het latyn vertaald door G. S. Pool. Amsterdam by C. G. Sulpke. 1825. 8 maj. — Rec.: Allg. med. Annal. 1819, S. 853—54. —

Vom Baue und der Natur der Gewächse. Mit Zusätzen von H. F. Link. Halle (Kümmel) 1812. X. 654 pag. 8 gr. mit 14 Kupfern. Rec.: Hall. Lit. Zeit. 1813, Nr. 82; Jen. Lit. Zeit. Bd. 3, S. 265 u. 274; med. chir. Zeit. 1814, Bd. 2, S. 257—70 u. 273—79.

De germanis rei herbariae patribus. Monachii (Franz) 1813. 4. In: Denkschriften der Münchner Akademie der Wissenschaften. 1811—1812. Mathemat. Classe. p. 185—216.

Plantarum minus cognitarum pugillus primus. Halae (Kümmel) 1813. 66 pag. 8. — Pugillus alter, Halae 1815. 98 pag. 8.

Plantarum umbelliferarum denuo disponendarum prodromus. Halae (Hendel, Lipsiae Fr. Fleischer) 1813. 42 pag. c. tab. aen. 8. Ex.: Neue Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Halle.

Commentarius de partibus, quibus insecta spiritus ducunt. Lipsiae (Weidemann) 1815. . . . pag. 4. c. III tab. aen.

Species umbelliferarum minus cognitae. Halae (Renger) 1818. X. 154 pagg. 4. c. VII tab. aen.

Novi proventus hortorum academicorum halensis et berolinensis. Halae (Gebauer) 1818. 48 pag. 8. — Ueber Homöopathie. Zwei Programme, gesch. 1824 u. 32. Aus dem Lateinischen übersetzt v. Lud. Lange und eingel. v. Ludwig Schrage; Magdeburg 1833. Rec.: Jen. Lit. Zeit. 1833, Nr. 208; Kleinert's Repert. medicin. Journalist. 1833, S. 176; Pabst, allg. med. Zeit. 1833, S. 1358. —

Von Sprengel herausgegeben u. übersetzt; Galen's Fieberlehre. Breslau und Leipzig (Meyer) 1788. XLIV. 204 pag. 8. (Versio Galeni de febrium differentiis lib. II. cum annotationibus.)

Sendschreibeu über den thierischen Magnetismus, aus dem Schwedischen und Französischen, mit Zusätzen. Halle (Hendel) 1788. VIII. 142 pag. 8.

Apologie des Hippocrates und seiner Grundsätze. I. Thl. Leipzig (Schwickert) 1789. 474 pag. II. Thl. VIII. 673 pag. 8 maj. (Introductio, versio et explicatio Aphorismorum, de victu in acutis, de aëre aquis et locis.)

J. F. Zückert's allgemeine Abhandlung von den Nahrungsmitteln. 2. Aufl. mit Anmerkungen. Berlin (Mylius) 1790. 330 pagg. 8.

Peter Anton Perenotti di Cigliano von der Lustseuche. A. d. Italienischen, mit Zusätzen. Leipzig (Schneider) 1791. XVI. 384 pag. 8.

K. P. Thunberg's Reisen in Afrika und Asien, vorzüglich in Japan. Auszugsweise übersetzt von C. Spr. und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Forster. Berlin (Voss) 1792. 8.

Bengt Bergius über die Leckereien. Aus dem Schwedischen über-

setzt u. mit Anmerkungen begleitet von J. R. Forster und C. Spr. Halle (Waisenhaus). Bd. I. 1792. 480 pag. Bd. II. 1793. 352 pag. 8.

Will. Buchan's Hausarzneikunde; oder Anweisung, wie man den Krankheiten durch eine schickliche Lebensart nicht nur vorbauen, sondern auch durch leichte Arzneimittel abhelfen soll. Nach der 11. englischen und 4. französischen Ausgabe übersetzt u. mit Zusätzen begleitet. Altenburg (Richter) 1792. LXIV. 888 pag. 8 gr.

Georg Ernst Stahl, Theorie der Heilkunde von Wendelin Ruf, Halle 1802.

Carter, die Schicksale der Mannschaft des Grosvenore nach ihrem Schiffbruche an der Küste der Kaffern im Jahre 1782. A. d. Englischen übersetzt. Berlin 1792. 8.

Van Kinsbergen's Beschreibung des Archipelagus. A. d. Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Rostock 1792. 8.

Robert Jackson über die Fieber in Jamaika. A. d. Englischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen. Leipzig (Schaefer) 1796. VIII. 262 pag. 8.

Wil. Roscoe's Lorenz von Medicis. Ein Beitrag zur Geschichte der Wissenschaften in Italien. A. d. Englischen übersetzt v. C. Spr. mit Anmerkungen von Joh. Reinhold Forster. Berlin 1797. 8.

George Santi naturhistorische Reise durch einen Theil von Toscana. A. d. Italienischen von G. C. von Gregorini, mit Vorrede und Anmerkungen von C. Spr. Halle (Gebauer) 1797. 238 pag. 8.

Chr. Gl. Sellii Medicina clinica s. liber de curandis hominum morbis. Sept. vernacula editum latine interpretatus est. Berolin. (Reimer) 1798. XX. 626 pag. 8 maj. c. Sellii effig.

F. Schwediauer von der Lustseuche. Nach der letzten französischen Ausgabe übersetzt von G. Kneffel. Mit einer Vorrede und einigen Anmerkungen. Berlin (Himburg). I. Thl. 1799. 294 pag. II. Thl. 347 pag. 8 maj.

Paul Joseph Barthez neue Mechanik der willkürlichen Bewegungen des Menschen und der Thiere. A. d. Französischen übersetzt. Halle. (Kümmel) 1800. 389 pag. 8.

S. Sinclair Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens. Nach dem Englischen frei bearbeitet. Amsterdam 1808. 365 pag. 8 gr. 8. mit dem Bilde Sprengel's.

C. Linnaei philosophia botanica. Editio quarta studiis C. Spr. Halae (Kümmel) 1809. VIII. 518 pag. 8 maj. c. tab IX aen.

A. J. Testa über die Krankheiten des Herzens; im Auszuge a. d. Ital. mit Anmerkungen. I. Thl. (unica). Halle (Gebauer) 1813. XII. 404 pag. 8.

Ph. Cavolini's Abhandlung über Pflanzenthiere des Mittelmeeres. A. d. Ital. übersetzt von Wilhelm Sprengel und herausgegeben von C. Spr. Nürnberg (L. Schrag) 1813. 131 pag. 4. mit 9 Kupfern.

Thomas Bateman's praktische Darstellung der Hautkrankheiten nach Willan's System bearbeitet. A. d. Englischen übersetzt von Abraham Hanemann, Arzt in Hamburg, mit Vorrede und Anmerkungen von C. Spr. Halle (Renger) 1814. VIII. 488 pag. 8. mit colorirten Kupfern.

J. P. Westring's Erfahrungen über die Heilung der Krebsgeschwüre. A. d. Schwedischen übersetzt mit Zusätzen. Halle (Renger) 1817. 26. 35 pag. 8.

Tacitus' Germanien. Uebersetzt von Gustav Sprengel, herausgegeben von C. Spr. Halle (Schimmelpfennig) 1817. 103 pag. 8. Zweite Auflage mit

dem lateinischen Texte und Erläuterungen nebst einer Karte. Halle (Schimmelpfennig) 1819. 151 pag. 8.

De Candolle und C. Sprengel Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Mit 8 Kupfertafeln. Leipzig (Cnobloch) 1820. VIII. 611 pag. 8. — Translated from the German, with 8 plates. Edinburgh 1821. 8.

Theophrast's Naturgeschichte der Gewächse, übersetzt und erläutert. Altona (Hammerich) 1822. I. Thl. Uebersetzung. 358 pag. II. Thl. Erläuterungen. 427 pag. 8.

C. Linnaei systema vegetabilium. Editio decima sexta curante C. Spr. Vol. I—IV. P. 1. 2. Gottingae (Dieterich) 1825—27. 8 maj. (Vol. V. Index et supplementum auctore Antonio Sprengelio 1828.)

Literatura medica externa recentior, seu enumeratio librorum plerorumque et commentationum singularium ad doctrinas medicas facientium, quae extra Germaniam ab anno inde 1750 impressi sunt. Lipsiae (Brockhaus) 1829. 630 pag. binis columnis. 8 maj. (Materia collecta erat a Dr. Ludovico Hain, a Spr. disposita, revisa et aucta.)

P. Dioscoridis Anazarbei de materia medica libri quinque. Ad fidem codicum manuscriptorum, editionis Aldinae principis usquequaque neglectae et interpretum priscorum textum recensuit, varias addidit lectiones, interpretationem emendavit, commentario illustravit. Lipsiae (Cnobloch). T. I. 1828. XXVIII. 850 pag. T. II. 1830. 716 pag. 8 maj. (Medicorum graecorum opera ed. C. G. Kühn. Vol. XXV. XXVI.)

C. Linnaei genera plantarum. Editio nova curante C. Spr. Gottingae (Dieterich). Tom. I. 1830. IV. 462 pag. Tom. II. 1831. 308 pag. 8 maj.

Von ihm herausgegebene Zeitschriften:

Neue literarische Nachrichten für Aerzte, Wundärzte und Naturforscher auf's Jahr 1787. Halle (Hendel) St. 1—60. 976 pag. 8 maj. — Auf's Jahr 1788. Quartal 1—4. 1788—1789. 959 pag. 8 gr. Nach dem Tode Bertram's von S. herausgegeben.

Beiträge zur Geschichte der Medicin. Halle (Renger). Bd. I. St. 1. 1794. 239 pag. St. 2. 1795. 245 pag. St. 3. 1796. X. 270 pag. 8.

Gartenzeitung. In Gesellschaft mehrerer praktischer Gartenkünstler herausgegeben. Halle (Gebauer). Bd. I. 1804. Bd. II. 1804. Bd. III. 1805. Bd. IV. 1806. 4.

Jahrbücher der Gewächskunde, herausgegeben von C. Sprengel, A. H. Schrader und H. F. Link. Bd. I. Berlin und Leipzig (Nauck). Heft 1. 1818. Hft. 2. 1819. Hft. 3. 1820. 8.

Neue Entdeckungen im ganzen Umfange der Pflanzenkunde. I. Bd. Leipzig (Fr. Fleischer) 1819. mit 3 Kupfertafeln. Bd. II. 1820. mit drei Kupfertafeln. Bd. III. 1822. 8.

Seine akademischen Schriften wurden gesondert herausgegeben von Jul. Rosenbaum; unter dem Titel: Curtii Sprengelii Opuscula academica, Lipsiae. 1844.

In medicinischen und anderen Zeitschriften erschienen: Commentar zu Hippocrates Aphorismus IV, 5. und des Hippocrates Begriff vom Exanthem, in: Baldinger Magazin St. 4. p. 5. N. Magazin Bd. VIII. (1786.) St. 4. p. 368—80.

Kurze Uebersicht des Kaiserschnitts und chronologische kurze Anzeige der über diese Operation bis 1790 herausgekommenen Schriften, in: Pyl, Repertorium f. d. öffentl. u. gerichtl. Arzneiwissenschaft. Bd. II. p. 115—136.

Observationes circa constitutionem epidemicam Halensem, autumnalem et hyemalem anni 1790, in: Nov. Act. acad. nat. curios. T. VIII. p. 177 sq.

Beantwortung der Frage: Was ist die Geschichte der Arzneikunde und wozu nützt sie den Aerzten? in: Gruner, Almanach für Aerzte etc. auf das Jahr 1794. p. 1—18.

Ueber Plato's Lehre von den Geisteszerrüttungen, in: Nasse, Zeitschrift f. psych. Aerzte. Bd. I. (1818.) Hft. 2. p. 159—73.

Ueber die Narden der Alten, in: Berliner Jahrbuch für Pharmazie. Jahrg. XXIV. 1822. p. 5—16.

Das Leben v. C. Linné beschrieb er im Biograph. Bd. VIII, S. 207—256, von Robert Boyle, daselbst, S. 469—92, von Albrecht v. Haller, daselbst, S. 469—492, von Baco v. Verulam, daselbst, Bd. IX. S. 71—114; er verfasste viele Recensionen für die Jenaer, Leipziger und Halle'sche Literaturzeitung.

Ausserdem hatte S. Antheil an den Dissertationen von Daniel Gottlieb Silbermann, Friedrich Wilhelm von Eisenhardt, Samuel Gottlieb Schmidt, Isaac Joseph, Wilhelm Theodor Maschke, Karl von Knittel, Leb. Chr. Christoph Fabricius, Ph. Heinr. Bonorden, Friedrich Wilhelm Kunsemüller, Anton Mohrmann, Lud. Douglas, Meier Levin, Johann Fried. Pfaff, Johann Chr. Benjam. Eichner, Carl Julius Schultze, Anton Künzel, Carl August Wilhelm Buhle, Carl Eduard Flemming, Ernst Meyerheine, Christ. Wilh. Földen.

Ueber Transfusion und Infusion verfertigte er mehrere Dissertationen unter verschiedenen Namen.

Bildnisse: 1) Vor Gruner's Alm. 1794. 2) Vor der All. deutsch. Bibl. Band 45. 1816. 3) Vor Sinclair's Handbuch der Gesundheit. Amsterd.. 1808. 4) Vor Berl. Jahrbuch der Pharmacie.. 1816. Einzeln, Berlin bei Oehmigke. 1816. Kupferstich bei Brockhaus, Leipzig. 1841.

Nekrologe erschienen: Hall. Lit.-Zeit. 1834 von Hermann Friedländer. N. Nekr. d. Deutschen. Jahrgang 11, 1833, Th. I. 1835. S. 200—208, Med. Unterhaltungsbibliothek, Bd. 7. 1842. S. 1844—50 und v. Rosenbaum in d. opusc. academic.

Kurt Polykarp Joachim Sprengel wurde den 3. August 1766 zu Boldekow, einem Dorfe bei Anklam in Pommern geboren. Sein Vater, Joachim Friedrich, wirkte hier als Prediger; seine Mutter Christine Sophia war die Schwester des berühmten Grammatikers Adelung und sein Onkel der bekannte Rector Konrad Sprengel in Spandau, der auf Heim's Anrathen der Botanik sich zuwandte und durch seine Schrift „das entdeckte Geheimniss der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen“ sich einen wohlverdienten Ruhm erwarb. Wenn diejenigen, als durch das Schicksal von ihrer Geburt an begünstigt angesehen werden dürfen, deren Eltern durch hohe und seltene Geistesanlagen sich auszeichneten, so gehörte Sprengel zu diesen.

Sein Vater war zwar dem Namen nach ein Prediger und dazu auf einem kleinen Dorfe. Seine theologischen Aspirationen traten aber in den Hintergrund vor seiner tiefen und universellen Gelehrsamkeit, wie sie noch ein Attribut der Männer der Wissenschaft im Jahrhundert der Aufklärung war. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet, hatte er mehrere Jahre als Lehrer an der Realschule in Berlin gewirkt, auf Veranlassung des Directors desselben im Harze mineralogische und metallurgische und bei

dem berühmten Gleditsch botanische Kenntnisse sich erworben. Er bekleidete dann mehrere Jahre die Stelle eines Rectors in Anklam und legte in zahlreichen Programmen öffentliche Zeugnisse seiner Gelehrsamkeit ab.

So verpflanzte sich ganz natürlich des Vaters Vorliebe für Philologie und Naturwissenschaft auf den Sohn. Dieser suchte von frühester Jugend an beide Wissenschaften, welche jede für sich den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und daher höchst selten von einem, beide mit gleichem Erfolge, cultivirt werden, mit aller Hingebung und dem grössten Fleisse sich eigen zu machen.

Frühreife Kinder, die schon von zartester Jugend an ihr Gehirn überbürden, werden selten grosse Männer. Unser Kurt Sprengel machte hiervon eine Ausnahme. Theils lag dies wohl an seiner glücklichen körperlichen und geistigen Organisation, theils daran, dass der ständige und tägliche Umgang mit der Natur, wozu seine botanischen Studien und Excursionen ihn aufforderten, den schädlichen Einfluss, welchen die blosse Bücherlectüre auf den Menschen hervorbringt, paralysirten. Mit grossem Eifer erlernte er lateinisch, griechisch und hebräisch unter Anleitung seines Vaters. Von diesen Sprachen gefiel ihm die griechische so sehr, „ut omnes", wie er später an Meckel in Halle schrieb: „ingenii vires ad eandem profunderet". Er brachte es darin so weit, die Perikopen aus dem Griechischen in's Hebräische übersetzen zu können. Da sein Vater des Arabischen nicht mächtig war, so wurde er hierin sein eigener Lehrmeister. Mittelst eines kleinen Wörterbuchs und einer Grammatik machte er binnen sechs Monaten darin erstaunliche Fortschritte. Er war im Stande, das, in arabische Sprache übersetzte, Evangelium Matthäi, das einzige Buch, welches sein Vater von arabischen Schriften besass, vollkommen zu lesen und grammatisch zu erläutern.

Tage lang trieb er sich in Wiesen und Wäldern umher, um seine botanischen Kenntnisse zu vermehren; eine jüngere Schwester von ihm wurde von seiner Begeisterung für die Pflanzenkunde angesteckt. Sie begleitete ihn auf seinen Excursionen und S. schrieb schon im 14. Jahre für sie eine „Anleitung zur Botanik für Frauenzimmer".

Daher war es zweifelhaft, ob seine Liebe zur Naturwissenschaft oder zur Philologie stärker war.

Die Glücksumstände seines Vaters waren keine glänzenden. Da aber der Entschluss unseres Sprengel fest stand, einen gelehrten Berufsstand zu wählen, so musste er sich auch auf seine eigenen Kräfte verlassen, indem die Mittel seines Vaters zur Bestreitung des kostbaren Studiums nicht ausreichten. Daher nahm er dann mit 17 Jahren die Stelle eines Hauslehrers bei einem Herrn von Langen in Neuendorf, einem Dorfe in der Nähe Greifswalds an. Seine freie Zeit wandte er theologischen und philologischen Studien zu. Schon nach einem Jahre wurde er von dem Dr. der Theologie Quistorp in Greifswald, nach einer bestandenen Prüfung, des Predigeramtes für würdig befunden. Glückliche Zeiten, wo noch kein preussischer Oberkirchenrath die Glaubensqualität des Candidaten einer rigorösen Inquisition unterwarf! Häufig predigte er fortan und trieb ausserdem mit grossem Eifer das Studium der neuen Sprachen; als Autodidakt erlernte er schwedisch, englisch, französisch, italienisch und spanisch.

Ostern 1785 bezog er die Universität Halle und wurde unter die Zahl der Theologen immatriculirt.

Welche Motive ihn veranlassten, das Studium der Theologie schon nach kurzer Zeit aufzugeben und unter die Jünger Aeskulaps zu gehen, ist nicht bekannt geworden; auf jeden Fall müssen es triftige Gründe gewesen sein.

Mit ganzer Hingebung studirte er jetzt seine neue Berufswissenschaft,

in der Meckel, Kemme und Goldhagen seine Lehrer waren. Schon nach fünf Semestern konnte er — Dank der damals nicht bestehenden Studiendauer — am 17. September 1787 seine Dissertation: „rudimentorum nosologiae dynamicorum prolegomena" öffentlich mit ihren Thesen unter grossem Beifall vertheidigen, so dass ihm nicht bloss das Doctorat, sondern auch das Recht zu dociren ertheilt wurde. Schon im folgenden Semester kündigte er seine Vorlesungen mit dem Programm „quaedam articulum 147 constitutionis criminalis Carolinae illustrantia" an.

Obgleich Goldhagen und Daniel, bei welchem letzteren er sogar als Assistenzarzt oder, wie man damals sagte, als Famulus, fungirte, ihn in die ärztliche Praxis einführten, erfreute er sich doch nie einer sehr grossen und ausgedehnten Clientelschaft. Seine gelehrten Beschäftigungen nahmen allmählich sehr zu. Darum legte er schon 1795 seine ärztliche Praxis ganz nieder, um sich allein auf's Lehren und seine wissenschaftlichen Studien zu beschränken. Letztere waren allerdings sehr mannigfaltig und man muss staunen, wie es einem Manne möglich war, das zu leisten, was Sprengel leistete.

Seine ersten Spornen verdiente er sich auf dem Gebiete der Kritik. Professor Bertram, welcher in Gemeinschaft mit Müller die „Neuen literarischen Nachrichten für Aerzte, Wundärzte und Naturforscher" herausgab, hatte ihn gebeten, eine Kritik über Grimm's Uebersetzung des Hippokrates zu verfassen. Dies geschah, und wurde Sprengel von jetzt an nicht bloss ein eifriger Mitarbeiter, sondern er übernahm von 1787 auch allein die Redaction und führte dieselbe weiter bis zum Erlöschen dieses literarischen kritischen Unternehmens, welches aber schon 1789 an der Ungunst der Zeiten scheiterte.

Seine Lehrthätigkeit war eine sehr grosse; er las über gerichtliche Medicin, Geschichte der Medicin, Semiotik, Pathologie und Botanik.

Im Jahre 1789 am 15. December wurde er zum ausserordentlichen und am 21. April 1795 zum ordentlichen Professor ernannt.

Wer damals eine Professur übernahm, lud auf den meisten Universitäten ein freiwilliges Martyrium auf sich; daher stand der praktische Arzt im Ansehen höher als der Professor und es kam selten vor, dass letzterer sich entschliessen konnte, wenn eine Berufung an ihn erfolgte, die Professur an einer Universität anzunehmen. So betrug Sprengel's Gehalt als ordentlicher Professor 58 Thaler und, als er am 17. Juni 1797 die Professur für Botanik mit übernahm, empfing er eine Zulage von 150 Thalern. Aber Sprengel suchte sein Glück nicht in dem Gewinn von irdischen Glücksgütern, mässig, man könnte sagen, frugal in allen Beziehungen, kannte er nur das eine Streben, den Schatz seiner gelehrten Kenntnisse täglich zu vermehren und denselben in der liberalsten und uneigennützigsten Weise durch seine Schriften zum Gemeingut zu machen. Ueber die Motive seiner Schriftstellerei hat er sich selbst ausgesprochen; der Nutzen, den er damit stiftete, lag ihm mehr am Herzen, als sein eigener Vortheil: „Diese Gesinnung", sagt er, „sei die Pflicht jedes rechtschaffenen Schriftstellers". Glänzende Berufungen, die seine pecuniäre und materielle Stellung bedeutend verbessert haben würden, wie nach Marburg an Baldinger's, nach Berlin an Willdenov's Stelle und nach Dorpat konnten ihn nicht veranlassen, sein geliebtes Halle, wo er eine zweite Heimath gefunden, aufzugeben. Er zog es vor, bei dem kleinen Gehalte von 400 Thalern — so viel Zulage erhielt er allmählich — an einem Orte, in dem er gern war, zu bleiben, als nach einer Universität sich zu begeben, wo er bei einem grösseren Salair vielleicht nicht das innere Glück gefunden hätte, das ihn an Halle fesselte. Welch ein Unterschied, wenn man die Mehrzahl der Ge-

lehrten von heute mit Sprengel vergleicht, welche um ein paar hundert Thaler Zulage oft einen, ihnen sonst zusagenden, Ort verlassen und mit ihren Berufungen förmlich Handel treiben! Ein so uneigennütziges Streben musste denn auch bald die allgemeine Anerkennung finden. Und so wurde Sprengel nicht bloss in Halle in kurzer Zeit ein vielgeliebter Lehrer, der auf die Mediciner eine grosse Anziehung ausübte, sondern seine unglaublich grosse literarische Thätigkeit verschaffte ihm nicht nur einen europäischen, sondern einen internationalen Ruhm.

Wir unterlassen es hier, die vielen gelehrten Gesellschaften und Akademien aufzuzählen, welche Sprengel zu ihrem Mitgliede wählten, weil es bekannt, einmal, wie leicht es im Allgemeinen ist, solche Mitgliederschaft zu erwerben, anderntheils, dass eine solche durchaus keinen wirklichen Massstab für die Gelehrsamkeit des Betreffenden abgibt.

Schon als er in Halle studirte, wurde er am Krankenlager seines Freundes Dolcius, welcher Theologie studirte, mit der Familie Keferstein, deren Töchter seinen Freund verpflegten, bekannt. Diese Bekanntschaft gestaltete sich später zu einem intimeren Verhältnisse; denn im Jahre 1791, am 1. Juni, führte er die eine Tochter, Sophie Henriette Caroline, als Gattin heim, um mit ihr bis zu seinem Tode in einer sehr glücklichen Ehe zu leben. Die andere Schwester heirathete den Professor Krause in Halle und da sie noch 15 Brüder hatten, so fehlte es unserem Sprengel nicht an einer zahlreichen Verwandtschaft.

Sprengel, der später im botanischen Garten wohnte, liebte, trotz seiner grossen literarischen Thätigkeit, ein ziemlich geselliges Leben. Er legte grossen Werth auf eine gute Küche, obgleich er sehr einfach lebte; seine Frau war eine vortreffliche Hausfrau; nach damaliger Sitte spann und kochte sie sehr gut. „In diesem Kreise“, sagt Friedländer, „war er bis an sein Ende glücklich und heiter; aber auch ausserhalb desselben floh er die geselligen Freuden nicht, wiewohl er kein Freund rauschender Feste war. An seinem gastfreien Abendtische war ihm jeder Freund willkommen, namentlich sah er sich hier gern von jungen Leuten umgeben, denen er mit der edelsten Uneigennützigkeit und Treue ein väterlicher Freund und Berather wurde.“

Sprengel führte nicht bloss einen ausgedehnten wissenschaftlichen Briefwechsel mit den berühmtesten Gelehrten seiner Zeit, namentlich mit allen hervorragenden Botanikern, sondern stand auch mit vielen gekrönten Häuptern in Correspondenz. Er hatte einen kleinen und gracilen Körperbau, dessen Theile aber alle in einem wohlproportionirten Verhältnisse zu einander standen; seinen Kopf zierte eine sehr schön gewölbte Stirn, aus der schwarze und lebhafte durch Sanftheit anziehende, Augen Einem entgegenstrahlten; seine Wangen waren mager; um seinen kleinen Mund spielte der Seelenfriede und die beständige Heiterkeit seines Gemüthes; er hatte ein sehr sicheres und glückliches Gedächtniss, welches ihn nie im Stich liess; dabei war er von grosser Verstandesschärfe und mit einer durchdringenden Urtheilskraft begabt. Mit vollem Rechte konnte man ihn daher einen „omnis Minervae homo“ nennen.

Sein Ehrgeiz überschritt nie die Grenzen des Masses und verletzte Niemanden, da er im Umgange die Bescheidenheit selbst war; in der Freundschaft bewies er sich als treu und dankbar und gegen die Armen zeigte er eine solche grosse Wohlthätigkeit, dass er weder für sich, noch die Seinigen etwas erübrigen konnte. „Und hier müssen wir“, sagt Friedländer, „eines Hauptzuges im Charakter Sprengel's gedenken, der ihn und sein ganzes Haus höchst ehrwürdig und seinen Verlust auch denen beklagenswerth machte, die in ihm den weltberühmten Gelehrten nicht zu

schätzen vermochten: wir meinen seine unbegrenzte Wohlthätigkeit. Den Armen zu helfen, scheute er selbst manche Aufopferungen nicht; Kasse, Küche und Keller fand jeder Hülfsbedürftige bei ihm offen; kein Unglücklicher verliess ihn ohne Unterstützung und Trost. Die Befriedigung dieses edlen Hanges und die Liberalität, mit welcher er stets auch da gab, wo Mancher in besserer Lage erst lange mit sich zu Rathe gegangen wäre, liess ihn kein Vermögen sammeln und seine Wittwe, obschon durch königl. Huld vor drückenden Sorgen geschützt, muss doch die theuersten Besitzthümer ihres Mannes, sein Herbarium und seine Bibliothek, nächstens unter den Hammer wandern sehen."

Seine Frau schenkte ihm drei Söhne, aber keiner von ihnen erreichte den Ruhm ihres Vaters. Es war, als wenn die Natur sich in ihm erschöpft hätte, und eine grosse Gnade, dass er nicht mehr erlebte, welch trauriges Ende die beiden jüngsten nahmen. Der älteste, Wilhelm Sprengel, geb. 1792, erst Oberstabsarzt, wurde dann Professor der Medicin in Greifswalde; er schrieb den zweiten Theil der Geschichte der Chirurgie; der einzige Sohn desselben lebt verkrüppelt als Matrose in einem englischen Seemannsasyl in London; der zweite, 1794 geboren, lebte als Stadtrath in Naumburg, starb 1840 am Delirium tremens im Hospital zu Halle; der dritte, Anton, geb. 1803, ergriff die akademische Carrière und habilitirte sich als Privatdocent für Botanik in Halle; er verkam gänzlich, ging 1850, um seinen Gläubigern zu entfliehen, als gemeiner Soldat nach Schleswig-Holstein und starb dort im Hospitale.

Lehrend und lernend verbrachte so Sprengel sein ganzes Leben unter Büchern und Pflanzen, ohne durch Reisen sich eine Ausspannung zu gönnen, seine volle Geisteskraft bis zu seinem Tode sich bewahrend. Kurze Zeit vor demselben beschäftigte er sich mit der Herausgabe eines Linné'schen Werkes, das er dem Grossherzog von Sachsen widmen wollte. Der darauf bezügliche Brief von Goethe an ihn befindet sich im Besitze des bekannten Humoristen Schwetschke in Halle. Am 15. März 1833 machte eine nervöse Apoplexie seinem thätigen Leben ein plötzliches Ende. Da keine Erben sich meldeten — seine Frau starb nicht lange nach ihm — so hat der Verwalter der Masse die hinterlassenen Papiere Jahre lang liegen gehabt. Dieselben waren sehr zahlreich; denn sein Sohn Anton hatte allein vom Jahre 1794 bis 1812 300, von seinem Vater verfasste, Recensionen nicht bloss über medicinische und botanische Bücher, sondern auch über schönwissenschaftliche, wie über Dante, Petrarca und Tasso. Seine meisten Kritiken erschienen in der Jenaischen, Leipziger und Hallischen Literatur-Zeitung. Da der Verwalter zuletzt nichts damit anzufangen gewusst, so ist wohl das Meiste als Maculatur verloren gegangen. Einzelnes ist zerstreut und verschenkt. So bewahrt ein Herr in Halle mehrere der Diplome und Ernennungen von gelehrten Gesellschaften.

Ein anonymer Biograph schrieb über Sprengel im Jahre 1826 zu dessen Lebenszeiten folgendermassen über ihn: „In Charakter und Persönlichkeit vereinigt Sprengel eine Menge der liebenswürdigsten Eigenschaften. Man kann von ihm mit Schiller sagen, dass er zu den Glücklichen gehörte, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlten. Trotz seines beispiellosen Fleisses ist er auch nicht der Welt und den geselligen Freuden des Lebens entfremdet, sondern er versteht es, sie mit sokratischer Weisheit zu geniessen. Seine heitere Laune und sein herzlicher Frohsinn beleben jede Gesellschaft und erfrischen nicht selten den Kreis seiner Freunde und Schüler, welchen er in seinem patriarchalischen Hause um seinen Abendtisch versammelt. Einen besonders wohlthätigen Einfluss übt er auf die Studirenden aus, denen er auf botanischen Excursionen näher tritt oder auch

den Zutritt in sein Haus gestattet und sie dann auf das väterlichste mit Rath und That unterstützt. Bewundert von der ganzen gelehrten Welt, verehrt von seinen Collegen, geliebt von seinen Schülern, erfreut sich Sprengel einer dauerhaften Gesundheit, die ihm der Himmel bis in's späteste Alter erhalten wolle, dass er noch lange seine herrliche Thätigkeit fortsetze und diese dereinst auch auf den Dioskorides wende, mit dessen Herausgabe er seine literarische Laufbahn zu krönen gedenkt."

Von denen, die Sprengel während seines Lebens näher standen, leben nur noch sehr wenige.

Eine Dame in Halle schreibt mir über ihn: „er war ein liebenswerther Gesellschafter, ein galanter Herr gegen die Damen, besonders hatten er und seine Frau Besuch von den Damen des Jena'schen Fräuleinstiftes in Halle."

Der bekannte jüdische Reformator Ludwig Philippson in Bonn theilte mir folgendes über ihn mit: „Während ich in Halle war (1826 — 1829) starb der Professor Sprengel in Greifswald und der Vater Sprengel liess dessen mittellose Wittwe mit ihren Kindern zu sich kommen und in einem besonderen Häuschen im botanischen Garten wohnen. Sprengel erzählte mir, wie er während seines Studiums nicht selten bloss von Brod und aus den Aeckern gezogenen Mohrrüben lebte. Er war einer der menschenfreundlichsten und vorurtheilslosesten Männer, denen ich im Leben begegnete. Bei seiner unermüdlichen Thätigkeit war er stets heiter. Als Hebräist, guter Arabist und selbst mit dem Talmud nicht unbekannt, unterhielt er sich einige Male mit mir in hebräischer Sprache. Meinem älteren Bruder, der Medicin studirte, erwies er grosse Wohlthaten." Einer der wenigen noch lebenden Schüler Sprengel's, der würdige Physicus Roth in Eutin, Schwiegersohn des berühmten Malers Tischbein, schrieb mir über ersteren Folgendes: „Kurt Sprengel, den ich im Sommersemester 1827 hörte, war ein kaum mittelgrosser Mann mit zartem Knochenbau, damals etwa 55 — 60 Jahre alt. Er war ein freundlicher, vigoröser Mann, hatte dünnes grau melirtes Haar, freundlich - dunkle Augen hinter einer goldeingefassten Brille. Das Gesicht rund, nicht auffallend markirt und blühend roth gefärbt. Seine Bewegungen leicht, rasch und kräftig, und erlaubten ihm seine Kräfte mit uns grosse botanische Excursionen zu machen. Während des Sommers wurden an jedem Sonnabende Nachmittag oder am ganzen Sonntage Excursionen gemacht, deren Ziel Sprengel bestimmte. Kleine Excursionen in der Nähe von Halle wurden auf Sonnabend Nachmittag verlegt; zu grösseren und entfernteren wurde ein ganzer Sonntag von 8—9 Uhr Morgens an benutzt. Diese Excursionen schienen ihm sehr viel Freude zu machen, er war immer mitten unter uns und jeden Augenblick mit der allergrössten Freundlichkeit bereit, wenn es galt, eine gefundene Pflanze zu bestimmen. Kamen wir in eine triste Gegend, wo es nichts zu sammeln gab, oder wurde es Abend, so machte es ihm grosses Vergnügen, wenn wir ihn singend begleiteten, bei ihm selbst bekannten Liedern sang er selbst mit und forderte uns oft auf zu singen, wenn es Abends zu Hause ging. Mittags war er auf den grösseren Excursionen mit jeder frugalen Mahlzeit zufrieden, wie wir sie auf den Dörfern auftreiben konnten, und sass dabei immer zwischen uns. Er rauchte auf diesen Touren nicht. Er zeichnete Keinen aus und schloss sich auf den Touren Keinem besonders an. Wenn die Touren auch lang und unbequem wurden, Sprengel behielt stets dieselbe Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit, dieselbe Elasticität."

Aehnlich berichtet auch Friedländer über ihn: „Sp. liebte es auch, ausserhalb des Hörsaales seine Ansichten und oft sehr individuellen Meinungen ohne Widerspruch vortragen zu dürfen. Gern ging er unter Andern auf theologische Controversen ein und gesellte sich hier, bestärkt durch

seine früheren Studien und eine unantastbare Ueberzeugung zu den Freunden der Toleranz und des Rationalismus. Auch, wenn man ihm nicht beistimmen konnte, sondern an manchem Paradoxen Anstand nahm und selbst durch eine zuweilen herbe, abweisende Art verletzt wurde, so musste man doch stets den Reichthum der Kenntnisse bewundern, mit welchen er jede Unterhaltung zu würzen verstand."

Wie wir gesehen haben, zeichnen sich die Classiker dadurch aus, dass sie nicht einseitig, entweder bloss der Theorie nachjagen oder der Praxis huldigen, sich weder von der blossen abstracten Deduction noch der rein empirischen Induction leiten lassen, sondern dass der wissenschaftliche Factor mit dem künstlerischen sich bei ihnen vereint vorfindet. So tritt denn bei dem Einzelnen bald dieser, bald jener Factor mehr in den Vordergrund. Wenn, wie wir fanden, bei Krukenberg die praktische Seite die hervorstechendste war und das scientifische Element bei ihm am meisten in den Hintergrund trat, so charakterisirt sich Sprengel im Allgemeinen gerade durch das Umgekehrte: denn das künstlerische Princip zeigt sich bei ihm gering im Vergleich mit seinen wissenschaftlichen Aspirationen und Leistungen. Obgleich literarisch seine Thätigkeit nicht bloss auf die theoretischen Gebiete der Medicin sich erstreckte, sondern auch die rein praktischen Disciplinen, wie die Semiotik, Arzneimittellehre, gerichtliche Medicin und specielle Pathologie umfasste, so war er wirklich productiv und bahnbrechend nur auf ersterem Gebiete und seine Leistungen in den praktischen Disciplinen haben nur insofern einen Werth, als er, wie alle Classiker, es sich stets zur Aufgabe machte, die Satzungen der jedesmaligen Schulen und Secten zu bekämpfen, und mit ächt kritischem Geist von den neueren Fortschritten nur das in sich aufnahm und als nachahmungswürdig am Krankenbett empfahl, das mit der ewig wahren hippokratischen Medicin in keinem Widerspruche sich befand.

Obgleich seinem ganzen Geiste nach dem 18. Jahrhundert angehörend, streift er die Grenze der Polyhistoren. Nachdem im 19. Jahrhundert die Scheidung der Naturwissenschaft von der Medicin sich theoretisch wie praktisch vollzogen hatte, und von jetzt der wissenschaftliche Botaniker nicht mehr als Arzt und medicinischer Schriftsteller zugleich auftritt, finden wir Sprengel, gleichsam als Epigonen des 17. Jahrhunderts, noch gleich gross als medicinischen wie naturwissenschaftlichen Schriftsteller. Staunen muss es in der That erregen, wenn man bedenkt, dass Sprengel als Botaniker einer eben solchen Berühmtheit sich erfreute, wie als medicinischer Autor, dass seine botanischen Leistungen seiner Zeit ebenso in Ansehen standen als seine medicinischen Institutionen, die, gleich den Boerhaave'schen, über die ganze Welt verbreitet waren und zahlreichen angehenden Medicinern, um die Elemente der Medicin sich anzueignen, damals als Lehrbuch dienten und von vielen Professoren als Compendium benützt wurden, das sie ihren Vorlesungen zu Grunde legten statt des bisherigen, aber damals schon veralteten, Boerhaave'schen, denselben Titel führenden Werkes. Sprengel war der letzte deutsche Schriftsteller, welcher überhaupt Institutionen veröffentlichte.

Unvermerkt hatte sich die Zeit herangebildet, in welcher der Anatom seine Anatomie, der Physiolog seine Physiologie schrieb und wenn Encyklopädien an's Tageslicht traten, diese das Werk mehrerer, nicht eines Einzelnen, sondern einer gelehrten Corporation waren. Theilung der Arbeit hiess von jetzt an das Losungswort, die Aera des Specialismus war angebrochen; doch als die erste Dämmerung derselben sich zeigte, da wurde Sprengel seiner irdischen Thätigkeit entrückt und es wurde ihm der Kelch erspart, sich dem Verständniss einer ganz neuen Zeit hinzugeben.

Wenn seine Wirksamkeit auch zunächst ihren Boden in Deutschland fand, so war dieselbe doch im Grunde eine internationale und kosmopolitische. Denn keines Classikers Werke fanden eine solche Verbreitung über die Erde als seine. Wird sein ärztliches Genie von vielen Classikern übertroffen, an Gelehrsamkeit kam ihm Keiner gleich und gebührt ihm unbedingt die Palme und selbst Hallern ist er in dem Punkte über, dass bei ihm das Wissen nicht nur aufgehäuft und gleichsam, wie in verschiedenen Speichern allein nach den Fächern geordnet, in seinem Gehirne, ohne inneren Zusammenhang, rein naturwissenschaftlich systematisirt, gleichsam ein blosses Museum vorstellte, sondern dass es organisch mit einander verbunden zu einem schönen Kunstwerke sich ineinander fügte. Daher konnte selbst bei seinen rein wissenschaftlichen Leistungen die ihm angeborene Künstlernatur in der Form sich nicht verläugnen. So tritt er denn im Grossen und Ganzen als vollendeter Classiker uns entgegen und wird als solcher seinen Einfluss für alle Zeiten geltend machen.

Von den schönwissenschaftlichen Classikern hat Sp. am meisten Aehnlichkeit mit Herder. Der Kosmopolitismus ist der Grundzug in der Wirksamkeit beider Männer, welcher sich bei Herder gewissermassen objectiv, bei Sprengel subjectiv äusserte. Denn ersterer hat mehr, denn irgend ein Dichter vor oder nach ihm, uns Deutschen mit den schönsten Geistesblüthen aller Völker und Zeiten bekannt gemacht und dazu beigetragen, denselben bei uns eine Heimath zu bereiten. Dadurch, dass er sich bemühte, den Deutschen den Geist der Humanität und das Hohe und Schöne aller Culturvölker zu erschliessen, erstrebte er eine harmonische Ausbildung aller Geisteskräfte. So machte er uns bekannt mit dem Geiste der hebräischen Poesie, führte uns den Perser Sadi, den Indier Sakontala und die chinesische Spruchweisheit vor, lehrte uns Ossian und den Cid kennen und erweckte unsern Sinn für's ächt Volksthümliche, für das Volkslied und die Legende. Umgekehrt hat Sprengel durch seine Werke die deutsche Medicin bei allen Culturvölkern zu hohen Ehren gebracht, denn kein Classiker ist im Auslande so populär geworden wie er. Wenn Herder durch seine „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit“ der erste war, welcher die culturhistorische Bearbeitung der Geschichte einführte, so leistete Sprengel, obgleich er in seiner Bescheidenheit noch auf dem pragmatischen Standpunkt zu stehen glaubte, dasselbe durch sein grosses Werk, in Wahrheit inaugurirte auch er für die Geschichte der Medicin den, jetzt allgemein als Desiderat angenommenen, culturhistorischen Standpunkt.

Die Gedächtnisstafel Herder's, mit den Worten: „Licht, Liebe, Leben“ hätte daher ebenso gut für Sprengel gepasst.

Schliesslich erinnern wir daran, dass, da wir keine Geschichte der weiteren Hülfswissenschaften der Medicin schreiben, selbstredend in Folgendem davon Abstand genommen wurde, Sprengel's Wirksamkeit als Botaniker zu schildern.

Geschichte.

Um Sprengel's Bedeutung als Historiker zu würdigen, ist es nothwendig den, unter Hensler von uns ausgesprochenen, Ansichten noch Einiges hinzuzufügen.

Die Geschichte hat, wie die Medicin selbst, eine Janusnatur; es ist durchaus nothwendig, dies Princip aufrecht zu erhalten und anzuerkennen, weil die grössten Einseitigkeiten und Irrthümer daraus hervorgehen, wenn man, auch hier den historischen Boden verlassend, revolutionären Ideen hul-

digt, wie wir dies bei dem sonst so verdienstvollen Buckle gesehen haben. Es lag ja wohl eben im Zeitgeiste, dass er die ganze Geschichte, gerade wie die naturwissenschaftliche Schule es bei der Medicin versuchte, par ordre de Muffti, zu einer Wissenschaft erheben wollte.

Desshalb ist es gut daran zu erinnern, dass die Geschichtsforschung stets eine Wissenschaft ist und stets bleiben wird, die Geschichtschreibung dagegen als eine Kunst aufgefasst werden muss.

Die Geschichtschreibung ist nicht bloss, sondern wird stets eine Kunst bleiben. Es gehört aber heute zum guten Tone, dies zu läugnen, und nur wenige vorurtheilsfreie Köpfe, die das Verfehlte des Buckle'schen Unternehmens, auch die Geschichte zur Naturwissenschaft erheben zu wollen, eingesehen haben, wagen es, auf das Irrige dieser Anschauung aufmerksam zu machen. Treffend sagt der bedeutende Culturhistoriker Karl Hillebrand: „Die Geschichte ist nun einmal nicht nur Wissenschaft, sie ist auch vor allem Kunst, allerdings eine unfreie Kunst, die nach wenigen, bestimmten, unbeugsamen und doch zugleich unvollständigen Linien des darzustellenden Gegenstandes arbeiten muss. Wissenschaft ist sie nur, insofern sie den Werth ihres Materials bestimmen muss, wie die Malerei auch eine Wissenschaft ist, so lange es sich um das Technische handelt, um Anatomie, Perspective, Farbenlehre u. s. w. Nicht weil die Historie stets unsicher bleiben muss, ist sie keine rechte Wissenschaft; auch die Volkswirthschaft, die Jurisprudenz, die Philosophie sind keine exacten Wissenschaften, sondern, weil sie keine allgemeine Gesetze aufstellt, was ja erst das Wesen aller Wissenschaft ausmacht. Lässt sich der Historiker dazu verleiten, so wird er sofort Geschichtsphilosoph und hört auf, Geschichtschreiber zu sein. Denn die Kunst geht auf die Totalität der Erscheinungen, die Wissenschaft auf die Totalität der Begriffe. Die Wissenschaft entkleidet die Erscheinung ihrer Individualität, die Kunst sucht das Allgemeine als Individuelles zu erfassen und ist um so grösser, je näher sie dem kommt. Es beruht aber diese Auffassung von der Geschichtswissenschaft auf der, unserer Zeit eigenthümlichen Vorherrschaft der wissenschaftlichen Thätigkeit über die künstlerische, religiöse oder andere Geistesthätigkeiten. Sie zieht ganz naturgemäss ein Uebergreifen der Wissenschaft über ihre Grenze nach sich, wie einst die vorherrscheud religiöse Thätigkeit Alles mit den Organen der Religion anfasste, zu einer anderen Zeit das Kunstinteresse alle anderen Interessen verdrängt. Wie die Geschichte wird auch die Heilkunst — die stets und überall dem Menschen eine Kunst war, heute gern als reine Wissenschaft behandelt, weil die Physiologie dem Arzte unter den Millionen auf den leiblichen Menschen einwirkenden Ursachen und ihren tausendfältigen Ursachen einige wenige mehr aufgedeckt hat. Der Arzt bedarf desshalb nicht minder des Blicks, d. h. der Intuition, welche diese spärlichen Themata mit einander verbindet, die ungeheuren Lücken ausfüllt, genau wie der Geschichtschreiber solches divinatorischen Blickes bedarf."

Es muss streng in dieser Beziehung unterschieden werden zwischen Geschichtsammler, Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Den Collectivnamen für diese drei bildet das Wort Historiker oder Historiograph. Der erste beschränkt sich darauf, bloss Daten, Ereignisse und Facten zu sammeln, ohne Kritik und Wahl; er entspricht dem blossen analytischen Naturforscher, der fortwährend neue Entdeckungen macht, von ihrem inneren Zusammenhange aber nichts weiss und denselben nicht ahnt.

Der Geschichtsforscher unterscheidet sich von ihm dadurch, dass er an der Hand der Kritik seine Forschungen anstellt. Dieselben ent-

sprechen dem inductiv-deductiven Vorgehen des Naturforschers. Jeder Geschichtsforscher ist selbstredend auch Geschichtschreiber, aber nicht jeder Geschichtschreiber Geschichtsforscher.

Derjenige Historiker, der ebenso tüchtig als Geschichtsforscher wie als Geschichtschreiber ist, muss als das Ideal eines Historikers angesehen werden.

Bei dem Geschichtschreiber unterscheidet man drei Species.

Die eine Art ist die, welche bloss aus Compilatoren bestehen, die andere, welche Geschichtsforscher und die dritte, die häufigste von allen, welche beides zusammen sind.

Alle Historiker, welche die universelle Medicin zum Gegenstand ihrer Studien wählten, gehören zu letzterer Kategorie.

Bei dem Geschichtsforscher liegt der Schwerpunkt des Wirkens in dem Inhalte, bei dem Geschichtschreiber in der Form.

Die philosophischen Geschichtsforscher, die auf deductivem Wege die Geschichte construiren wollen, kann man wie die Pseudohistoriker, welche bloss Geschichte schreiben, um die Vergangenheit in den Staub zu ziehen und die Gegenwart in den Himmel zu erheben, keine Historiker mehr nennen. Jedem Denker entgeht nicht der Widerspruch, in den diese Herren sich mit sich selbst setzen; bloss die Gegenwart loben und die Vergangenheit herabsetzen, heisst das Causalgesetz von Ursache und Wirkung läugnen; denn die Gegenwart ist die Tochter der Vergangenheit. Wenn erstere wirklich das ihr gespendete Lob verdient, so gebührt es in gleichem Masse der ihr vorausgegangenen Zeit.

War letztere wirklich so schlecht, so unvollkommen, als sie von den Verächtern derselben hingestellt wird, so ist es unbegreiflich, wie die Neuzeit auf einmal so vollkommen sein kann, wenn man nicht den Beweis beizubringen vermag, dass die Errungenschaften auf die sie stolz ist, ihr ausschliessliches Eigenthum sind.

Ueberhaupt lässt sich der Werth der verschiedenen Zeitalter nur dadurch ermesssen, wenn man für jedes einzelne die in ihm geschehenen Leistungen zusammenstellt und die Summe gegeneinander abwägt, den quantitativen wie qualitativen Werth berücksichtigend.

Doch darf man nicht bloss so in positiver Beziehung verfahren, sondern man muss ebenso die Rückschritte und das Verderbliche registriren, was jede Zeit, auch die beste, mit sich bringt.

Stellt man die Fortschritte den nothwendigen Rückschritten gegenüber, wird man zu der Einsicht gelangen, dass jedes Zeitalter jeder Wissenschaft und Kunst seine Licht- wie seine Schattenseiten hat, dass keine Zeit absolut gut oder schlecht war.

In der ganzen Geschichte aber lassen sich drei Hauptströmungen erkennen, welche sich auch wahrscheinlich wiederholen werden.

Es gab Zeiten, wo in der That der selbstständige Fortschritt auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste ein geringer war und wo man, so zu sagen, bloss von der geistigen Nahrung lebte, welche die Vergangenheit geschaffen. In solcher Zeit wurde die Vergangenheit abgöttisch verehrt und hinderte die Wissenschaften, selbstständige Fortschritte zu machen.

Am rationellsten und zugleich ethisch begründet ist diejenige Geistesrichtung, bei der man, ohne den zuweit getriebenen Cultus der Vergangenheit, dieser wie der Gegenwart, gleiche Gerechtigkeit widerfahren lässt.

Die dritte Anschauungsweise offenbart sich als im directen Gegensatze

zur ersten stehend; in ihrem Principe revolutionär artet sie in einen blinden Cultus der Gegenwart aus. Auf socialem Gebiete äussert sie sich dadurch, dass alte und bewährte Gesetze und Einrichtungen ohne Weiteres aufgehoben und durch neuere ersetzt werden; auf die Vergangenheit wird mit mitleidigem Lächeln herabgesehen. Während die zweite das 18. Jahrhundert beherrschte und auf allen Gebieten der Wissenschaften und des Lebens so schöne Früchte hervorbrachte, ist die letzte seit der ersten französischen Revolution die herrschende des 19. Jahrhunderts geworden; ihr Einfluss, wenn auch kurze Zeit durch Reaction unterbrochen, ist namentlich seit 1866 in fortwährendem Steigen und endigte mit der naturnothwendigen Bildung der Socialdemokratie. Doch scheint das Jahr 1879 einen Abschluss dieser Richtung gebracht zu haben.

In der Geschichte führt diese Richtung zur Pseudohistorie. Diejenigen Geschichtschreiber, welche zu keinem anderen Zwecke Geschichte schreiben, als um die Vergangenheit lächerlich zu machen und die Gegenwart desto höher zu stellen, dürften, wie gesagt, als Pseudohistoriker bezeichnet werden.

Obige Richtungen mussten in der medicinischen Geschichtschreibung stärker hervortreten als in der politischen, weil die naturwissenschaftliche Schule gerade am Ruder sich befand. Dieselbe gab sich sogar dem Wahne hin, die Medicin zum Range einer Wissenschaft erhoben zu haben und sah es als einen Makel an, dass die Medicin bislang eine Kunst gewesen war; anderentheils hatte sie, wegen ihrer Vernachlässigung der Geschichte, die Ueberzeugung, der Anfang der exacten Medicin datire erst seit wenigen Decennien und die Arzneikunst habe erst, seitdem sie Naturwissenschaft geworden, einen wissenschaftlichen Charakter angenommen.

Da aber das historische Bedürfniss zu mächtig ist und der, auch bloss in der Gegenwart Lebende, doch sich gezwungen sieht, auf die Vergangenheit zurückzugreifen, so konnte mit Naturnothwendigkeit die Gattung von Historikern, welche aus dieser Schule hervorging, sich zu nichts anderem als Pseudohistorikern entwickeln. Zwei Gattungen treten uns da entgegen; die philologischen Pseudohistoriker suchen ihren geschichtlichen Sinn dadurch zu bethätigen, dass sie sich bemühen, eine neue Textausgabe der alten Classiker anzustreben oder irgend ein werthloses, bisher ungedrucktes, Manuscript, herauszugeben. Da die hierzu nothwendigen philologischen Kenntnisse ihnen abgehen, so setzen sie sich mit Philologen in Verbindung. Selbstredend müssen sie sich blindlings auf deren Urtheil verlassen. Dies kann aber nicht statthaft sein aus dem einfachen Grunde, weil ihnen die ärztliche und naturwissenschaftliche Bildung abgeht. Es liegt auf der Hand, dass, wenn aus einem solchen Verfahren Nutzen hervorgehen soll, dies nicht der Dualismus bewerkstelligen kann. Die Philologen müssen entweder zugleich Aerzte sein oder die Aerzte zugleich Philologen. So war es der Fall bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und bis zu der Zeit, wo von den Aerzten auf den Gymnasien noch eine classische Bildung verlangt wurde. Das heutige Verfahren, wo entweder ein Philologe sich mit einem Arzte oder ein Arzt sich mit einem Philologen in Verbindung setzt, kann nur Halbwahres zu Tage fördern und die von diesen Pseudohistorikern affectirte Geistreichigkeit, ihr Coquettiren mit den landläufigen Wortspielen des „Kladderadatsch", ihre Schwärmerei für Shakespeare ist nicht im Stande die Ungründlichkeit ihrer Kenntnisse und die Hohlheit ihres Gei-

stes zu verdecken. Ich will ganz absehen von der Untersuchung, ob es überhaupt jetzt zeitgemäss sei, sich mit Textkritiken der alten Classiker zu befassen, und die vorhandenen Ausgaben nicht vorläufig dem Bedürfnisse vollständig entsprechen.

Die zweite Gattung ist diejenige, welche, obgleich sie von dem Wesen des „Culturhistorischen" nicht mal einen Begriff hat, sich nicht scheut, unter dem Titel „von culturhistorischen Studien" an die Oeffentlichkeit zu treten. Die Tendenz aller dieser Pseudohistoriker ist das Stabbrechen über die Vergangenheit und die Vergötterung der Gegenwart.

Alle, selbst von den Jesuiten nicht verschmähten, Mittel sind ihnen erlaubt, sie geniren sich nicht, wissentlich falsche Daten und Facta anzuführen, um ihr Urtheil dadurch zu begründen, sie citiren falsch ganze Stellen aus Schriftstellern, sie erfrechen sich, oft den von ihnen Angeführten gerade das Gegentheil sagen zu lassen von dem, was er in Wirklichkeit sagt. Es sind die eigentlichen Falschmünzer. Zu ihnen gehören auch diejenigen, welche, seitdem die historisch-kritische Richtung, im Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Schule sich mächtig entwickelt hat, es nicht verschmähen, das Schlagwort „historisch-kritisch" als Maske vorzuhängen.

Ihre Spornen suchen sie auf rein negative Weise dadurch zu verdienen, dass sie schon längst abgethanene historische Streitfragen oder Themata, die von Anderen bereits mustergültig bearbeitet sind, wieder aufnehmen, über ihre todten Vorgänger herfallen, ohne im Geringsten etwas Neues vorzubringen, sich als wissenschaftliche Thersites aufblähen und ohne Belege und ohne Beweis die Behauptung aufstellen, ihr Vorgänger sei unhistorisch und unkritisch zu Werke gegangen, nur ihre Ansichten seien unfehlbar, päpstlich und wahr.

Betrachten wir die grössten Historiker aller Zeiten und Völker, forschen wir nach den Eigenschaften, durch welche sie sich auszeichneten und die es ihnen möglich machten, Werke aere perennius zu schaffen, so ergibt sich Folgendes:

Den Historiker muss Gerechtigkeit zieren, er soll daher auf einer höheren Stufe stehen als auf der Zinne seiner Zeit, und nicht parteiisch für sein Vaterland eingenommen sein, ohne die Vaterlandsliebe desshalb aus seinem Herzen zu reissen.

Seiner politischen Gesinnung nach sei er Republikaner, ohne jedoch den Wahn zu verfolgen, die Republik sei unter allen Umständen, zu allen Zeiten und für alle Völker die beste staatliche Form, vielmehr habe er die Ueberzeugung lex sit loco temporibus conveniens und die Republik passe nur dann, wenn die Mehrzahl aller Staatsbürger von Gemeinsinn beseelt und bereits wirkliche Republikaner vorhanden seien. Wenn der Amerikaner Rush behauptet, jeder Christ sei von Natur Republikaner, so gilt es wenigstens für jeden Historiker.

Denn im Princip muss er die Selbstregierung als das Ideal eines Staats anerkennen, thut er dies nicht, schwärmt er für den Despotismus oder die absolute Monarchie oder den Scheinconstitutionalismus, so bindet er sein Urtheil und bekundet keinen rechten Sinn für wahre Freiheit, welche auf strenge Erfüllung von Pflichten basirt und deren Compass der kategorische Imperativ ist. Denn die Wissenschaft gedeiht nicht in einem despotischen oder absoluten Militärstaate; sie ist weiter nichts als eine künstliche Treibhauspflanze, der man die

künstliche Wärme und den chemischen Dünger anmerkt und anriecht.

In religiöser Beziehung darf der Historiker nicht auf die Dogmen einer Kirche schwören. Seine Religion sei die reine Humanität, die werkthätige und aufopfernde Liebe. Hängt er sogar dem Wunderglauben nach, so zeigt er sich dadurch unfrei und bloss als ein Spielball seiner eigenen und Fremder Phantasie.

In Bezug auf die Staatswissenschaft bekenne er sich zu keiner Schule, perhorrescire ebensowohl die Manchesterpartei als die extremen Schutzzöllner, das Wohl des gesammten Vaterlandes sei sein höchstes Ziel; das nur durch Beschränkung der Sonderinteressen, Zurückweisung aller Privilegien, Bekämpfung des Egoismus und Belebung des Gemeinsinns zu erreichen ist.

Er ergreife keine Partei für die Alten, aber auch nicht für die Gegenwart. In letzterer Beziehung läuft er grosse Gefahr, einen Panegyrikus seiner Zeit zu schreiben oder sie doch wenigstens auf Kosten der Vergangenheit zu loben. Denn einmal ist er ja ein Sohn seiner Zeit, in dieser aufgewachsen, von ihr genährt. Wie Keiner, kann auch der Historiker dem Einflusse derselben sich nicht entziehen, aber er soll ihr nicht unterliegen, soll ihr nicht dienen. Jeder liebt seine Zeit, auch in den Perioden, wo geistig eine ägyptische Finsterniss herrschte, sah die grosse Menge letztere nicht, sondern hielt die Finsterniss für Licht. Man kann es daher entschuldigen, wenn manche Historiker die Gegenwart in zu rosigem Lichte darstellen. Man darf es aber nicht billigen. Und derjenige, welcher sich des umgekehrten Fehlers schuldig macht, die Gegenwart mehr pessimistisch, die Vergangenheit mehr optimistisch auffasst, ist ethisch höher zu stellen, weil er, als selbst der Gegenwart angehörend, sich selbst zugleich mit anklagt und bekundet, dass er wenigstens von der, immer seltener werdenden Pietät und Ehrfurcht vor dem Alter beseelt ist.

Der Historiker soll ebenso wenig einer bestimmten Clique, Coterie oder Schule angehören, als sich auf das vielköpfige Ungeheuer der Majorität stützen oder um die Gunst derselben buhlen. Wehe wenn deren Urtheil einen massgebenden Einfluss auf sein Urtheil ausübt. Stets beherzige er die Worte des Demetrius: „Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen“ und Lessing's: „ein Dutzend vernünftiger Männer sind zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib“. Freilich ist es oft schwer, die grosse, der Mode huldigenden Menge, profanum vulgus zu überzeugen; der Historiker, namentlich wenn er seinen Zeitgenossen, wie Tacitus in seiner Germania den Spiegel der Wahrheit vorhält, steht nicht oft bloss isolirt, sondern muss Spott, Verachtung und Verläumdung mit olympischer Ruhe über sich ergehen lassen.

Sein einziger Compass, mag er die Gegenwart oder die Vergangenheit beschreiben, sei die Wahrheit. Er sei wahr in der Erzählung der Facta, wahr in seinem Urtheile und sei eingedenk der Worte, welche Lucian dem Geschichtschreiber zuruft: „Ueberhaupt vergiss nie, denn ich kann dies nicht zu oft wiederholen, dass du nicht schreibst, um von den Menschen deiner Zeit gelobt und geehrt zu werden, sondern habe beständig die ganze Nachwelt vor Augen. Arbeite für die, welche nach dir kommen werden und verlange keine andere Belohnung für dein Werk, so dass man dereinst von dir sage, das war ein Mann von freier

Seele, der den Muth hatte zu schreiben, wie er dachte, ein Mann, der nie schmeichelte, sondern der Wahrheit immer treu blieb. Diese Belohnung wird jeder gut denkende Mann weit über alle die Vortheile setzen, die er von seiner Mitwelt hoffen könnte und von so kurzer Dauer sind." Wenn es Pflicht des Historikers ist, stets die Wahrheit zu sagen, so müssen wir aber daran erinnern, dass dieses nicht so aufgefasst werden darf, als wenn er seine Schuldigkeit als Historiker ausser Acht gelassen, wenn er nicht Alles sagt und absichtlich Manches verschweigt. Denn hier kommt nicht bloss die Geschichtsforschung, sondern auch die Geschichtschreibung in Betracht. Und Alles sagen, heisst langweilig sein. Der Historiker muss stets bedenken, dass er zugleich Geschichtsforscher, wie Geschichtschreiber ist. Ohne sich daher im Geringsten eine Fälschung zu Schulden kommen zu lassen, ist letzterer nicht verpflichtet, die Fehler grosser Männer in's Aschgraue zu malen. Seine Schilderungen würden dadurch nicht mehr Gemälde sein, sondern in Carricaturen ausarten. Ebenso sehr hüte er sich vor Schönfärberei!

Dass grosse Männer nicht ohne Fehler sein können, ist natürlich, weil sie Menschen sind. Ihre Fehler sind sogar, in den meisten Fällen, die nothwendigen Ergänzungen ihrer Tugenden und hervorragenden Eigenschaften und sie ergeben sich aus letzteren von selbst. Der Geschichtsschreiber würde aber gegen ästhetische wie ethische Gesetze sündigen, wenn er sich bemühte, die Fehler eines grossen Mannes in demselben Masse zu schildern als seine Tugenden. In letzter Instanz soll auch die Geschichtschreibung einen moralischen Zweck erfüllen und der wird nur dadurch erreicht, dass das determinirt Gute und Hervorragende eines Menschen geschildert wird. Denn dieses fordert zur Nachahmung auf und erzeugt wieder das Gute.

„Das heisst gewiss sein Vorbild nicht erreichen
Im Räuspern nur und Spucken ihm zu gleichen"!

Das Hässliche, das Gemeine, das Schlechte soll vom Historiker daher nur angedeutet werden. Denn die Nachahmung des letzteren ist leichter als die des Edlen, Wahren und Schönen.

Man soll nicht vornehm schreiben, wie einige glauben und empfehlen; denn diesem Worte klebt doch eine levis nota an, man kann sich unwillkürlich des Gedankens nicht erwehren, dass dies identisch sei mit der Art, in welcher die Vornehmen schreiben. Dieselben können aber in der Regel nicht als Muster aufgestellt werden. Wir wollen nur an Blücher und Wrangel erinnern. Wie soll aber der Historiker schreiben? natürlich, aber nicht vulgär, in Bezug auf die einzelnen Worte gewählt, kurz, nach dem Vorbilde unserer besten Classiker; vor allen Dingen hüte er sich vor zu langen Perioden, so dass man den Anfang des Satzes vergessen hat, wenn man am Ende angekommen ist. Wie die Scylla und Charybdis meide er epische Breite und lakonische Aphorismen. Sein Stil halte die Mitte zwischen dem des Cicero und dem des Tacitus. Er sei klar, durchsichtig, nicht confus. Er hüte sich vor Phrasen und modernen Schlagwörtern; letztere sind oft sogar grammatisch falsch, obgleich sie selbst von den besseren Autoren angewandt werden; ebenso vermeide er die von einer tonangebenden Seite gebrauchten Wörter, „tradiren", „hochgradig", „exact", „luetisch" u. s. w. Der Historiker halte sich stets an die einmal eingeführte Nomenclatur, welche bereits ein historisches Bürgerrecht erworben, und hasche nicht nach neuen Fremdwörtern, schon um den Schein des Affectirten zu vermeiden. Ebenso sehr hüte er sich, als „Purificator" zu glänzen und deutsche Wörter da noch einführen zu wollen, wo fremde bereits vollständig sich assimilirt und deutsches

Bürgerrecht erworben haben. Der Historiker vermeide ferner alles Rhetorische, alles Gekünstelte, allen Bombast.

Auch in seinem Stile zeige er den ganzen, harmonisch ausgebildeten Menschen, er beherzige das Wort Buffon's: „le style c'est l'homme même". Sehr wahr bemerkt dieser: „Nur die gut geschriebenen Worte werden auf die Nachwelt kommen. Fülle des Wissens, interessante Facta, selbst Neuheit der Entdeckungen sind keine sichere Bürgschaft der Unsterblichkeit; handeln Werke dieses Inhalts nur von kleinlichen Dingen, sind sie ohne Geschmack, Würde und Geist geschrieben, so werden sie untergehen, weil Wissen, Facta, Entdeckungen sich leicht verpflanzen und entwenden lassen, ja sogar durch die Bearbeitung geschickter Hände gewinnen. Diese Dinge sind dem Menschen äusserlich, nur der Stil ist sein."

Vor allen Dingen lasse sich der Historiker nicht von dem Material überwältigen, sondern documentire, wie er über dasselbe gebiete. Durch eine plastische Schilderung zeige er seinen Formensinn und seine Neigung für das Reich des Schönen. Gleich dem Dichter muss er Phantasie haben, aber sie soll ihn nicht wie ersteren beherrschen, wie sie dem Dichter Zweck, sei sie ihm bloss Mittel; für den Dichter kommt nur die subjective, für den Historiker die objective Wahrheit in Betracht. Vornehmlich in seiner Diction gebe er sich aber als ächter Künstler; dieselbe sei anmuthig, ohne weichlich und schwulstig, nervig und kernig, ohne trocken und knöchern zu sein. Ueberal beweise er bei Gedankentiefe und Gedankenreichthum, dass seine Phantasie nie mit ihm durchgehe, und dass er stets über seinem Stoffe stehe.

Wenn von dem Historiker verlangt wird, er solle sich stets durch Objectivität des Urtheils auszeichnen, so mag man dies als ein Ideal hinstellen, das aber von Niemanden erreicht ist und von Niemanden je erreicht werden wird. Denn ein von einem Einzelnen gefälltes Urtheil wird, wenn es auch wahr ist, stets eine subjective Färbung annehmen. Von jedem Historiker aber kann man verlangen, dass sein Urtheil auf eine wahre Thatsache sich stütze. Der Objectivität am meisten sich nähern wird er dann stets, wenn die Thatsache selbst in ihrem schweigenden Urtheile mit dem ausgesprochenen Urtheile des Historikers nicht im Widerspruch, sondern in Harmonie sich befindet. Die Zeit oder die Geschichte selbst wird entscheiden, ob der Historiker richtig geurtheilt hat. Selbstredend kann man dem Historiker es nicht zur Last legen, wenn spätere Untersuchungen beweisen, dass die Thatsachen und Daten, denen er sein Urtheil zu Grunde legte, falsch waren. Nur dann ist man berechtigt, das Urtheil des Historikers zu bemängeln, wenn es im Widerspruch steht mit dem Factum. Ist dies nicht der Fall, so ist es eine Ungerechtigkeit dem Historiker sein Urtheil aufzumutzen, so unangenehm es etwa den Zeitgenossen, die als Nichthistoriker und blosse Dilettanten, ja überhaupt kein historisches Urtheil haben, sein muss. Denn der principielle Unterschied des Historikers und Nichthistorikers liegt ja eben darin, dass ersterer von der Wahnidee, seine Zeit für die fortgeschrittenste und beste zu halten, frei ist. Etwas anderes ist es, wenn einem Historiker nachgewiesen werden kann, absichtlich ein falsches Urtheil zu sprechen, oder bewusst eine falsche Thatsache zu bringen oder ein Factum in seiner wahren Gestalt zu verdrehen, um hierauf ein falsches Urtheil zu basiren. Dann haben wir es mit „Geschichtsfälschung" zu thun, welche ein noch grösseres Verbrechen als Geldfälschung ist. Das Ideal eines Historikers, wir wiederholen es noch einmal, besteht darin, so zu schreiben, dass das stumme Gemälde der von

ihm geschilderten Thatsachen vollständig harmonirt und congruent ist mit dem von ihm gegebenen Urtheile. Hat ein Historiker dies geleistet, ist er überdies formell seinem Gegenstande in jeder Hinsicht gerecht geworden, so ist er nicht bloss ein classischer Historiker, sondern auch ein historischer Classiker.

Was Schiller aber von dem Künstler aussagt, diese goldenen Worte gelten auch von dem Historiker: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines besseren Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen.“ —

„Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetze, nicht niederwärts nach dem Glücke und dem Bedürfnisse.“

„Gib der Welt, auf die du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd und bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahnes und der Willkürlichkeit, fallen muss es, es ist schon gefallen, sobald du gewiss bist, dass es sich neigt, aber in dem inneren, nicht bloss in dem äusseren Menschen muss es sich neigen.“

„Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen, aber, was sie bedürfen, nicht was sie loben.“

Wunderbarer Weise hat sich unter den Aerzten in den letzten Decennien die Ansicht verbreitet, dass es gänzlich unstatthaft sei, eine medicinische Zeitgeschichte zu schreiben. Wenn diese Ansicht auch mit dem Verfalle der medicinischen Kritik im offenbaren Zusammenhange steht und hieraus erklärt werden kann, so ist hier doch der Ort, der Falschheit jener Ansicht auf das Entschiedenste entgegen zu treten. Dass es für einen Historiker, der mit und in seiner Zeit lebt, schwieriger ist, über die Gegenwart richtiger zu urtheilen als über eine, ihm ferner liegende Periode, wollen wir gern zugeben.

Dagegen ist es ihm viel leichter als dem politischen Historiker, welchem man, wie die vielen historischen Werke über die Gegenwart beweisen, nie die Competenz bestritten hat, als historischer Tagesschriftsteller aufzutreten; denn ihm starren nicht die verschlossenen Archive, die sich erst meist nach dem Verlaufe eines halben Jahrhunderts der Muse Clio öffnen, entgegen, und die Geheimnisse der Diplomatie braucht er nicht als ein moderner Theseus zu enträthseln.

In dieser Hinsicht thut es gut, an die Worte Lessing's zu erinnern, wenn er auch in seiner Ansicht mir etwas zu weit zu gehen scheint. Denn hätte er Recht, so würde es überall nicht mehr gestattet sein, eine Geschichte des Alterthums, Mittelalters, kurz einer Zeit, die man nicht selbst mit durchgelebt hätte, zu schreiben.

„Ueberhaupt“ sagt Lessing, „glaube ich, dass der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andern. die sich nur als Abhörer des eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiss verdrungen sind.“

Und jetzt noch einige Worte über das Verhältniss der Historik zum

Classicismus. Es liegt auf der Hand, dass man wohl von einem classischen Geschichtsforscher sprechen kann, dass man aber nur den Geschichtschreiber, wenn er zugleich Geschichtsforscher ist, als historischen Classiker bezeichnen darf. Wir müssen überhaupt daran erinnern, entgegen dem Unfuge, der mit dem Worte „classisch" in neuester Zeit getrieben ist, dass der von uns im ersten Bande aufgestellten Definition durchaus nichts Willkürliches zu Grunde liegt, dass wir dieselbe so entwickelt haben, als sie sich selbst im Laufe der Zeit historisch ausgebildet hat. Die fortwährend im Fortschreiten begriffene Wissenschaft kann auf keine Classicität Anspruch erheben. Desshalb hatte das Alterthum eine classische Kunst, aber keine classische Wissenschaft. Ebenso wenig als man Aristoteles, Dioskorides u. s. w. als Classiker bezeichnet, ebenso wenig kann man Liebig, Schleiden, Humboldt u. s. w. so nennen. Thucydides, Xenophon, Herodot wurden aber ebenso gut als Sophokles, Euripides, Aeschylus u. s. w. als Classiker gefeiert. Ob es den Philologen gestattet sein mag, eigene Schulclassiker anzunehmen, diese Frage wollen wir hier unerörtert lassen?

Als Sprengel mit seinem grossen Werke an die Oeffentlichkeit trat, hatte der unhistorische Sinn, welcher, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie ein Alp auf Deutschland lag, den regsten historischen Studien auf allen Gebieten Platz gemacht. Noch im Jahre 1759 konnte Lessing, als er seine Literaturbriefe herausgab, den Ausspruch thun: „Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, dass es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Literatur noch am schlechtesten aussehe. Auch mit ihrer Ursache, warum wir so wenig oder wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtsschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte und unsere Gelehrten selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln, kurz, gar nicht arbeiten und diese wollen nichts als das. Jenen mangelt es am Stoffe und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen."

Der grosse König ging mit seinem Beispiel voran, und Göttingen, obgleich Altdorf und Helmstädt viel leisteten, muss als das Centrum betrachtet werden, von dem nach allen Seiten die Radien des historischen Lichtes ausstrahlten. In der Blüthe und dem Zenithe seines wissenschaftlichen Ruhms stehend, noch nicht angekränkelt von dem verzehrenden Gifte der „Göttingerei"' an der es jetzt marastisch dahin siecht, erblühten hier die historischen Studien in ungeahnter Weise. Michaelis bearbeitete die israelitische und morgenländische, Heyne die alte, Pütter die Reichsgeschichte, und die historische Methode verbreitete sich von hier aus über ganz Deutschland. Gatterer, mit sittlich-frommem Sinne die Wahrheit als das höchste Gesetz für den Historiker achtend, eröffnete dort 1764 das erste historische Institut, wurde der Vater der wissenschaftlichen Urkundenlehre, führte die Geschlechtskunde auf kritisch-festere Grundsätze zurück und gewann der Wappenkunde die historisch bedeutsame Seite ab. Nicht minder (Geschichte der historischen Forschung und Kunst von Ludewig Wachler, Göttingen, 1816) wirkte sein historischer Nebenbuhler Ludwig Schlözer. Während Gatterer's Hauptverdienst in der Bearbeitung des Linné'ischen Schematismus des Stoffs und Propädeutik der Forschung besteht, brach S. dadurch neue Bahnen, dass er die Geschichte in's Staatsleben und Menschenwohl lebendig eingreifen liess. Maria Theresia legte sich bei allen wichtigen Staatsactionen die Frage vor, was wird Schlözer dazu sagen. Niemals hat ein Historiker eine solche segensreiche Wirksamkeit auf das öffentliche und staatliche Leben entfaltet als er.

Seine Rechtlichkeit war buchstäblich und „sein tiefgewurzelter Anspruch auf Stimmrecht des Stimmfähigen in öffentlichen Angelegenheiten ermächtigte ihn zur Handhabung der Publicität als wirksamen Schutzmittels der äusseren Rechtsordnung, er rügte freimüthig derb die Verletzung wohlbegründeter Gerechtsame und wies Gesetzwidrigkeit urkundlich nach, er wollte kein Sachwalter für gewaltsame Volksmacht sein, aber Zucht und Sicherheit im Staatsleben sollte bewahrt, jeder sie störenden und gefährdenden Willkür gesteuert werden". Mit ihm wetteiferten Spittler, Heeren und Planck und verbreiteten die Segnungen der Götting'schen Geschichtschule durch ganz Deutschland. Möser aber, der deutsche Franklin, stellte es sich als Aufgabe, die Volkserziehung vermittelst der Geschichte zu bewerkstelligen und Herder, im Gegensatz zu Schlözer und allen übrigen, die der pragmatischen Richtung huldigten, trat in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" als der „Begründer der culturhistorischen Geschichtschreibung" auf, wie schon oben erwähnt wurde, und cultivirte als einzelner schon eine Richtung, welche der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre Signatur geben sollte. Er anticipirte gleichsam seine Zeit. Dass die Medicin dieser Strömung sich nicht entziehen konnte, obgleich es damals auf den Universitäten ebenso wenig als jetzt angestellte Professoren der Geschichte der Medicin gab, ist begreiflich. Die Reform ging auch hier, wie wir gesehen haben, nicht von den Hochschulen, sondern von einem praktischen Arzte aus, dem trefflichen Hensler, welcher der Nützlichkeit und Bedeutung der historischen Studien vollkommen sich bewusst, nicht nur die Geschichte der Medicin mit einer ganz neuen Bearbeitung derselben bereicherte, sondern zugleich erkannte, dass die Zeit gekommen sei, durch Detailforschung der Geschichte der Medicin eine neue Aera zu eröffnen. Welch' einen Einfluss Hensler's Beispiel auf Sprengel ausgeübt, das geht nicht bloss aus seinen eigenen Worten, dass das Ideal einer Geschichte der Medicin nur von einem Hensler geschrieben werden könne, sondern auch daraus hervor, dass er seine „Beiträge zur Geschichte der Medicin" diesem widmete. Ueberdiess hatten Haller und Blumenbach durch ihre literar-historischen Werke den Weg für die medicinische Geschichtschreibung bereits geebnet.

Eine vollständige, bis auf jene Zeit reichende Geschichte der Medicin existirte aber in der ganzen Literatur nicht.

Es muss in jeder Beziehung nicht bloss als ein zeitgemässes Unternehmen bezeichnet werden, als Sprengel mit seinem grossen Werke zuerst im Jahre 1792 an die Oeffentlichkeit trat, sondern die Zeit selbst drängte spontan zur Hervorbringung solcher Bücher. Und so war es denn charakteristisch und höchst bedeutungsvoll und Sprengel selbst nennt „den Wetteifer vier deutscher Schriftsteller, die Geschichte der Arzneikunde zu bearbeiten, indem Ackermann, Metzger, August Friedrich Hecker und er fast zugleich Handbücher der Geschichte unserer Wissenschaft herausgaben, eine merkwürdige Erscheinung".

Forschen wir jetzt nach den Aufgaben und dem Ziele, welche Sprengel sich selbst stellte.

In der Vorrede zur ersten Aufgabe seines Werkes äussert er sich folgendermassen:

„Seit einigen Jahren scheint man den Mangel einer vollständigen und brauchbaren Geschichte der Medicin lebhafter als jemals gefühlt zu haben, und die Klagen über denselben sind, dünkt mich, bis auf den heutigen Tag nicht ungerecht. Um eine gründliche Geschichte der Schicksale unserer Kunst liefern zu können,

war es nothwendig, in das Detail einzudringen, die Nachrichten, die in tausend Schriften zerstreut sind, zu sammeln und sie unter richtig scheinende Gesichtspunkte zu bringen. Dazu wurde erfordert, dass der Geschichtsschreiber die Hauptschriftsteller jeder Nation und jedes Jahrhunderts im Originale lese, in den Geist ihres Zeitalters eindringe, die bürgerliche Historie und die Geschichte der Wissenschaften überhaupt in Verbindung mit der medicinischen Geschichte studire; es wurde erfordert, dass der Geschichtschreiber sich auf keinen seiner etwaigen Vorgänger verlasse, sondern eigene Untersuchungen, wenn sie auch noch so mühsam sein sollten, dem blossen Nachbeten durchgehends vorziehe. Dies konnte nur die Sache sehr weniger Aerzte sein, da gewiss, trotz der Prahlerei eines Kallimorphus bei Lucian das Geschichtschreiben selten den Aerzten ansteht. Jene Gesetze waren es, die ich mir vor vielen Jahren vorschrieb, als ich den Entschluss fasste, die Geschichte meiner Kunst zu bearbeiten. Die glücklichsten Stunden meines Lebens wandte ich auf das Studium der Weisen des alten Griechenlands; und der reine Genuss, den meiner Seele diese Beschäftigung gewährte, hielt mich für alle Zerstreuungen und Vergnügungen schadlos. Mit der ängstlichsten Sorgfalt habe ich alle Nachrichten gesammelt, die den Zustand der griechischen Medicin betreffen; meines Wissens habe ich in diesem Buche sehr wenige Stellen citirt, die ich nicht selbst vor Augen gehabt hätte. Diese Sorgfalt scheint heutzutage einiges Verdienst zu haben, da es bei vielen Schriftstellern ganz ausser Gebrauch gekommen ist, genau und pünktlich die Stellen anzugeben, woraus sie ihre Nachrichten geschöpft haben. Ich habe nicht allein die Seitenzahl jedesmal bemerkt, sondern auch bei dem ersten Citate eines Werkes die Ausgabe angezeigt, deren ich mich bediente, und wo es nöthig schien, die Worte des Schriftstellers selbst unter den Text gesetzt. — Vorzüglich sähe ich es gern, wenn ich an manchen Orten weniger in's Detail gegangen wäre und nur die allgemeinen Resultate meiner Forschungen dargelegt hätte. Ueberdies wünschte ich, dass ich an manchen Stellen nicht bloss hätte beweisen können, den Grazien geopfert zu haben, sondern dass auch eine blühende Schreibart mir zu Theil geworden wäre; indessen beseelte mich durchgehends der Eifer für Wahrheit mehr, als die Neigung, durch den Schmuck der Diction meine Leser zu vergnügen. Lucian und Hayley waren meine einzigen Lehrer in der Art die Geschichte vorzutragen."

In der Einleitung zu seinem Werke spricht er sich noch bestimmter und klarer aus:

„Die Geschichte der Arzneikunde enthält eine Erzählung von den Veränderungen und Schicksalen, welche diese Wissenschaft erlitten hat. Sie besteht also nicht bloss in einer Lebensgeschichte berühmter Aerzte, nicht bloss in einem Verzeichnisse und in Beurtheilung derjenigen Schriften, welche über diese Wissenschaft überhaupt und ihre einzelnen Theile insbesondere aufgesetzt worden sind. Hieraus ergibt sich der wichtige und oft verkannte Unterschied zwischen Geschichte der Medicin und medicinischer Literatur."

„Zunächst ist sie die Geschichte der gelehrten Erkenntniss und der Behandlung der Krankheiten des menschlichen Geschlechts und derjenigen Veränderungen, welche sowohl die medicinische Theorie als die praktische Methode erlitten haben. Da indess der Ursprung der Kunst und Wissenschaft dunkel ist, da blinde Uebung und Priester-Gaukelei der Kunst vorangingen, da es Zeiten gegeben, wo jede Spur der letzteren verloren war, und der alte Aberglaube wieder in veränderter Gestalt auftrat, so ist es unmöglich, sich in der Geschichte der Arzneikunde bloss auf den strengen Begriff der Kunst und Wissenschaft zu beschränken. Man muss auch die Geschichte der blinden Uebung und des medicinischen Aberglaubens erzählen."

„Die Geschichte ist pragmatisch, wenn sie uns klug macht. Sie macht uns aber klug, wenn sie uns Anlass gibt zu Betrachtungen über die stufenweise Entwickelung des menschlichen Verstandes, zum besseren Verstehen der medicinischen Lehrgebäude, zur Benützung auch der vergeblichen Versuche die Wahrheit zu erforschen und zur Berichtigung unseres eigenen Systems. Derjenige würde sich dem Vorwurfe der Folgewidrigkeit aussetzen, welcher behaupten wollte, dass das Pragmatische der Geschichte allein in der Entwicklung der Ursachen und Folgen der Meinungen und praktischen Methoden zu suchen sei. Denn es ist sehr oft un-

möglich, das geheime Spiel von Ursachen und Wirkungen vollständig zu erkennen, aus welchem entweder Entwickelung oder Untergang der Wissenschaft hervorgeht. Die nächsten Ursachen können wir oft richtig erkennen, aber die entfernteren und entferntesten einzusehen ist nur das Vorrecht des höchsten Verstandes."

„Die Geschichte der Cultur des menschlichen Geistes überhaupt scheint den wahren pragmatischen Gesichtspunkt der Geschichte der Wissenschaften, und besonders der Arzneikunde, anzugeben; da die Ursachen, warum die Veränderungen einer Wissenschaft so und nicht anders erfolgt sind, entweder aus der Cultur und ihrem Fortgange oder nie erkannt werden können."

„Die Philosophie ist die Mutter der Medicin in wissenschaftlicher Rücksicht, und das Wachsthum der einen steht mit der Zunahme der anderen Wissenschaft in unzertrennlicher Verbindung. Diese Verbindung der Geschichte der Philosophie mit der Geschichte der Medicin soll uns eigentlich lehren, welches Mass von Kenntnissen, welche herrschende Meinung und welcher Geist der Kunst in jedem Zeitalter gewesen. Gewöhnlich borgten die Aerzte ihre Theorien von den Philosophen. Hatte die Sucht zu beweisen in den Schulen der Weltweisen die Oberhand, so suchten auch die Aerzte es ihnen gleich zu thun und durch ein Gepränge von vielversprechenden Worten ihren Beweisen eine Gewissheit zu geben, welche sie an sich nicht hatten und nie haben konnten."

„Sobald die Philisophen anfingen, die kritische Zweifelsucht in aller menschlichen Erkenntniss geltend zu machen, so waren auch die Aerzte gleich die ersten, die es sich angelegen sein liessen, keinen Grundsatz anzunehmen, der nicht aus gültigen Erfahrungen floss. Je sorgfältiger man die Geschichte der Medicin studirt, desto mehr lernt man die herrschenden Meinungen jedes Zeitalters aus dem Geiste der jedesmaligen Schulphilosophie beurtheilen."

„Die Geschichte der Arzneikunde muss unparteilich sein. Als Geschichtschreiber darf ich keiner Lehrmeinung besonders anhängen, darf mich zu keiner Secte bekennen, sondern muss Elecktiker, im strengsten Sinne des Wortes sein. Indessen da es unmöglich ist, sein Herz ganz vor den Eindrücken der Wahrheit zu verschliessen, so kann es auch nicht fehlen, dass die Erzählung an der Stimmung des Erzählenden theilnimmt, nach dem er die Geschichte verkehrter Irrthümer oder grosser Entdeckungen und wichtiger Wahrheiten vorzutragen hat. Es gehört zum Vortrage der medicinischen Geschichte, dass man die Hauptschriftsteller jedes Zeitalters selbst gelesen hat, um daraus auf den Geist des Zeitalters zu schliessen. Zu einem solchen Lesen wird erfordert, dass man vorher alle vorgefassten Meinungen ganz bei Seite legt, dass, indem man bloss auf gesunden Menschenverstand Ansprüche macht, man die Schriften der Aerzte ergreift, ganz in den Geist des Zeitalters eindringt und die Meinung der Schriftsteller so zu fassen sucht, wie sie ein Arzt aus demselben Jahrhunderte gefasst haben würde. Weder für alte, noch für neuere Medicin darf der Geschichtsschreiber unbedingte Vorliebe haben, sondern er muss jedem Zeitalter seine Vorzüge einräumen, und die Fehler jedes Zeitalters unparteilich zu schildern suchen. Bearbeitet man die Geschichte der Medicin auf diese Art, so wird sie das Licht der Wahrheit und die Lehrerin des Lebens."

„Um die Geschichte der Medicin nützlich und brauchbar zu machen, müssen auch die Veränderungen der Wissenschaft, die Meinungen und Lehrgebäude der Aerzte in ihrem Zusammenhange mit den äusseren Umständen dargestellt werden. Daher erzählt man in der Geschichte der Medicin die Lebensumstände der Aerzte und ebenso nöthig ist die Kenntniss der Bücher, in welchen die Lehren der Aerzte enthalten sind."

„Quellen der Geschichte der Medicin sind die Schriften der Aerzte jedes Zeitalters. Indessen hat der Geschichtsforscher zum vorsichtigen Gebrauche dieser Quellen strenge Prüfung ihrer Aechtheit und genaue Kenntniss der Sprache nöthig, in welcher sie schrieben. Auch die Auslegekunst ist ein wichtiges, für den Geschichtsschreiber der Medicin unentbehrliches Studium. Es ist unerlässliche Pflicht eines jeden Geschichtsforschers, die Quellen, so viel als möglich gelesen zu haben. Sonst bleibt er immer nur Sammler, dessen Werk den Kunstfrennd vergnügen, aber den Kenner nicht befriedigen kann. Das Studium der Quellen ist dem Geschichtsforscher, was die eigne Beobachtung der Natur einem Schriftsteller über Naturgeschichte ist." —

„Die wahre historische Kunst besteht in der Fertigkeit, die in den Quellen gefundenen Thatsachen so zu vereinigen, dass man den Zusammenhang der Be-

gebenheiten klar und der Wahrheit gemäss einsieht. Die historische Kunst erfordert also die gleichmässige Wirkung aller Seelenkräfte zur Darstellung nützlicher Wahrheiten. Sie beruht ebenso sehr auf dem glücklichen Auffassen mehr oder weniger bekannter Thatsachen, als auf der schicklichen Verbindung derselben und auf der Gabe, zweckmässige Resultate leicht herauszuziehen, und sie in einem der Sache anpassenden Gewande darzustellen. Das Verdienst, welches sich der Geschichtsforscher durch die Uebung dieser Kunst erwirbt, ist ungleich höher anzuschlagen, als der zweideutige Ruhm, den sich die Erfinder neuer Meinungen oder Lehrgebäude erwerben. Die letzteren erscheinen und verschwinden, wie glänzende Meteore; nur die Geschichte kennt nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden ihr Dasein, und wägt, als Richterin, ihren Werth oder Unwerth."

„Da in der Geschichte jedes Urtheil auf hinlänglich beglaubigten Thatsachen beruhen soll, so müssen diese durchaus erst immer gegeben und bekannt sein, ehe das geringste Urtheil über den Gang der Begebenheiten gefällt werden kann. Alle Versuche, aus vorgefasster Meinung oder den Vorspiegelungen der Einbildungskraft eine gewisse Einheit in die Geschichte bringen zu wollen, ohne die Thatsachen vorher gehörig erforscht und geprüft, ohne die Quellen studirt zu haben, sind zu verwerfen. Es ist freilich viel leichter und bequemer, in träger Ruhe den Eingebungen seiner Einbildungskraft zu folgen und luftige Gebäude aufzuführen, als mit der grössten Mühe und Anstrengung sich eine genaue Kenntniss der nöthigen Thatsachen zu erwerben, die als Grundlage eines Gebäudes angesehen werden können. Aber je leichter es ist, desto geringer ist auch das Verdienst eines solchen Versuches."

„Wenn die Geschichte der Wissenschaften auf die angegebene Art bearbeitet wird, so gewährt sie den einleuchtendsten Nutzen. Zuvörderst bewahrt sie vor aller Einseitigkeit im Urtheil, indem sie lehrt, dass auch in den verschiedensten und fremdartigsten Meinungen Wahrheiten liegen können, die der Geschichtsforscher mit Unparteilichkeit daraus entwickelt. Die Geschichte zeigt, dass auch die verrufendsten Systeme durch Einschärfung vernachlässigter oder vergessener Wahrheiten genützt haben. Da Einseitigkeit gewöhnlich die Mutter der Unduldsamkeit ist, so macht die Geschichte duldend gegen alle Andersdenkende und empfänglich für das Gute, der, diese lehrende, Geschichtsforscher wird Niemanden verketzern, der anders denkt als er, weil er weiss, dass die menschliche Vernunft, auch bei der grössten Vorsicht, nur zu leicht in Irrthümer verfallen kann. Der dritte und einer der grössten Vortheile, den das Studium der Geschichte der Wissenschaften erzeugt, besteht darin, dass man misstrauisch gegen die menschlichen, gegen seine eigenen Kräfte und also bescheiden wird. Man lernt einsehen, dass die zu grosse Zuversicht in die eigenen Meinungen fast allemal ein Beweis ihrer Falschheit oder ihres Mangels an sicheren Gründen ist. Man überzeugt sich mit dem alten würdigen Pyrrho von Elea, dass der Zweck aller Prüfung die Zurückhaltung des Beifalls und der Zweck des letzteren die vollkommene Gelassenheit und Ruhe bei allen Meinungen ist. Man wiederholt gegen die eingebildeten Dogmatiker, was die Skeptiker gegen allen Anschein der grössten Gewissheit zu sagen pflegten: „Euer gegenwärtiger Beweis hatte kein Gewicht, ehe sein Urheber geboren ward; manche andere hatten grosse Stärke, ehe Jemand aufstand, der ihre Wichtigkeit ans Licht brachte. Also ist möglich, dass der ihn umstossende Grund wirklich schon vorhanden, nur uns noch nicht zu Ohren gekommen ist, dass wir jetzt unvermögend sind, auf eure Beweisführung zu antworten, darf euch also kein grosses Zutrauen zu der Stärke derselben einflössen; vielmehr muss diese Betrachtung euern Stolz gänzlich niederschlagen und Misstrauen gegen die Beweise auch eingeben, die euch unwiderleglich scheinen". Ferner lernen wir aus der Geschichte der Wissenschaften durch die Kenntniss der Irrthümer uns vor den Abwegen hüten, die zu diesen Irrthümern hinführen. Wenn wir sehen, wie nachtheilig der Wissenschaft die Vernachlässigung des Studiums der Erfahrung und der Hang zu müssigen Grübeleien ist, so werden wir gezwungen, wenn wir die Wahrheit redlich suchen, den Eingebungen unserer Einbildungskraft zu entsagen und uns allein an Erfahrungen zu halten. Ebenso gross ist der Vortheil, den wir durch das Studium der Geschichte für die gesammte Bildung unseres Geistes erhalten. Eine Menge von Kenntnissen erwirbt man sich auf diesem Wege, welche man auf keine andere Art in so wichtigen Beziehungen sammeln und so offenbar nützlich anwenden kann."

Von grosser Bedeutung ist seine Ansicht über die geschichtliche Entwicklung der Medicin und Chirurgie und den fundamentalen Unterschied in derselben.

„In der That", sagt er, „ist meine Verehrung gegen die Wundarzneikunst desto grösser und reiner geworden, je niederschlagender für mich, wie für jeden Freund der Wahrheit, die Geschichte der Medicin ist. Wenn die Aerzte der älteren wie der neuesten Zeit ihre Kunst so sehr verkannten, dass sie, ganz gegen die Natur derselben, sie zur Würde einer Wissenschaft zu erheben suchten, so haben dagegen Wundärzte zu keiner Zeit die Grenzen ihrer Kenntniss und ihres Kunstvermögens überschritten. Wenn die Söhne des Aeskulap, sie, denen die Musen nie sehr hold waren, sich von jeher durch ein fruchtloses Anschmiegen an die philosophischen Schulen ihrer Zeit verächtlich machten, so findet man in der Geschichte der Chirurgie nie dieses nutzlose Streben. Wenn die Aerzte von jeher den Mangel klarer Einsichten durch einen thörichten Aufwand neuer und pomphafter, ausländischer und unverständlicher Worte zu bedecken suchten, so war Einfachheit und Klarheit, Bestimmtheit und Würde immer weit eher in den Schriften der grossen Wundärzte zu finden. Man vergleiche, wenn man mir nicht glauben will, die Schriften der gleichzeitigen Thomas Willis und Richard Wisemann, Phil. Hecquet und Pet. Dionis, Cornel. Bontekoe und Cornel. Solingen, Nikol. de Blegny und Henr. Franz le Dran, Max. Stoll und Joh. Leb. Schmucker, und man wird bald sehen, wer bestimmter, klarer, würdiger einfacher schreibt, der Arzt oder der Wundarzt? Und, welcher unter unsern lebenden medicinischen Schriftstellern hat Aug. Gottlieb Richter's Schreibart je erreicht, geschweige übertroffen!"

„Daher kommt es, dass die Chirurgie niemals zurück gegangen, und nachdem sie einige Fortschritte gethan, nicht wieder in die alte Barbarei versunken ist. Begreiflich war der Stillstand, den sie im Mittelalter erfuhr, aber seit jener Zeit ist sie nur durch den Druck, den sie von der Hoffart der Aerzte duldete, in ihren Fortschritten aufgehalten worden. Der Rangstreit der Künstler, die mit mechanischen Werkzeugen und derer, die mit officiellen Mitteln heilen, ist nicht bloss lächerlich: er ist empörend und der Kunst höchst nachtheilig. Ist es nicht thöricht, wenn Leute, die selbst keine classische Erziehung und feinere Bildung erhalten haben, sich desswegen, weil sie die gelehrten Schulen besuchten, über die Chirurgen erheben, die doch wahrlich oft desto mehr wahre Bilduug haben, je freier sie von dem scholastischen Dünkel sind? Hat nicht Alexandria, Paris, Kopenhagen, haben nicht mehrere Orte Deutschlands uns die verderblichen Folgen jenes armseligen Rangstreites und der ebenso armseligen Titelsucht der Aerzte deutlich genug vor Augen gelegt?"

„Wahrlich statt aller Schul-Philosophie, die der Medicin, jetzt wie immer, nichts als Verderben bringt, sollten die Aerzte nach der wahren Sokratischen Wahrheit streben, die die Grenzen des menschlichen Wissens nie überschreitet, die bescheiden und offen ihre Unkunde im Denken bekennt, welche die Beobachtung nicht erreichen kann, die überhaupt weniger auf Worte als auf Handlungen hält und von der man daher billig mit dem alten Hippokratiker sagt: „der Arzt, der dieser Philosophie zugethan ist, ist ein göttergleicher Mann." Aber der Leichtsinn und die Trägheit unserer Zeit, der Mangel classischer Erziehung und der Dünkel, von Unwissenheit aufgebläht, werden noch lange unsere Schüler von der Sokratischen Weisheit und von der einzig ächten Natur-Philosophie Baco's von Verulam und Newton's entfernen, während die Chirurgie unaufhaltsam ihrer Vervollkommnung entgegen eilt." —

„In der That muss jeder gebildete Künstler sich nicht bloss auf den engen Kreis der Kenntnisse seiner Mitwelt beschränken: zum Massstabe der Kunstregeln darf er nicht die Grübeleien der neuesten Schulen wählen; der höchste Standpunkt, aus dem er seine Kunst und ihre Regeln beurtheilt, ist der historische. Der ächte Künstler sieht ein, dass er nur dann seine Kunst mit neuen Regeln bereichern kann, wenn er weiss, was die Vorwelt wusste und wie sie handelte. Welcher Maler von Geist und Sinn für seine Kunst wird nicht die Geschichte derselben in den verschiedenen Schulen studiren? Und wie kann er hoffen, in seiner Kunst einige Vollkommenheit zu erlangen, wenn er nie die Werke des Raphael, Correggio, Claude Lorrain und Wouvermann studirt hat? Auf ähnliche Art

kann der Heilkünstler auch nur dann Fortschritte in seiner Kunst machen, wenn er sich auf den historischen erhebt und mit prüfendem Auge die Werke der Vorwelt studirt."

Nachdem wir oben gleichsam das Ideal eines medicinischen Historikers gezeichnet, zugleich die Principien und Aufgaben, welche Sprengel sich selber stellte, forschen wir, diesen Massstab an dessen historischen Werke legend, nach, wie er seine Aufgabe löste und legen wir hier zunächst den „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" zum Grunde, da wir unmöglich in eine detaillirte Kritik seiner zahlreichen historischen Schriften eingehen können. Dass Sprengel seine Zeit richtig verstanden hatte und eingesehen, wie vor allen Dingen eine vollständige Geschichte der Medicin noth thue, um überall den Aerzten Gelegenheit zu geben, sich ein Gesammtbild der Entwicklung ihrer Kunst zu verschaffen, müssen wir zunächst rühmend hervorheben. Nebenbei erkannte er die dringende Nothwendigkeit von Einzelforschungen und bewies dies durch eigne Initiative, indem er bis zum Ende seiner Thaten fortwährend die verschiedensten historischen Gebiete der Medicin monographisch bearbeitete. Nicht minder war es ihm selber klar, wie sein Werk auf Vollständigkeit und Vollkommenheit, da die wenigsten Theile der Geschichte der Medicin im Detail bearbeitet waren, keinen Anspruch machen könne. Desshalb nannte er es sehr bescheiden einen Versuch. Wenn er unter solchen Umständen es unternahm, in jenes Buch auch die, erst von Hensler gegründete historische Pathologie mitaufzunehmen, kann dies weder vom rein theoretischen noch praktischen Standpunkte aus gebilligt werden und musste nothwendig die Schwierigkeit des Gegenstandes erhöhen. Denn die historische Pathologie lag ja noch in den Kindeswindeln und die trefflichen Arbeiten eines Hecker des Sohnes u. s. w. fehlten.

Einem so grundgelehrten Manne, wie Sprengel, konnte es daher nicht an Feinden fehlen, welche die offen in's Auge fallenden Flecken des Werkes zum Gegenstande ihrer Angriffe machten. Wollten wir aber auch zugeben, alle dieselben wären zutreffend, so müssten wir doch auch unsere Bewunderung darüber aussprechen, dass das Buch nicht noch weit mehr Incorrectheiten, falsche Daten, unrichtige Urtheile u. s. w. bringt, als demselben vorgeworfen wurden. Hervorheben müssen wir, und das gereicht Sprengel sehr zu seiner Entschuldigung, dass, was ihm aufgemutzt wurde, meist erst nach seinem Tode geschah, nachdem die zunehmende Detailforschung Vieles in ein richtigeres Licht gesetzt hatte. Hätte Sprengel das Glück gehabt, wie Wunderlich an Thierfelder, (siehe dessen Recension von Wunderlich's Geschichte der Medicin in den Schmidt'schen Jahrbüchern Jahrg. 1858) einen Recensenten zu finden, so würde er die Kritik berücksichtigt und so die zweite und dritte Auflage correcter gemacht haben. Diese Gunst wurde ihm aber nicht zu Theil, und Rosenbaum, der das Zeug dazu hatte, eine, dem gegenwärtigen Stande der Forschung entsprechende kritische, Ausgabe von Sprengel zu veranstalten, hat leider nur den ersten Band vollendet, der um so schmerzlicher das Nichterscheinen der ganzen 4. Auflage bedauern lässt.

Daher muss man unbedingt einräumen, es findet sich Manches in dem Sprengel'schen Werke, das nicht der wahren Sachlage entspricht.

So ist es unrichtig, wenn er von dem Herophilus berichtet, dass derselbe dem Sophisten Kronos den Fuss eingerichtet habe, vielmehr war es die luxirte Schulter; ebenso fehlt er, wenn er Aretäus, der Eklektiker war, zu einem Pneumatiker stempelt, ist nicht berechtigt, dem „regimen sanitatis Salernitanum" das Epitheton „Knüttelverse" zu geben, irrt sich, wenn

er alle vor 1782 herrschenden katarrhalischen Epidemien für Keuchhusten erklärt; ebenso wahr ist die Anklage, dass manche Stellen von hoher Wichtigkeit mit grosser Oberflächlichkeit behandelt werden, dass er die mosaischen Sanitätsgesetze nur im Vorbeigehen berührt, der Beschneidung gar keiner Erwähnung thut. Nicht minder lückenhaft ist seine Schilderung der indischen Literatur, über welche uns die Neuzeit richtigere Ansichten gebracht hat. Ferner berichtet er falsch, wenn er dem Homer imputirt, man habe dem Eurypylus und Machaon nach erlittenen Verwundungen bloss pramnischen Wein mit Käse, Zwiebeln und Mehl gereicht, Homer sagt vielmehr, dass Patroklos die Wunde äusserlich behandelt habe. Ebenso falsch ist die Behauptung, die Priesterärzte hätten bei den alten Culturvölkern die Medicin zu einer unwürdigen Gaukelei, ja zu einem Systeme von feinen und groben Betrügereien degradirt. Der inzwischen aufgefundene Papyros Ebers weist unwiderleglich nach, dass dieses erst zur Zeit des Verfalls der Priestermedicin stattfand. Ueberdies war es nicht Humanität, sondern Politik, welche Alexander den Grossen veranlasste, alle Verbannten und Flüchtlinge zur Feier der olympischen Spiele einzuladen. Auch der Vorwurf ist richtig, S. habe die physiologischen Kenntnisse des Hippokrates höchst oberflächlich dargestellt. Die Link'schen Untersuchungen über die Schriften des Hippokrates gänzlich mit Stillschweigen übergangen zu haben, verdient Tadel.

Doch hier brechen wir ab. Wir könnten leicht, wenn wir das ganze Werk recensiren wollten, einige Bogen über irrige und falsche Angaben Sprengel's schreiben.

Gehen wir jetzt zu der zweiten, ihm gemachten Beschuldigung über. Dieselbe betrifft sein Urtheil. Man hat ihm seinen subjectiven und desshalb parteiischen Standpunkt vorgeworfen, darum die Richtigkeit seines Urtheils bemängelt, ja Choulant klagt ihn geradezu an, die Schriftsteller und medicinischen Systeme nur nach seiner, aber nicht nach ihrer Zeit beurtheilt zu haben.

Dieses Verdict in seiner Totalität ist falsch. Denn Sprengel bekannte sich überhaupt zu keiner Schule; bei seinen Urtheilen muss man aber unterscheiden zwischen solchen, welche sich auf die medicinische Kunst oder auf die medicinische Wissenschaft beziehen. In Bezug auf erstere stellte er sich auf streng hippokratischen Standpunkt, es ist der alte bekannte classische, welcher mit dem modern classischen sich fast vollständig deckt. Von diesem aus beurtheilte er die verschiedenen Systeme, es ist also durchaus kein subjectiver Standpunkt, sondern der objectivste, der überhaupt existirt, weil der historische. Bei seinen wissenschaftlichen Ansichten urtheilte er nach der damaligen Höhe der Wissenschaft; letztere ist aber fortwährend Metamorphosen unterworfen, heute wird das für wissenschaftlich ausgegeben, was morgen wieder schon für unwissenschaftlich gilt, daher wird die absolute Wahrheit in der Medicin, wenn letztere sich in stolzer Selbstüberhebung jetzt auch eine exacte nennt und sich dadurch ein Epitheton ornans aneignet, das allein der Mathematik zukommt, wohl niemals gefunden werden. Kann man da Sprengel es übel nehmen, wenn in solchen Fragen sein Urtheil nicht allemal für uns mehr richtig ist? Anders wäre es, wenn man ihm nachweisen könnte, dass es für seine Zeit unrichtig war. Diesen Versuch hat aber noch Niemand gemacht. Ein wissenschaftliches Urtheil kann und muss daher auf alle Fälle stets subjectiv sein, und es ist wunderbar, dass man ihm überhaupt so etwas hat vorwerfen können.

Doch man muss nicht darüber erstaunen! Die Wespen wählen sich ja gerade die besten Früchte. Wem ist dies unbekannt? Bei Beurtheilung Sprengel's kommt ferner die Frage in Betracht, ob sein Urtheil zu den von ihm vorgetragenen Thatsachen in einem Widerspruch steht. Diese Frage muss im Allgemeinen entschieden verneint werden.

Da viele thatsächliche Ereignisse von ihm nicht so dargestellt sind, wie sie der Wirklichkeit entsprechen, entweder, weil es ihm an Zeit fehlte, selbst zu den Quellen zurückzusteigen oder weil er sich auf le Clerc oder Friend verliess, zeigt sich hier sein Urtheil oft falsch und einseitig. Wir können nicht umhin dies zuzugeben. Ich will z. B. nur an seine Schilderung von Theophrastus von Hohenheim und Harvey erinnern. Maimonides wird gar nicht von Sprengel in seinem Geschichtswerke erwähnt. — Es ist falsch, ungerecht, ihm Parteilichkeit vorzuwerfen; parteiisch ist einer nur dann, wenn einer, wider seiner besseren Ueberzeugung, etwas über die Massen hervorhebt oder verkleinert. Davon findet sich nirgends etwas bei Sprengel. Er ist Kosmopolit. Nirgends in seinem Werke stellt er irgendwie die deutschen Arbeiten höher oder sucht sie höher zu stellen als die Leistungen der Franzosen, der Engländer oder anderer Culturvölker. In gleichem Masse vertheilt er mit der grössten Gerechtigkeit und Unparteilichkeit Licht und Schatten.

Kann man aber von einem Werke, welches zum ersten Male die ganze Geschichte der Medicin pragmatisch darstellt, verlangen, dass alle seine Theile nach den Quellen hätten bearbeitet werden sollen? Dann hätte Sprengel ein Methusalemsalter erreichen müssen!

Sprengel der Geschichtsforscher und Sprengel der Geschichtschreiber stehen stets in Harmonie miteinander. Es ist genug, wenn wir dies bewiesen haben.

Der dritte Hauptvorwurf ist ihm von Daremberg gemacht worden. Schon in der Kritik über dessen Geschichtswerk in den „Schmidt'schen Jahrbüchern“ haben wir uns dahin ausgesprochen, dass Daremberg wohl die Fähigkeit und die philologischen Kenntnisse besass, einen älteren griechischen oder lateinischen Autor herauszugeben, dass ihm aber jegliche philosophische Bildung — ein unumgängliches Desiderat für jeden medicinischen Geschichtschreiber — abging, eine allgemeine medicinische Geschichte zu verfassen. Von diesem Gesichtspunkte aus zerfällt seine Anklage gegen Sprengel, dem er vorwirft, die Classification seines Werkes nach den Geschichtsperioden vorgenommen zu haben, in nichts. Die Pragmatik beherrschte damals die ganze geschichtliche Auffassung. Bildet aber die politische Geschichte nicht überhaupt einen der wichtigsten Theile der Culturgeschichte? Wer wollte das läugnen? Wer kann es daher Sprengel übel nehmen, wenn er, da die Culturgeschichte damals noch in den Windeln lag, die geschichtlichen Perioden der Medicin an die politischen anzureihen sich bemühte? Das war auf jeden Fall viel gescheiter und philosophischer, als wenn er, wie Daremberg verlangt, die Classification bloss innerhalb seiner Wissenschaft gesucht hätte. Daremberg hatte von einer culturgeschichtlichen Auffassung der Medicin noch gar keine Ahnung. Sein Postulat beweist dies deutlich. Die Geschichte jeder Wissenschaft kann bloss allein aus ihrer eigenen Geschichte nur sehr unvollständig erforscht und beschrieben werden. Darin besteht der grosse Fortschritt des 19. Jahrhunderts, dass man allseitig erkannt hat, wie nur eine culturhistorische Bearbeitung uns in den wahren Entwicklungsgang einer Wissenschaft eindringen lässt. Der Vorwurf Daremberg's verwandelt sich daher geradezu in ein Lob für Sprengel. Wenn ferner Daremberg sich heraus-

nimmt, Sprengel „le guide incontestablement le plus mauvais, le plus infidèle“ zu nennen, so halten wir es für ganz unnöthig, für eine solche Anschuldigung eine Apologie Sprengel's zu bringen. Sicherlich hat Daremberg nicht das schöne arabische Sprüchwort gekannt, dass man in eine Quelle, aus der man getrunken, keinen Stein werfen solle. Vorurtheilsfreie, nicht vom Chauvinismus angehauchte, Franzosen urtheilten und urtheilen über S. ganz anders. Noch kürzlich schrieb mir Dr. Dureau, der gelehrte Bibliothekar der „Akademie der Medicin“: „En résumé nous n'avons rien de mieux, jusqu' à present que l'histoire de la médecine de Sprengel“.

Der vierte Hauptvorwurf widerfuhr ihm bald nach seinem Ableben, es war gleichsam die Zeit selbst, welche ihm denselben machte. Und wie die Zeit ihm diese Anklage stellte, so hat dieselbe Zeit später letztere auch hinweggenommen. Als nämlich Hegel's Philosophie sich zu Anfang der 30 — 40ger Jahre in Deutschland die Hegemonie errungen hatte, und dessen „Philosophie der Geschichte“ auf alle einzelnen Disciplinen ihre Schlagschatten und Streiflichter warf, da musste Sprengel dem nicht ausweichbaren Vorwurfe verfallen, er habe die Geschichte der Medicin nicht philosophisch aufgefasst, die philosophischen Entwicklungsgänge seiner Disciplin nicht nachgewiesen und sei desshalb weit vom Ziele zurückgeblieben. Nachdem die pragmatische Richtung aufgehört hatte, Mode zu sein, erwartete man daher alles Heil von einer Philosophie der Geschichte. Wenn es uns auch wirklich gelänge, die äusseren Ursachen zu ergründen und nachzuweisen, wie dieselben auf eine einzelne Disciplin einwirkten, und dies behauptet die Philosophie zu leisten, ohne ihr Versprechen zu halten, die wahren inneren Ursachen können wir zuweilen wohl ahnen, aber nicht mathematisch sicher stellen. Wer will, um auf dem moralischen Gebiete stehen zu bleiben, nachweisen, dass, wenn ein Mensch eine gute Handlung thut, diese der Ausfluss des Pflichtgefühls bei ihm war, oder ob nicht ganz gemeine Motive Eitelkeit, Egoismus, Dickthuerei u. s. w. ihn leiteten. Lernt der Arzt nicht oft Menschen kennen, welche die Mitwelt als edle Naturen, als wahre Mustermenschen verehrt, und die im Grunde geheime Sünder, ja Verbrecher sind? Was von der Natur gilt: in's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist, das gilt auch überhaupt von der Philosophie der Geschichte ihrer einzelnen Disciplinen.

Seitdem ist man nüchterner geworden. Die culturhistorische Auffassung hat bessere Einsichten verbreitet. Eine auf rein philosophischem Wege construirte Geschichte ist eben keine Geschichte mehr, sondern höchstens Dichtung und Wahrheit. Es ist wohl möglich, einzelne Gesetze in der Geschichte der Wissenschaften, wie in der der Medicin insbesondere aufzufinden und für alle Perioden derselben nachzuweisen, ein historisches Gesetz des ganzen Entwicklungsganges aber festzustellen, gehört in das Reich der Chimären. Hier hört das Gebiet der Geschichte auf, und es beginnt das Reich der Dichtkunst. Also auch dieser, Sprengel gemachte Vorwurf verwandelt sich abermals für ihn in ein Lob, und Thierfelder, obgleich er im Banne seiner Zeit stehend, sich der philosophischen Richtung nicht entziehen konnte, urtheilte demnach sehr gerecht, als er den Ausspruch that (Janus, Bd. III, 2. H., S. 360): „Das Sprengel'sche Werk gibt keine lebendige Anschauung von dem Entwicklungsgang der Medicin, es führt uns mehr durch das äussere Gebiet der Geschichte, ohne uns den Blick in ihre innere Werkstätte aufzuschliessen, die Idee oder das Gesetz zu offenbaren, welche den geschicht-

lichen Process leitet und beherrscht. Das Hauptverdienst dieses Werkes besteht nicht sowohl in der Durchführung einer bestimmten principiellen Grundansicht durch die einzelnen Perioden als vielmehr in der Darstellung der geschichtlichen Thatsachen."

Pragmatisch war damals in der Geschichte das Schlagwort, mit dem man in die eleusinischen Geheimnisse der Historie eindringen zu können glaubte. So wurde Sprengel, als Kind seiner Zeit, der Pragmatiker seiner Zeit und unterliess es nicht, dies Epitheton dem Titel seines Hauptwerkes hinzuzufügen.

Sprengel hat keine Geschichte gesprochen, Geschichte gehandelt, Geschichte gelebt, was Makaulay von Fox und Makintosch aussagt; er führte beinahe das Leben eines Eremiten. Eine gewisse Einseitigkeit wird seiner Methode daher stets ankleben, weil er nicht hinreichend Praktiker war. Wo er sich auf dem Gebiete des reinen Gedankens bewegt, da ist sein Urtheil treffend, sicher und unparteiisch, wo er sich aber auf das Feld der praktischen Erfahrung begibt, wo er das Terrain der Kunst betritt, da ist er stets der strenge Richter eines wissenschaftlichen Areopags, aber es fehlt ihm die Sicherheit und Besonnenheit im Urtheile, die Ruhe in der Motivirung, die Objectivität in der Auffassung und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass manchmal mehr das Gemüth, die Phantasie, der Instinct und die Sympathie ihn leiten und zum Censor machen als der kalte Verstand und die ruhig, nach allen Seiten hin abwägende, objectiver urtheilende Vernunft.

Wie sich Sprengel's Pragmatik aber von der landläufigen damaligen, namentlich der politischen Historiographen, unterscheidet, geht am besten aus seinen von uns angeführten, hierüber geäusserten Ansichten hervor. Sprengel leistete weit mehr als ein blosser Pragmatiker. Er ist nur halb pragmatisch, in vielen Punkten philosophisch, ja sogar culturhistorisch, wenn auch unbewusst, gewissermassen instinctiv. In allen seinen übrigen Schriften verläugnet er nicht seine charakteristischen Eigenschaften.

Als ganzer Mensch zeigt er sich nur in seinem grossen Werke. Hier holt er gleichsam nach, was er am Krankenbette versäumt, auch hätte erreichen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, lieber mit Büchern als mit Patienten zu verkehren. Zeigt er seine Gelehrsamkeit, seine Wissenschaftlichkeit in den Stellen, wo er als ein reiner Geschichtsforscher auftritt, bisher Unerforschtes an's Licht fördert, so glänzt er durch seine angeborene Künstlernatur, wo er als Geschichtschreiber sich ergeht, in seinem Stile, in seiner Meisterschaft, das oft ungeschlachte Material zu bewältigen und in einer angenehmen und anziehenden Form uns vor Augen zu führen.

Sprengel's historische Schilderungen sind nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, sondern durchdrungen von der angeborenen Farbe der Entschliessung, setzen wir hinzu, der Freimüthigkeit, des Muths, der Offenheit und Wahrheitsliebe. Dies ist um so mehr zu bewundern wegen des akademischen Einflusses und des Zopfthums, dem er in seiner Stellung ausgesetzt war. Er ist nicht zahm in seinen historischen Urtheilen; Viele würden ihn heute unparlamentarisch schelten. Sprengel ist einer der wenigen neueren Historiker, der wie Schlözer und Schlosser Alles zu sagen wagte, was er dachte. Selbst in dem, was er verschwieg, sprach er noch deutlicher als die, welche die Sprache dazu benutzen, ihre Gedanken zu verbergen.

Im Einzelnen kann man vieles an ihm tadeln. Fasst man ihn im Ganzen auf — und anders soll er nicht aufgefasst werden —, so erscheint er nicht bloss bewunderungswürdig, sondern als ein gottbegnadigter Prophet, dessen Stimme und Urtheil für die Epigonen stets ein Orakel sein wird.

Daher zeigen seine Schilderungen in ihren äusserlichen Tinten eben diese Harmonie, welche zwischen Sprengel als Historiker und Menschen existirte, diese Uebereinstimmung seines Denkens und seines Handelns, was den Leser so mächtig packt und wollend, nicht wollend ihn mit fortreisst.

Auch das muss noch von ihm hervorgehoben werden, wie er, wenn freilich unter dem Zeitgeiste seines Jahrhunderts stehend, doch spontan zum Geschichtschreiber, gerade wie Herodot, Thucydides, Xenophon und Caesar sich heranbildete. Der damaligen historischen Schule stand er ganz fern. Seine Geschichtschreibung entsprosste frisch und frei dem Leben oder vielmehr seinem Leben, das sich nicht auf die kurze Spanne seiner Zeit bezog, sondern auf den ganzen weiten Zeitraum der Geschichte und seine Hauptnahrung aus dem ewig jungen Alterthume zog.

Hieraus erklärt sich eben die wunderbare Frische seiner Darstellung. Ihr merkt man keinen Bücherstaub und Citatengelehrsamkeit an, die Kunst langweilig zu sein, die so manches historische Buch als Somniferum wirken lässt, ist ihm unbekannt, seine Lectüre wirkt so erfrischend, als wenn wir im Mai in einen Hain treten, welcher eben seinen Blätterschmuck angelegt hat und in dem das reine uns entgegenströmende Ozon uns neuen Lebensmuth einhaucht.

Wie trocken und öde erscheinen, mit ihm verglichen, die Geschichtswerke, die im Style und der Manier der Schule geschrieben sind! Bei Sprengel wird Einem so recht klar, dass die Schule sich nur auf die Methode beziehen sollte. Wenn sie dies thut, so leistet sie viel und macht ein historisches Werk correcter. Will sie aber auch den Geist beherrschen und demselben ihre Signatur geben, so bringt sie statt Meister nur Schüler hervor. Um die Frische und das Leben ist es geschehen.

Statt eines originellen Kunstwerkes entsteht eine, wenn auch technisch vollendete, Copie.

Von allen medicinischen Historikern aller Völker und Zeiten erreichte keiner die Vielseitigkeit Sprengel's. Haller, so grosse Gelehrsamkeit er in seinen „Bibliotheken" zur Schau trug, blieb auf dem Standpunkte eines blossen Sammlers und Literarhistorikers stehen.

Sprengel versuchte sich mit dem grössten Erfolge in jedem einzelnen Zweige der Historiographie.

Er war gleich tüchtig als Bibliograph, Literarhistoriker, Monographist, Geschichtsforscher und Geschichtschreiber. Die landläufige Pragmatik aber überragte er himmelhoch. Sprengel war als Historiker nur sich selbst gleich.

Dies bewies er am meisten, indem er nicht den Versuch machte eine Geschichte der Arzneiwissenschaft oder der Arzneikunst zu schreiben, sondern der Arzneikunde.

„Eine Menge von Thatsachen, auf welchen die medicinischen Kenntnisse beruhen, müssen wir", sagt er, „auf das Zeugniss Anderer annehmen; sie haben bloss historische Wahrheit und machen die „medicinische Kunde" aus."

Ohne dass er sich dessen bewusst war, hatte er mit Goethe dieselbe Ansicht, die Geschichte der Wissenschaft sei die Wissenschaft selbst.

Denn die Arzneikunde ist ihm die geschichtliche Entwicklung seiner Wissenschaft und Kunst.

Noch für viele Jahrhunderte, wenigstens so lange keine medicinische Geschichte der Hauptculturvölker existirt, wird sein herrliches Werk, wie bisher, das Fundament bilden, auf der alle übrigen Lehrbücher der Geschichte der Medicin gebaut sind und aufgebauet werden.

Sollte es aber einmal von einem späteren noch besseren Geschichtswerke übertroffen werden, so wird es nichtsdestoweniger für sich einen Ruhm aere perennius in Anspruch nehmen als das erhabenste und künstlerisch vollendete Geistesproduct eines Mannes, der gleich gross durch den Adel seines Herzens, wie seines Geistes war und bei seiner stupenden Gelehrsamkeit bis zum Tode sich das Herz eines Kindes, das Gerechtigkeitsgefühl eines Aristides, die Vaterlandsliebe eines Arminius und die Zufriedenheit und Genügsamkeit eines Cincinnatus bewahrte und sein einziges Glück nur in rastloser und bis zum letzten Herzschlage ununterbrochener und unermüdlicher Arbeit des Geistes suchte.

Kritik.

Nachdem Lessing die Kritik zum Range einer Wissenschaft erhoben hatte, mussten alle übrigen Disciplinen die Rückwirkung davon verspüren. Dazu war durch Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in der Philosophie eine gänzliche und gewaltige Umwälzung hervorgerufen. Wegen des innigen Zusammenhangs, den jene mit der Medicin seit Alters gehabt, musste die Medicin mit ihren Hülfswissenschaften mehr denn jede andere Disciplin diese Wirkung empfinden. Wenn von Peter Frank ausgesagt wurde, Kant hätte einen unmittelbaren Einfluss auf seine ganze Richtung ausgeübt, so ist es uns nicht möglich gewesen, in seinen Schriften denselben direct nachzuweisen. Anders ist es mit Sprengel. Sprengel stand unmittelbar unter der Einwirkung Kant's; aus vielen Stellen seiner Schriften geht dies hervor. Doch war er selbst viel zu kritisch, als dass er sich zum unbedingten Anhänger der Kant'schen Philosophie hätte zählen sollen. Man kann es unentschieden lassen, ob Sprengel als Historiker oder als Kritiker auf seine Zeitgenossen einen grösseren Einfluss entfaltet habe. Jedenfalls lässt sich nachweisen, dass beide Wirkungsweisen der Zeit nach stets parallel nebeneinander verliefen und sich gleichsam gegenseitig bedungen. Seine gründlichen medicinischen Geschichtstudien schufen ihn zum Kritiker, indem sie ihm den vergleichenden Massstab, ohne den kein Kritiker gedacht werden kann, in die Hand gaben und ihn mit dem Besten und Unvergänglichen der medicinischen Literatur aller Zeiten und aller Völker bekannt machten, umgekehrt wirkten seine kritischen Studien wieder auf seine historischen Untersuchungen zurück, sie befähigten ihn, in dem Wust von Thatsachen und Daten, in dem Chaos des Materials die leitenden Ideen zu finden und es durch den Geist der Kritik zu einem harmonischen Ganzen zusammenzufügen. Was die Intensität seines kritischen Wirkens anbetrifft, darüber besteht kein Zweifel, entwickelte keiner von allen Classikern eine so ausgedehnte und vieljährige Thätigkeit. Dazu muss es geradezu Bewunderung erregen, dass er sich nicht auf bestimmte Disciplinen in der Medicin beschränkte, sondern das ganze Gebiet, selbst die ihm fern liegende Anatomie und Physiologie

umfasste. Nachdem das von ihm selbst redigirte Organ eingegangen war, entfaltete er an den drei ersten kritischen Blättern Deutschlands, der Halleschen, Jenaer und Leipziger Literaturzeitung eine ebenso grosse als segensreiche Wirksamkeit. Das schönste Denkmal seines „kritischen Geistes" ist und bleibt aber „seine kritische Uebersicht des Zustandes der Arzneikunde in dem letzten Jahrzehend."

Sprengel's Kritik zeichnet sich vorzüglich durch ihre nicht bloss rein negative Tendenz aus. Wo er tadelt, wo er angreift, unterlässt er es nie, seine Ansichten mit Gründen zu belegen, aber ebenso oft huldigt er der positiven Kritik, er reisst nicht nur nieder, sondern setzt entweder Neues oder Besseres an dessen Stelle oder macht Vorschläge hierzu.

Seine kritischen Leistungen behalten desshalb einen unvergleichlichen Werth, weil sie sich, was heutzutage von dem Einzelnen ja gar nicht mehr ausgeführt werden kann, über das ganze grosse Gesammtgebiet der Medicin und ihrer Hülfswissenschaften erstrecken und daher alle wie aus einem Gusse erscheinen. Wenn man Vergleiche anstellt mit den heutigen, ähnliche Tendenzen verfolgenden, Werken, so neigt sich die Wage sehr zum Vortheile Sprengel's. Jenes Werk gibt auf ca. 35 Bogen eine kritische Uebersicht über die Entwicklung aller medicinischen Disciplinen unter allen Culturvölkern und zugleich, nebst vollständiger Titelangabe, über sämmtliche, während dieses Zeitraums erschienene, Bücher eine kurze Kritik. Heutzutage reichen Dutzende von Folianten für ein Jahr dazu nicht hin, und viele Dutzende von Mitarbeitern sind nöthig, um das Material zu bewältigen. Dadurch ist denn eine solche wissenschaftliche Buntscheckigkeit und breite Weitschweifigkeit bedingt, dass dem Leser, der es unternimmt, an solche Bücher sich nur zu wagen, nach kurzer Zeit so zu Muthe wird, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum. Ihren eigentlichen Zweck, die wahren Fortschritte und den Entwicklungsgang der Medicin darzustellen, verfehlen sie hiemit. Denn die meisten Referate charakterisiren sich dadurch, dass sie nicht den Kern, das Wesentliche des Buches, sondern eine Carricatur geben. Diejenigen Autoren aber, welche kurz sein wollen, geben bloss die Titel der Bücher. Den im allgemeinen gesunkenen und niedrigen Zustand der heutigen medicinischen Kritik illustrirt daher nichts mehr als diese grossen Sammelwerke, welche im Grunde nur einen bibliographischen Nutzen haben, über den eigentlichen Entwicklungsgang der Medicin den Leser aber vollständig im Unklaren halten.

Man vergleiche mit ihnen Sprengel's unsterbliches Werk; gibt er über epochemachende Schriften ein Referat, so unterlässt er nie zugleich seine eigene Ansicht zu geben. Gewöhnlich begnügt er sich aber mit einem synthetischen Urtheil. Bei der Masse des Materials erhält so der Leser nicht nur einen Ueberblick, sondern ist auch im Stande sich selbst eine Meinung zu bilden.

Selbstredend ist Sprengel's Urtheil nicht immer richtig. Aber welcher Kritiker ist unfehlbar? wollend, nicht wollend machen sich die persönlichen Neigungen, angeborne und erworbene Sympathien geltend, die sich bei Keinem, der in der Gegenwart und mit der Gegenwart lebt, ganz zurückdrängen lassen. Irrt daher S. zuweilen, sagt er z. B. von dem klassischen Werke der Anatomie von Hildebrandt, welches in den dreissiger Jahren von dem berühmten Leipziger Anatomen Weber neu aufgelegt wurde, „dass nicht bloss Mangel an Ordnung, sondern auch Flachheit der Untersuchungen, Weitschweifigkeit in der Diction, ja eine Menge von Unrichtigkeiten diesem Werke nur einen sehr geringen Werth geben", so hat die Geschichte, welche auch in der Medicin das Weltgericht ist, dies Urtheil geradezu cassirt.

Dagegen wird Jeder einzuräumen, dass Sprengel stets von dem Bestreben

beseelt ist, ein, seiner Ueberzeugung nach, richtiges Urtheil abzugeben, dass es ihm stets um die Wahrheit zu thun und diese allein die Ariadne ist, welche auf seinen schwierigen und verschlungenen Wegen ihn führt. Anerkennung verdient der grosse Freimuth und die Offenheit, welche sich in allen seinen Kritiken abspiegelt.

Er nimmt keine Rücksicht auf Stand und Amt und er macht keinen Unterschied, ob es ein Geheimrath oder Professor an einer Universität ist, welcher ein oberflächliches und schlechtes Buch geschrieben oder ein junger Adept, welcher soeben den Tempel der Wissenschaft betreten hat. In dieser Beziehung merkt man den unmittelbaren Einfluss Lessing's; denn desselben Tons, den dieser den Lange, Klotz und Goeze gegenüber angeschlagen, desselben bedient sich Sprengel gegen die gelehrten Thebaner seiner Zeit.

Hierin sticht er denn nun auch gegen jetzt höchst vortheilhaft ab. Denn im Allgemeinen bestimmt heute das Amt und die Stellung, die ein Autor einnimmt, den Werth eines Buches, und der Geschmack des Publicums ist so degenerirt und corrumpirt, dass dasselbe, wie ein Verleger mir schon vor Jahren versicherte, nur mehr Bücher kaufe, wenn sie von einem Professor geschrieben, mögen sie auch noch so schlecht sein, dagegen wären die von bloss praktischen Aerzten verfassten Schriften, sie könnten auch noch so vortrefflich sein, in den Bann gethan und bereiteten dem Buchhändler als „Krebse" und „Makulatur" nur Verluste und Kummer.

Wer daher weiter nichts kennt als die heutigen in Glacéhandschuhen geschriebenen Kritiken, der wird an Sprengel ebenso wenig Geschmack finden als an Lessing, ja viele werden über den unverständigen und ungebildeten Ton klagen. Freilich in den Zeiten des Byzantinerthums erscheint das als Rusticität, was dem natürlichen Menschen, der noch angeborenes Gefühl für das καλὸν κἀγαθὸν besitzt, die wahre Urbanität ist!

Aber nicht bloss auf Bücher und literarische Erscheinungen erstreckte sich die Kritik Sprengel's, sondern dieselbe galt ebenso sehr den medicinischen Schulen, Secten, Moden und Zeitbestrebungen. Er macht Front gegen Alles, was ihm im Widerspruch zu stehen scheint mit der hippokratischen Medicin und der auf Induction beruhenden Erfahrung. Er huldigte nicht dem banalen Axiom, die Kritik müsse stets bloss sachlich sein; sehr gut erkannte er, dass, wenn, wie es in vielen Fällen der Fall, Buch und Autor so eins wie Seele und Körper, Lob und Tadel stets den Schriftsteller mit treffen würde und sich nicht isolirt vertheilen lasse.

Gleichweit entfernt von den Polen des Materialismus wie Transcendentalismus, sucht er mit Recht die Pfahlwurzel seiner Kritik in dem rationellen Skepticismus.

Was er wollte, was das Endziel seines Strebens, das geht am besten aus seinen eigenen Worten hervor. „Ich fühle es wohl", sagt er, „dass es ein gewagtes Unternehmen ist, meine freien Urtheile über die Werke und Meinungen meiner Zeitverwandten bekannt zu machen, ich sehe es voraus, dass Mancher mir die Competenz abstreiten, ein Anderer Nebenabsichten vermuthen wird. Um mich gegen diese Vorwürfe zu schützen, darf ich nur bitten nachzusehen, wie ich von den Werken der berühmtesten Aerzte und Naturforscher unserer Zeit geurtheilt und wie ich überall nur von dem Werke, selten von der Person gesprochen habe."

„Aber es gibt Fälle, wo man bei Beurtheilung eines Werkes nothwendig dem Verfasser etwas Unangenehmes sagen muss. Dieser Fall tritt alsdann ein, wenn der Verfasser ein feiner oder grober Scharlatan, ein Dieb fremder Arbeiten, ein Wiederholer alter und längst bekannter Wahrheiten, ein Architekt luftiger philosophischer Gebäude ist, deren ganzen Werth man als die zehnte Dignität von Nichts

betrachten kann. „Warum, sagt Haller," soll man solche Autoren nicht falsche Münzer im Reiche der Wahrheit nennen, die dem schlechten Blei den Stempel aufdrücken, welcher auf Silber einen kostbaren Werth anzeigt"? Aber ich hoffe; und nicht allein dies, sondern ich bin fest überzeugt, dass ich auch bei strengem Tadel nie die Grenzen des Anstandes und der Bescheidenheit überschritten habe."

„Vielleicht könnte man meine Vorliebe für das classische Alterthum als Vorwand gebrauchen, um mir die Competenz des Urtheils über die jetzige Zeit abzusprechen. Allein auch dann würde man sehr Unrecht thun und ich darf auch hier nur das Werk selbst reden lassen, mit welcher Wärme ich von den Kuhpocken, von den neuesten Entdeckungen in der Lehre vom Galvanismus und von einigen der jüngsten Modificationen der Erregungstheorie gesprochen habe. Es zeigt Schwäche des Geistes an, mit dem Strome zu schwimmen, aber Halsstarrigkeit, sich jedem Neuerer zu widersetzen. In der That halte ich es für ein sehr schädliches Vorurtheil, wenn man die Hochachtung für die Alten so weit treibt, dass man daran verzweifelt, ihnen je gleich zu kommen. Die unsterblichen Väter unserer Kunst würden selbst staunen, wenn sie unsere jetzigen Fortschritte in der Bearbeitung des Materials der Medicin beobachten sollten."

„Ich muss mich ferner über einen Umstand erklären, der sehr leicht zu Missverständnissen Anlass geben kann, nämlich über die deutlichen Spuren meines entschiedenen Widerwillens gegen allen Dogmatismus, insofern nämlich der letztere sich auf Dinge bezieht, die jenseits der Schranken unseres sinnlichen Erkenntnissvermögens liegen. Es ist zwar sehr nachtheilig, wenn man an jeder Vervollkommnung der menschlichen Einsichten geradezu verzweifelt, wenn man glaubt, dass der Erfolg aller Bestrebungen im Reiche der Wahrheit nur darin bestehe, dass wir von der gemeinen Unwissenheit zu der gelehrten übergehen. Dann wird die Gemächlichkeit, wie ein neuer Kineas jedem gelehrten Pyrrhus zurufen: „Warum willst du die gewissen Vergnügungen der Ruhe verläugnen und mit einer chimärischen Ritterschaft die Rechte der Wahrheit fruchtlos vertheidigen? Wenn du alles gethan hast, so bist du wieder, wie jetzt, bei der Unwissenheit".

„Aber der muthige Eroberer im Reiche der Wahrheit wird sich durch diese Eingebungen seiner Gemächlichkeit so wenig abschrecken lassen, dass er sich vielmehr noch dadurch stärker bewogen fühlen wird, weiter zu streben".

„Pyrrhus", sagt Plutarch, hatte zwar Empfänglichkeit für die Reize eines bequemen und müssigen Lebens, aber er konnte doch die Hoffnung dessen, was er so sehnlich verlangte, nicht ablegen. Wenn man also gleich überzeugt ist, dass man die Wahrheit noch nicht ergriffen hat, so wird eben der durch die Skepsis begründete Mangel an Dogmatismus dem Bestreben nach Wahrheit als ein mächtiger Antrieb dienen; man wird, wenn man auch nicht das Ziel erreichen sollte, dennoch in der Bestrebung selbst und in der dadurch bewirkten Ausbildung des Geistes seine Belohnung finden."

„Die wahre Skepsis fordert Gelehrsamkeit, denn man muss alle Systeme und alle Gründe derselben kennen, um die Isosthenie oder die gleichmässige Stärke des letzteren einzusehen und eben darin den Hauptgrund zu der gleichmässigen Verwerfung aller dieser Lehrgebäude zu finden. Die wahre Skepsis fordert und bewirkt Bescheidenheit und Bildung; mit den gegenwärtigen Grenzen des menschlichen Erkenntnissvermögens bekannt, sieht sie wohl ein, dass Irrthümer ewig das Loos der Menschheit sein werden; aber sie wagt es nicht, eine für alle Zeiten gültige Ausmessung der Fähigkeiten des menschlichen Verstandes zu liefern; sie erhält daher die reine und unbefangene Empfänglichkeit für neue Wahrheiten. Darum nannten die Alten mit Recht die skeptische Schule die forschende (zetetische), weil die würdigste Naturforschung am Skepticismus eine vortreffliche Stütze findet".

„Mich dünkt, es ist Zeit, auf den Werth dieses Skepticismus aufmerksam zu machen, da der Idealismus und Materialismus jetzt mehr als jemals ihr Haupt erheben und mit einer Keckheit über das Erkennbare und Nicht-Erkennbare absprechen, als ob nie etwas Aehnliches gesagt worden, als ob nie ähnliche Behauptungen widerlegt worden wären. Den Sophisten des alten Griechenlands, die Xenophon sehr treffend die Grübler über transcendentale Dinge nennt, sind unsere jüngsten Iatrosophen darin gleich, dass sie durch die Blendwerke der subtilsten Dialektik unerfahrene Jünglinge zu bethören suchen, dass sie demjenigen allen gesunden Menschenverstand absprechen, der nicht zur Fahne ihrer Philosophie schwört. Aber weit bleiben sie hinter den griechischen Sophisten zurück, wenn man weiss, wie gross der Umfang von reellen Kenntnissen und wie schön und richtig die Sprache der letzteren war. Doch es geht alles vorüber: die weisere Nachwelt wird nur

über die Apathie erstaunen, womit das jetzige Zeitalter den Schein für Wahrheit nahm."

Als Probe seiner kritischen Wirksamkeit heben wir Folgendes hervor.

„Die Geschichte des letzten Jahrzehends ist die Geschichte eines Jahrtausends. Kein Zeitraum von einem ähnlichen Umfange brachte in der Regierungsform und den Verhältnissen der Staaten, wie in dem Gebiete der Wissenschaften so folgenreiche und denkwürdige Begebenheiten hervor."

„Eine grosse Nation, die sich für die gebildeteste des Erdbodens hielt, schaffte mit schrecklichem Ungestüm ihre bisherige Regierungsform, die über ein Jahrtausend bestanden hatte, ab. Mit Fanatismus rottete sie alles aus, was an die alte Form der Dinge erinnern konnte: die Religion ihrer Väter verläugnete sie vor dem erstaunenden Europa: bis auf Mass und Gewicht und Zeitrechnung musste alles von einer Umschaffung der Verfassung zeugen, die der Triumph der menschlichen Vernunft genannt wurden."

„Unter den mannigfaltigen Versuchen neuer Regierungsformen, die diese Nation in dem letzten Jahrzehend angestellt hat, war der erste aus bloss philosophischen Begriffen hervorgegangen; den folgenden schienen böse Dämonen in dem Orte ihrer Verdammung entworfen zu haben: der dritte war die Frucht des Ehrgeizes und der Herrschsucht schwacher und niedriger Geschöpfe: der letzte Versuch scheint, von einem der grössten Menschen geleitet, am ehesten wieder den beleidigten Genius der Menschheit versöhnen, und Ordnung, Ruhe und Frieden wieder herstellen zu können."

„Zur Warnung, nicht zur Nachahmung stand dies furchtbare Beispiel da. Indessen wurden mehrere Nationen zu ähnlichen Versuchen verleitet, sie sprachen bloss die Formeln nach, die ihnen die Eroberer vorsagten. Thoren, wenn sie glaubten, dass diese Formeln etwas mehr als leeren Schall enthielten. Unterdrückung, Zerrüttung, namenloses Elend folgten auf den flüchtigen Schimmer von Hoffnung besserer Zeiten, den jene blendenden Formeln verbreitet hatten. — Diese Neigung zn neuen Ansichten der Dinge, dieses Bedürfniss einer allgemeinen Reform fühlte man während dieses Zeitraums in den Gebieten der Wissenschaften ebenso sehr als in den Verfassungen der Staaten. Auch hielt man noch hin und wieder jede Neuerung im Reiche der Gelehrsamkeit für ebenso nachtheilig als die politischen Revolutionen. Aber, sagt Baco von Verulam, es ist ein grosser Unterschied der bürbürlichen Angelegenheiten und der Verhältnisse der Wissenschaften. Es ist nicht die gleiche Gefahr bei neuem Lichte, als bei neuen Bewegungen im Staate. Jede Staatsveränderung, wenn sie auch eine wahre Verbesserung herbeiführt, wird wegen der damit verbundenen Unruhen verdächtig. Denn in politischen Angelegenheiten gelten keine Beweise, sondern Ansehen, Beifall, Ruhm und öffentliche Meinung. Aber im Gebiete der Wissenschaften und Künste müssen, wie beim Bergwesen, immer neue Gänge eröffnet werden, immer neue Processe."

„Man sah die Mängel der Erziehung und des gelehrten Unterrichts besser ein als jemals. Vor dreissig Jahren (1770) fing man in Deutschland zuerst eine Reform des Schul- und Erziehungswesens an. Die ersten Stifter dieser Reform, Männer von der feurigsten Phantasie, suchten, nicht immer in der reinsten Absicht Rousseau's Vorschläge und ihre eigenen idealistischen Entwürfe zur Wirklichkeit zu bringen, und die philanthropinische Pädagogik war bis vor zehn Jahren ein Fach, darin sich jeder unerfahrene, brausende Jüngling hervorzuthun suchte".

„Dieser Geist des Zeitalters hat sich geändert; aber die Folgen dieser philanthropinischen Reform des Schul- und Erziehungswesens dauern noch fort".

„Man muss gestehen, dass der ältere Schul-Unterricht oft eine zu einseitige Bildung der Geistes-Kräfte hervorbrachte, dass die ältere Erziehung das Wohl des Körpers zu sehr vernachlässigte, dass besonders ehedem die niederen Volksclassen weniger Theil an dem Schul-Unterricht und der besseren Erziehung nahmen. Es sind daher die heilsamen Folgen der neuen Methode des Unterrichts nicht zu verkennen: Eine mehr gleichförmige Ausbildung des Menschen, nach seinen physischen, intellectuellen und moralischen Verhältnissen, lebhaftere Theilnahme der Fürsten und Regierungen an der öffentlichen Erziehung; mehrere Verbreitung des besseren Unterrichts auch auf die niederen Stände, das sind die grossen Vortheile, welche durch die neueren Reformen bewirkt worden sind".

„Aber welcher unbefangene Kenner unsers Schul-Unterrichts wird den schädlichen Einfluss übersehen, den die unvorsichtige Befolgung der idealischen Vorschläge Locke's, Rousseau's und Basedow's auf die intellectuelle und gelehrte, wie auf die moralische Bildung gehabt hat? Frei sollen sich die Kräfte des mensch-

lichen Geistes entwickeln, ohne Zwang soll das Kind und der Jüngling gleichsam aus sich selbst die Kenntnisse und Wahrheiten hervorlocken, die man ihm mittheilen will. Aber man vergisst, dass diese frühe Gewöhnung an eine freie, genialische Thätigkeit für die Menschen in unseren bürgerlichen Verhältnissen weniger passt, als für einen Jüngling von den seltensten und ausgezeichnetesten Talenten. Man übersieht, dass es dringender ist, der Selbstsucht und der Sinnlichkeit durch Einschärfung des unverletzlichen Pflichtgebots entgegen zu arbeiten, und dass man gemeine und mittelmässige Köpfe gänzlich verdirbt, wenn man sie behandelt, wie nur die seltensten Genien behandelt sein wollen. Wahrlich die in unsern Tagen sich immer weiter ausbreitende Selbstsucht, die allen edleren Gefühlen der Menschlichkeit Hohn spricht, findet in der üblen Anwendung der neuern pädagogischen Grundsätze ihre meiste Nahrung". —

„Sachkenntnisse und Kenntnisse der Natur haben den Unterricht in allen Sprachen verdrängt, ja in manchen Schulen ist der Unterricht für das Knabenalter schon so encyklopädisch eingerichtet, dass Naturgeschichte und Astronomie, Technologie und Philosophie, Physik und Anthropologie miteinander abwechseln. — Es gibt auf unseren Schulen Jünglinge, die in dem Alter, wo ihre Väter den Livius oder Julius Cäsar übersetzten schon über Meisters Lehrjahre, über den Hesperus, über den Wallenstein in dem Tone und mit der Miene der erfahrensten Kunstrichter sprechen".

„Diese Richtung, die unser Schulunterricht genommen hat, ist für die Bestimmung des Jünglings als Mitgliedes der bürgerlichen Gesellschaft und als künftiger Gelehrter gleich nachtheilig. Nur die Beschäftigungen, welche der Phantasie Nahrung geben, werden ihm behagen, alle ernsten mühevollen Anstrengungen wird er fliehen. Gründlichkeit und tiefes Eindringen in die Wissenschaften darf man von diesen weichlichen und verzärtelten Menschen nicht erwarten. Von jeder Wissenschaft schöpfen sie so viel, als hinreicht, um damit zu glänzen und andere ebenso wenig Unterrichtete zu blenden. Wer nicht durch ein tiefes mühsames Studium mit dem Geiste der Alten vertraut geworden ist, der kennt eines der trefflichsten Mittel zur höheren Geistes-Bildung nicht". —

„Mächtig wirkte der Geist der Zeit auch auf die akademische Verfassung und Gebräuche. Mit dem Sinn für die alten Lehrformen nahm auch der Geschmack an classischer Gelehrsamkeit ab. Und wenn die Lehrer selbst die Vortheile des gründlichen Studiums der Alten nicht kennen, so werden sie auch nichts dazu beitragen, die nützlichen Uebungen in Ansehen zu erhalten, welche oft noch das einzige Mittel sind, den rohen Jüngling zum Bestreben nach höherer Bildung des Geistes zu nöthigen. – In der That scheint das illiberale handwerksmässige Erlernen der nothdürftigsten Brod-Kenntnisse desto mehr um sich zu greifen, je mehr die studirende Jugend von niederen Schulen schon den Wahn mitbringt, dass der dort genossene encyklopädische Unterricht für das ganze Leben hinreicht."

Was würde Sprengel heute sagen, wenn er, dass die deutsche Regierung und das deutsche Parlament das unselige Axiom der Manchestermänner „laisser faire laisser aller" zum Schiboleth erhoben sähe, dasselbe zum leitenden Factor auf dem Gebiete des politischen, gewerblichen, socialen und wissenschaftlichen Lebens proklamirten und in Deutschland solche Zustände herbeigeführt sind, welche den Eruptionen eines socialen Vulkans vorausgehen und danach aussehen, uns in einen Zustand der Barbarei wieder zurückzustossen und ein allgemeines Tohuwabohu herbeizuführen?

Ueber die Kantische Philosophie äussert S. sich folgendermassen:

„Eine Zeit lang schien die Kritik der Vernunft ihrem unsterblichen Verfasser das glänzende Verdienst zu erwerben, dass er die philosophirende Vernunft zuerst auf den Mangel der Selbsterkenntniss aufmerksam gemacht; ja dass er zuerst die Grenzen der menschlichen Erkenntniss ausgemessen, und ihre wahre Bestimmung angegeben habe. Der kritischen Philosophie wurde der Sieg über den Dogmatismus durch die Schwäche des letzteren erleichtert, zu welcher ihn die Oberflächlichkeit und Popularität seiner Anhänger gebracht hatte. Aber den ächten Skepticismus, wie ihn Pyrrho und Hume vortrugen, hat die Kritik nicht besiegt — Der sehr rühmliche Zweck der kritischen Philosophie scheint die Aufdeckung der Blössen des Dogmatismus und die Zurückführung des menschlichen Verstandes zu seiner wahren Bestimmung, sich nämlich im Felde der Erfahrung mit reellen Kenntnissen zu be-

reichern, gewesen zu sein. Die Kritik hat es nur zu deutlich und zu oft gesagt, wie sehr sie allen Grübeleien über die Dinge an sich und allen Vernünfteleien über Dinge, die nicht Gegenstände der Erfahrung sind, sich entgegensetze. Aber der Haufe von Nachbetern und blinden Verehrern Kant's missverstand den Geist seiner Philosophie gänzlich, indem sie das Gemüth als ein Ding an sich nehmen und dessen Kräfte als ächte Dogmatiker zergliedern wollten. Sie verkannten den Geist der Kritik, wenn sie das Studium der Erfahrung vernachlässigten und über Gegenstände des gemeinen Menschen-Verstandes auf lächerlich transcendentale Art grübelten. Wenn Kant den Ton anstimmte, eine für alle Zeit gültige Ausmessung der Fähigkeiten des menschlichen Geistes zu liefern, so kleidete dieser Ton die sonst so bescheidene Kritik sehr übel."

„Der Haufe seiner blinden Verehrer trieb diesen Ton bis zur empörenden Anmassung, indem hinfort die unerfahrensten Jünglinge über alle möglichen Fortschritte des menschlichen Geistes in alle Ewigkeit abzusprechen, Prolegomena zu jeder künstlichen Wissenschaft ihren erstaunten Zeitgenossen zu dictiren und ihren Standpunkt für den einzig möglichen zu erklären anfingen. Kant hatte einige neue Ausdrücke für wirklich neue Begriffe eingeführt: seine Nachbeter, begeistert von dem Schall dieser Worte, glaubten, dass die wahre Philosophie in der gehäuften Benutzung dieser Kunstausdrücke der Kritik bestehe, und suchten sie selbst in Wissenschaften einzuführen, wo nur gemein verständliche Ausdrücke gelten können. Seitdem war es Gebrauch, dass Jeder, dem wegen Unkunde etwas neu war, sogleich einen Namen aus dem griechischen Lexikon, oft gegen alle Gesetze der Sprache und mit verletzter Rechtschreibung zusammenstoppelte, um sich das Ansehen eines tiefen Denkers, eines Erfinders zu geben. In der Medicin sollten uns wirklich einige überflüssige Kunst-Ausdrücke aufgedrungen werden, die vollkommen mit Ortega's lächerlichen Pflanzennamen verglichen werden können."

Ueber die Aerzte und Schriftsteller Deutschland's zu Ende des vorigen Jahrhunderts äussert er sich so:

„Indessen fehlte den Aerzten Deutschlands wenigstens der Hang zu Speculationen und Theorien gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch sehr. Es gab eine grosse Anzahl würdiger Schriftsteller und Lehrer der Medicin, für welche die speculative Physiologie gar keinen Werth hatte. Diese gingen ruhig auf dem Wege der Erfahrung fort und suchten mehr zu nützen als zu glänzen, sie suchten nur solche Grundsätze aufzustellen, die als Resultate der Beobachtung betrachtet werden und dem ausübenden Arzte zugleich als Norm seiner Handlungen dienen können."

Ueber den thierischen Magnetismus sagt S. Folgendes aus:

„In der That schien der thierische Magnetismus, nach den Aussagen einiger Freunde desselben, den Weg in das wahre Eldorado der überirdischen Wissenschaften zu eröffnen, wohin ein Jeder, der nur Glauben genug habe, durch einige angenehme Manipulationen an Brust, Herzgrube und Lenden, ohne alle weitere Vorkenntnisse, versetzt werden könne. Es waren die Zeiten der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung wieder erschienen, wo man durch bequemen Umgang mit den Dämonen zu überirdischer Weisheit gelangen zu können glaubte."

Ueber Ploucquet's neues System fällt er nachstehendes Urtheil:

„Der zunehmenden Gleichgültigkeit des medicinischen Publicums gegen nosologische Systeme suchte sich Wilhelm Gottfried Ploucquet entgegen zu setzen, indem er ein neues System herausgab, welches alle älteren entbehrlich machen sollte. Zugleich drang er den Aerzten ein neue Nomenclatur auf, die, wie das ganze System, ein deutlicher Beweis ist, wie sehr es dem Verf., bei aller seiner Gelehrsamkeit, an Urtheil fehlt. Das System selbst soll natürlich sein, stösst aber allenthalben gegen die Gesetze der Logik an, indem eine Menge Krankheiten nach demselben unter mehreren Classen ihren Platz finden, auch gar kein Princip der Classification zu finden ist. Zur ersten Classe, die Ploucquet Nervenkrankheiten nannte, zählte er alle Entzündungen, alle Krankheiten der Empfindung und Bewegung u. s. w."

Gegen Wolstein, welcher den Aderlass in den meisten Entzündungen und Fiebern verworfen hatte, weil er diese mit Stahl für die grössten Heilanstalten der Natur hielt, macht er geltend, ein Jeder müsse auf den Einwurf gerathen, dass wir diese Heilanstalten der Natur zu mässigen haben, indem sie in unzähligen Fällen schädlicher seien als die Krankheit selbst.

Sallaba lobt er sehr, weil er gezeigt, dass der Schlüssel zu Stoll's Methode in der ewig wahren Lehre vom Einfluss der stehenden und der Jahres-Epidemien zu suchen sei, und dass Stoll daher nichts dafür könne, wenn er in gewissen Jahren lauter gastrische, in anderen entzündliche Krankheiten bemerke.

Den damals, grosses Aufsehen erregenden, Faust (Wie der Geschlechtstrieb der Menschen in Ordnung zu bringen und wie die Menschen besser und glücklicher zu machen v. B. C. Faust. Braunschweig 1781. 8.) fertigt er folgendermassen ab:

„Eines der auffallendsten Beispiele, zu welchen Seltsamkeiten und Abweichungen von der Wahrheit die Sucht, Aufsehen zu erregen und der Hang zum Sonderbaren verleiten kann, lieferte Bernhard Christian Faust durch die lächerliche Fehde, die er den Hosen als der Ursache der Entwicklung des Geschlechtstriebes, der häufigen Brüche und eines grossen Theils des menschlichen Elends ankündigte. Faust's Praemissen waren grundfalsch und seine Darstellung der schädlichen Folgen dieser Kleidertracht in einem hohen Grade übertrieben. Irrig ist seine Voraussetzung, dass der Same ein balsamisches Princip enthalte welches dem Blute beigemischt werden müsse. Wenn, wie Verf. behauptet, das Blut, durch Absonderung des Samens, seines besten Balsams beraubt wird, so widerspricht dieser Behauptung die Schwäche der Verschnittenen, bei welchen der sogenannte Balsam doch im Blute zurückbleibt u. s. w.“

Eingehend erörtert er die literarischen, zwischen F. A. Walter und Mayer, zwischen Hagen und Mursinna in Berlin und zwischen Weikard und Hecker geführten Fehden. Letzteren macht er es zum Vorwurfe, dass bei beiden Parteien ein ungesitteter Egoismus gleich stark sich zeige. Ernst Platner mutzt er es auf, eine subtile metaphysiche Physiologie schaffen zu wollen, die über die Erfahrung hinausgehen solle, seine zierliche römische Sprache entschädige nicht für die zahlreichen Verstösse, die sich Platner gegen die Erfahrung erlaube.

Mit seinem Collegen Reil geht er in's Gericht, weil er in seinen Untersuchungen keines anständigeren Tons sich befleissigt habe.

„Die Herausforderung der literarischen Rohrdommeln, der blöden Menschen, deren Verstand geblendet ist, des Pöbels der Aerzte, war hier so sehr am unrechten Orte, als die beständige Berufung auf die Philosophie. In der That sind Bescheidenheit und Toleranz nirgends nothwendigere Eigenschaften eines Schriftstellers, als bei Untersuchungen dieser Art, deren Gegenstände grösstentheils ausser den Grenzen unserer Erfahrung liegen, wo also ganz entgegengesetzte Meinungen mit gleichem Scharfsinne vertheidigt werden können, ohne dass sich eine von den beiden Parteien eine Entscheidung anmassen kann.“

Hufeland nimmt S. ernstlich mit wegen seiner „Ideen der Pathogonie“ und seines Buches „Ueber die Natur, Erkenntnissmittel und Heilart der Skrophelkrankheit“, trotzdem dass letzteres von der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher gekrönt war. Von ersterem sagt er: „er brachte eine Menge neuer Worte im Umlauf, half aber eben dadurch noch mehr die Vorstellungen verwirren.“

Besonders scharf und schneidig ist seine Kritik des Brownianismus und der Naturphilosophie, aber er wirft es Hufeland vor, ein durchaus uncompetenter Richter dieser Lehre zu sein.

„Dies erhellt vorzüglich aus einer merkwürdigen Stelle, wo er zum Beweise, dass die Hitze oft schwäche, die Kälte oft stärke, anführt: „unter der Linie seien verkrüppelte, dumme, geist- und gefühllose Menschen, die Pflanzennatur sei dort dürftig, arm und saftlos. Hingegen im Norden gebe es die ungeheuersten Massen von Organisationen, die höchsten Fichten, Tannen und Eichen. Es ist niederschlagend, einen Mann von Ruf sich solche Blössen geben zu sehen. Hufeland sollte also nie von den himmelhohen Kasuarien, Adansonien und Kohlpalmen, von der üppigsten Vegetation am Senegal und in Südamerika, von der Grösse und Stärke der Bewohner der tropischen Länder gehört und gelesen haben? Er sollte nichts von den Zwergbirken, von den verkrüppelten Arbutus-Arten im Feuerlande, nichts von den Zwergfichten in Lappland, von der durchgängigen Kleinheit der Samojeden wissen? Ich will zu seiner Ehre hoffen, dass dies eine Uebereilung ist; aber durch solche Uebereilungen schadet man der Sache am meisten, die man vertheidigen will.“

Ueberhaupt hat er Hufeland, der damals allgemein als die wichtigste Berliner Koryphäe verehrt wurde, sehr scharf auf's Korn genommen. An einer anderen Stelle nennt er ihn „einen Mann von grossem literarischem Einfluss, den er aber nicht Muth genug hat, zur Leitung des Geistes seiner Zeit zu benutzen. Von seiner zu weit getriebenen Nachgiebigkeit gegen die ephemeren Meinungen und Hypothesen seines Zeitalters finde man in seinem Systeme der praktischen Heilkunde die unverkennbarsten Spuren.“

Dagegen kritisirt er die bezüglichen Schriften v. Lentin, Wichmann, Samuel Vogel, Stieglitz, Wiegand auf das Anerkennendste und ist voll ihres Lobes.

Der Kuhpockenimpfung nahm er sich auf's Wärmste an, bekämpfte jedoch die Homöopathie mit ganz neuen Waffen, mit historischen Gründen. Insofern haben, von den vielen, gegen die Homöopathie geschriebenen, Schriften, Sprengel's beide Programme für alle Zeiten eine grosse Bedeutung. Hahnemann hatte sich bekanntlich, auch für seine neue Lehre, auf die Alten berufen. Mit unwiderleglichen Gründen weist nun Sprengel nach, dass Hahnemann diese, von ihm citirten Stellen ausserhalb des Zusammenhangs gelesen und missverstanden habe. Hahnemann hatte alle Recensionen ruhig über sich ergehen lassen, und sämmtliche unbeantwortet gelassen.

Ueber Sprengel's Angriff gerieth er in eine Berserkerwuth, schrieb nicht bloss eine Vertheidigungsschrift, sondern versuchte sogar, wenn auch vergeblich, die Hülfe der Gerichte gegen ihn in Anspruch zu nehmen.

Wenn man bedenkt und sich erinnert, dass Stromeyer in seinen „Erinnerungen“ erzählt, wie er, nachdem er zwei Kritiken für die G. G. Anz. verfasst, das Kritisiren aufgegeben, um nicht zu viele Feinde zu bekommen, dann kann man Sprengel Mangel an Muth nicht vorwerfen. Denn er forderte durch seine Kritiken sein ganzes Jahrhundert in die Schranken.

Physiologie.

Selbstständige Entdeckungen und Forschungen auf diesem Gebiete wurden von Sprengel nicht gemacht; seine physiologischen Institutionen bieten dennoch in mehrerlei Hinsichten ein bleibendes Interesse dar, einmal, weil sie durchaus im kritischen Geiste abgefasst sind und Front machen gegen die damalige Verquickung dieser Disciplin mit der Naturphilosophie. Ein grosser Theil der lehrenden Physiologen huldigte der Ansicht, dass man ohne Beobachtung und ohne Experimente, durch das blosse Nachden-

ken, zur Auffindung von physiologischen Wahrheiten gelangen könne. Sprengel führt viele solcher vermeintlicher Entdeckungen als Beispiele auf und weist ihre Falschheit nach.

Sodann gibt er einen höchst übersichtlichen Blick über den damaligen Stand der Physiologie. Bei seiner Universalität entging Sprengel nichts von den wirklichen Fortschritten. Bei der Bearbeitung seiner Physiologie unterliess er nicht, Alles aufzunehmen, was durch die grossen Leistungen der Chemie und vergleichenden Anatomie als wirklicher Fortschritt sich herausgestellt hatte.

Ferner ist in formeller Hinsicht zu bemerken, dass er einer der ersten war, welcher die allgemeine von der speciellen Physiologie trennte.

Einen bleibenden Werth aber behält die Einleitung durch die klare Auseinandersetzung des Verhältnisses dieser Wissenschaft zur Medicin und der Principien, welche bei ihrer Bearbeitung in Betracht kommen.

Die Medicin müsse zu den Künsten, wie zu den Wissenschaften gerechnet werden, zu den ersten, weil sie uns befähigt nach Regeln zu handeln, zu den letzten, weil sie die feststehende Harmonie von Wahrheit nachwiesen, die aus der Erfahrung und aus allgemeinen Gesetzen hervorgehen. Zu den Künsten gehörten die angewandte Medicin, die Chirurgie und die Geburtshülfe.

Da die Entstehung der Krankheiten nicht ohne Kenntniss der Ursachen erforscht werden könne, so muss diejenige Wissenschaft, welche sich hiemit abgibt, die Aetiologie, jedenfalls als ein Theil der Pathologie aufgefasst werden.

Da die verborgenen und inneren Ursachen der Krankheit nur aus den äusseren Phänomenen, welche man in ihren Beziehnungen zu den verborgenen Dingen, mit denen sie zusammenhängen, Zeichen nenne, erkannt werden könnten, so bilde auch diese Lehre von den Zeichen, die Semiotik, einen Theil der Pathologie.

Da aber auch die Krankheiten aus den Zeichen zu eruiren wären, die mit einer bleibenden Zerstörung oder einer ungewöhnlichen inneren Veränderung der Formen verbunden seien, und die Sectionen dies nachwiesen, so verleihe auch die pathologische Anatomie der Pathologie grosse Aufklärung.

Zur Schaffung einer Theorie führten drei Wege: die Analogie, die Hypothese und die Induction; erstere bilde den Anfang der Wissenschaft, sie sei dem grossen Haufen, und selbst den Lehrern der Weltweisheit sehr genehm, trotzdem sei sie zweideutig und erzeuge die meisten Irrthümer, wenn man sich allein auf sie verlassen wolle.

Aus der Analogie gingen hauptsächlich die Hypothesen hervor; dies seien Urtheile über verborgene Dinge oder über Naturerscheinungen, welche aus der Analogie oder nur aus wenigen Beobachtungen, die dazu nicht vorsichtig angestellt gezogen wären.

Den Hypothesen klebe immer etwas Willkürliches und Prekäres an; doch seien Ansichten, wenn die Nothwendigkeit es erheische, nicht mehr mit dem Namen der Hypothesen zu belegen; so sei es nothwendig, die grösste Aehnlichkeit zwischen den Imponderabilien anzunehmen und Licht und Wärme von derselben Kraft abzuleiten; willkürlich wäre dies aber gewesen, bevor die Experimente von Pictet und Rumford bekannt waren.

Hypothesen könne man nicht entbehren, wenn man nur ihren Werth richtig auffasse und wenn sie selbst gut erdacht seien. Eine gute Hypothese aber sei einfach, nicht gekünstelt und geschraubt, da das ewige Siegel der Wahrheit das Einfache sei. Aber man müsse aufpassen, dass man nicht die mannigfache zusammengesetzte Natur nach der Einfachheit unseres Verstandes sich vorstelle und nicht Einfachheit da annehmen, wo die grösste Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit herrsche. Denn das sei die wahre Majestät und Unendlichkeit der Natur, wodurch sie den menschlichen Geist übertreffe, dass sie denselben Zweck durch die verschiedensten und mannigfaltigsten Mittel erreichen könne. Als Linné, gestützt auf das Harvey'sche Gesetz omne vivum ex ovo, als eine universelle Wahrheit, in unvollkommenen Pflanzen auch einen doppelten Apparat von doppelten Geschlechtsorganen annahm, durch welche die Art fortgepflanzt wurde, setzte er eine Hypothese an die Stelle der Wahrheit; denn denselben Zweck, die Fortpflanzung könne die Natur auf verschiedene Weise erreichen und erreiche ihn.

Wenn die Hypothesen geeignet sind, so gewähren sie ausgezeichnete Stützen, um zur wahren Kenntniss der Dinge zu gelangen. Denn es sei besser, durch eine Conjectur etwas zu erreichen, als nichts zu wissen und jeder Untersuchung überhoben zu sein.

Man könnte die Hypothesen mit dem Morgenrothe vergleichen, welches oft dem Meridianlichte der Wahrheit vorausgeht. Aber sehr vorsichtig müsste der, welcher sich Hypothesen bedient, es nicht mit dem Mittagslichte verwechseln.

Die auf Experimente aufgebauten Hypothesen seien sehr trügerisch, wenn nicht die Versuche von einem sehr scharfsichtigen und umsichtigen Manne sehr vorsichtig angestellt sind. Denn die Experimente an und für sich stünden unter den Beobachtungen, weil bei ihnen durch Kunst die Dinge verändert würden und wir die Natur zwängen, das zu verkünden, was sie sonst zufällig nie gethan haben würde.

Wenn aber die Hypothesen sich nicht auf Beobachtungen und Experimente stützten, so seien die Schlüsse verfehlt, welche, indem sie unserer Eitelkeit schmeichelten, von der Wahrheit uns am meisten entfernten. Einige neuere Physiologen, wie Ackermann, Baumes, Reil, Reich und Andere behaupteten, dass jede Naturkraft aus der Mischung sich erklären lasse, bemühten sich auch, es zu beweisen, obgleich keine Beobachtung für sie spricht.

Vermittelst der Induction schlössen wir, dass gleichzeitige oder sich folgende Erscheinungen von derselben oder gemeinschaftlichen Ursache abhingen, wenn wir nach Wiederholung der Beobachtungen zugleich den Hergang, durch den die Erscheinungen entstünden, fänden.

Einem wahren Beobachter und Experimentator zieme Einfachheit, Wahrheitsliebe ohne voreingenommene Meinung, Gemüthsruhe und ein Charakter von der Art, dass er die Wahrheit, obgleich sie seiner eigenen Meinung widerspräche, gern annähme und begünstige.

Zur Unehre aber gereiche ihm der Wundercultus, die Hinneigung zu den Auslegungen der Schulen, die Hartnäckigkeit in der Vertheidigung von Ansichten, welche mit der Erfahrung im Widerspruch stünden. Nichts sei aber mehr geeignet und nützlicher, um gute Beobachtungen anstellen zu können und den Weg zu bahnen, auf dem wir zur Erfahrung gelangen könnten, als Gelehrsamkeit. Da sie die Kenntniss aller Dinge umfasse, welche vor uns gefunden und ausgesprochen sei, so sei es klar, dass am meisten darauf ankomme, dass, wer das weite Reich der Wahrheit durch Erfahrung vermehren wolle, wisse, was vor ihm gesagt und erfunden wurde. Die Gelehrsamkeit lehre uns die Irrthümer, welche die begingen, welche nicht ordentlich ihre Versuche anstellten; diese Irrthümer würden wir vermeiden und richtige Versuche anstellen, wenn wir wüssten, was vor uns geschehen sei. Die Gelehrsamkeit hebt die übermässige Bewunderung der Neuzeit, sie schätzt das wahre Neue nach Gebühr, sie schränkt die zu grosse Zuversicht ein, erzeugt Ehrfurcht und Bescheidenheit, indem sie uns lehre, wie nahe sich die Grenzen des Wahren und Falschen seien, wie sehr das menschliche Geschlecht den Irrthümern unterworfen sei. Desshalb seien die gelehrtesten Männer, wie Haller, Dillen und Cuvier die besten Beobachter gewesen. Nichts nütze aber die Gelehrsamkeit und sei von gar keiner Bedeutung, welche bloss auf das Gedächtniss sich stütze und nicht den Weg zum Finden der Wahrheit zeige. Es sei besser, wenig zu wissen, welches uns wirklich belehre, als sehr viel, was sich widersprechend oder, ohne innere Einheit, die Fähigkeit des Urtheils nicht verbessert.

Wie daher nichts würdiger und gewichtiger sei als die wahre, mit Gelehrsamkeit gezierte und auf sie sich stützende Erfahrung, so sei nichts schändlicher als die blosse Empirie und Ausübung der Kunst, bei der keine Regeln, keine allgemeinen Gesetze anerkannt würden.

Irrthümer in der Auslegung der Naturerscheinung entstünden, wenn

1) die, welche sich über die Naturgesetze streiten, oft sich rühmten, genauer in die innersten Geheimnisse der Natur einzudringen, nur willkürliche Vergleiche mit fremden Dingen oder mit mathematischen Verhältnissen anstellten.

2) Ein weit ernsterer und noch mehr zu tadelnder Fehler würde von denen begangen, welche neue, wenn auch barbarische Wörter erfänden, in denen sie sich so gefielen, dass sie sogar damit dick thun, sich um die Wissenschaft wohl verdient gemacht zu haben. Wer in die glandula pinealis das höchste mikrokosmische Sternsystem verlegte, wer den Schlaf für einen Uebergang des Eigenlebens in das Leben des Weltgeistes erklärte, welche die Krankheit für einen

Zustand des Organismus erklärten, von dem jedes Uebelbefinden herrühre, alle diese bedienten sich bloss neuer Wörter, ohne durch sie etwas zu erklären. Am meisten habe diese Manie unter den Deutschen seiner Zeit um sich gegriffen, so dass sie ihre Unwissenheit durch barbarische Ausdrücke, die ganz falsch angewandt und in barbarischer Weise aus griechischen und lateinischen Wörtern gebildet seien, zu verbergen sich bemühten.

3) Auch Die irrten und betrögen sich, welche die Naturerscheinungen durch verborgene Kräfte aufklären wollten. Denn verborgen sei die Kraft, deren Eigenthümlichkeiten und Gesetze nicht bekannt seien, verborgen sei das Element, dessen Beziehungen zu anderen Dingen, dessen chemische Wirksamkeit wir nicht kennten.

4) Andere irrten dadurch, welche eine von ihnen erfundene und zugezogene Ursache zur Erklärung von allen und verschiedenen Dingen benützten. Es entstünde dieser Irrthum aus dem im Uebrigen lobenswerthen Streben, in der Mannigfaltigkeit die Einheit zu suchen. Die aber nothwendige und beständige Verschiedenheiten der Dinge vernachlässigten, missbrauchten diese Neigung.

5) Wenn man die Natur erklären wolle, möge man sich vor willkürlichen Auslegungen, welche man an die Stelle von Axiomen stelle, während sie auf keine Weise bewiesen sind, hüten. Unzählig seien die Beispiele dieses Irrthums, er wolle nur eins anführen, so glaube Ackermann, dass die Zusammenziehung der Muskeln durch die Anziehung des Kohlen- und Sauerstoffs entstünde.

6) Ebenso fehlten die, welche eine Naturerscheinung so zu erklären sich bemühen, dass sie die eine durch die andere erläuterten. So würde der verfahren, der die Ergänzung organischer Körper aus einer Krystallisation, den Zusammenfall der Blätter aus dem Schlafe der Blätter herleiten wollte.

Newton, diesem grossen und unsterblichen Manne, verdankten wir die Regeln, denen jeder Naturforscher folgen müsse, wenn er die Wahrheit aufsuchen wolle. Die erste aber sei die, nicht mehr Kräfte und Ursachen als nöthig aufzusuchen, um die Naturerscheinungen zu erklären. Wer in jedem Organe eine besondere Lebenskraft annehmen wolle, die nur ihrem Gesetze gehorche und verschieden von der anderen in demselben Organismus, verwende mehr Ursachen, als nöthig.

Nichts sei schädlicher und verwegener, als wenn unter dem Namen von Philosophie eine Schule sich die Herrschaft anmasse. Denn was ginge rascher zu Grunde als der Ruhm der philosophischen Secten. Von den frühesten Zeiten an hätte eine jede damit geprahlt, die Wahrheit allein gefunden zu haben, von der folgenden Zeit sei sie der Vergessenheit und Verachtung anheim gefallen.

Wenn man über die Lehre oder die Beobachtungen Anderer ein Urtheil fällen wolle, so müsse man seine Vernunft gebrauchen, aber die Vernunft, durch welche der freimüthige, vorurtheilslose, wissenschaftliche Mann hervorrage. Was der Vernunft widerspräche, müsse verworfen werden.

Das Studium der Grammatik und Mathematik trüge mehr dazu bei, den Verstand zu schärfen, das Urtheil zu stärken, die Vernunft zu bilden, als die Spitzfindigkeiten der Schulphilosophie.

Wer daher seine Beobachtungen so vorträgt, dass er die Erklärungen oder Worte der Schule einmischt, geräth in den Verdacht, dass er sich mehr um die Satzungen der Schule als um die Wahrheit der Natur bekümmere.

Es gäbe aber drei Arten der menschlichen Gewissheit, man könne sie nicht Grade nennen, da eine jede Art ihren besondern Werth hat.

Was berechnet und mathematisch festgestellt werden könne, hat die Sicherheit, dass das Gegentheil davon als absurd und unmöglich aufgefasst werden müsste.

Die andere Art der Gewissheit sei die historische; sie hat ihren besonderen und eigenthümlichen Werth, wir könnten sie nicht entbehren, wenn wir nicht die meisten Wissenschaften ihres Fundaments berauben wollten.

Endlich gäbe es eine empirische Gewissheit. Was ihn seine gesunden Sinne beständig und constant lehrten, halte er für gewiss, wenn es auch nicht mathematisch zu beweisen sei.

Wie nahe Sprengel, der selbst viel mikroskopirte, übrigens den Schwann'schen und Schleiden'schen Entdeckungen gekommen war, geht aus folgender Bemerkung hervor:

„Die ersten Rudimente der Vegetabilien erscheinen unter der Form von Fa-

sern, Kugeln oder Bläschen; die Kügelchen erscheinen in den Rudimenten des Zellgewebes. Diese Kugeln und Bläschen erscheinen, sobald die Flüssigkeiten anfangen sich zu solidiren; sie kommen in allen Theilen der vollkommenen Pflanzen vor; wenn sie aber sich vereinigen, entstehen Zellen, welche jenes bei den meisten Pflanzen und fast allen Thieren sich vorfindende Gewebe constituiren."

Allgemeine Pathologie.

Die Ansichten Sprengel's über diese Disciplin sind theils in seinen „Institutionen" theils in seinem Handbuch der Pathologie niedergelegt. Wenn überhaupt erstere sich von letzterem nur noch dadurch unterscheiden, dass sie eine Physiologie, eine Materia medica und eine gerichtliche Medicin enthalten, die in ihr sich findende allgemeine und specielle Pathologie aber sich beinahe wörtlich in seinem Handbuche der Pathologie findet, so erklärt sich dies aus dem Umstande, dass es damals nicht mehr Sitte war, alle medicinischen Bücher von vornherein in lateinischer Sprache erscheinen zu lassen, sondern grösstentheils in deutscher.

Wurden die Kliniken an fast allen Universitäten auch noch in lateinischer Sprache abgehalten, so las man doch die meisten Collegien in deutscher Sprache. Hatte aber ein in der Muttersprache verfasstes Buch durchgeschlagen, dann hielt sich der Autor für verpflichtet, nicht bloss aus Patriotismus, sondern auch des eigenen Verdienstes wegen, dasselbe in lateinischem Gewande erscheinen zu lassen, um es zu einem internationalen Gute zu machen. So wurde Samuel Vogel's Handbuch in's Lateinische übersetzt.

Sprengel's Handbuch der Pathologie hatte aber einen durchschlagenden Erfolg gehabt und so erschien dasselbe denn in erweiterter Form unter dem Titel: „Institutionen" in Amsterdam im Jahre 1809. Dass es bei ihm sich nicht bloss um ein pecuniäres Interesse handelte, geht deutlich aus folgender Stelle seiner Vorrede zu ihnen hervor:

„Dolui omnino, apud exteras gentes vel jacere penitus Germanorum gloriam, vel nomen etiam nostrum in probro esse atque dedecore, quod inciderint externi in scriptionum genera, a μετεωροπόλοις, imo ὀνειπόλοις memoriae traditarum, quae tantum abest ut naturam humanam illustrent, ut potius figmentis et opinationibus totam doctrinam obfuscent. Itaque sensi me et honori doctrinae Germanicae velificaturum esse et utilitatem promoturum, si probatissima artis praecepta in unum quasi organicum corpus congerere atque per omnes medicinae disciplinas continuare possem." Die Naturphilosophie, welche damals in üppigster Blüthe stand, hatte die deutsche Medicin, welche im 18. Jahrhundert den Primat führte, im ganzen Auslande in Misscredit gebracht.

Und in der That konnte Sprengel nichts Besseres thun, um die deutsche Wissenschaft wieder im Auslande zu rehabilitiren, als seine sieben Bände starken „Institutionen" in einem schönen eleganten Latein zu veröffentlichen. Sind in diesem Werke eines erstaunlichen Fleisses auch keine eigenen Untersuchungen niedergelegt, so behält es doch dadurch seinen bleibenden Werth, weil es uns einen Ueberblick verschafft über das ganze damalige Wissen der einzelnen Disciplinen der Medicin. Sprengel zeigt sich auch hier als Encyklopädist, als ächter Pragmatiker; er führt nur das auf, was wirklich allgemein angenommen oder für solches gehalten wurde, alles Hypothetische oder Halbwahre ist ausgeschlossen. Wer sich von dem wissenschaftlichen Zustande der Gesammtmedicin (mit Ausnahme der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe) ein richtiges Bild verschaffen will, für den bilden die Institutionen eine untrügliche Quelle. Da aber sein Handbuch

der Pathologie 5 Jahre später eine vierte Auflage erlebte, so wollen wir diese hier benutzen, um seinen Standpunkt, den er in der allgemeinen und speciellen Pathologie einnahm, kennen zu lernen.

Im Wesentlichen schliesst er sich den von Gaub aufgestellten Principien dieser Disciplin an. Doch überragt er letzteren an tiefer philosophischer Bildung und universellem Blicke. Wenn von den vorgetragenen Details Vieles heute durch die stets fortschreitende Wissenschaft veraltet ist, seine, in der Einleitung mit grosser Klarheit und logischer Schärfe entwickelten, allgemeinen Anschauungen werden stets ihren Werth behalten. Als Probe heben wir Folgendes heraus:

„Die Medicin ist ein Inbegriff von Kenntnissen, die sich auf den menschlichen Körper in seinen verschiedenen Zuständen beziehen. Sie ist Kunst, insofern sich diese Kenntnisse auf den letzten Zweck, die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, erstrecken. Als Kunst betrachtet, besteht die Medicin in der Fertigkeit, nach vorher bestimmten Regeln zu handeln. Der Künstler bildet sich nämlich einen vollständigen Begriff von seinem Zwecke und sucht diesen vermöge schicklicher Mittel zu erreichen. Die Kenntnisse von dem Gegenstande, den der Heilkünstler zu behandeln hat, von dem Zwecke, den er zu erreichen strebt, von den Mitteln, deren er sich zu diesem Ende bedient und von den Regeln, die er dabei zu beobachten hat, diese Kenntnisse können und müssen in einem gewissen Zusammenhange gedacht, aus Grundsätzen hergeleitet und die daraus abgezogenen Wahrheiten können in einer gewissen nothwendigen Verbindung vorgetragen werden. Insofern dies geschieht, ist die Medicin eine Wissenschaft. Eine Menge von Thatsachen, auf welchen die medicinischen Kenntnisse beruhen, müssen wir auf das Zeugniss Anderer annehmen, sie haben bloss historische Wahrheit und machen die medicinische Kunde (Arzneikunde) aus. Die Vereinigung dieser drei Gesichtspunkte ist bei der Bearbeitung der Medicin unumgänglich nothwendig. Wer einen würdigen Begriff von der Medicin als Kunst hat, der wird die Regeln seiner Kunst aus ihren Grundsätzen herzuleiten, die Medicin also wissenschaftlich zn bearbeiten suchen. Aber er wird auch einsehen, dass die Wissenschaft nur zur Bestimmung der Regeln des kunstmässigen Verfahrens, nicht zur müssigen Beschäftigung der grübelnden Vernunft abzweckt, dass ihre ersten Grundsätze auf Thatsachen beruhen und dass ihr letzter Zweck die Gründung der Kunst ist. Die nothwendige und unzertrennliche Verbindung des historischen Theils der Medicin oder der medicinischen Kunde mit dem wissenschaftlichen und künstlerischen Theile leuchtet ebenso sehr ein, da der schriftliche und mündliche Unterricht uns Thatsachen lehrt, die wir auf das Zeugniss Anderer annehmen müssen, wenn wir sie vorher einer wissenschaftlichen und empirischen Kritik unterworfen haben. Durch diese Anwendung des historischen Glaubens verliert die Medicin so wenig von ihrem Werth als jede andere historische Kenntniss. Ja, sie hat noch darin einen Vorzug vor der eigentlichen Geschichte, dass sie eine wissenschaftliche und empirische Kritik der durch Zeugnisse bestätigten Thatsachen gestattet."

„Der Gegenstand der Medicin als Kunde, Wissenschaft und Kunst betrachtet, ist durchgehends der menschliche Körper, in seinen verschiedenen Zuständen, in den wechselseitigen Beziehungen äusserer Dinge auf ihn und in seinen Verhältnissen zu Aussendingen betrachtet. Der Gegenstand der Medicin kann also nur wahrgenommen, nur als Erscheinung erkannt, keineswegs aus Begriffen hergeleitet werden. Die Vernunft hat nie Thatsachen geschaffen und kann also auch nie die Gründe angeben, auf welchen Erfahrungskenntnisse beruhen. Darum mussten alle Versuche älterer und neuerer Idealisten, die Natur aus dem menschlichen Geiste zu erschaffen, verunglücken. Darum stellt die Geschichte diese Versuche nur als Verirrungen der ohnmächtigen menschlichen Vernunft dar. Die ersten Gründe aller medicinischen, wie aller Naturerkenntniss liefert uns die Beobachtung. Die letzte besteht in der aufmerksamen Wahrnehmung einer Folge von Erscheinungen. Das Resultat der Beobachtung ist eine Thatsache. Hat sich der Gegenstand der Beobachtung von selbst dem Beobachter dargestellt, so ist es eine Beobachtung im engeren Sinne. Hat aber der Beobachter den Gegenstand in das Verhältniss gebracht, wo sich bestimmte Erscheinungen an ihm wahrnehmen lassen, so ist es ein Versuch. Vermittelst der Sinne nehmen wir äussere Gegenstände wahr, die Sinne müssen also von dem Beobachter vorzüglich geübt und richtig gebraucht

werden. Man muss die Wahrnehmungen des einen Sinnes durch die anderen zu berichtigen suchen und seine eigene Beobachtung von anderen wiederholen lassen. — Um aufmerksam zu beobachten und mit Scharfsinn die einzelnen Erscheinungen an Gegenständen zu unterscheiden, muss man auf alle Naturumstände Acht geben und dazu wird erfordert, dass man frei von allen Leidenschaften und von allen vorgefassten Meinungen sei. Parteigeist und Systemsucht haben von jeher die stärksten Hindernisse der Vervollkommnung der Erfahrungswissenschaft entgegengesetzt. Die Einbildungskraft und die Liebe zum Wunderbaren sind von jeher die ärgsten Feinde ächter Naturforschung gewesen."

„Die Ueberzeugung von dem ursächlichen Verhältniss der Erscheinungen, die man durch Induction erhält, ist Erfahrung. Um eine Erfahrung zu machen, müssen alle Nebenumstände entfernt werden, die einen Einfluss auf die Erscheinungen haben können, weil sonst die Zeitfolge mit dem ursächlichen Verhältniss verwechselt wird. Genaue Aufmerksamkeit, scharfsinnige Zergliederung, öftere Wiederholung derselben Beobachtung, Bestätigung durch Versuche, Vereinigung des Gemeinschaftlichen, Absonderung des Eigenthümlichen, Verbindung aller einzelnen Theile zu einem Ganzen und Bildung eines allgemeinen Grundsatzes daraus, das sind die einzelnen Erfordernisse zur Anstellung einer Erfahrung. Der Weg der Erfahrung ist der schwierigste, den man betreten kann, wenigstens ist es viel leichter, den Eingebungen des Verstandes zu folgen und durch regellose Uebung sich eine gewisse Festigkeit im Handeln zu erwerben, als auf diesem mühsamen, aber einzig richtigen Wege einher zu gehen. Aus allem diesem ergibt sich, was von der Sicherheit der medicinischen Grundsätze, was von der Gewissheit in der Medicin zu halten sei. Gewiss sind alle Erfahrungen durch Induction hervorgebracht, sie haben empirische Gewissheit, wenn ich sie selbst, historische Sicherheit, wenn sie andere angestellt haben. Aber es muss durchaus erst die Kritik ausmachen, ob die Sätze, die uns für gewiss gegeben werden, auch wirkliche Erfahrungen sind, ob die Beobachtungen, die ihnen zu Grunde liegen, auch nach allen Regeln aufgestellt, ob die Induction gehörig gebildet und ob die daraus gezogenen Schlüsse mit Sorgfalt und Behutsamkeit gemacht worden sind. Nur dann erst kann man sagen, ob diese Sätze als unbestrittene Wahrheiten gelten können."

„Die wahre Philosophie der Medicin muss empirisch sein. Alle Philosophie ist nämlich entweder Erkenntniss aus reiner Vernunft, oder Vernunft-Erkenntniss aus empirischen Principien. Die reine Philosophie hat keine anderen Principien als das Erkenntniss-Vermögen selbst, aber die empirische Philosophie gründet sich auf Beobachtung, Analogie und Induction. Was bei mathematischer Erkenntniss die Construction thut, welche die Quelle der Allgemeinheit mathematischer Erkenntniss ist, das leistet in der empirischen Philosophie die Induction. Nur ein hoher Grad von Unwissenheit und Verblendung konnte die Idee hervorbringen, die Medicin als reine Vernunft-Erkenntniss a priori zu bearbeiten."

„Es gibt unzählige Dinge in der Medicin, die keine Gegenstände der Wahrnehmung sind, die man also durch Induction zu erkennen nicht vermag. Ueber diese verschiebt der Arzt sein Urtheil: er wagt es weder bejahend noch verneinend von ihnen zu reden. Wahre Bescheidenheit oder feste Ueberzeugung von der Ohnmacht unserer Vernunft, ohne Glauben und ohne Erfahrung weiter zu kommen, und tiefe Kenntniss der Gegenstände der Kunst sind die Gründe, worauf dieser Skepticismus beruht. Er besteht weder in einer gedankenlosen Gleichgültigkeit, noch in einer dumpfen Verzweiflung der Vernunft an ihren eigenen Kräften, sondern in der deutlichsten und geprüftesten Ueberzeugung, dass bisher alle Versuche der Vernunft, in sinnlichen Dingen der Erfahrung, in übersinnlichen des Glaubens zu entbehren, fehlgeschlagen sind. — Aus diesem Grunde sind Gelehrsamkeit und Kenntniss der Geschichte nothwendige Erfordernisse für einen Jeden, der in der Medicin einige Fortschritte machen will. Ein grosser, vielleicht der grösste Theil der jüngsten Verirrungen des menschlichen Geistes ist auf Rechnung des Mangels an Gelehrsamkeit und des oberflächlichen Schulunterrichts zu schreiben."

Aus Sprengel's „Betrachtungen über die Natur des menschlichen Körpers" citiren wir Folgendes:

„Der menschliche Körper, der Gegenstand der Medicin, ist ein Aggregat von Theilen, die den Gesetzen der Schwere und des Mechanismus, aber auch den Gesetzen der Anziehung und chemischen Verwandtschaft unterworfen sind. Seine Verrichtungen selbst aber sind weder aus der Form und den Gesetzen des Mecha-

nismus, noch aus der Mischung und der chemischen Verwandtschaft seiner Stoffe zu erklären. Denn theils kennen wir das Verhältniss der thierischen Urstoffe noch nicht, theils finden wir dieselbe Mischung und dieselbe Form oft in anderen Körpern, ohne dass desshalb dieselben Verrichtungen entstünden."

„Wenn also gleich gewisse Veränderungen des Körpers durch die Mechanik, Physik und Chemie zu erläutern sind, so greifen sie doch so sehr in die eigentlich thierischen Verrichtungen ein, dass wir sie nie als selbstständige Veränderungen, die unabhängig von höheren Kräften wären, ansehen dürfen. So haben Veränderungen und Entmischungen der Säfte freilich ihren nächsten Grund in einer verschiedenen Wahlanziehung der Urstoffe; aber, da der Körper eine Einheit ist, so lässt sich keine solche Veränderung der Säfte, ohne bestimmte Einwirkung der veränderten Lebensthätigkeit denken. Aus der Form und Mischung der Theile des thierischen Körpers seine Erscheinungen allein erklären zu wollen, ist eine Anmassung, die, so oft sie erneuert worden ist, von gänzlicher Unbekanntschaft mit dem, was wir wissen und nicht wissen, zeugt. Die intromathematischen und chemiatrischen Schulen setzten allzeit die Bekanntschaft mit der Form und dem Verhältniss der Mischung der Elemente voraus, die doch durchaus nicht stattfindet und auch vor der Hand nicht zu erwarten ist. Von dem aber, was wir nicht wissen und kennen, mit Bestimmtheit zu urtheilen, kann Niemand im Ernste einfallen, der seiner Vernunft mehr Gehör gibt als seiner Phantasie. Es bleibt uns also nichts übrig, um das Leben und seine Erscheinungen zu erklären, als eine Grundkraft anzunehmen, die wir für nichts Substantielles, sondern nur für einen subjectiv nothwendigen Begriff halten, dem, als ihrer Ursache, wir die Wirkungen des thierischen Körpers unterordnen. Wir erforschen die Gesetze, nach welchen diese Wirkungen erfolgen und nehmen sie für die Gesetze jener Grundkraft selbst an. Ob übrigens die letztere das Resultat der bestimmten Form und des Verhältnisses der Elemente sei, darüber wagen wir nicht abzusprechen, eben weil wir das materielle Verhältniss der Urstoffe des Körpers nicht kennen. — Man wird den wahren Gesichtspunkt am richtigsten fassen, wenn man Folgendes überlegt: Alles was ist, ist zugleich thätig, oder äussert sein Dasein; Beides, Sein und Thätigkeit sind nur zwei Formen desselben Lebens: jenes ist die reale, dies die ideale Seite der Dinge. Jenes bezeichnet das materielle, dieses das dynamische Verhältniss. Weil also beide Verhältnisse des Lebens nur verschiedene Aeusserungen desselben sind, so lassen sie sich zwar im Verstande trennen, aber wirklich sind sie eins, wenigstens in einem Wesen vereinigt und weder das dynamische, noch das materielle Verhältniss ist das ursprüngliche, weder eins, noch das andere das abgeleitete. In der Natur aber gibt es unendliche Abstufungen dieses Verhältnisses. In einigen Körpern herrscht die Realität, in anderen die Thätigkeit vor, in manchen verschwindet das Materielle dem Anschein nach und wird von dem dynamischen gleichsam verschlungen. In anderen ist kaum etwas Thätigkeit zu bemerken: Stoff und Masse scheinen allein zu überwiegen. Aber auch selbst in der sogenannten todten Materie ist das dynamische Verhältniss unverkennbar, weil weder Zusammenhang noch Ausser-einandersein der Theile gedacht werden kann, ohne anziehende und abstossende Kräfte. Ebenso ist die reine Urthätigkeit, der Geist, im Grunde nicht ganz frei von materiellen Verhältnissen, nur dass diese sich bloss durch Realität ausdrücken."

„Jede Wirkung der Natur, jede Aeusserung des Lebens, beruht auf Gegensätzen, d. h. auf dem Zusammenwirken zweier verhältnissmässig verschiedener, in scheinbarem Widerspruch befangener Principien. Schon der Begriff des Lebens, also des Princips des Seins und der Thätigkeit, drückt einen solchen ursprünglichen Gegensatz aus. Derselbe findet sich zwischen dem Dinge an sich betrachtet und den Aussendingen; denselben Gegensatz können wir bei jeder Verrichtung des thierischen Körpers nachweisen, wie wir ihn zwischen Thätigkeit und Materie bemerken. Inzwischen lehrt schon der vorige Paragraph, dass der Widerspruch der Gegensätze nur scheinbar ist, wie sie in dem, was sie erzeugen, zu einer vollkommenen Indifferenz gelangen. Selbst in der körperlichen Natur lässt sich die verhältnissmässige Beschaffenheit der Gegensätze darthun. Denn so verschieden auch Säuren und Kalien sein mögen, so gibt es doch Uebergänge von jenen in diese, die sich in der Blausäure ganz deutlich zeigen. So verschieden Geist und Materie sind, so gibt es doch Urthätigkeiten, wie die Elektricität und das Licht, die gleichen Antheil an der körperlichen, wie an der geistigen Natur haben. Ja, der Stoff selbst scheint das Erzeugniss der sich verkörpernden und in die materielle Welt herabsteigenden Urthätigkeit zu sein, da wenigstens durch verstärkte

Elektricität, unabhängig von den in Berührung stehenden Körpern, die beiden Grundstoffe, Wasser- und Sauerstoff entstehen. Auch grenzen die an sich wägbaren Riechstoffe so nahe an die Urthätigkeiten der unwägbaren Dinge, dass man einige Eigenschaften von letzteren, als Verbreitung in ungemein grosse Räume, schon bei jenen bemerkt."

„Die Natur, oder die ganze sichtbare Welt, insofern sie als ein durch Gesetze verbundenes Ganze gedacht wird, lebt nicht allein überhaupt, sondern sie lebt auch in den einzelnen Dingen, die sie ausmachen. Vereinzelt werden die Naturkörper, wenn das allgemeine Leben der Natur auf einen Punkt gedrängt hinwirkt, und als Subject in besonders gestaltetem Stoff hervortritt. Ein Einzelwesen ist thätig durch sich selbst, aber zugleich ist die allgemeine Natur in demselben thätig. Da nun die letztere nur eine Grundkraft hat, so sind die Gesetze der Bildung und die Bildungen selbst in der ganzen Natur übereinstimmend, obwohl nach der Materie verschieden. Gestaltung ist das erste, was die Einzelwesen bezeichnet. Sie besteht in der bestimmten Begrenzung der zu einem Ganzen verbundenen Theile. Da die Gesetze der Bildung überall dieselben sind, da auch dieselben unwägbaren Kräfte durch die ganze Natur wirken, so sind sich die Gestalten, welche die Naturkräfte hervorrufen, überall, bei Uebereinstimmung des Grundstoffes, ähnlich; sie haben die gleichen Muster oder den gleichen Typus. Die beiden Wasserformen, durch Elektricität hervorgerufen, Kügelchen oder Strahlen, erscheinen überall bei der Bildung und Gestaltung der Körper. Wohl kann man dies von der Herrschaft des Bildungstriebes durch die ganze Natur herleiten, wenn man nur dieser an sich verborgenen Kraft dadurch Ausdruck und Bedeutung gibt, dass man die Mischung der sich gestaltenden Materie und die Beschaffenheit der zum Stoff herabgezogenen und sich ihm einverleibenden Thätigkeiten untersucht. Einzelwesen, die bloss gestaltet sind, ohne einen höhern Grad der Vereinzelung und Beseelung erfahren zu haben, gehorchen auch allein der allgemeinen Naturkraft: ihr Leben ist kein anderes als das allgemeine. Geht ihre Gestalt verloren, so verschwinden sie aus der Reihe der Einzelwesen, ohne dass sie den Tod erleiden. So alle Salze und mineralische Erzeugnisse, deren Mischungs-Verhältnisse bei der Gestaltung bloss geändert werden, ohne dass der Stoff solche Verwandlung erlitte. Allmählich und oft unmerklich wird, hauptsächlich durch die Einwirkung der allgemeinen Naturthätigkeiten, durch Licht, Wärme und Elektricität der Stoff verfeinert und das Einzelwesen zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gesteigert."

Vorzüglich beschreibt S. dann die Merkmale der organischen Körper; als das erste hebt er hierbei das Gewebe hervor, das aus Kügelchen und Blättchen hervorgegangen, meist zellig sei.

Schon ziemlich genau ist die Lehre der Thromben, von ihm noch Polypen genannt, abgehandelt und namentlich die Aetiologie genau und ohne Einseitigkeit erörtert. Ueberhaupt ist das Buch reich an interessanten Details, welche man in den neueren Werken dieser Disciplin nicht mehr findet, die aber noch heute Beachtung verdienen.

Bekanntlich hat Tulasne den Pilz als die Ursache des Mutterkorns nachgewiesen. Sprengel unterscheidet einen Staub- und einen Krebsbrand. Bei ersterem enthielte das Korn bloss Stärkemehl, aber keinen Kleber, es errege einen brennenden, scharfen Geschmack im Schlunde und Munde, dass aber von dem Genusse die Kribbelkrankheit entstünde, könnte nicht mit Gewissheit nachgewiesen werden. Von diesem schwarzen oder Staubbrand müsse man jedoch den Krebsbrand unterscheiden. Dieser gäbe dem Korne kein Ansehen von schwarzem Staub, sondern es würde missfarbig, und nähme einen stinkenden Geruch an. Wenn jener, der Staubbrand, aus lauter kleinen kugeligten Bauchpilzen bestünde, so enthielte die zweite Art eine Menge Aufgussthierchen, Vibrionen, die man wohl als Ursache der Krämpfe angesehen, welche auf den Genuss solchen Getreides gefolgt seien.

Sprengel citirt die in chirurgischer Beziehung interessante Beobachtung Larrey's, wonach nämlich in Syrien die Wunden, von Larven blauer Fliegen gereizt, schneller zur Eiterung und Vernarbung kämen.

Die einseitigen Specialisten und Enthusiasten des Realismus, welche jetzt sogar dafür agitiren, den Schülern der Realschulen den Tempel des Aeskulap aufschliessen zu wollen, möchten folgende ausgezeichnete Apostrophe Sprengel's beherzigen:

„Je einseitiger und isolirter Jemand irgend ein Fach der menschlichen Kenntnisse bearbeitet, ohne eine ästhetische Erziehung genossen oder sein Gefühl für's Schöne jeder Art ausgebildet und verfeinert zu haben, desto enger begrenzt bleibt auch allzeit sein Horizont, desto schiefer wird der Gesichtspunkt, aus welchem ein solcher Gelehrter alles ausser seiner Wissenschaft betrachtet, desto weniger gesund kann seine Seele und sein Körper dabei bleiben. Dnrch das Studium der schönen Künste wird der Geschmack und durch den Umgang mit der Welt die Urtheilskraft und der eigentliche Charakter des Menschen gebildet. Der Gelehrte, welcher bei seinem isolirten Studium jene vernachlässigt, verstimmt seine Seele und schadet seiner Gesundheit am meisten. Das Gefühl für's Schickliche und für's wahrhaft Nützliche geht verloren: die Ideen werden excentrisch und passen gar nicht in die Ordnung der Dinge: man legt auf nichtswürdige Kleinigkeiten einen Werth und hat keinen Sinn für's Grosse, man wird menschenscheu, furchtsam und unempfänglich für alles andere, ausser dem eigenen engen Wirkungskreise. Je anhaltender die Seele sich ausschliessend mit einem Gegenstande beschäftigt, desto unfähiger wird sie dieser Vorstellung in der Folge wieder loszuwerden. — Daher fixirt sich endlich die Idee, die bis dahin die Seele am meisten beschäftigte, unterdrückt alle übrigen und erzeugt dergestalt eine Anlage zum Wahnsinn, welche sich oft nur dadurch zu erkennen gibt, dass man für nichts Empfänglichkeit hat als für einen einzigen Gegenstand."

Allgemeine Therapie.

Diese so hochwichtige Disciplin, von der Sprengel mit Recht behauptet, dass sie, als „Philosophie der Heilkunde" nur langsame Fortschritte machen könne, hat, verglichen mit den übrigen Doctrinen, verhältnissmässig die wenigsten Bearbeiter gefunden und dazu das sonderbare Schicksal gehabt, in den letzten zwanzig Jahren sogar aus dem Lectionsverzeichnisse der Universitäten verschwunden zu sein; auch der Messkatalog hat seit vielen Jahren keine neuen Lehrbücher oder Compendien gebracht. So gross die Vortheile sind, welche die noch herrschende naturwissenschaftliche Medicin der Wissenschaft geleistet hat, so können Einem ebensowenig die üblen Folgen entgehen. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten und es hiesse einen Mohren weiss waschen wollen, wenn man eine Schule, welche viel genützt hat, so schildern wollte, als habe sie nur genützt. War es nicht eine natürliche Folge, seitdem das Experiment in den Vordergrund trat und ihm sogar die Prärogative vor der Beobachtung eingeräumt wurde, war es nicht zu natürlich, dasselbe auch klinisch zu verwerthen?

Die allgemeinen therapeutischen Principien, wie sie seit Jahrtausenden sich das Bürgerrecht erworben und allen Systemen und Schulen zum Trotz bei allen besseren Aerzten sich erhalten hatten, kamen daher allmählich ausser Cours, und an ihre Stelle trat das therapeutische Experiment und dann die Schablone. So konnte es denn gar nicht ausbleiben, dass die allgemeine Therapie unterging und keine neuen Bearbeiter fand. Die culturhistorische Strömung unterstützte diese Richtung. Denn auch auf dem Gebiete des socialen Lebens und der Politik, wo früher das Axiom „justitia est fundamentum regnorum" galt, in der Theorie wenigstens anerkannt, wenn auch in Wirklichkeit nicht immer gehalten wurde, war statt dessen das Utilitätsprincip, die sogenannte Realpolitik, die, von den Gesetzen des Rechts und der Moral losgelöste Diplomatie, und die Politik von Fall zu Fall

getreten. In ähnlicher Weise bildete sich dann in der Medicin, welche jetzt eine Ehre darin suchte, die reine Naturwissenschaft zu sein, statt der allgemeinen Therapie eine ganz neue Disciplin aus, die ärztliche „Polytechnik“, oder die „therapeutische Versuchsstation“, die jüngst sogar ihr eignes periodisches Organ gegründet hat; an die Stelle der Naturheilkraft und des organischen Vermögens, von Innen heraus die Krankheit zu besiegen traten die Polypharmacie, die Antiseptica, Bandagen und Maschinen.

Unter solchen Umständen bietet freilich augenblicklich die allgemeine Therapie nur ein paläontologisches Interesse dar. Da sie aber ihre Auferstehung feiern und die Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit sich wieder Bahn brechen wird, so müssen wir vom historischen Standpunkte aus Protest gegen jene einseitige Auffassung einlegen, ohne ihren Nutzen zu verkennen.

Sprengel's Institutionen der „allgemeinen Pathologie“ bilden eine der glänzendsten Partien dieses Werkes. Sein hippokratischer Standpunkt spiegelt sich darin auf's Klarste wieder, und die allgemeinen Maximen und Principien der besten Aerzte aller Zeiten und aller Völker sind von ihm mit grosser Meisterschaft zusammengestellt. Jedem, nach festen therapeutischen Anhaltspunkten am Krankenbett suchenden, Arzte wird es stets eine fruchtbare Quelle wahrer Belehrung und beständiger Anregung zum Aufbau dieser, den Arzt erst zum wahren Künstler machenden, wichtigen Disciplin sein.

Den Werth der allgemeinen Therapie schlägt Sprengel sehr hoch an, er stellt sie der Mathematik gleich, wie diese dem Architekten und Schiffer Regeln vorschreibe, so die allgemeine Therapie ebendieselben, aus rationellen Principien hervorgegangene, dem Arzt. Dadurch unterscheide sich der Heilkünstler vom Quaksalber, dass er bei der Heilung der Krankheiten dieser Regeln sich immer bewusst sei. Obgleich derselbe nun stets die Absicht haben müsse, den Gesetzen dieser Disciplin sich zu unterwerfen, so könne er, in Fällen, wo das Wesen der Krankheit verborgen oder die Ursachen derselben unbekannt, genöthigt sein zu dem seine Zuflucht zu nehmen, was die Erfahrung lehre oder was nütze oder schade. Zuerst aber sei stets zu untersuchen, ob überhaupt eine Heilung stattfinden könne. Ueberflüssig aber und schädlich sei jeder Heilversuch, wo durch Hülfe der Natur die Krankheit zur Gesundheit zurückgeführt würde. Jede officiöse Geschäftigkeit sei in solchen Fällen schädlich, weil sie in das Wirkungsvermögen der Natur eingreife und schlimme Folgen daraus entstehen könnten. Schon den Hippokratikern sei es bekannt gewesen, dass die Natur selbst die Wege erfinde, keines Lehrers bedürfe und das Schuldige ohne Vorschriften thue und durch sich selbst die Menschen gesund mache, wenn nicht vorher etwas schlecht gemacht worden, und dass die, keinen Arzt gebrauchenden Kranken öfters gesund würden. In diesem Sinne hätten Gid. Harvey, Stahl, Friedrich Hoffmann und Peter Camper die Heilversuche für überflüssig erklärt. Wenn daher bei solchen Krankheiten, in denen die Natur selbst heilt, der Heilkünstler nichts weiter unternähme, sondern den Winken der Natur folge und die Ernährung überwache, so sorgt er weit besser für das Wohl des Kranken, als wenn er eine zu grosse Thätigkeit entfalte, und er fördere die Kunst selbst, welche mit Recht für die Dienerin der Natur gehalten werde.

Sprengel entwickelt dann eingehend die Grundsätze, die bei jeder Heilung einer Krankheit vom Arzte innegehalten werden müssten. Vortrefflich sind die verschiedenen Hindernisse auseinandergesetzt, welche den Heilungen der Krankheiten im Wege stehen. In erster Linie rechnet er hiezu die Nachlässigkeit und Sorglosigkeit des Staats, der Pfuscher und Quaksalber dulde und denselben erlaube, Krankheiten zu heilen. In einem solchen Staate müsse die Arzneikunst der Verachtung anheimfallen und könne

den Kranken keinen Nutzen verschaffen; denn der grosse Haufe des Volkes würde immer mehr von den Charlatanen angezogen, welche prahlerisch die Gesundheit sicher versprechen, als von dem bescheidenen Arzte, welcher der Grenzen seiner Kunst sich bewusst, Niemanden zu täuschen wage.

Was würde Sprengel von dem heutigen Staate sagen, der es nicht bloss für gut befunden hat, die Wuchergesetze aufzuheben, was nur eine andere Form für die Wiedereinführung des mittelalterlichen Raubrittersystems ist, sondern auch den Quaksalbern dieselben Rechte einräumt, wie den studirten Aerzten, mit alleiniger Ausnahme des Rechts, sich „praktischer Arzt" nennen zu dürfen? Würde er es nicht für sehr natürlich finden, wenn unter solchen Verhältnissen die göttliche Kunst zu Grunde ginge?

Ein zweites Hinderniss findet er dann in den Vorurtheilen des Volkes, der Rohheit, mangelhaften Erziehung, fehlerhaften Geistescultur und Unwissenheit und in den Vorurtheilen der Einzelnen, in der Unachtsamkeit der Krankenwärter.

Sehr viel aber läge an den Aerzten selbst, wenn sie sich in der Diagnose irrten, das Krankenexamen nicht sorgfältig genug anstellten, von Schulansichten sich leiten liessen. Ja selbst die Gelehrsamkeit, wenn sie auch den Arzt ziere, erweise sich oft als ein Schaden, weil sie als ein Hinderniss sich für den Arzt herausstelle, richtig zu beobachten. Auch dadurch würden viele Heilungen verhindert, dass die Aerzte zu viele Arzneimittel anwendeten, zu sehr nach neuen haschten und der Gifte zu uneingeschränkt sich bedienten.

S. verbreitet sich eingehend über das Krankenexamen und untersucht dann sehr genau die Heilkräfte der Natur. Als das heiligste Gesetz müsse von den Aerzten angesehen werden, „dass der Arzt der Krankheiten die Natur sei". Eine Art und Weise, vermittelst deren die Naturkräfte die Krankheiten heilen, beruhe auf dem allgemeinen Gesetze, dass nach jeder Aufregung ein Nachlass eintrete. Dies genüge schon, um spontan die Heilung vieler Krankheiten herbeizuführen.

S. lässt sich dann über die Indicationen, über die Indicantien und Contraindicantien, über die Indicata aus. Unter diesen stellt er die Diät oben an, räth die einfachen und gebräuchlichen Arzneien den zusammengesetzten, neuen und fremden vorzuziehen, und bemerkt, dass es besser sei zu wissen, was ein Mittel bewirke, als auf welche Weise es reagire. Alle Indicationen theilt er in drei grosse Classen, je nachdem sie bei Krankheiten der Reproduction, der Irritabilität oder der Sensibilität in Betracht kommen. In dem speciellen Theile untersucht er die zu ändernde Cohärenz der festen Theile, was durch die adstringirende und erschlaffende Methode geschieht; die Lebenskräfte werden verändert durch die stärkende, reizende, metasyncritische, beruhigende und antiphlogistische Methode. Auf die Qualität oder Quantität der Säfte lässt sich dadurch einwirken, dass man die Richtung der Säfte verändert, die Bewegung des Blutes und der Säfte beschleunigt, letztere entleert, dass man das, was in den ersten Wegen sich befindet, beweglich macht, dass man Brechen erregt, abführt, Diarrhöen befördert, diaphoretisch einwirkt, die Sputa zu lösen sucht, widernatürliche Säfteergüsse regulirt und die Secretionen überwacht. Bei jeder einzelnen Methode gibt er an, wann sie indicirt und contraincidirt und auf welche Weise sie auszuführen ist.

Wenn S. die Euthanasie, welche für sich eine Wissenschaft ist, unter der allgemeinen Therapie abhandelt, lässt sich dies nicht vertheidigen.

Sehr nachahmungswerth ist sein Rath, jeden Sterbenden mit der Hoffnung auf ein ewiges Leben, auf die Unsterblichkeit des Geistes zu trösten. Diese Ueberzeugung sei die grösste Wohlthat Gottes und der Triumph der Hu-

manität. Es sei dies nicht sowohl die Pflicht des Priesters als vielmehr des Arztes, weil die Kranken zu letzterem in der Regel mehr Vertrauen hätten als zu ersterem.

Dagegen müssen wir seine Weisung, sobald der Arzt eine tödtliche Prognose gestellt hat, dieselbe dem Kranken mitzutheilen, unbedingt verwerfen.

Der Missbrauch, welcher mit den Blutentziehungen getrieben wird, hat bewirkt, dass man von einem Extrem in's andere verfiel und sich derselben beinahe gar nicht bedient. Ich rede nicht von den wenigen tüchtigen Praktikern, welche sich den Satzungen der herrschenden Schule niemals unterwarfen. Die Ansichten, welche Sprengel über die Blutentziehung entwickelt, sind aber sehr rationell; sie können nicht verfehlen, später, wenn auch modificirt, bei allen besseren Aerzten wieder die massgebenden zu werden.

Die antiphlogistische Methode besteht in der Verminderung und Beschränkung der zu grossen Hitze und in Verlangsamung des Blutandrangs; in gewisser Beziehung steht sie mit der besänftigenden und anfeuchtenden Methode in Verbindung. Die antiphlogistische Methode wirkt aber nicht auf ein und dieselbe Weise. Durch Zunahme der Haut- und Lungenperspiration wird der Körper kälter gemacht. Alles, was die Hitze besiegt, wirkt auch abkühlend, so die Säuren, die Neutralsalze, die Kälte selbst, endlich alles, was die Reize des Blutumlaufes herabsetzt, so die Entleerung der Sordes aus den ersten Wegen, die Besänftigung der Schmerzen, die Beruhigung der Leidenschaften, die zweckmässige Diät. Eine zu grosse Anspannung der Kräfte, welche sich durch die Hitze äussert, stört die heilsamen Naturbestrebungen, die Kochung und die Krisen und stürzt den Kranken in Gefahr, wenn man die Hitze nicht verringert. Daher ist es von der grössten Wichtigkeit, nicht bloss in Entzündungen, sondern auch in exanthematischen Fiebern und anderen continuirlichen, vor und in der Akme, die antiphlogistische Methode anzuwenden, um die Krisen vorzubereiten. Contraindicirt ist sie, wenn man die Hitze verringern will, bevor man versucht hat, die erregenden Ursachen zu entfernen. Denn in der Hitze selbst liegt etwas Heilsames, durch dessen Hülfe die Naturbestrebungen ausgeführt werden.

Am sichersten wird die Hitze vermindert, wenn man alles vermeidet, was die Blutgefässe reizt. Daher ist dieselbe Diät, wie bei der beruhigenden Methode inne zu halten. Sehr sorgfältig muss die Luft des Krankenzimmers erneuert werden; sie darf weder unrein, noch zu warm sein; denn ebenso wie verdorbene Luft das Fieber vermehrt, so besänftigt es reine Luft. Die Kissen dürfen nicht zu sehr wärmen. Als Speisen dienen die leichtetesten aus dem Pflanzenreiche und Getränke, welche gelind auf den Darmkanal und die Nieren wirken. Geistige Aufregungen müssen besänftigt, auf den Schlaf oft hingewirkt werden; die Wallungen des Blutes stimmt man entweder durch eine Venaesection oder durch örtliche Blutentziehung herab. Von inneren Mitteln wirken das essigsaure Blei und Calomel am besten. Sehr unterstützt wird diese Methode dadurch, dass man die Secretionen zu befördern sucht; oft wird dies durch Opium und warme Bäder erzielt. Was die Blutentziehung selbst betrifft, so wirkt sie als Heilmittel, entweder dadurch, dass der Reiz damit aufgehoben wird oder dass die Theile von dem sie erdrückenden Reize des zuströmenden Blutes befreit werden.

Doch ist S. durchaus nicht dafür, selbst bei vorhandener plethora vera Blutentziehung vorzunehmen. Anders ist es, wenn ein, mit solcher Behafteter, von Entzündung befallen wird; S. verwirft es, einen vollen und harten Puls als Indication für Blutentziehungen zu benutzen und ebenso die Ansicht derer, welche rathen, dieselben so lange fortzusetzen, bis er diesen

Charakter verloren habe. Ersteres passt nur, wenn alles Uebrige dazu auffordert. Oft ist aber bei einer Lungenentzündung, welche eine Blutentziehung erfordere, ein weicher, und in der Apoplexie ein intermittirender Puls und er hebt sich erst wieder, nachdem die nöthige Blutquantität entzogen worden ist. Die crusta phlogistica allein kann niemals eine Indication bilden; auch wenn sie nicht vorhanden ist, kann es nöthig sein, eine Blutentziehung zu wiederholen, und dieselbe zu unterlassen, wenn sie vorhanden.

Eine Venäsection muss vorgenommen werden bei einer activen, von Fieber begleiteten Entzündung, wenn sie Organe von hoher Dignität ergreift, wenn der Körper kräftig und der Krankheitsgenius entzündlicher Natur. Auf den Puls muss man weniger sehen, als auf die Schwere der Symptome, die heftigen Schmerzen in den Pneumonien, der Schwierigkeit zu athmen, der Angst und der Brustbeklemmung; kleiner, zusammengezogener Puls, ein blasses Antlitz, kalte Glieder, grosse Schwäche, bilden bei einer activen Entzündung, wenn der Krankheitsgenius entzündlich, keine Contraindication, ebenso wenig Ohnmachten. Auch muss man die Zeit der Krankheit nicht zu ängstlich berücksichtigen. Wenn bei passiven rheumatischen Entzündungen und Katarrhen die Blutentziehungen entbehrt werden können, so konnten doch bei dem epidemischen Katarrh, welcher 1782, 88 und 1803 ganz Europa überzog, die Lungenentzündungen nur durch einen Aderlass geheilt werden. Ja selbst beim epidemischen und contagiösen Typhus, in dem der Aderlass im Allgemeinen contraindicirt ist, kommen Fälle vor, in denen er angewandt werden muss, wie der, 1813 ganz Deutschland überziehende Typhus bewies. Ja selbst beim Faul- und Lungenfieber kann es nothwendig werden, ebenso bei den exanthematischen Fiebern, wie beim Scharlach. Zur Frühlingszeit herrschende Dysenterien, wenn sie von heftigen Schmerzen und unersättlichem Durst begleitet sind, können sie nothwendig machen, ebenso Puerperalfieber. Nicht stets darf sie bei der Apoplexie stattfinden; hier müssen die Ursachen, die Constitution des Kranken und sein Alter den Ausschlag geben. — Selbst Epilepsien sind durch vorsichtige methodische Blutentziehung geheilt worden, ebenso die Hydrophobie, wie Hartley bewies. Bei der floriden Lungenschwindsucht, bei welcher die Schmerzen sehr heftig sind und ein plethorischer Habitus vorhanden, ist es das beste Mittel und man kann dadurch oft der Ulceration vorbeugen. Wassersucht kann dadurch geheilt werden, wenn die lymphatischen Gefässe, durch die Geschwulst erdrückt, die Absorption nicht versehen können.

Jede Blutentziehung, welche ohne dringende Anzeigen vorgenommen wird, ist zu verwerfen. Gesunde, wie Viele rathen, um Krankheiten vorzubeugen, dürfen desshalb keine Blutentziehungen an sich vornehmen lassen; auch die im Frühlinge sind unnütz. Ebenso schadet die Venaesection im Allgemeinen in der Schwangerschaft, wenn sie auch zuweilen angewendet werden darf; contraindicirt ist die Venaesection bei Kindern und Greisen, auch ein heisses Klima steht ihr entgegen, desshalb verwarfen sie Chrysippus Cnidius, Erasistatus und Strato Berytius. Am meisten ist der Kranhheitsgenius zu beachten, ebenso die Zeit der Krankheit. Bei einer Entzündung, welche vor der Eiterung steht, oder schon in Ulceration übergegangen, darf auf keinen Fall eine Blutentziehung vorgenommen werden, sondern nur auf der Akme. Die Menge des zu entziehenden Blutes richtet sich nach der Natur der Krankheit, ihrer Schwere und dem Stande der Kräfte; bei sehr heftigen Entzündungen und einer schweren Apoplexie sind 12—20 Unzen nothwendig, weniger, bei nicht so gefährlichen Krankheiten und wo die Kräfte geschont werden müssen; 2 Blutegel pflegen 1 Unze weg zu saugen.

Semiotik.

Bereicherte er diese Wissenschaft auch nicht durch bahnbrechende Entdeckungen, so wies er doch auf Manches hin, das frühere Beobachter entweder gar nicht oder nur oberflächlich bemerkt hatten und das trotzdem für die richtige Erkennung gewisser Krankheitszustände von Bedeutung war. Dies ist vorzüglich niedergelegt in den, unter seiner Aufsicht gefertigten Dissertationen: Fabricius, „de signis, quae ex oculorum habitu petuntur" und Rückert, „de vocis et loquelae vitiis".

Er gesteht selbst zu, nur über eine eingeschränkte Erfahrung zu gebieten, aber jeden Krankheitsfall, der ihm vorgekommen, vorzüglich in semiotischer Beziehung auf's Genaueste und Sorgfältigste beobachtet und aufgezeichnet zu haben. Nicht das viel, sondern das genau Beobachten macht den Arzt.

Sein Handbuch hat nicht bloss in formeller Beziehung noch heute einen wissenschaftlichen Werth, sondern empfiehlt sich auch desshalb, weil Sprengel mit grossem Fleisse es verstanden hat, die semiotisch wichtigen Beobachtungen der alten Schriftsteller zusammenzustellen.

Für alle Zeiten beachtungswerth und von grossem philosophischem Scharfsinne zeugend sind seine, gleichsam die allgemeine Semiotik betreffenden, Aussprüche und Ansichten. Wir heben folgende hervor:

„Die Semiotik und Pathologie unterscheiden sich von einander hauptsächlich in Rücksicht der Methode, die in der einen Wissenschaft analytisch, in der anderen synthetisch ist. In der Pathologie nämlich gehen wir von den Gründen zu den Folgen über; in der Semiotik aber setzen wir sinnliche Folgen, in denen wir auf ihre Gründe schliessen. Durch die Vereinigung beider Methoden gewinnt die Richtigkeit der Kenntniss."

„Die Semiotik setzt die allgemeine Pathologie voraus, weil in der letzteren die Beziehung der Symptome auf den inneren Zustand angegeben wird. Dagegen wird die besondere Pathologie durch die Semiotik viel Licht erhalten, weil die allgemeine Beziehung der Zufälle auf den widernatürlichen Zustand der besonderen Betrachtung in einzelnen Fällen vorausgehen muss."

„Jedes Zeichen fällt zwar in die Sinne, aber es gibt hiebei dennoch einen merkwürdigen Unterschied."

1) „Manche Zeichen sind von der Art, dass sie von einem Jeden sogleich wahrgenommen werden können, ohne dass man vorher den Körper in andere Verhältnisse zu bringen genöthigt ist."

2) „Manche Zeichen setzen erst eine kunstmässige Untersuchung oder eine Veränderung voraus, die man mit dem kranken Körper und seinen Theilen vorgenommen hat, und beruhen also auf Versuchen, sowie jene auf blossen Beobachtungen beruhten."

3) „Endlich gibt es Zeichen, die bloss der Kranke wahrnimmt und womit er uns durch seinen Bericht bekannt macht."

„Den Vorzug verdienen die natürlichen, doch sind die künstlichen oft auch wichtig genug, die willkürlichen Zeichen aber muss man mit der grössten Vorsicht benutzen."

„Jedes Zeichen steht mit der bezeichneten Sache in einem ursachlichen Verhältnisse. Denn es muss ein Grund vorhanden sein, warum eine sinnliche Erscheinung eine andere Sache bedeutet und dieser Grund kann nur in einem ursachlichen Verhältnisse gesucht werden."

„Die Einsicht in den ursachlichen Zusammenhang des Zeichens und der bezeichneten Sache ist dem Arzte durchaus nothwendig, wenn er sich selbst und Andern Rechenschaft von seinem Urtheil über die Natur der Krankheit und ihre Ausgänge geben will."

„Auch ist die Erklärung dieses Zusammenhanges der eigentlich wissenschaft-

liche Theil der Semiotik, durch dessen Bearbeitung sie aufhört, blosses Gedächtniss-Werk zu sein, indem sie den Verstand und die Urtheilskraft in Thätigkeit setzt."

„Zur Erklärung des ursachlichen Zusammenhangs wird eine gründliche Kenntniss vom Bau des menschlichen Körpers, von seinen Verrichtungen im natürlichen Zustande und von seinen Krankheiten erfordert. Die Anatomie in allen ihren Theilen, besonders aber die Nervenlehre gibt uns über die Gründe mancher Erscheinungen in Krankheiten die wichtigsten Aufschlüsse. Je mehr die Physiologie und Pathologie von vorgefassten Meinungen befreit, je mehr die Theorie der Erfahrung angepasst wird, desto grössere Fortschritte muss dieser wissenschaftliche Theil der Semiotik machen."

„Unstreitig gewinnt ein Zeichen an Zuverlässigkeit, wenn man den Grund seiner Bedeutung angeben kann. Aber man würde ungerecht sein, wenn man alle solche Zeichen als falsch oder gänzlich ungewiss verwerfen wollte, von deren Grunde man zur Zeit keine bestimmte Erklärung zu geben im Stande ist."

„Am gewöhnlichsten und am sichersten zu erkennen ist das ursachliche Verhältniss zwischen dem Zeichen und der bezeichneten Sache, wenn die letztere die Ursache und das Zeichen die Wirkung ist. Denn die Ursache ist gewiss allemal da, wenn die Wirkung wahrgenommen wird; aber nicht umgekehrt muss die Wirkung immer erfolgen, wenn die Ursache gegenwärtig ist. Der während des starken Einathmens bleibende Umfang der Drosselvenen am Halse ist ein Zeichen der Unwegsamkeit der Lungen, denn er ist die Folge von dem gehinderten Eindringen des Blutes in dies Organ."

„Die zweite Art des ursachlichen Zusammenhanges zwischen Zeichen und bezeichneter Sache besteht darin, dass das Zeichen die Ursache, der bezeichnete Zustand aber die Wirkung ist."

„Man sieht leicht ein, dass diese Art des ursachlichen Verhältnisses bei weitem nicht so sicher zu bestimmen ist, und dass also die Zeichen, welche hieher gerechnet werden, lange nicht so grossen Werth haben, als die, welche zu der ersten Art gehören. Es ist ein alter Grundsatz, der hier besonders Anwendung verdient, dass die Wirkung sicherer die Ursache anzeige als die Ursache die Wirkung."

„Endlich sind nicht selten Zeichen und bezeichnete Sache gemeinschaftliche Wirkungen einer und derselben Ursache. Die letztere ist wiederum entweder die Krankheits-Ursache oder irgend ein Theil der Krankheit selbst."

„Da die Erklärung des ursachlichen Zusammenhangs des Zeichens und der bezeichneten Sache nicht überall gegeben werden kann, auch oft sehr veränderlich ist, so muss man die Wahrheit eines Zeichens in den meisten Fällen mit den Regeln der Kritik prüfen und sie nur dann annehmen, wenn die Gesetze einer guten Beobachtung dabei befolgt sind."

„Man untersuche also vor allen Dingen, wer der Beobachter war, von dem wir einen semiotischen Satz aufnehmen sollen. Ist es ein Anhänger dieser oder jener Schule, die sich durch spitzfindige Theorien und philosophische Hypothesen auszeichnete, so verdient er weit weniger Glauben, als wenn er sich zu gar keiner Schule bekannte, sondern, wie Sydenham, Zimmermann, Tissot und Wichmann, die Natur selbst, uneingenommen von Hypothesen, beobachtete."

„Man prüfe alle Umstände der angegebenen Beobachtung. Es gibt Schriftsteller, besonders unter den ältesten, die jede einzelne Wahrnehmung allgemein ausdrücken, ohne den Zeitpunkt, die Natur und besondere Art der Krankheit genau zu bestimmen, ohne uns von der Lebensart, dem Alter und anderen subjectiven Verhältnissen des Kranken Nachricht zu geben. Die semiotischen Sätze solcher Schriftsteller müssen mit der grössten Vorsicht aufgenommen werden, und wenn sie auch noch so grosses Ansehen hätten."

„Man vernachlässige auch die Rücksicht auf das Klima nicht. Zwar sagte Hippokrates mit nicht geringer Anmassung: „Meine Grundsätze gelten in Skythien wie Libyen, so gut wie in Delos!" Zwar gibt es ohne allen Zweifel semiotische Sätze, die unter jedem Himmelsstriche gelten und in allen Zeitaltern ihre Wahrheit behalten, aber sie sind doch nur mit Einschränkung gültig und müssen wenigstens durch das Klima Modificationen annehmen."

„Es kommt vorzüglich auf die Bestätigung der Wahrnehmung durch sehr viele Zeugen aus den verschiedensten Zeitaltern, Klimaten und Schulen an. Dadurch erhält ein semiotischer Satz seine historische Gewissheit. Wenn der Geruch des Schweisses nach frischem grobem Brode in Wechselfiebern überall, in allen Klima-

ten und von den verschiedensten Aerzten bemerkt worden ist, so lässt sich, wenn wir auch nicht den ursächlichen Zusammenhang deutlich zu erklären im Stande sind, kein Zweifel an der Wahrheit dieses Satzes hegen."

„Die Geschichte bleibt eine des menschlichen Geistes äusserst würdige Wissenschaft und doch beruht alle Kenntniss derselben auf der Annahme des Zeugnisses Anderer. Aber in der Medicin gibt es eine Wahrheit, die noch über die historische erhaben ist. Die empirische nämlich, die das Resultat eigener Beobachtung ist."

„Je genauer die sinnlichen Erscheinungen mit dem inneren Zustande, den sie bedeuten sollen, zusammenhängen, desto pathognomischer und sicherer sind sie. Es ist sehr zu wünschen, dass man vor allen Dingen in jeder Krankheit die pathognomischen Zeichen aufsuche und diese von den bloss zufälligen unterscheiden lerne. Petrus Camper lehrte zuerst den inneren Wasserkopf aus der niedergedrückten Lage der Augen-Zwiebel erkennen, welche letztere in der That ein sehr pathognomisches Zeichen ist."

„Die Verbindung, worin die Zeichen mit einander stehen und wodurch sie pathognomonisch werden, ist einfach. Entweder diese Zeichen sind zu gleicher Zeit vorhanden oder sie folgen auf einander."

Die Neuzeit hat bekanntlich die Semiotik ganz in Diagnostik, zum Nachtheil beider Disciplinen aufgehen lassen. Uebrigens ist jene moderne Eintheilung culturhistorisch insofern von höchstem Interesse, weil sie abermals zeigt, dass die Gegenwart nur die Gegenwart respectirt. Ja man könnte sagen, die moderne Medicin würde sich widersprechen, wenn sie die alte, historische Eintheilung beibehalten hätte. Da möchte es zeitgemäss erscheinen an folgenden Ausspruch Sprengel's zu erinnern.

„Auch die Ordnung, worin das Bezeichnete auf das Zeichen, oder dieses auf jenes folge oder beide zugleich vorhanden sind, ist von grosser Wichtigkeit und gibt einen sehr nothwendigen Unterschied der Zeichen. Man nennt sie nämlich anamnestische, wenn der bezeichnete Zustand vergangen ist, diagnostische, wenn er gegenwärtig und prognostische, wenn er zukünftig ist."

„Die Diagnostik ist die Kunst, aus vorhandenen Zeichen auf den gegenwärtigen widernatürlichen Zustand, dessen Art und subjective Modification zu schliessen."

„Daraus ergibt sich, dass die Diagnostik in der That ein Theil der Semiotik ist",

Mit Unrecht behauptet er dagegen von Wichmann, er habe sie der Semiotik entgegengesetzt, Wichmann wollte nur einen Unterschied zwischen „Diagnose" und „Diagnostik" einführen. Letztere wollte er auf den Act beziehen, vermittelst dessen an und für sich ähnliche Krankheiten von einander unterschieden würden.

Die Semiotik Sprengel's weist dann viele Krankheitszeichen nach, die man in den modernen speciellen Pathologien und den Lehrbüchern der Diagnostik, welche sämmtlich durch ein gänzliches Fehlen oder oberflächliches Abhandeln der Anamnestik und Prognostik sich kennzeichnen, vergeblich sucht.

So will ich nur auf das von ihm hervorgehobene Angeschwollensein der Drosselvenen aufmerksam machen, das er eines der wichtigsten Zeichen der anfangenden Lungensucht nennt.

Den metallischen oder Kupfergeschmack lässt er am häufigsten in Wechselfiebern vorkommen und sagt von ihm aus, dass er selbst ausser den Anfällen bleibe, die Recidive ankündige und dazu dienen könne, ein verstecktes gefährliches Wechselfieber zu erkennen, er habe ihn bei jedem Wechselfieber beobachtet. Vorzüglich ist die Semiotik des Harns abgehandelt und verdient auch heute noch die volle Beachtung trotz der Fortschritte der Chemie auf diesem Gebiete.

So bemerkt er:

„Bleibt ein Wölkchen im Urin fest stehen, ohne sich zu senken, so zeigt es verhinderte Kochung, unordentliche Bewegungen und Versetzungen der Krankheit, Neigung zu Krämpfen und den bevorstehenden Wahnsinn an. Diese Bedeutungen sind um so sicherer, je blasser und wässeriger der übrige Harn, je zäher der Zusammenhang dieses Wölkchens und je unveränderlicher es seine Stelle behält. Die Hirnwuth, das hydrocephalische Fieber, der Tetanus und die gefährlichsten Metastasen kündigen sich durch ein solches Wölkchen nicht selten an. Aber je lockerer der Zusammenhang des Wölkchens zu sein scheint, je weiter es sich, bisweilen strahlenförmig, verbreitet, desto weniger gefährlich ist seine Bedeutung."

„An die Wände des Geschirrs legen sich die opaken Theile an, indem entweder der Urin selbst mit den letzteren überladen und trübe ist, oder aus dem klaren Urin scheiden sich braune oder gelb gefärbte Körner ab, die Krystalle bilden. Diese Krystalle bestehen aus phosphoriger oder lithischer Säure mit Natrum und

Ammoniak verbunden. — Klinkosch und Tichy haben schon vor 26 Jahren gezeigt, dass die Abscheidung dieser Krystalle aus dem klaren, citronengelben Urin im Verlaufe hitziger Krankheiten ein gutes Zeichen ist, dass man die Krise der Nervenfieber mit Sicherheit erwarten kann, wenn mit feuchtem und warmem Dunste der Haut diese Krystalle erscheinen und sich zu Boden senken."

Ueber die Harnkrisen äussert er sich in folgender Weise:

„Es gibt einen kritischen Bodensatz im Harne, der zu den besten Zeichen in allen hitzigen Krankheiten gehört. Dieser ist leicht, locker und nicht ganz undurchsichtig; er schwebt mehr auf dem Boden des Gefässes, als dass er platt darauf liegen sollte. Er hat glänzende Theile in seinem Umfange, die offenbar krystallisirte Salze sind, ist von hellgelber Farbe, oben her ist sein Umfang den Gewitterwolken gleich. Der Bodensatz selbst enthält phosphorsaures Natrum, phosphorsaure Talkerde, eigenthümlichen Harnstoff und lithische Säure, ohne dass im Harne selbst eine Spur von freier Säure zu entdecken wäre. — Ein solcher Bodensatz ist in den meisten Fiebern gegen den siebenten oder neunten Tag ein vortreffliches Zeichen der verstärkten und mehr regelmässigen Abscheidung."

Beachtenswerth ist sein semiotischer Ausspruch:

„Einen unerträglichen bockartigen Geruch findet man in allen aussätzigen Uebeln; sowie in der Lustseuche fast durchgehends ein ekelhaft süsser Geruch in der Ausdünstung auffallend ist."

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, dass die grosse Oeffnung der Ader, der grössere oder geringere Bogen, den das Blut beim Ausfliessen macht, die Tiefe und Weite des Geschirrs viel zur Bildung der entzündlichen Speckhaut beitragen, so geht Sprengel in seinem Pyrrhonismuss doch zu weit, wenn er den Satz aufstellte, das Blut, so lange es noch in thätigen Gefässen umlaufe, erleide niemals eine Verderbniss, daher seien alle verschiedenen, widernatürlichen Beschaffenheiten des Blutes, die es aus der Ader gelassen, annimmt, Folgen der durch die umgebende Luft und durch die völlige Ruhe desselben bewirkten Zersetzung.

Arzneimittellehre.

Seine pharmakologische Institutionen zeichnen sich vor den zeitgenössischen Publicationen, welche oft aus vielen dickleibigen Büchern bestanden, durch Kürze, Prägnanz und Einfachheit aus. Er bringt alle Arzneimittel in 13 grosse Classen, in denen er viele Unterabtheilungen macht. Jene sind: die Mucilaginosen, Aetherisch-Oeligen, Harzigen, die Bitteren, die Adstringentien, die Narcotica, die Spirituös-Aetherischen, die Säuren, die Alkalien, die Neutralsalze und Erden, die Brennbaren, die Metalle.

S. befolgt also eine fast rein chemische Eintheilung, was dem Charakter der damaligen Zeit, in der die Chemie einen ungeahnten Aufschwung genommen und die Entdeckungen Lavoisier's eine ganz neue Aera inaugurirt hatten, entsprach.

Er unterscheidet die Pharmakologie, unter der er die theoretischen Anschauungen über die Kräfte der Medicamente versteht, von der Materia medica, die für ihn die Erfahrungswissenschaft über die Wirkungen der Arzneimittel bei der Heilung der Krankheiten ist.

Er statuirt ferner einen Unterschied zwischen Heilmitteln (remedia) und Arzneimitteln (medicamenta). Zu ersteren rechnet er Alles, was die Kräfte des Körpers so verändert, dass es Gesundheit herbeiführt. Dazu gehören die eigenen Bewegungen des Körpers, die Affecte, die Sinnesacte, der Einfluss des Willens, Speise und Trank, Schlaf und Wachen, dann die ganze Natur, der Wechsel der Luft und der Winde, die Elektricität, die klimatischen Unterschiede, die Einwirkungen der Luft u. s. w. Im engeren Sinne

müsse man die Pharmakologie die Disciplin von den Hülfsmitteln der Kunst nennen, welche auf organische oder chemisch-dynamische Weise eine heilsame Wirkung auf den kranken Körper hervorbringen.

Zu den Nahrungsmitteln zählt er Alles, was von den organischen Bestandtheile in den menschlichen Körper übergeht und dazu dient, den Organismus zu erhalten. Die Medicamente aber, meint er, veränderten eher die Kräfte des Körpers, anstatt von ihnen verändert zu werden, sie gehen nicht in unsere Natur über und dienten nicht zur Bildung des Organismus. Indessen ist er der Ansicht, dass es einige gäbe, welche zwischen beiden stünden. Ebenso könne man verschiedene Dinge ebenso gut zu den Arzneien als den Giften zählen.

So sehr es Anerkennung verdient, dass man in neuerer Zeit sich bemüht hat, die physiologischen Wirkungen der Arzeimittel zu ergründen und daher spontan an die Stelle des bisherigen Namens der Materia medica die Bezeichnung von Pharmakodynamik getreten ist, so wenige und unbedeutende Resultate haben sich daraus für's Krankenbett ergeben. Man könnte jetzt eine wissenschaftliche und praktische Arzneimittellehre annehmen, von denen die erstere nur Bedeutung hat für den Lehrer, der sie vorträgt und den Studenten, so lange er sein Examen noch nicht gemacht, die letztere aber nur den praktischen Arzt angeht.

Da Sprengel bei seiner grossenGelehrsamkeit und seinem kritischen Skepticismus es in seinen „Institutionen" nicht unterliess, die Wirkung der Arzneimittel so zu beschreiben, wie sie von den grössten Heilkünstlern aller Völker und Zeiten erprobt war, so bieten sie noch jetzt dem Praktiker einen Schatz von Goldkörnern.

Ueber das Opium lässt er sich folgendermassen aus: Opium beruhige und schwäche die Sensibilität, wie es in allen Theilen die Irritabilität errege. Dies gehe aus seiner unmittelbaren örtlichen Wirkung hervor. Eine reine Opiumlösung entzünde die Conjunctiva, auf die blossen, von Blennorrhöe befallenen Theile applicirt bringe sie sogleich Schmerz hervor; wenn entzündete Theile mit Opium bedeckt würden, gehen sie in Brand über, wenn es lange der Haut aufliege, erzeuge es Blasen, Röthe und sogar Erysipelas. Und es fände diese excitirende Wirkung nicht bloss beim äusseren Gebrauche statt, sondern es werde auch bei dem inneren beobachtet, dass es die Herzbewegungen zuerst vermehre, den Puls stärker, härter und voller mache, die Hitze befördere, die Secretionen, namentlich die Galle antreibe, die Muskelbewegungen lebhafter mache. Mit vollem Rechte nenne daher Sydenham es das grösste Cardiacum, was sich in der Natur vorfinde; er gab es Kranken, deren Puls kaum noch zu fühlen war, deren Kraft ganz danieder lag und sogleich sah er die Kräfte und den Puls sich heben. Einige hielten dies freilich für eine secundäre und zufällige Wirkung, weil durch die vom Opium erschlaffte Haut der Blutpuls stärker gemacht würde oder die spirituösen und aromatischen Zusätze diesen Effect hervorbrächten. Aber es sei die Erschlaffung der Haut als eine secundäre Wirkung aufzufassen und das reine Opium bringe dieselben Resultate hervor als das in Tincturen verabfolgte.

Dies seien die primären Wirkungen, ihnen schlössen sich die secundären an, welche in der Herabsetzung und Verringerung der Sensibilität beständen. Dass dies aber nicht unmittelbar geschehe, sondern nur durch die vorher erregte Irritabilität, gehe daraus hervor, dass Opium dem Nerven unmittelbar applicirt die Schmerzen vermehre. Desshalb würden die, welche in Krankheiten Opium nehmen, nicht immer von den Schmerzen befreit und vom Schlafe ergriffen, sondern es fände gerade das Gegentheil statt. Auch sei nicht leicht die besänftigende Wirkung in nördlichen Klimaten zu erwarten.

Daher müsse man das Opium in zweierlei Absichten anwenden, einmal um die Kräfte anzuregen, namentlich um die Irritabilität zu vermehren, sodann um die Sensibilität herabzusetzen, ihre ungleiche Vertheilung auszugleichen und die normale Stimmung vermittelst der erhöhten Hautsecretion wieder herbeizuführen. Es schade das Opium bei Stuhlverstopfung, schlechter Verdauung, vorhandenen Sordi-

däten, bei vollem, starkem und schnellem Pulse, es schade überall, wo eine materielle Ursache von Schmerzen, Krämpfen und anderen Unordnungen vorhanden sei, die zuerst entfernt werden sollte, bevor man durch eine fälschlich erhöhte Irritabilität die Sensibilität herabsetze.

Unter den Krankheiten, in denen das Opium gegeben werden dürfte, müssten die perniciösen, mit Nervenzufällen und Krämpfen verbundenen kalten Fieber genannt werden; es sei gut die Tinctur mit Spiritus sulphurico - aethereus kurz vor dem Anfall zu reichen. Die remittirenden nervösen Fieber verlangten die Anwendung des Opiums, wenn beständiges Wachen mit Abspannung der Nerven, krampfhaftem Pulse, trockener Haut und blassem Urin den Kranken herunter bringe. Niemals aber dürfe es zu Anfang der Krankheit oder, wo die Kräfte zu aufgeregt, der Puls anhaltend voll, stark und hart sei, angewandt werden.

Bei Entzündungen nütze Opium niemals, ausser, wenn sie aus Schwäche hervorgehen, zu denen die gehörten, welche die nervösen und putriden Fieber begleiten, ferner die rheumatischen Entzündungen und die Begleiter von kachektischen Zuständen. Hiebei gewähre Opium in Verbindung mit Calomel die einzige und beste Hülfe. Auch bei hartnäckigem Rheumatismus und solchem, welcher edle Eingeweide in Entzündung versetze, erweise Opium mit Campher oder Sulphur. aurat. und Tart. stib. sich am nützlichsten. Der spontane Brand bei heruntergekommenen Greisen erfordere den Gebrauch des Opiums mit der peruanischen Rinde, Moschus und Ammonium carbonico-pyro-oleosum.

In acuten exanthematischen Hautkrankheiten nütze das Opium, wenn die Eruption durch Krampf der Haut verhindert wird, wenn ihr Tonus blass sei, der Puls schwach, oft und unregelmässig, ein anhaltender Frost stattfände oder nachdem die Eruption schon erfolgt, das Exanthem keinen regelmässigen Verlauf nähme. Dann verbinde man das Opium mit Zincum oxydatum, mit Moschus und Campher, mit Serpentaria, Calomel, Goldschwefel, je nach den Umständen. Blutungen erforderten die Anwendung des Opiums, wenn sie von Krämpfen ausgehen oder durch eine hypochondrische und hysterische Disposition bedingt sind. Beim Blutspeien, Blutbrechen und Gebärmutterblutungen nütze das Opium ganz vorzüglich in Verbindung mit der Mixt. sulphurico - acida oder der Tinct. Cinnamom. oder der Tinctura aromatico - acida. Ebenso bewähre es sich bei anderen Profluvien; bei der rheumatischen Dysenterie, die mit keiner Entzündung verbunden sei und keine sordes habe, werde namentlich im Anfange mit vorzüglichem Erfolge das Opium gegeben; die beste Verbindung sei hier mit Ipecacuanha. Bei der nervösen, bösartigen oder fauligen Ruhr bewähre es sich in Verbindung mit Arnica, Moschus und Campher.

Schmerzen erforderten die Anwendung des Opiums, wenn sie aus geschwächter Lebenskraft oder ungleicher Vertheilung der Sensibilität periodisch wiederkehrten oder so heftig wären, dass sie den Kranken in Gefahr brächten; contraindicirt sei aber der Gebrauch des Opiums bei, durch eine materielle Ursache hervorgerufenen, Schmerzen, oder durch Gastricismus und Ueberfluss von Blut bedingten. Sehr vorsichtig müsse man mit diesem Mittel bei den durch die Gicht verursachten Schmerzen sein; denn es wäre sehr schädlich, wenn die Gelenkkrankheit activ und zur Unterstützung der Natur die sehr heftigen Schmerzen entstanden seien.

Aber in der herumziehenden, atonischen Gicht, wo die Kräfte fehlen, um die Krisen herbeizuführen, nütze ganz vorzüglich das Opium in Verbindung mit Ammonium carbonicum, Moschus, Aconit und Guajac. Die nervöse, durch atonische Gicht oder Bleivergiftung hervorgerufene Kolik erheische die Anwendung des Opiums. Bei den, durch die Syphilis hervorgerufenen Schmerzen sei die beste Verbindung mit Schwefel oder Antimon. Bei Krämpfen müsse man es anwenden, wenn eine krampfhafte Diathese vorhanden, sie durch Verkältung entstanden oder aus unterdrücktem Rheumatismus und Hautkrankheiten entsprungen wären; es schade aber stets, wenn eine materielle Ursache vorliege, die durch ausleerende Mittel entfernt werden müsste; im Tetanus nütze es mit Moschus und Alkalien und lauen Bädern, beim krampfhaften Asthma mit Zincum oxydatum; in hysterischen Affectionen, bei Dysphagie helfe oft nur die tinct. theb. in Verbindung mit tinct. Valerianae und Naphta Aceti.

Ebenso detaillirt ist das Calomel und die anderen wichtigen Heroen unter den Arzneimitteln abgehandelt, und kaum dürfte es eine Arzneimittellehre geben, wo mit gleicher sachlicher Ausführlichkeit, formeller Prägnanz uud Kritik die differentielle Casuistik geschildert wurde.

Specielle Pathologie.

Es ist eine landläufige Meinung, dass Sprengel als Arzt sehr unbedeutend gewesen sei. Isensee, der so viele falsche Thatsachen und Ansichten in Umlauf gebracht, hat sehr dazu beigetragen, diese Legende beinahe zur allgemein geltenden zu machen. Woher er die von ihm mitgetheilte Notiz, Sprengel habe das Scharlach bei seinem eigenen Sohne nicht erkannt, bezogen hat, ist nicht zu ermitteln, da Isensee die Quelle nicht angibt. Es ist daher noch gar nicht einmal ausgemacht, ob diese Anekdote auf Wahrheit fusst. Jedenfalls ist man, auch wenn sie wahr, nicht berechtigt, hieraus den Schluss zu ziehen, Sprengel habe als Arzt nichts geleistet. Welcher Arzt, auch der beste, irrt nicht, welcher irrt nicht am ersten und leichtesten, wenn er die Seinigen behandeln soll?

Um ihn als solchen zu würdigen, können allerdings seine Schriften uns allein den Massstab nicht an die Hand geben. Denn seine Feinde könnten mit Recht behaupten, es kann einer sehr gut und vortrefflich über Krankheiten und ihre Heilungen schreiben, und kann doch am Krankenbett nichts weniger durch seine Diagnosen und Therapie glänzen, ein guter Theoretiker bedingt nicht zugleich einen guten Praktiker. Sehr wichtig wäre es daher, das Urtheil seiner Zeitgenossen, welche Sprengel noch selbst als Arzt thätig gesehen haben, herbeizuziehen. Mir ist es leider nicht gelungen, das, eben hierüber Licht verschaffende, Material aufzufinden und herbeizuziehen. Vielleicht leben noch einzelne Schüler von ihm, welche berufen sind, über diesen Punkt Licht zu verbreiten. Vorläufig bleibt daher nichts anderes übrig, als seine Schriften zur Richtschnur unseres Urtheils zu nehmen.

So müssen wir denn freilich zugeben, Sprengel verrichtete keine bahnbrechenden Arbeiten auf klinischem Gebiete, auch seine historischen Schriften verrathen an manchen Stellen, wie seine praktische Ausbildung und seine Leistungen als Heilkünstler nicht im Verhältnisse zu seinem colossalen Wissen und seiner gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit standen.

Trotzdem geht aber aus eben den Schriften hervor, dass er den hippokratischen Grundsätzen, zu denen er sich im Anfange seiner Laufbahn bekannte, niemals untreu wurde, dass er in seinem, von Systemen durchwühlten, Zeitalter niemals, wie doch so viele ausgezeichnete Aerzte, sich von einer Secte blenden liess, dass er vielmehr unter den Bekämpfern des Brownianismus, thierischen Magnetismus, der Homöopathie stets in erster Linie sich befand.

Ist es anzunehmen, dass ein Arzt, welcher eine so vortreffliche allgemeine Therapie schrieb, über das Thun und Lassen am Krankenbette so ächt praktische Maximen und Principien entwickelte, die noch jeden Arzt, der sich ihrer bedient, zum glücklichen Praktiker am Krankenbette machen, dass ein solcher Arzt dieselben in seiner eigenen Praxis verläugnet habe, muss sich einem Jeden vielmehr nicht die Ueberzeugung aufdrängen, dass Sprengel, das Muster eines Wahrheit liebenden Arztes, seine theoretisch ausgesprochenen Principien am Krankenbette auf's Getreuste beobachtete?

Kann man es für möglich halten, dass ein Mann, welcher die beste Apologie des Hippokrates geschrieben hatte, bei dem, sozusagen, die Lehren desselben, die letzteren zu einem so glücklichen Arzte machten, gleichsam zu Fleisch und Blut geworden waren, am Krankenbette seinen grossen Meister verläugnet hätte? Nein, ein Arzt, der, wie Sprengel, öffentlich erklärte, jede reelle Erweiterung seiner Wissenschaft zu benutzen, ohne

gerade jede vorübergehende Meinung anzunehmen oder sich zu der modischen Barbarei der Sprache herabzulassen, welcher völlig gleichgültig gegen das Urtheil der Parteien war und den nur der Beifall solcher Aerzte glücklich machte, die der Genialität d. h. der Nachbeterei jener Tage noch nicht das reine Gefühl für Wahrheit und Brauchbarkeit aufgeopfert hatten, nein, ein solcher Arzt, der musste auch am Krankenbette so handeln, wie er dachte. Und wenn dem so ist, dann fällt nicht bloss Alles weg, was den Verdacht erregen konnte, Sprengel sei ein mittelmässiger Arzt gewesen, sondern im Gegentheil wir sind gezwungen uns zu der Ansicht zu bekennen, dass er sich auch am Krankenbette als ein trefflicher Heilkünstler gezeigt habe.

Noch eins wollen wir hervorheben. Muss nicht allein der Umstand, dass seine Institutionen der speciellen Pathologie gar keine specielle Therapie enthalten, Jeden überzeugen, Sprengel habe die allgemeine Therapie als das Wesentliche, als die Richtschnur des ganzen ärztlichen Handelns angesehen? Wer von seinen Zeitgenossen schrieb damals eine specielle Pathologie, ohne sie zugleich mit einer speciellen Therapie zu verbinden? Wer thut es aber nicht noch heute? Man vergleiche doch einmal Sprengel's pathologische Institutionen mit Hufeland's Enchiridion!

Sollte einmal die allgemeine Therapie, wie wir hoffen, wieder ihre Auferstehung feiern, wir sind überzeugt, Sprengel's Beispiel wird dann wieder Nachahmung finden und man wird zu der Ansicht gelangen, es sei unnöthig, bei jeder Krankheit eine Menge von Heilmethoden und Heilmitteln anzugeben, wenn man der allgemeinen Therapie als Compasses sich bedient und danach strebt, jeden einzelnen Fall ätiologisch und individualisirend zu heilen.

Der grosse Erfolg, den Sprengel mit seinen „Institutionen" hatte, die vielen Auflagen, welche sie erlebten, waren wohlverdient. Denn vor allen gleichzeitigen, denselben Gegenstand behandelnden Büchern, zeichneten sie sich durch grosse Einfachheit, Klarheit und compendiöse Kürze aus. Dazu war er einer der wenigen, welcher stets Rücksicht auf die pathologische Anatomie nahm.

Ebenso einfach und übersichtlich ist auch das von ihm gewählte System, obgleich es, wie alle natürlichen Systeme, seinem Zwecke nie ganz entsprechen kann. Er theilt alle Krankheiten in 7 Hauptclassen: Fieber, Entzündungen, Hautkrankheiten, Krankheiten der Ausleerung, schmerzhafte Krankheiten, Nervenkrankheiten und Kachexien; darunter hat er wieder zahlreiche Unterabtheilungen. Die Schwächen dieses Systems sind so in die Augen springend, dass wir nicht nöthig haben, sie weiter hervorzuheben. Es ist durchaus unlogisch, eine besondere Classe von schmerzhaften Krankheiten anzunehmen und unter diese bloss die Gicht, den Antlitzschmerz, den Magenkrampf, die Kolik und die Steinbeschwerden zu rechnen. Gibt es nicht eine Menge von Leiden, die ebenso und noch schmerzhafter sind als diese von ihm ausgewählten und die von ihm anderen Classen untergeordnet wurden? Ist der Rheumatismus etwa weniger schmerzhaft als die Gicht? Trotzdem behalten die Institutionen der speciellen Pathologie einen bleibenden Werth. Denn sie sind mit einer scharfen Kritik abgefasst, und alle Krankheiten sind so geschildert, dass das gesammte, damals bekannte wissenschaftliche Material bei ihnen berücksichtigt wurde; und eben dieses historisches Fundament wird stets die Veranlassung sein, sie zu berücksichtigen.

Wenn Sprengel bei den einzelnen Krankheiten einmal das Gebiet der Therapie vorübergehend berührt — wir machen besonders hierauf auf-

merksam — ist es ihm stets darum zu thun, dieselbe auf physiologischer Grundlage aufzubauen und allgemeine Principien zu gewinnen.

Hervorheben wollen wir hier nur seine meisterhafte Schilderung der Harnruhr, welche man in den meisten damaligen speciellen Pathologien nur sehr oberflächlich oder gar nicht abgehandelt findet. Manches, was er dort sagt, möchte noch heute Berechtigung finden, da ja auch jetzt noch über dem Wesen und der Therapie der Krankheit ein Schleier liegt.

S. macht folgende Bemerkung: „Die gänzlich verschlossene Ausdünstung gibt Veranlassung zu ihr; daher man durch verhinderte Einsaugung und beförderte Ausdünstung das Uebel sehr erleichtern, wo nicht ganz heben kann. Die verhinderte Ausdünstung und verstärkte Einsaugung erklärt zum Theil die grosse Menge des ausgeleerten Harns."

Seine Ansichten über die Heilsamkeit des Fiebers sind von ächtem Skepticismus getragen und dürften als solche zu bezeichnen sein, die, wenn sie auch mit vielen Modeansichten im Widerspruche sich befinden, der Erfahrung am meisten entsprechen. Er äussert sich folgendermassen:

„Hieraus erhellt zum Theil schon, was von der Heilsamkeit und Wohlthätigkeit des Fiebers zu halten sei. Es zeigen sich freilich während und nach der Fieberhitze mehrere thätige Symptome, die aber aus den vorgetragenen Gründen nicht für durchaus wohlthätig, sondern nur für nothwendige Folgen der vermehrten Erregung gehalten werden können. Stahl und Stoll, die das Fieber als die Folge der wohlthätigen Bemühungen der Natur erklärten, mussten auch desswegen es für beständig heilsam ansehen und die nachtheiligen Wirkungen aus den Hindernissen erklären, welche der freien Wohlthätigkeit der Natur entgegenstehen. Und es lässt sich nicht läugnen, dass auffallende Anstalten von der Natur zur Heilung der Krankheiten, vermittelst der Fieber, getroffen werden. Die langwierigste Kachexie, die hartnäckigste Nervenkrankheit, die durch keine Kunst bezwungen werden können, hebt öfters ein einziger Fieberanfall aus dem Grunde. Die beschwerlichsten Arbeiten der Natur, z. B. das Zahnen werden am besten durch das Fieber unterstützt. Und der Verlauf des Fiebers selbst überzeugt uns von seiner Heilsamkeit. Im Anfang fehlt die Esslust, es stellen sich Uebelkeit und eine Menge anderer Zufälle der leidenden Werkzeuge der Verdauung ein, welche beweisen, dass die innere Stärke der Kraft vermindert ist, während die Empfänglichkeit für Reize vermehrt worden. Es entstehen gegen das Ende des Fiebers Ausleerungen von mancherlei Art, vermöge welcher das Fieber entschieden wird, oft auch blosse Absätze auf andere Theile, die gleichsam das Fieber beendigen."

„Dagegen kann man wieder nicht in Abrede stellen, dass eine Menge schädlicher Wirkungen die Folgen dieser sogenannten wohlthätigen Natur-Bemühungen sind. Wie oft ist das Erbrechen in Gallenfiebern nachtheilig geworden! Wie oft entstand eine Entzündung oder ein Abscess des Gehirns! Und, wenn auch diese Thatsachen noch eine andere Erklärung zulassen, so erscheinen dennoch viele Entscheidungen ohne vorgängige merkliche Erhöhung der Kräfte. Hier scheint demnach bloss durch die Krankheit entschieden zu werden, dass die Ursache zu wirken aufhört. In anderen Fällen hört die Krankheit auf, auf den ganzen Körper ihre Wirkung zu äussern, und wirkt in der Folge nur auf einen einzelnen Theil, welche Eigenschaft von sehr zufälligen Dingen, von Klima, von der Witterung u. s. w. herrührt und dadurch die Heilsamkeit der sogenannten Natur-Bemühungen sehr einschränkt. Bei diesen neu entstandenen örtlichen Zufällen wird die Ausdehnung der Erregung desto mehr gemindert, je grösser die Zunahme ihrer inneren Stärke ist, und je mehr die örtlichen Entmischungen und Ausleerungen der Säfte die Summe der Krankheitsreize vermindern. Auch müssen wir noch auf einen anderen Grund sehen, der aus den nothwendigen Gesetzen der Erregbarkeit entlehnt ist. Jede erhöhte Erregung geht nämlich, sich selbst überlassen, und nach Entfernung der Reize, in Verminderung der Thätigkeit und endlich in indirecte Schwäche über. Erhält sie sich im Abnehmen auf der normalen Stufe, so kann Genesung erfolgen, sonst aber hat man in der Folge mit dem entgegengesetzten Zustande zu thun. Es kommt also, wenn die Fieber heilsam sein sollen, darauf an, dass die Entfernung der Reize und die Abnahme der erhöhten Erregung allmählich erfolge, damit die Erregung auf der normalen Stufe bleibe. Wenn

dagegen, bei Abnahme der Stärke, die Empfänglichkeit erhöht ist, so kann diese directe Schwäche dadurch endlich aufhören, dass dauernde Reize, bessere Nahrungsmittel und andere Umstände den Mangel der Stärke wieder ersetzen und dergestalt das aufgehobene Gleichgewicht beider Factoren der Erregbarkeit wieder herstellen. Sich selbst überlassen kann aber dieser Zustand desto weniger heilsam werden, je mehr er schon mit indirecter Schwäche in einzelnen Theilen des Körpers gemischt ist."

Hygiene.

Wenn die Neuzeit sich in der Behauptung gefällt, ihr gebühre die Ehre, die Geburt dieser Disciplin geleitet zu haben, so ist es für den Geschichtskundigen wohl kaum nöthig, das Absurde dieser Wahnvorstellung nachzuweisen. Die Hygiene ist so alt wie die Medicin. Dem 18. Jahrhundert verdankt sie ihr Wiederaufblühen, und waren es hauptsächlich Deutsche, welche sich die grösste Mühe gaben, sie zu popularisiren.

Unter diese gehört Sprengel in erster Linie und muss gleichzeitig mit Samuel Gottlieb v. Vogel, Hufeland und Peter Frank genannt werden.

Sprengel's Bescheidenheit brachte es mit sich, nur auf den Gebieten productiv selbst aufzutreten, wo er grosse wissenschaftliche Lücken antraf; fand er dagegen Werke vor, die seiner Ansicht nach allen Erwartungen entsprachen, so vermass er sich nicht, noch ein besseres verfassen zu wollen, sondern begnügte sich damit, wenn sie in anderen Sprachen erschienen waren, sie zu übersetzen und, wenn thunlich, mit Anmerkungen zu versehen.

Sinclair's vierbändiges „Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens" hatte mit Recht in der ganzen Gelehrtenwelt eine überaus warme Theilnahme gefunden, da der Verfasser, ein moderner Cornaro, an sich selbst die Richtigkeit seiner Lehren bewiesen hatte. Sinclair, ein berühmter statistischer Schriftsteller, in den schottischen Hochlanden 1754 geboren, wie uns Sprengel berichtet, genoss in seinen jüngeren Jahren und während seines Aufenthalts in seinem Vaterlande einer Gesundheit, zu der seine gute Constitution, die einfache Lebensart und die Abhärtung des Körpers, eine Folge des Klimas und körperlicher Arbeiten, berechtigten. Aber sein darauf folgendes Leben in der Hauptstadt, die naturwidrige Ueppigkeit und Anstrengungen des Geistes schwächten seine Gesundheit allmählich so sehr, dass er schon den Anfang der Auszehrung erlitt. Da entschloss er sich noch zur rechten Zeit, verständige Aerzte zu Rathe zu ziehen, unter denen einer ihm empfahl, alle Arznei bei Seite zu setzen und die strengste, einfachste Lebensweise zu beobachten. Er befolgte diese Regeln mit so gutem Resultate, dass er in wenigen Monaten seine Kräfte und seine Gesundheit vollkommen wieder erhielt. Dieser glückliche Ausgang bewog ihn, die Vortheile einer guten Lebensordnung seinen, unter ähnlichen Umständen leidenden Mitmenschen darzuthun. Es las alles, was über Diätetik überhaupt und ihre einzelnen Theile insbesondere geschrieben war.

Sprengel hat nun, indem er alles Ueberflüssige wegliess, die vier Bände zu einem zusammengezogen und diejenigen Theile der Diätetik, welche von Sinclair gar nicht berührt waren, wie z. B. die Kleidung, die Bäder, die Befriedigung des Geschlechtstriebes selbst verfasst.

Diese Capitel bilden den Glanzpunkt des Buches und was er hier discutirt, hat noch heute seine volle Gültigkeit.

Ueber den Cölibat lässt er sich folgendermassen vernehmen:

„Die Erfahrung lehrt, dass sogenannte Hagestolze (das heisst Männer, die nach ihrem 40. Jahre noch unverheirathet bleiben) so wenig am Geiste als am Körper vollkommen gesund sind. Ein selbstisches, eigensinniges, auf Kleinigkeiten bedachtes Wesen, übertriebene Leckerhaftigkeit und Verweichlichung pflegen Hagestolze zum Umgang unfähig und oft unerträglich zu machen: Der Hagestolze hängt mit keinen sanften Banden an der menschlichen Gesellschaft; wenn er nur seinen eigensinnigen Neigungen nachhängen kann, so mögen neben ihm Hunderte zu Grunde gehen, so mag das Vaterland, so mögen seine nächsten Verwandten Noth leiden: kalt und ungerührt sieht er dem Verderben zu; denn er behält doch so viel, dass er seinen Wein und seine Leckereien bezahlen kann. So werden die liberalsten Jünglinge oft, wenn sie im ehelosen Stande ihr 40. Lebensjahr erreicht haben, die unerträglichsten Egoisten. Daher schloss die helvetische Republik in früheren Zeiten die Hagestolzen von öffentlichen Aemtern aus; daher unterwarf schon Kaiser August den ehelosen Stand einer drückenden Abgabe, der sogenannten dos uxoria, um davon arme Mädchen ausstatten zu können."

„Der Hagestolz weiss kein weibliches Herz zu schützen, er ahnt nicht,

„welch einen Schatz von Treu und Liebe
der Busen einer Frau bewahren kann."

„Feile Geschöpfe und seine eigennützige, engherzige Haushälterin geben ihm den Massstab an, nach dem er das ganze Geschlecht beurtheilt. Es ist ihm nur ein Werkzeug seiner Lust oder seiner Bequemlichkeit; ohne Begriff von der hohen Würde dieses Geschlechts, wird er ein Störer der Familienruhe, ein Feind der ehelichen Treue und Glückseligkeit, ein Verführer der Unschuld und oft ein Schlachtopfer der Krankheit, die wie eine Pest im Finstern umherschleicht."

So verderblich der ehelose Stand auf das Gemüth des Menschen wirkt, ebenso nachtheilig ist er für die körperliche Gesundheit. Schon Celsus und Galen leiten von ihm beim männlichen Geschlechte allerlei üble Folgen her, und man kann nicht läugnen, dass Trägheit aller Verrichtungen, Erschlaffung der Muskeln, Stumpfheit der Sinne, Stockungen im Unterleibe und die Hypochondrie mit ihrem ganzen Gefolge weit öfter das Antheil der Hagestolzen als glücklich verheiratheter Männer sind. Schon die regelmässige Lebensart der letzteren, ihre Gemüthsruhe, ihre häusliche Zufriedenheit schützen sie vor den Krankheiten, die durch Unordnungen in der Diät, durch gespannten Gemüthszustand und durch Unzufriedenheit mit dem Schicksale erregt werden. Bemächtigen sich des Gemüths nun noch Misstrauen gegen die Menschen, Geiz und ängstliche Sorgen, so ist es begreiflich, wie weit kränklicher der Hagestolze sein muss, als der verheirathete Mann."

„Beim weiblichen Geschlechte zeigen sich die Folgen des ehelosen Standes desto verderblicher, je zarter, sanguinischer und blutreicher das Frauenzimmer ist. Auch hier scheinen diese Folgen vom Körper auszugehen. Trägheit in den Verrichtungen und Bewegungen, Stockungen der Säfte, besonders in den Zeugungswerkzeugen, sind gar nicht seltene Folgen des ehelosen Standes, die sich dann durch Unordnungen in der monatlichen Reinigung, durch weisse Flüsse, durch Bleichsuchten, Geschwülste der Eierstöcke und Verhärtungen der Brüste äussern. Was ist gemeiner als die Bemerkung, dass Krebsgeschwüre und Verhärtungen weit mehr das schreckliche Loos alter Jungfern, als verheiratheter Weiber sind? Dass Nonnen am häufigsten von Geschwülsten der Eierstöcke leiden, und dass bleichsüchtige Jungfrauen durch die Ehe oft glücklich geheilt werden."

„Vorzüglich nachtheilig ist die Unterdrückung des Geschlechtstriebes, wenn man die Befriedigung desselben sonst gewohnt war. Daher leiden junge gesunde Wittwen doppelt; und der Kampf der Vernunft und Sittlichkeit mit dem Naturtriebe zerrüttet oft mit ihrer Gesundheit zugleich ihr Gemüth. Wie oft trägt die Sinnlichkeit auch über die Vernunft der Besseren und Gebildeteren den Sieg davon? Wie oft sehen wir sie Handlungen begehen, vor denen sie bei grösserer Ruhe erröthen würden? Wie oft sah man bei geistlichen Vestalinnen, unter dem Deckmantel der Religion, Uebungen, die nur auf Erregung und Befriedigung der Sinnlichkeit abzweckten? Wie spielte, wenn die armen Religiösen in ihren Andachtsübungen sich ganz vom Stoffe losgewunden zu haben wähnten, der unbemerkte Leib auch eine Rolle? Und wie erstaunlich nachtheilig wirkte diese unnatürliche Anstrengung der Einbildungskraft auf das Nervensystem."

„Es ist daher unbegreiflich, wie man sich an der Natur so versündigen konnte, den ehelosen Stand zu einer Religionspflicht zu machen; wie man den klaren Vorschriften Christi und seiner Apostel so sehr widersprechen und die Geistlichen zum Cölibate zwingen konnte. Die Natur hat sich fürchterlich gerächt. Die

schrecklichsten Laster sind aus diesen heiligen Hallen hervorgegangen: das Verderben des Mittelalters, die unsägliche Lüderlichkeit jener finstern Zeiten ist eine Folge davon, und die scheusslichste aller Krankheiten ward, nach neueren Untersuchungen, hauptsächlich durch das ehelose, ausschweifende Leben der Geistlichen erzeugt."

Gerichtliche Medicin.

Die gerichtlich-medicinischen Institutionen Sprengel's können nur einen compilatorischen Werth beanspruchen, da er selbst weder theoretisch, noch praktisch in dieser Disciplin productiv war. Für die damalige Zeit empfahlen sie sich durch ihre compendiöse Form bei reichem Inhalte und durch die übersichtliche Anordnung und Verarbeitung des weitläufigen Materials.

Hervorgehoben zu werden verdient, dass Sprengel die Ansicht vertritt, wie in derselben Weise, als die gerichtliche Medicin den Schlussstein des ganzen medicinischen Studiums bilden müsse und kein Arzt an das Erlernen derselben herantreten möge, nachdem er nicht zuvor alle übrigen Theile der Medicin in sich aufgenommen habe, auch dies keinem Juristen gestattet sein solle, welcher nicht den ganzen Umfang der Medicin kennen gelernt habe. Das könne in unserer Zeit aber nur ein, mit einem Conring'schen Genie versehener, Jurist. Daher hält er es für überflüssig und vergeblich die Juristen in dieser Disciplin zu unterrichten und nach dem Beispiel von Alberti, Valentin und Masius Bücher zu verfassen, deren sich die Rechtsgelehrten zur Entscheidung von gerichtlich-medicinischen Fällen bedienen sollen.

Die
deutschen Reformatoren der Geburtshülfe.

Johann Georg Röderer.

Literatur.

Diss. exhib. Thesium medicarum decadem duplam. Argent. 1750. — Diss. de foetu perfecto, pro Licent. ibid. 1750. c. fig. — Rec.: Comment. de rebus in scient. nat. etc. Vol. I P. I, pag. 92. — Vogel's medic. Bibl. 1. Band, p. 166.

Programme: De axi pelvis sub muneris Prof. auspiciis. Goett. 1751. — Rec.: G. g. A. J. 1751 p. 41. — Observationum medicarum de suffocatis satura ib. 1755. — Rec.: Comment. de rebus in scient. nat. Vol. IV, p. 636. — Vogel's med. Bibl. B. I. p. 493. — Observationes de genitalibus virorum, ib. 1758. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, p. 358. — De cadaveribus infantum morbosis, ib. 1758. — Rec : Vogel's med. Bibl. B. IV, p. 364. — De foetu, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, p. 366. — De animalium calore, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, p. 464. — De ulceribus utero molestis, ib. eod. — De cerebro, ib. eod. — De ossium vitiis, ib. 1760. — Animadversiones de taenia, ib. eod. — De arcubus tendineis musculorum originibus, ib. eod. — Continuatio animadvers. de arcubus tendineis, ib. eod. — Observationes de morsu canis rabidi sanati, ib. eod. — Animadversiones de febre ex intermittente continua, ib. eod. — Observationes de infantibus in partu suffocatis, ib. eod. — Observationes de submersis aqua, ib. eod. — Observ. de phthisi infantum nervosa, ib. 1762. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. V, p. 89. — De cerebri scirrho, ib. eod. — De hydrope ovarii, lb. eod. — Rede: De artis obstetriciae praestantia, quae omnino eruditum decet quin imo requirit. Gott. 1751. — Rec.: G. g. A. J. 41. — Protectoratsrede über die Knechtschaft und Gewalt der Aerzte. —

Von Röderer theils selbst ausgearbeitete Dissertationen, theils, dem Inhalte nach, sein ganzes geistiges Eigenthum: Diss. de ictero illoque speciatim, quo infantes recens nati laborant; habita a Jo. Jac. Vaetterli. Gotting. 1753. — De uteri scirrho. Resp. J. G. C. Hirschfeld, ib. 1755. — Rec.: Comment. de rebus in scient. nat. Vol. VII, p. 42. Vogel's med. Bibl. B, III, S. 776 — Diss. exhibens nonnulla muscularis motus momenta. Resp. J. Fr. Kühn, ib. 1755. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. III, S. 75. — De vi imaginationis in foetum negata, quando gravidae mens a causa quacunque violentiore commovetur, publici juris facta. Petropoli, 1756. — Diss. inaug. utrum naturalibus praestent variolae artificiales? Resp. H. A. Nissen. Gott. 1757. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV,

S. 87. — Diss. inaug. de temporum in graviditate et partu aestimatione. Resp. J. Fr. Dietz, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 278. — Diss. inaug. de secretione, habita a J. Fr. Grund, ib. 1758. — Diss. inaug. de non damnando usu perforatorii in paragomphosi ob capitis molem. Resp. H. D. Winiker, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 466. — Diss. inaug. de oscitatione in enixu. Resp. J. D. Lapehn, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 468. — Diss. inaug. sistens paralipomena de vomitoriorum usu. Resp. D. P. Rosenbach, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 469. — Diss. inaug. de catarrho phthisin mentiente. Resp. C. D. Sternberg, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 467. — Diss. inaug. de pathologia physiologiam informante sive de morbosa hominis natura. Resp. G. W. Witte, ib. 1759. — Diss. inaug. de raucitate. Resp. Jac. Samuel, ib. eod. — Rec.: Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 541. — Diss. inaug. de partu laborioso, ib. 1760. Cujus unica autem solum modo observatio typis expressa est. Resp. D. Müller. — Diss. inaug. de rhachitide. Resp. G. L. Hansen, ib. 1762. — Diss. inaug. de causis frequentiae morborum et mortium inter cives in sedibus bellorum. Resp. J. Th. Glaue, ib. eod. — De morbo mucoso. Resp. J. H. C. G. Wagler, ib. eod. — Rec.: Commentar. de rebus in scientia naturali et medicina gest. Vol. XIII, p. 517. — Im Jahre 1808 wurde das Buch „morbus mucosus“ zweimal in's Französische übersetzt von Poulin (Lyon) und Leprieur (Paris). Der Recensent der Göttinger Gelehrten Anzeigen macht hierzu folgende Bemerkung: „Eine bald ein halbes Jahrhundert alte Göttinger Inaugural-Dissertation hat nicht nur die Ehre gehabt, dass der in so grossem Ansehen in Frankreich stehende Pinel in der dritten Auflage der vor uns liegenden „Nosographie philosophique“ ihren wesentlichsten Inhalt als Muster der Darstellung und Behandlung einer wichtigen Fiebergattung umständlich auszog, sondern dass zwei Uebersetzungen davon auf einmal in französischer Sprache erscheinen. Eine in der That merkwürdige Erscheinung. Dort ist das allerdings ein erfreuliches Vorwärtsschreiten. Ist es aber nicht eine wahre retrograde Tendenz, die man in Deutschland so fürchtet, dass man nie schnell genug in Neuerungen aller Art hineinstürzen kann, wenn unsere jetzigen deutschen Aerzte Schriftsteller so gediegenen Inhalts nicht mehr lesen und benützen, aus denen gerade sie so viel Brauchbares lernen und so viel Stoff zum Nachdenken und Vergleichen erhalten könnten? Die Göttinger Epidemie passt allerdings nicht in die jetzt unter uns herrschenden Ansichten, aber das müsste sie gerade interessanter machen, wenn man nicht sich der Einseitigkeit hingeben und aller Prüfung entsagen will.“ —

Unter seiner Aufsicht liess R. folgende Dissertationen ausarbeiten: Diss. inaug. de partu praeternaturali, quem sine matris aut foetus sectione absolvere non licet operatori, habita ab Andr. Lindemann. Gott. 1755. — Diss. inaug. de funiculi umbilicalis deligatione non absolute necessaria. C. L. Schael, ib. eod. — Diss. inaug. de signis foetus vivi et mortui. W. L. Chudden, ib. 1756. — Diss. inaug. de causis necessario mortem in partu inferentibus. B. L. Zeis, ib. eod. — Diss. inaug. de versionis in extrahendo partu praestantia et adminiculis. H. N. Kienmann, ibid. 1757. — Diss. inaug. de sign. graviditatis aestimatione. G. W. Stein, ib. 1760.

Als besondere Werke erschienen: Elementa artis obstetriciae. Gott. 1753, zweite Ausgabe 1759, 8. Elementa art. obstetr. in usum auditorum denuo

edidit, nec non praefatione et annotionibus instruxit Henr. Aug. Wrisberg. In's Französische übersetzt erschien das Lehrbuch: Paris, 1765. 8. — Italienisch: Elementi di Ostetricia tradotti e corredati di figure in rame da Giuseppe Galletti, Professore d'ostetricia etc. Firenze 1795. 4. In's Deutsche wurde das Buch übersetzt von Dr. Henkenius, Phys. zu Boxberg. Jena, 1793. 8., mit Zusätzen und Anmerkungen von Stark; auch Henkel's „Abhandlung der Geburtshülfe" Berlin, 1761, 8., ist eine fast wörtliche Uebersetzung des Röderer'schen Werkes. Rec.: G. g. A. J. 1753, p. 221. — Vogel's med. Bibl. erste Ausgabe B. I, S. 328, zweite Ausgabe B. IV, S. 340. — Comment. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. II, p. 644, Vol. VIII, p. 265. — Observationum medicarum de partu laborioso decades duae I et II, ib. 1756, 4. — Rec.: Comment. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. VII, 45. Vogel's med. Bibl. B. III, S. 346. — Icones uteri humani, ib. 1759, c. f. aen. fol. — Rec.: Comment. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. VIII, p. 495. — Vogel's med. Bibl. B. IV, S. 445. — Opusculorum medicorum Tomus I, 1763 et II, ib. 1764. 4. Enthält die meisten der angezeigten Programme und Dissertationen, fälschlich ist die Doctordissertation von Hensler „Tentaminum et observationum de morbo varioloso satura" dort Röderer zugeschrieben. Rec.: Vogel's med. Bibl. B. VI, S. 175. — In den „Commentariis Societatis Regiae Scient. Gottingensis" veröffentlichte Röderer folgende Abhandlungen: Comment. de mola, 1752, T. II, p. 354. — Rec.: Comment. de rebus in Scientia natural ect. 1753 Vol. II, p. 711. — Comm. de communicatione uteri gravidi et placentae, 1753, T. III, p. 397. — Rec.: Comm. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. IV, p 199. — Comm. de pondere et longitudine infantum recens natorum, 1754, T. III, p. 410. — Rec.: Comment. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. IV, p 199. — Foetus parasitici descriptio, 1754, T. IV, p. 136. — Rec.: Comment. de rebus in Scientia naturali ect. Vol. V, p. 624. — Folgende Abhandlungen von ihm erschienen in den Göttinger gelehrten Anzeigen: Monstri descriptio, 1755, num. 58. — Abdomen et cerebrum ursi descriptio, 1755, n. 123. — Capitis vitulini monstrosi descriptio, 1756, n. 58. Ursi anatome praecedentis continuata. — Renis singularis ex duplici descriptio. — Monstrum ovinum sex pedum, 1756, n. 152. — Inoculatio variolarum Gottingae instituta impensis Soc. Reg. Scient. et lecta dissertatio de variolarum inoculatione, 1757, n. 20, 137. — Trichuridum vermium in hominis intestinis ante non observatorum descriptio, 1761, n. 25. — Fasiola truttae intestinalis et muris hepatica, 1762, n. 61. — De acubus, ventriculis anserino et gallinaceo sine noxa infixis, 1763.

Sein Leben beschrieben: Boerner, Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetzt lebender berühmter Aerzte und Naturforscher in und um Deutschland. Wolfenbüttel, 1753. III. B. S. 124—36; — Kaestner, dessen Elogium, abgedruckt in Roederer's opuscula medic.: — ein Anonymus in „Commentarii de rebus in Scientia naturali et Medicina gestis" Vol. XII, p. 369; — Louis las am 18. April 1765 in der französischen Akademie Röderer's Eloge; Pütter in seinem „Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von Göttingen". Göttingen 1765, 8. S. 58 bringt kurze Angaben über Röderer's Leben. — Der literarische Nachlass von letzterem befindet sich auf der Entbindungsanstalt in Göttingen.

Diejenigen, welche die optimistische Anschauung haben, die ganze Menschheit erfreue sich fortwährend einer steigenden Culturentwicklung,

irren sich ebenso als die, welche einen beständigen Fortschritt der Wissenschaften zeitlich und räumlich annehmen. Die Weltgeschichte wie die Wissenschaft bewegen sich eben nicht auf einer geraden Linie. Als Gesetz dürfte vielmehr gelten, dass jeder Fortschritt auf irgend einem Culturgebiete von einem gleichzeitigen Rückschritte auf einem anderen begleitet sei. Freilich wollen diejenigen, welche die Neuzeit für das Eldorado aller Vollkommenheit halten, hiervon nichts wissen. Stiegen sie in die Geschichte zurück, so würde diese sie lehren, dass die Gegenwart, in Bezug auf Culturentwicklung, denselben Charakter wie die Vergangenheit hat, und unseren Nachkommen später in demselben Lichte erscheinen werde, wie uns jetzt unsere Vorfahren. Es ist nun einmal menschlich, mehr Augen für die Lichtseiten der Gegenwart und mehr für die Schattenseiten der Vergangenheit zu haben, anstatt zu erkennen, dass eine principielle Verschiedenheit nicht stattfindet. Wundern wir uns daher nicht über den Typus dieser Culturentwicklung, welcher nie ein anderer sein wird. Ein stetiger Fortschritt, welchen einige optimistische Philosophen der Geschichte entdeckt zu haben wähnten, wird dann erst eintreten, wenn alle Menschen Methusalems Alter erreichen sollten. So lange aber, wie jetzt, alle dreissig Jahre ein neues Menschengeschlecht die Schaubühne der Welt betritt, wird die natürliche Folge davon die sein, dass eine jede neue Generation der vorhergehenden im Grunde so ähnlich ist wie ein Ei dem andern, sowohl auf scientifischem als intellectuellem Gebiete, aus dem einfachen Grunde, weil Geist, Talente, Wissenschaften nicht erblich sind, sondern jeder einzelne Mensch in seiner geistigen Entwicklung stets wieder von vorn anfangen muss. Gerade diese typische Aehnlichkeit bewirkt, dass nach Aussen hin dieselbe Unähnlichkeit auftritt. So finden wir z. B., dass, während die eben vorhergehende Generation in religiöser Beziehung im Ganzen aufgeklärt war, die gleich darauf folgende, also die Söhne und Töchter der frei denkenden Eltern, in religiösen Aberglauben und Obscurantismus versunken sind. Kein Zeitalter ist daher absolut entweder im Fort- oder im Rückschreiten begriffen. Dies findet vielmehr stets nur relativ statt, wenn man, wie es doch nothwendig ist, die ganze Cultur berücksichtigt. Doch — dies geben wir gern zu — unterscheiden sich die verschiedenen Zeiten dadurch von einander, dass in einigen die meisten Wissenschaften eines gleichmässigen Aufschwungs sich erfreuen, in anderen dagegen nur die Künste, dass in einigen die körperliche Entwicklung eines Volks mehr in den Vordergrund tritt, in anderen mehr die geistige, dass in einigen Handel, Gewerbe und Industrie eine ungeahnte Blüthe erreichen, in anderen ein Volk intellectuell gross, moralisch aber versunken oder sein Gemüthsleben verkümmert und engherzig erscheint. Die geistige Blüthezeit eines Volkes tritt dann ein, wenn gleichzeitig auf allen Culturgebieten die Factoren des Fortschritts die des Rückschritts beträchtlich überwiegen. Bei den Deutschen fand dies im 18. Jahrhundert und im ersten Viertel des 19. statt. Ob unsere politische Grösse, welche wir, wenn freilich auch nur durch Blut und Eisen und grosse Opfer erkauften, eine neue geistige Blüthe uns bereiten wird, ist eine Frage, welche die Zukunft selbst erst beantworten kann. Bis jetzt liegt nichts vor, welches auf die Realisirung dieses Wunsches hindeutet. Wie die deutsche Medicin und Chirurgie während jenes genannten Zeitraums ihr classisches Gewand anzog, so erreichte auch die Geburtshülfe ihre höchste Blüthe. Letzteres kann uns insofern Wunder nehmen, als diese Doctrin sich von ersteren beiden dadurch unterschied, dass sie zu ihren Ahnen nicht wie jene ein classisches Alterthum hatte. Denn geburtshülfliche alte Classiker besitzen wir nicht. Jene konnte sich erst entwickeln, als die Vorurtheile des Alters und Mittelalters, welches letztere männliche Geburtshülfe sogar mit dem Tode bestrafte,

verschwunden waren, und universell gebildete Aerzte die Entbindungskunst zu cultiviren anfingen.

Die deutsche Geburtshülfe aus dem Zustande eines verachteten Gewerbes und schmutzigen Handwerks zu einer edlen Wissenschaft und Kunst erhoben zu haben, ist das unsterbliche Verdienst von Johann Georg Röderer. Denn Er legte den Grund des Gebäudes, dessen Krönung später auszuführen das Schicksal Boër, Wiegand und Naegele vergönnte.

Johann Georg Röderer wurde zu Strassburg im Elsass den 15. Mai 1726 geboren. Sein Vater bekleidete die ansehnliche Stellung eines Rathsherrn; seine Mutter war die Tochter des Pastors Froereisen, welcher als Pfarrer an der Nikolaikirche und Canonicus zu St. Thomas fungirte. Die Eltern waren früh bedacht, ihrem talentvollen Sohn Unterricht in den Elementargegenständen zu Theil werden zu lassen. Nachdem er das, damals eines hohen Rufes sich erfreuende, Gymnasium seiner Vaterstadt acht Jahre lang besucht hatte, war er in seinem vierzehnten Jahre bereits so weit vorgeschritten, die Universität beziehen zu können. Jeder, welcher die herrliche Selbstbiographie Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ gelesen, weiss, dass damals die Universität, so wie das ganze Leben in Strassburg, ihren deutschen Charakter rein erhalten hatten. Die medicinische und juridische Facultät waren es namentlich, welche auf die deutschen Studenten eine grosse Anziehungskraft ausübten und vorzugsweise waren es Norddeutsche, welche dort ihre Studien machten. In dem lieblichen im Elsasser Dialekt geschriebenen und auch von Goethe kritisirten Lustspiel „Pfingstmontage“ spielt ein Bremer Student die Hauptrolle. Eben dieser deutsche Charakter der Universität war aber das festeste Bollwerk des Deutschthums im Elsass. Die Französisirung begann erst, nachdem die Akademie aufgehoben war. Ja, die Franzosen der damaligen Zeit betrachteten Elsass, wenn es auch politisch zu Frankreich gehörte, als ein wesentlich deutsches Land. Dies geht aus den Worten Louis' hervor, des französischen Biographen Röderer's. Als er von dessen begonnenen akademischen Studien berichtet, setzt er hinzu: „c'est ainsi que l'on nomme dans les universités étrangères l'application aux connaissances qui exigent une certaine maturité d'esprit et qui sont enseignées par des professeurs d'un ordre distingué. On y cultive les langues savantes non par une étude sèche, pénible et qui n'exerce que la mémoire mais par des instructions, qui en montrent toutes les beautés et les délicatesses.“ Beinahe 5 Jahre lang trieb R. auf's Eifrigste die vorbereitenden und philosophischen Wissenschaften. Damals würde jeder Student selbst im Elsass es für ein Verbrechen gehalten haben, sofort, wenn er die Universität bezogen, sich dem Brodstudium in die Arme zu werfen; Jeder betrachtete es auch dort als eine heilige Pflicht, nachdem er auf dem Gymnasium in den philologischen Wissenschaften einen tüchtigen Grund gelegt, die ersten Jahre auf der Hochschule sich mit den schönen Wissenschaften, der Philosophie und der Mathematik zu beschäftigen.

Heute, wo in dem neuerstandenen deutschen Reiche von freier Selbstentwicklung des Individuums nicht mehr die Rede ist, sondern der omnipotente Staat in souveräner Vormundschaft die Recepte der geistigen Küche verfasst, ist von schönwissenschaftlichen und philosophischen Studien überhaupt keine Rede mehr und für das Mass der naturwissenschaftlichen Kenntniss sorgt eine genau vorgeschriebene Regulative und das tentamen physicum.

Unser Röderer zeigte auf der alma mater denselben unermüdlichen Fleiss als auf dem Gymnasium; bei Schöpflin hörte er Geschichte und lateinischen Stil, bei Heupel und Scherer griechische Classiker, bei

Witter Logik, bei Scherz Mathematik, bei Greuel Naturlehre, bei Böhm Philosophie, bei Lorent Dogmatik und bei Stöber Hebräisch. Nach beinahe fünfjährigem Studium wandte er sich seiner Fachwissenschaft zu. Sachs, Eisenmann, Böckler, Grauel, Behr, le Riche und Fried wurden jetzt seine Lehrer. Behr gehört zu denjenigen Aerzten, welche sich auch auf dem Parnassus Lorbeeren erwarben. In den damaligen Militärhospitälern beschäftigte R. sich eingehend mit Chirurgie, trieb unter Fried's Leitung geburtshülfliche Praxis und schloss mit ihm Freundschaft für's ganze Leben. Nachdem er nun drei Jahre des angestrengtesten Fleisses auf das Studium der Arzneikunde verwandt hatte, trat er, nach der Sitte der damaligen Zeit, seine medicinische Reise an. Ueber Luneville, wo derzeit die Residenz des Königs Stanislaus war, reiste er nach Paris. Um die französische Medicin genau kennen zu lernen, vielleicht auch um zu erproben, ob die Franzosen den Deutschen in dieser Disciplin überlegen seien, oder auch, wie Börner meint, aus einem kleinen Vorwitze, zu erfahren, ob er nicht bereits wisse, was die Pariser Herren sagen würden, besuchte er hier alle, bereits schon in Strassburg belegten Collegien noch einmal, hörte bei Ferrein Anatomie, bei Gregoire Geburtshülfe, bei dem Abte Noller Physik, bei Jussieu Botanik, bei Faget und Didier Chirurgie. Daneben frequentirte er täglich das Hôtel de Dieu und die Charité. Eifrig beschäftigte er sich mit Experimentalphysik. Im Jahre 1748 reiste er dann in der Gesellschaft von Elias Stöber nach London; trieb hier wieder unter Hunter Anatomie und unter Smellie Geburtshülfe, medicinische Praxis unter Lobb. Hans Sloane begeisterte ihn für die Naturgeschichte. Mit einem Empfehlungsbriefe Mead's versehen, ging er darauf nach Oxford. Endlich begab er 1749 sich nach Holland. In Leyden, der damaligen medicinischen Hochschule Europa's trieb er wieder Anatomie unter Albin und unter Mushenbroek Experimentalphysik und hörte ausserdem Royen, Winter und Gaub. Den Beschluss machte er mit Göttingen, welches derzeit des stolzen Namens des „deutschen Paris" sich erfreute. Im Laufe der Zeiten büsste es diesen ein, während Leipzig auf sein Epitheton von „Klein-Paris" noch heute stolz ist. Hier beschloss er unter der Aegide Haller's, der sofort seinen hohen Werth erkannte, seine medicinischen Studien. Den 25. October kehrte er über Cassel und Frankfurt nach seiner Vaterstadt zurück. Röderer's Studiengang exemplificirt uns auf das anschaulichste, wie gründlich damals das medicinische Studium getrieben wurde, als der constitutionelle und parlamentarische Staat noch keine Studienordnung und keinen Studienzwang eingeführt hatte! Nach hundert Jahren, falls der Militarismus und die Socialdemokratie uns nicht in ein Tohuwabohu gestürzt haben werden, wird man sich über die heutigen absolut schlechten Studiengesetze, welche den Studenten in einen Sclaven und in eine Maschine verwandeln, ebenso wundern, wie wir jetzt darüber staunen, dass erst die französische Revolution die Veranlassung war, in den meisten deutschen Staaten die Leibeigenschaft des Bauernstandes und das „jus primae noctis" abzuschaffen.

Nach Strassburg zurückgekehrt, strebte R. danach, unter le Riche in der Chirurgie und Fried in der Geburtshülfe sich praktisch weiter auszubilden, indem er Entbindungen im Bürgerhospitale vollzog.

Nach Vertheidigung seiner Thesen, eingereichter Abhandlung „de foetu perfecto" und nachdem er eine Rede „de variolis morbo novo" gehalten, empfing er am 17. December 1750 die medicinische Doctorwürde.

Schon im nächsten Jahre erging an ihn der Ruf, eine ausserordentliche Professur für den neu errichteten Lehrstuhl der Geburtshülfe in Göttingen anzunehmen. Haller hatte Röderer's hervorragende Talente und vielseitige

Bildung sofort freudigst erkannt, denn neben seinen anderen grossen Eigenschaften besass er auch die seltene Eigenschaft, ein feiner Menschenkenner zu sein und so zu sagen auf den ersten Blick den wahren Werth oder Unwerth eines Mannes zu bestimmen. Am 18. December übernahm R. den neuen Lehrstuhl, den ersten in Deutschland für diese Disciplin errichteten, und führte sich ein durch die Rede „de praestantia artis obstetriciae", nachdem er durch das Programm „de axi pelvis" die Einladung hatte ergehen lassen.

So sehr Haller's Herrschsucht, Eigensinn und Uncollegialität von vielen Seiten angegriffen worden ist, der Neid muss ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er sich zu seinen Lieblingsschülern die wirklich bedeutenden und talentvollsten aussuchte. Er verschmähte die Manier so vieler anderer Lehrer, nur diejenigen Schüler zu protegiren und zu Lehrfächern vorzuschlagen, welche geistig unbedeutend, von vorn herein die Hoffnung erwecken, ihr ganzes Leben Schüler, d. h. blosse Nachbeter zu bleiben, ihrem Herrn und Meister niemals ernstliche Concurrenz zu bereiten und seinen Glorienschein und Nimbus nie zu verdunkeln. So verwendete er seinen, durch Werlhof unterstützten, mächtigen Einfluss bei Münchhausen in Hannover dahin, bei der Besetzung von Professuren stets nur die hervorragendsten Männer, ohne Rücksicht auf Nationalität, was damals, wo jedes Ländchen nur von Inländern wissen wollte, viel hiess, zu berufen. Diese Motive leiteten ihn auch, Röderer vorzuschlagen. Haller sowohl, als auch Werlhof, wir müssen dies hervorheben, hatten über die Bedeutung und die Tragweite einer besonderen Lehrkanzel für die Geburtshülfe die unklarsten Vorstellungen. Dies ist um so weniger wunderbar, als der Zustand der Geburtshülfe in Deutschland damals ein höchst trauriger war. Männer wie Heister, Kaltschmidt, Böhmer und Schaarschmidt bezeichnete Osiander treffend als „rari nantes in gurgite vasto" und „die ganze Kunst der entbindenden Barbiere bestand in Henkeroperationen, in Bohren, Brechen, Gliederabreissen, Zerstückeln und Eingeweideausziehen und war nicht mehr werth, als dass man, wie Böhmer schreibt, diese grausamen Geburtshelfer aus dem Lande gejagt, oder ihnen wohl eine noch härtere Strafe angethan hätte".

Als daher Haller von der königlichen Regierung befragt wurde, wie eine Entbindungsanstalt einzurichten, was dort zu dociren sei, antwortete er: „ich bin bloss aus den Zeitungen noch unterrichtet, dass man in Berlin eine Hebammenschule anlegte, die in Strassburg in ihrer Vollkommenheit sonst zu finden ist. Da mir nun die Umstände nicht recht bekannt sind, so weiss ich nicht, ob man den Hebammen bloss die Anatomie der Werkzeuge der Geburt zeigt, oder ob man sie in den Handgriffen, ein Kind zu holen, belehrt. Ich glaube fast das erstere, indem der Herr Professor Meckel, den ich so gern für Göttingen aufbehalten hätte, zwar ein geschickter Anatomicus, aber meines Wissens kein Accoucheur ist." Werlhof meinte, man müsse erst von Berlin Erkundigungen einziehen, wie die Einrichtung in Berlin gemacht wäre. Hierzu bemerken wir, dass die Berliner Anstalt ein blosses Institut zur Bildung von Hebammen und nicht zum Unterricht junger Mediciner bestimmt, dass daher die Göttinger die erste war, welche überhaupt in Deutschland errichtet wurde. Genug, Haller setzte die Berufung Röderer's bei Münchhausen durch und schon am 9. Sept. 1751 konnte er von Göttingen aus an Röderer schreiben: „Ew. Wohlgeboren Ueberkunft erwarte nunmehr mit Verlangen und Vergnügen. An dem Gebäude für die Gebärenden wird auch gearbeitet und hoffentlich diese so gemeinnützige Anstalt nun bald zu Stande kommen.

Sie werden auch die Akademie in einem ziemlichen Flore antreffen und die neulichen Verordnungen, dass man die Lehrstunden beschleunigen solle, werden auch von einer guten Wirkung sein."

In kurzer Zeit wurde Röderer nun ein sehr beliebter Lehrer und gesuchter Arzt. Als man die Societät der Wissenschaft errichtete, ernannte man ihn zum ausserordentlichen Mitgliede derselben. Im Jahre 1754 ward er, einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie und Chirurgie nach Groningen ausschlagend, ordentlicher Professor und Leibarzt des Königs von England, nachdem man ihn schon vorher zum Physicus des Fürstenthums Göttingen gemacht hatte. Aus der, im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Göttingen geschlossenen, Ehe mit Elisabeth Clara Wahl, Tochter des dortigen Professors der Jurisprudenz, wurden ihm zwei Töchter geboren; die eine von ihnen verheirathete sich später mit Schlözer, dem grössten Historiker des 18. Jahrhunderts.

Nachdem der Neid seiner Collegen und die Liebe zu seinem Vaterlande Haller von Göttingen 1753 weggetrieben hatte, übernahm Röderer auch die Professur der Anatomie und Chirurgie. Ueberhaupt entwickelte er einen erstaunlichen Fleiss. Im Wintersemester las er Anatomie, Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Medicin, hielt Secirübungen und die geburtshülfliche Klinik, gab Operationscurse an Leichnamen; im Sommer trug er dieselben Vorlesungen vor, statt der Anatomie aber Physiologie. Ja, in den letzten Jahren seines Lebens errichtete er auch eine medicinische Klinik, die nach seinem Tode von Rudolf Augustin Vogel fortgesetzt wurde, und aus der später die heutige Universitätsklinik hervorging. Ein Pseudohistoriker der Neuzeit hat die Behauptung aufgestellt, dass es im 18. Jahrhundert bei den Professoren Mode gewesen sei, sich in den verschiedensten Disciplinen zu versuchen. Diese Ansicht aber ist durchaus irrig, es war nicht Mode, es war nicht bloss Gebrauch, sondern es war sogar Gesetz, da die meisten medicinischen Facultäten nur aus 3 — 4 Professoren bestanden. Anstatt Spott verdient diese Einrichtung unsere höchste Achtung und beweist nur, um wie viel vielseitiger, gelehrter und fleissiger die Lehrer im 18. Jahrhundert waren. Freilich muss man stets im Auge dabei behalten, dass die Verhältnisse damals insofern ganz anders lagen, als die wissenschaftlichen Fortschritte im Allgemeinen, wenn man die Hülfswissenschaften der Medicin ausnimmt, wie schon oben hervorgehoben wurde, von den praktischen Aerzten ausgingen, und die Universitätslehrer sich meistens auf's blosse Lehren beschränkten. Um so höher aber ist Röderer zu stellen, weil er nicht bloss ein ausgezeichneter Lehrer und Arzt war, sondern zugleich alle von ihm vertretenen Doctrinen selbstständig forschend erweiterte.

Auch an äusseren Ehrenbezeugungen fehlte es ihm nicht. So erwählten die Pariser und Stockholmer Akademien ihn zu ihrem Mitgliede; 1760 wurde er Prorector und bekleidete diese Würde anderthalb Jahre, weil die Universität, welche unter der damaligen französischen Einquartirung schwer litt, Keinen für befähigter erkannte, diese Stellung zu bekleiden, als Röderer. In diese Zeit fällt auch die Entstehung seines Freundschaftsbundes mit dem ausgezeichneten und gelehrten, französischen Chirurgen Louis, welcher damals als consultirender Chirurg die französische Armee begleitete und ihm später in seinem „Eloge" ein Denkmal setzte. Wenn Göttingen sehr milde von den occupirenden französischen Truppen behandelt wurde, so hat Röderer das grösste Verdienst daran, welcher durch seine Klugheit und Liebenswürdigkeit alle Zwiste und Unebenheiten auszugleichen verstand. Dazu nahm er sich der französischen Militärchirurgen in den Hospitälern an, zeigte ihnen die Präparate des anatomischen Cabinets und

lud sie in seine Wohnung ein. Die philosophische Facultät überreichte ihm desshalb in Anerkennung seiner, der Stadt und Universität geleisteten, Dienste das Ehrendoctordiplom.

Aus der treffenden Schilderung Louis' geht hervor, dass Röderer mit der tiefsten Gelehrsamkeit Urbanität und die feinen Sitten eines Weltmanns verband. Er sagt von ihm: „Il avait la physionomie spirituelle et prèvenante, l'ésprit agréable, les manières aisées et fort associées à nos moeurs. Enfin ses vertus sociales donnaient un nouveau lustre à son mérite. Le silence du cabinet, la lecture, la méditation, l'enseignement, tous ces travaux, qui donnent quelque fois à l'esprit une sorte d'asperité et qui rendent la politesse contrainte par le défaut d'usage du monde n'avaient point produit cet effet sur Roederer." Börner urtheilt folgendermassen: „er ist im Arbeiten unermüdet und unverdrossen, gegen Jedermann höflich und dienstfertig, in Gesellschaften aufgeräumt, im Umgange aufrichtig und ohne Falsch, im Wissen gründlich, im Vortrag deutlich."

Nur durch den klügsten und weisesten Gebrauch seiner Zeit war es Röderer möglich, eine so grosse und vielseitige Thätigkeit zu entwickeln. Er stand früh auf und widmete die ersten Morgenstunden den wissenschaftlichen Arbeiten; dann besuchte er seine Kranken und empfing dieselben in seinem Hause. Des Nachmittags hielt er seine Vorlesungen. Der Abend war seiner Familie und seinen Freunden bestimmt; mit letzteren unterhielt er sich über alle möglichen Gegenstände der Literatur und Wissenschaft. Kästner und Michaelis standen ihm von seinen Göttinger Freunden am nächsten. Auch mit seinem späteren Schwiegersohne Schlözer, welcher die Absicht hatte, Geograph zu werden und zu diesem Zwecke in Göttingen Medicin studirte, scheint er schon damals ein näheres Verhältniss unterhalten zu haben. Derselbe sagt in seiner Selbstbiographie: „Mit meinem medicinischen Cursus konnte ich in einem Jahre fertig werden und dann mit Ehren promoviren. Schon hatte mir Röderer das Thema zu meiner Inauguraldissertation, de papabulo vitae, angegeben", und ferner: „ich war doch schon mehr als ein alter Student, auch hatten mich Linnaeus, Michaelis und Röderer verwöhnt." Als er von Lübek nach Petersburg eine sehr beschwerliche, acht Wochen dauernde Seereise machte, schrieb er von dieser: „Mich quälte zuletzt die Langeweile und ich fing an, Röderer's Vorlesungen über die Pathologie, die ich sehr genau und vollständig nachgeschrieben hatte, in ein ordentliches Compendium umzuformen." Leider bot Röderer sowohl seinem Körper, wie Geiste zu viel; er wurde daher sehr oft von Fieberanfällen heimgesucht, die seine Gesundheit untergruben. Am 31. März 1763 brachten die „Göttinger gelehrten Anzeigen" folgende überraschende Notiz: „Der Herr Leibmedicus Röderer ist zwar vor 14 Tagen nach Paris gereist, wohin er wegen einer Cur durch einen desshalb abgeschickten Courier verlangt ward; allein er wird auf Pfingsten hier wieder eintreffen und alsdann seine Collegia sogleich anfangen, daher diese Reise auf den Unterricht keinen nachtheiligen Einfluss haben wird, den die Arzneibeflissenen hier suchen." Aber schon am 11. April berichtete dasselbe Blatt: „Von Strassburg erhalten wir die betrübende Nachricht, dass unser Herr Leibmedicus Röderer unterwegs krank geworden, in der Nacht zwischen dem 4. und 5. April in seiner Vaterstadt an einem heftigen Fieber gestorben ist. Seine Gelehrsamkeit und medicinische Geschicklichkeit sind bekannt; sein vortreffliches Genie, von dem die Gelehrsamkeit noch viel zu erwarten hatte, kennen seine Freunde noch mehr als die Leser seiner so beliebten Schriften." Die veranlassende Ursache seines Todes soll nach Schweighäuser (Pratique des accouchements. Strassbourg 1835, p. XX) die gewesen sein, dass Röderer bei seiner Ankunft in Strassburg erfahren habe, er sei als Pro-

fessor der Anatomie nach Strassburg berufen, es sei aber das Ernennungs-Rescript der dortigen Entbindungsanstalt unterschlagen und eine falsche Antwort von ihm untergeschoben. Dies wirkte höchst erregend auf Röderer, den nur die Pflicht in Göttingen gehalten, dessen Herz aber stets an Strassburg hing, ein. So wurde er von einem galligt-nervösen Fieber ergriffen.

Wenn wir eine Umschau halten über Röderer's Verdienste um die Medicin, steht seine Wirksamkeit als Begründer der wissenschaftlichen deutschen Geburtshülfe oben an. Von ihm datirt die Zeit, dass die Vorlesungen über Geburtshülfe ein integrirender Bestandtheil der Universitätskataloge wurden; er machte Göttingen zu einer Pflanzschule von Geburtshelfern, nach deren Muster man alle späteren einrichtete. Osiander sagt von ihm: „Röderer liess sich die Aufnahme dieses Instituts mit allem Ernst und Eifer angelegen sein. Die Beobachtungen über die Geburtshülfe, welche er in seinen Schriften dem Publicum mittheilte und die er grösstentheils in diesem Institute sammelte, zeugen hiervon. Geburtshülfe und Anatomie waren Röderer's Lieblingssachen, beide trieb er mit grossem Fleiss; aber selbst seine anatomischen Versuche zweckten grösstentheils auf Entdeckungen für die Geburtshülfe oder auf die Physiologie des Weibes und Kindes, ab. Im Aufzeichnen seiner Beobachtungen war er äusserst pünktlich und mit Verwunderung sieht man aus seinen hinterlassenen Papieren, wie sorgfältig er alles anmerkte, was zur Bereicherung seiner Kenntnisse und seiner Lieblingswissenschaften gereichen konnte. Er leitete das ökonomische wie medicinische Institut der Entbindungsanstalt. Im Jahre 1755 wurde die Anfangs bestimmte Unterhaltungssumme von hoher Regierung mit 100 Thalern vermehrt. Die Veranlassung dazu war folgende: Röderer hatte kurz zuvor einen erhaltenen Ruf nach Franken ausgeschlagen und äusserte bei dieser Gelegenheit den Wunsch, dass ihm die lästige Prosectorarbeit, die er als Lehrer der Anatomie Anfangs selbst betreiben musste, abgenommen und die Unterhaltungssumme der Hebammenanstalt vermehrt werden möchte. Von höheren Orten kam ihm hierauf ein sehr rühmliches Promemoria zu: „Man erkennt zu wohl“, heisst es, „die guten Verdienste des Herrn Professors Röderer und den Nutzen, welchen die Universität aus seinem Fleisse und Eifer sich noch ferner versprechen kann, um nicht mit ganz besonderer Gefälligkeit vernommen zu haben, dass derselbe den erhaltenen Ruf nach Franken ausgeschlagen und nach wie vor sich seinem hiesigen Lehramte zu widmen entschlossen sei.“ Zur Vergeltung seiner nützlichen Bemühungen wurde ihm dann die Prosectorarbeit abgenommen, und ein von ihm vorgeschlagener Candidat mit 100 Thalern als Prosector aufgestellt.

Uebrigens wurden in dieser Anstalt auch zugleich Hebammen ausgebildet. Dass es nicht immer eines grossen Materials bedarf, um wissenschaftlich Bedeutendes zu leisten, hat Röderer durch sein Beispiel bewiesen. Denn während der 11 Jahre, welche er die Entbindungsanstalt leitete, wurden darin nur 230 Geburten vorgenommen.

Röderer zeigt durch sein Beispiel, wie ein universell gebildeter Arzt weit leichter später die specielle Wissenschaft, der er sich widmet, auf eine hohe Stufe der Vervollkommnung führen kann, als der blosse Specialist, welcher sich von vornherein auf sie beschränkte, und dem damit der weitere Horizont fehlte. Niemals ging, wie die Geschichte lehrt, eine wichtige Reform in der Chirurgie von einem blossen Chirurgen, niemals eine solche in der Augenheilkunde von einem blossen Oculisten, niemals eine solche in der Geburtshülfe von einem blossen Geburtshelfer aus; es waren vielmehr stets vielseitig gebildete Aerzte.

Röderer's deutsche Abkunft befähigte ihn zur Wahrheitsliebe, Gründlichkeit und ächten Gelehrsamkeit, dem Aufenthalte in Frankreich verdankte er

seine technische Gewandtheit, seinen feinen Geschmack und vollendeten Formensinn, die er überall in seinen Schriften bekundet; in England unter Hunter aber lernte er die Natur beobachten und die Mächtigkeit der Naturheilkraft erproben.

Trotz der Lauterkeit seines Charakters konnte er, wie Werlhof es vermochte, sich nicht ganz dem Geiste seiner Zeit, die auf dem Gebiete der Politik als „Cabinetspolitik" sich äusserte und auf dem der Wissenschaft dem „Geheimnissvollen" und der „Geheimthuerei" huldigte, entziehen. Interessant ist in dieser Beziehung das Urtheil des freimüthigen und kritischen Hensler über ihn: „Röderer war ein wahres Genie, der viel Neues dachte, und was er auch Alles dachte, doch mit einer neuen und ihm eigenthümlichen Wendung schrieb und sagte. Aber wie es gewöhnlich den Köpfen geht, die einmal ungebahnte Wege betreten haben, sie wollen sich immer neue Aussichten eröffnen und sind nirgends auf dem gewöhnlichen Pfade. Sein Lieblingsgedanke beim Belzen war dieser: „er wollte zwar inoculiren, aber durch die Vorbereitung den Körper in eine solche Disposition setzen, dass derselbe zwar das Pockengift empfinge, dass es ihn durch und durch durchwanderte, aber den specifiken Blatternausschlag nicht hervorbrächte, sondern durch andere Krisen, vornämlich durch Schweiss und Urin aus dem Körper wieder verschwände. Er gebrauchte dazu ein Mittel, das er geheim hielt und das er nur mit der Zeit zu offenbaren versprach."

Mit allem Eifer bemühte R. sich sowohl die Uebergriffe der inneren Medicin als der Chirurgie von der Geburtshülfe abzuwehren. Es gelang ihm, statt der blossen Arzneimittel und eisernen Instrumente „die Finger und die Hand" in ihre eigentliche Domaine einzusetzen und so die Geburtshülfe zu einer selbstständigen Wissenschaft und Kunst zu machen.

Seines hohen Zieles war er sich wohl bewusst, ebenso kannte er genau die Mittel, welche er zur Erreichung desselben anwenden musste. In der Vorrede zu den „Elementen" seinem Hauptwerke, gibt er die Motive an, welche ihn bei der Herausgabe desselben bestimmten. Die Bücher, welche bis zu der Zeit im Gebrauche, waren, wie er sagt, der Art, dass er zuviel hinzufügen, verbessern oder gänzlich hätte verwerfen müssen; er gesteht ferner, dass seine „Elemente" auf eigene, selbstständige geburtshülfliche Erfahrungen sich stützten, theils auf die zuverlässigen und durch lange Erfahrung bestätigten Lehren seines Freundes Fried, theils aus dem Schatz der Schriftsteller, welche über diesen Gegenstand bereits geschrieben hatten. Aber setzt er hinzu: „neque inutilis fuit anatome, praesertim animata, omnis scientiae medicae firmissimum fundamentum." Wie die Geburtshelfer vor Röderer meistens blosse Anatomen, keine Aerzte waren, so wandten sie auch die blosse todte Anatomie, in Verbindung der auf Mathematik gegründeten Mechanik, auf die Geburtshülfe an. Dieser Leichencharakter war der bisherigen Geburtshülfe als ein Stempel aufgedrückt und harmonirte auch mit ihren statistischen Resultaten, indem die operative Geburtshülfe mehr todte als lebende Kinder zu Tage förderte, dazu oft erkauft mit dem Tode der Mutter. Die „Deisch und Mittelhäuser" gaben ihrer Zeit die Signatur. Anders Röderer. Die Anatome animata, wie man damals sehr treffend sich ausdrückte, die selbstständige, erst von Haller geschaffene, Physiologie wurde von Röderer zur wissenschaftlichen Basis der Geburtshülfe proclamirt; indem letztere von jetzt an eine besondere Universitätsdoctrin wurde, erhob er sie zu dem Range einer besonderen, der Medicin und Chirurgie gleichstehenden, Wissenschaft und Kunst, und von jetzt an ward dem Geburtshelfer die gleiche Achtung wie dem Arzte und Wundarzte gezollt.

Und so hat denn Röderer die Worte, welche er über die Geburtshülfe „scientiarum partem, propter falso putatum dedecus exosam laeta fronte promovere“ in seiner Dedication an Münchhausen, den grössten Mäcenas der neueren Zeit, aussprach, durch die That erfüllt.

So gelehrt Röderer war, so sehr er sich bemüht hatte, in allen Doctrinen die gründlichsten Kenntnisse sich zu erwerben, so sehr erkannte er doch, dass die beste Wissenschaft bei der Ausübung der Medicin nicht im Stande sei, dem Arzte über alle Verlegenheiten und Schwierigkeiten hinauszuhelfen. In diesem Bekenntnisse offenbart er seine ganze Genialität nicht minder als in dem für solche Fälle ertheilten Rath: „in ambiguitate consilium ex arena capiendum erit.“ Ueberdies bezeugen diese Worte seinen Standpunkt, der keiner bestimmten Schule angehörte. Vielmehr war es seine feste Ueberzeugung, die Wissenschaft könne ebensowenig, als die sie lehrende Schule für alle Fälle Rath ertheilen, sondern der Arzt, wie der Geburtshelfer sei darauf angewiesen, nicht nach der Schablone, nicht nach einem dogmatischen Schema, sondern den jedesmaligen Umständen gemäss zu handeln, und seine Anzeigen oft ex nocentibus et juvantibus nehmen zu müssen.

Wie alle Classiker zeichnete Röderer sich durch eine tiefe philosophische und universelle Bildung vor dem trocknen und beschränkten Fachgelehrten in hervorragender Weise, aus. Hierauf beruhte eben die Macht und der Zauber seiner Persönlichkeit, welche er als Arzt und Gelehrter unbewusst auf Alle, Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete ausübte. Kästner gibt eine vortreffliche und umfassende Charakteristik Röderer's. Daher fühlen wir uns verpflichtet, sie ganz hier mitzutheilen: „In der Kunst zu beobachten, was für den Arzt die Hauptsache ist, war er der erste und dankbar nannte er Haller seinen Lehrer in derselben. Er sah daher sowohl bei Kranken als auch bei Leichnamen manches, was blöderen oder weniger geübten Augen entgeht, das Gesehene aber verwandte er mit grossem und glücklichem Scharfsinn. Leibnitz sagte, die Philosophen seien von den übrigen Menschen nicht dadurch verschieden, dass sie die Dinge anders sähen, sondern das Meiste auf eine andere Weise, scharf und wahr auffassten. Durch diese philosophische Methode zu sehen, glänzte hauptsächlich Röderer; er sah die Erscheinungen mit dem Auge eines Beobachters, das durch den Genius des Entdeckers geleitet wurde. Die Vortrefflichkeit seines hülfreichen Genies erkannten selten die, welche nur die Grösse der von ihm empfangenen Hülfe zu ahnen verstanden, wie in jenem berühmten Romane Fenelon's der Sohn des Odysseus nicht wusste, dass eine Göttin seine Begleiterin sei, der er so viele Wohlthaten verdanke. Aber wir, wenn wir ihn über die Ursachen der Erscheinungen sprechen hörten oder wie er Prognosen stellte oder aus den Beobachtungen allgemeine Gesetze ableitete, die Gewalt der Krankheit durch ungewöhnliche Mittel nicht bloss verringern, sondern durch eine ungewöhnliche Kühnheit, die der Erfolg bestätigte, brechen sahen, kamen zur Erkenntniss, dass etwas Erhabenes dem Manne innewohne, durch die beiden Dinge, durch welche sich die vom Himmel den Menschen Hülfe zu bringen Geschickten erkennen lassen, durch den Glanz und die Macht ihres Genies.“

Darf man sich wundern, wenn ein solcher Mann den niederen Leidenschaften des Neides und der Verläumdung nicht entgehen konnte? Der Neid, diese Erbsünde der Gelehrten, von dem Zimmermann aussagt, die Universitäten seien die Brutstätten desselben, versuchte sich auch an Röderer. Franzosen waren es, die als seine „Elemente“ auch in's Französische übersetzt wurden, die freche Lüge aufstellten

(Journal des savans, mois d'October 1765), er habe alles, in seinem Lehrbuche Vorgetragene den französischen Wundärzten und Geburtshelfern gestohlen und ihre Namen verschwiegen. Obgleich solche Schmähungen, die sich durch sich selbst und durch die schmutzige Quelle, aus der sie fliessen, richten, gar keine Widerlegung verdienen, so hat doch schon Wrisberg, als er die dritte Ausgabe der „Elemente" herausgab, von der Idee wahrscheinlich geleitet, semper aliquid haeret, dieselben siegreich bekämpft, indem er, ausser anderem, ausführte, wenn es wahr sei, lasse es sich nicht begreifen, dass diejenigen französischen Aerzte, an denen, wie Levret und Petit er ein Plagiat begangen haben sollte, bei der ersten Ausgabe seiner Elemente im Jahre 1752 stillgeschwiegen hätten. „Solche schädliche Vorwürfe, sagt er, werden weder jetzt noch in Zukunft die Verdienste eines Röderer zu verdunkeln im Stande sein; immer aber hat derjenige eine niedere Denkungsart, welcher so kühndreist schmähen kann."

Viele Jahre bildeten daher die „Elemente" von Röderer gerade wie Heister's Chirurgie das Handbuch, das die meisten deutschen Professoren der Geburtshülfe ihren Vorlesungen zum Grunde legten. Welche Einwirkung seine Schriften auch auf das Ausland, namentlich auf Frankreich hervorbrachten, beweist die Literatur der damaligen Zeit, in denen seine Ansichten citirt, auf seine Auctorität sich berufen wird. Um einige hervorzuheben, wollen wir nur anführen: „traité des maladies des femmes enceintes, des femmes en couche et des enfants nouveaux nés, redigé sur les leçons d'Antoine Petit et publié par les Citoyens Baignères et Perral (Paris, 1793), ferner das Werk von Muratori über die Einbildungskraft, mit vielen Zusätzen vermehrt von Richerz, Leipzig 1786, Francesco Fanzago's Storia di Monstro die due corpi, Padua 1803. Schreger, der in seiner sonst vortrefflichen Schrift „de functione placentae uterinae" 1799 den Venen alles Resorptionsvermögen abspricht, tadelt es sehr, dass man nach den entscheidenden Röderer'schen Untersuchungen noch immer behaupte, die Arterien des Kuchens transpirirten rothes Blut. Dagegen gesteht der berüchtigte Sacombe, der Jakobiner der französischen Reformatoren der Geburtshülfe in seinen „Observations medico-chirurgicales sur la grossesse, le travail et la couche" (Paris 1793), der Lehrer der Geburtshülfe Labordie in Toulouse als homme d'art habe ihm desshalb nicht gefallen, weil er den Grundsätzen Chamberlain's, Levret's und Röderer's folgte. Der Mitherausgeber des „Hamburgischen Magazins", Dr. Gumbrecht, jedoch trägt kein Bedenken, zu sagen: „Röderer hat sich durch seine Elemente unsterblich gemacht."

Naegele, der als scharfer Kritiker mit seinem Lobe sehr geizig war, that über ihn den Ausspruch: „Es bedarf hier nicht der Wiederholung, wie sehr ich überhaupt die eminenten Verdienste des gelehrten, scharfsinnigen, zum Beobachten geborenen Mannes anerkenne, dessen Hintritt in der Blüthe seiner Jahre ich für einen der grössten Verluste der Wissenschaft halte."

Und die Worte seines ungenannten Biographen in den „Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis": „Morum quoque elegantia, facundia, humanitas in docendo, perspicuitatis et studii comes aeque longam merentur scriptionem, ac illa peculiaris et profecto admirabilis obstetriciae artis scientia, cujus fructus per multas aetates cupide grateque servabuntur" werden für alle Zeiten gelten.

So viel ist ausgemacht, wohl über wenige hervorragende Menschen und Gelehrten waren die Urtheile competenter Richter so übereinstimmend als über Johann Georg Röderer, den ersten deutschen Reformator der Geburtshülfe.

Geschichte der Medicin.

Schon der ganze Bildungsgang Röderer's brachte es mit sich, dass er gründliche historische und literarische Kenntnisse seiner Wissenschaft und Kunst sich aneignete. Alle seine Schriften legen Zeugniss davon ab, am meisten aber seine glänzende Rede „de artis obstetriciae praestantia quae omnino eruditum decet, quin imo requirit.“ Sie bewegt sich ganz auf historischem Hintergrunde.

In dieser lässt er sich ungefähr folgendermassen aus:

Es sei die Aufgabe aller Weisen, über die Weisheit des Schöpfers aller Dinge nachzudenken. Denn, soweit die Erinnerung reicht, hätten die Philosophen danach gestrebt, aus der Betrachtung der Natur sich den Weg zu bahnen, auf dem sie, muthigen Schritts, bis zum Schöpfer selbst aufsteigen könnten. Desshalb möge jeder, welcher das gelehrte Bürgerrecht erwerben wolle, danach trachten, den vollen Schatz derjenigen Kenntnisse sich zu erringen, aus dem man niemals fehlende Hülfsmittel schöpfen könnte, durch welche der Ruhm des Schöpfers verherrlicht würde. Selbst jener schmutzige und schäbige Tross der Pseudogelehrten, vom heiligen Durst nach Gold und unreifem Drange nach Ruhm getrieben und mit verstümmeltem geistigem Eigenthum der Gelehrten sich schmückend, strebten nach demselben Ziele. Freilich bleibe das Buch der Natur, jener unerschöpfte Band der Gelehrsamkeit, jenen beklagenswerthen Geschöpfen nicht bloss verborgen, sondern verschlossen. Verschlossen bleibe ebenso jener heilige Tempel, der nur den wahren Weisen offen stehe. In diesem versammelt feierten die Forscher der göttlichen Dinge die Majestät der höchsten Weisheit, die in derselben Ordnung, mit so vieler Macht und Güte, Alles vollbrachte, dass sie nicht wissen, was sie mehr bewundern sollen, sondern unfähig solchen Glanz zu ertragen vor Erstaunen geblendet werden.

Doch nicht bleibt der lobenswerthe Eifer hier stehen. Von der Vollkommenheit der Gottheit ganz durchdrungen, strebten sie freilich mit einem zaghaften, aber doch sehr empfehlenswerthen Versuch selbst dieser Vollkommenheit entgegen und beruhigten sich nicht eher, als bis sie die, den Menschen gesteckten, Grenzen erreicht hätten.

Sehr gut sehen sie ein, dass die göttlichen Vollkommenheiten nicht in ihren eigenen Betrachtungen bestehen, sondern, in einem breiten Strome ausgegossen, darauf ausgehen müssen, die Bedingungen der Geschöpfe so glücklich als möglich zu machen, soweit die Natur der Einzelnen fähig ist.

Dies ist das Gesetz, dies das Ziel des Weisen, nach dem er seine Handlungen richtet. Das liegt ihm am Herzen, danach strebt er und mit allen seinen Kräften trachtet er danach, seinen Geist, seine Fähigkeiten, seine Arbeit, seine Mühen, kurz sein ganzes Leben dem Nutzen seiner Mitgeschöpfe zu weihen. Er ragt glänzend unter ihnen empor und das menschliche Geschlecht verlangt mit vollem Rechte seine Thätigkeit.

Denn der vollendete Erdenbewohner, nach dem Bilde Gottes erschaffen, schändet sich, fast unter der Last der Drangsale verschüttet, oft selbst so, dass er der Hülfe bisweilen bedarf, wodurch er seine Erhaltung bewerkstelligen kann. Wodurch er die Seligkeit seines Geistes erlangen könne, das lehrt der Ausleger des göttlichen Wortes, der erste der Philosophen, auf eine leichte Weise. Für die Integrität des Körpers sorgt der Arzt, stellt die verlorene wieder her, lindert, wenn sie nicht restaurirt werden kann; er ist würdig, den Titel eines wahren Weisen zu führen. Die ganze Natur öffnet sich ihm, in der er Gott nachspüren, den nachgespürten wiederfinden und den wiedergefundenen verherrlichen könne; der Complex überall hin zerstreuter Kunstwerke wird seinen Augen unterworfen, jene so reich ausgestattete und doch so einfache, was sage ich, die allervollkommenste Maschine, das göttliche Werk, der menschliche Körper.

Das weiteste Feld steht ihm offen, in dem er sich ausdehnen und den Leidenden die Wohlthaten seiner Hülfe zuwenden kann.

Wenn man den Vertreter des Heiligen ausnimmt, wer ist dann weiser als der Arzt? Es weiche zurück die Schaar der Afterärzte und beziehe dies Lob nicht auf sich: jener traurige Haufen, der durch seinen Schatten den edlen Stand der Aerzte verdunkelt, so dass nicht der ganze Erdkreis seine leuchtenden Strahlen

erblickt. Jenes niedrige und verworfene Geschlecht, das nicht bloss dem ganzen Heilstande, sondern speciell der Classe, welche den Gebärenden zur Hülfe kommt, Hass und Verachtung zuzog!

O grosse Glückseligkeit unseres Jahrhunderts! welche im hellern Lichte unsere Wissenschaft beleuchtend, durch die dickste Nacht der Unwissenheit so durchdringt, dass sie selbst die Ungebildeten von der Würde der Medicin überzeugt.

Noch liegt aber ihre Tochter, bis dahin schwach, desshalb aber nicht für gering zu achten, die Geburtshülfe darnieder und wagt nicht ihr Haupt zu erheben; es möge mir aber erlaubt sein, dafür einzutreten, dass der erste Platz ihr nicht verweigert werden dürfte, wenn man ihre Vorzüglichkeit nur erst mehr einsähe!

Desshalb glaube ich mich mit Recht zu freuen, dass, bei dieser ungewöhnlichen Gelegenheit, von dieser Stelle aus zu reden, sich mir ein Gegenstand darbot, bei welchem Niemandem eine Rede fehlen kann. Denn ich will sprechen über die Vorzüglichkeit der Geburtshülfe, die nicht bloss den wahren und gründlichen Gelehrten ziert, sondern einen solchen erfordert.

Jenes heilige Wort des Schöpfers; „in Schmerzen sollst du deine Kinder gebären", ist Allen unter Ihnen bekannt. Und nicht verlor, seit jenem Zeitalter der gemeinsamen Mutter der Sterblichen, dieser Ausspruch etwas von seiner Härte, um nicht auch die Nachkommen zu quälen. Denn seit allen Zeiten gehört unter die heftigsten Peinigungen und Krankheiten, welche den menschlichen Körper befallen, die menschliche Geburt, und keine der Kreissenden wird anstehen, sie für das Schlimmste zu erklären. Das seltne Glück einiger, leicht die Kinder zu gebären, erschüttert nicht die Regel. Seit allen Zeiten baten die Kreissenden flehentlich um Hülfe. Daher jene Flehgebete! Daher der Völker Geburtsgötter, Lucina, Alemone, Portula, Prosa, Postverta, Nona, Decima. Daher jene Angstbitten: Juno Lucina bring Hülfe, erhalte mich, ich beschwöre dich. Daher jene zahlreichen abergläubischen Hülfsmittel der Christen, daher die verschiedenen Gattungen der Amulette, daher der grosse Haufe der Hebammen!

Doch die Scham bewirkte, dass die Frauen die Hülfe nur von dem eigenen Geschlechte verlangten. Die Aerzte glaubten auch, dieselbe läge ihnen zu fern und, nur in der äussersten Noth gerufen, verordneten sie kaum etwas Anderes als treibende Pulver, herzstärkende Getränke und ähnliche Verschreibungen. Bloss den Hebammen war die Sorge für die Geburt überlassen. Welche Ehre und welch' Verdienst in den alten Zeiten ihnen zu Theil wurde, darüber schweigt fast die Geschichte. Dieselben scheinen fast grösser als jetzt gewesen zu sein. Dann aber brachen jene dunklen Jahrhunderte herein, in denen die Erlahmung der Geisteskraft und die Unwissenheit ganz Europa unterjochte, von da bis jetzt war der Zustand der Hebammen der erbärmlichste. Heldinnen von Unwissenheit, Dienerinnen des abgeschmacktesten Aberglaubens, Trägerinnen von Lastern, aus der untersten Hefe des Volkes hervorgegangen, von Hunger und Durst heruntergekommen, gaben sie sich zu Vergiftungen und allen Verbrechen her.

Damit sie sich versöhnlich zeigten und keinen Schaden anrichteten, wurden sie von den Weibern durch Schmeicheleien und hohes Honorar bestochen; wie jene dumme Nation Indiens den Teufel zu verehren pflegt, damit sie von seinen Plagereien keinen Schaden erleide. Die von ihrer Schulweisheit erdrückten Aerzte, mit gerunzelter Stirn einherschreitend, hätten ihre ehrbaren Hände freilich besudelt, wenn sie, um mit Räuspern den Puls zu fühlen, einen andern Theil des Körpers, ausser der Hand, angefasst hätten, durch ihre Pulver schon Wunder thuend. Die Chirurgen, von den Aerzten schon verschieden, brachten keinen günstigeren Eindruck als der Henker hervor, indem sie ihre schrecklichen Instrumente, wie heilige Anker, stets mit sich herumführten; ähnlich dem Archagatus, dem griechischen Wundarzte, welcher mit beiden Händen einst von den Römern aufgenommen wurde, durch sein Schneiden und Brennen sich den Titel eines Henkers erwarb, mit Schande, aber nicht unverdient, aus der römischen Bürgerschaft ausgestossen wurde. Dies war in früheren Zeiten, geehrte Zuhörer, der Zustand der Geburtshülfe. Wer sieht nicht ein, dass derselbe nicht weniger schauerlich als verächtlich gewesen sei!

Aber auch in der Gegenwart glänzt in verschiedenen Gegenden, vorzüglich Deutschlands, in keinem feineren Gewande die edelste und nützlichste aller Wissenschaften, wahrlich werth, zum Berufe der Gelehrten zu gehören.

Man betrachte einmal die Geburt, die bewunderungswürdigste Verrichtung des weiblichen Körpers. Was, frage ich, gibt es bewunderungswürdigeres als die Gebärmutter, die während neun Monate dem Foetus zur Wohnung dient, ihn aufnimmt, ernährt und austreibt? Gelehrte Männer standen desshalb nicht an, die Gebärmutter

ein Wunder der Natur zu nennen. Denn ein kleiner Körper nimmt sie Blutgefässe und Bewegungsfasern in sich in einem so wunderbaren Zusammenhange auf, dass sie, mit dem wachsenden Foetus, selbst ausgedehnt wird und in ihrer grössten Höhle ihn umschliesst, bis derselbe den vom Schöpfer vorgeschriebenen Zeitpunkt erreicht hat, wo sie von selbst auf einen engeren Raum sich zusammenziehend, sich selbst eröffnet und den Foetus zur Welt bringt. Während dieses vor sich geht, treten beiderseits so merkwürdige Veränderungen ein, dass sie von den übrigen Verrichtungen der menschlichen Natur keiner an Würde nachstehen. Und ich zweifle, ob dies von irgend einem richtig erkannt werden könne, wenn er nicht beständig und unermüdet mit der Hand dies zu erforschen sich bemüht. Denn kein anderer kann die allmählichen Veränderungen der Gebärmutter erforschen, durch welche sie, während sie wächst, dem später geboren werden sollenden Foetus den Weg bahnt, durch ihre eigene Ausdehnung das Orificium öffnend. Wer würde durch blosses Nachdenken die verschiedenen Formen, die verschiedene Gestalt erkennen? Wer aber wird die Kenntniss für leer und unbedeutend halten? Die Oeffnung kaum von der Grösse eines Schreibgriffels muss so sich vergrössern, dass sie den Foetus durchlasse; damit dies aber ungestört geschehen könne, darf sie nicht einmal und zugleich auseinander gezogen werden, sondern muss in dem Verlauf von neun Monaten so vorbereitet werden, dass ohne Schaden das Thor erweitert werde. Die genauere Ergründung dieses künstlichen Vorgangs wird dem Geburtshelfer anvertraut. Von Tag zu Tag beobachtet er, auf welche Weise die lange, feste, einem Knorpel an Härte gleichkommende Substanz sich erweiche, sich erweitere, kürzer und dünner werde, in weiche Lippen auseinander gehe, die durch leichte Mühe von einander entfernt werden können. Aber nicht wird er darin das frivole Werk von selbst sich zusammenfindender Ursachen erblicken, sondern die Weisheit des Schöpfers verehren, der auch dem kleinsten Theile seinen Platz anweist. Weniger merkwürdig könnten die Structur, die Grösse, der Zusammenhang der Lage der diese Theile umgebenden Knochen erscheinen. Wer aber Gelegenheit hat, den wunderbaren Geburtsact zu beobachten, findet den Finger Gottes überall. Auch nicht die kleinste Linie, Krümmung, Erhabenheit war ohne weisen Plan erschaffen. Nicht einmal die Winkel, welche die Knochen unter sich und mit dem übrigen Körper eingehen, sind willkürlich, sondern im geringsten von dem Normalen abweichend, machen sie die Geburt schwieriger. Die Lage der übrigen Theile, namentlich jene, welche die Gebärmutter zu den Knochen hat, ist so weise eingerichtet, dass sie kein Haar weit abweichen darf.

Von diesem Wege der Erkenntniss irrt aber der ab, welcher weniger oft den Gebärenden Beistand leistete. Die verschiedene Lage der Gebärmutter, die verschiedene Deformität der Knochen, der krankhafte Zusammenhang, jene unangenehmen Hindernisse zeigen erst, wie nothwendig es sei, dass die Theile die gewohnte Ordnung der Form, der Lage, des Zusammenhangs und der Winkel haben. Man könnte glauben, die Richtung des Kopfes mache wenig aus, wenn man nicht beobachtet hätte, dass die schwersten Geburten von einer Abweichung des Kopfes oder einer geringeren seiner Achse abhängen. Mit den Fingern ihn zurückführend, wird er über Erwarten rasch geboren werden. Drücke die elliptische Figur, welche die Knochen beschreiben, zusammen, wende alle Kraft an, dass das Kind geboren werde, du wirst vergeblich arbeiten, gebe den Knochen die Form zurück, das Kind wird von selbst geboren werden.

Jenes könnte vielleicht hinreichen, um die Ueberzeugung zu verschaffen, dass nur einem durchaus geschickten Beobachter die verborgenen Geheimnisse der Geburt sich erschliessen. Ich will jetzt Einiges von nicht geringerem Gewichte hinzufügen. Der Foetus selbst wird durch sein eigenes Wachsen für seinen Austritt vorbereitet. In den Wässern schwebend, schwimmt er leicht und wächst frei von Anfang an, bald fällt der schwerer gewordener Kopf vor, steigt hinab und stüzt sich, nachdem er hinlänglich Kraft erhalten, auf die Apertur, hebt deren Widerstand und gibt dem entgegengesetzten Theile, welchen man den Grund der Gebärmutter nennt, die Kraft zu wirken.

Siehe da den wunderbaren Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, sich gleichsam gegenseitig wie in einem Kreise bedingend!

Aber schon die mit ihrem Wege verglichene Grösse des Kopfs ist würdig, die Aufmerksamkeit des Philosophen zu fesseln. — Wer würde jemals jener unbedeutenden Flüssigkeit, welche den Foetus umgibt, einen so grossen Werth beilegen, wenn man nicht durch öftere Beobachtung belehrt wäre, dass sie mit den Häuten

einen Keil bilde, welcher sich mittelst eines eben so starken als einfachen Mechanismus in die Apertur des Uterus einschiebe.

Auch aus der Ferne werden Hülfsmittel herbeigeholt. Die Bauchmuskeln ziehen sich zusammen, der Athem wird zurückgehalten, das Zwerchfell hinabgedrückt, alle Muskeln in Thätigkeit gesetzt. Vergeblich würden alle diese Anstrengungen wirken, wenn die Gebärmutter sie nicht aufnehmen könnte. Sie verläuft in einer aus dem Zwerchfell und den Bauchmuskeln gebildeten Diagonale, welche den Foetus der Oeffnung entgegentreibt.

Noch hundert andere Dinge werden für die Bewegung zu Hülfe genommen, damit der Mensch geboren werde. Wer könnte alle die Weisen der vorhergehenden und folgenden Veränderungen aufzählen? Wer die Reihe von Veränderungen, welche die Zeichen der Gebärmutter im menschlichen Körper hervorbringt: alle diese stehen in einem so bewunderungswürdigen Zusammenhange, dass nichts überflüssig, nichts vorhanden ist, das nicht zum Schutze des zukünftigen Menschen dient. — Und die genauere Betrachtung hiervon sollte sich für einen Mann nicht ziemen? sollte in dieser Beziehung zu tadeln sein, sollte den verworfensten Weibern überlassen werden, die nur darin erfahren sind, ihren Hunger und Durst zu stillen; der Gebildete sollte diese Wissenschaft meiden, der Meinung des grossen Haufens nachgeben? Ich möchte nicht so denken. Es komme herbei, welcher nach seinen Linien, Winkel und Rechnungen die Welt beschreibt, es komme herbei, welcher die Bewegungen des Körpers, die Schwere, die lebendigen, die todten, einfachen, zusammengesetzten Kräfte, die Verbindungen der Bewegungen berechnet, es komme herbei, wer sich an der Erforschung der Eingeweide ergötzt, welcher die Thätigkeiten des belebten Körpers durchforscht, welcher die staunenerregenden Werke des Schöpfers bewundert; ihr Alle kommt herbei zur Schwangern, Gebärenden und Wöchnerin und lernt, was euern Geist reichlich beschäftigen kann. Von Bewunderung der Dinge hingerissen, werdet ihr die Geburtshülfe mit dem höchsten Lobe belegen und sie für durchaus würdig für den Mathematiker, den Physiker, den Anatomen, den Physiologen und Philosophen halten.

Ruysch, das grosse Licht der Anatomie, schämt sich nicht, diese Kunst ausgeübt zu haben, ebensowenig die Italiener Masso und Columbus, Anatomen von gefeierten Namen, noch auch Deventer, der gelehrte Arzt der Niederlande, noch auch Hoorn, der einstige Leibarzt des Königs von Schweden, noch Heister, ein Arzt gleich berühmt durch manuelle Geschicklichkeit, als Gelehrsamkeit. Noch auch ausgezeichnete Aerzte Deutschlands, Englands, Hollands und Italiens. Ja selbst der englische Ritter von Maningham beschäftigt sich mit dieser ausgezeichneten Wissenschaft.

Es bleibt noch Anderes übrig, das unsere Kunst so sehr empfiehlt. Lasst uns in jene dunkle Zeiten zurückblicken, in denen diese mit Verachtung angesehene Kunst bloss der Hefe ungebildeter Weiber anvertraut war, und die Aerzte nur mit den Augen der Hebammen sahen. Welche Finsterniss verhüllte die Augen? Welchen Schatten führen die albernen Geschwätze der grössten Aerzte uns vor. Nimm den verehrungswürdigen Hippokrates, vergleiche den Hippokrates, den Beobachter der Krankheiten, mit dem Hippokrates, wenn er von Frauenkrankheiten spricht; du wirst ihn nicht ähnlich finden.

Der göttliche Ausleger der Natur verkündet in jener stets eintreffende Orakel, in dieser bringt er Kindergeschwätz vor und fordert das Lachen heraus. Wie schön unterscheiden sich die goldenen Aphorismen von den Worten „der schönen Farbe der Mutter, welche ein männliches Kind concipirt, der zusammengefallenen rechten Brust, wenn sie ein männliches Kind unzeitig gebären wird, dem Knaben, der in der rechten Seite der Gebärmutter sässe; den Zeichen der Schwangerschaft aus dem Geruche von Aromaten und Aehnlichem“. Solche Aussprüche hätte der vortreffliche Greis nicht mit seinen heilsamen Aussprüchen vermischt, wenn er, wie bei den übrigen Krankheiten, auch bei den Geburten durch seine Augen und Hände Hülfe geleistet hätte.

Die Fabeln der Melusine und des Don Quixote enthalten nicht so viel Unsinn als jene alte Weiber Träumereien. Da sieh die unruhige Gebärmutter! wie lustig wird sie durch den Körper getrieben, jetzt sitzt sie auf dem Herzen, jetzt steckt sie im Schlunde, endlich kehrt sie, nachdem sie die Nase mit einem unangenehmen Geruche erfüllt hat, in ihr Nest zurück. — In unserem Jahrhundert, da eine gesunde Beobachtung Besseres lehrte, beschäftigen solche Allotria nur noch die Plebs.

Aber ich gehe zu Wichtigerem über. Ich erröthe nicht zu sagen, dass die Geburtshülfe der gerichtlichen Medicin viel Licht verleiht. Denn jene bringt richtige

Urtheile über die Jungfrauenschaft, Schwangerschaft, Abortus, wenn er stattgefunden, wie er zu verhüten, wann er zu befürchten ist, über die getödtete Leibesfrucht, über die Fruchtbarkeit und Sterilität, über die Lebensfähigkeit eines zu früh geborenen Kindes, über die Zeit der Geburt und hundert andere Dinge. Und nicht fehlen Beispiele von Unglück, das aus Vernachlässigung dieser Kunst entstanden ist. Wie viele Kinder sind mit der Mutter zugleich gestorben durch die Unwissenheit der Hebammen, welche die Schwangerschaft der Mutter läugneten! Wer zweifelt daran, dass sie erhalten wären, wenn ein weiser Geburtshelfer es verstanden und sich nicht geschämt hätte, die Mutter zu untersuchen? Wie oft gebar ein junges Mädchen, welches von der Hebamme kurz vorher für eine Jungfrau erklärt wurde! Ja, wegen der in Verachtung stehenden Geburtshülfe wurden Ehescheidungen vorgenommen. Bohn erzählt zwei Fälle, wo, indem die Hebammen eine Frau der Sterilität beschuldigten, die Ehe geschieden wurde, während der zweite Mann das Geheimniss aufschloss. —

Doch ich kehre zur Medicin zurück, um die vorzügliche, ja göttliche Würde der Geburtshülfe zu betrachten. Denn am wenigsten genügt sie sich in der angenehmen Betrachtung der Phänomene, durch welche Künste sie jene Unregelmässigkeiten, welche die Frauen grausam quälen, zu überwinden lehrt — Wie beklagenswerth ist der Anblick des in seinem Blute schwimmenden, eben geborenen Kindes, wie schrecklich, wenn es von Krämpfen gezerrt wird, wie abschreckend, wenn es unbewegt aus dem Körper heraushängt!

Aber der vorsichtige Geburtshelfer beugt diesen Uebeln vor, er verringert, ja er hebt sie; nicht bringt er ein ekelerregendes Mischmasch von Arzneien, noch erregt er Schmerzen durch Brennen, Schneiden und Herausschneiden der Theile; sondern als heilsamer Engel fliegt er herbei, wendet seine weiche Hand an, entfernt die Hindernisse, zieht den Foetus an's Licht, erhält Mutter und Kind das Leben und gibt die Gesundheit zurück. Welcher Mann, frage ich, wäre für das weibliche Geschlecht heilsamer und nothwendiger? Wessen Kunst könnte höher geschätzt werden; nenne mir eine einfachere, sanftere, nützlichere und du wirst mir ein grosser Apollo sein. Der Medicin komme ihr Lob zu, der Chirurgie ihre Ehre, der Name der Geburtshülfe bleibe nicht unbekannt!

Die traurige Nothwendigkeit lässt dem Arzte fast nur Undankbares zurück; ohne Eisen ist der Chirurg meistens ein unnützer Zuschauer, der Geburtshelfer bewirkt durch eine sanfte Zusammenziehung der Hand, wenn nicht Alles, doch das Meiste und hoch erhebt er sein Haupt, weil es ihm erlaubt ist, durch ein einziges Werk oft ein doppeltes Leben zu erhalten. Dem Manne gibt er die geliebte Gattin zurück, dem Kinde die Mutter, der Mutter den Lohn der überstandenen Anstrengungen, der ganzen Familie Trost. Von seiner Hand hängt das Schicksal von Königreichen ab. Seine Kunst erhält einen Kaiser, den die Unwissenheit geopfert hätte. Diese Freuden und Vorzüge kommen aber nur unserm Jahrhundert zu. Durch ihre eigene falsche Scham, durch die Dummheit der Hebammen und die Nachlässigkeit der Aerzte kamen Myriaden von Frauen um und kommen leider noch um!

Denn so schwach ist die Beschaffenheit des menschlichen Geistes, dass er die Tugend aufsuchend eine Wolke statt der Juno umarmt. Denn bis auf diesen Augenblick verschmäht das weibliche Geschlecht die männliche Hülfe bei den Geburten.

Von selbst kam es freilich, dass, bevor das Fundament der Medicin gelegt war, als die Männer vom menschlichen Körper nicht mehr wussten als die Frauen, letztere jenes Geschäft sich zueigneten. Mit demselben Rechte, als die Menge der Krankheiten die Aerzte hervorbrachte, hätten die Leiden und Krankheiten, welche die Geburt begleiten, die Geburtshelfer hervorbringen müssen. Doch die Gewohnheit ging vor; ja, als der Atheniensische Areopag in weiser Absicht ein Gesetz verfasst hatte, dass die Frauen ausgeschlossen, die Männer allein mit der Entbindung und den Krankheiten der Frauen sich abgeben sollten, bestimmte die einstimmige Bitte der Frauen die Richter, dass die frühere Sitte wieder hergestellt würde.

Dazu kommt der Hebammen schmutziges Streben nach Gewinn und ihre Unwissenheit. Den Sturz ihrer Herrschaft witternd, wenn die Aerzte ihnen in's Gehege kommen, kämpfen sie mit allen Waffen der Geschwätzigkeit gegen sie, jene einer grausamen Härte anklagend und durch die Anpreisung ihrer Hülfe jener Beistand für überflüssig erklärend. Die Mutter aber büsste und büsst noch die traurige Strafe ihrer Hartnäckigkeit. Alle Vorschriften der Geburtshülfe müsste ich hier abhandeln, wenn ich die Fehler der Hebammen schildern wollte. Schon wenige beweisen die unzweifelhafte Nothwendigkeit, dass die Geburtshülfe von einem vollkommen gebildeten Manne ausgeübt werden müsse.

Die bekannte Wahrheit, dass ohne Anstrengung keine Geburt erfolgt, treibt beim ersten Auftreten der Wehen die Schwangere dazu, Anstrengungen zu machen; die Hebamme tritt mit ihren Ermahnungen hinzu. So quält sich mehrere Tage die Gebärende mit grossem Aufwand ihrer Gesundheit und Kräfte ab. Der Geburtshelfer hingegen, die wahren Wehen von den falschen unterscheidend, empfiehlt zum grossen Trost der Gebärenden nur Ruhe.

Der Heisshunger nach Gewinn lässt die Hände der Hebamme bei der Geburt fortwährend geschäftig sein, damit sie der Gebärenden ihre Hülfe, das Schädliche und Beschwerliche mehr anpreisen kann.

Um weit schlimmere Dinge aber handelt es sich, wenn eine falsche Lage der Gebärmutter oder des Foetus hinzutritt. Die Kenntniss davon ist ein so schwieriges Ding, dass man kaum so trefflich angelegte Hebammen finden möchte, welche fähig wären, dies zu erlernen. Vieles erfordert einen hoch gebildeten Mann, durchaus bewandert in der Anatomie, der all sein Nachdenken auf dieses Studium verwendet. Niemals werde ich einsehen, dass eine Frau hierfür ausreiche, die von den häuslichen Geschäften in Anspruch genommen wird, im vorgerückten Alter sich befindet, über das sinnlich Greifbare nicht hinauskommt. Zweifelnd sitzt sie da, thut nichts, mit geschwätzigem Troste vertändelt sie die Zeit, erwartet die Hülfe der Natur, preist ihre Hülfe an, nichts thuend scheint sie viel zu leisten, bis die Lippen der Gebärenden zittern, die Extremitäten kalt werden und das Bewusstsein entflieht. Der dann herbeigeholte Arzt kann durch einen herzstärkenden Trank den Tod nicht abhalten, und so stirbt die Gebärende ohne ihre Schuld. Unter einem günstigeren Geschicke wird zuweilen von den Kräften der Natur das Kind ausgestossen, aber die Mutter wird schwach zurückgelassen, selbst nach langer Zeit gewinnt sie ihre Kräfte nicht wieder und schleppt ihr Leben mühselig hin, ja wenn ihr Damm aufgerissen, kann sie nicht zurückhalten, was die reine Natur nur zu gewissen Zeiten wegzuführen pflegt, und wird auf ewig geschändet ihrem Manne unangenehm, sich selbst und Anderen zur Last.

Was aber soll ich von den grausamen Haken sagen? Bevor die gelehrten Aerzte diese Wissenschaft ausgebildet hatten, glaubten nicht weniger die Hebammen als die Chirurgen die Spitze der Kunst erklommen zu haben, wenn sie das eiserne Instrument anzulegen wagten. Denn wenn ein langer Zeitraum alle Hoffnung, die man auf die Natur setzte, hinwegenommen hatte, dann glaubte man einstimmig, das Kind müsse herausgezogen werden. Und es war keine andere Methode als der Haken bekannt. Hiemit bewaffnet schritt der Chirurg zur Gebärenden ohne Rücksicht auf die Ursache und auf die Lage zu nehmen; bald brachte er ihn kühn hinein, befestigte ihn an dem zuerst sich darbietenden Stücke, zog mit starker Hand an und holte sich einen Gehülfen, wenn die Kräfte fehlten; eine grosse That hatte er vollbracht, wenn er die verletzten Theile des Kindes herausholte, wenn die zerfleischte Mutter aber starb, glaubte er eine kühne Operation gemacht zu haben.

Ich will mich nicht beim Abortus, bei den Blutflüssen und Lochien aufhalten. Es ekelt mir, die Leiden in Erinnerung zu bringen, welche die Gebärenden erlitten, so lange die Gescheuteren die nützliche Geburtshülfe von oben herab betrachteten. Doch ich höre das Geflüster des ungelehrigen Haufens der Hebammen: wir haben keine Schuld daran, der Krankheit Heftigkeit spottete unserer Kunst. —

Aber die ausgezeichneten Werke der Geburtshülfe möge diese Worte widerlegen und die vielen glücklichen Gebärenden, die es nicht genirt, deren Hülfe in Anspruch genommen zu haben, möge für ihre Sache sprechen. Jene alberne Scham hört schon längst auf, und die schönste Hoffnung ist die, dass die alte Sitte der Vernunft weiche. Denn schon verschmähen die meisten Kreissenden des südlichen Europas nicht mehr die Geburtshelfer. Und bei den Fürsten selbst wird ihnen die grösste Ehre zu Theil; ja der König Frankreichs, der grosse Ludwig, schlug Clement, den Geburtshelfer des königlichen Hauses, zum Ritter mit allen seinen Titeln und Rechten. Doch was suche ich nach Beispielen in der Vergangenheit, da wir uns nur bei uns selbst umzuschauen brauchen? Denn unser gnädigster König wollte, dass an unsere Akademie ein Lehrer der Geburtshülfe angestellt werden sollte, der einsichtsvolle Curator hielt es für höchst nützlich und die angesehene Gelehrtenkörperschaft nahm diesen Beschluss mit Wohlgefallen auf. Und es jubelt jetzt die Geburtshülfe, da sie sich fühlt unter einem solchen hohen Schutze!

Anatomie.

Da Röderer zugleich neben seiner geburtshülflichen Professur das Amt eines Professors der Anatomie und Chirurgie bekleidete, so machte er, indem er nicht bloss ein vortrefflicher Lehrer, sondern ein ebenso gründlicher und selbstständiger Forscher war, auch um diese Doctrinen sich verdient. Erstere namentlich bereicherte er durch wichtige Arbeiten. Dahin gehört seine Abhandlung über die Mole

Er führt aus, dass die meisten Aerzte, von Hippokrates an, glaubten, sie entstünde von einer unvollkommenen Empfängniss; andere hielten sie für ein Gewächs in der Gebärmutter. In der neueren Zeit sahen Kerkring, Ruysch und Denys die Mole für eine lange, nach der Geburt in der Gebärmutter unverändert gebliebene Nachgeburt an. R. nähert sich wieder der Meinung der Alten. Wenn das durch die Empfängniss in die Gebärmutter gebrachte Ei gehörig zunimmt, so entsteht eine besondere Nachgeburt und nimmt so zu, dass das Kind in grösserem Masse wächst. Wenn aber der blutige Theil des Eies zu sehr mit Geblüt angefüllt war und zunimmt, so hindert er das Wachsthum des Embryo, so dass derselbe sehr klein bleibt.

Man findet daher oft solche Körperchen in der Mole. R. beschreibt dann die Mole von zwei Weibern. Die eine hatte schon Kinder geboren, die andere noch nicht. Hieraus geht hervor, dass eine zurückgebliebene Nachgeburt die Mole nicht hervorbringe. Seinen triftigsten Beweis aber nimmt er von zwei Molen, die er in der Gebärmutter einer trächtigen Hündin gefunden hat; er beschreibt die vollständige Nachgeburt der Hündin und weist nachher nach, wodurch die Mole von jener sich unterscheide. In den 2 Höhlen der Gebärmutter waren acht Eier und darunter zwei unvollkommene oder Molen. In der einen Mole hat er noch den kleinen Embryo gefunden. Bei den vollkommenen Eiern hatte die Frucht eine Grösse von 2 Zoll, bei den unvollkommenen von 4 Linien.

In der Abhandlung „de communicatione uteri gravidi et placentae" sucht er zu beweisen, dass aus der schwangeren Gebärmutter durch die Nachgeburt und Nabelschnur in das Kind und aus diesem wieder in die Gebärmutter kein Kreislauf des Geblüts stattfinden könne. Zu diesem Zwecke wurden folgende Experimente angestellt. Nachdem die Nabelschnur durchschnitten, die Nachgeburt aber in der Gebärmutter mit der hervorhängenden Nabelschnur zurückgelassen, wurde beobachtet, dass in der Nabelschnur plötzlich aller Pulsschlag nachgelassen und ungefähr $1^1/_2$ Unzen Blut aus der unverbundenen Nabelschnur herausflossen, so viel nämlich, als vorher schon in der Nachgeburt mag enthalten gewesen sein. Daraus schliesst R., dass zu der Zeit, als das Kind weggenommen worden, kein Blut aus der Gebärmutter in die Nachgeburt geflossen; da nun aber durch dieses Wegnehmen des Kindes die Substanz der Gebärmutter und die Nachgeburt nicht verändert worden ist, so hat auch vorher aus der Gebärmutter in die Nachgeburt kein Blut fliessen können. Er zeigt dann, dass die Oeffnungen der Blutgefässe in der Gebärmutter gegen die Nachgeburt sehr gross, die Oeffnungen hingegen der Nachgeburt so klein sind, dass sie gar nicht bemerkt werden können und daher kein Kreislauf, sondern vielmehr eine Absonderung aus der Gebärmutter angenommen werden müsse.

R. hat zwei schwangere Gebärmütter anatomisch zerlegt und sehr grosse Oeffnungen von Blutgefässen bemerkt, da, wo die Nachgeburt anhängt, so dass das Blut aus jeder Stelle wie ein Strom herausgeflossen, wenn er etwas von der Nachgeburt löste; dagegen floss kein Tropfen Blut aus der Nachgeburt. Er hat ferner die Nachgeburt von dem Kinde nicht abgelöst, sondern Kind, Nabelschnur und Nachgeburt, ohne die Nabelschnur zu drücken, zugleich miteinander aus der Gebärmutter gezogen und gefunden, dass noch eine Zeit lang der Pulschlag in der Nabelschnur zurückbleibt, kein Tropfen Blut aber aus der Nachgeburt fliesst. Damit man nicht einwenden möge, die äussere Luft hätte den Ausfluss des Blutes verhindert, so hat er zu wiederholten Malen das Kind mit der Nabelschnur und Nachgeburt in warm Wasser gelegt, aber es ist auch dann nicht Blut aus der Nachgeburt geflossen, trotzdem, dass die Wärme des Wassers den Pulsschlag in der Nabelschnur länger unterhalten. R. hat ferner, nachdem das Kind geboren, die Nabelschnur nicht abgelöst und die Nachgeburt in der Gebärmutter gelassen; auch dann hat der Pulsschlag in der Nabelschnur nachgelassen. Alle diese Experimente sind öfters wiederholt. Schliesslich beantwortet R. die Einwendungen, welche man bisher für den vermeintlichen Kreislauf gemacht hat.

In der Abhandlung „*de pondere et longitudine infantum recens natorum*“ untersucht er das Gewicht und die Länge der neugeborenen Kinder. Bisher hatte man allgemein angenommen, dass ein neugeborenes Kind 14—16 ℔. wiege. R. fand das gewöhnliche Gewicht dagegen 6—7 ℔.; nur besonders starke wiegen über 7 ℔ und in diesem Falle sei die Mutter meistens ein Bauernmädchen und der Vater ein Dragoner. Nur ein Kind hat über 8 ℔ gewogen. Kleine Kinder von schwächern Aeltern wiegen unter 6 ℔; frühzeitige Kinder wiegen etwa 5 ℔; ein im achten Monat geborenes Kind $3^{1}/_{2}$ ℔. Eines ausgetragenen Kindes Länge ist in der Regel 1 Fuss 6 Zoll Rheinisch. Ob die Geilen in dem Hodensack und wann sie herunter kommen nach der Geburt, hat er genau angegeben. Von den Nachgeburten wog die schwerste $1^{1}/_{2}$ ℔, die leichteste 12 Unzen.

In der Dissertation: „*nonnulla motus muscularis momenta*“, erörtert er, wie in dem menschlichen Körper viele Theile die Kraft haben, sich zu bewegen und zusammenzuziehen, ohne dass man rothe muskulöse Fibern bei ihnen gewahr werden könne. R. nennt diese Bewegungen motus animales, wodurch sie sich von den Bewegungen, die mittelst der Schwere nach bekannten allgemeinen Gesetzen geschehen, unterscheiden. Die Fibern, welche diese animalischen Bewegungen verursachen, nennt er fibrae motrices; viele zusammen bilden einen Muskel. Diese Fibern haben die Eigenschaft, durch äusserliche Ursachen zu animalischen Bewegungen gereizt zu werden. Die Reizbarkeit der Theile ist aber selbst wieder sehr verschieden, da ein Theil durch eine Ursache sich zusammenzieht, gegen welche ein anderer Theil unempfindlich ist. So zieht sich die Haut von der äusserlichen und Fieberkälte und dem Schrecken zusammen, ist in der Fieberhitze gespannt und trocken; ein Messer oder ein scharfer Saft bewirkt bei ihr aber keine Zusammenziehung; der Augenstern ist bloss gegen das Licht und keinen anderen Reiz empfänglich. Diese bewegenden Fasern sind gänzlich von den Nervenfasern verschieden, obgleich dieselben die Bewegung in ihnen verursachen. Unter allen Meinungen, wodurch man das unaufhörliche wechselweise Zusammenziehen und Nachlassen des Herzens und der zum Athemholen gehörigen Muskeln zu erklären gesucht, gefällt R die *Boerhaave'sche* Meinung am besten, der in dem Zusammendrücken der Nerven des Herzens, die zwischen den grossen Gefässen hinlaufen, die Ursache dieser abwechselnden Bewegung gesucht hat. R. nimmt nun an, dass auf gleiche Weise die kleinen Nervenfibern zwischen den Bündeln der muskulösen Fibern selbst gedrückt und dadurch ihre Wirkung auf einige Zeit gehemmt werden könne. Indem zwischen diesen Fibern die kleinen Nervenäste hinlaufen, so werden sie durch das Anschwellen derselben gedrückt, und die Fibern selbst werden dadurch wieder schlaff.

Die Abhandlung „*de vi imaginationis in foetum negata, quando gravidae mens a causa quacunque violentiore commovetur*“ wurde unter den eingegangenen verneinenden von der Petersburger Akademie für die beste erklärt. Verf. hatte sie mit der Devise „nunquam natura aliud docuit, aliud experientia“ der Akademie vorgelegt. Er stützt seine Beweisgründe auf die Erfahrung, zwischen den Gefässen der Gebärmutter und des Mutterkuchens bestehe keine wahre Vereinigung, diese erstreckten sich nicht in jene fort. Er stützt sich ferner darauf, dass keine Nerven von der Mutter in den Mutterkuchen übergehen.

In dem Programme „*de arcubus tendineis musculorum originibus*“ setzt er auseinander, dass einige Muskeln nicht von den Knochen, dem Knorpel und der Beinhaut entspringen, sondern von einer Sehne oder einem Bande, welches gleich einem Gewölbe den unten liegenden Muskel bedeckt und neben ihm an dem Knochen befestigt ist. Zieht sich der obere Muskel zusammen, so wird der Bogen gespannt und der unten liegende bleibt von allem Drucke befreit. Verf. beschreibt als solche Muskeln den adductor pollicis, dann das ligamentum carpi, von dem verschiedene Muskeln entspringen, wie die kleinen Muskeln des Daumens, welche denselben abwenden, biegen und den übrigen Fingern entgegensetzen, (abductor, flexor, opponens) und den kleinen Biegemuskel des kleinsten Fingers. Zuletzt beschreibt er die Zwerchfellsbogen über dem Psoas und Quadratus lumborum. In der „*continuatio de arcubus tendineis*“ fährt er mit diesen Untersuchungen fort und fügt als Muskeln dieser Gattung folgende hinzu: flexor longus digitorum pedis, soleus und poplitaeus, abductor pollicis pedis, serratus magnus und der flexor brevis digiti minimi pedis.

Physiologie.

In dem Programme „de calore“ handelt K. von der Wärme der Thiere. Wenn gemeinlich das Reiben des Bluts gegen die Adernhäute als die hauptsächlichste Ursache dieser Wärme angegeben wurde, so zeigt er, wie gering dieses Reiben des Bluts als einer schlüpfrigen Feuchtigkeit gegen Blutgefässe, die weder hart, noch unbeugsam, oder rauh sind, sein müsse. Durch verschiedene Beobachtungen beweist er, dass zwischen der Wärme und dem stärkeren oder minderen Pulsschlage und Athemholen fast gar kein Verhältniss stattfindet. Bei dem Anfang eines kalten Fiebers zeigt sich ein heftiger Frost, ungeachtet das Blut geschwinder und zwar durch krampfig zusammengezogene Gefässe bewegt wird, während dagegen die grösste Hitze entsteht, wenn die Fibern der Gefässe wieder schlaff geworden. Bei vielen Fiebern stellt sich oft ein starker Frost ein, wenn der Pulsschlag noch immer stark und geschwind ist. In schwindsüchtigen Fiebern ist das Gesicht öfters dem Anfühlen nach ganz kalt, wenn die Patienten über eine glühende Hitze klagen. Bisweilen entsteht gleich nach dem Tode eine verstärkte Wärme über den ganzen Körper, wenn vorher in den letzten Zügen die Wärme mit dem Pulsschlage sich verringert hatte. Die Wärme und Kälte kann daher nicht dem Reiben des Blutes, sondern muss der Wirkung der Nerven zugeschrieben werden; denn alle Erfahrungen stimmen darin überein, dass Kälte entsteht, wenn Krämpfe vorhanden, und Hitze folgt, wenn die krampfigen Fibern wieder erschlaffen.

Die Abhandlung „de secretione“ wird durch die darin niedergelegten anregenden Gedanken auch für spätere Zeiten nicht ohne Bedeutung sein. Er führt darin aus, dass die Gesundheit vorzugsweise durch die normale Function der Secretionen bedingt sei, wenn das Verhältniss derselben gestört, ein Theil der Flüssigkeiten vermehrt, der andere verringert werde, eine Krankheit sich ausbilde. So lange die Natur der Nerven dunkel bleibt, ist er der Ansicht, könne man auch die Entstehung der Secretion nicht ergründen, ja nicht einmal oberflächlich kennen lernen. So lange das Blut durch die Kraft des Herzens und der Arterien in Bewegung gehalten und der Auseinanderfall der einzelnen Theile verhindert wird, erhält es seine ursprüngliche Beschaffenheit. Sobald es aber ruht und weniger bewegt werde, zerfällt es leichter in seine Elemente. Man könne dies wahrnehmen an der Verschiedenheit des arteriellen und venösen Blutes. Daher seien im Körper zur Bildung von Secretionen vorzugsweise die Stellen geeignet, welche dem Blute eine geringere Bewegung gestatteten. Die Vena portarum, als vom Herzen am entferntesten, ist daher am geeignetsten zur Bildung von Galle. Ebenso kann man die arteria spermatica hierher zählen. Die Richtungen und Winkel der arteriellen Gefässe kommen ebenso in Betracht. Denn je mehr sie sich von einem schiefen Winkel entfernen und einem rechten oder stumpfen nähern, desto mehr hemmen sie die Schnelligkeit des Blutstroms. V. widerlegt dann den Martinius, welcher die Ansicht, dass die Verschiedenheit der Secrete durch den Unterschied des Diameters der Blutgefässe bedingt sei, bekämpft hatte. Er selbst lässt freilich dieselbe hierdurch nicht allein bedingt sein. Die Attractionskraft spielt auf jeden Fall auch eine grosse Rolle, ebenso die Assimilationskraft der einzelnen Organe, wie wir es beim Magnete sehen. Die Dichtigkeit der Organe ist ebenso zu berücksichtigen. Zu der ersten Classe der Secrete rechnet er die Flüssigkeiten, welche dem menschlichen Körper keinen Nutzen bringen, das Blut von überflüssigen und schädlichen Theilen befreien und bewirken, dass das Blut rein und vollkommen bleibt; die sanctorianische Hautausdünstung und der Urin gehören zu dieser Classe. Zur zweiten dagegen gehören die seifenartigen und wässerigen Flüssigkeiten, denen etwas Oeliges und Salziges beigemischt ist. Hierher zählt er den Speichel, die Magenabsonderungen, die Intestinalsecrete und die Galle.

Zur dritten Classe rechnet er die Schleimabsonderungen der Nase, des Mundes, des Schlundes, der Luftröhre, des Oesophagus u. s. w.

Zur vierten Classe sind die öligen Flüssigkeiten zu zählen, das Fett, das Knochenmark, das Fett der Talgdrüsen u. s. w.

Zur fünften Classe gehören die Ausdünstungen der inneren Membranen, der Ventrikeln des Gehirns, des Pericardiums, der Pleura u. s. w.

Die sechste Classe umfasst die edelsten und feinsten Säfte, das Nervenfluidum, die Ernährungsflüssigkeit und den Samen.

Schliesslich verneint er die Frage, ob zur Absonderung nur die Körper geeignet seien, welche wir „Drüsen“ nennen. Alle Classen werden dann genau von ihm erörtert. Zum Begriffe einer conglomerirten Drüse rechnet er: eine besondere Membran, mehrere Acini und ausführende Kanäle mit Blutgefässen und Nerven. Die Leber gehört zu den conglomerirten Drüsen.

Vergleichende Anatomie.

In der Vorlesung über die Trichuris, Haarschwanz, setzt er auseinander, wie er bei einem hitzigen Fieber schleimiger Beschaffenheit, welches zu Göttingen epidemisch herrschte und viele Einwohner und Soldaten der Besatzung tödtete, bei der Zergliederung der Leichname in den dicken Eingeweiden und den Excrementen diesen Wurm vorfand. Nach seinen mikroskopischen Untersuchungen ist er rund und cylindrisch, läuft an einem Ende in eine stumpfe Spitze aus, an dem andern Ende verlängert er sich in einen langen dünnen, einem Faden ähnlichen Schwanz. Die grösste Dicke beträgt ein Drittheil einer Linie, die Länge des Körpers 7 Linien, des Schwanzes 15. Einige hat er wie Spirallinien zusammengewickelt gefunden, andere wenig gekrümmt. Jene sind Männchen, diese Weibchen. Bei allen ist der Schwanz krumm. Körper und Schwanz sind durchsichtig, glänzend, weiss und der Leib hat einen weissen, gekrümmten Kanal. Die geraden oder die Weibchen haben durch den ganzen Körper schlangenförmige Zeugungskanäle, die sonderbar gewunden sind und eine weisse, sehr durchsichtige Materie enthalten. Die Windungen der Kanäle sind fast wie in den Hoden anderer Thiere beschaffen und den Zeugungsgefässen des Regenwurms ähnlich. Die Kanäle und der Nahrungskanal werden umständlich beschrieben. Die weisse Materie besteht aus Eierchen, die mit einem Schleime zusammenhängen und sich durch das Geburtsglied herausdrücken lassen, das unweit des Schwanzes an einer Oeffnung kenntlich ist. In den krummen Würmern findet man keine Eier und kein besonderes, von dem Samenkanale unterschiedenes Behältniss. Der weite schlangenförmige Samenkanal fängt beim Schwanze mit einem verschlossenen Ende an und theilt sich bei dem stumpfen Ende in zwei Theile, die sich wieder vereinigen. Aus dem stumpfen Ende ragt das Geburtsglied wie ein sehr zarter Faden heraus. Es ist in einer Scheide enthalten, die aus Fortsetzung des Samenkanals entsteht. Der Samenkanal enthält einen zähen spermatischen Schleim, der aus sehr kleinen Bläschen besteht und von sich selbst aus dem Wurme, wenn er verfault, heraustritt. Der Nahrungskanal geht in beiden Geschlechtern ohne Krümmung längs des Wurmes hohlem Rande hin. R. vermuthet, dass jener mit seinem Schwanze wie mit einem Rüssel seinen unfläthigen Aufenthalt durchsucht und mit der Spitze das Dünnste daraus zu seiner Nahrung in sich saugt. Wenn der Wurm nur wenig trocknet, erheben sich auf dem ganzen Körper Querstreifen, ohne Zweifel als Merkmale von Muskeln, die das Thier zusammenziehen.

R. spricht dann über die Askariden. Die bisherigen Beschreibungen davon sind noch unvollkommen.

Vallisneri hat sie am besten abgebildet. Den Unterschied des Geschlechts hat er noch nicht entdeckt. Die Zeugungsgefässe befinden sich in der Mitte des Wurms, zusammengewickelt, voller Eier. Bei allen diesen Würmern sind die Nahrungskanäle gerade, die Zeugungsgefässe aber gewunden. Die Natur hat diesen Thieren fast nichts als Gefässe zur Nahrung und Fortpflanzung nebst dem Vermögen, sich zu bewegen, mitgetheilt, da sie grössere Thiere mit Herzen, Blutgefässen, Gehirn, Nerven und Werkzeugen der Sinne versieht.

In der Vorlesung über zwei Gattungen von Fasciola beschreibt er zuerst die in den Eingeweiden der Forelle (fasciola truttae intestinalis) sich findende. R. hat sie oft im Mastdarme des Fisches gefunden; sie ist zuweilen über 8 rheinische Linien lang; Breite und Dicke übertrifft nie eine halbe Linie; die Farbe ist zinnoberartig, oft auch weiss und gelblich. Durch's Mikroskop zeigt sich ein cylindrischer, durchsichtiger Schnabel, mit Haken besetzt, die vorn am Schnabel kurz und gerade, weiter hinten gekrümmt, an der Seite am längsten sind. Damit befestigen sie sich an das Eingeweide. Der Wurm kann den Schnabel ganz einziehen, so dass sich dessen untere Fläche umkehrt und in eine Röhre verwandelt.

Die zweite Fasciola (f. muris hepatica) befindet sich in der Leber der Hausmaus. Daselbst erblickt man sie, zusammengewunden oder in einer Geschwulst gerollt, in einem länglichen Sacke, der 3—5 Linien lang ist. Des Sackes äussere Haut ist stark, die innere zartere hängt mit langen, zellenartigen Verbindungen an jener und lässt sich mit dem Wurme leicht herausdrücken. Beide sind verschlossen und man sieht keine Verbindung zwischen ihnen und den Gallengängen oder der Leber, daher lässt sich dieser Sack ganz aufblasen, wenn der Wurm heraus ist. Die Länge variirt von 1—5 Zoll 7 L., die Breite zwischen 1—2 Linien und nimmt gegen den Rüssel zu. Der Wurm ist desto breiter und dicker, je kürzer er ist. Die Haut besteht, wenn der Wurm ausgestreckt ist, aus schuppigten Gelenken, aus denen, wenn er sich zusammenzieht, quer übergehende Runzeln werden. Den cylindrischen Rüssel streckt der Wurm bald heraus, bald zieht er ihn hinein; er endigt sich in einen ebenen oder bei manchen etwas erhabenen Teller, aus dessen Mittelpunkte gleichsam kleine, gelbe, erhöhte Balken, wie Halbmesser, nach allen Theilen des Umkreises gehen, und etwas gebogene Stacheln hervorragen. Eine andere Reihe kleinerer Haken geht aus dem Umfange des Cylinders bei jenen Stacheln heraus. Der Mittelpunkt zeigt sich durch das Mikroskop wie ein schwarzes Tüpfelchen und verlängert sich ohne Zweifel in des Wurmes Munde. Die Haken und Stacheln richten sich auf und legen sich nieder, alle zusammen oder einzeln; wenn man sie mit einem spitzen Eisen reizt, auch bei dem todten Wurme.

In einer Rede, am 8. Jan. 1763 gehalten, beschreibt R. die Fasciola, welche er in den Gallengängen von Raben gefunden. Die Würmer scheinen sich von verdorbener Galle zu nähren. Im Menschen hat man noch keine entdeckt. Alle die ihm bis jetzt vorgekommenen waren Weibchen oder Hermaphroditen.

Goeze (Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, Blankenburg 1782) sagt: „Die ersten Entdecker waren Wagler und Röderer. Sie haben das haarförmige Ende für das Schwanzende gehalten; daher die Benennung. Die genauere Untersuchung hat aber das Gegentheil gelehrt, dass das feine Kopfende das wahre Kopfende sei, wie auch Pallas nachher gezeigt hat. Ich mache zwei Classen, wenn ich vorher erinnert habe, dass man sie künftig nicht Haarschwanz, sondern Haarkopf nennen sollte, da ich durch unleugbare Facta erweisen werde, dass das Haarende das Kopfende ist".

Wenn er aber S. 115 sich äussert: „dass nach Müller's Zeugniss die spiral gewundenen die Männchen, die krumm ausgestreckten die Weibchen zu sein scheinen, ist keinem Zweifel unterworfen," so ergibt unsere Analyse, dass bereits Röderer diese Ansicht hatte.

Er bemerkt ferner: „Aldrovanus habe sie schon unter dem Namen lumbriculus erwähnt; allein die Figuren ergeben es, dass er die Madenwürmer des Menschen meint. Die Beschreibung des Herrn Zoega (Rosenstein, von den Kinderkrankheiten p. 450) Echinorynchus Trichuris scheint eher auf die Trichuris des Pallas capite uncinato zu passen."

Goeze nimmt nämlich zwei Classen an, die von Röderer entdeckte capite simplici und die zweite mit gekränztem Kopfe (capite uncinato), von Pallas in der ohnfüssigen Eidechse entdeckt.

Ueber ihr Verhältniss zum morbus mucosus schreibt Wagler in einem Briefe an Wichmann: „In Starck's „tentamina de Dysenteria", Mogunt. 1760 findet sich eine kurze aber treffende Beschreibung des m. mucos.; von den Trichuriden aber kein Wort. Aus der Fortdauer der Trichuriden muss man entweder schliessen, dass auch die vestigia morbi mucosi fortdauern oder man muss annehmen, dass die Trichuriden keinen wesentlichen Zufall des morbi mucosi ausmachen, sondern ohne denselben auch anderen Krankheiten gemein sind. Alle die zeitherigen Sectiones Cadaverum machen mich geneigter das erstere anzunehmen."

Auch Blumenbach (Handbuch der Naturgeschichte. 12. Ausgabe 1830) hat den Namen Trichocephalus adoptirt und liefert mit wenigen Worten eine vorzügliche Beschreibung: „corpus inaequale, teres, antice capillare, postice incrassatum"; auch gibt er die beste Abbildung.

Rudolphi (Entozoorum sive vermium intestinalium historia naturalis, Amstelodami, 1808) sagt von Röderer's der Societät mitgetheilten Beobachtungen: „bonae observationes sub microscopio captae, nisi quod partem capillarem pro cauda habuerit."

Ebendaselbst B. II. bemerkt er, dass den Goeze'schen Namen alle anneh-

men mit Ausnahme von Zeder, qui minus laudabile substituerit; er führte die Bezeichnung „Peitschenwurm“ ein.

Den Meisten unbekannt möchte die Bemerkung Rudolphi's sein, dass Morgagni der erste Entdecker sei. Er sagt B. I.: „In epist. XIV. art. 42 (epistolae anatomicae. Patav, 1764) Trichocephalum, quem posteri tamen Roederero et Waglero adscripserunt, in coeco et appendici vermiformi a se detectum describit.“

Die Rudolphi'sche Ansicht dürfte insofern keinesfalls als die richtige sich herausstellen, als ohne Zweifel die angezogene Stelle beweist, dass vor Morgagni schon Fabricius, Spigelius und Santorinus diesen Wurm beschrieben, alle drei aber, wie auch Morgagni selbst, ihn für einen jungen Spulwurm gehalten haben („certe de Teretium genere judicavit“).

Röderer bleibt also das Verdienst ungeschmälert, diesen Wurm als besondere species aufgestellt zu haben.

Zugleich müssen wir Röderer vor der, in vielen Lehrbüchern der speciellen Pathologie, wir wollen nur Watson (Band IV. S. 213, übersetzt von Steinau) anführen, erhobenen Anschuldigung in Schutz nehmen, als hätte er die Trichuris für die Ursache des morbus mucosus gehalten. Seine Beschreibung sagt gerade das Gegentheil.

In der, von einer Zeichnung begleiteten und in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaft vorgelesenen, Abhandlung „Ursi anatome“ beschreibt R. den Unterleib und das Gehirn des Bären. Leber und Gallenblase sind gross. Die Gallenblase hat keine muskulöse Haut, keine Klappen oder schlangenförmige Biegungen an ihrem Hals; ausführender Gang ist eng. Es sind verschiedene Lebergänge, welche sich in den Gallengang endigen. Die Galle kann sich leichter in den Gallen- als Blasengang ergiessen. Die Milchgefässe und 12 lymphatische Drüsen des mesenterium werden beschrieben. Der Bär hat einen doppelten Magen; des ersten und grösseren Bau ist wie bei den fleischfressenden Thieren, des zweiten und kleineren Structur wie bei den Vögeln, die sich mit harten Samen nähren; die Substanz zwischen beiden ist eng zusammengezogen. Zwischen dünnen und dicken Gedärmen lässt sich kein Unterschied bemerken, sie sind vielmehr alle als dünne zu betrachten. Es mangeln der blinde Darm, der kleine Anhang u. s. w., die valvulae Kerkringii. Dafür ist die zottige Haut in dem ersten Stück der Gedärme sehr lang. Das Gehirn hat mit dem menschlichen Gehirn viel Aehnliches, auch stimmt es in vielen Theilen mit dem Kalbsgehirne überein; die Streifen sind an verschiedenen Stellen deutlicher als bei dem Menschen, die Gehirnader macht kein rete mirabile.

Bei der Beschreibung der Eingeweide in der Brust lässt er sich über den Bau der Lungen überhaupt aus. Malpighi glaubte, dass die äussersten Enden der Luftröhre sich in besondere kleine Bläschen, die von dem zelligten Gewebe verschieden wären, endigten. Die Neueren hätten diese Ansicht wieder verworfen; nach deren Meinung solle sich die Luft aus den Enden der Luftröhre bloss in das Zellgewebe der Lunge ergiessen. R. ist der Malpighi'schen Meinung wieder beigetreten. Er hat mit der äussersten Sorgfalt die äussere Haut, welche die Lungen umgibt, zum Theil abgelöst, ohne dass die Luft aus der sehr stark aufgeblasenen Lunge irgendwo im mindesten hervorgedrungen. In dieser Meinung ist er durch eine andere Beobachtung an den Lungen verschiedener, an einer Krankheit verstorbener Personen noch mehr bestätigt worden. Es geschieht sehr oft, dass das Blut aus den Gefässen der Lunge austritt, welches entweder daselbst zurückbleibt und eine Art von Erstickung oder Peripneumonie verursacht oder wieder durch den Husten ausgeworfen wird. In dem ersten Falle scheint also das Blut bloss in das Zellgewebe der Lunge ausgetreten zu sein, welches er dadurch beweist, dass er mit dem Vergrösserungsglase wirkliche Blutkügelchen haufenweise in dem Zellgewebe wahrgenommen, ohne dass man im mindesten etwas Blut aus den Aesten der Luftröhre hätte herausdrücken können. Wenn hingegen das Blut durch den Husten ausgeworfen wird, oder Geschwüre, die in eine eigene Haut eingeschlossen sind, hervorruft, so scheint selbiges bloss in die Malpighi'schen Bläschen sich ergossen zu haben.

Allgemeine Pathologie und Therapie.

In der Dissertation „paralipomena de vomitoriorum usu“ zeigt R. zunächst, welche Wirkungen durch's Erbrechen hervorgerufen werden; er findet

sie hauptsächlich angezeigt bei denjenigen Krankheiten des Kopfes, die ihren Ursprung in dem Magen haben und sich durch Schwindel, Klingen vor den Ohren u. s. w. charakterisiren. Da er glaubt, dass der Schlag selbst öfters aus krampfigen Zufällen der Theile des Unterleibs, die mittelst der Nerven ihre Uebel den Theilen des Kopfes mittheilen als aus einer blossen Anhäufung des Blutes und anderer Feuchtigkeiten in dem Gehirne entstehe, so hält er hier den Gebrauch eines Brechmittels für angezeigt, welches er auch wegen der dadurch verursachten Erschütterung am zweckmässigsten hält, wenngleich der Schlag aus einem allzugrossen Andrange des Blutes nach dem Kopfe kommen sollte, da alle diese üblen Zufälle, die auf die durch eine äusserliche Verletzung bewirkte Stockung des Blutes in dem Gehirne erfolgen, öfters durch ein Brechmittel am besten gehoben werden können. Der Nutzen der Brechmittel zeigt sich hauptsächlich in manchen Krankheiten, in welchen sie von vielen gefürchtet und vernachlässigt werden, so bei den Zuckungen und dem Krampfe des unteren Kinnbackens kleiner Kinder, beim Seitenstechen, bei dem kein Auswurf ist, beim Keuchhusten, wo das mineralische Kermes gute Dienste thut, bei derjenigen Bräune, wo die entzündeten Theile leicht in kalten Brand übergehen, bei bösartigen Fiebern, die von Würmern entstehen, bei der Hemeralopie, bei der die Leute in der Dämmerung völlig blind sind, bei der allzustarken monatlichen Reinigung; auch trägt ein Brechmittel dazu bei, die Speichelsonderung beim Gebrauche des Quecksilbers zu befördern und den herausgetretenen, eingeklemmten Bruch wieder zurückzuführen, auch bei denjenigen Arten von schwarzem Staar, die nicht aus einer Entkräftung oder Mangel von Säften entspringen, und bei allen schlafsüchtigen Zufällen, die keine Vollblütigkeit, sondern eine zähe Materie zur Ursache haben.

In der Dissertation „de pathologia physiologia informante sive de morbosa hominis natura" führt er aus, dass die Krankheit von der Gesundheit nur dem Grade nach verschieden sei. Die Natur des Menschen ist demnach aus dem gesunden und kränklichen Zustand allezeit zusammengesetzt und alsdann findet Gesundheit oder Krankheit statt, wenn dieser oder jener das Uebergewicht hat. Man werde desshalb niemals versuchen, eine vollkommene Gesundheit zu erhalten oder alle krankhaften Zustände zu vertreiben. Der dieses, mit Vewegenheit unternehmende, Arzt würde die ganze Natur des Menschen zerstören, wie vermuthlich auch öfters von allzu geschäftigen Aerzten geschieht.

Epidemiologie.

In den meisten Büchern findet man Wagler als Verf. der berühmten Schrift „de morbo mucoso" genannt, oder er und Röderer werden als die gemeinschaftlichen Autoren derselben angegeben. Die Wenigsten wissen, dass Wagler's Mitwirkung sich bei diesem Buche nicht anders verhielt, wie die der Doctoranden der damaligen Zeit zu ihrer Doctordissertation. So erlangte denn auch Wagler auf diese Schrift seinen Doctorhut. Der ganze Inhalt des Buches ist daher das geistige Besitzthum von Röderer, nur die Form gehört Wagler. Sehr treffend bemerkt daher Wrisberg, der selbst ein Schüler Röderer's war und später sein Nachfolger wurde, in der Vorrede zur zweiten Auflage des damals schon ganz vergriffenen Buches: „Cum egregium hoc opus originem suam conjuncto Roedereri studio, doctrinae ingenioque et Wagleri industriae debeat."

Auch Wagler selbst in seiner Vorrede bestätigt die Ansicht, dass ihm bloss die Redaction des Buches zugefallen sei.

Dort lesen wir, wie er einige Jahre Röderer zum Lehrer gehabt, dann in den Kreis seiner engeren klinischen Schüler, die unter seiner Aegide die Kranken behandelten, aufgenommen und hierauf drei Jahre sein Prosector wurde; seit dieser Zeit sei er beständig ihm zur Seite gewesen. Die während des Krieges wüthende Epidemie veranlasste Röderer seinen ganzen Fleiss auf ihre genaue Erforschung zu legen. Auserlesene Schüler theilten

sich in die Arbeit; ein Jeder hatte seine eigenen Geschäfte, die Früchte aber waren gemeinschaftlich. Stromius lieferte die meisten Krankengeschichten. Wagler lag es ob, die Sectionen zu machen, sowohl auf der Anatomie als in der Stadt, unter der Leitung von Röderer; die übrig bleibende Zeit verwandte man auf die Praxis. Alle Beobachtungen wurden unter der unmittelbaren Aufsicht Röderer's angestellt, Alles ihm mitgetheilt, auch die Besorgung der Kupfertafeln geschah gemeinsam. W. hat daher nichts hinzugefügt, was nicht von Röderer angenommen und gebilligt wäre. Ausserdem rechnet er es sich zur grossen Ehre an, dass ein Mann von solcher Bedeutung wie Röderer, den er, wegen seiner vorzüglichen Liebe zu ihm, als einen Vater verehrte, es nicht verschmäht habe, sich mit ihm als jungem Anfänger zu verbinden. Wenn nicht Gelegenheit gegeben wäre, so viele Leichen zu seciren, würde ihnen die innerste Natur der Schleimkrankheit verborgen geblieben sein. Die Schrift selbst beweist, welche Hülfsmittel die pathologische Anatomie bietet, den Charakter der Krankheiten zu erkennen und in die innersten Geheimnisse des menschlichen Körpers einzudringen, ja selbst um die Therapie der Krankheit zu ergründen.

Es war das erste Mal, dass die pathologische Anatomie bei einer ganzen Epidemie zur Controle verwandt wurde. Die Erfolge Röderer's kommen vorzugsweise auf Rechnung seiner Humanität. Er beschränkte sich nicht darauf, ein blosser Classenarzt zu sein, sondern behandelte ohne Unterschied alle Stände. Wer dies nicht thut, wird über die Natur der Krankheiten stets einseitige Ansichten haben. Denn die Diät und Lebensweise haben den grössten Einfluss auf die Aetiologie der meisten Krankheiten. Wer gründlich eindringen will, muss daher erforschen, wie das ganze Volk in seinen einzelnen Schichten und Ständen lebt. Diese Motive leiteten Röderer; und so hat er selbst gestanden, dass, wenn seine pathologischen und klinischen Ansichten etwas Neues und Nützliches enthalten, dies einmal der glücklichen Vereinigung der Anatomie mit der Praxis (felici praxeos cum anatome connubio), anderentheils dem Eifer, nicht weniger in die Hütten der Armen als in die Paläste der Reichen zu dringen, zu danken sei; weder seine Schüler, noch er hatten Ekel vor den Geschäften, welche andern lästig sind. Letztere gingen auf der Bahn weiter, wie es ihnen überliefert wurde; um nicht ihre zarten Hände zu beschmutzen und ihre Nasen zu beleidigen, wandern sie dahin, wohin die grosse Menge geht, nicht wohin man gehen soll.

Aus der Beschreibung der Krankheitssymptome, dem Ergebniss der Sectionen, und den abgebildeten Kupfertafeln, geht hervor, dass in den meisten Fällen die Krankheit vorlag, welche wir jetzt als Typhus abdominalis bezeichnen. Die Erkrankung der solitären Follikeln, sowie der zusammenstehenden Peyer'schen sind sehr deutlich beschrieben; die sich auf ihnen bildende Schorfe würden wir jetzt als Geschwüre bezeichnen. In anderen Fällen traten blosse gastrische Fieber auf, und in wieder anderen ist nicht zu verkennen, dass wirklicher Petechial-Typhus sich gebildet hatte.

Röderer hatte sich noch nicht, wie Lentin, von dem Hippokratischen und Sydenhamischen Standpunkte emancipirt.

In dieser Beziehung konnte er den Ausspruch thun:

„Non semper eadem aëris coelique temperies eaedemque vicissitudines, certi cujusdam generis morbi primordia evolvunt eamdemque aegritudinis speciem producunt. Singulare atque incognitum, *θεῖον* quoddam pondus, in aëre diffusum, epidemicam morbis notam imprimat, necesse est."

Wie man damals noch allgemein an dem Metaschematismus — selbst die neueste Zeit hat ja noch Anhänger dieser Theorie — festhielt, so galt es allgemein als Dogma, dass die, selbst ihrer Natur nach verschiedenen, Epidemien aus einander hervorgehen. Daher muss es uns nicht auffallen,

wenn Röderer folgende Erklärung von dem morbus mucosus abgibt: „Ipsa epidemia sero transiit partim in externum morbum purulentum, variolas; partim in inflammatorium thorcicum, pleuritidem et peripneumoniam.“

Auch der von ihm gewählte Name darf uns nicht in Verwunderung setzen. Man benannte die Krankheiten damals nach den hervorstehenden Symptomen. Alle die von ihm beschriebenen Formen verliefen mit Absonderung von Schleim. Ausserdem hatte man sich, bei allen Fortschritten, von den theoretischen Traditionen des Hippokrates nicht befreit. Eine rationelle Terminologie gehört noch damals zu den Desideraten der Zukunft. Erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, den specifischen Charakter der verschiedenen Epidemien ins Licht zu stellen. Trotzdem gibt es noch immer Epidemiologen, welche die Theorie der Metamorphose der Epidemien verfechten. So liess man ja bekanntlich die Astrachaner Pest von 1878 aus einem Typhus sich herausbilden.

Hervorheben müssen wir noch die wahrhaft künstlerisch und musterhafte Therapie, welche Röderer anwandte. Er verfuhr nicht im Geringsten nach der Schablone, sondern nur symptomatisch und casuistisch unter steter Berücksichtigung rationeller Principien der allgemeinen Therapie.

Die erste Abtheilung handelt über die allgemeine Beschaffenheit der Epidemien. Alles geschieht dabei nach bestimmten und anhaltenden Gesetzen, nichts zufällig. Die Jahreszeiten selbst haben einen grossen Einfluss auf die Entstehung der Epidemien. Dieselben gehen oft in einander über; am meisten bemerkt man dies bei der Dysenterie.

Die von August bis November herrschende Dysenterie wird nun von ihm beschrieben. Einige starben rasch, andere langsam. Man unterschied mehrere Formen. Die meisten von denen, bei welchen die Krankheit in eine febris lenta überging, starben. In der Leiche fand man Alles, was Bonet und Pringle beschrieben haben. Im November entarteten die dysenterischen Fieber. Viele gingen in Phthisis über. Aus verschiedenen Ursachen erzeugte die dysenterische Constitution eine neue Krankheit.

Verf. beschreibt dann die Witterungsverhältnisse vom Monat Juli 1760 bis zum Septbr. 1761. Der Stand des Barometers, Thermometers und die herrschenden Winde sind für die einzelnen Monate genau angegeben; ebenso die Regentage. Es werden hierauf die während dieses Zeitraums hauptsächlich grassirenden Krankheiten aufgestellt. Die im November aus der Dysenterie hervorgegangene febris mucosa wurde im Januar 1761 heftiger; ein häufiges Symptom ist der Schmerz des Zahnfleisches mit Aphthen. Zuweilen geht sie in feb. biliosa oder putrida über. Im Februar nimmt die Heftigkeit zu. Verbindet sich im März mit Petechien; auch Entzündliches gesellt sich hinzu. Im April combinirt sie sich mit einem Wurmfieber, geht im Mai in Intermittens über. Im Sommer hört sie auf, und es tritt eine Blatternepidemie auf. Im Herbste wieder Intermittens, oft das bösartige. Im Winter 1761—62 Blattern, Pleuresien und Pneumonien.

Es wird dann die Verwandtschaft der Dysenterie, des morbus mucosus, und der febris intermittens auseinandergesetzt; hierauf erörtert er die Aehnlichkeit mit dem Skorbute.

Ueber die Ursachen des morbus mucosus hebt er zuerst die epidemische Beschaffenheit der Luft hervor, was schon aus der Verwandtschaft mit jenen beiden Krankheiten hervorgeht; feuchte Witterung ist hauptsächlich anzuführen. Wer zu kalten Fiebern neigte, wurde am leichtesten befallen. Als Gelegenheitsursache stehen Diätfehler oben an. Die Einwohner waren durch den Krieg und die Einquartirung von 8000 Franzosen erschöpft. In Folge davon war die Nahrung sehr schlecht. Da das Bier ausgegangen, wurde schlechtes und mit Koth besudeltes Wasser getrunken. Ueberall in der Stadt war Unrath von Pferden und Menschen angehäuft. Der viele Regen verdünnte diese und die Exhalationen wurden über die ganze Stadt ausgebreitet. Um die Einquartirung unterzubringen, mussten viele Einwohner in Schmutz und Finsterniss verweilen. In kalten und feuchten Kirchen weilend, froren sie aus Mangel an Holz und entbehrten gekochter Speisen. Das

Volk suchte die Höhlen, in welche es sich zurückgezogen, mit Kohlen zu erwärmen und füllte sie dadurch mit garstigen Dünsten an. In den übermässig geheizten Zimmern wurde die Luft verdorben. Ein Herd für Ansteckungsstoffe war auch das Militärhospital, das mit Kranken überfüllt war und keine Ventilation hatte. Denn man gab sich die grösste Mühe, dass nicht, zugleich mit der verdorbenen Luft, die Wärme entweiche. Andere gelegentliche Ursachen warfen dann den zur Krankheit schon vorbereiteten Körper vollends darnieder, wie heftige Gemüthserschütterungen, Schrecken, Trauer. Der Verkehr trug dazu bei, anderen die Krankheit mitzutheilen.

Die lange gesammelten und hinausgeschobenen occasionellen Ursachen brachten dann die prädisponirenden hervor. Schmutzige Menschen und solche von schlechter Constitution wurden weit eher ergriffen. Das blosse Miasma ist ohne Wirkung bei einem nicht empfänglichen Körper und bei fehlenden Gelegenheitsursachen. Die, welche diesen nicht ausgesetzt waren, blieben wie R. und W. selbst von der Krankheit verschont, obschon sie täglich unter Kranken und Leichnamen verkehrten.

Der Uebergang der kalten Fieber in Ruhr und dieser in den morbus mucosus überzeugt Jeden leicht von der Aehnlichkeit dieser Krankheit mit jenen, obgleich die Theile des Bildes durch den Verlauf der Zeit verdeckt werden. In allen Follikeln fand sich eine stärkere Schleimabsonderung, die vorzugsweise in den übrigens schwächeren und gereizten Speisekanal geführt wurde. Daher ist nicht bloss das Innere des Magens und der dünnen Eingeweide mit einer grossen Menge von dickem, klebrigem Schleime überzogen, sondern auch darunter erscheinen die Follikeln unzählig und mit Schleim gefüllt. Oft bemerkt man jene Höhlen von Schleim im Magen und Duodenum. Gesunde Follikeln werden selten gefunden. Das ganze Gewebe der Leber ist acinös, das beim Gesunden ganz homogen ist. Die Absonderung der Galle wird natürlich dadurch eine krankhafte; die Wirkung ist eine ähnliche, welche der Mangel der Galle hervorbringt. Die Luft und die schlecht verdauten Speisen bringen ein neues Verderbniss hinzu; so bildet sich ein Stoff, welcher den Würmern zur Erzeugung und Vermehrung geeignet ist, und es entsteht das Wurmfieber. Wenn mehr und eine schärfere Galle sich ergiesst, verändert sich der Charakter der Krankheit. Im Magen und oberen Theile des Dünndarms wiegt der Schleim vor, im unteren die Galle. Wenn letztere aber in ihrer Natur verdorben ist, dass eine wahre Fäulniss sich ausbildet, nimmt die Krankheit neben dem schleimigen einen fauligten Charakter an. Am Ende verwandelte sich derselbe in einen inflammatorischen. Der morbus mucosus hatte einen doppelten Uebergang; einmal fand ein solcher aus dem schleimigen Zustand in den lymphatischen und gelatinösen statt. Ein anderer bezieht sich auf den Sitz. Denn obgleich die Krankheit eigentlich abdominal ist, so zog sie sich zuweilen nach den Lungen.

Man unterschied vier Arten; die erste war chronisch. Die Kranken lagen dann nicht zu Bett. Appetit ist freilich vorhanden; aber es wird ihnen sofort übel, wenn sie gegessen, und sie klagen über Druck im Epigastrium. Des Morgens nüchtern leiden sie an Würgen. Einige haben leichte Diarrhöe, einen trocknen Magenhusten; auch finden sich einzelne Aphthen im Munde und am Zahnfleische; auch Würmer nach oben und unten gehen öfters ab, meistens todt, selten lebend. Es sind Spulwürmer und Trichuriden. Letztere kommen hauptsächlich in den dicken Gedärmen vor. Man findet zwei Arten, krumme und gerade. Röderer fasst sie in seiner Vorlesung, welche er in der Societät hielt, nicht als Arten, sondern ganz richtig als Männchen und Weibchen auf. Der Schaden, den die Würmer anrichten, ist ein mannigfaltiger. Dieser chronische Zustand spottet allen Mitteln. Durch ein hinzutretendes Fieber tritt erst Heilung ein. Die ersten kleinen Fieber werden selten bemerkt. Verf. beschreibt dann die ersten Symptome. Wenn hierauf durch Schweiss oder Durchfall die Krankheit sich nicht entscheidet, so bilden sich kritische Ausschläge am Munde, Katarrhe u. s. w. Durch die Erfahrung ist es bestätigt, dass die Haut in der innigsten Beziehung zu dem Unterleibe stehe. Leiden der Eingeweide werden gehoben, dadurch dass eine kritische Secretion auf der Oberfläche des Körpers stattfindet. Diese Epidemie zeigte so recht, wie sehr die kleinen Fieberanfälle und Hautkrisen in chronischen Krankheiten nützen. Verschont waren, welche beständig nächtliche Fieberchen, Morgenschweisse, dann und wann auf dem Körper hervorschiessende Pusteln, Achsel- und Fussschweisse hatten. Wenn sie die Heilbestrebungen der Natur nur sorgfältig cultivirten, blieben sie von aller Ansteckung frei.

Wo kein Fieber hinzutrat, gab man sich Mühe, dadurch die Krankheit zu bekämpfen, dass der gelöste Schleim entleert, eine neue Zufuhr zu den ersten Wegen verhütet und die Kraft der Krankheit nach der Oberfläche abgeleitet wurde. Nicht ohne Nutzen wurden so Brechmittel angewandt; die bloss Ekel erregenden wirkten am besten; nicht bekamen die stimulirenden Emetica. Wo kein Fieber eintrat, that das lebendige, mit Zucker abgeriebene Quecksilber ausgezeichnete Dienste; auch der Campher, namentlich in Verbindung mit Calomel. Sobald ein Fieber sich einstellte, mussten mehr als Hund und Schlange Merkurialien vermieden werden. Alle diese verschiedenen Arten der Krankheit erforderten eine ähnliche Cur wie die Ruhr. Immer bediente man sich mit Erfolg der demulcentia oleosa und anodyna. Ein specifisches Mittel wurde nicht gefunden. Der Campher bewährte sich am besten.

Die zweite Art ist die mit Fieber auftretende. Die Heftigkeit des Fiebers liess sich stets nach der Stärke des Frostes berechnen; ein sanfter Frost oder ein blosser Schauer zeigte immer ein leichtes Fieber an. Man unterscheidet hier wieder die feb. mucosa benigna und maligna. Verf. beschreibt diese. Die Behandlung bei ersteren ähnlich wie bei der chronischen. Doch muss das Fieber berücksichtigt werden. Aderlass selten nöthig. In allen Abdominalkrankheiten ist ein Aderlass schädlich, wenn nicht der entzündliche Charakter dazu auffordert. „Quam male sibi optant aegri, qui grata semper medicamina exposcunt maleque medentur medici, nimis facilis, famae magis et perae quam aegrorum saluti prospicientes!“ Diejenigen modernen Aerzte, welche im Typhus und anderen hitzigen Krankheiten während des Fieberstadiums ihre Kranken mit kräftiger Bouillon und anderen Reizmitteln ernähren, mögen Röderer's Ausspruch beherzigen, zu dem ihn die in dieser Epidemie gemachten, Erfahrungen trieben: „Victus semper sit blandus et demulcens, primis stadiis pauper et vegetabilis. Saepius enim notatum est vel a solis carnium jusculis omnia pejora reddi, febrem exasperari atque suburram putridam manifesto augeri.“ Was zugleich übel macht und besänftigt, darauf ist grosses Gewicht zu legen. Solche Mittel schwächen die zu starke peristaltische Bewegung und stellen das Gleichgewicht wieder her. Manna mit einer Kleinigkeit Ipecacuanha ist hier hervorzuheben. Die antiphlogistische Methode thut die schlechtesten Dienste. Treffliche Wirkungen leistet das Extractum der China. In der Reconvalescenz bekommt eine Mischung von gleichen Theilen Elix. Aurant. compos., Elix. Proprietat. Paracels. und der Hälfte von Hoffmannstropfen ausgezeichnet.

Verf. bespricht dann die Recidiven, welche diese Krankheit häufig macht; gibt hierauf eine Schilderung der febris mucosa acuta maligna; hier werden wieder zwei Arten unterschieden febris mucosa, acuta, maligna, biliosa, putrida, soporosa und zweitens feb. mucosa, acuta, maligna, inflammatoria.

Die dritte Art ist die feb. lenta; die vierte die feb. accessoria, welche anderen Krankheiten ihren Charakter mittheilt. Diese Zustände sind hauptsächlich Schwangerschaft, Wunden und chronische Krankheiten. Bei Schwangerschaft erregt der morb muc. oft Abortus. Selbst die Kinder der Schwangeren werden dann ergriffen, wie die Sectionen nachwiesen. Verwundete wurden fast allgemein befallen; es entsteht dann Fieber, in den Wunden wird ein schlechter Eiter abgesondert, und es erfolgt Gangrän. Wer sich nur eine leichte Verwundung zuzog, war der Gefahr ausgesetzt, den morb, mucosus zu bekommen. Wenn er sich zu Syphilis gesellte, so wurde letztere beinahe unheilbar und durch eine nervöse Phthisis meistens tödtlich.

Verf. gibt endlich von allen einzelnen Arten erläuternde Krankengeschichten nebst der Behandlung. In der letzten Abhandlung des Buches werden dann die sehr genauen Protokolle von 13 Sectionen mitgetheilt, welche stets von epikritischen Bemerkungen begleitet sind.

Specielle Nosologie und Therapie.

Auch diese Disciplinen liess Röderer nicht ohne Bereicherung. Wir heben zunächst hervor seinen Tractat „de uteri scirrho.“

In diesem führt er aus, dass eine verhärtete Geschwulst der Gebärmutter oft aus einer vorausgegangenen Entzündung derselben, welche durch eine heftige

Verletzung verursacht und weder zertheilt, noch zum Eitern gebracht worden, entstehe. Oft liegt auch die Ursache einer solchen Geschwulst in dem gehinderten Ausfluss verschiedener aus der Gebärmutter fliessender Säfte, des weissen Flusses, der monatlichen und Kindbettesreinigungen und dergleichen, oder es setzt sich die schädliche Materie einer langwierigen Krankheit in diesem Theile fest und wird daselbst verhärtet. Ebenso veranlassend wirken oft die Ungeschicklichkeit des Arztes, der unzeitige und allzuhäufige Gebrauch des Aderlasses, kühlender, zurücktreibender Arzneimittel. Die Symptome stimmen meistens überein mit denen eines hektischen Fiebers; doch wird beim Scirrhus in der Gegend der Gebärmutter ein beschwerliches Drücken empfunden; dieser Theil fühlt sich dann hart an, tritt in die Scheide herab und ist entweder ganz oder zum Theil verhärtet. Mit solchen Uebeln behaftete Personen sind meistens unfruchtbar; ist dennoch Empfängniss eingetreten, so erfolgt gewöhnlich eine unzeitige, schwere oder gefährliche Geburt; ja es ist vorgekommen, dass der Muttermund verstopft worden, die Mutter selbst zerrissen und das Kind in die Höhle des Unterleibs getreten. Von einer wirklichen Schwangerschaft kann man diese Krankheit durch das Vorhandensein des hektischen Fiebers und den Mangel der Zeichen, welche eine Schwangerschaft anzeigen, leicht unterscheiden. Von der Kunst ist wenig zu hoffen. Am meisten zu rühmen sind Stahl- und Quecksilberpräparate und auf den Stuhl wirkende Mittel. Durch Calomel hat Verf. eine Person hergestellt. Bei einer andern fand er durch die Section einen grossen Theil der Gebärmutter, der Eierstöcke und der Drüsen des Gekröses verhärtet und zerrüttet. Durch eine Kupfertafel wird dieses erläutert.

Nachdem die Societät der Wissenschaften beschlossen, eine Summe zur Bestreitung der Kosten der Inoculation herzugeben, wurde dieselbe zuerst zu Ende des Jahres 1756 von Röderer in Göttingen ausgeführt. Die grösste Sorgfalt verwandte er auf die sogenannte Vorbereitung, die Kinder eine strenge Diät halten zu lassen und ihnen die schädlichen Speisen zu verbieten.

In der Abhandlung „utrum naturalibus praestent variolae artificiales" hält er es für überflüssig, für das Inoculiren überhaupt zu plaidiren, da diese Arbeit schon von verschiedenen Schriftstellern gründlich ausgeführt sei. Er findet, dass die künstlichen Pocken weit weniger kränkliche Veränderungen im Körper hervorbringen. Die durch die Einpfropfung gemachten Geschwüre dienen vorzüglich dazu, die natürliche und beste Krise, das Eitern zu befördern. Denn man hat zu allen Zeiten bemerkt, dass die grösste Gefahr der Pocken in dem verhinderten Schwären des Ausbruchs auf der Haut bestehe, welche verschiedene Zufälle der inneren Theile hervorrufe. Nichts aber lenkt den Auswurf der Pocken besser nach der Haut als die Einschnitte. Bei den natürlichen als künstlichen Geschwüren hält der Fluss des Eiters oft, zu grossem Vortheile des Patienten, noch länger an und nimmt allen Samen zu nachfolgenden Krankheiten, besonders der Schwindsucht mit fort. Es lässt sich also hoffen, dass die Einpfropfung nicht nur die Gefahr der Pocken, sondern auch anderer Krankheiten abwende.

Die Vorlesung „Inoculatio variolarum Goettingae instituta impensis societatis Reg. scient." führt R. seine weiteren Erlebnisse über diesen Gegenstand aus. Erwähnung verdient die eine Erfahrung, welche auch Herr v. Haller an seiner eigenen Tochter angestellt hatte; R. machte die Einpfropfung an einem dritthalbjährigen Knaben, der selbst blödsinnig und dessen Mutter melancholisch ist. Es kamen bei ihm auf die eingelegten Fäden keine Blattern zum Vorscheine, dagegen zeigte er zu der Zeit, wo sonst das Blatternfieber anfängt, einige Munterkeit und eine ihm sonst fremde Aufmerksamkeit auf äusserliche Gegenstände. indem er nach Art anderer Kinder einige Lust zu spielen merken liess.

In der Dissertation „de catarrho phthisin mentiente" setzt er auseinander, durch welche Symptome man diese Krankheit von jener unterscheiden könne. Doch bemerkt er, dass ein solcher Katarrh leicht in Schwindsucht überzugehen pflege. Obgleich er, wie viele Aus- und Absonderungen dem Körper eher nützlich als schädlich sei, so müsse man sich doch hüten vor solchen Dingen, welche ihn vermehren. Diese, wie die Mittel zur Heilung, unter denen er den gekauten Campher hervorhebt, werden dann angegeben.

Die Dissertation „de raucitate" beschäftigt sich mit den Ursachen der Heiserkeit. Eine besondere von ihm beobachtete Art ist die, welche durch anhaltendes Sprechen gelinder und endlich ganz gehoben wird. Zur Cur empfiehlt er die Schwefelblumen; auch sind zuweilen künstliche Geschwüre heilsam.

In dem Programme „de Taenia" erörtert er die Arzneien, welche den Bandwurm am besten vertreiben; bittere, purgirende und Merkurialmittel richten nach ihm am meisten aus. Er beschreibt den Bau des Bandwurms, seine Kanäle, in denen sich der Milchsaft befindet und die Muskelfasern.

In dem Programm „de morsu canis rabidi sanato" erzählt er die Gesichte eines Falles, den er durch den innerlichen Gebrauch des Quecksilbers, durch Brennen, Schröpfen und tägliches Einreiben der Quecksilbersalbe geheilt hat. Er verweist auf die ähnlichen Erfahrungen du Choisel's und seines ehemaligen Zuhörers Schrader.

Das Programm „de febre ex intermittente continua" beschreibt die Krankheit, welche er 1758 beobachtet hat; es tritt auf als febris ex intermittente continua. Es wird oft zum Nachtheil des Kranken für ein hitziges Gallenfieber gehalten und mit Brechmitteln verdorben. Nach den häufigen Wechselfiebern im Frühlinge folgten diese Fieber während eines heissen und trocknen Sommers und wurden im Herbste wieder in gewöhnliche kalte Fieber verwandelt. Aus einem scheinbar gelinden Anfange entstehen bei dem dritten und vierten Anfalle die gefährlichen Zufälle, als Brechen, fauler Stuhlgang, Seufzer, trockne Zunge; gegen das Ende der Krankheit stellen sich verstopfter Leib, Stuhlzwang und Krämpfe des Mastdarms ein. Die Kranken sind traurigen Gemüths, weinen, fürchten sich vor dem Tode, springen aus dem Bette. Die Krankheit bricht sich selten durch den Urin, geht oft in andere Zufälle über als in Frieselausschlag, Taubheit, Durchfall, Wassersucht. Wenn die Patienten mit Aderlassen, Brechen, Purgiren behandelt werden, so verschlimmert sich die Krankheit und sie sterben unter Zuckungen. Die China allein hilft. Die gemässigten Ausdünstungen in dem Frühling und Herbst erzeugen Wechselfieber; diese nehmen eine mehr anhaltende Natur an, wenn die Hitze zunimmt.

In der Dissertation „de phthisi infantum nervosa" beschreibt er die Symptome, den Verlauf und die Resultate der Leichenöffnungen, als den beständigen Durchfall, den Vorfall des Mastdarms, den aufgetriebenen Unterleib, den unordentlichen Appetit, das schwache Fieber und die Mattigkeit. Die Kranken haben weder merklichen Husten, noch Brechen oder Zuckungen. Wichtige Veränderungen zeigen sich an den inneren Theilen nicht. Die Drüsen des Unterleibes, nebst der Leber, Milz und Nieren sind ohne Veränderung der Grösse, ein wenig verhärtet. Die Gedärme sind nur mit Luft angefüllt, eng und dünn, auch in einigen Körpern in einen Volvulus zusammengeschnürt. Vf. sucht den Ursprung in einem unbekannten Fehler der Nerven und der inneren Bewegung. Die Krankheit war im Herbste 1761 in Göttingen epidemisch.

In der Dissertation „de rhachitide" führt er aus, dass die erste Ursache dieser Krankheit in der schwächlichen Leibesbeschaffenheit der Eltern und besonders in der Lustseuche zu suchen sei; nach der Geburt erzeugen dieselbe schwer verdauliche Speisen, zurückgebliebene Auswürfe der Natur. Die Färberröthe stärkt die Knochen.

Die Abhandlung „observatio de hydrope ovarii" nimmt insofern unser Interesse in Anspruch, als die sehr instructive Krankengeschichte von einem sehr genauen Sectionsberichte begleitet ist. Aus den angehängten lehrreichen epikritischen Bemerkungen heben wir hervor, wie Verf. beobachtete, nicht bloss der entstehende hydrops ovarii, sondern auch andere Wassersuchten seien von einem brennenden Durst nach Wein begleitet, die acuten zeichneten sich durch alle möglichen Arten von Exanthemen, die aber später verschwinden, die chronischen durch immerwährende Hautausschläge und Furunkeln aus, dass die erste Entstehung derselben durch kleine Bläschen am Ovarium erfolge, endlich sei er sehr oft mit einem Leiden der Leber verbunden. Im vorliegenden wurde am linken Ovarium ein ausgebildeter hydrops ovarii mit einem grossen Sacke, der 10—12 Pfd. und einem kleinen, der 4 Pfd. Wasser enthielt, am rechten ein entstehender, mit wenigstens 50 Blasen beobachtet.

In der Abhandlung „de ictero illoque speciatim, quo infantes recens nati laborant" handelt er zuerst die verschiedenen Ursachen im Allgemeinen ab und geht dann speciell zu dem Icterus neonatorum über. Er gibt zunächst eine vortreffliche Literatur dieses Gegenstandes und unterscheidet den wahren Icterus von der blossen gelben Farbe der Neugeborenen, die sich von selbst verliert und keinen Schaden bringt; letztere könnte man die falsche Gelbsucht nennen. Erstere charakterisirt sich dadurch, dass, weil keine Galle in den

Eingeweiden einen Reiz ausübt, die Kinder keine Nahrung zu sich nehmen wollen, Leibschmerzen haben, schreien, auf keine Weise veranlasst werden können, die Brust zu nehmen. Hierzu gesellen sich Convulsionen. Die Ursache liegt in dem Schleim, dem Meconium der Intestina oder der Milch und anderer Nahrung, die nicht bloss durch ihre Zähigkeit den ductus choledochus verstopfen, sondern auch die Eingeweide reizen, mit Blähungen anfüllen. Wenn dieselben nicht gereinigt sind und man den Kindern statt der Milch feste Bestandtheile gibt, z. B. dicken Brei aus Bohnenmehl, wie es in Göttingen Sitte ist, so ballt sich dies im Zwölffingerdarm zusammen und verstopft den Ausführungsgang des ductus choledochus. Die Cur besteht einfach in Herstellung der verstopften Wege; am besten wirkt Manna mit gleichen Theilen Syrup von Rhabarber und Cichorien.

Geburtshülfe.

Haben wir im Allgemeinen und obenhin die Verdienste Röderer's um die Geburtshülfe angegeben, so erübrigt uns jetzt, dieselben einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen.

Man muss, um ihn zu würdigen, unterscheiden zwischen seinen positiven und negativen Verdiensten. Letztere gipfeln hauptsächlich in der Bekämpfung der Vorurtheile, welche damals in der Wissenschaft als Dogmen galten.

Bei seiner Beurtheilung im Allgemeinen als Geburtshelfer muss man, wie schon früher angedeutet, bedenken, dass er nicht als blosser Anatom die Geburtshülfe ausübte, sondern als Physiologe und zwar als einer der tüchtigsten Schüler Haller's. Damals befand sich, wie bekannt, die Anatomie, Geburtshülfe und Botanik in der Hand eines Professors. Die meisten Anatomen waren aber, wenn gute Zergliederer, schlechte Geburtshelfer. Es war, als wenn von der Gewohnheit, immer nur todte Cadaver zu seciren, davon etwas auf die Ausübung der Geburtshülfe überging und weit mehr Operationen zum Tode des Kindes gemacht, als einfache Methoden ausgeübt wurden, welche dahin strebten, das Leben desselben zu erhalten. Hatte Haller die Physiologie als eine besondere Disciplin von der Anatomie getrennt und in beide Disciplinen das Princip der wissenschaftlichen Teleologie hineingetragen, so war es erfreulich, Röderer, als einer seiner frühesten Schüler, ganz in seine Fussstapfen treten zu sehen. Die von ihm gelehrte Geburtshülfe hat daher einen ganz anderen Charakter. Die bisherige trug den Typus der todten Anatomie, der trocknen Knochenlehre, bei der man die Gesetze der Mechanik todter Körper nachzuweisen suchte; an die Muskeln und Nerven wurde wenig oder gar nicht gedacht. Die Röderer'sche Geburtshülfe hat nicht die blosse Anatomie, sondern die lebendige Physiologie als Basis. Röderer's Aufgabe war, das wissenschaftliche Fundament der Geburtshülfe zu gründen. Sie war bisher ein blosses technisches Handwerk in der Theorie, ein Gewerbe in der Praxis, das sich theils in den Händen der Hebammen, theils in den der Barbiere und niederen Chirurgen befand. Er erhob sie aus diesem niedrigen Zustande zu einer vollständigen, edlen und geachteten Wissenschaft, basirt nicht auf blosse Anatomie, sondern auch auf Physiologie und alle die andern Hülfsdisciplinen, welche die ältere Schwester, die innere Medicin, zu ihrer höheren Ausbildung benutzt hatte. In Bezug auf das Becken unterscheidet er bloss den Becken-Aus- und Eingang. Er bekämpft die damals von den Meisten angenommenen Ansichten, dass die Beckenknochen bei der Geburt auseinander weichen, ebenso die Meinung, dass die Knorpeln durch den Geburtsschleim erweicht würden.

Die, bislang angezweifelte, Beweglichkeit des Steissbeins belegte er durch mehrere Gründe.

Die Beschreibung der Gebärorgane hat er mit einer Treue vollzogen, wie Keiner vor und Keiner nach ihm. Jeder, der zeichnen kann und diese Theile nie in natura gesehen hat, würde im Stande sein, nach seiner Schilderung ein genaues Bild zu entwerfen.

Er gibt den anatomischen Grund an, warum bei der schwangeren Gebärmutter zuerst der Grund derselben verändert wird.

Ebenso sucht er es anatomisch zu erklären, warum die Menge der Säfte in der Gebärmutter im Verhältniss zu ihrer Weite zunehmen.

Dabei nimmt er fortwährend Rücksicht auf pathologische Verhältnisse und zeigt das Bestreben dieselben aus anatomischen Ursachen zu erklären. So findet er für die Thatsache, dass die Gebärmutter am häufigsten in der Gegend des Halses zerreisst, den Grund in der dünnsten Beschaffenheit der Muskelfasern; seine philosophische, teleologische Richtung treibt ihn dagegen nach der Ursache zu forschen, warum umgekehrt die Muskelfasern am Gebärmuttergrund am stärksten sind und am stärksten sein müssen.

Eingehend lässt er sich aus über den Nutzen des Kindswassers, über welchen Gegenstand man in neueren Compendien vergeblich etwas sucht, und verbreitet sich ausführlich über die Lage des Kindes in den verschiedenen Monaten.

Seit dem Auftreten der „naturwissenschaftlichen Schule“ hat man angefangen, Verhältnisse, welche dem praktischen Arzte von grosser Wichtigkeit sind, auch wenn man sie noch gar nicht mit Sicherheit erforschte, ausser Discussion zu setzen oder als bekannt vorauszusetzen. Wie der Embryo aus den verschiedenen Keimplatten sich bildet, darüber haben die neueren Forscher so ziemlich sich geeinigt, die Lehre von der Culbutte der Alten ist aber so zu sagen stehen geblieben. R. stellt hinsichtlich derselben eine neue Hypothese auf. Wurde dieselbe freilich von Columbus, de la Motte, Nootwyk, Smellie und Camper widerlegt, so dürfte die Theorie doch einer neuen Untersuchung werth sein.

Hinsichtlich der Vaginalportion entwickelt er in anatomischer Hinsicht eine andere Ansicht, als man jetzt hat, indem er das untere Gebärmuttersegment zu ihr rechnet.

Werthvoll sind noch heute die von ihm aufgestellten diagnostischen Merkmale, durch welche sich der vorliegende Kopf des Kindes vom untern Gebärmuttersegmente unterscheide.

Ueberhaupt sind die Veränderungen, welche die Schwangerschaft an den Geschlechtstheilen hervorruft, von Keinem plastischer beschrieben worden.

Hier merkt man, dass man nicht bloss den fertigen und gewandten Geburtshelfer vor sich hat, sondern den accuraten Anatomen, welcher mit einem ebenso sichern Blicke die Eigenthümlichkeit des von ihm behandelten Objects auffasst, als er für dieses Bild die passenden, genaues schildernden Worte zu finden weiss.

Sehr sinnige und physikalisch nicht widerlegbare Ansichten stellt er über die Ursache der Contractionen der Gebärmutter auf und sucht diese abermals durch anatomische, aus der Structur der Gebärmutter hervorgehende, Gründe zu stützen. Die Art und Weise beschreibt er höchst plastisch.

Stets sehr logisch verfahrend, trennt er die Zeichen der Empfängniss von denen der Schwangerschaft. Bei der Beschreibung dieser nimmt er wieder, wie stets, Rücksicht auf die Bedürfnisse des praktischen Arztes, indem er genau und präcis die Zustände angibt, mit denen dieselben verwechselt werden können.

Abweichend von den Neueren sind seine Angaben hinsichtlich des Standes des Muttergrundes in den verschiedenen letzten Schwangerschafts-

monaten. R. verstand meisterhaft die Kunst, mit wenigen Worten viel zu sagen, vollständig und erschöpfend in Bezug auf die Materie, kurz in der Form zu sein. Wir kennen in der ganzen geburtshülflichen Literatur kein Buch, das diesen Charakter so zur Schau trägt als seine „Elemente". Hunderte von Büchern sind seitdem erschienen, noch immer aber ist es, trotzdem wir in manchen Punkten weitere Fortschritte gemacht haben, mustergültig und übertrifft dafür in Bezug auf Form alle vorhandenen, in Bezug auf den Inhalt noch viele.

So manche Gegenstände werden hierin mit einer Klarheit auseinandergesetzt, von denen man in neueren sehr wenig oder gar nichts antrifft. Namentlich reiche Ausbeute dürfte der Gerichtsarzt finden; wir wollen z. B. nur an die von ihm präcise angegebenen Symptome erinnern, nach denen man eine Frau, die eben geboren hat, von einer gerade Menstruirenden unterscheiden kann.

Keiner hat vollständiger die Symptome angegeben, durch die man ein reifes von einem unreifen Kinde unterscheiden könne. Die hier gegebene Schilderung sollte jeder Gerichtsarzt sich einzuprägen suchen.

Vor Röderer hingen noch Viele, in Bezug auf geburtshülfliche Theorien sclavisch an den Ansichten der Alten, namentlich des Hippokrates. Bei aller Verehrung vor ihm unterlässt er nie, in der mildesten Form ihm zu widersprechen, wenn die neuere Wissenschaft ihn etwas Anderes gelehrt hat. Wir wollen hier nur an das Axiom des Hippokrates erinnern, dass ein im achten Monate geborenes Kind nicht am Leben bleiben könne. Ebenso an die Ansicht, dass zu fette Personen unfruchtbar seien, indem R. zeigt, dass sich gar kein Fett um den Muttermund ansetze und fette Weiber bloss die Unbequemlichkeit haben, dass ihre Bauchmuskeln und ihr Zwerchfell zur Verarbeitung der Wehen nicht Kraft genug haben. Nicht minder bekämpft er die Ansicht der Alten, dass sie eine Geburt vollkommen oder natürlich nannten, wenn sich das Kind mit dem Kopfe zuerst zeigte, widernatürlich, wenn ein anderer Theil des Körpers sich darbot und für die schlimmste, wenn es mit den Füssen zur Geburt kam.

Wer hat besser als R. die Bedingungen beschrieben, welche zu einer normalen Geburt erforderlich sind?

Wenn auch Deventer ihm schon hierin vorangegangen, so war die Lehre von der Untersuchung der Geburtstheile doch so vernachlässigt, dass man sagen kann, Röderer habe dieselbe erst wissenschaftlich gegründet. Er ertheilt den vortrefflichen Rath, sich nie in Bezug auf sie fertig zu halten, sondern stets in derselben in Uebung zu bleiben. Wenn er für die Schwangeren höherer Stände bei der Untersuchung eine andere Lage beansprucht, als für die von niederen, von Frauen höheren Rangs fordert, dass sie liegend, von geringerem Stande dagegen, dass sie stehend untersucht werden sollen, so lässt sich dies vom humanitären Standpunkt aus allerdings nicht rechtfertigen. Dies muss man aber von der Zeit aus beurtheilen, in der Röderer lebte, muss an das denken, was uns Zimmermann berichtet über die Art und Weise, wie die Aerzte behandelt wurden, muss berücksichtigen, dass in vielen, ja den meisten Gegenden noch Leibeigenschaft existirte, dass Maria Theresia vergeblich versuchte, dem magyarischen Adel die Steuerfreiheit zu nehmen, dass Friedrich Wilhelm I. noch den Deserteuren Ohren und Nasen abschneiden liess, was man jetzt bei den Montenegrinern, wenn sie es an den Türken verüben, schrecklich findet, und dass der, von Seiten der Gebildeten zwischen Thieren und Menschen gemachte Unterschied heute kaum grösser ist als damals der der untersten und höchsten Stände. Eines der am schönsten geschriebenen Capitel ist das, welches den Titel führt „de iis, quae peragenda in partu sunt." Die Rathschläge, welche er dort ertheilt, sind ächt praktisch

und viele, welche heute nicht mehr in Mode sind, verdienten rehabilitirt zu werden, so z. B. der, bei jeder beginnenden Geburt ein Klystier zu geben. Vf. hat ganz Recht, wenn er behauptet und dies ausführlich erörtert, wie dies wesentlich zur Erleichterung der Geburt beiträgt.

Ausführlich lässt er sich in eine Kritik ein über die damals üblichen Geburtsstühle und die ihnen Concurrenz machenden Geburtslager und Betten von besonderer Construction. Bei aller Pietät vor den Alten zieht er auf eine scharfe Weise hier gegen die, schon von Hippokrates citirten, Geburtsstühle zu Felde und setzt ihre Nachtheile den Geburtslagern gegenüber aus einander. Culturhistorisch ist dies insofern interessant, als es beweist, wie schwer es ist, vom Complicirten, vom Gekünstelten zum Einfachen und zur Natur zurückzukehren. Und doch bewährt sich auch hier das Gesetz, dass in der Natur nichts in Sprüngen, sondern nur allmählich ausgeführt wird.

Das Sprengen der Blase ohne Noth wird mit Recht von ihm schon getadelt. Dagegen dürfte sein Rath, sobald wahre Wehen sich zeigten, die Frauen dieselben verarbeiten zu lassen, weder vor dem Richterstuhle der Theorie wie Praxis Gnade finden. In einer sehr grossen 25jährigen geburtshülflichen Praxis habe ich die Verarbeitung derselben nie eher beginnen lassen, als bis nach abgegangenem Wasser der Kopf bereits in der Krönung stand, sehr oft aber gefunden, dass durch auf Rath von Hebammen zu früh verarbeitete Wehen die Geburt sehr verzögert wurde.

Von den Rathschlägen, welche er ertheilt, zur Erweiterung der Scheide dieselbe mit Fett oder Oel zu bestreichen, dürfte dieser nur in dem Falle zu befolgen sein, wenn die Geburtstheile an Trockenheit litten, die anderen sind aber absolut zu verwerfen, ebenso die Manipulation, welche er angibt, um den Kopf zu Tage zu fördern.

Anzuerkennen in hohem Grade ist, dass er am meisten dafür gewirkt hat, den richtigen Zeitpunkt zur Unterbindung der Nabelschnur durchgesetzt zu haben, indem damals noch zwei andere sehr unzweckmässige Methoden im Gebrauch waren. Ebenso richtig bekämpft er die damalige Mode, die Wöchnerinnen schwitzen zu lassen; alle seine hier gegebenen Rathschläge sind vortrefflich, nur dürfte das allgemein empfohlene Abführmittel nicht sofort und nicht für alle Fälle passen.

Obgleich Röderer viel dazu beitrug, die Geburtshülfe humaner zu machen, konnte er sich doch von den Vorurtheilen seines Jahrhunderts nicht ganz frei machen; dies beweist auch sein Rath, bei halsstarrigen Gebärenden Gewalt zu gebrauchen.

Sehr zu rühmen ist sein Eifer, mit dem er es sich angelegen sein liess, die derzeit üblichen innern Mittel zur Abtreibung der Nachgeburt in den Bann zu thun. Es entsprach dieser Missbrauch ganz dem damaligen Charakter der Geburtshülfe, welche, da sie auch auf den Universitäten durch keine besonderen Lehrer vertreten war, bald zum Ressort der inneren Medicin, bald zu dem der Chirurgie gezählt wurde. Beide Wissenschaften suchten daher auch durch die, ihnen eignen, Mittel ihre Hegemonie auszuüben, die Chirurgie durch möglichst viele blutige Operationen, die innere Medicin durch eine schrankenlose Polypharmacie. Röderer's Verdienst war es, den dominirenden Einfluss von beiden znrückzuweisen und sie zur Würde einer selbstständigen Wissenschaft und Kunst zu erheben.

Der Hand wies er einen weitern Spielraum ein, als sie bisher gehabt hatte, und beseitigte durch ihre Technik viele bis dahin angewandte, durch Instrumente verrichtete grausame Operationen und drastische Mittel.

Und so erwarb sich Röderer grosse Verdienste durch seine Methode hinsichtlich der Entfernung der Nachgeburt den bisher üblichen gegenüber.

Die Gangrän der Gebärmutter, welches Boër zuerst beobachtet zu haben glaubte, beschreibt R. bereits vollständig und gibt genau die Symptome an, durch welche sie sich von der Entzündung unterscheidet.

Röderer's „Elemente" zeichnen sich vor den Compendien der neueren Geburtshülfe dadurch aus, dass sie über so viele Dinge Anleitung und Unterweisung geben, welche in letzteren als selbstverständlich vorausgesetzt, vergeblich gesucht werden, für den Anfänger aber von der grössten Wichtigkeit zu wissen sind. Sie sind daher zugleich ächt wissenschaftlich und praktisch.

In seiner Zeit, wo die Geburtshülfe als Ganzes nur als die beständige Anwendung von Instrumenten oder Händen angesehen wurde und man vergessen hatte, dass das Gebären ein natürlicher Act sei, war es schon sehr viel, dass er bei dem ersten Grade des eingekeilten Kopfes den Rath ertheilte, die Zange nicht anzuwenden und die Natur walten zu lassen. Er kennt nur die mechanische Wirkung der Zange durch Druck und Zug. Wenn er den Rath ertheilte, die Zange, unter Umständen, schon bei dem über dem Becken stehenden Kopfe anzulegen, so ist er desswegen gewiss zu tadeln, da sich die Operation nur in den allerwenigsten Fällen ausführen lässt. Wir wollen es Baudelocque gern gönnen, wenn er sich einbildet, Solayrès de Renhac und Deleurye wären die ersten, die dieses Paradestück wagten. Die Priorität kommt sicherlich Röderer zu. In seinen opusc. S. 206 berichtet er selbst über eine solche Operation: „forcipe caput ex superiore pelvis apertura solutum". Er setzt aber selbst hinzu: „non sine cruciatu matris ob genitalium summam angustiam, quae tamen forcipis brachia admisit, operatio perfecta est", und ferner: „expeditior faciliorque operatio fuisset, si ad capitis in pelvis capacitatem lapsum differri potuisset. Aegerrime forcipis vulgaris brachia supra pelvis aperturam superiorem caput comprehensura ascendunt eaque in sede ultra aurium regionem in capite non pergunt, velut impressa apicum vestigia docent. Nisi etiam firmissime brachia comprimuntur, sua sponte tracta elabuntur, denuo reponenda." Am schlagendsten aber sind seine Schlussworte in der von ihm gegebenen Epikrise: „Potuisset etiam ceu in similibus casibus saepe notavimus soli fere naturae totum partus negotium committi, lentius absolvendum."

Den Neigungswinkel des Beckens suchte er als zweiter Forscher zu bestimmen, wenn es auch erst Naegele, dem Vater, gelang, die richtige Zahl anzugeben.

Er bemühte sich die Controverse zu lösen, ob eine unmittelbare oder mittelbare Communication der Gefässe der Uterin- und der Foetalplacenta stattfinde, ein Problem, das erst durch E. H. Weber endgültig entschieden wurde.

Beim Uterus entschied er nicht bloss eine Längen-, sondern auch eine Querachse „ab una tubarum insertione ad alteram."

Die Verschiebung der Knochen beim Kindskopfe und die dadurch bewirkte Verkleinerung wurde zuerst von ihm gelehrt und beschrieben.

Mit Hippokrates beobachtete er gemeinschaftlich, dass der Muttermund bis zur Geburt zuweilen ganz geschlossen bleibe.

Vortrefflich sind seine Ansichten über die Dauer und Zeitrechnung der Schwangerschaft.

Die Drüsen und Schleimbälge in der Vagina sind ausgezeichnet von ihm abgebildet.

Als Lebenszeichen der Frucht wurde zuerst von ihm die sich entwickelnde Kopfgeschwulst angeführt.

Gegen das Versehen der Schwangeren trat er als entschiedener Gegner auf.

Dass die Nabelschnurumschlingung oft die stärksten Wehen fruchtlos macht, wurde von ihm beobachtet und als eine Ursache verzögerter Entbindungen hingestellt. Bekanntlich läugnen dies viele moderne Geburtshelfer.

Den Scheintod des Kindes studirte er genauer und stellte die beiden verschiedenen Gattungen auf: die Apoplexia livida und pallida.

In Bezug auf die Wegnahme der Nachgeburt ist R. weder für unbedingtes sofortiges Wegnehmen, noch für tagelanges Warten, sondern wandelt die Mittelstrasse.

Die Möglichkeit der Selbstwendung hat er mit Bartholinus gemeinsam gelehrt.

Auf das Gähnen der Gebärenden, als ein der Eklampsie vorausgehendes Symptom, machte er zuerst aufmerksam.

Er lehrte ferner, dass Kinder, die, bei während der Geburt entstandenen, Metrorrhagien absterben, durchaus nicht blutleer sind, Herz und die grossen Gefässe strotzen oft von Blut.

Er bestreitet das Athmen des Kindes während der Geburt.

In Bezug auf die Schieflage der Gebärmutter und die durch sie angeblich bedingten schweren Geburten konnte er sich von den Dogmen der damals allmächtigen Schule nicht frei machen. Seine hierauf bezüglichen Lehren erwiesen sich als theoretische Hirngespinnste, und es war Boër's Verdienst, dies später nachzuweisen.

Ebenso wenig vermochte er über den Mechanismus der Gesichtsgeburt sich ein anderes Urtheil zu bilden, als seine Zeitgenossen hatten. Und wenn man alle die einzelnen Manipulationen betrachtet, welche er bei den vermeintlich falschen und schwierigen widernatürlichen Lagen ertheilt, dann gewinnt man so recht die Ueberzeugung, dass die damalige, beinahe nur aus künstlichen Operationen bestehende Entbindungskunst eine weit schwierigere und schwieriger zu erlernende Kunst war, als jetzt.

Die Schiefheit der Gebärmutter im schwangern Zustand spielte derzeit dieselbe Rolle, wie sie jetzt die im nicht geschwängerten bei vielen Geburtshelfern spielt.

Wie jede Reformation sich langsam ankündigt und, will sie von Erfolg begleitet, der Boden, auf dem sie sich vollziehen soll, vorbereitet sein muss, so kann man bei Röderer, der sich wie Peter Waldus und Huss zu Luther und Melanchthon, so zu Boër und Wigand verhält, nicht erwarten, dass er sich von den obstetritischen Dogmen seiner Zeitgenossen gänzlich freimacht; es ist genug, wenn er in Hauptpunkten wesentlich andere Ansichten vertritt, und wenn er im Ganzen für seine Disciplin die skeptische, nicht wie Sacombe später in Frankreich es versuchte, die pyrrhonistische Richtung zur allgemeinen Geltung brachte, gewissermassen als Saatkorn, aus dem die Früchte der Reformation später von selbst emporspriessen sollten. Obschon in dieser Beziehung R. die Fuss-, Knie- und Steissgeburten, den Lehren seines Jahrhunderts Rechnung tragend, zu den widernatürlichen zählte, so war es auf jeden Fall doch ein grosser Fortschritt, ganz den landläufigen Dogmen entgegen, von den Fussgeburten wie von den Kniegeburten die Möglichkeit einer natürlichen Entbindung zuzugeben.

Anderntheils bewies er durch diese Lehren, dass er mehr als seine Zeitgenossen die Geburten ihrem natürlichem Verlaufe überliess; denn nur durch die Beobachtung des glücklichen Ausgangs solcher normal verlaufenden, damals für widernatürlich gehaltenen Geburten konnten solche Ansichten bei ihm sich bilden.

Sehr wichtig ist auch der praktische Rath, den er ertheilt, den man aber in manchen modernen Lehrbüchern der Geburtshülfe vergeblich sucht,

wahrscheinlich weil es als selbstverständlich vorausgesetzt wird, bei der Wendung die Füsse, auch wenn sie auf dem Rücken des Kindes liegen, stets nach dem Bauche zu drehen. Wie manche Wendung mag wohl dadurch scheitern, dass der Anfänger diesen Rath nicht befolgt, weil er von seinem Lehrer nicht darauf aufmerksam gemacht wurde! Auch ist es anzuerkennen, dass er schon die Anweisung ertheilt, bei der Wendung mit einem Fusse sich zu begnügen, wenn man den zweiten nicht erreichen kann, ebenso dass er räth, nicht unter allen Umständen bei placenta praevia zum Accouchement forcé zu schreiten.

Alle diese von ihm gegebenen Vorschriften deuten darauf hin, wie sehr Röderer, trotz seiner Coätanen, von der Wirksamkeit der Natur bei dem Gebäracte durchdrungen war.

In derselben Hinsicht räth er auch zu einem passiven Verhalten bei den ersten Graden der Convulsionen der Gebärenden.

Bei den gleich nach der Geburt entstehenden Metrorrhagien, bei welchen die gewöhnlich angewandten Mittel ohne Erfolg sind, ertheilte er den Rath, mit der Hand in die Gebärmutterhöhle zu gehen und mit ihr die ganze Uterushöhle zu bestreichen, um sie zur Contraction zu bringen.

Unter den Reformatoren der Geburtshülfe war er der einzige, welcher keine neue Zange erfand.

Bei den vielen falschen Krankheiten, welche die damaligen Pathologen annahmen, so dass falsche Lungenentzündungen u. s. w. an der Tagesordnung waren, muss man sich nicht wundern, dass R. in seinen „Elementen" auch ein Capitel von falscher Empfängniss hat. Uebrigens verdienten die von ihm angegebenen Daten, welche von uns nie beobachtet wurden, noch heute einer näheren Untersuchung.

R. stellt weit mehr Indicationen zum Kaiserschnitt als wir heute annehmen. Wir müssen dies erwähnen, weil sich auch hierin die damalige operationssüchtige Zeit abspiegelt.

Seine grössten Verdienste um die deutsche Geburtshülfe erwarb er sich aber durch die Begründung einer vortrefflichen geburtshülflichen Schule, die ihre Wirksamkeit viele Jahre nach seinem Tode fortsetzte. Wenn, wie es ein öffentliches Geheimniss, von jeher eine Menge von Lehrern auf Hochschulen das Princip befolgten, bloss Schüler zn erziehen, aber keine Meister zu bilden, so machte Röderer von diesen Professoren eine Ausnahme. Obgleich er in Göttingen lebte und dort sicher ebenso sehr als Haller unter dem Neide seiner Collegen zu leiden hatte, also nach dem Gesetze der geistigen End- und Exosmose selbst Gefahr lief, von diesem Contagium angesteckt zu werden, strebte er mit der grössten Uneigennützigkeit dahin, aus den minder befähigten Studenten gute Schüler zu bilden, den talentvollen und mit Genie begabten aber Gelegenheit zu geben, sich zu Meistern emporzuschwingen. Röderer hatte, wie alle Menschen, seine Schwächen und Fehler, aber er war frei vom Neide. Seiner Neidlosigkeit ist es zuzuschreiben, dass er seine Assistenten nicht, wie so mancher Lehrer, unter den Schwachköpfen, sondern unter den Begabten suchte. Unter den zahlreichen über ganz Deutschland zerstreuten Schülern, die Röderer gebildet hatte, wollen wir nur das Triumphirat hervorheben, von dem jeder Einzelne wieder als Meister sich auszeichnete, Wrisberg, seinen unmittelbaren Nachfolger, Stein, den Aelteren und Sommer.

Wir geben hier jetzt eine gedrängte Analyse der „Elemente" und der hervorragendsten geburtshülflichen Abhandlungen Röderer's.

Erstes Capitel. Von dem Becken.

Er unterscheidet an demselben eine obere Oeffnung und eine untere,

letztere bildet in ihrem Umfange keine so regelmässige Figur wie die obere. Der Diameter oder ihr grösserer Durchmesser geht von einem Sitzbeine zum andern.

Eine Linie, welche perpendiculär auf die Mitte des Diameters der unteren Oeffnung fällt, und mitten durch die Beckenhöhle hindurchgeht, gibt die Achse des Beckens.

Am männlichen Becken ist die obere Oeffnung enger, am weiblichen stehen die untersten Ränder der Sitzbeine weiter voneinander, daher ist das männliche Becken nicht so weit, die Arme der Schoossbeine vereinigen sich im männlichen zu einem spitzen Winkel, bei Weibern ist das heilige Bein breiter, ihr Steissbein beweglicher, der breite Theil der Darmbeine mehr nach den Seiten ausgedehnt und flach.

Ein auf solche Weise gebautes weibliches Becken ist am geschicktesten, die Frucht zur Zeit der Geburt durchzulassen. Die hohle Biegung des heiligen Beins macht mit dem Steissbein eine schiefe Fläche (planum inclinatum), worauf der Kopf leicht und allmählich herabgleitet, so dass er nicht plötzlich herunterfallen und die weichen Theile zerreissen könnte.

Obschon die untere Beckenöffnung kleiner ist als die obere, so ist dies Mass doch gross genug, weil das Steissbein nach hinten ausweicht. Wäre die untere Oeffnung zu weit, so würde sie den Dienst einer schiefen Ebene nicht leisten können. Ein zu grosser Abstand der Sitzbeine voneinander würde die Articulation der Schenkel mit der Pfanne weniger geschickt gemacht haben.

Fehlerhaft ist das Becken: 1) Wenn es in Rücksicht auf den übrigen Körper verhältnissmässig kleiner ist. 2) Wenn die Schoossbeine so sehr gegen das heilige Bein gedrückt sind, dass die beiden kleineren Durchmesser dadurch verkürzt und die beiden Oeffnungen enger gemacht werden. 3) Wenn das heilige Bein mit dem letzten Lendenwirbelbeine sich gegen die Schoossbeine vorbiegt und einen sehr spitzen Winkel macht. 4) Wenn die obere Oeffnung zwar ihr gehöriges Verhältniss hat, die untere aber durch das heilige Bein und Steissbein verengt wird, weil diese zu sehr einwärts gebogen sind. 5) Wenn die untere Oeffnung übel gestaltet ist, dass die Fortsätze der Sitzbeine zu nahe beisammen stehen und der Schambogen nicht gehörig ausgeschweift ist. 6) Wenn der Körper des heiligen Beins in einer höckerigen Frau nach einer oder der andern Seite gebogen ist 7) Wenn eine grössere oder kleinere Knochengeschwulst an einem der Beckenknochen entsteht.

Die Beckenöffnungen werden oft auf 2—3 Zoll von diesen Fehlern verengert. Die Ursachen sind verschieden.

Ein, zu weites Becken ist ebenfalls fehlerhaft. Die älteren Geburtshelfer behaupteten, die Beckenknochen weichen während der Geburt auseinander; die Neueren haben die entgegengesetzte Ansicht. Verf. beweist jetzt aus anatomischen Gründen das Gegentheil.

Auch die Meinung, dass der zur Zeit der Geburt am häufigsten vorhandene Schleim die Knorpel erweiche und die Fasern so erschlaffe, dass dieselben durch den eingepressten Kopf verlängert werden können, scheint ihm nicht festzustehen, weil man keinen Weg angeben kann, der diesen Schleim, welcher bei dem Muttermunde, in der Scheide und dem Eingang derselben abgesondert wird, zu jenen Knorpeln führen sollte. Derselbe ist wohl nicht hinreichend zu einer solchen Erweichung; auch fehlt er gerade zu der Zeit, wo sein Nutzen am grössten sein würde; denn in einer schweren Geburt, wenn der Kopf zwischen den Beckenknochen eingekeilt ist, hört dieser Schleim auf, abgesondert zu werden.

Demzufolge werden niemals weder die Schoossbeine noch die Darmbeine in der Geburt von einander getrennt.

Das Steissbein hat eine ganz andere Beschaffenheit. Dass es im weiblichen Geschlechte beweglich sei, erweisen vorzüglich: 1) die Art, wie es sich mit dem heiligen Beine verbindet, durch einen biegsamen Knochen und durch bewegliche Gelenke, die schiefe Fortsätze zu beiden Seiten mit ähnlichen Hervorragungen des heiligen Beins machen. 2) Die Beobachtungen an lebendigen Personen und an frischen Leichen, dass man es bis auf einen Zoll weit zurückdrücken kann. 3) Wenn das Steissbein nicht beweglich wäre, so wären die Steissbeinmuskeln, welche dazu da sind, um das zurückgewichene Steissbein wieder in seine natürliche Lage zu bringen, überflüssig.

Zweites Capitel. Die jungfräuliche Gebärmutter.

Nachdem die Lage der Gebärmutter angegeben, beschreibt er sie folgendermassen: „Sie hat die Gestalt einer zusammengedrückten Flasche; vorn und hinten ist sie leicht gerundet, oben bekommt sie das Ansehen eines Gewölbes, an beiden Seiten nimmt sie die Form zweier krummer Linien an, die sich nach unten allmählich einander nähern; hierauf erweitert sich ihr Hals wieder in etwas und endigt sich in einen abgestumpften Kegel, der in der Mitte mit einer Querspalte durchbohrt ist."

Ebenso graphisch beschreibt er dann den Gebärmuttergrund, den Körper und den Hals. „Letzterer gleicht einem doppelten Kegel, er wird nämlich dicker in der Mitte und wiederum dünn am Ende, dass er also zwei abgestumpfte Kegel vorstellt, die in der Mitte mit ihren Grundflächen aneinander stehen und deren eine gestumpfte Spitze mit der gestumpften Spitze des Körpers verwachsen ist, die andere aber frei in die Scheide herabhängt." Es wird hierauf die Höhle der Gebärmutter, die Quer- und Lang-Achse der Gebärmutter, die Substanz der letzteren und der Muttermund beschrieben.

Drittes Capitel. Die geschwängerte Gebärmutter.

Gleich nach geschehener Empfängniss kann man fast keine Veränderung an der Gebärmutter wahrnehmen. Hierauf findet man einen kleinen eiähnlichen Körper, der in seiner mit Feuchtigkeit erfüllten Höhle einen sehr zarten Keim enthält und mit einer zottigten Haut (involucrum villosum) umgeben ist. Anfänglich leidet auch die Gestalt des Uterus gar keine Veränderung. Indem sich das Eichen an die Gebärmutter anhängt, bekommt diese einen neuen Reiz, es strömt also mehr Blut nach derselben hin, ihre Gefässe werden erweitert und überliefern dem Ei einen Theil ihrer Flüssigkeit vermittelst der Gefässe, durch welche dieses mit jener verbunden ist. Das Ei leidet die nämliche Veränderung der Ausdehnung, und so wächst theils der im Ei enthaltene menschliche Keim, theils wird die darin enthaltene Flüssigkeit vermehrt.

Zuerst wird der vom Hals entfernte Theil oder der Grund derselben verändert, weil dessen Gefässe weniger von den bewegenden Fasern gedrückt werden und also dem Einflusse des Bluts daselbst weniger Hinderniss entgegengesetzt wird. Zugleich wachsen um ihn herum die Fibrillen des Eies und verbinden sich zu einem besonderen Körper, welcher der Mutterkuchen genannt wird. Die innere Höhle der Gebärmutter, die zuvor in spitze Winkel ausging, nimmt jetzt eine kreisförmige Gestalt an, indem die spitzen Winkel sich verlieren. Die äussere Gestalt der Gebärmutter wird bald nach der innerlich vorgegangenen Veränderung geformt.

Wie der Körper der Gebärmutter grösser wird, nimmt diese an Schwere zu und drückt den Hals tiefer in die Scheide herunter. Im 2. oder 3. Monate braucht man nur die zwei ersten Glieder des Fingers in die Scheide zu bringen, um ihn erreichen zu können. Je mehr das Ei wächst, desto mehr wird die Gebärmutter ausgedehnt, so dass die Beckenhöhle sie nicht mehr fassen kann. Um die Mitte des dritten Monats steigt sie allmählich in die Höhe und steht über der oberen Oeffnung und zieht den Muttermund nach sich, so dass man ihn am Ende der Schwangerschaft kaum mit dem Finger erreichen kann. Es werden nun die Veränderungen an dem Halse und dem Muttermunde beschrieben.

Durch ein bewunderungswürdiges Kunststück wächst aber die Menge der Säfte in gleichem Verhältnisse, wie die Weite des Uterus zunimmt. Es laufen nämlich die Gefässe der Gebärmutter in krummen Linien und geschlängelt, die Venen haben keine Klappen und sind für ihre Grösse fester als die Venen des übrigen Körpers, auch wenn man sie mit den Schlagadern vergleicht, sind sie kleiner als sonst, die Schlagadern selbst hingegen grösser oder dünner. Die Gebärmutter wird nun am Grunde und Körper am dicksten, am dünnsten aber an dem Orte, wo früher der Hals war. Hierin ist auch die Ursache zu suchen, dass die Zerreissung der Gebärmutter am häufigsten bei der oberen Beckenöffnung vorkommt, wo sonst der Hals war. Das Geburtsgeschäft macht die Dicke des Grundes und Körpers unumgänglich nothwendig, sonst würden bei einer gewöhnlichen Geburt die Wehen und bei einer widernatürlichen fast jede Operation die Gebärmutter leicht zerreissen können, wenn die Dicke ihrer Wände so abnähme, wie ihre Ausdehnung zunimmt. Warum wird aber das Ei von der ebenfalls wachsenden Gebärmutter zusammengedrückt? Der nämliche Zufluss von Blut treibt mit gleicher Stärke die Gefässe des Uterus und des Eies auseinander, beide

werden also zugleich nach dem Orte hin ausgedehnt, wo sie am wenigsten Widerstand finden, nämlich nach der äusseren Fläche der Gebärmutter.

Viertes Capitel. Das Ei.

Verf. beschreibt zunächst die Häute des Eies, dann die Bildung der Placenta. Von dem Kindswasser wird gesagt: „es nimmt in seinem Verhältnisse gegen die Grösse des Kindes ab, sowie die Schwangerschaft weiter fortrückt. Es umgibt das Kind, dass es frei wachsen und von der Verwachsung seiner Theile sicher sein möge, es beschützt dasselbe, dass es weder durch das Zusammenziehen der Gebärmutter, noch durch die Verrichtung der Bauchmuskeln und des Zwerchfells oder durch irgend eine äussere Gewalt verletzt werden kann. Unter der Geburt gibt es mit den Häuten das allergeschickteste Werkzeug ab, dessen sich die Natur zur Erweiterung des Muttermundes bedient.“ Es wird dann die Nabelschnur beschrieben. Er untersucht dann die Meinungen über die Lage der Frucht in den ersten Monaten, theilt nicht die Ansicht der Alten, dass vor dem siebenten Monate das Kind mit dem Kopfe aufwärts sitze, billigt nicht die Ansicht der Neueren, welche behaupten, das Kind sei immer mit dem Kopfe als dem schwersten Theile nach unten gekehrt. Ebenso wenig gefällt ihm die Ansicht, dass die Frucht bald diese, bald jene Lage habe, bis sie am Ende der Schwangerschaft ihre bestimmte Stellung annehme. Er selbst stellt die Hypothese auf, dass der Kopf des Kindes nach der Empfängniss oben steht, nach und nach aber sich gegen vorn herabsenkt, bis er endlich ganz unten zu liegen kommt. Dieses scheinen zu bestätigen: Die Abnahme des Kindswassers, die immer zunehmende specifische Schwere der Frucht und besonders ihres Kopfes, der grosse Umfang, den der Kopf des zarten Embryos hat, im Verhältniss gegen seine Schwere, die Achse der Gebärmutter u. dgl. mehr.

Verf. beschreibt dann die am Halse der Gebärmutter sich ergebenden Veränderungen. Er nennt denjenigen Theil des ausgedehnten Halses, welcher auf der Scheidendecke aufliegt, den unteren Gebärmutterabschnitt, segmentum uteri inferius, oder die Vaginalportion. Er erörtert hierauf die Metamorphosen, welche die Scheide in den verschiedenen Monaten erleidet, und die Kennzeichen, durch die man im dritten Monate vor der Geburt den Kopf vom Mutterabschnitte unterscheiden könne: „Der Mutterabschnitt ist breiter als der Kopf und wenn man ihn aufwärts drückt, so steigt der Muttermund mit in die Höhe, auch fehlt das Regelmässige im Auf- und Absteigen, was man bei dem Ball des Kopfes wahrzunehmen pflegt, denn wenn man diesen Mutterabschnitt in die Höhe drückt, so bleibt er eine Weile stehen und die Zeit ist unbestimmt, wann er wieder herabfällt; endlich ist auch der Mutterabschnitt merklich weicher als der Kopf, welcher sich anfühlen lässt als ein ziemlich harter Ball, der mit dem Muttermunde nicht zusammenhängt.“ Zuletzt werden die am Muttermunde sich ergebenden Veränderungen und sein Stand in den verschiedenen Schwangerschaftsmonaten beschrieben.

Fünftes Capitel. Theorie der Geburt.

„Die Gebärmutter ist elastisch, sie besitzt folglich eine Kraft, sich von selbst wieder zusammenzuziehen, sobald der Körper, der sie ausgedehnt hatte, entfernt wird. Die geschwängerte Gebärmutter hat daher einen beständigen Trieb zur Zusammenziehung und würde diesen Trieb ausüben, wenn sie nicht durch eine stärkere ausdehnende Kraft daran verhindert würde. Wird aber die Ursache der Ausdehnung vermindert, wird jener Zusammenziehungstrieb durch einen hinzugekommenen Reiz so unterstützt und vermehrt, dass er den Widerstand überwinden kann, oder treffen beide Ursachen zusammen, so wird jener Trieb in Thätigkeit gesetzt und die Gebärmutter zieht sich wirklich zusammen. Diese Zusammenziehungskraft ist durch die bewegenden Fasern bedingt; sie verlaufen in der Länge, Quere und im Kreise.“ Ihre Wirkung bei der Geburt wird nun genau beschrieben. Der Grund, warum am Ende der Schwangerschaft diese bewegenden Fasern zusammengezogen werden, liege in der veränderten Beschaffenheit der Gebärmutter. 1) Weil das Kind nun ziemlich gross, das Kindeswasser aber verhältnissmässig weniger ist, so berühre jenes mit seinen Gliedmassen die Gebärmutter und treibe sie von einander. Der Hals der Gebärmutter könne dieser Gewalt am wenigsten widerstehen, weil er dünner sei als die übrigen Theile. Indem jetzt das Ei herabsteige, der Hals aber, dessen Fasern sich verlängert haben, nicht mehr hinlängliche Kraft besitze, ihm zu widerstehen, so erhalte schon hierdurch der Grund

und Körper mehr Stärke, ihre Fasern ziehen sich zusammen und schieben das Ei herab. 2) Es wachse ferner die Kraft der Fasern durch den Reiz. Dieser komme aber her von der Ausdehnung und dem Druck, die das Ei hervorbringe, und von der veränderten Gestalt, wenn sich nämlich gewundene Fasern so stark nach gerader Richtung ausgestreckt haben, dass sie ohne eine widernatürliche Verlängerung gar nicht ausgedehnt werden können.

Die Gebärmutter ziehe sich aber auf folgende Weise zusammen: die Querfasern halten das Ei in der Achse, die Longitudinalfasern mit den querlaufenden des Grundes treiben es herunter und drücken es an den Muttermund an, dieselben ziehen einerseits den Grund gegen den Muttermund herab, andererseits erweitern sie den Hals sammt dem Muttermunde. Es wird dann die Wirkung des Zwerchfells und der Bauchmuskeln besprochen.

Zu einer natürlichen Geburt seien folgende Verhältnisse erforderlich: 1) dass das Becken gehörig gebaut sei. 2) Der Kindskopf zu dem Becken sein gehöriges Verhältniss habe, 3) die Gebärmutter mit der Frucht in der Achse des Beckens stehe, 4) die Gebärmutter, Mutterscheide und äusserlichen Geburtsglieder keine widernatürliche Beschaffenheit zeigen.

Sechstes Capitel. Die Jungfernschaft.

Er betrachtet und beschreibt darin das Frauenzimmer von fünf verschiedenen Gesichtspunkten: 1) als unverletzte Jungfrau, 2) als eine Person, die zwar noch keine reife und unreife Frucht geboren, auch noch keinem Manne beigewohnt, jedoch durch Unglück oder Geilheit schon Gewalt gelitten hat, 3) als eine solche, welche noch nicht geboren, aber doch schon den Beischlaf genossen hat, 4) als eine, die zwar keine reife, aber schon eine unreife Frucht geboren hat, 5) als eine solche, welche wirklich Mutter eines vollkommenen Kindes ist.

Siebentes Capitel. Die Schwangerschaft.

Es werden die Hauptursachen der Unfruchtbarkeit abgehandelt, dann als Zeichen der Empfängniss angegeben: ein besonderes, nahe an Entzückung grenzendes Gefühl von Wollust, wenn sich der Same der beiden Geschlechter zugleich ergiesse, das männliche Glied trocken aus der Scheide komme, ein gewisser Schmerz wie von einer leichten Kolik um den Nabel, krampfhafte Auftreibung des Bauches; dagegen könne der verschlossene Muttermund kein Merkmal der Befruchtung abgeben. Hierauf werden die Symptome der Schwangerschaft erörtert; dann genau auseinandergesetzt, wie Wassersucht sich von der Schwangerschaft unterscheide; bei der allgemeinen ist über den ganzen Unterleib eine weiche Geschwulst verbreitet, in welcher beim Drucke mit dem Finger ein Grübchen zurückbleibt, in der Bauchwassersucht fühlt man das Schwappen des Wassers, in der Trommelsucht ist der ganze Unterleib gleichmässig aufgetrieben und schmerzt, wenn man darauf drückt, bei der Wassersucht des Eierstocks fühlt man nur Geschwulst an einer Seite, auch zeigt sich hier keine Fluctuation, die Brüste nehmen bei Wassersüchtigen ab, hier schwellen meistens die Füsse zuerst, hernach die Schenkel, endlich der Leib; bei den Schwangeren umgekehrt, in der Wassersucht vermehren sich täglich die kranken Zufälle, in der Schwangerschaft vermindern sie sich, der Harn einer Wassersüchtigen ist röthlich, der einer Schwangeren citronengelb, Wassersüchtige haben einen unleidlichen Durst, Schwangere nicht. Wenn beide Zustände sich verbinden, müsse man sich an den Zustand des Muttermunds halten. Verf. gibt dann die übrigen Symptome der Schwangerschaft an. Er fasst seine Angaben schliesslich in folgende Sätze zusammen: 1) Vor dem dritten Monate hat man nicht leicht ein gewisses Zeichen der Schwangerschaft. 2) Vom dritten bis fünften Monate ist am besten die Untersuchung des Unterleibes anzustellen. 3) Nach dem fünften Monate haben wir an dem Zustande des Muttermundes ein Kennzeichen, welches unter allen am wenigsten trüglich ist. 4) Zu Anfang oder gegen die Mitte des siebenten Monats bekommt man meistentheils den Kopf zu fühlen.

Auch nach der Ausdehnung des Unterleibes kann man den Zeitpunkt bestimmen; am sechsten Monate steigt die Gebärmutter in die Höhe bis zwischen die Schoossbeine und den Nabel, am siebenten bis an den Nabel und die Herzgrube, am achten steht sie zwischen dem Nabel und der Herzgrube, am neunten bis zur Herzgrube. Die Rechnung gelte aber nicht, wenn der Unterleib vorhänge, als sogenannter Hängebauch.

Achtes Capitel. Von der Geburt.

Das erste Zeichen gibt uns der dicke weisse Schleim, der aus den aufgetriebenen Geburtstheilen abgeht, das zweite die vorhersagenden Wehen. Die-

selben entstehen von den ersten Zusammenziehungen des Grundes der Gebärmutter; ihr Nutzen ist, den Hals der Gebärmutter nach und nach zu erweitern, den Muttermund zu öffnen. V. erörtert den Unterschied von den wahren Wehen. Das dritte Zeichen nehmen wir von dem Muttermunde; die Verstreichung des Muttermundes gibt uns ein zuverlässigeres Zeichen als seine Erweiterung. Das vierte Symptom ist unterdrückter oder auch unwillkürlicher Abgang des Harns; das fünfte, dass der Leib sich senke.

Kurz vor der Geburt hat man folgende Kennzeichen: die wahren Wehen, der Muttermund hat sich weiter geöffnet und ist verstrichen, die Wasser haben sich gestellt. Verf. beschreibt dann die Schüttelwehen. Verf. gibt hierauf die Unterschiede des Harns von dem Wasser an, spricht über den Abgang des falschen Wassers, untersucht, worin dasselbe bestehe.

Neuntes Capitel. Zustand der Gebärmutter nach der Geburt.

Die Ursachen und Symptome der Nachwehen werden beschrieben, die rothen und weissen Lochien. „Das Blut, welches bisher die Gebärmutter ausgedehnt hatte, wird nun, da sich dieselbe nach der Geburt zusammenzieht, aufwärts nach den Brüsten getrieben, es dehnt diese aus, verursacht reichliche Absonderung einer milchähnlichen Feuchtigkeit, welches man das Milchfieber nennt.“ Verf. untersucht dann die Symptome, durch welche man eine Kindbetterin von einer Person unterscheiden kann, die ihre monatliche Reinigung hat. Das sind: die aufgetriebenen und weichen äusserlichen Geburtstheile, ein weicher, nicht gut verschlossener Muttermund, grosser, weicher, hängender, durch Runzeln entstellter Unterleib, von Milch strotzende Brüste, der Abfluss blutiger und wässeriger Nachreinigung, ein unangenehmer Kindbettgeruch, in Leichnamen findet man die Gebärmutter ausgedehnt und viel dicker.

Zehntes Capitel. Eintheilung der Geburt.

V. unterscheidet eine leichte und schwere Geburt, eine widernatürliche oder künstliche und eine natürliche. Wenn sie den Namen einer vollkommenen haben soll, so müsse sie folgende Eigenschaften haben. 1) Sie müsse nach Verlauf des neunten Sonnenmonats erfolgen. Hierbei werden alle Zeichen angegeben, an denen man eine unreife Frucht erkennen kann: „Weil eine reife Frucht selten weniger als sechs, immer mehr als fünf Pfund wiegt, so können wir von einer Frucht, die unter fünf Pfund wiegt, den gewissen und von einer, die unter sechs wiegt, den wahrscheinlichen Schluss machen, dass sie nicht ganz reif sei.“ R. widerspricht dem Hippokrates, der einer achtmonatlichen Frucht das Leben abspricht. 2) Das Becken müsse normal gebaut sein. 3) Die Gebärmutter solle in der Achse des Beckens stehen. 4) Die Frucht muss in der Achse der Gebärmutter liegen, der Kopf unterwärts hängen und das Gesicht nach dem heiligen Beine zugekehrt sein. 5) Die Glieder des Kindes müssen ihr gehöriges Verhältniss haben. 6) Es soll sich mit dem Kopfe kein anderer Theil des Körpers zugleich darbieten. 7) Die Nachgeburt soll bald auf die Frucht folgen. 8) Die Mutter soll gesund sein. Hier untersucht Verf., was das Alter der Mutter zur Geburt beitrage, ob eine fette Frau schwerer als eine andere gebäre, ob die Geburt bei einer mageren Person schwerer von Statten gehe, ob die Geburt bei einer kleinen Person beschwerlicher falle, ob höckerige oder hinkende Personen in der Geburt mehr ausstehen als andere, ob Schwäche der Gebärenden die Entbindung erschwere, ob Krankheit etwas zur Geburt thue, ob die Ungelehrigkeit oder Niedergeschlagenheit der Kreissenden die Geburt verzögere. 9) Der Andrang der Wehen soll wirksam sein. 10) Die Geburtstheile dürfen keinen örtlichen Fehler haben; dieselben werden von dem Verfasser einzeln aufgezählt. 11) Das Kind muss gesund und lebhaft sein. 12) Die Geburt muss sich in wenigen Stunden vollziehen. 13) Mutter und Kind dürfen nach der Geburt an keiner Krankheit leiden, die aus dieser entstanden ist. 14) Die Geburt selbst darf durch die Hebamme nicht in Unordnung gebracht werden.

V. bekämpft dann die Ansicht, dass man die Fussgeburt für die schwerste und die härteste, aber auch die, dass man sie, wie de la Motte, für die natürlichste und beste halten solle. Gegen letztere Ansicht entwickelt er ausführlich seine Ansichten.

Eilftes Capitel. Von der Untersuchung.

Verf. zeigt, was man durch die Untersuchung entdeckt, die Art und Weise, wie sie anzustellen. Dabei ertheilt er den Rath, dass, wenn man den Muttermund nicht erreichen könne, man die Frau knieen lassen und den Finger von hinten in die Scheide bringen müsse.

Zwölftes Capitel. Was man bei der Geburt zu thun habe.

V. ertheilt die Rathschläge, welche man befolgen müsse, sobald die ersten Wehen sich einstellen. Vor allem suche man den Leib der Gebärenden durch ein Klystier zu reinigen, er entwickelt die Gründe hierfür und zeigt die Wirkung frühzeitig angebrachter Klystiere, verwirft diejenigen wenn der Kopf schon die Beckenhöhle ausfülle und spricht sich gegen die reizenden Klystiere, um Wehen hervorzurufen, aus. Auch der Harn müsse gelassen, vollblütigen Personen, deren Puls voll, eine Ader geschlagen werden. Anfänglich darf die Gebärende an keine gewisse Stellung gebunden sein, man lasse sie herumgehen, sitzen, liegen, wie es ihr gefällt. Denn, wenn die Gebärende zu früh auf dem Kreissbette liegt, so wird sie müde und ungeduldig. Man sieht, dass bei vielen Frauen die Wehen wirksamer sind, wenn sie stehen, als wenn sie sitzen.

Diejenige Stellung ist aber zur Geburt die bequemste, wo die Gebärende ihre Wehen am besten verarbeiten kann.

Zur Verarbeitung der Wehen gehören dreierlei Verrichtungen: 1) die Bauchmuskeln müssen sich zusammenziehen, 2) ebenso das Zwerchfell, 3) nach einem starken Einathmen muss der Athem zurückgehalten werden; damit dies geschehe, müssen die Knochen, woran sich diese Muskeln anlegen, fest und unbeweglich gehalten werden. Diese sind: die Knochen des Beckens, die Lendenwirbelbeine, die Knochen der Brust.

Sollen die Wehen in aufrechter Stellung verarbeitet werden, so muss die Gebärende fest auf dem Boden aufstehen, mit den Händen einen unnachgiebigen Körper anfassen, sich mit den Lenden an eine feste Wand anlehnen, ihre Kniee muss die Hebamme fest anfassen und zurückbiegen.

V. beschreibt nun die Einrichtung eines Kreissbettes; 1) ein solches sei zur Verarbeitung der Wehen am bequemsten, und die Frucht werde in diesem Bette in keiner Weise an ihrem Ausgange gehindert. Einige meinen freilich, dass der Stuhl sich besser als das Bett eigne, weil der Ausgang aus der unteren Oeffnung durch das Liegen verhindert werde. Wenn dies wahr wäre, so müsste der Stuhl allerdings dem Bette vorzuziehen sein. Allein die Erfahrung lehre, dass jener Grundsatz nichtig ist, denn wir wissen aus Erfahrung, dass der Austritt der Frucht, wenn die Gebärende im Bette liegt, gar nicht aufgehalten wird. 2) Ehe noch die Frucht in die untere Beckenöffnung eingetreten, brauchen wir uns um letztere nicht zu bekümmern. 3) Am Ende der Geburt, wenn das Kind eben austreten will, kann leicht ein zollhoher Raum gemacht werden, denn mehr weicht das Steissbein nicht zurück.

Ein fernerer Vorzug des Geburtsbettes sei: im Bette ruhe die Gebärende, so lange keine Wehen da sind, die Geburtstheile sind mit dem Bettzeuge bedeckt, Reinlichkeit kann man durch leinenes Zeug erhalten und die abgehenden Wässer in einen Nachttopf auffangen, das widernatürliche Geburtslager könne in diesem Bette leichter gegeben werden, nehme man nach geschehener Entbindung das Rückenbrett weg, so könne dies Lager der Frau als ein Ruhebett dienen, endlich werde der Geburtshelfer in seinem Geschäfte nicht gehindert.

Ein solches Bett ziehe man dem Stuhle vor, wenn die Frau aus Vorurtheil nicht einen solchen begehre.

Verf. gibt dann an, wie man sich in Ermanglung eines Geburtsbettes nach van Hoorn ein solches construiren könne, bespricht die Unbequemlichkeiten der in Frankreich gebräuchlichen Breitenbetten. Hierauf kritisirt er die englische Seitenlage und das von ihnen gebrauchte Bett, welches sie „couch" nennen. „Auf solche Weise", sagt er, „verhindern sie zwar, dass das Steissbein nicht gedrückt, wie auch, dass die Gebärende nicht von dem Getöse der Umstehenden beunruhigt wird oder sich erkältet; allein ich würde doch die Lage in unserem oben beschriebenen Geburtsbette vorziehen, weil die Frau, unter dem Genusse der nämlichen Vortheile, weniger ermüdet wird, unterstützt am Rücken, Händen und Füssen, ihre Wehen kräftiger verarbeitet und weniger Schmerzen davon auszusteh'en hat."

Von den in Deutschland gebräuchlichen Stühlen sagt R. aus, dass sie den Gebärenden ausserordentlich viel Unbequemlichkeiten verursachen. Den Deventer'schen Stuhl lobt er von allen am meisten, weniger bequem sind die schon von Hippokrates und Moschion erwähnten; er kritisirt dann die Stühle von Eucharius Rhodion, den Rüeffischen, Welschischen, den von Voelter's und den der Widenmannin und Siegmundin.

Dennoch haben alle diese Stühle vor den Geburtsbetten mehrere Unbequemlichkeiten: denn 1) kann die Gebärende zwischen den Wehen nicht so bequem in

ihnen ausruhen, noch auch ihre Schenkel zusammenthun, wie auf dem Geburtsbett, 2) die Bauchmuskeln werden von der ausgedehnten Gebärmutter mehr gedrückt und ziehen sich daher nicht stark genug zusammen, 3) das Mittelfleisch und der After haben keinen Widerhalt, woraus Vorfall, Zerreissung und Goldaderknoten entstehen können, 4) der Zugang der freien Luft im Geburtsstuhle ist schädlich, 5) bei widernatürlicher Geburt und Lösung des Mutterkuchens fällt dem Geburtshelfer das Arbeiten vor dem Stuhle sehr beschwerlich. 6) Hierzu kommt noch, dass die Kindbetterin gleich nach geschehener Entbindung von dem Stuhle in ihr Bett gebracht werden muss. 7) Fehlt nun noch die Rückenlehne, oder ist sie unbeweglich, fehlen die Stützen der Füsse, Hände und des Kopfs, ist der Stuhl zu niedrig, das Sitzbrett nicht weit genug ausgeschnitten, so werden jedesmal die Unbequemlichkeiten vermehrt. Da die Sache sich also verhalte, so geschehe die Entbindung auf dem künstlichen Geburtsbette.

Auch die Grossvaterstühle und die Stellung auf dem Schoosse sind nicht zu empfehlen. Ferner soll die Kreissende nicht so lange in der stehenden oder knieenden Stellung bleiben, bis das Kind eben geboren wird. Verf. gibt dann an, was der Geburtshelfer weiter zu thun habe. Sobald man weiss, dass wahre Wehen vorhanden sind, wird die Geburt am allerersten durch das Mitarbeiten der Kreissenden befördert. Die Eihäute würden oft ungeschickterweise, aber mit schlimmem Erfolge mit den Fingern zerrissen, in der Absicht, die Geburt zu befördern.

Bei einer leichten Geburt soll der Geburtshelfer eher gar nichts zur Beförderung der Frucht unternehmen, als bis der Kopf so weit vorgerückt ist, dass das Hinterhaupt hinter der Schamspalte steht. Die Erweiterung der Scheidenöffnung befördere der Geburtshelfer durch folgende Handgriffe: die Scheide und die Schamlippen kann er öfters mit einem Fette bestreichen, zu jeder Seite der Scheidenöffnung lege er die Zeige- und Mittelfinger seiner beiden Hände, so oft eine Wehe komme, ziehe er mit diesen Fingern das Mittelfleisch unter dem Kopfe weg und drücke es nach dem heiligen Beine zu. Sobald der Kopf so weit geboren, dass er gefasst werden kann, lege man beide Hände um denselben so, dass die Daumen oben her quer nebeneinander zu liegen kommen. Hierauf ziehe man die Frucht bei der ersten Wehe, die erscheint, geschickt und mit Behutsamkeit an sich. Wenn dann der ganze Kopf ausser den Schamtheilen hängt, so fasse man mit beiden kleinen Fingern das Kinn des Kindes, um auf diese Art einen desto kräftigeren Zug machen zu können. Kommen nun die Schultern zum Vorschein, so bringe man beide Zeigefinger unter die Achseln und befördere auf solche Art die Lösung derselben. Ausführlich beschreibt Verf. dann das Verfahren der Abnabelung und gibt hier den rationellen Rath, ein doppeltes Band anzulegen und nach zwei Stunden nachzusehen, ob auch eine Nachblutung eingetreten sei.

Ueber die Zeit, wann die Nabelschnur zu unterbinden sei, streiten sich noch die Gelehrten. Einige wollen, man solle erst die Nachgeburt holen und dann die Nabelschnur unterbinden; andere rathen, erst die Nabelschnur zu unterbinden und hernach die Nachgeburt zu lösen; andere wollen, es soll zu gleicher Zeit geschehen.

Verf. entscheidet sich für das zweite Verfahren und belegt dies durch triftige Gründe. Er beschreibt dann die Art und Weise und gibt die Behandlung an, welche man der Kindbetterin zu Theil werden lassen soll, spricht sich dagegen aus, Pflaster und Salben auf die Brüste zu legen, gelinde Ausdünstung suche man immer zu unterhalten, die aber nicht in Schweiss ausarten dürfe; nach überstandenem Kindbette mag ein gelindes Abführungsmittel den Beschluss machen.

Dreizehntes Capitel. Von dem, was man bei einer schweren Geburt zu thun hat.

Bei zu frühen oder zu späten Entbindungen hat man keine besondere Hülfe nöthig. Wenn junge Weiber und Erstgebärende von Zuckungen befallen werden, so mache man einen Aderlass, älteren Personen solle man durch Eilfertigkeit und überflüssige Anstrengungen keine Gewalt anthun. Bucklige dürfen nicht eher, als bis es die höchste Noth fordert, den Stuhl benützen; derselbe ist ihnen aber zuträglicher als das Bett. Verf. erörtert dann das Verfahren bei Personen, die mit Brustkrankheit behaftet sind, mit Brüchen, mit geschwollenen Füssen, mit Blutadergeschwülsten. Ist die Gebärende ungelehrig und niedergeschlagen, so suche man sie durch Zureden aufzumuntern; wäre sie aber halsstarrig, so müsste man Gewalt gebrauchen. Wenn die Wehen zu kraftlos sind, so suche man das zu entfernen, was hieran Ursache ist, und es werden bald wirksamere

nachfolgen. Wirklich treibender Mittel bediene man sich fast nie, nur dann, wenn sich alle Umstände zu einer leichten Geburt anschicken. Treibende Mittel, die der Aberglaube an die Hand gibt, nehmen den dummen Pöbel ein und verdecken die Unwissenheit der Hebammen. Ein grosses Heer von Afterärzten, Bartscherern und Hebammen zieht aber auch mit wirklich treibenden, das Blut nach der Gebärmutter leitenden, Arzneien zu Felde. Sie gleichen jenen Tollkühnen, welche eine Feuersbrunst mit dem Schwerte löschen wollen. Verf. erörtert dann das Verfahren bei örtlichen Fehlern der Geburtstheile, bei Geschwülsten am Muttermunde, bei unverletzten Jungfernhäutchen, bei Verwachsungen der Scheide, bei Geschwüren derselben, bei Entzündungen der Gebärmutter, Scheide und Schamlippen, bei Goldaderknoten, bei wässerigten Geschwülsten.

Vierzehntes Capitel. Lösung der Nachgeburt.

Verf. unterscheidet hier drei Fälle:

1) Wenn der Geburtshelfer nach seiner eigenen Ansicht handeln darf. Wenn keine gefährlichen Zufälle vorhanden, so könne hier der Geburtshelfer die freiwillige Lösung abwarten.

2) Wenn die Kindbetterin gleich von dem Mutterkuchen entledigt werden muss, z. B. bei starken Blutflüssen. Man entferne den Mutterkuchen entweder durch einfaches Anziehen des Nabelstranges oder durch Einbringung der Hand. Hat sich der Muttermund schon so weit geschlossen, dass er den Fingern den Eingang nicht mehr gestattet, so suche man nur erst einen Finger zwischen die Querspalte zu bringen und führe ihn dann hin und her, um sie zu erweitern, hierauf nehme man noch den zweiten, dann den dritten und vierten hinzu und verfahre auf die nämliche Weise. Endlich legt man noch den Daumen zwischen die übrigen Finger, gibt also der Hand die Gestalt eines Kegels, womit man gleich als durch einen Keil den Muttermund erweitert und die Nachgeburt herausholt.

3) Wenn der Arzt spät nach der Geburt zu Hülfe gerufen wird.

Verf. beschreibt hier, was in den verschiedenen Fällen zu thun.

„Wäre etwa der Mode wegen auch der Theil der Nabelschnur, welcher von dem Mutterkuchen herabhängt, unterbunden worden, so dass dieser von dem darin angesammelten Blute strotzte und aufgeschwollen wäre, so kann man die Unterbindung auflösen oder die Nabelschnur durchschneiden, dann wird das Blut auslaufen und der grosse Klumpen sich wieder gehörigermassen setzen."

Verf. bekämpft dann das Vorurtheil von den Uebeln, die durch das Eindringen der Hand in die Gebärmutter verursacht würden. Auch sind mancherlei Arten von Arzneimitteln nicht zu loben, sondern vielmehr zu verabscheuen, als treibende Arzneien, Klystiere, scharfe Einspritzungen, Niespulver und dergleichen. Denn ihre Wirkung ist überflüssig, wenn der Mutterkuchen schon gelöst hinter dem Muttermunde liegt, schädlich, wenn der Mutterkuchen so fest anhängt, dass ihn die Gebärmutter durch ihre Zusammenziehung nicht losstossen kann; ist aber der Mutterkuchen zum Theil gelöst und das andringende Blut hat freien Durchgang, so verliert die Kindbetterin ihr Leben mit dem Blute um so geschwinder.

Nicht zu billigende Verfahren bei der Entfernung des Mutterkuchens sind: Die Durchbohrung desselben durch einen hakenförmigen Finger und Losreissung durch einen gewaltsamen Zug, das Zusammendrücken des Unterleibes vermittelst der Hand oder hölzerner Kugeln. Wenn von einem zurückgebliebenen Theile des Mutterkuchens weiter keine Beschwerden erfolgen, so muss man die Frau nicht ohne Handanlegung ermüden.

Fünfzehntes Capitel. Zeichen vom Leben oder Tode der Frucht.

Zwei Zeiträume sind zu berücksichtigen, in denen man das Leben der Frucht von ihrem Tode unterscheiden muss, vor der Geburt und nach der Geburt. Wie die Bewegung der Frucht am besten zu ermitteln sei, wird vom Verf. genau auseinandergesetzt, er gibt die Symptome an, aus denen man in diesen verschiedenen Zeiträumen auf den Tod schliessen könne, und die Ursachen, welche den Tod vor und während der Geburt herbeiführen.

Sechzehntes Capitel. Was man bei der widernatürlichen Geburt zu thun habe.

Verf. bespricht zuerst die Lage, welche die Gebärende in diesem Falle haben müsse, dann das, was wegen des Anstandes und der Bequemlichkeit des Geburtshelfers wegen geschehen solle. Ehe der Geburtshelfer die Operation anfängt, suche er durch eine richtige, aber zweideutige Vorhersagung seinen guten Namen

zu sichern, vornämlich keinen glücklichen Ausgang zu versprechen, wo ihn die Erfahrung nicht gewiss davon überzeugt hat, die Entzündung der Geburtstheile durch einen Aderlass zu verhüten oder zu mildern, den Mastdarm und die Harnblase zu entleeren.

Ob Eile nöthig sei oder ob man langsam zu Werke gehen müsse, soll der Geburtshelfer nach dem Zustande der Gebärmutter beurtheilen.

Bei einer anfangenden Mutterentzündung, wo man sich nicht mehr auf die Wehen verlassen könne, weil sie sich sehr langsam einstellen, leidet die Operation keinen langen Aufschub.

Wenn die Gebärmutter stark entzündet ist und schon anfängt, in den Brand überzugehen, so soll der Geburtshelfer wissen, dass die Frau in grosser Todesgefahr schwebt und ihr schleunig geholfen werden muss. Die Symptome einer gangränös werdenden Gebärmutter gibt Verf. nun auf's Genaueste an und zeigt dann, was bei jeder Operation von jedem Geburtshelfer zu beobachten und auszuführen sei.

„Es gibt viererlei Arten Entbindungen zu machen: Der Geburtshelfer zieht die Frucht bei den Füssen aus, er löst den vorliegenden Kopf durch Instrumente, er zerschneidet die Frucht in der Gebärmutter, er macht einen Schnitt in den Unterleib."

Es wird dann auseinandergesetzt, was mit dem zu schwachen Kinde anzufangen sei, um es wieder zu stärken.

Siebenzehntes Capitel. Schwere und widernatürliche Geburt bei vorliegendem Kopfe.

Verf. unterscheidet hier zuerst die schwere und widernatürliche Geburt wegen Grösse des Kopfs.

Die Grösse des Kopfs könne die Weite des Beckens und der Geburtstheile überschreiten: 1) wenn das Becken zwar einen guten Bau und in Ansehung seiner Theile das richtige Verhältniss habe, aber im Vergleich mit dem übrigen Körper zu klein ist, die Grösse der Frucht aber mit der Mutter im gleichen Verhältnisse steht, 2) wenn der Kopf das richtige Verhältniss hat, die kleinen Durchmesser des Beckens aber in verschiedener Rücksicht fehlerhaft sind, 3) wenn das Becken seinen gehörigen Bau und Verhältniss hat, der Kopf aber zu gross ist, 4) wenn bei einem fehlerhaften Becken die äusseren Geburtstheile widerstehen, weil sie zu eng sind, 5) wenn Fehler des Kopfs und des Beckens zusammenkommen, 6) wenn zu diesen genannten Fehlern noch andere sich gesellen.

Der Kopf erscheint zu gross: weil der ganze Körper des Kindes das gehörige Mass der Grösse überschreitet, weil der Kopf allein zu gross, weil er wassersüchtig ist. Bei diesen verschiedenen Hindernissen unterscheidet Verf. drei Grade von Einkeilung. Bei dem ersten könne man zwei Wege einschlagen, den der Natur und den der Kunst. „Wir können langsam zu Werke gehen, das ganze Geschäft der Natur allein überlassen und den glücklichsten Ausgang hoffen. Doch gibt es Fälle, wo es gut ist, die Geburt durch die Zange zu beschleunigen. Es ist wenigstens bei vielen berühmten Geburtshelfern unsers Zeitalters Mode. Es ist um so leichter die Zange anzulegen und sich dadurch einen grossen Namen zu machen, je leichter der Grad der Einkeilung ist Dessenungeachtet glaube ich, dass man ohne dergleichen Operation den Kreissenden nützlich sein könne, auch dass der Geburtshelfer nicht aller Orten so verschwenderisch mit den Instrumenten umgehen dürfe, ebenso wahrscheinlich ist es mir, dass die Zange ganz von allem Vorwurf frei sein sollte, denn die Geburtstheile empfinden weniger Schmerz, wenn sie nach und nach durch die gelinde Wirkung der Wehen und den allmählich eindrückenden Kopf erweitert werden, als wenn dies durch die Zange geschieht, und der Kopf mit Gewalt herausgezogen wird."

Bei dem zweiten Grade, wenn die Theile noch nicht entzündet und aufgeschwollen sind, thue man gut, die Zange anzulegen, dann aber nicht mehr, wenn der Muttermund oder die Scheide, wie ein genau anliegender Handschuh, fest um den Kopf gezogen ist und dieser, gleich einem Keil, in die Beckenhöhle eingepresst ist, so dass man zwischen ihm und den Geburtsgliedern auch nicht an einer einzigen Stelle nur eine dünne Sonde einbringen kann.

Wenn die Frucht todt ist, so muss die Perforation gemacht werden, wenn sie lebt, entweder der Kaiserschnitt oder die Perforation.

Im dritten Grade könne nie die Zange angelegt werden, es handelt sich hier nur um Perforation oder Kaiserschnitt.

Bei jeder Geburt seien treibende Mittel überflüssig und schädlich; hauptsächlich aber bei dieser, wo reizende und bluterhitzende Mittel ärger als Gift sind.

Zangen wie Kopfbohrer seien in der unteren als oberen Beckenöffnung anzulegen.

Verf. kritisirt nun die vorzüglichsten, damals gebräuchlichen Zangen und entscheidet sich für die Smellie'sche, wenn der Kopf im Ausgang des Beckens steht, der Levret'schen, wenn der Kopf aus der oberen Beckenöffnung geholt werden soll, und gibt ausführlich alle Regeln an, welche bei der Anlegung zu befolgen sind.

Er kritisirt dann ferner die verschiedenen Werkzeuge zur Eröffnung des Kopfs und man sieht aus der grossen Anzahl, welche er anführt, wie oft dieselben noch gebraucht wurden; auch für diese gibt er eine genaue Gebrauchsanweisung. Schliesslich beschreibt er eingehend das, nach der Perforation eintretende, Verfahren.

Verf. untersucht dann die schwere und widernatürliche Geburt wegen schiefer Lage der Gebärmutter.

Wenn die lange Achse der Gebärmutter nicht genau mit der Beckenachse übereinkomme, so sage man: die Gebärmutter habe eine schiefe Lage. Die Ursachen seien ungewiss; die Schieflage sei bald einfach, bald mit anderen Fehlern vergesellschaftet, vorzüglich mit einem engen Becken. Sie bringe auch die sogenannten falschen Wehen hervor. Dieselben werden vom Verf. definirt und ihre objectiven und subjectiven Symptome angegeben, ihr Unterschied vom Bauchgrimmen auseinander gesetzt, wie sie in vermischte und unbestimmte übergehen. Er ertheilt dabei den Rath, die Frau, so lange sie von falschen Wehen geplagt ist, dieselben nicht verarbeiten zu lassen.

Hierauf erörtert er die Symptome der Schiefheit der Gebärmutter zur Zeit der Schwangerschaft, dann während der Geburt und nach der Entbindung.

Er unterscheidet vier Hauptarten: 1) wenn die Gebärmutter nach vorn schief steht, 2) wenn nach hinten, 3) wenn sie nach der rechten, 4) wenn sie nach der linken Seite schief liegt.

Er beschreibt von allen diesen Arten die verschiedenen Symptome und gibt für die einzelnen Fälle an, was der Geburtshelfer vor und nach dem Blasensprunge zu thun habe.

Verf. geht dann zu der schweren und widernatürlichen Geburt wegen unrechter Stellung des Kopfes über.

Erstens beobachte man, dass das Gesicht gegen das Schambein gerichtet ist. Er gibt hier den Rath, alles der Natur zu überlassen, zur Wendung aber zu greifen, wenn die Gebärmutter zugleich schief stehe.

Im zweiten Falle biete statt des Hinterhauptes sich zuerst das Gesicht dar. Man beobachte, dass das Gesicht auf dreierlei Art schief stehen könne. Der erste Fall ist: wenn wegen plötzlich und zu früh eintretender Wehen auch bei der besten Stellung der Gebärmutter die Stirn vom Schambein zurückgehalten, das Kinn aber nach dem heiligen Bein gerichtet ist.

Die zweite Art ist, wenn die Frucht rückwärts gebogen die Wehen zu früh und plötzlich sich einstellen und daher die Stirn auf dem heiligen Beine ansteht, das Kinn aber gegen das Schambein steht.

Der dritte Fall tritt ein, wenn das Gesicht eine Querlage hat, dass die Stirn gegen das eine Hüftbein gekehrt ist, das Kinn gegen das andere.

Viertens das Gesicht sieht nach einem von den Sitzbeinen hin.

Verf. gibt für jeden einzelnen Fall, den er genauer beschreibt, an, wie der Geburtshelfer zu verfahren habe.

Hierauf erörtert er diejenige schwere und widernatürliche Geburt, welche durch Hindernisse bedingt wird, welche sich in dem Körper des Kindes selbst finden.

Die nächste Ursache sei, wenn die Nabelschnur um den Hals des Kindes geschlungen; zweitens, wenn der Nabelstrang an sich selbst zu kurz; drittens, wenn die Schultern zu breit und der Körper zu gross ist; viertens, wenn die Arme kreuzweise auf dem Rücken liegen, fünftens, wenn der Bauch von Luft oder von einer wässerigen Flüssigkeit aufgetrieben sechstens, wenn die Frucht ein überzähliges Glied hat oder wenn sie selbst zweifach ist. Für alle diese verschiedenen Fälle setzt Verf. das anzuwendende Verfahren auseinander.

R. untersucht dann die schweren und widernatürlichen Kopfgeburten, welche von einem Fehler der Gebärmutter oder ihrer Scheide entstehen.

Die erste Gattung ist, wenn der Stamm der Frucht desswegen zurückgehalten wird, weil der Schliessmuskel der Mutterscheide oder der Muttermund zu eng ist, Diese gefährliche Zusammenziehung wird dadurch verrathen, dass das Kind, das gemeinlich todt ist, einen blauen Streifen rund um den ganzen Hals hat. Er erörtert die hierbei nothwendigen Manipulationen.

Die zweite Gattung zeigt sich, wenn die Mutter oder Mutterscheide vorfällt. Es werden die Zeichen und die Behandlung angegeben.

Die dritte Gattung tritt ein, wenn nach der Geburt die Gebärmutter umgestülpt oder umgewendet wird.

Zuletzt betrachtet dann der Verfasser die schweren Geburten wegen vom Kopfe abgerissenen Rumpfes. Die Ursachen werden untersucht und die Art und Weise angegeben, wie der zurückgebliebene Rumpf herauszuziehen ist.

Achtzehntes Capitel. Schwere und widernatürliche Geburten, wenn ein anderer Theil als der Kopf sich zeigt.

Die Fussgeburt.

V. sagt von ihr: „Die Natur bringt diese Geburt zwar selten allein zu Stande, inzwischen besteht die von der Kunst zu leistende Hülfe nur in einem Anziehen der Füsse."

Es werden genau die Zeichen angegeben, die Art und Weise der Ausziehung beschrieben, die Kunstgriffe erörtert, um den Kopf zu lösen, ebenso wie zu verfahren, wenn dabei das Gesicht fehlerhaft liegt und nach aufwärts sieht, wenn etwa nur ein Fuss hervortreten will und wenn man den einen Fuss anzieht und der andere doch nicht folgt.

Die Kniegeburt.

V. meint, dass, wenn beide Kniee zugleich herabfallen, bewirke die Natur nicht selten, ohne Hülfe der Kunst ihre Austreibung.

Die Steissgeburt.

Sie kann bei dem rechten Stande der Gebärmutter unter dem Scheine einer Kopfgeburt leicht trügen. Die Unterscheidungszeichen werden von ihm angegeben.

Er hat die Ansicht, dass, wenn der Geburtshelfer schon da ist, ehe die Wässer springen, es besser sei, Hand anzulegen, als in ungewisser Hoffnung, es werde gut gehen, den Ausgang dieser Geburt der Natur zu überlassen. Alle nöthigen Manipulationen werden genau beschrieben.

Widernatürliche Geburt wegen Querlagen der Frucht.

Es können vorliegen: der Hals, die Schulter und das Schulterblatt, der Arm, die Brust, der Unterleib, der Rücken, die Hüften. Man muss das Kind, um es auszuziehen, in einer dieser Lage, durch Wendung in eine Fussgeburt verwandeln. Die einzelnen Fälle und das bei ihnen Vorzunehmende werden von dem Verfasser untersucht. Bei der Wendung ertheilt er den Rath, sich die Lage der Füsse ganz genau zu merken, liegen sie auf dem Rücken, sie erst nach dem Bauche zu wenden und dann auszuziehen, denn der Rücken lasse sich nicht nach hinten biegen. — Er sagt ferner: „Kann man das Kind bei beiden Füssen herausziehen, so geht es um so leichter, kann dieses aber nur an einem geschehen, so muss man den ergreifen, der dem vorgefallenen Arme entgegenliegt"

V. gibt dann die Mittel an, den in der Gebärmutter zurückgebliebenen Kopf herauszubringen.

Neunzehntes Capitel. Schwere und widernatürliche Geburt wegen des Vorfalls des Nabelstrangs.

Zwanzigstes Capitel. Schwere und widernatürliche Geburt wegen der Blutflüsse.

Wenn im leichteren Falle sich nur ein kleinerer Theil der Nachgeburt von der Wand der Gebärmutter lostrennt, der entstandene Blutverlust mässig, die Wehen und Kräfte der Kreissenden gut, die Gebärmutter und das Kind noch in der gehörigen Lage sind, so könne man das Werk sicher der Natur überlassen. Die zusammenziehenden Mittel zur Stillung der Blutung verwirft er.

Einundzwanzigstes Capitel. Schwere und widernatürliche Geburt wegen der Zuckungen der Kreissenden.

Man beachte hier die verschiedenen Grade, bei den ersten beiden sei noch Bewusstsein, bei den drei andern Schlafsucht. Die beiden ersten Grade könne man der Natur überlassen.

Zweiundzwanzigstes Capitel. Zwillingsgeburt.

Dreiundzwanzigstes Capitel. Früh- oder Fehlgeburt.

Genau werden die Anlagen und die gelegentlichen Ursachen beschrieben.

Die Nachgeburt solle man nie am Nabelstrang herausziehen, sondern man müsse diesen leicht anspannen und sie losschälen.

Vierundzwanzigstes Capitel. Von dem Mondkind oder der Mole. Von der falschen Empfängniss.

„Wenn Wasser oder Luft in der Gebärmutter enthalten ist, so entstehen, ehe diese beiden fortgeschafft werden, fast die nämlichen Symptome, wie bei dem Mondkinde, man kann sie daher kaum unterscheiden. Ist das Wasser in einem besondern häutigen Sacke eingeschlossen, so ähnelt alles einer wahren Geburt, die Wasserblase nämlich wird nach und nach durch die Wehen, hervorgetrieben und springt endlich, das Wasser fliesst aus, und es folgt keine Frucht".

Fünfundzwanzigstes Capitel. Von der ausser der Gebärmutter liegenden Frucht:

a) im Eierstocke, b) in der Bauchhöhle, c) in der Muttertrompete.

Von der Geburt durch einen ungewöhnlichen Weg.

V. gibt die Ursachen an, welche bewirken, dass die Gebärmutter während der Geburt zerreisst, und beschreibt die Zeichen, an denen man dies erkennen könne, ebenso wodurch sich dieselbe von den Zeichen eines Abscesses der Gebärmutter unterscheidet.

Sechsundzwanzigstes Capitel. Die Zerstückelung der Frucht in der Gebärmutter.

Man soll diese Operation so wenig, als immer möglich und nur dann anwenden, wenn das Kind nicht durch den Kaiserschnitt erhalten und auch durch keinen anderen Kunstgriff aus der Gebärmutter gebracht werden mag. Man verrichte sie also in folgenden Fällen: a) Wenn das Kind todt ist, quer liegt und nicht gewendet werden kann. b) Besonders, wenn mit einer vorgefallenen Hand auch ein Theil der Brust in den Muttermund getrieben wurde, und man auf keine Weise zwischen dem Körper der Frucht und der Gebärmutter eingehen kann. c) Wenn man ein monströses Kind durch keinen anderen gelinderen Kunstgriff heraus zu befördern vermag.

Siebenundzwanzigstes Capitel. Der Kaiserschnitt.

Derselbe muss gemacht werden: a) Wenn das Kind zur Geburt reif, das Becken aber so eng ist, dass der Hebarzt nicht in die Gebärmutter eindringen kann. b) Wenn, bei einem noch so guten Becken, die Oeffnung der Gebärmutter oder Scheide oder der Kanal derselben, sich weder durch die Natur, noch durch die Kunst erweitern lässt, dass die Hand des Geburtshelfers hineingebracht werden und die Frucht durchpassiren kann. Hierher rechnet man auch verschiedene Geschwülste und andere Fehler der Geburtstheile. c) Wenn das Kind ausser der Mutter und nicht in einer Steinmasse liegt, oder wenn die Gebärmutter mit in einen Bruchsack getreten ist; hierher gehört auch der Abscess, welchen die Frucht in der Gebärmutter verursacht.

Nachdem er das Verfahren genau beschrieben, gibt er den Rath ebenso behutsam zu verfahren, wenn auch die Frucht schon todt sei.

In dem Programme „de axi pelvis" erörtert er Folgendes:

Deventer hat zuerst auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht, d'Ablaincourt und Müller ihn näher betrachtet. Genaue Messungen ergaben, dass das Ende des Schwanzbeins ein und ein halb Zoll niedriger ist als der Bogen des Schoossbeins; die Entfernung von diesem Bogen zum Schwanzbein beträgt fünf Pariser Daumen. Die Achse des Beckens ist nicht senkrecht, sie macht mit dem Horizont einen Winkel von 72°, nach oben verlängert geht sie gegen den Nabel, berührt nicht, wie Deventer meint, das Steissbein; eine natürliche Geburt würde dann gar nicht stattfinden können. Wenn man den Durchmesser des Kopfs von der Stirn bis zum Hinterkopfe auf vier Zoll annehme, so würden zwei Zoll davon auf dem Steiss- und Heiligenbeine ruhen. Ersteres kann nicht zwei Zoll zurückgebogen werden, sondern höchstens einen. Sowohl in einer unbefruchteten als bei einer gebärenden Frau ist der Muttermund, wie die Achse des Beckens nach hinten gerichtet. Die Scheide hat eine andere Achse als das Becken, sie ist nach vorn gerichtet. Die Achse des Beckens geht durch den After. Der Nutzen davon ist mannigfaltig. Der nach vorn gerichtete Uterus drückt weniger den Magen, das Zwerchfell und die Leber und die Verdauung und der Athem bleibt freier, die Beckenachse fällt ungefähr mit einer Diagonale, welche aus der Thätigkeit der Bauchmuskeln und des Zwerchfells entsteht, so dass die Gebärmutter die Kraft

dieser Muskeln bei der Geburt aufnehmen kann; ebenso bewirkt diese Linie, dass der Foetus, mit dem Kopfe auf dem Orificium ruhend, dieses zur Geburt reizt und vorbereitet. Die ausser der Beckenachse gelagerte Vagina ist dem Orificium der Gebärmutter ein nothwendiges Hinderniss, dass es nicht zugleich mit dem Foetus vorfalle, aber nicht so, dass es den Ausgang derselben hindert.

In den „observationum medicarum de partu laborioso Decades duae" theilt er interessante Beobachtungen über von ihm erlebte schwierige Geburten mit. Wir heben die vierte Beobachtung hervor. Der Arm war vorgefallen, die Gebärmutter hatte sich um das schon todte Kind so fest zusammengezogen, dass eine Wendung unmöglich war. R. sah sich nun genöthigt, das Kind stückweise von der Mutter zu lösen, was sehr schwierig wegen starker Geschwulst der Scheide und der Contraction der Gebärmutter. Er meint, wenn bei irgend einem Handgriff dieser Kunst Behutsamkeit, Langsamkeit und Geduld nöthig sei, so wären sie es bei dieser Operation, um nicht die Mutter einer eitlen Hurtigkeit aufzuopfern. Unumgänglich nothwendig sei, dass der Geburtshelfer genau zu unterscheiden wisse, ob die Gebärmutter noch gesund, oder entzündet oder gar schon von kaltem Brande befallen ist. Die Kennzeichen hiervon gibt er an. Auch hat er beobachtet, dass auf heftiges und starkes Zitttern gewöhnlich starke Wehen folgen, dass jenes überhaupt allen starken Absonderungen vorausgehe.

Die eilfte Beobachtung handelt von einer sehr langsamen Geburt, weil sich die Oeffnung der Gebärmutter um den Hals des Kindes allzufest zusammengezogen. In der sechzehnten wird eine Perforation beschrieben. Die letzten drei Beobachtungen berichten über den Tod von drei Gebärenden, verursacht durch die Unwissenheit der Wundärzte und Hebammen, in Folge schlecht angelegter Haken, zu frühzeitiger Erregung von Wehen, zu häufigem Touchiren der Gebärmutter und gewaltsamer Herausbeförderung der Nachgeburt.

In der Dissertation „de temporum in graviditate et partu aestimatione" zeigt er, dass man von dem Tage der Empfängniss und dem Ausbleiben der Regeln selten genau die Schwangerschaft angeben könne. Wie viel auf die erste Bewegung der Frucht zu bauen sei, hat er durch eine beigefügte Tabelle zu zeigen gesucht, auf welcher bei achtzig Fällen angemerkt ist: 1) die wie vielste Niederkunft es gewesen, 2) in welcher Woche und an welchem Tage die Person die erste Bewegung der Frucht bemerkt, 3) das Gewicht des neugeborenen Kindes. Die neununddreissigste und vierzigste Woche könne man für den ordentlichen Zeitpunkt der Schwangerschaft halten. Zwischen der neunzehnten und zweiundzwanzigsten Woche geschieht meist die erste Bewegung. Schon drei Monate vor der Geburt stehe der Kopf vor dem Muttermunde, also nicht erst zur Zeit der Geburt werde der Kopf durch die Wehen gegen den Muttermund geführt. Eine Tabelle weist die Gewichte der reifen und unreifen Kinder nach. Die Unterschiede derselben werden mit grosser Genauigkeit angegeben. Die Abhandlung hat auch jetzt noch Bedeutung für die gerichtliche Medicin. Ebenso für die vergleichende Ethnographie ist sie von Wichtigkeit, da hier zum ersten Male das Gewicht der neugeborenen Kinder, nicht nach blosser Schätzung, sondern nach mathematischen Principien angegeben ist.

In der Dissertation: „de non damnando usu perforatorii in paragomphosi ob capitis molem" bespricht er zunächst die Hindernisse, welche von der übermässigen Grösse des Kopfes entstehen. Er nimmt hierbei drei Grade an. Wenn der Kopf aber eine längliche Gestalt angenommen und die entzündeten Theile sich überall fest um den Kopf anschliessen, so müsse man seine Zuflucht zu dem Perforatorium nehmen. An vier von ihm gemachten Beobachtungen erörtert er dann sein Verfahren.

Nachdem er in der Dissertation „de oscitatione in enixu" die Ursachen des Gähnens bei gesunden Zuständen des Körpers auseinander gesetzt hat, darauf die Krankheiten, die es begleitet, aufgezählt, erörtert er, dass das allzuviele als ein schlimmes Zeichen beim Gebären zu betrachten sei, es gehen häufig Zuckungen voraus. Nach der Geburt bedeute es oft eine bevorstehende Ohnmacht, die aus einer Blutung entstehe. R. gibt dann die Behandlung an.

In dem Programme: „De ulceribus utero molestis" theilt er die Beobachtungen mit von Geschwüren, welche in der Gebärmutter sich gezeigt haben. In einem, von heftigen Schlägen, die eine Frau während ihrer Schwangerschaft von ihrem Manne empfangen, entstandenen Geschwüre befanden sich über 24 Pfund Eiter. Sehr oft ist Scirrhus und Geschwür miteinander verbunden. Er leitet den Eiter nicht von aufgelöstem Fette her, indem auch an solchen Orten, wo kein Fett

vorhanden, an dem Gehirne, der Leber, der Lunge sich Vereiterungen finden, sondern von einer irgendwo in das Zellgewebe, meistens auf eine kritische Weise allzuhäufig abgesonderten wässerigten Feuchtigkeit und den beigemischten aufgelösten festen Theilen und dahingezogenem Nahrungssaft. Denn dass dieser Saft des Körpers zu Erzeugung des Eiters sehr viel beitrage, erhellt auch daraus, dass die zur Schwindsucht geneigten Frauenspersonen sehr oft vorher durch die Geburten sehr grosser Kinder und eine starke Menge Milch einen Ueberfluss von Nahrungssaft zeigen, hingegen bei grossen Eiterungen allzeit eine Auszehrung sich findet. In der 2. und 3. Beobachtung erörtert er, wie leicht sich aus Eiter junge Bänder bilden, indem durch neu entstandene Theile die meisten Eingeweide des Unterleibes zusammengehangen. In der 4. theilt er die Geschichte eines grossen syphilitischen Nierengeschwürs mit, zu dem sich bei der Geburt Entzündung und kalter Brand der Gebärmutter gesellte. Die schmerzhafte und nach der Geburt sich nicht zusammenziehende Gebärmutter sei ein sicheres Zeichen des beginnenden kalten Brandes.

Auf den „Icones uteri humani observationibus illustratae“ sind verschiedene Theile der Gebärmutter und des Eierstocks in vorzüglicher Weise dargestellt.

Die Abhandlung „De signorum graviditatis aestimatione“ zerfällt in drei Abtheilungen. In der ersten untersucht er die Ursachen und Zeichen der weiblichen Sterilität, in der zweiten die der stattgehabten Conception und der Schwangerschaft, in der dritten die Krankheiten, die für Schwangerschaft gehalten werden könnten. Diese Arbeit ist auch insofern von grossem Interesse, als er sie durch seinen, nachher so berühmten Schüler Stein, später Professor in Marburg schreiben liess. Unter den Ursachen der Unfruchtbarkeit hebt er den Mangel des Uterus und der Ovarien, den Verschluss oder die Enge der Fallopischen Trompeten, die Fehler des Ovariums selbst hervor; von letzteren werden mehrere aufgezählt. Er bespricht dann die Fehler der Scheide und des Orificiums. Unfähigkeit zur Empfängniss wird bedingt durch die Querspalte des Orificiums, durch eine falsche und verdrehte Lage desselben, durch eine zu grosse und zu kleine Oeffnung, weil im ersten Falle der Same wieder abfliesst, im zweiten gar nicht aufgenommen wird. Durch eine vom Arzte angerathene passende Lage können derartige Sterilitäten gehoben werden, und erinnert Verf. an den von Fernel Heinrich II. ertheilten Rath, welcher mehrere Jahre mit Katharina von Medicis verheirathet war, ohne Kinder zu haben; die Königin gebar nachher sieben Kinder. Zu den ferneren Ursachen gehört die Atresie des Orificiums; dieselbe ist zuweilen total, dass man keine Spur einer Oeffnung entdecken kann, zuweilen durch ein Häutchen verschlossen; ebenso geben die Tuben ein Hinderniss ab, wenn sie durch eine dicke Haut oder durch einen Stein verschlossen sind; dahin gehört auch der scirrhöse Uterus, die Wassersucht und Tympanites desselben, ebenso Geschwüre, Polypen, Sarkoma, monströse Kitzler.

V. unterscheidet zwischen einem weissen Fluss, welcher seinen Sitz im Uterus, und einem, der einen solchen in der Vagina habe. Ersterer ist ein Hinderniss der Conception, weil mit ihm der Same stets abfliesst. Letzterer, wenn er nicht gar zu stark, gibt kein Hinderniss ab. Zugleich bemerkt er, dass zu einer fruchtbaren Ehe eine gegenseitige Fruchtbarkeit gehöre. Ein Jeder könne für sich fruchtbar sein, nicht aber gegenseitig; so könne es geschehen, dass ein Weib von einem anderen Manne empfange und ein Mann eine andere Frau schwängere.

In der zweiten Abtheilung hebt er hervor, dass die leichteste Zeit zum Concipiren Ende April und im Monat Mai sei und desshalb auf die Mitte des Winters die meisten Geburten fielen. Das Gesetz Moses', menstruirte Frauen nicht zu berühren, sei auf die Vermehrung des Menschen berechnet gewesen. Er citirt die Aussprüche des Ovid:

Ad metam properate simul, tunc plena voluptas
Cum pariter victi faemina virque jacent, und:
Odi concubitus, qui non utrinque rosolvunt.

Nur von wenigen aufmerksamen Frauen würden die Zeichen der Conception beachtet, welche gleich einige Minuten nachher entstünden. Der geschlossene Muttermund beweise nichts; denn er ist ebenso oft vor als nach der Conception geschlossen. Auch hier finden Idiosynkrasien statt. Einige Frauen hatten bei sich die Beobachtung gemacht, dass sie schwanger seien, wenn ein gewisses Abführmittel seine Wirkung versagte, andere dagegen, wenn es mehr als sonst wirkte. Ein sicheres Zeichen der Schwangerschaft könne vor dem dritten Monat nicht angegeben werden.

Unter den Krankheiten, welche den Schein einer Schwangerschaft hervorbringen, hebt er hervor: die widernatürliche, durch einen Fehler der Scheide oder des Uterus veranlasste Unterdrückung der Menstruation, Wassersucht und Tympanites der Gebärmutter und des Bauches.

In der Dissertation „de signis foetus vivi et mortui" führt R. aus, dass er sich nicht in den lächerlichen Streit einlassen wolle, wann die Beseelung des Embryos erfolge. Wichtiger ist es, den Zeitpunkt der Lebensfähigkeit zu bestimmen. Die Untersuchung auf Bewegung der Frucht würde sicherer vorgenommen, wenn die Frau auf dem Rücken, mit erschlafftem Bauche liegt, mit erhöhtem Kopfe und Beinen, die Haken den Glutäen genähert. Wenn man keine Bewegung bemerkt, so kann man sie durch eine kalte Hand hervorrufen; wenn der Foetus lebt, so verräth er sich durch Stampfen. Es kommt oft vor, dass der lange vor der Geburt abgestorbene Foetus, wenn er im 9. Monate geboren wird, ohne eine Spur von Fäulniss erscheint und ohne dass eine Krankheit der Mutter vorausgegangen ist.

Hierüber muss man sich nicht wundern, weil man weiss, dass der freie Zutritt der Luft unumgänglich nothwendig sei, um Fäulniss hervorzubringen. Während der geburtshülflichen Operation kann man das Leben der Frucht an dem Pulsiren der Arterien und den Bewegungen der Glieder erkennen. Nicht immer ist Gelegenheit, das sicherste Zeichen zu beobachten, das Klopfen der Nabelschnur; ebenso entscheidend ist, wenn das Kind auf einen in den Mund gesteckten Finger saugt. Wenn keine Kopfgeschwulst bei einer langsamen vorschreitenden Geburt vorhanden, so kann dies den Tod des Kindes anzeigen. Die Kopfgeschwulst allein beweist aber nicht das vorhandene Leben, zeigt jedoch, dass das Kind zu Anfang der Geburt gelebt habe. Aus einer noch beständig zunehmenden Kopfgeschwulst könne man aber auf's Leben der Frucht schliessen. Obgleich im Todeskampfe sich einige Muskeln bewegen und die vor allen, welche den Koth austrieben und ein Koth von sich gebender Foetus daher beweise, dass sein Leben in höchster Gefahr sich befinde, so darf man doch daraus nicht den sichern Schluss auf den Tod desselben ziehen. Knirschende Kopfknochen dagegen waren ihm das Zeichen einer abgestorbenen Frucht.

In der Abhandlung „de funiculi umbilicalis deligatione non absolute necessaria" kommt er zu dem Schlusse, dass diejenigen, welche der Ansicht sind, dass der Nabelstrang mit den Blutgefässen des Uterus communicire, mit Recht vor einer Verblutung aus ersterem sich fürchteten. Dass aber ihre Furcht ohne Grund sei, wenn das Gegentheil bewiesen; dies habe er gethan. Desshalb brauche der mütterliche Theil des Nabelstrangs nicht unterbunden zu werden. Da seine Versuche den Nichtzusammenhang der Blutgefässe der Placenta und des Uterus nachgewiesen haben, so muss der Uebergang des Blutes in sie auf dieselbe Weise vor sich gehen, wie die Milchgefässe den Chylus in sich aufnehmen. Er schliesst sich der Ansicht derer an, welche den Nutzen des liquor Amnii für die Ernährung gänzlich abläugnend, die Meinung haben, derselbe sei nur da, um der Frucht eine freiere Bewegung zu gestatten und den Uterus vor, durch die Bewegung hervergebrachten, etwaigen Verletzungen zu schützen. Er ist der Ansicht, dass die Ernährung des Foetus nur durch den Nabelstrang vor sich gehe. Johann Heinrich Schulze stellte zuerst die Hypothese auf, dass die Unterbindung des Nabelstrangs überhaupt überflüssig sei. Die des Kindsmords Angeklagten haben sich hierauf oft gestützt. An Hunden angestellte Versuche bewiesen Röderer, dass wenn er den Nabelstrang, auch wenn die Arterien noch heftig pulsirten, durchschnitt, nur sehr wenig Blut aus der Wunde träufelte, ganz aufhörte, wenn der Puls nicht mehr schlug. Wenn man bei Menschen gleich nach der Geburt ohne Verzug die Nachgeburt wegnimmt, so können wir noch den gegenseitigen Kreislauf an dem Pulsschlag entdecken. Aber in der Placenta erlischt fast in der ersten Minute jede Bewegung der Flüssigkeit, indem der der Nachgeburt zunächst gelegene Theil des Nabelstrangs zu schlagen aufhört und so weiter bis einige Zoll vom Kinde im ganzen Nabelstrang; dies beweist, dass die vom Herzen kommende Bewegung, welche das Blut in die Nabelgefässe treibt, auf eine so grosse Entfernung alle Kraft verliert. Dasselbe beobachtet man, wenn man die Placenta in der Gebärmutter lässt. Selten hat er den Pulsschlag eine Viertelstunde pulsiren beobachtet, gewöhnlich war in der 6. Minute alles Klopfen aufgehoben. Wenn nun der Nabelstrang an einer Stelle, wo man den Puls noch fühlt, durchschnitten wird, so springt das Blut mit einer gewissen Gewalt heraus und das Kind kann dann mit dem Blute sein Leben verlieren, geschieht der Durchschnitt aber an der Stelle, wo kein Puls mehr zu bemerken, so ergiesst sich kein Blut; die Nabelgefässe sind dann sehr schwarz, ganz zusammen-

gezogen und leer. Wenn man daher bis zu dem Momente, wo gar kein Pulsschlag zu fühlen ist, die Placenta zurücklässt, so bedarf es keines Nabelbandes. Hieraus geht hervor, dass die Unterbindung nicht absolut nothwendig sei. Man hat sie nur eingeführt, um die Kinder rascher von der Nachgeburt zu befreien, als der Kreislauf in den Nabelgefässen aufhörte. Kein Schaden dagegen kann entstehen, wenn die Unterbindung geschieht, nachdem jeder Pulsschlag aufgehört hat. Hieraus geht hervor, was man von den Kindern zu halten hat, welche heimlich geboren, nicht unterbunden sind. Die Aerzte wollen aus der blossen Unterlassung der Unterbindung, eine Mutter, die heimlich ein todtes Kind geboren, schon zur Kindsmörderin stempeln; wenn keine anderen Zeichen der Gewaltthätigkeit am Kinde sich finden, so hat die Mutter weder das Verbrechen begangen, noch hat sie die Absicht gehabt. Die Geburtsschmerzen pflegen die Gebärenden so matt zu machen und zu ängstigen, dass, wenn sie allein gebären, sie eher, als sie daran denken, das Kind von der Nachgeburt zu befreien, dafür Sorge tragen, sich selbst aus ihrer Ohnmacht etwas aufzurichten. Während dieser Zeit ist die Veränderung des Kreislaufes aber längst erfolgt.

Dagegen ist nicht zu läugnen („ne vero nefandis patrocinari videar hominibus"), dass bei leichten Geburten die unterlassene Unterbindung den Tod herbeiführen kann. Man muss daher sehr vorsichtig bei der Untersuchung des corpus delictum zu Werke gehen. Wenn bei Eröffnung des Körpers die Eingeweide roth sind, das Herz voll Blut gefunden wird, so zeigt dies sicher an, dass das Kind an keiner Verblutung zu Grunde gegangen sei, wenn sie aber blass erscheinen, das Herz und die Gefässe blutleer, dann kann eine solche durch den Nabelstrang stattgefunden haben, wenn keine andere Wunde und die übrigen Zeichen des Lebens nach der Geburt vorhanden sind.

Die Abhandlung „de causis necessario mortem in partu inferentibus" beschäftigt sich mit der Eruirung der Ursachen, welche den Tod bei der Geburt herbeiführen. Nachdem R. sehr schön und prägnant die allgemeinen Ursachen in folgenden Worten auseinander gesetzt: „Moriendi necessitas in eo posita est, quod circuitus omnis fluidorum per vasa sanguifera, in nervis motus, et meatus aëris in pulmones intercipitur, ita ut commercium inter penetralia capitis et cordis tollatur: quo fit, ut omnis mors ultimo vel apoplexia vel syncopa vel suffocatione contingat" geht er zur Aufzählung der speciellen Ursachen über. Hier erwähnt er die „obstructio viarum, quae circulum humorum sustinent".

Von ihr sagt er aus, dass sie tödtlich würde „a concretis fluidorum, quae polypi solent appellari, canales intercludentibus". Er untersucht dann die Fälle, wo die Frucht nicht wegen der schlechten Bildung der Theile geboren werden, unter welchen Bedingungen die Mutter mit der zurückgehaltenen Frucht am Leben bleiben kann; auf welche Weise man der Frucht einen Ausweg bereiten und der Mutter den Tod abwenden, was man bei der Einkeilung des Kopfes (paragomphosis) thun soll.

Seine Betrachtungen schliesst er damit, dass er die These aufstellt, der Tod während der Geburt erfolge meist durch Schuld der Menschen, selten durch Naturnothwendigkeit; denn es leuchte ein, die Gebärenden seien sehr vielen Gefahren und Krankheiten unterworfen, welche ihr Leben bedrohen dürften, die meisten Uebel aber hätten die Beschaffenheit, geheilt werden zu können, entweder wenn nur zeitig ein geschickter Heilkünster herbeigeholt würde, oder nähmen von der Nachlässigkeit und falschen Behandlung der Hebammen und der Gebärenden selbst ihren Ursprung.

Die Abhandlung „de versionis in extrahendo partu praestantia et adminiculis" erörtert die Fortschritte, welche die neuere Geburtshülfe gemacht, seitdem durch Guillemeau und Pareus die Wendung eingeführt. Dass noch einige unglückliche Fälle härtere und grausamere Mittel erforderten, verringere auf keine Weise das Lob der Wendung. Trotzdem dass die Resultate der Wendungen so günstig, so liessen sich Viele, wie Mittelhäuser, vom Schneiden und Zerstücken nicht abhalten, „ad lacerationem tenellorum sese accigunt, fortassis ea ex causa, ne nihil egisse videantur". Da Viele die Wendung für ein unbedeutendes Hülfsmittel ansehen, so habe er sich vorgenommen, zu zeigen, was man mit ihr leiste, und dass sie bei den meisten schwierigen und widernatürlichen Geburten die sicherste und beste Hülfe sei. Die Wendung auf den Kopf wolle er weder loben noch verhöhnen. „Est sane versio directio infantis inique siti in pedes". Dieselbe sei in dem Augenblicke am besten vorzunehmen, wo die Eihäute zerreissen. Es

werden nun die Fälle specialisirt, wann sie vorzunehmen ist.. Auch beim Hydrocephalus des Kindes, wo Alle die Perforation anrathen, könne man sie versuchen. Die warmen Bäder seien ein grosses Unterstützungsmittel für die Wendung, namentlich, wenn die Wässer zu schnell abgeflossen und die Geburtstheile an Trockenheit litten. Wenn zu heftige Schmerzen die Wendung verhinderten, so müssten die Opiate in Anwendung gezogen werden. Indem man diese beiden Mittel miteinander vereinigt, erhält man Resultate, die man nicht bekommt, wenn man jedes nur einzeln anwendet. R. verwirft, bei Erschöpfungsfällen den Gebärenden spirituosa zu reichen. Er bekämpft dann die, welche die Embryotomie der Wendung vorziehen, vorzüglich Mittelhäuser, weil dieser den Ausspruch gethan, dass er, ehe er diese unternehme und der Mutter Schmerzen verursache, weit lieber Instrumente anwende, wenn er wisse, dass das Kind todt sei, vielmehr könne man auch bei einem todten falsch gelegenen Kinde die Wendung versuchen.

In dem Aufsatze „de partu praeternaturali quem sine matris aut foetus sectione absolvere non licet operatori" untersucht er die darauf bezügliche Casuistik. Wenn das Orificium so scirrhös und callös ist, dass der Kopf des Kindes absolut nicht durchgehen könne, räth er zum Kaiserschnitt, der den Einschnitten des os uteri, welche für die Mutter und das lebende Kind weit gefährlicher seien, bei weitem vorgezogen werden müsse. Als Indication gilt ihm ein Uterus, der von einem Inguinalbruche aus seiner Lage gedrängt und in keiner Weise reponirt werden könne. Er präcisirt hierauf die Fälle, wo der Kaiserschnitt gemacht werden müsse, weil die Frucht sich im Unterleibe befinde. R. bespricht dann die Indication zur Perforation; nicht bloss bei widernatürlicher Einkeilung des Kopfes will er dieselbe vorgenommen haben, sondern wenn das Gesicht nach der einen oder andern Seite des os ischii gerichtet ist, wenn das os sacrum und os coccygis zu weit nach vorn vorstehen und Wendung nicht auszuführen und Zange nicht anzulegen ist. Auch bei Querlagen, wenn keine Wendung mehr ausgeführt werden könne, müsse man zuweilen zur Embryotomie greifen. Dagegen soll der Kaiserschnitt vollzogen werden bei zu weit vorstehendem os sacrum und os coccygis, wenn die obere Beckenöffnung normal beschaffen sei, das Kind aber lebe. Bei einem lebenden monströsen Kinde räth er aber ab, den Kaiserschnitt zu machen, weil das wahrscheinliche Leben der Mutter höher stehe, als das unwahrscheinliche des monströsen Kindes. Ebenso entschieden ist er dagegen, bei eingekeilten Armen des Kindes diese Operation zu unternehmen; hier räth er zur Embryotomie. Seine Meinungen gipfeln schliesslich in dem Ausspruche, dass in unsern Zeiten, wo man so viele gelinde Hülfsmittel aufgefunden hat, weder der Kaiserschnitt, noch die Embryotomie so häufig zu versuchen sind, als die Alten es thaten und unter den Neuern Mittelhäuser es will.

Chirurgie.

In der Abhandlung „de genitalibus virorum" macht R. verschiedene Beobachtungen bekannt. Die erste betrifft die tunica vaginalis, welche nach seinen Erfahrungen unten gedoppelt wird und die Hoden mit einer doppelten Haut umkleidet. Die zwei unterschiedenen Decken können allzeit von einander getrennt werden, auch bei Kindern. In der zweiten beschreibt er eine ungemein grosse Phimosis, in der dritten einen Hodensackbruch, in welchem ein drei Fuss langes Stück des kleinen Gedärms war. In der vierten erörtert er, dass die um die Krone der Eichel liegenden Drüsen bei einem geringeren Grad der Lustseuche oft sehr gross werden, sowie auch bei chronischen Krankheiten mit Schmerzen und Röthe einen öligen Saft auf eine kritische Weise absondern. Die sechste Beobachtung handelt von der Lage der Hoden bei neugebornen Kindern. Bei den meisten unzeitigen Geburten sitzen sie noch im Unterleibe. Unter vierzig zeitigen Kindern waren bei sechzehn die beiden Hoden schon in dem Hodensack, bei dreizehn nur der eine, bei elf jener noch ganz leer, in welchen die Geilen auch nicht zu gleicher Zeit, sondern die eine eher, als die andere später herunter trat.

Staatsarzneikunde.

Mit der Schrift: „observationum medicarum de suffocatis satura" eröffnete R 1753 seine Wintervorlesungen.

Er untersucht darin einige Arten der Erstickungen, welche den Kindern in der

Geburt gefährlich werden und fügt das Sectionsresultat bei. Bei erwachsenen Körpern hat er das eiförmige Loch des Herzens öfters offen gefunden. Diese Oeffnung also verwahrt die Menschen nicht vor dem Ertrinken. In eben dieser Person, waren die Lungen voller Wasser, der Magen aber davon ledig. Die Erhängten sterben mehr an einem Schlagfluss als an einer Erstickung, weil sich die Luftröhre nicht stark zusammendrücken lässt. Bei allen in der Geburt Gestorbenen hat er bemerkt, dass sie, während der Geburt, ihren Unrath von sich gelassen. Er hat einige Male gesehen, wie Kinder, nach der Geburt, ihre Glieder noch gerührt und dennoch nicht zum Athemholen oder Leben zurückgebracht zu werden vermochten. Es folgt also nicht, eine Weibsperson, die heimlich geboren, habe ihr Kind umgebracht, weil es sich nach der Geburt noch gerührt und dennoch nicht habe zum Athemholen oder Leben zurückgegebracht werden konnte. Die Lungenprobe ist keineswegs zweifelhaft. Wenn die Lungen schwimmen und die übrigen Eingeweide in dem Wasser zu Boden sinken, so hat das Kind nach der Geburt Athem geschöpft, schwimmt aber der ganze Körper, so sind die Lungen dieser Proben nicht mehr fähig.

Geschwülste und unterlaufenes Blut an dem Kopfe des Kindes beweisen gar nicht, dass die Mutter gewaltsame Hand an das Kind gelegt habe. V. hat dergleichen an allen, lebendig in die Geburt tretenden, Kindern nach einer langsamen und schweren Geburt bemerkt. Er führt mehrere Wahrnehmungen an, aus welchen ihm hervorzugehen scheint, dass die Kinder im Mutterleib nicht von der das Kind umgebenden Feuchtigkeit genährt würden. Er läugnet nicht, dieselbe öfters in dem Magen vorgefunden zu haben, meint aber, sie werde erst während der Geburt mit Gewalt und ohne Schlingen hineingepresst. Auch hat er wahrgenommen, dass die Umschlingung der Nabelschnur um den Hals des Kindes, während der Geburt, sehr selten für das Kind tödtlich sei. Auch könnten die Kinder nicht eher Athem schöpfen, als nachdem der ganze Körper geboren. Es ist also falsch, dass ein Kind bisweilen noch im Mutterleibe oder auf dem Wege zu der Geburt, ehe es völlig geboren, Athem holen könne, und es sind alle die Gründe falsch, welche man in der gerichtlichen Arzneiwissenschaft daraus herleiten will.

Die Kinder können, während der Geburt, in dem Wasser, darinnen sie schwimmen, ertrinken; dieser Gefahr kann man zuvorkommen, wenn man sogleich nach der Geburt mit dem Finger den Schleim aus dem obern Theile des Schlundes hervorholt. In jenem Falle findet sich ein zähes Wasser in dem Mund, der Nase, dem Schlunde, der Luftröhre, den Lungen und dem Magen. Es können Fälle eintreten, wo ein Kind nach der Geburt noch einige Stunden Athem holt und dennoch ohne Rettung, bald nachdem es geboren, sterben muss. Wenn sich dies bei einer Person zuträgt, welche heimlich niedergekommen und ihr Kind erst nach dessen Absterben in das Wasser geworfen hat, so finden sich alle Zeichen eines ersäuften Kindes, und dennoch hat die Mutter ihr Kind nicht umgebracht. Wenn ein todter Körper im Wasser liegt, so fliesst das Wasser weder in den Magen noch in die Lunge; wenn ein todtgeborenes Kind mit offener Nabelschnur in das Wasser gelegt wird, so fliesst kein Blut in das Wasser. Wenn daher in einem solchen Körper die grossen Gefässe und das Herz von Blut leer sind, so hat sich das lebendige Kind verblutet. Kinder verbluten sich zwar überhaupt durch die Nabelschnur, doch gibt es auch Fälle, wo man die Nabelschnur kann unverbunden lassen, wenn man sie erst kalt werden lässt und alsdann weit von dem Kinde abschneidet.

In der Rede, die über die nöthige Fürsorge der Obrigkeit für das Leben der Unterthanen handelte, führt R. aus, dass dieselbe dann am meisten bewerkstelligt werden müsse, wenn der Krieg die Menschen zu Tausenden wegraffe.

Es sei Pflicht der Polizei, für eine von üblen Dünsten gereinigte Luft zu sorgen, ebenso für gutes Wasser, Bier, unverfälschten Wein, für die Heranbildung guter Aerzte, von denen er verlangt, dass sie nicht bloss theoretisch unterrichtet und sodann sich selbst überlassen würden, die ersten Proben ihrer Theorie an dem Leben der Menschen zu machen, sondern dass sie auch praktisch unter Aufsicht in den Hospitälern geübt werden sollen.

In seiner Prorectoratsrede „von der Knechtschaft und Gewalt der Aerzte“ kritisirt er die Verschiedenheit der Urtheile über das Ansehen der Aerzte. Bei den Griechen, Römern und Persern waren sie hoch geschätzt, bei den Königen und vornehmsten Personen beliebt, ja wohl gar,

wie Galenus, unter die Götter versetzt. Niemals sind die Aerzte, selbst bei den Römern Knechte gewesen, Sclaven waren der Aerzte Gehülfen, welche die Arzneien bereiteten und die Wunden verbanden. Dabei dienen dennoch die Aerzte Jedermann, auch den niedrigsten Menschen mit ihrer Kunst und entziehen sich keiner Beschwerde. Will man sie desshalb Knechte nennen, so können sie sich ebenso einer Herrschaft rühmen, welche sich sowohl über den gesunden als kranken Zustand der meisten Menschen ausbreitet. Sie sollen aber, wie alle Gelehrten, ihren Ruhm nur in dem gegebenen Exempel der Gelehrsamkeit, Tugend und Bescheidenheit suchen. Wenn sie entweder mit einer pedantischen Strenge ihre Patienten plagen oder mit niederträchtigen Schmeicheleien und anderen niederen Künsten sich selbst zu elenden Knechten machen, so verdienen sie Verachtung.

In der Abhandlung „observationes de submersis aqua" theilt er vier Sectionsberichte über im Wasser Ertrunkene mit; bei zweien von ihnen fand er weder in den Lungen noch im Magen Wasser, in den anderen beiden Fällen dagegen waren beide Organe damit angefüllt. Da zu seiner Zeit Johann Conrad Becker auf's Bestimmteste behauptet hatte, dass die in's Wasser Gefallenen, ohne solches zu schlucken, umkämen, früher aber allgemein geglaubt wurde, dass das in die Lungen gedrungene Blut den Tod herbeiführe, so bemüht er sich den Streit zu schlichten. Zu diesem Zwecke wurden von ihm viele Experimente mit Thieren gemacht. Wenn der Tod nicht gleich herbeigeführt, sondern Athemversuche gemacht wurden, so fand sich in jenen Organen Wasser vor; nicht dagegen, wenn, wie bei Betrunkenen, derselbe auf der Stelle erfolgte. Sets zeigen sich aber Blutcongestionen in den Venen, Lungen und im Gehirne und oft auch seröse Ergüsse in den Ventrikeln desselben.

Pathologische Anatomie.

In den „observationes ex cadaveribus infantum morbosis" beschreibt er eine phthisis nervosa bei einem zweijährigen Kinde; alle Eingeweide wurden unversehrt und unverletzt gefunden. In der zweiten Beobachtung schildert er ein Steatoma in der rechten Niere eines halbjährigen und an Zuckungen gestorbenen Kindes; ersteres war von dem Fleische der Niere überall umgeben und mit einer besonderen Haut umkleidet, so dass diese rechte Niere über vierthalb Unzen wog, während die linke nur vier Drachmen schwer war. Die dritte Beobachtung demonstrirt die Eingeweide eines Kindes, welches sechs Tage nach der Geburt gestorben, weil es alle Nahrung von sich gebrochen. Die Ursache dieses Zufalls zeigte sich in der unteren Magenöffnung, die ganz hart und äusserst zusammengezogen sich erwies. In dem Zwölffingerdarm war nichts als schleimige Galle, so wie sie in der Gallenblase war und in den übrigen, von Luft sehr ausgedehnten Gedärmen fanden sich, ausser einer geringen Menge eines durchsichtigen Wassers, sehr viele gelbe Kügelchen, die aus der Galle entstanden zu sein schienen. Es erhellt also hieraus, dass bloss aus letzterer eine Art des Meconiums entstehen könne und dass der liquor Amnii in der Leibesfrucht zu dessen Erzeugung gar nicht nöthig sei. Eine gleiche Verhärtung fand er bei einem anderen Kinde. Aehnlich war eine vierte Beobachtung.

In dem Programme: „de foetu observationes" führt er manche Erfahrungen an, die er mit dem liquor Amnii durch Beimischung verschiedener Feuchtigkeiten angestellt hat, die alle erweisen, dass dieser liquor zu den schleimigen Säften des Körpers gehöre und zur Nahrung gar nicht geschickt sei; in der zweiten Beobachtung zeigt er, dass, wo bei einem zarten Kinde überall die Knochen des Kopfs voneinander stehen, eine dünne knorplige Platte diese Zwischenräume ausfülle. Die vierte beschreibt den Bau eines Kindes, welches einen Nabelbruch mit auf die Welt gebracht hatte und in welchem der, vor dem Herzen liegende, Theil des Zwerchfells ganz fehlte, so dass die Höhlen des Unterleibs und der Brusthöhle

sich hier ineinander öffneten. In der fünften Beobachtung erörtert er, dass die äussere Haut eines Nabelbruchs nicht von der Haut des Körpers, sondern von derjenigen Haut, welche die Nabelschnur umkleidet, gebildet werde. Zuletzt beschreibt er die missgestaltene Hand eines Kindes, in welcher das erste und zweite Glied der Finger nur einen Knochen ausmachten und die Haut der Finger bis zu dem dritten Gliede zusammen gewachsen war.

In dem Programme: „observationes de cerebro" demonstrirt er das Gehirn eines alten Mannes, der an einem hitzigen Fieber gestorben; zwischen der pia mater und der arachnoidea war eine gelbe eitrige Materie ausgegossen, ebenso in den Höhlen und in der Scheidewand. Die Pachionischen Drüsen waren gross und zahlreich. Bei drei anderen Personen, welche wahnsinnig gewesen, fand er die glandula pinealis im Gegensatz zu Günz, der bei Verrückten in fünf Fällen Steine gefunden hatte, gesund. Dem Gehirn einer fünften Person war Schrott durch das kleine Gehirn und dem pons Varoli gedrungen; das Mädchen war sofort todt niedergefallen.

In dem Programme: „observationes de ossium vitiis" erläutert er die Veränderungen, welche die Gicht im Körper überhaupt und speciell in den Knochen hervorbringe. In der Gallenblase lagen, neben mehreren grossen, kleine Steine. Die Knochen des Skeletts waren leicht, mürbe und überall von Caries zerfressen; die kleinen langen sind ganz durchsichtig, alle Gelenke unbeweglich, zusammengewachsen; sowohl an den Knochen, wie an den Gelenken finden sich häufig Beingeschwülste; die Knochen sind überall verdreht. An dem Körper eines jungen Mädchens hat er weiche Knochen beobachtet, aus welchen eine Gallerte ausgeschwitzt war.

Die Dissertation „de pulmonum scirrho" führt aus, dass die Geschwüre weit häufiger in diesen Organen als die Verhärtungen seien; zu solchen rechnet er: allgemeine Verhärtungen der ganzen Substanz nach hitzigen Brustkrankheiten, drüsenähnliche Körper und Steine, kropfige Geschwulst, Steatomata, Hageldrüsen, besondere Indurationen. Er gibt dann an, wie dieselben entstehen und welche Zufälle sie erregen.

In einer am 8. Jan. 1763 gehaltenen Vorlesung berichtet er über verschluckte Nadeln, die er im Magen von Federvieh gefunden. In einem gekochten Gänsemagen entdeckte er einen scirrhösen Cylinder innerhalb der Muskelfasern; derselbe war gelb, wie hartes Wachs, sein gebogenes Ende umgab einen eisernen Nagel dergestalt, dass derselbe von der Substanz des Magens gänzlich abgesondert war. Daher blieben die Muskelfasern unbeschädigt. Im Anfange des Scirrhus hatte sich ein glatter, weisslicher, eine Linie dicker Knorpel oder Sehne gebildet. So hat die Natur selbst dem Schaden vorgebeugt, den der verschluckte Nagel thun konnte.

Dasselbe fand R. in einem Hühnermagen. Der Scirrhus enthielt zwei gesonderte Stücke von einer Nähnadel.

Seine Abhandlung: „foetus parasitici descriptio" gibt folgende Resultate:

Dieselbe war die Zwillingsschwester eines wohlgestalteten Mädchens. Beide sind todt und frühzeitig geboren. Sie hatte einen sehr grossen Kopf, dessen Geschwulst bis auf die Achseln, Brust und Rücken ging, so dass man nichts von einem Halse merken konnte. Der Leib wurde nach unten zu immer dünner. Die Augen waren fest geschlossen, der Mund ragte unförmlich hervor, die Nase fehlte ganz, ebenso der ganze rechte Arm und die linke Hand war in der Haut verborgen; an jedem Fusse waren nur drei Zehen. In der Hirnschale war nur ein sehr weiches kleines Gehirn, die medulla oblongata zart, anstatt des Gehirns selbst war Wasser in dem Kopfe; es mangelten ferner der äusserliche Gehörgang und die Augen. In der Brust fehlten die Lungen, nebst den dazu gehörigen Adern und der Luftröhre. Ein Herzbeutel war zwar da und ein fleischiger Sack darin, welcher mit einem Herzen einige Aehnlichkeit zeigte. Weil aber dieser Sack gar keine Gemeinschaft mit der grossen Pulsader hatte und nur mit der rechten Hohlader zusammenhing, so kann man ihn für kein rechtes Herz halten. In dem Unterleibe fehlten die Leber, die Milz, die pankreatische Drüse und der Magen. Die dicken und dünnen Eingeweide konnten nicht unterschieden werden. Das oberste Stück der Gedärme war an beiden Seiten verschlossen und konnte weder von oben her etwas empfangen, noch sich unten hin ergiessen. Der untere Darm fing auch mit einem verschlossenen Sack an, endigte aber mit dem Mastdarm an dem gewohnten Orte. Der obere und untere Darm war mit einem dicken Schleime ganz ausgestopft. In der Nabelschnur waren zwei Nabelblutadern und eine Nabelpulsader. Die grosse Pulsader lief in der Mitte des Unterleibs und der Brust und hatte keinen Bogen.

Auch an den Knochen und Muskeln befanden sich viele Abweichungen. R. sucht dann zu beweisen, dass die Missgeburten nicht aus einem schon vorher bereiteten und entweder im Samen oder Eie liegenden Gebilde, sondern von äusserlichen und zufälligen Ursachen entstünden, welche die natürliche Bildung der Empfängniss verändern.

Eine Veränderung geschieht alsdann, wenn das Kind bei der Empfängniss gebildet wird, die andere kann nachher erst, wenn die erste Bildung schon geschehen, vor sich gehen.

Von dieser zweiten findet er viele Spuren in dem beschriebenen Falle. Wenn die Knochen, als die härtesten Theile einer zufälligen Gewaltthätigkeit nicht haben widerstehen können, so sei desto weniger zu zweifeln, dass die weicheren Theile nicht auch darunter sollten gelitten haben. Er findet einen grossen Schein der Wahrheit in dem Satze der Alten, dass die Bildung des Kindes aus der Vereinigung des Samens von beiden Geschlechtern entstehe und so lange ein natürlich gestaltetes Kind hervorbringe, als die den Samen mitgetheilten Kräfte nur allein wirken, eine Missgeburt aber bilde sich, wenn mit der natürlichen Bildungskraft noch eine äusserliche und zufällige, verbunden und also eine dritte Wirkung hervorgebracht werde.

Hieran schliesst sich seine „monstri descriptio."

Kopf, Ober- und Unterarm waren normal, nur die unteren Theile des Leibes und die Füsse waren unförmlich, beide Füsse waren nicht nur ganz steif und gegen den Unterleib gezogen, sondern auch die unteren Theile der Füsse gegen die linke Seite gedreht. In der Gegend des Kreuzes zeigte sich eine runde, weiche und weisse Geschwulst; der rechte Hinterbacken war nicht zu sehen und die Oeffnung des Mastdarms nicht an gehöriger Stelle. Die Schenkel und andere Knochen waren verdreht und verrenkt und die Bänder, welche auf der Seite, nach welcher die Beugung der Füsse geschieht, liegen, ganz steif und verkürzt. Die Geschwulst auf dem Rücken bestand in Spina bifida, indem die unteren Lendenwirbelbeine gespalten waren; der Tumor selbst enthielt ein faules und eitriges Wasser.

Aus der Betrachtung der Structur bestätigt der V. seine Ansicht, dass der Bau der Missgeburten von äusserlichen Ursachen und Verletzungen entstehe.

In der „capitis vitulini monstrosi descripto" gibt R. eine detaillirte Beschreibung dieser monströsen Missbildung.

In der „renis singularis ex duplici descriptio" beschreibt er den Bau einer einzelnen Niere aus einem Kinde, welche in der Mitte des Unterleibs, doch etwas mehr gegen die rechte Seite zu, auf den grossen Blutgefässen lag und sich bis in das Becken erstreckte und aus zwei Nieren zusammengewachsen zu sein schien. Jede Seite dieser Niere hatte ihre besonderen Blutgefässe, ihre eigene Nierenkapsel, eigenes Becken und Harngang. Die Blutgefässe waren von dem natürlichen Bau darin sehr verschieden, so dass sie alle viel tiefer als sonst entsprangen.

In der Abhandlung „monstrum ovinum sex pedum" beschreibt er ein Schaf mit sechs Füssen, das zwischen den zwei Vorderfüssen noch zwei andere Füsse hatte, die an dem Halse vereinigt und mit einem einzelnen gemeinschaftlichen Schulterblatte, nicht durch ein ordentliches Gelenk verbunden, sondern mit demselben zusammengewachsen waren. Die zwei oberen Armbeime erschienen ebenfalls sehr verdreht und ungestaltet; die übrigen Knochen dieser Füsse von dem wirklichen Bau nicht abweichend, wegen der allzu kurzen Bänder aber unter sich völlig unbeweglich. Die oberen Muskeln waren theils, obgleich sehr unvollkommen, vorhanden, andere fehlten jedoch völlig. Das Merkwürdigste aber zeigte sich bei den Muskeln, die sonst die vordern Knochen und Klauen der Füsse auszustrecken bestimmt sind, bei welchen der fleischige Theil völlig fehlte, so dass nur die Sehnen übrig waren, die aus der Beinhaut der langen Knochen des Vorderfusses ihren Ursprung nahmen. Aus diesem Umstande schliesst R., dass eine äusserliche zufällige Ursache diese Missgestalt müsse verursacht haben, wodurch der fleischige Theil der Muskeln zerstört und nur bloss die Sehnen, welche als härtere Theile einer äusserlichen Gewalt mehr widerstanden, übrig gelassen worden.

Lukas Johann Boër.

Literatur.

Bemerkungen über die von Herrn Bernhard Guerard an einer Gebärenden zu Düsseldorf gepflogenen ausserordentlichen Entbindungsart, hauptsächlich die Schambeintrennung betreffend. Wien, bei Rud. Gräffer. 1780. 8. Unter dem Namen Boogers. Rec.: Allgem. deutsche Bibl. Bd. 46, St. 1, S. 157; Frankf. med. Wochenbl. 1781, St. 16, S. 141—142. — Comment. Lips. Decad. 3. Suppl. 4. 1785. art. 17, p. 665—66. — Ueber die Anwendung und den Gebrauch des Hebels. Wien, bei Trattner. 1783. 8. Unter dem Namen Boogers. — Abhandlungen und Versuche geburtshülflichen Inhalts. Wien, gedr. und in Commission bei Jos. Salzer (Wappler und Beck). 1791—1808. gr. 8., 7 Bücher oder Theile in 2 Bänden. — Rec.: Med. chirurg. Zeit. 1792, Bd. 3, Nr. 55, S. 33—42, Ergänzungsb. 2, 1798, Nr. 37, S. 6—13, 1803, Bd. 1, Nr. 5, S. 81—86, 1805, Bd. 4, Nr. 84, S. 97—106, Ergänzungsband 10, 1807, Nr. 260, S. 17—30, 1807, Bd. 4, Nr. 88, S. 177—183; Stark, Archiv für Geburtsh. Bd. 5, St. 4, 1794, S. 763—88 nebst einer Kupfertafel. — Allg. med. Annalen, 1803. Sept. S. 712—13, 1805. Dec., S. 946—47, 1807. Dec., S. 1142. — Siebold, Lucina, Bd. 1, St. 1, 1802, S. 107—21, Bd. 2, St. 2, 1805, Oct., S. 126—51. — Wien, med. chirurg. Bibl. Bd. 3, H. 2, S. 337—38. — Leipzig. gel. Zeit. 1794, S. 675—82; Usteri, Repert. d. med. Litt. des Jahres 1791, Art. 30, S. 464, S. 320—22. — Hufeland, Annalen der Franz. Arzneik. Bd. 2, 1793, S. 424—30. — N. allg. deutsche Bibl., Bd. 22, St. 2, S 306. — Baldinger, med. Journ. Bd. 9, St. 35, 1796, S. 76—77; Jen. Litt. Zeit. Jahrg. 2, Ergänzungsbd. 2, S. 153—58. — Zweite vermehrte Auflage unter dem Titel „Abhandlungen und Versuche zur Begründnng einer neuen, einfachen und naturgemässen Geburtshülfe und Behandlung" u. s. w. Nach vielen Erfahrungen und Beobachtungen an der öffentlichen Entbindungsschule in Wien. Wien, bei Ritter von Moesle (Leipzig bei Kummer) 1810, 1811. gr. 8. 3 Bde. — Rec.: Med. chirurg. Zeitung, 1812, Bd. 2, Nr. 47, S. 321—28. — Allg. med. Annalen. Supplb. 1812, H. 6, S. 572. — Statist. Journal der Erf., Band 2, St. 2, 1812. Intelligenzbl. Nr. 2. Art. 2, S. 11—14. — Dritte Auflage unter dem Titel: Natürliche Geburtshülfe und Behandlung der Schwangeren, Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder. Ebend. 1817. gr. 8. 3 Bde. Supplement zur natürlichen Geburtshülfe u. s. w. Wien, bei Ritter von Moesle's Wittwe. 1826. gr. 8. — Neue Auflage. Sieben Bücher über natürliche Geburtshülfe. Wien, gedr. b. d. Edlen van Geh-

len'schen Erben. 1834. gr. 8. Rec.: Med. Jahrb. des Oesterr. Staates, Bd. 18, St. 1. — Pierer, allg. med. Annal. 1822, Juni, S. 803. — Siebold, Journal für Geburtsh. Bd. 7, St. 1, 1827, S. 253. — Pierer, allg. med. Annal 1827, Septbr., S. 1251—57. Lateinisch: Naturalis medicinae obstetriciae libri VII. Viennae, apud Equ. Moesle (Lips. ap Brockhaus) 1812. gr. 8. 3 Bde. — Nova edit. ap. Heubner 1830. gr. 8. — Rec.: Pierer, med. Zeit. 1831, Nr. 12, d. 9. Febr., S. 185. — Siebold, Journal für Geburtsh. Bd. 7, St. 2, 1814, S. 405. — Medic. chirurg. Zeit., 1812, Bd, 2, Nr. 47, S. 328-32. — Allg med. Annal., 1813, März, S. 351. — Supplementum. 3. Bd. 1826. gr. 8. — Ueber die Säugung neugeborener Kinder und Behandlung der Brüste bei Kindbetterinnen. Wien, bei Wappler. 1808. gr. 8. — Holländisch: Over de putrefactie der bezwaangerde baarmoeder; uit het hoogduitsch door A. Potgieter. Leyden, bij T. W. van Leeuven. 1824. gr. 8. — Zur Geschichte der 1819 vom Aug. bis Mitte November beobachteten Puerperal-Krankheiten in N. Oesterreichischen med. Jahrb. Bd. I, 1822, St. 2, S. 251—57. — Boër übersetzte und gab heraus H. v. Cambon Schreiben an Brambilla, drei Schaambeintrennungen betreffend; aus dem Franz. übersetzt. Wien, bei Gerold (Leipzig bei Barth) 1781. 8. — Boër's Leben beschrieb Hussian (Dr. Lucas, Joh. Boër's Leben und Wirken. Eine biographische Skizze von R. F. Hussian. Wien. 1836. — Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1814 über Boër, von Johann Fr. Osiander in der neuen Zeitschrift für Geburtshülfe X. B. 1841, S. 115. — Joh. Luc. Boër, Erinnerungen aus den Studienzeiten, Worte der Pietät, Worte der Wahrheit, Worte des Dankes von Jos. d'Outrepont in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde XII. B. Berlin. 1842. S. 321. — Mittheilungen über B. in H. Fr. Naegele's „Lehre vom Mechanismus der Geburt." Mainz 1838. 8.

Das Leben, das Wirken und die Verdienste Boër's liegen in nuce schon darin ausgeprägt, dass wir ihn, in Bezug auf praktische Wirksamkeit, als den bedeutendsten Reformator der Geburtshülfe bezeichnen. Wie er die Eigenschaften aller wirklichen Reformatoren besass, so theilte er auch deren Schicksale. Wurde er freilich nicht wie Huss und Servet auf dem Scheiterhaufen verbrannt, so hätten seine Collegen und Neider ihm sicherlich dasselbe Geschick bereitet, wenn es in ihrer Macht gestanden. Es ist eben nur das Vorrecht kleiner Geister, eines ungestörten äusseren Glückes, während ihres ganzen Lebens, sich zu erfreuen. Das Genie fliegt höher als die Alltagsmenschen, um dafür später desto tiefer zu sinken. Da ihm die Kunst versagt ist, die Klippen des Neides und die Sandbänke der Missgunst zu erkennen und damit zu umschiffen, so scheitert es plötzlich daran, während es sich in seiner Arglosigkeit auf der Tiefe des Glücks zu befinden wähnt. Das Genie ist incommensurable, und der Kanon der gewöhnlichen Moral, auf dasselbe in Anwendung gebracht, liefert eben solche ungenügende Resultate, als die seit Jahrhunderten vergeblich erstrebte Quadratur des Cirkels. Die schwarzen Farben der Fehler der Alltagsmenschen verwandeln sich beim Genie in ein prächtiges Kaleidoskop von Tugenden und, was wir beim gewöhnlichen Menschen bewundern, zeigt sich bei ihnen oft als ein dunkler Fleck.

Nichts ist daher thörichter, als solche Männer nach dem gewöhnlichen Massstabe beurtheilen zu wollen. Während ihres Lebens fallen ihre Schwächen, ihre Fehler in die Augen Aller, werden von ihren Feinden und Neidern absichtlich vergrössert; dagegen verkleinert man ihre Tugenden und ihre Verdienste und stellt sie in den Schatten; die Zahl ihrer Feinde ist

Legion, sehr klein dagegen die ihrer Freunde und Anhänger, wahre Freunde können sie kaum besitzen, denn diese müssten wieder Genies sein. Bekanntlich ist deren Zahl aber sehr dünn gesäet. Im Allgemeinen ist daher das Genie dazu verdammt, ebenso allein zu stehen, wie die höchsten Spitzen der Alpen. Dafür aber ist es auch mit der, anderen gewöhnlichen Menschen abgehenden, Kraft ausgerüstet, dies zu können, sehr selten ist es ihm vergönnt, die von ihm ausgestreute Saat aufgehen, noch seltener die Früchte davon reifen zu sehen, am seltensten, dieselben selbst zu geniessen. Die Wirksamkeit des reformatorischen Genies, wenn es auch ebenso segensreich ist als das Manna des Himmels, wird selten von den Zeitgenossen erkannt und entfaltet sich oft erst lange Zeit nach seinem Tode. Das Leben des Genies ist ein fortwährender Kampf; nachdem es die lernäische Schlange des Neides besiegt, gilt es die übrigen Herkulesarbeiten siegreich zu bestehen. Gelingen auch einige, so erlahmt doch zuletzt die Kraft, und das Genie geht entweder unter, im Kampfe mit der Aussenwelt oder seinen eigenen Leidenschaften. Seine Auferstehung für die Ewigkeit erfolgt später. Die Zeit allein erst ist fähig, ihm ein Denkmal zu setzen, das seiner wahren Grösse entspricht. Vom Staube wird ein solches auch nicht frei bleiben, ja wenn die Sonne scheint, wird solcher am meisten hervortreten. Wer kümmert sich aber um den obenauf liegenden Staub, wenn der Kern und das Ganze edles Metall ist?

Wie Boër selbst ein reformatorisches Genie war, so war auch sein Leben, gleich dem aller hervorragenden Männer, eine Kette von Glück und Unglück.

Dasselbe fällt in eine Zeit, in der alle Pulsschläge des geistigen Lebens bei der ganzen deutschen Nation stärker vibrirten als je zuvor in irgend einer anderen Periode, es war die Mitte des vorigen bis zum dritten Decennium des jetzigen Jahrhunderts. Es war die Blüthezeit der sich vom Auslande frei gerungenen Literatur und schönen Wissenschaften.

Auch in Oesterreich, dessen Kaiserhaus damals an der Spitze der deutschen Nation stand, fühlte man die Wellenbewegung des erwachten geistigen Lebens. Alle Ideen des Fortschritts fanden sich concentrirt bei seinem grossen Kaiser Joseph II. Er war ein ächter Deutscher, nicht bloss ein grosser Fürst, sondern ein wahrhaft grosser Mensch. Er wollte alle Reformen, die man in Oesterreich seit 1848 eingeführt und jetzt noch einführt, schon damals durchsetzen. Oesterreich befand sich derzeit auf einer höchst niedrigen Culturstufe. An Sprache und Glauben waren die, seinem Scepter untergegebenen, Völker in jener Zeit freilich ebenso verschieden als jetzt. In Bezug auf die Verfassung und Sitten war die Differenz eine weit grössere. In Ungarn herrschte der Adel und die Geistlichkeit. In den Niederlanden, Tyrol und dem Erzherzogthume Oesterreich befanden sich der Kern des Volkes, die Bauern, im Zustande der Unfreiheit. Armuth, Unwissenheit, Ueppigkeit, Luxus, Intoleranz waren die Devise des Culturzustandes der scharf und feindselig sich gegenüberstehenden Stände. Joseph wollte nur ein Volk, keinen Unterschied von Sprachen im gewöhnlichen Leben und Rechten, eine gleiche Verwaltung, die deutsche Sprache aber sollte die Sprache der höheren Cultur sein. Die Klöster entzog er der Gerichtsbarkeit von Rom und stellte sie unter die Aufsicht kaiserlicher Bischöfe. Aus den Schätzen der aufgehobenen Klöster erbaute er Schulen und Krankenhäuser. Durch ein Toleranzedict stellte er alle Christen gleich. Die Protestanten erhielten das volle Bürgerrecht, die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes liess er vereinfachen, den Juden das Bürgerrecht ertheilen, die Wallfahrten verbieten, eine neue Bibelübersetzung veranstalten; den Zehnten hob er auf, ebenso die Herrendienste, um einen freien Bauern-

stand zu schaffen. Die Binnenzölle beseitigte er, suchte eine möglichst gleiche Besteuerung einzuführen. „Ein Weiser, der immer das Gute wollte und es doch nur selten ausführen konnte. Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte und sie unglücklich machte. Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehasst wurde. Nichts charakterisirte diesen edlen Fürsten, dessen Grösse auch jetzt noch nicht hinlänglich gewürdigt wurde, mehr als seine Worte, die er auf seinem Sterbebette sprach: „Ich wünsche, dass meine Grabschrift laute: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen.“

Er war ein Mann mit einem weiten Blick und hatte ein grosses Herz, man kann sagen, zu gross für einen Fürsten. Joseph hatte das Unglück, für seine Zeit hundert Jahre zu früh geboren zu sein. Man darf behaupten, dies sei das Schicksal aller Reformatoren, denen auch er beigezählt werden muss. Nur findet der Unterschied statt, dass bei anderen das Volk, die grosse Menge schon vorbereitet ist für die Reformationen, empfänglich, die neuen Ideen in sich aufzunehmen und in sich zu verarbeiten. Dies war aber damals bei der österreichischen Nation im Grossen und Ganzen nicht der Fall; sie war ein Spielball der Mönche und Jesuiten und hatte keinen Sinn für die Ideen ihres Herrschers. Hätte Joseph der II. heute gelebt, seine Bemühungen wären sicherlich von dem grössten Erfolge gekrönt worden, und der Erfolg hätte seinen Absichten entsprochen. Weil aber der geistige Boden in Oesterreich nicht reif war für seine Ideen, blieben die meisten nicht bloss unausgeführt, sondern hatten eine anhaltende retrograde Reaction zur Folge, welche erst durch das Jahr 1848 gebrochen wurde.

Joseph's Thätigkeit erstreckte sich, wie die seiner Mutter Maria Theresia, auch auf die Beförderung der Medicin. Hatte jene schon durch die Berufung van Swieten's den Grund zum Aufblühen der inneren Medicin gelegt, so war es seine Hauptsorge, die Chirurgie und die Geburtshülfe zu heben. In ersterer Beziehung hatte er, von der Einsicht geleitet, dass die Chirurgie in Frankreich und England höher stünde als in Oesterreich, bereits Hunecowsky, Beindl und Vering auf seine Kosten dorthin geschickt. Mit Friedrich dem Grossen, Napoleon I. und Wilhelm dem Siegreichen theilte er die seltene Eigenschaft, ungewöhnliche Talente auf den ersten Blick zu erkennen und sie aus dem Dunkeln an's Licht zu ziehen. So ging es auch mit unserem Boër. Und wenn letzterer ein Reformator der Geburtshülfe wurde, so geschah dies nur, weil Kaiser Joseph mit seiner tiefen Menschenkenntniss das reformatorische Genie in ihm erkannte und ihm die Wege bahnte, sein Licht leuchten zu lassen.

Betrachten wir jetzt, dessen Biographen Hussian folgend, Boër's Lebensgang. Lukas Johann Boër, mit seinem eigentlichen Familiennamen Boogers wurde zu Uffenheim, im Fürstenthume Anspach, am 12. April 1751 geboren. Sein Vater Franz war gebürtig aus Herzogenbusch im Brabantschen und versah die Stelle eines Falkoniers oder Reiherwarts bei dem damaligen Markgrafen von Anspach und Baireuth. Nach dem Tode des Markgrafen zog der Vater, der eine kleine Pension erhielt, mit seiner Familie — ausser unserem Boër hatte er noch 3 Söhne und eine Tochter, nach Aub im Würzburgischen, wo seine Schwiegermutter lebte. Die Ortsschulen waren an beiden Stellen so schlecht, dass die Eltern dem ersten Unterrichte ihres Sohnes, namentlich im Lesen und Schreiben, nachhelfen mussten. Der Geistliche in Aub stand ihnen hierin liebreich bei; er war es auch, der zuerst die Talente des kleinen Lucas erkannte und die Eltern veranlasste, ihn auf die Schule nach Würzburg zu schicken. Dort standen die Jesuiten an

der Spitze des gesammten Unterrichts, und die Gerechtigkeit muss es anerkennen, dass überall in den katholischen Staaten, wo ihnen das Unterrichtswesen anvertraut, dasselbe besser war als in den Staaten, wo die Leitung ihnen entzogen. Ja man kann wohl behaupten, dass die von den Jesuiten geleiteten Gymnasien den protestantischen beinahe gleichstanden.

In Würzburg wurde unserem Boër denn hinreichend Gelegenheit geboten, seinen Wissensdrang zu befriedigen und seine Talente weiter auszubilden. Mit Vorliebe legte er sich auf die Mathematik und Geometrie, betrieb mit Eifer die philosophischen Wissenschaften und erwarb sich durch das fleissige Studium der römischen Classiker jene schöne Latinität, durch welche er sich vor den meisten ärztlichen Schriftstellern jener Zeit auszeichnet.

Der gewöhnliche Mensch ist vor dem Genie schon dadurch geschützter, auf Abwege und Irrpfade zu gerathen, weil er entweder gar keine Leidenschaften hat oder, wenn solche ihn beherrschen, dieselben doch nicht so feurig und intensiv sind als bei ersterem; dazu kommt, dass in dem gewöhnliche Menschen alle Geisteskräfte weniger ausgebildet sind, das Studium irgend einer Disciplin ihm weit mehr Mühe und Arbeit macht, ihn durch und durch in Anspruch nimmt und ihn dadurch von Zerstreuungen ablenkt. Der geniale Mensch ist anders angelegt; was Anderen Anstrengung verursacht, ist ihm Spiel. Gar zu leicht ist er daher der Gefahr ausgesetzt, neben seinem Berufe sich auf irgend etwas zu legen, was die ihm noch übrig bleibende Leere seines Geistes ausfüllt. Nur in den allerseltensten Fällen ist dem Genie sein Beruf auch zugleich sein Steckenpferd. Die meisten genialen Menschen in allen Berufsständen huldigen, ausser ihrem Fache, gewöhnlich irgend einer Nebenbeschäftigung und bilden sich auch hierin zu einer Virtuosität aus. Ebenso viele aber gefallen sich darin, irgend einer Leidenschaft blindlings die Zügel schiessen zu lassen und entweder dem Bacchus oder der Venus oder dem Spiele zu opfern. Der Götzendienst des Spiels ist ohne Frage von allen der gefährlichste. Ihm gab sich unser B. mit der ganzen Leidenschaft seiner feurigen Natur hin. Wie so vielen Anderen wurde das durch seine mannigfaltigen Reize so verlockende und verführerische Würzburg auch für unsern B. ein Capua; denn, in lockere Gesellschaft gerathen, verfiel er blindlings sowohl dem Billard- als dem Lotto- und Kartenspiele. Was er im ersteren, auf das er nach einer neuen Methode die Principien der Mathematik in Anwendung brachte, gewann, verlor er doppelt in letzteren beiden. Vergebens warnte ihn sein Lehrer, ein würdiger Jesuit; B. war bereits so weit gesunken, dass er nicht mehr im Stande war, die Collegien zu besuchen, weil er seinen Schulmantel, ohne welche damals kein Student die Vorlesungen besuchen durfte, bei einem Trödler versetzt und das dafür erhaltene Geld schon verspielt hatte.

In dieser trostlosen Lage, in der die düsterste Stimmung sich seiner bemächtigte und er in einem Kaffeehause über das ihm drohende Ungewitter nachbrütete, erschien ihm in einem Israeliten, Namens Herschel, sein rettender Engel. Derselbe verrichtete wahrhafte Nathansdienste an ihm. Obgleich auf die liebreiche Frage desselben, was die Ursache seines Kummers sei, die barsche Antwort B.'s erfolgte: „was kümmert's Dich? Jude!“ so liess er sich nicht abschrecken, das Vertrauen B.'s zu gewinnen. Derselbe schloss ihm denn auch sein Herz auf; der edle Jude löste nicht bloss den verpfändeten Schulmantel ein, sondern setzte B. auch in die Lage, die lästigsten Schulden zu tilgen. Und was dem Jesuiten nicht gelungen war, das gelang dem menschenfreundlichen Hebräer; B. ging in sich, überwand seine Spielleidenschaft und wurde dann ein anderer Mensch. Mit vermehrter Thätigkeit wandte er sich abermals den Studien zu, gewann

in kurzer Zeit die Liebe seiner Lehrer wieder, so dass er schon in seinem 17. Jahre zum Magister der Philosophie promovirt wurde. Der freundliche Beistand des Hebräers bewahrte B. vor allem ferneren Versuchungen in Würzburg und noch in seinen spätesten Lebensjahren gedachte er gegen vertrautere Freunde dieses edlen Zuges mit Thränen der Rührung und Dankbarkeit.

Nach Erlangung der Magisterwürde sollte B. auf den Wunsch seiner Eltern das theologische Studium ergreifen. Doch da B. zu der Tochter eines Amtmanns bereits Liebe gefasst hatte, so konnte er sich nicht entschliessen, der Welt zu entsagen und begnügte sich vorläufig damit, im Griechischen und Lateinischen Unterricht zu ertheilen.

Entscheidend für sein ferneres Schicksal wurde, dass er, als er im Jahre 1768 sich in den Ferien zu Aub bei seinen Eltern aufhielt, in dem Hause des Verwalters, der, wie er selbst, ein leidenschaftlicher Jäger war, unter den Gästen, die zu einer Treibjagd eingeladen waren, den berühmten Chirurgen Caspar Siebold, den Leibchirurg des Bischofs Adam Friedrich Rottenhahn und Professor der Chirurgie am Juliushospitale kennen lernte. Derselbe fand ein lebhaftes Gefallen an ihm. Er machte Boër den Vorschlag, als chirurgischer Prakticant dort einzutreten, und einen der 12 Stiftungsplätze anzunehmen. B., dessen damalige Lage keineswegs eine glänzende war, ging auf dieses Anerbieten erst dann ein, als Siebold ihm versicherte, dass er an jenem Institute keine Feldscherer, sondern bloss wissenschaftliche Chirurgen bilde und nur Individuen mit zurückgelegten philosophischen Studien aufnehme. In zwei Jahren vollendete B. nun den chirurgischen Cursus am Juliushospitale. Siebold gewann ihn von Tag zu Tage lieber und übertrug ihm sogar Fälle aus seiner Privatpraxis. Auf diese Weise lernte B. einen Domherrn, den Bruder des Bischofs, kennen, indem er ihn an einem Fussgeschwür und einer Fistel an der Hand behandelte. Derselbe wurde so von ihm eingenommen, dass er ihn täglich zur Tafel zog und den Bischof auf ihn aufmerksam machte. Bald sollte ihm Gelegenheit geboten werden, seine Kenntnisse auf einem grösseren Wirkungskreise zu entfalten. In Folge einer vorausgegangenen grossen Theuerung war in dem Gebiete der Fürstenthümer Anspach, Baireuth und Coburg im Jahre 1770 ein bösartiges Fieber ausgebrochen, das zahlreiche Menschen hinwegraffte und viele Aerzte nothwendig machte. Sämmtliche Baccalaurei des Juliushospitals, dessen inneren Klinik Wilhelm als Director vorstand, waren bereits zur Hülfe abgeschickt. Als die Epidemie nun auch in Münzbach, einer gegen Coburg gelegenen Ortschaft, welche bisher verschont war, ausbrach, schlug Siebold, der mit Wilhelm in einem gespannten Verhältnisse lebte, in Gegenwart desselben dem Fürstbischof vor, einen seiner Schüler hinzuschicken. Der Bischof willigte ein. B. wurde dazu auserwählt. Da Münzbach das Eigenthum des Fürsten, so wurde seinem Wirken um so grössere Aufmerksamkeit geschenkt.

Bei Siebold hatte B. die Natur achten lernen; seine Behandlung war desshalb eine ganz andere als die der übrigen Aerzte. Da die Ursache der Krankheit in der grossen Missernte lag, verordnete er, statt pharmaceutischer Mittel, kräftige nährende Diät, sorgte für frische Luft und brachte so bei einfachem Gerstendecoct mit Essig die meisten Kranken durch. Der ausserordentliche Erfolg dieser Curen konnte nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen und in B. grosses Vertrauen zu erwecken.

Als daher die Braut des Verwalters, bei dem er wohnte, in Kerling, einer Poststation von Münzbach, erkrankte, wurde er von diesem gebeten, auch die Behandlung zu übernehmen. Als ihr Zustand sich sehr bösartig gestaltete, drang er darauf, einen älteren Arzt hinzuzuziehen. Der

consultirte Arzt Dr. Fischer aus Coburg billigte nicht bloss die Behandlung Boër's, sondern pries sie sogar im Gegensatz zu dem zweckwidrigen Verfahren so vieler anderen Aerzte in dieser Epidemie.

Zu derselben Zeit erhielt B. von Dr. Wilhelm durch die Anfrage: „warum er keine Medicamente benöthige, während alle übrigen Aerzte bei weit geringerem Krankheitsstande schon mehrere Artikel nachträglich verlangt hätten", einen Verweis. Die ihm von Wilhelm mitgegebene Medicamentenkiste war noch nicht einmal eröffnet; da aber die von ihm eingeschickten Rapporte immer günstigere Resultate lieferten, so beruhigte sich der Professor endlich.

Solch anstrengenden Strapazen unterlag B., nachdem er selbst nach Münzbach zurückgekehrt, schliesslich selbst. Der Verwalter, beglückt durch die Rettung seiner Braut, verpflegte ihn auf das Sorgfältigste, während Dr. Fischer ihn behandelte. Die Krankheit nahm einen so bedenklichen Charakter an, dass B. aufgefordert wurde, seine irdischen Angelegenheiten zu ordnen. Als er, selbst fest überzeugt von seinem nahen Ende, dem würdigen Geistlichen des Ortes beichtete und ihm die Frage vorlegte, „ob es wohl ein Jenseits gebe, und was er dort zu erwarten habe", antwortete dieser: „Wir können zwar in das Innere dieser hochwichtigen Sache nicht eindringen; allein die Ahnung von dem Dasein eines höchsten Wesens und der Wunsch einer Fortdauer nach diesem Leben sind so tief in unser Herz gegraben, dass wir in heiliger Ergebung daran glauben."

Doch B. genas. Nach Würzburg, wohin der Ruf seines opfertreuen Wirkens und überraschend glücklicher Curen ihm vorausgeeilt war, zurückgekehrt, wurde er von seinem väterlichen Freunde Siebold dem Bischofe vorgestellt, welcher ihn segnete und als Belohnung für seine Dienste ihm freistellte, sich eine Gnade auszubitten.

Die Anziehungskraft Wiens durch de Haën's Ruf auf die jungen damaligen Mediciner war so stark und allgemein, dass B. sich die Erlaubniss erbat, dorthin gehen zu dürfen, um diesen berühmten Lehrer zu hören. Gern willigte der Bischof ein, gab ihm nicht bloss 600 Gulden mit, sondern versprach, ihn ferner zu unterstützen. Mit den besten Vorsätzen reiste B. im Herbste 1771 nach Wien. Die ersten Monate widmete er sich mit grossem Fleisse unter de Haën's Leitung seinen Studien. Das verführerische Leben der Hauptstadt, die ihm gewährten reichen Geldmittel, die ungebundene Lage, sein feuriges Temperament bewirkten aber bald, dass seine alte Leidenschaft mit erneuerter Kraft in ihm aufwachte, und damit ein neuer Abgrund sich vor ihm aufthat. Der Bischof, der anfänglich alle weiteren Geldmittel bereitwillig gewährt hatte, entzog ihm endlich seine Huld. Dadurch wurde B. aus seinen erträumten Himmel gestürzt und der äussersten Noth preisgegeben.

Nicht genug muss man es anerkennen, dass B. dieses Mal sich allein durch die Kraft seines Willens aus seiner moralischen Gesunkenheit emporraffte. Er ging in sich, beschloss für immer seiner unseligen Leidenschaft zu entsagen und ist seinem Entschlusse bis an seinen Tod treu geblieben. Ganz ohne Subsistenzmittel auf eigene Füsse gestellt, verschaffte er sich theils durch Unterricht seinen Unterhalt, theils durch Ausbeutung seiner dichterischen Ader, die, wie wir oben gesehen haben, keinem Classiker versagt wurde. Er verfasste die Lustspiele: „die Post", „die Frau als Courier" und gab in den Jahren 1774 u. 1775 sogar einen dramatischen Antikriticus heraus. Wie ernst sein Streben war, seine Subsistenz sich zu begründen, beweist die, von ihm nicht verschmähte, Annahme einer Correctorstelle. Für einen genialen Menschen kann es wahrlich kein härteres Loos geben als durch Correcturlesen seinen Unterhalt zu verdienen! Voltaire rechnet

desshalb mit Recht Arbeiten dieser Art zu den Vatermörderstrafen. B. aber fühlte, dass er es sich selbst schuldig sei, als Sühne für sein bisheriges leichtsinniges Leben, sich Selbstkasteiungen aufzulegen und einem freiwilligen Anachoretenthum sich zu unterwerfen. Denn das Märtyrerthum hört auf, verdienstlich zu sein, wenn es nicht aus der freien Wahl der Ueberzeugung horvorgeht!

Nach de Haën's Tode zog die vorzügliche Latinität B.'s die Aufmerksamkeit seines Nachfolgers, des nicht minder bedeutenden Stoll auf ihn. Sein Vertrauen bewies er dadurch, dass er B. die Nachtwachen bei gefährlichen Privatkranken übertrug. Nachdem B. 1778 zum Magister der Chirurgie promovirt war, gab ihm Rechberger, der Leibwundarzt der Kaiserin Maria Theresia, den Rath, sich der Geburtshülfe zu widmen, deren Studium damals noch nicht obligatorisch war. Zu diesem Zwecke betheiligte sich B. an den theoretischen Vorlesungen und praktischen Cursen Lebmacher's, des damaligen Professors der Geburtshülfe und unterzog sich 1780 dem geburtshülflichen Rigorosum.

Nachdem er nun, nach beendigten Studien, längere Zeit zu St. Marx in dem dortigen Hospital unentgeltlich gewirkt hatte, nahm er, unter fortwährender Unterstützung Stoll's, die Stelle als Amanuensis bei Rechberger an; während der vier und einem halben Jahre fand er reichlich Gelegenheit, seine theoretischen und praktischen Kenntnisse zu vermehren und zu verbessern.

Der Lohn seines beharrlichen Strebens sollte denn auch nicht ausbleiben. Im Jahre 1784 wurde B. als Wundarzt im Waisen- und Findelhause des Marx'er Spitals mit einem Gehalte von 600 Gulden angestellt. So waren denn B. endlich die täglichen Sorgen um die Existenz entzogen, und der Kampf um's Dasein in einer befriedigenden Weise für ihn zum Abschluss gelangt!

Fast zu derselben Zeit war Joseph's II. glänzendes Gestirn an Oesterreich's Horizont emporgestiegen. Der Geist der Reform und der Humanität drang damit in alle Verhältnisse des Lebens, der Kunst und der Wissenschaft. Aber es galt nicht bloss einreissen, sondern auch wieder aufzubauen. Jedoch der Widerstand, den die Freunde des Alten den Ideen des grossen Kaisers entgegensetzten, war stärker als diese selbst. Er musste dennoch Schiffbruch leiden an den Klippen des religiösen Fanatismus, der Dummheit, der Intoleranz und der Vorurtheile, trotzdem dass der erleuchtete Monarch, mit einer wahren Selbstaufopferung um alle Details des öffentlichen Lebens, der Politik, der Wissenschaft sich bekümmerte und in ihre Krebsschäden einzudringen suchte.

Joseph, der mit der Liebe eines Vaters der Waisenknaben sich annahm, selbst ihre Spiele anführte, und ihren Prüfungen beiwohnte, lernte bei einem solchen Besuche eines Tages unseren B. kennen. Derselbe musste von nun an ihn öfters aus einem Saal in den andern, von Bett zu Bett führen; ja der Kaiser verschmähte es nicht, ihn in der Todtenkammer, wenn er eben Sectionen machte, aufzusuchen. Bei einer solchen Gelegenheit überraschte der Kaiser ihn eines Tages an der Arbeit und fragte den ihn begleitenden Exjesuiten Baarhammer — denn der Orden der Jesuiten war mittlerweile von Clemens XIV. im Jahre 1773 aufgehoben worden — woher die grosse Sterblichkeit der Findelkinder wohl komme. Als dieser antwortete: „Majestät, es sind lauter Enger'l im Himmel", entgegnete der davon durchaus nicht befriedigte Monarch: „Für diese brauchen wir aber keine Findel- und Erziehungsanstalten." Er wandte sich daher jetzt an B. und ersuchte ihn, seine Frage zu beantworten. Mit grosser Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe gab dieser physische und moralische Leiden, Noth und

Elend hülfloser Schwangeren, Mangel an naturgemässer Nahrung und Pflege der Neugeborenen als Hauptursache an.

Diese Antwort hatte den vollen Beifall des Kaisers, welcher erwiederte: „ja wohl, doch es soll besser werden", zog B. aber den Hass und die Feindschaft Baarhammer's zu. Als Kaiser Joseph nun immer mehr Gefallen an Boër fand, seine Meinung auch über andere Gegenstände verlangte, sich eines Tages bis an den Schlag seines Wagens geleiten liess, wobei B. sich erlaubte, ihn beim Einsteigen zu unterstützen, nahm Baarhammer dies als Veranlassung, seinem Grolle gegen Boër Luft zu machen und verwies ihm nachträglich nicht bloss seine vorlaute und unbesonnene Antwort in der Todtenkammer, sondern stellte die Kühnheit, die Majestät an den Wagen begleitet und am Arme unterstützt zu haben, als ein crimen laesae Majestatis hin.

Boër hatte schon zu viele Lebensklugheit sich erworben, als dass er versucht hätte, durch eine Vertheidigung den Hass Baarhammer's gegen sich anzufachen; mit Resignation antwortete er durch blosses Stillschweigen, benahm sich aber in Zukunft zurückhaltender gegen den Kaiser. Dessen Scharfblick entging nicht die Veränderung in dem Benehmen Boër's, und desshalb erkundigte er sich ausführlich durch seinen Kammerdiener bei ihm, warum er ihn nicht mehr, wie sonst begleite. Mit Freimüthigkeit berichtete B. jetzt seine Affaire mit Baarhammer. Kaiser Joseph aber liess bei seinem nächsten Besuche es sich angelegen sein, B. so auszuzeichnen, dass Baarhammer die Lust verging, weitere Monita vorzubringen, da er einsah, Boër stände so fest bereits in der Gunst des Kaisers, dass der Versuch hieran zu rütteln, ihm selbst leicht gefährlich werden könne.

Als daher eines Tages der Kaiser Boër den Wunsch aussprach, „dass er sich der Geburtshülfe widmen und diesem Fache jenen Fleiss und Obsorge zuwenden möge, die es wegen seiner Wichtigkeit verdiene; seine Persönlichkeit eigne sich ganz zum Geburtshelfer, sein Talent und sein Fleiss würden das Uebrige thun," nahm Boër diese Gnade mit dem tiefsten Dank an.

Der Kaiser traf persönlich die Anstalten zur Reise, schenkte ihm 100 Dukaten zur Anschaffung des Nöthigsten und eine bequeme Reisekalesche. Brambilla, Leibchirurg und Director der neu geschaffenen Josephsakademie, wurde beauftragt, Boër mit Empfehlungsbriefen an berühmte Gelehrte zu versehen. Auf den Wunsch des Kaisers verwandelte er seinen für die Franzosen schwer auszusprechenden und ominös klingenden Namen in „Boër".

Am 11. Nov. 1785 reiste Boër mit 100 Louisd'or, einem weiteren Geschenke seines Wohlthäters in der Tasche, in Begleitung von zwei Botanikern, welche der Kaiser gleichfalls auf seine Privatkosten reisen liess, von Wien ab. Er bezog ausserdem einen Jahresgehalt von 800 Gulden und ausser diesem alles, zur Bestreitung seiner Reise, Erforderliche; ausserdem wurde ihm Jegliches vergütet, was er an Büchern, für die Professoren, die Collegien, Instrumenten, Präparaten u. s. w. bedurfte.

Die Fahrt ging nun zunächst über Frankfurt nach Brüssel. In Gent besuchte er Jacobs, der im Besitze des Chamberlain'schen Geheimnisses war. Derselbe nahm ihn auf das Wohlwollendste auf und zeigte ihm das berühmte Instrument. Es war dies eine einfache, ungekreuzte, gerade Zange, nach Art einer gewöhnlichen Feuerzange, mit etwas gebogenen, undurchbrochenen Blättern, welche Jacobs von den Erben des Palfyn bei einer Auction um 100 holländische Gulden erkauft haben soll.

Anfangs 1786 ging B. nach Paris, wo er sich sowohl bei den Gelehrten als bei der Königin Maria Antoinette, der Schwester Josephs II., der zuvorkommendsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Er besuchte die Hos-

pitäler Hôtel-Dieu und die Maternité und die Vorlesungen Baudelocque's, Launverjate's, Dessault's, Sabatier's, Louis', Portal's, Pelletan's, Foucroi's, Lavasse's. Er erwarb sich die specielle Freundschaft Pelletan's, Laseur's und vornämlich Vermont's, des königlichen Accoucheurs. In jeder Beziehung bemühte er sich seinen Aufenthalt zu seiner weiteren Ausbildung auszubeuten; auch sein Lieblingsstudium, Mathematik und Geometrie vernachlässigte er nicht. Auf eine specielle Einladung von Marie Antoinette brachte er 3 Wochen an ihrem Hofe zu Versailles zu.

Boër war ein zu kritischer Kopf, als dass er sich, wie es den meisten Ausländern damals ging, von dem schimmernden Glanze Paris' hätte blenden und zu einer blinden Bewunderung des Ausländischen hinreissen lassen. Wenn die französische Medicin im grossen Ganzen nie ganz frei war von einem auffallenden Haschen nach Effect, und ein gewisser wissenschaftlicher Chauvinismus sich dort zu allen Zeiten bemerkbar machte, so galt dies auch von der damaligen. Die neu eingeführte Operation der Synchondrotomie bildete dort das gelehrte Tagesgespräch. Da Boër bereits im Jahre 1783 über die von Guerard in Düsseldorf vorgenommene Operation eine Schrift veröffentlicht hatte, so war es ihm sehr interessant, von Launverjate zu der Madame Souchot geführt zu werden, an der Sigault und le Roy die Synchondrotomie „nicht vollbracht, sondern verübt hatten.“ Schrecken ergriff ihn, als er die Frau erblickte, über deren glückliche Operation alle in- und ausländischen Zeitungen voll waren und der Pfarrer von St. Cosme eine eigene Predigt gehalten hatte, in der er sie eine vom Himmel gesandte Eingebung nannte; man hatte Adressen an den König, die Prinzen und alle Grossen des Reiches gesendet, eine eigene Medaille zur Verewigung ihres Gelingens geprägt und dem Unternehmer einen Jahresgehalt ausgesetzt. Acht Jahre waren seit dieser schmählichen Operation, diesem unauslöschlichen Schandflecken in den Annalen der Geburtshülfe vergangen und noch konnte das unglückliche Opfer der marktschreierischen und schändlichen Pläne Sigault's und le Roy's nicht gehen; Scheide und Gebärmutter hingen aus dem Becken, und der Harn floss unwillkürlich ab. Dabei waren die gewaltsam getrennten Knochen noch unvereinigt, an der linken Seite der äusseren Geschlechtstheile ein fistulöses Geschwür, das Becken selbst aber, auch wenn man die noch bestehende Erweiterung vollkommen in Abschlag brachte, keineswegs so enge, als man in den übertriebenen Annonçen ausgestreut hatte. Dabei brach Mad. Souchot in die fürchterlichsten Schmähungen über Sigault und le Roy aus, verwünschte ihre betrügerischen Verheissungen und das Geld, durch welches sie sich bewegen liess, die Operation zuzugeben. Das Kind, welches sie zur Welt brachte, war so klein, dass die Operation wahrscheinlich nicht nothwendig gewesen war, indem es sogleich nach der Entzweischneidung der Knochen zum Vorschein gekommen ist, ohne dass die beiden Operateure ausser der gewaltsamen Auseinanderdrückung der Knochen, was entsetzlich geschmerzt habe, das Geringste gethan hätten. Durch den Zustand der Madame Souchot, über welchen auch Baudelocque seine gerechte Entrüstung aussprach, fühlte B. sich bewogen, erneute Untersuchungen über die Zulässigkeit und Vortheile derselben am todten weiblichen Becken anzustellen, deren Erfolge er, einige Jahre darnach, als Aphorismen über die Schoossbeintrennung der Welt bekannt machte.

Nach einem fünfzehnmonatlichen Aufenthalte begab sich Boër nach London. Der dort residirende österreichische Gesandte nahm ihn mit der grössten Freundlichkeit in seiner eigenen Wohnung auf. Er machte daselbst die Bekanntschaft Hartenkeil's, welcher auf Kosten des damaligen Churfürsten von Salzburg reiste, ohne jedoch zu ihm in ein näheres Verhältniss

zu treten. Zu seiner weiteren geburtshülflichen Ausbildung besuchte er das Westminster-Kindbetterinnen-Hospital unter Leake, das Middlesex-Hospital unter Denmann, „the city of London“ unter W. Osborn und „the British „in Brownlow Street“ unter Clarke. Ausser diesen waren W. Hunter, Cruikshank, Baillie, Blond, Gorscher und Lowder seine Lehrer. In Edinburg lernte er Aitken und den berühmten Mathematiker Smidt, in Dublin Dease kennen. Seine Hinneigung zur schönen Literatur und Verehrung von Shakespeare trieben ihn dazu, in Stratfort das Geburtshaus des Dichters zu besuchen.

Smellie's und Hunter's Grundsätze hatten den grössten Einfluss auf seine wissenschaftliche Ausbildung. In Frankreich hatte er kennen lernen, was die Kunst, in England, was die Natur vermöge. Wie viele andere Classiker empfing auch er hier die Impulse zu seiner Heranbildung zum Classiker.

Im Frühjahre 1788 nach Paris zurückgekehrt, reiste er durch das südliche Frankreich nach Turin, wo er die Bekanntschaft Malecarne's machte, und nach Rom, wo sich Astori und Flajani, der Leibchirurg des Papstes Pius VI. seiner annahmen. Nachdem er dann in Neapel Vincenzius und Isoja, den Accoucheur der Königin, in Florenz Fontana und Lagusius, in Pavia Scarpa, in Mailand Moscatti, in Venedig Pajola, in Padua Caldani kennen gelernt hatte, begab er sich im Juli 1788 nach Wien zurück und wurde vom Kaiser, der gerade im Feldlager bei Semlin den Türken gegenüber stand, zum wirklichen Leibwundarzte mit einem jährlichen Gehalte von 800 Gulden und 150 Gulden Quartiergeld ernannt.

Hiermit hatte Boër den Gipfel seines Glückes erstiegen. Da er dasselbe im Grunde bloss dem Kaiser verdankte, so war es zu natürlich, dass seine rasche Carriere den allgemeinen Neid und die Missgunst aller kleinlichen Seelen in's Leben gerufen. Jene steigerten sich noch, als der Kaiser ihn beauftragte, die Entbindung der Erzherzogin Elisabeth, ersten Gemahlin Kaiser Franz I. vorzunehmen. Namentlich der Leibarzt des Kaisers, Freiherr von Störk war empört darüber, dass Boër Störk's Freunde, dem Veteranen Lebmacher vorgezogen wurde, trieb seinen Groll so weit, Boër der Erzherzogin nicht vorstellen zu wollen. Es bedurfte erst einer besonderen Aufforderung des Kaisers an Störk, Boër zur Behandlung der Erzherzogin mit hinzuzuziehen; dieselbe war bereits über der ganzen Körperhälfte ödematös angeschwollen und die Absonderung des Harns und Stuhles äusserst sparsam. Als die Zeit der Geburt eintrat, die Wehen sehr langsam sich einstellten, zuletzt trotz der gereichten inneren Mittel ganz aufhörten, häufige Ohnmachten sich hinzugesellten, sah sich B. genöthigt, im Einverständniss mit dem, zur Consultation zugezogenen Lebmacher, die Zange anzulegen und ohne Schwierigkeit ein lebensfrisches Mädchen zu entwickeln. Doch schon nach einer Stunde wurde er, da er sich auf den Wunsch der Erzherzogin auf sein Zimmer entfernt hatte zurückgerufen und fand dieselbe in den furchtbarsten Convulsionen mit dem Tode ringend. Alle angewandten Mittel hatten keinen Erfolg. Da der Uterus vollkommen contrahirt war, konnte keine innere Blutung stattgefunden haben. Für Boër war dies Ereigniss aber ein Blitzschlag aus heiterem Himmel; denn seine Feinde verbreiteten das Gerücht, er habe der Erzherzogin mit der Zange einen tödtlichen Schaden zugefügt. Die vom Kaiser Joseph anbefohlene Section wurde in Gegenwart von Störk, Quarin, Brambilla, Lebmacher und Steidle auf's Genaueste angestellt, ergab aber weder eine innere Blutergiessung, noch irgend eine Verletzung, der Uterus dagegen war vollkommen putrescirt. Obgleich nun die Collegen, die keineswegs von vornherein geneigt waren, die Partei Boër's zu ergreifen, durch dies Resultat sowohl

über den schleppenden Verlauf der Entbindung wie über den plötzlichen Tod vollständig aufgeklärt und Boërs Unschuld auf das Ueberzeugendste nachgewiesen wurde, so war es aus leicht zu erklärenden Gründen nur zu natürlich, dass man B. trotzdem allgemein als den Mörder der Erzherzogin betrachtete. Anderen Geburtshelfern und Chirurgen sind dieselben Unglücksfälle passirt, ohne dass ihr Ruf im Geringsten dadurch gelitten hätte. Ja, grobe Fahrlässigkeiten und Fehler wurden von hochberühmten Klinikern und praktischen Aerzten begangen, welche man nicht anders als Morde bezeichnen kann. Man sprach acht Tage davon, dann war die Sache für immer vergessen. Diese aber hatten ihre guten Freunde und waren das Centrum einer Clique und ärztlichen Coterie. Boër stand aber nicht bloss am Anfange seiner Laufbahn, sondern stand vollständig isolirt. Der Schatten, den dies Ereigniss, auf sein ganzes Leben warf, war daher ein bleibender, den selbst die, alles sühnende Zeit nicht zu bleichen vermochte!

Als der Kaiser von dem Resultate der Leichenöffnung und B.'s Unschuld unterrichtet wurde, liess er ihn kommen und sagte: „Boër, ich bedauere Sie wegen des Unglücks, das uns beiden widerfuhr; ich werde es nicht lange mehr tragen, ein desto grösseres Unglück ist aber dieser Schlag für Sie, für Ihre ganze Lebenszeit, denn ich kenne mein Publicum. Ich wünschte, Ihnen dies Geschäft nicht aufgetragen zu haben und kann für Sie nichts Anderes thun, als Ihnen Ihren bisherigen Gehalt sammt Nebenbezügen zur lebenslänglichen Pension belassen, sobald ich die Augen geschlossen habe."

Tags darauf war auch der Kaiser eine Leiche, B. aber wurde sofort seiner Stellung entsetzt.

Ein Glück für B. war seine gleichzeitige Berufung zum ausserordentlichen Professor der Geburtshülfe mit seiner Ernennung zum Leibchirurgen. Diese Stellung konnte man ihm nicht ohne Weiteres nehmen, und so blieb B., trotz des für ihn so herben Looses, der Wissenschaft erhalten. Ja man kann die Frage aufwerfen, ob B. ohne dies Missgeschick zu dieser hohen Staffel der Wissenschaft emporgestiegen sein würde? Weil er jetzt beim Adel, bei der höheren Gesellschaft als Geburtshelfer in Misskredit fiel, erhielt er selbstredend mehr Zeit, sich der Wissenschaft zu widmen; ob er in demselben Masse dies vermocht hätte, wenn er, ohne jenes Unglück, vielleicht der gesuchteste Accoucheur der Noblesse Wiens geworden, ob er möglicherweise, wie so Viele, nicht an der praxis aurea zu Grunde gegangen wäre, wer vermag diese Frage zu beantworten?

Es gelang B. in kurzer Zeit, die Wiener Gebäranstalt zu der ersten in ganz Europa zu erheben, und während eines Zeitraums von mehr denn 3 Decennien strömten alle wissbegierigen Jünglinge herbei, um unter den Augen des Meisters zu Geburtshelfern sich heranzubilden. Von Froriep, von Siebold, Jörg, D'Outrepont, Wenzel und viele Andere sind seine Schüler. Der literarischen Welt aber machte B. sich bekannt durch seinen „Tractat über das Puerperalfieber" und seine „Abhandlungen und Versuche geburtshülflichen Inhalts." Dieselben erlebten mehrere Auflagen und bildeten die Grundlagen seiner später, 1812, erschienenen „naturalis medicinae obstetriciae libri septem," deutsch: „Abhandlungen und Versuche zur Begründung einer neuen, einfachen und naturgemässen Geburtshülfe und Behandlung der Schwangeren, Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder."

Wenn auch nicht in vollem Masse, hatte doch auch Boër die Wahrheit des Sprüchwortes an sich zu erfahren: ein Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Denn seine Würdigung und Anerkennung in Wien stand in keinem Verhältniss zu der, welche er im Auslande fand, trotzdem dass seine Lehren eine förmliche Revolution in der Geburtshülfe bewirkten. Die ersten

gelehrten Gesellschaften und Akademien beeiferten sich, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Doch auch in Wien fanden seine wissenschaftlichen Leistungen und die grossen Erfolge, welche er durch die Reformation der Geburtshülfe bewirkte, allmählich eine äussere Würdigung; 1794 wurde er zum Ehrendoctor in der Medicin und Chirurgie ernannt, 1808 seine ausserordentliche Professur in eine ordentliche verwandelt und sein Gehalt auf 1000 Gulden erhöht; 1817 übertrug man ihm, nach Steidele's Jubilirung, das mit 2000 Gulden dotirte Lehramt der theoretischen Geburtshülfe.

Hatte Boër's wissenschaftlicher Ruhm im Laufe der Zeit stetig zugenommen, so war zugleich, wenn auch nicht in demselben Masse, die Macht seiner Feinde und Neider progressiv gestiegen. Es ist eben die Nemesis, dass hervorragende Geister am meisten von den kleinlichen und gemeinen Leidenschaften ihrer Mitmenschen und ihrer Collegen zu leiden haben, während Mittelgut und hausbackene Naturen unbehelligt bleiben! Obgleich mehr denn ein Menschenalter seit jener unglücklichen Entbindung verflossen, man hatte es B. nicht vergessen, und stets wurde ihm nachgetragen, ein Günstling und Freund Joseph's II. gewesen zu sein. Das Regiment Metternich's verfolgte aber Alle mit unerbittlichem Hasse, welche nur im Verdachte standen, Josephinische Gesinnungen zu haben. Gibt es aber einen grösseren Contrast als die Aera letzteren Kaisers und die bis zum Jahre 1848 alles beherrschende Metternich's, mit welcher der ganze Obscurantismus des Mittelalters auf allen Gebieten des Geistes wieder rehabilitirt werden sollte? Wenn B. daher schon in seinem 71. Jahre, 1822, in Folge seines sauren Berufes und der ihn stets verfolgenden Cabalen eine Abnahme seiner Gesundheit an sich verspürte, so wäre dies doch kein Grund gewesen, der ihn hätte veranlassen können, seine Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Er, der sich stündlich der Menschheit geopfert, würde auch den Rest seines Lebens freudig für die Wissenschaft und ihre Lehre eingesetzt haben und gerade jetzt hätte er mit seiner reichen Erfahrung und seinen wahren, nur aus dieser gewonnenen, Principien unendlich viel noch wirken können!

Welche Motive ihn auch veranlassten, diesen Schritt zu thun, so viel ist gewiss, er sah sich durch seine Feinde dazu genöthigt und sicherlich mag es ihm Selbstüberwindung genug gekostet haben, seine ganze segensreiche Wirksamkeit einzustellen. Dennoch konnte er, welcher kein Vermögen sich gesammelt, von Glück sagen, seinen Gehalt zu behalten.

Wie sehr der Einfluss B.'s als Lehrer sich geltend machte, so war sein Vortrag doch nichts weniger als fascinirend. Es gehört gewiss mit zu den seltensten Erscheinungen, dass ein wirklich ausgezeichneter Professor, der auf seine Schüler in jeder Beziehung anregend und belebend wirkt, zu gleicher Zeit durch rhetorische und oratorische Talente sich hervorthut. Das Umgekehrte findet man sehr häufig. Durch solche Künste glänzende Lehrer erfreuen sich oft einer ausserordentlichen Anziehungskraft auf gewisse Schüler, aber ihr Einfluss ist ein ephemerer, weil der Inhalt ihres Vortrages nicht dem äusseren glänzenden Colorite entspricht, und der aufgeklärte Schüler zuletzt selbst den Eindruck empfängt, blosse Phrasen gehört zu haben. So hatte auch B. nichts weniger als einen schönen Vortrag; er musste oft mit der Sprache ringen, um das ihm passende Wort zu finden. Weil er alle hohlen Theorien, jede eitle Speculation verschmähte, allen Schein hasste und bloss auf das wirkliche Sein Gewicht legte, kam es ihm nur darauf an, seine Schüler richtig sehen und beobachten zu lehren; er bildete dieselben daher zu praktischen Geburtshelfern, die es verstünden, im richtigen Momente richtig zu handeln. Desshalb hielt er vom Reden sehr wenig, vom Handeln sehr viel. Wie er selbst durch und durch einfach und wahr war, so erschienen auch seine Vorträge; den Unerfahrenen mochten sie durch

ihre Trockenheit abstossen, den Erfahrenen zogen sie eben dadurch und durch das Fernsein jeder Phrase, jeder Hypothese, magisch an.

Als sein Biograph Hussian, wie er selbst erzählt, mit der ganzen Wissbegierde eines jungen, eben erst der Schule entschlüpften Geburtshelfers mit dem selbstzufriedenen Bewusstsein, allen ihm gestellten wissenschaftlichen Forderungen entsprochen zu haben, aber doch mit der ganzen Ehrfurcht, die der junge Novize dem Verdienste des gefeierten Gelehrten und erfahrenen Meisters zollen kann, sich ihm mit der Bitte näherte, ihm in seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung behülflich sein zu wollen, antwortete B.: „Nun ja, die Vorlesungen, die können Sie hören, das ist gut! Aber — da lernen Sie nichts! In das Gebärhaus müssen Sie gehen, da werde ich mit der Hebamme reden, von der können Sie was profitiren."

Bewunderungswürdig war der ärztliche Takt und praktische Blick B.'s. Nur ein Beispiel. Als im Jahre 1819 das Puerperalfieber mit furchtbarer Wuth in der Gebäranstalt ausbrach, wurde verfügt, die geschicktesten Primarärzte des Universalkrankenhauses sollten sich mit B. in die Behandlung der Patienten theilen, damit die beste Heilmethode dadurch ermittelt würde. V. Raimann, Beleczky, Schiffner und Renzi wurden hiezu deputirt. Als aber alle ihre Patienten starben und sie zur neuen Aushebung schritten, trat B., „der seine würdigen Collegen in der That hochachtete, zu ihnen und machte sie aufmerksam, wie sie Fälle wählten, wo keine Hoffnung mehr vorhanden. „Nehmen Sie diese", sprach er, „und diese und jene dort", indem er ihnen mehrere Individuen bezeichnete. Alles staunte, da die genannten sämmtlich noch keine Spur der Erkrankung an sich trugen. Auf B.'s Wort hin, dass sie allerdings schon von der Seuche ergriffen seien, geschah nach seinem Willen. Die für gesund gehaltenen Individuen wurden unter verschiedenen Vorwänden ausgehoben und siehe da, nach wenigen Tagen trug man sie zur Todtenkammer!"

Mit seiner Frau, Eleonore Jaquet, Tochter des berühmten Hofschauspielers, mit der er sich im Jahre 1792 verehelichte, führte er eine 41jährige glückliche Ehe, obgleich jene stets kränkelte, und die ihm geborene einzige Tochter, die er zum Andenken an seinen Wohlthäter Josepha nannte, schon im 3. Jahre durch einen Croupanfall ihm entrissen wurde. Doch ging ihm, der so viele tausende Kinderleben erhalten hatte, dieser Todesfall so nahe, dass er die Freude am Leben, ja man kann sagen, an seinem Berufe verlor. Dazu gerieth er unschuldig sogar in den Verdacht des Jakobinismus, wurde gefänglich eingezogen, freilich nach einigen Tagen wieder entlassen, da die Untersuchung seine Schuldlosigkeit bewies. Solche bittere Erfahrungen mussten ihn fortan indifferenter gegen die Menschen machen und bewirken, sich immer mehr auf sich selbst zurückzuziehen!

Bei einer Perforation an dem Kinde einer syphilitisch-herpetischen Person hatte er 1791 das Unglück sich am Ringfinger zu verletzen; nur der angestrengtesten Bemühung seiner Freunde Leber und Hunczovsky gelang es, ihn zu retten.

Die fortwährenden versteckten Angriffe seiner Feinde und Neider, die beständigen Anfechtungen des Hasses warfen ihn 1811 auf's Krankenlager nieder; er wurde von einem langwierigen Leberleiden befallen, das in einen Leberabscesse mit mehreren. nach aussen mündenden Fistelgängen endete. Seine Freunde Vering, Smetana, Kern, Guldener und Portenschlag versuchten vergeblich ihre Kunst an ihm. Nach jahrelangem Leiden schloss sich endlich der Fistelkanal durch blosse Reinigung und Verhütung des Luftzutrittes von selbst.

Nach seiner Pensionirung wurde Boër's Leben noch einfacher als zuvor; eine angenommene Nichte war allein die treue Begleiterin bei seinen

Ausgängen. Ausser der Jagd war das Theater, und zwar das Josephstädter seine liebste Zerstreuung. Selbst schlechtes Wetter vermochte nicht, ihn von dem Besuche desselben abzuhalten, seine Nichte war stets seine bewährte Führerin.

1834 am 27. Nov. wurde B. plötzlich von Schwindel und Kopfschmerz befallen. Nach einigen Tagen bildete sich im Innern des Ohres ein Abscess; Anfangs Januar 1835 konnte er das Bett wieder verlassen, aber schon nach einigen Tagen stellte sich eine feb. saburralis ein, an der Dr. Hussian ihn behandelte. Er selbst hatte die Hoffnung wieder zu genesen und freute sich sogar, einer Vorstellung des Holtei'schen Ehepaares auf dem Josephstädter Theater beiwohnen zu können. Doch am 19. Morgens 6 Uhr verschied er plötzlich. Als sein Arzt eintraf, fand er bereits eine Leiche. Seine trostlose Wittwe folgte ihm am 14. Nov. 1836. Das ausführliche, von seinem Biographen mitgetheilte, Sectionsprotokoll erwies als Ursache des plötzlichen Todes eine Berstung der rechten vena iliaca und ein hierdurch bedingtes venöses Blutcoagulum, von der Grösse eines derben Kindskopfes im Gewicht von $2-2^1/_2$ Pfund in der Gegend des Coecums.

B. war, wie schon oben bemerkt, ein Genie, und wie, indem, wo viel Licht, auch viel Schatten ist, selbst die glänzendsten Eigenschaften des Geistes durch ihnen entsprechende Fehler gleichsam erst ihr wesentliches Relief erhalten, so würde es thöricht sein, ihn von Schwächen und Mängeln freisprechen zu wollen, denn dieselben sind ein ebenso nothwendiges Attribut, wie dem edelsten Metalle, wenn es geschmolzen wird, in seinem erhabensten Glanze, beim sogenannten Silberblicke, sich Schlacken absetzen müssen.

Der von den Feinden Boër's ihm am meisten aufgemutzte Vorwurf bestand in dessen Vorgeben, im Besitze gewisser Arcana gegen mehrere Krankheiten zu sein und ein specifisches Mittel gegen das Puerperalfieber, gegen die Putrescenz der Gebärmutter, gegen den weissen Fluss, gegen die Induration und die Polypen der Gebärmutter besitzen zu wollen. Diese Thatsache lässt sich jedenfalls nicht wegläugnen. Sein Biograph Hussian nennt die Vorurtheilsfreiheit Boër's, die Abneigung desselben gegen den Charlatanismus und diese Geheimnisskrämerei allerdings wunderbare Gegensätze, seltsame Räthselspiele seines Charakters, die auf eine Art Selbstironie hinauslaufen, das Genie, das gegen den Spott von Aussen gesichert sei, verhöhne sich zuweilen selbst und werfe bei seiner vulkanischen Natur Contrapunktlichkeiten aus, die als ein geistiger Feuersegen die Welt in Erstaunen setzen. Bei dem Scheine dieser vulkanischen Geistesergiessung, die als parodirte Taborverklärung in die Welt trete, schreibe das Genie Anweisungen auf die Gläubigkeit der Menschen, die der alten Wunder überdrüssig, nach neuen Mirakeln greifen; das Genie, das diese Anweisungen seinen oft so grotesken Ideen als Panisbriefe um den Hals bindet, ein verschlungenes mundus vult decipi ergo decipiatur, glaube am Ende selbst an deren Rechtmässigkeit und verfalle so der poetischen Gerechtigkeit, die auch im Gebiete der Wissenschaft ihre fasces ausstrecke.

Diese Erklärung mag richtig sein, ebenso nahe liegt es aber, B. durch den klaren Nachweis zu entschuldigen, dass diese seine Fehler nicht bloss seine, sondern die seines Jahrhunderts, seiner Zeit waren. Da aber Keiner ungestraft unter Palmen wandelt, so wird auch Jeder, wollend oder nicht wollend, von den Fehlern seiner Zeit in Mitleidenschaft gezogen. Wie wir gesehen, fehlte auch Röderer in dieser Beziehung, konnte selbst der aufgeklärte Lentin sich nicht frei erhalten, und war es nur dem grossen Werlhof vergönnt, eine Ausnahme zu bilden. Wesshalb darum unserm B. das als Verbrechen anrechnen wollen, dessen damals fast Alle sich schuldig machten und in dem, bei dem derzeitigen esoterischen Charakter der Wissen-

schaft und Kunst Mancher nichts Arges fand? Eigennützigkeit, der blosse Hang „to make money" waren auf keinen Fall die Motive, welche B. gleichsam mit sich selbst in Widerspruch setzten, da er als Kämpfer und Ritter der Natur in die Schranken trat. Dies beweist am besten folgende Stelle des zweiten Buches (S. 75): „Gern begnüge ich mich also, dieses Mittel Aerzten und Geburtshelfern nur für jene Fälle anzurühmen, wo von den bisher gewöhnlichen Mitteln und Methoden vernünftiger Weise nichts mehr zu erwarten ist. Da ich nicht in der Lage mich befinde, auf Nebenvortheile rechnen zu müssen, so habe ich keine Ursache, bei dem Medicamente einen Privatnutzen zu suchen. Es ist mir also auch wirklich, in Bezug auf mich selbst, sehr gleichgültig, ob man davon Gebrauch wird machen wollen oder nicht. Auf jeden Fall kann man es indessen gegen Unterschrift eines Arztes oder eines Geburtshelfers von mir unentgeltlich erhalten."

Der Charakter Boër's aber war lauter und rein, durch und durch wahr. Und diese Grundeigenschaft verbunden mit einem eisernen, stets seines Zieles sich bewussten und unverrückt dasselbe im Auge habenden Fleisse, einer immer sich gleich bleibenden Aufopferungsfähigkeit, einem hohen Muthe, einer unwandelbaren Humanität, einem unerschütterlichen Glauben an die Wahrheit seiner reformatorischen Mission befähigten ihn im höchsten Grade, dieselbe zu erfüllen und seine Principien den allgemeinen Sieg davon tragen zu sehen.

Wie aber jede reformatorische Thätigkeit nicht bloss ihrer Zeit gilt, sondern, indem sie stets eine Reaction nach sich zieht und die Hydraköpfe der Dummheit und Vorurtheile sich immer neu erzeugen, den Keim ihrer Verjüngung zugleich in sich trägt und desshalb für alle Zeiten gelten muss, so ging es auch den Boër'schen Bestrebungen, und es wäre hohe Zeit, dass unsere Universitätsgeburtshülfe wieder auf ihn zurückginge. Denn im grossen Ganzen sieht unsere heutige scholastische Gynäkologie der Osiander'schen weit ähnlicher, als der Boër'schen.

Wenn wir aber mit wenigen Worten seine, weiter unten näher zu schildernden, Verdienste um die Geburtshülfe charakterisiren wollen, so können wir dasselbe dadurch thun, dass wir sagen, Boër erhob die deutsche Geburtshülfe, nachdem Röderer ihre wissenschaftliche Grundlage festgesetzt, zu einer wirklichen Kunst und, nachdem die bisherige Geburtshülfe durch falsche Bestrebungen in Künstelei und in eine Afterkunst ausgeartet war, führte er sie auf die Natur und ihren eigentlichen Zweck, der Menschheit znm Segen, aber nicht zum Schaden zu gereichen, zurück.

Von den zahlreichen Urtheilen, die über ihn gefällt wurden, wollen wir nur einige wenige hervorheben. Wir übergehen selbstredend die gehässigen Worte, welche seine beiden Erzfeinde, die beiden Göttinger Professoren Osiander, Vater und Sohn, über ihn aussprachen. Der scharfsinnige und literarisch hochgebildete Kilian nennt ihn „den verdienstvollsten und bedeutendsten deutschen Geburtshelfer."

Caspar von Siebold, der als Historiker einen freieren Blick hatte als seine Vorgänger, sagt in seinem „Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe": „Mit goldener, nie erlöschender Schrift sind seine Leistungen in den Annalen der Geburtshülfe aufgezeichnet, immer glänzender treten sie im Verlaufe der Alles prüfenden und richtenden Zeit dem Auge des Forschers entgegen und fordern zu nie erlöschender Dankbarkeit gegen den Urheber auf."

Sein Lieblingsschüler d'Outrepont, selbst ein Meister seines Fachs und gefeierter Lehrer an der Universität Würzburg lässt sich folgendermassen über B. aus:

„Ich glaube mich dazu um so mehr berufen, weil ausser dem seligen Wilhelm Schmitt wenige seiner Zuhörer sich eines so schmeichelhaften Vertrauens von seiner Seite zu rühmen haben, als ich. Er liebte mich wie einen Sohn und nannte mich stets seinen Benjamin, ein Name, mit dem er mich auch später in seinen Briefen ansprach und auf welchen ich jetzt noch in meinen alten Tagen, in Beziehung auf meine Verhältnisse zu Boër, stolz sein darf. — Zwischen Osiander's und meinen Notizen verliefen 15 Jahre. Jeder Mensch hat seine Licht- und seine Schattenseiten; der Biograph hat allerdings die Aufgabe beide darzustellen; er muss nicht allein die Leistungen in wissenschaftlicher Beziehung, sowie die persönlichen häuslichen und socialen Verhältnisse, sondern auch die Zeit, in der er wirkte, würdigen können".

„Boër war im Jahre 1799 und 1800 noch ein starker, grosser, schöner Mann; seine äussere Erscheinung war in seinen Mannesjahren sehr empfehlend; sein Auge lebendig, scharf und geistreich, sein Lächeln sehr anmuthsvoll; er besass sehr vielen Witz, eine genaue Kenntniss und richtige Beurtheilung seiner Zeit in politischer, wie in wissenschaftlicher Beziehung. Seinen witzigen Aeusserungen untermischte er allerdings manchmal Sarkasmen, allein sie betrafen immer nur allgemeine und keine individuellen Verhältnisse; er war für Niemanden verletzend; allerdings beurtheilte er manche seiner Zeitgenossen unter den Schriftstellern über die Geburtshülfe mit Schärfe, selten mit Ironie und niemals in der Klinik und niemals in den Vorlesungen. Er war dazu freilich durch eine unfreundliche und öfters boshafte Beurtheilung seiner Leistungen angetrieben; seine Erwiderungen machte er immer nur in Gegenwart von einigen seiner Schüler, auf deren Bescheidenheit er sich verlassen konnte und auch wirklich nur zu ihrer Belehrung. Boër war nicht stolz, sondern immer freundlich; er suchte den Umgang mit den höheren Ständen nicht, hatte die reinsten Sitten, lebte sehr einfach, war stets in beschränkten Vermögensverhältnissen, hatte eine vortreffliche Gattin, die seine sittliche Bildung ganz zu würdigen und ihn auch demgemäss zu behandeln wusste. — Schmitt, Wilhelm, gehörte zu seinen dankbaren Schülern. Er hatte eine so grosse Anzahl von Schülern in seiner Klinik und in seinen Vorträgen, wie seit Röderer wohl kein Lehrer der Geburtshülfe mehr". D'Outrepont erzählt denn viele der mit ihm gepflogenen Gespräche. „Ob ich es erleben werde, dass die Materia medica, so auch der Instrumenten-Vorrath in der Chirurgie vereinfacht werden, weiss ich nicht, aber geschehen wird es und muss es, dass es mit der Geburtshülfe schon geschehen ist, nämlich das Instrumentarium Lucinae sich auf wenige Instrumente beschränkt hat, wissen Sie schon." Den Hebammen sagte er: „sie sollten sich nicht viel darum bekümmern, es wäre Alles Eins, ob die grosse oder kleine Fontanelle vorliege, ob man eine Fontanelle finde oder nicht, man brauchte keine Fontanellen zu finden, sie sollten die armen Gebärenden nicht plagen mit diesen Untersuchungen zur Ausmittelung; in Betreff der Kopflagen hätten sie nur zu unterscheiden, ob das Gesicht oder der Scheitel vorläge; bei Vorlage des erstern wäre es gut, dass sie es erkennen, damit sie mit grosser Vorsicht untersuchten und das Mittelfleisch mit besonderer Sorgfalt unterstützten." „Ueberhaupt seid nicht zu geschäftig, ihr müsst lernen, dass ihr nicht durch eure Verlegenheit mehr Schaden anrichtet als Gutes und durch eure Geschäftigkeit vieles verderbt"; er verbot es ihnen, die Gebärenden zur Verarbeitung der Wehen anzuhalten".

Boër äusserte sich nur im kleinen Kreise über die Politik; er dachte sehr liberal im englischen Sinne, wie er überhaupt die Engländer ausserordentlich liebte; er hatte durch seinen längeren Aufenthalt in England diese Nation kennen und schätzen gelernt.

Versuchen wir jetzt ein allgemeines Urtheil über Boër's Wirksamkeit abzugeben.

Culturhistorisch interessant ist, dass er gerade zu der Zeit seine reformatorische Thätigkeit begann, als in Frankreich die erste französische Revolution ausbrach und ihre Vibrationen über ganz Europa und damit auch über Oesterreich ergoss.

Während man in Frankreich gegen die bisherigen Staats- und Gesellschaftseinrichtungen revolutionirte und die damalige geistige Blüthe sich hieran betheiligte, unternahm in Wien ein einzelner Professor der dortigen Universität ganz allein auf eigene Hand eine wissenschaftliche Revolution.

Wir sagen wissenschaftliche Revolution. Denn war Boër im wahren Sinne des Wortes ein Reformator, so musste er doch zuvor ein Revolutionär werden.

In negativer Hinsicht muss desshalb jede Reformation zugleich eine Revolution genannt werden, weil man sie sich nicht ohne vorhergegangenes Niederreissen denken kann.

Und trotzdem besteht der grosse Unterschied zwischen Revolution und Reformation darin, dass erstere nicht bloss das morsch und hinfällig Gewordene niederreisst, sondern auch das Gute, dessen Tüchtigkeit durch hundertjähriges Bewährtsein sanctionirt war, dass sie ferner bloss zerstört, indem das, an die Stelle des Bisherigen Gesetzte, sich als nicht lebensfähig beweist.

Das Wesen der Reformation hingegen muss vorzugsweise darin gesucht werden, auf eine natürliche, sich von selbst ergebende Weise, das geistig Verbrauchte, dem Geiste der Wissenschaft und dem Stande der Cultur nicht mehr Entsprechende auszuscheiden, wie in einem gesunden menschlichen Organismus die nicht mehr der Ernährung vorstehen könnenden Gewebschlacken fortwährend durch die natürlichen Colatorien weggeschafft werden, dafür aber nicht etwas Ephemeres, sondern Bleibendes, der ganzen Menschheit zum Segen Gereichendes, an die Stelle zu setzen.

Befremden kann es daher nicht, wie jeder Reformator von seinen Zeitgenossen anfänglich für einen Revolutionär angesehen wird. Im Allgemeinen muss ein Menschenalter darüber vergehen, bis Reformationsideen ein Gemeingut der Menschheit werden. Denn die grosse Menge hat weit mehr Sinn und Augen für das Niederreissen als für das Aufbauen. Dazu kommt die isolirte Stellung eines jeden Reformators. Denn der Gegensatz von Reformation und Revolution spiegelt sich auch darin ab: an letzterer betheiligt sich stets die grosse Menge, an ersterer aber nur der einzelne, seiner Zeit vorausgeeilte, Mann oder eine verschwindend kleine Minorität hervorragender Geister.

So ist es denn auch charakteristisch für Boër, die Revolution und namentlich die sich vor seinen Augen vollziehende französische zu hassen, obgleich er in politischer Beziehung zu den äussersten Liberalen gehörte und in England das Muster eines constitutionellen Staates erkannte und hochschätzte.

Daher erzählt d'Outrepont von ihm: „Ueber die französische Revolution sprach er ungünstig; die Franzosen, sagte er, wollen in einigen Jahren erforschen, wozu die Engländer Jahrhunderte gebraucht hätten; diese lebhafte Natur wolle der Zeit nichts lassen."

Jeder Reformator, es mag nun sein, auf welchem Gebiete er auftrete, muss gewisse Eigenschaften besitzen, welche gleichsam die Bedingung sind, dass die von ihm angebahnten Reformideen auch realisirt werden. Wer jene nicht besitzt, wird entweder scheitern oder nur halbseitige Erfolge erzielen. Eine Eigenschaft aber ist ein unumgängliches Requisit zum Gelingen, und diese besass Boër — selbst seine Feinde haben ihm in diesem Punkte

Gerechtigkeit widerfahren lassen — in hohem Grade: es war sein angeborener Sinn für Wahrheit, seine bis in sein hohes Alter dauernde, glühende Liebe zum Einfachen und Natürlichen und sein bis an Leidenschaft grenzender Trieb, dieselbe nicht bloss auf dem Gebiete der Theorie, sondern auf dem der Praxis zu bethätigen und ihr die Hegemonie zu verschaffen über alle Künsteleien und unter der Maske der Wissenschaftlichkeit einherschreitenden und dominirenden complicirten, Methoden.

Wem dieses heilige Streben nach Wahrheit und Einfachheit fehlt, der wird bei allen, sonst möglicherweise ihn zierenden, Talenten und glänzenden Eigenschaften niemals ein wahrer Reformator, sondern im Grunde stets Revolutionär bleiben, dem es freilich gelingt, falsche Götzen vom Throne zu stürzen, aber nur um andere wieder darauf zu setzen.

Die Erfolge eines jeden Reformators liegen daher ebenso sehr in der Vortrefflichkeit seines Herzens als in der glänzenden Ausstattung seines Geistes. Jede Reformation muss, wenn sie gelingen soll, durch ethische Motive geleitet werden und auf einem ethischen Principe beruhen. Wo dieses nicht der Fall, scheitert sie. Bei Boër traf dies zu; wie so viele andere Reformatoren oder solche, welche es gern sein möchten, hatte er durchaus nicht seine Person im Auge, liess sich nicht durch Eitelkeit bestimmen, sondern seine Motive waren nur, die, von dem Wege der Natur abgelenkte, Geburtshülfe wieder auf die Natur zurückzuführen und dieselbe menschlicher, humaner und segensvoller zu machen.

So war es auch bei Boër die seinem innersten Herzen entquellende Humanität, welche sein ganzes geburtshülfliches Thun und Lassen leitete. Fern von ihm war es, durch Virtuosität, auf die so manche modernen Pseudokünstler ein so grosses Gewicht legen, zu glänzen oder durch, nach der Schablone ausgeführte, bloss auf den Schein berechnete und die Sinne bestechende, operative Paradestücke die Aufmerksamkeit und die Verwunderung seiner Schüler zu erregen.

Noch eines müssen wir hervorheben, welches die Ursache so vieler Misserfolge mancher Reformatoren ist. Sie liegt darin, dass so Viele es nicht verstehen, in ihren reformatorischen Bestrebungen Mass zu halten, sie bis zum Excess cultiviren, dadurch in Extreme gerathen und ihrer eigenen Wirksamkeit selbst ein Hemmschuh werden oder ein kurzes Ziel setzen. Reformatoren stossen schon von vornherein stets gegen ihre Collegen und Zeitgenossen an, weil deren Eitelkeit durch sie verletzt wird. Ihre Leistungen ernten daher zunächst nur Neid und Hass und beides um so mehr, wenn die Reformatoren sich selbst Blössen geben und über ihr Ziel hinausschiessen.

So viele Reformen nun auch Boër in der Geburtshülfe eingeführt, stets beherzigte er die Worte des Dichters: est modus in rebus. Die goldene Mittelstrasse wurde nie von ihm verlassen.

Aber auch die zu eifrigen Bemühungen der Jünger von Reformatoren sind oft die Veranlassung, die Reformationen selbst nicht, oder nur theilweise, zur Ausführung kommen zu lassen. So ward sicherlich Luther's religiös angestrebte Reformation aus dem Grunde nicht vollendet, weil ein Thomas Münzer und Andere in ihrem Eifer kein Mass hielten. Der Bauernkrieg und die Wiedertäufer in Münster führten nicht nur zum Scheitern der Reformen, sondern bahnten der Gegenreformation den Weg.

Für Boër war es ein grosses Glück, in dieser Beziehung von seinen Schülern nicht compromittirt zu werden. Denn man kann nicht sagen, seine zahlreichen Apostel hätten seine Lehren outrirt; manche von ihn gefielen sich vielmehr darin, persönlich undankbar sich gegen ihren Meister zu bezeigen wie z. B. der, auf seine Empfehlung als Professor angestellte Zeller, über dessen Intriguen Boër sich bitter beklagt. Soll ein Reformator aber zwi-

schen beiden Uebeln auswählen, so ist es sicher für ihn besser, von seinen Jüngern bloss persönlichen Undank zu ernten, als wissenschaftlich und künstlerisch von ihnen compromittirt zu werden, dadurch, dass sie seine Lehren carrikiren. Doch hatte Boër auch, ihm treu ergebene und dankbare Schüler und von diesen wollen wir nur Wilhelm Schmitt in Wien und d'Outrepont in Würzburg hervorheben.

Noch eins betonen wir. Die Thätigkeit eines Reformators bezieht sich vorzugsweise auf's Ganze, nicht auf Einzelnheiten. Da nun Reformatoren stets ein Kind ihrer Zeit sind und dann auftreten, wenn die Zustände, welche sie bekämpfen wollen, ihren Culminationspunkt erreicht haben, so ist es natürlich, dass sie Vorläufer haben. Denn das Einzelne geht dem Ganzen stets voraus. So sehen wir es denn auch auf allen Gebieten der Wissenschaften. Was Peter Waldus und Huss für Luther, das war Röderer für Boër. Dessen reformirende Thätigkeit, so segensreich sie war, beschränkte sich auf die Herstellung einer wissenschaftlichen Basis, auf die Emancipation der Geburtshülfe von der todten Anatomie und ihre Begründung auf Physiologie. Bei einer Reformation aber, soll sie ganz gelingen, mag sie auf politischem, religiösem, nationalökonomischem oder literarischem Gebiete stattfinden, handelt es sich stets um eine Reform „an Haupt und Gliedern."

Auch in dieser Beziehung war Boër ein Reformator im vollen Sinne des Wortes. Hatte Röderer das Verdienst, der Geburtshülfe eine wissenschaftliche Gestalt gegeben zu haben, so gelang es Boër, dieselbe zum Range einer wirklichen Kunst zu erheben und zwar zur wohlthätigsten und humansten, welche überhaupt existirt, nachdem er zuvor einer Reinigung des Augiasstalles der bisherigen Geburtshülfe sich hatte unterziehen müssen.

Um aber in jeder Beziehung Boër's Verdienste würdigen zu können, muss man sich den Charakter der damaligen Geburtshülfe vergegenwärtigen, als er seine reformatorischen Organisationen begann.

Wollen wir es mit wenigen Worten ausdrücken, so können wir es damit thun, dass wir sagen, eine Schwangere sah damals ihrer Entbindung entgegen mit ähnlichen Gefühlen, als wenn sie zum Schaffot geführt würde. Dass das Gebären ein natürlicher Act sei, diese Idee war gänzlich verloren gegangen. Die Gebärende befand sich ganz in den Händen der Hebamme und des Entbinders, ihr Leben hing allein von deren vermeintlichen Kunstfertigkeiten ab.

Wir können den damaligen Typus der Geburtshülfe nicht besser charakterisiren, als mit den eigenen Worten von Boër. „Nachdem die Gebärungsperiode", sagt er, „neben dem schmerzlichen Drange, mit welchem sie schon von Natur bedingt ist, Jahrtausende hindurch jedem Weibe zu einer wirklichen Zeit der Marter gemacht worden war; nachdem keine folterartige Einzwängung, kein Binden, kein Druck, keine Concussion, keine physische Unbilde und magische Albernheit mehr zu erdenken gewesen, welche Aberglauben und Unwissenheit nicht an Gebärenden erschöpft hatten, nachdem lange genug durch Missbrauch aller Arten peinlicher Werkzeuge von Händen, von Haken und Bohrern, von Zangen und Hebeln bald die Mutter, bald ihr Kind und meistens beide zugleich misshandelt worden, nachdem man so mancher Unglücklichen, ohne Nothwendigkeit, Unterleib und Gebärmutter durchschnitten, endlich um Nichts willen dreist noch die Fugen des Beckens zerstört und das schändliche Unternehmen suadente Inclyta obendrein mit Schaumünzen und Lorbeern verherrlicht hatte, erschien endlich ein guter, in den Annalen der Menschheit ewig unvergesslicher, Genius, welchem wohlthätig zu handeln, sein einziges und sein angenehmstes Bedürfniss war, und der, ungeachtet der unermesslichen, seinen hohen Beruf umgebenden Sphäre

von alles umfassenden Geschäften, auch in jede einzelne Zweige menschlicher Angelegenheiten überall Seligkeit und Wonne zu verbreiten wusste. Unter der Fülle seiner wohlthätigen Anstalten steht auch das Institut, wie noch keines war, zur Hülfeleistung für mittellose Gebärende und zur Aufnahme der Technik der geburtshülflichen Arznei überhaupt bestimmt, wo für's erste die gebärende Natur wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, wo, wenn sie in den seltensten Fällen äusserer Hülfe bedarf, ihr die Kunst sie bereitwillig darbringt und, kann die Kunst ihr nicht nützen, die Kunst sie wenigstens nicht misshandeln darf."

Mit welch' liebenswürdiger Bescheidenheit hier B. auf die Rechnung Joseph's setzte, was allein sein eignes Verdienst war, brauchen wir hier nicht hervorzuheben. Denn es war der Genius B., welcher jenes Institut zur Quelle einer internationalen Wohlthat erhob; was würde es aber in den Händen z. B. eines „Steidele" gewesen sein?

Noch in einer anderen Beziehung nimmt B. als Reformator unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, wesshalb wir hier besonders darauf aufmerksam machen.

Will ein Reformator unbedingten Erfolg haben, dann muss er in Bezug auf seine eigenen, wenn auch noch so sehr hervorragenden, Talente Resignation auszuüben verstehen. Nicht genügt es, die in ihm erwachten Leidenschaften zu bekämpfen und auszurotten, sondern er muss sogar seine wissenschaftlichen Liebhabereien unterdrücken, ihren Spielraum beschränken und sich davor hüten, sie nicht Uebergriffe auf sein Berufsfach vornehmen zu lassen.

Wie wir gesehen haben, war B. nicht nur von der Natur mit bedeutenden mathematischen Anlagen ausgerüstet, sondern er liebte die Mathematik und hat sich bis an sein Lebensende mit ihr beschäftigt. Wie nahe für ihn lag die Versuchung, die Geburtslehre auf mathematische Grundsätze und Formen zurückzuführen. Obgleich er daher im Anfange seiner Laufbahn die Anwendung der Mathematik auf die Geburtshülfe vertheidigte, so kam er doch bald zu der Einsicht, dass mit der Mathematik sich nicht alles erklären lasse. Und so fiel er nicht in die Fehler eines Friedrich Hoffmann und Boerhaave, welche die ganze Medicin auf mathematische Beweisformeln stützen wollten.

Ein glückliches Geschick leitete B. stets den rechten Pfad, den er gehen musste. Desshalb finden wir denn auch seine Handlungen in der schönsten Harmonie mit seiner geistigen Constitution. Nur in einer Beziehung bleibt er uns ein psychologisches Räthsel. Denn erklären kann man es sich nicht, wie ein so humaner Mann wie B., in dessen Humanität das eigentliche Motiv aller seiner reformatorischen Acte gesucht werden muss, dessen jede einzelne Fiber, sozusagen, von Humanität beseelt war, zugleich ein leidenschaftlicher Jäger war und diesem blutigen Metier mit Leidenschaft nachhängen konnte.

Und zuletzt! Ein Reformator, welcher, selbst wenn seine Reformen an und für sich gut sind, egoistische Zwecke verfolgt, wird niemals einen dauernden Erfolg erzielen. Selbstsucht ist die Charybdis, an der manche, an und für sich noch so gute, Reform scheitert. Wenn B. daher am Ende seiner Tage, obschon ja sein Leben ein beständiger Kampf war, doch den gänzlichen Erfolg seiner geburtshülflichen Reformation erleben konnte, so muss man erwägen, dass immer, auch bei der Ausübung seines Berufs, seine Lieblingswissenschaft, die Mathematik, bloss in der Theorie für ihn existirte, dass er praktisch nie das Rechnen gelernt hatte, dass er trotzdem, dass er der grösste Geburtshelfer war, den Wien je in seinen Mauern gesehen, es nie zu glänzenden Vermögensverhältnissen brachte, sondern auf seinen alten Tagen

weiter nichts hatte, als um das der geringste Taglöhner ihn nicht zu beneiden braucht, als „Satt und Wärme". Eben seine reformatorische Thätigkeit war die Ursache seiner Armuth. Hätte er seine Virtuosität in Anlegung der Zange und Vollziehung der Wendung specialistisch ausnützen wollen, so wäre es ihm ein Leichtes gewesen, in dem damaligen goldenen Zeitalter der praktischen Aerzte ein Millionär zu werden.

In seiner Selbstlosigkeit verschmähte er aber das pecuniär auszubeuten, welches er für ein heiliges Werk der Natur erkannt hatte, und er dachte in erster Linie: „Gebet der Natur, was der Natur ist" und dann erst; „der Kunst, was der Kunst", während seine Vorgänger das umgekehrte Princip befolgt hatten.

So sehr B. ein Diener der Natur ist, so artet seine Verehrung vor ihr nicht in Götzendienst aus; er ist daher nicht blosser Naturalist, sondern wahrer Künstler. Dies charakterisirt ihn: er ist kein Systematiker in der Kunst, ihm geht die Natur über das System, letzteres hasste er, weil es zur geistigen Schablone und Stumpfheit führe. So zeigt er sich nicht bloss als Geburtshelfer, sondern auch als Schriftsteller. Desshalb beherrscht er auch als solcher stets den Stoff, während in den meisten Lehr- und Handbüchern der Stoff den Verfasser beherrscht. Er hat kein Lehrbuch und kein Handbuch geschrieben. Mit Lessing theilt er die Aehnlichkeit, die Systematik zu verschmähen. Seine 7 Bücher über Geburtshülfe bestehen aus lauter einzelnen Abhandlungen, die er verfasste, wenn die innere Nothwendigkeit und das äussere Bedürfniss ihn dazu trieben.

Wie Humanität und das Verschmähen jeder bloss äusserlichen Virtuosität ein Grundzug seines Charakters bildeten, so verfuhr er auch bei allen seinen Operationen möglichst sanft und milde und schonsam für Mutter und Kind. In diesem Sinne erfand er seine Pincette, um mittelst ihrer, statt des bisher angewandten Smellie'schen Hakens den Kopf zu entwickeln.

Die Worte des Phaedrus: „nisi utile est quod agimus vanum est", dienten ihm zur Richtschnur. Desshalb unterscheidet er auch am Krankenbette stets zwischen Heilkunst und Wissenschaft. Alles was nicht direct nützt und hilft, bezieht er auf letztere. Er ist durch und durch Philosoph; aber kein Speculationsphilosoph, sondern insofern er sich bemüht, von den vielen einzelnen Fällen seiner Praxis allgemeine Principien zu abstrahiren, die ihm für die Zukunft bei jedem einzelnen Falle wieder als Leitstern dienen sollen. Diese allgemeinen Maximen finden sich durch alle seine Schriften zerstreut und geben denselben einen eigenthümlichen Reiz.

Vortrefflich ist seine Wirksamkeit als Lehrer, und müssen die Osiander'schen Berichte als die des kritiklosen Sohnes seines erbittertsten Feindes nur mit Kritik gelesen werden. Jeder sieht ein, wie oft er sich selbst widerspricht und offenbar sich ängstlich bemüht, einem grossen Manne Mängel anzudichten. B.'s mündliche Lehre trug jedenfalls zur raschen und allgemeinen Ausbreitung seiner Lehren ebensoviel bei als seine Werke. Bei seinem Unterrichte war es sein Hauptziel, den Sinn für Wahrheit bei seinen Schülern zu erwecken oder zu befestigen, auf die sinnig waltende Kraft der Natur sie hinzuleiten und den ganzen Verlauf der Krankheiten bis zur Reconvalescenz oder bis zum Tode zu verfolgen. Seine Art und Weise geht am besten aus seinen folgenden Worten hervor: „Ist das Kindbett mit ungewöhnlichen Zufällen vereinigt, so werden diese von Tag zu Tage am Bette und in Gegenwart der Schüler aufgenommen, nebst der Behandlungsart entweder sogleich laut vom Lehrer in die Feder dictirt oder, wenn es die Zeit nicht erlaubt, von einem oder dem anderen Candidaten geschichtlich beschrieben. Nach Verlauf des Zustandes wird die Geschichte auf der

Schule öffentlich vorgelesen, die Diagnose und die Behandlung mit der Art der Genesung oder, starb die Kranke, mit dem Resultate der in Gegenwart aller Schüler vorgenommenen Leichenöffnung verglichen."

Seinem Jahrhunderte war er auch darin weit vorausgeschritten, der Prophylaxis der Krankheiten die Hauptrolle zuzutheilen. Hiedurch nur konnte er die glänzenden Resultate bei seinen Wöchnerinnen und in der Kinderpraxis erzielen, worüber man noch heute, wo die hygienischen Bedingungen in den Hospitälern weit besser sind, erstaunen muss.

Das grösste Gewicht legte er auf Schärfe der Sinne, aber nicht auf diese allein, auch auf den ärztlichen Takt. Als feiner Prognostiker zeigt er sich bei der Behandlung der Puerperalfieber.

Unternehmen wir jetzt, einen Ueberblick über seine speciellen Hauptleistungen zu geben.

Da tritt uns denn als ein hervorragendes Verdienst die von ihm in Wien vorgenommene Gründung einer praktischen Entbindungsschule entgegen. Bisher war dort nur die Theorie gelehrt worden. Um die Praxis sah es schlimm aus, selbst in den beiden Culturländern England und Frankreich; in letzterem Lande war der Unterricht frei, aber jede einzelne Entbindung musste bezahlt werden; die meisten Institute waren unzugänglich.

Wenn in Strassburg und Göttingen auch bereits praktische Entbindungsinstitute existirten, so war das Material doch im Verhältnisse zu den Studirenden ein beschränktes.

Von jetzt an trat daher Wien, dazu mit einer „natürlichen Geburtshülfe" auf den Schauplatz. Dies musste eine grosse internationale Bedeutung haben und ermöglichte die so schnelle fast blitzartige Weiterverbreitung der B.'schen Reformen über die ganze civilisirte Welt. Mit Recht konnte er seine Geburtshülfe eine ganz „neue, naturgemässe" nennen; denn die damalige, wie sie an den Universitäten und Schulen gelehrt wurde, war nicht mehr natürlich, sondern in Künsteleien ausgeartet, welche sehr oft den Tod der Mutter und des Kindes bewirkten.

Wie gross aber die Wirksamkeit B.'s hier war, geht daraus hervor, dass er schon im Jahre 1804 von 20,000 dort beobachteten Entbindungen sprechen konnte.

Die Lehre von der „Obliquitas des Uterus quoad situm et figuram" wurde zuerst von B. wissenschaftlich festgesetzt. In letzterer Beziehung zeigte er, welch einen Einfluss hiedurch auf die Lage des Kindes ausgeübt würde. Dagegen bewies er theoretisch und praktisch, dass die „Obliquitas quoad situm" kein actives Eingreifen von Seiten des Geburtshelfers erfordere. Dies war aber von den segensreichsten Folgen; eine Menge von Müttern und Kindern wurden dadurch am Leben erhalten. Ausser vielen anderen Manipulationen war es damals Schuldogma, bei einer Schiefheit der Gebärmutter die Wendung zu unternehmen.

„Wegen Schiefstehen des Muttermundes oder des eintretenden Kopfes wird nie ein Finger, eine Hand, noch ein Instrument angewendet. Ueberhaupt hat es mit dem Schiefstehen der Kindsköpfe seine guten Wege. Wenn es nur mit den Köpfen mancher Geburtshelfer und Hebammen ebenso stünde."

Als B. auftrat, wurden Gesichts-, Steiss-, Fuss- und Knielagen immer noch als widernatürliche angesehen. Selbst der, seiner Zeit vorausgeeilte, Röderer hatte sich von dieser Mythe, der auch die Engländer und Franzosen huldigten, nicht frei machen können. Denn obgleich Solayrés de Renhac die Fuss-, Knie- und Steisslagen in seine erste Classe, in die „partus solis viribus absoluti" setzte, so verfehlte er doch nicht die verfänglichen Worte hinzuzusetzen: „diligens obstreticans nunquam solis maternis

viribus dabit haec tria postrema genera partuum." Smellie, Röderer, Stein der Aeltere, de la Motte, Astruc, Deventer, Fr. Meckel, die Lachapelle konnten sich von diesem Dogma nicht emancipiren. Erst B. stiess die bisherige Lehre um und zeigte, dass diese Lagen für Mutter und Kind nichts Nachtheiliges haben, sondern dann am glücklichsten verlaufen, wenn der Geburtshelfer aller Eingriffe sich enthält.

„Alle diese, wie immer diese Theile eintreten, bleiben, bis allenfalls zur Beihülfe bei schwerer und langwieriger Entwicklung des Kopfes, von jedem hülfreichen Handgriffe verschont", und ferner: „Kein Kind, wenn es bereits mit dem Kopfe geboren, ward sogleich mit dem Leibe herausgezogen, sondern man wartete gehörig ab, bis ein oder die andere Wehe es völlig herausbewegte." Ueberhaupt gelang es ihm, die Menge von unnatürlichen Lagen, wie sie bisher gelehrt, auf eine zu reduciren.

Vor ihm wurde bei den absolut gefährlichen Gesichtsgeburten die Methode geübt, sie durch Manipulation in eine Kopflage zu verwandeln oder die Zange anzulegen. B. zeigte die weit günstigeren Resultate, wenn deren Vollbringung allein der Natur überlassen würde, und dass die Zange nur in wenigen Fällen angezeigt sei. „Da man endlich nicht mehr so dreist sein kann, der Natur in's Gesicht zu lügen, dass Kinder, welche mit dem Gesichte vorankommen, ihr überlassen, in der Geburt sterben müssen, so macht man jetzt andere Bedenken. Wahre Albernheiten und Figmente von Leuten, welche nie eine solche Gebärung in der Natur gesehen, noch weniger beobachtet haben. Und zu was endlich alle diese Difficultäten, Widersprüche und sogar daraus spriessende persönliche Gehässigkeiten. Ich lasse nun einmal Gesichts- und noch manche andere Geburten zum Besten für Mutter und Kind der Natur über. Dass aber an unserem Institute von Kindern mit dem Gesichte voran bis jetzt weniger als von einer gleichen Anzahl mit dem Scheitel kommender unter der Geburt abgestorben seien, das wird doch kein Mensch einwenden."

Bei der zweiten Steisslage, wo bekanntlich die Bauchfläche des Kindes gegen die Vorderseite des Uterus steht, zeigte er zuerst die Drehung des Kindes um seine Längenachse, so dass, wenn der Steiss geboren, die Bauchfläche des Kindes entweder nach rechts und unten oder nach links und unten gekehrt ist.

B. war es ferner, der zuerst den von Deleurye schwach angedeuteten Lehrsatz zum Principe erhob, die Extraction nicht jedesmal als einen nothwendige Folgeact der Wendung zu unternehmen, vielmehr die Wendung als vollendet zu betrachten, sobald ein oder beide Füsse in die Mutterscheide herabgeführt seien. Dadurch bewirkte er, dass die Wendung von jetzt an in den meisten Fällen als eine bloss die Lage verbessernde und nicht, wie bisher, auch die Geburt beschleunigende, aufgefasst wurde. Weidmann, Wenzel und Jörg stimmten ihm hierin bei und machten die neue Lehre zum Gemeingut.

Die dynamischen Geburtsverhältnisse wurden zuerst von B., im Gegensatz zu der, bisher bloss mechanisch geltenden, einer genauen Würdigung unterzogen.

Aus Siebold's „Commentatio de cubilibus sedilibusque usui obstetricio inservientibus," Götting. 1790, geht hervor, wie seit Alters die Aerzte sich abquälten, neue Geburtsstühle zu erfinden, wie dies zu einer förmlichen Manie sich gestaltete und dann auch nicht aufhörte, sondern durch die Sucht, Geburtsbetten zu erfinden, verdrängt wurde. Künsteleien haben stets mehr Anziehungskraft auf den Menschen als das Natürliche, bis dieselben so ausarten, dass sie schliesslich dem Unbefangenen als Carricatur erscheinen. Alle diese Bestrebungen endigten damit, auf Anregung B.'s zur Natur

zurückzukehren; er verwarf die bisherigen Stühle und besonderen Geburtsbetten, vollzog somit auch die Reform des Geburtsbettes, indem er lehrte, dass die Frau in ihrem gewöhnlichen Bette gebären solle. Keine Entbindung im Stuhle wurde daher mehr von ihm vorgenommen.

Wenn er die Gebärenden im Allgemeinen zu keiner eigenen Lage anhielt und sie nach Willkür auf eine Seite oder den Rücken sich legen liess, so gab er doch der linken Seite den Vorzug, wie dies aus vielen Stellen seiner Schriften hervorgeht.

Auch in Bezug auf die Entfernung der Nachgeburt kehrte er zur Natur zurück, und es war ein stets befolgtes Princip von ihm, keine Nachgeburt ohne Eintreten eines gefährlichen, die Herausnehmung derselben nothwendig machenden, Umstandes mit der Hand aus der Gebärmutter zu holen.

Er begründete zuerst eine rationelle Diätetik des Wochenbettes. Keine Kindbetterin und kein Kind, so lange nicht ein eigentlich krankhafter Zustand deutlich sich einstellte, bekam einen Gran von Medicamenten. Seine streng durchgeführten Grundsätze bewirkten, dass im Gebärhause keine Wöchnerin, sie mochte nun stillen oder nicht, eine wehe Warze, viel weniger eine wunde Brust bekommen hätte. Wenigstens konnte B. bis zum Jahre 1804 diesen Ausspruch thun. Er war Einer der ersten in Deutschland, welcher nicht bloss bei Schwangeren, sondern auch bei Wöchnerinnen gegen das methodische Aderlassen und Purgiren eiferte. Auch legte er die grösste Wichtigkeit auf das Selbststillen der Mutter. Er wies auf eine eigenthümliche Art von Schwindsucht hin, welche in Folge von nicht unternommener Säugung entsteht.

Auf's Heftigste tadelt er überhaupt das übermässige Blutentziehen und die rein mechanische Auffassung des Aderlasses. Dagegen erkannte er die grosse Bedeutung der reinen Luft in prophylaktischer und therapeutischer Beziehung und sprach es aus, dass die Luft eines Wochenbettzimmers mit der äusseren in Verbindung stehen müsse.

Er beschrieb zuerst die Putrescenz der Gebärmutter als eine besondere Krankheit, schilderte ihre Symptome und gelangte zuletzt nach vielem Unglück zu einer Behandlungsmethode, welche doch unter Umständen glückliche Heilresultate ergab.

Wesentlich neue Aufklärungen lieferte er über das Puerperalfieber, das er nicht für eine blosse Entzündung hielt. Seine allgemeine Therapie desselben ist vorzüglich. Er zeigte, dass die Lochien und die Milchabsonderung bei allen Puerperalkrankheiten die grösste Rolle spielen, dann aber die Haut. Letzeteres ist um so mehr bei ihm anzuerkennen, als die physiologische Function derselben damals noch nicht erforscht war, da man nicht wusste, dass sie Kohlensäure ausscheidet und Sauerstoff einathmet.

Obgleich Einfachheit das Princip war, das sein ganzes Thun und Lassen bestimmt, so konnte er doch darüber das Wort des Hippokrates nicht vergessen: „anceps remedium melius quam nullum.“ So macht er denn den Vorschlag, ob es nicht besser sei, bei Kindbetterinnen, bei denen es zur Ablagerung eines Depots gekommen, ein ungewisses Mittel zu versuchen, als den herannahenden, gewissen Tod gelassen abzuwarten und desshalb vermittelst eines krummen Troicarts die Mutterscheide, da, wo sie sich um den Uterus lege, irgendwo zu durchbohren und die Feuchtigkeit abzapfeu. „Dass sie“, sagt er, „auf solche Art herausbefördert werde, weiss ich aus Versuchen, welche ich an den Leichen von Personen angestellt habe, die am Kindbettfieber gestorben sind“.

Er erwarb sich ferner das Verdienst, zuerst die locale Therapie eingeführt und systematisch ausgebildet zu haben. Zu diesem Zwecke erfand er

seinen Plumaceauxleiter. Vermittelst dessen gelang es ihm, auch Blutungen des Uterus zu stillen, bei denen die bisherige Therapie nichts vermocht hatte.

In dieser Beziehung sagte er: „Seit einiger Zeit habe ich angefangen, die kranke Gebärmutter wie einen äusserlichen Theil zu verbinden. Gereinigt werden ihre Geschwüre durch verschiedene Injectionen und Auspinseln mittelst eines Charpiepinsels. Allein Troicarts und Plumaceaux einzulegen, dazu war es nothwendig, eine besondere Vorrichtung zu erfinden".

Bei dem Fieber berücksichtigte er vorzüglich den Grad desselben und bemühte sich, letzteren den Umständen nach zu modificiren, entweder herabzustimmen oder zu verstärken. Mit Lentin hat er gemein, seine höchste Aufmerksamkeit den Secretionen und Excretionen zu schenken.

Klystiere wandte er nicht bloss zur Abführung, sondern bei entzündlichen Krankheiten als innerliche Fomente, innerlichen warmen Verband an.

Beachtenswerth sind seine Ansichten über Miasmen und Contagien, indem er zeigt, wie letztere, durch zweckwidrige Handlungen des Menschen, sich entwickeln und herausbilden.

Indem er stets den ganzen Organismus berücksichtigte, und nicht bloss den Puls als Barometer des Wohlbefindens betrachtete, beseitigte er die bisherige Modeprophylaxis, durch Purgiren und Aderlassen Wochenbettskrankheiten vorbeugen zu wollen. Auch das Gewöhnliche bemühte er sich von einem höheren Gesichtspunkte aus zu betrachten. So schrieb er den Wehen die wunderbare Kraft der durch sie bedingten Mutterliebe für das neugeborene Kind zu.

Vortrefflich sind seine Ansichten über die Bedeutung der pathologischen Anatomie.

So fand er die materielle Ursache des Todes bei der Eclampsie mehr in den Lungen als in den Häuten oder der Substanz des Gehirns.

Bei der Eclampsie gab er den für alle Zeiten beherzigenswerthen Rath, wenn es geht, lieber mit der Zange als durch die Wendung die Geburt zu Ende zu führen.

Seine Ansichten über Nabelschnur-Reposition, sowie deren in den meisten Fällen sich ergebende Resultatlosigkeit und sein, damals auf beinahe allgemeinen Widerstand stossender Rath, die Geburt möglichst schleunig, aber nicht gewaltsam, zu beenden, werden für alle Zeiten sich das Bürgerrecht erhalten.

Kann man in einzelnen Fällen mit Recht ihm den Vorwurf machen, seine Vorliebe für die „natürliche Geburtshülfe" zu weit getrieben zu haben; so werden im grossen Ganzen seine Grundsätze ewig gelten.

Wie sehr er den Gebrauch der Zange beschränkte, geht daraus hervor, dass er erst unter $226^1/_2$ Geburten die Zange anlegte, während Stein der Jüngere dies schon bei $5^1/_2$ und Ritgen bei $8^7/_{11}$ that.

Dagegen dürfte sein Rath, die Zange schon abzunehmen, sobald der Kopf zum Durchschneiden gebracht ist und nicht erst, nachdem derselbe schon geboren, nicht allgemein auszuführen, sondern nur auf einzelne Fälle zu beschränken sein.

Auch gegen die warmen Bäder in der Schwangerschaft hatte er ein nicht zu billigendes Misstrauen.

Ebenso irrt er sich gewiss, wenn er das Binden der Glieder bei gefährlichen Metrorrhagien als unnütz verwarf.

Zum Schlusse bemerken wir noch, dass viele seiner Reformen bis jetzt noch nicht allgemein geworden sind. Wenn er z. B. der Seitenlage bei Entbindungen den Vorzug vor der Rückenlage gab, so werden trotzdem noch heute die meisten Frauen in letzterer Lage entbunden. Ich habe nicht

erfahren können, dass ausser mir in Bremen noch ein einziger Arzt oder Hebamme war, welche auf der Seite entbinden liessen.

Einige seiner Reformen brachen sich erst später Bahn, so z. B. die Verwerfung der Geburtsstühle. Als ich in Bremen meine Praxis begann, hatte fast jeder Arzt seinen Geburtsstuhl und viele Hebammen bedienten sich desselben noch, als ich im Jahre 1874 meine Praxis niederlegte.

Endlich heben wir Folgendes hervor: Die allgemeine Zunahme der Bevölkerung liegt in verschiedenen Ursachen und wird gewöhnlich in der besseren Ernährung, Wohnung und Kleidung gesucht. Eine wird aber gewöhnlich übersehen, wenigstens erinnern wir uns nicht, sie je angeführt gefunden zu haben: das ist die rationelle, natürliche Geburtshülfe, wie sie durch B.'s Verdienste in allen Culturstaaten eingeführt wurde. Es ist nicht mehr als Gerechtigkeit, an dieser Stelle hierauf hinzuweisen.

Geschichte.

Bereicherte B. freilich nicht durch besondere, auf die Geschichte der Geburtshülfe sich beziehende Arbeiten, die Medicin, so beweist doch die Lectüre seiner Schriften auf das Unzweifelhafteste, wie genau er die Entwicklung seiner Disciplin aufgefasst hat, wie scharf er ihre einzelnen Perioden des Aufblühens und des Verfalls in sich aufgenommen, wie unparteiisch er die Leistungen der einzelnen Culturvölker vom Anbeginn bis zu seiner Zeit zu würdigen verstand. Ja, man kann dreist behaupten, dass nicht bloss die genaue Beobachtung der Natur, sondern zugleich die gründliche Kenntniss der Geschichte seiner Wissenschaft ihn fähig machten, die Bahnen eines Reformators mit Erfolg zu beschreiten.

Einen vortrefflichen historischen Aperçu über die Entwicklung der Geburtshülfe im Allgemeinen und die Fortschritte ihrer Lehre in Oesterreich, gibt er in seiner, im September 1789 gehaltenen, Rede beim Antritt des öffentlichen Lehramtes.

Er erörtert zunächst, dass von den verschiedenen Zweigen der Heilkunde keine so spät zu einigem Grade von wissenschaftlicher Vollkommenheit gekommen sei, wie die Geburtshülfe; während über jedes andere ärztliche Fach die vergangenen Jahrhunderte uns Meisterwerke hinterlassen, erhebe sich die Geburtshülfe selten über das Mittelmässige, führe am wenigsten von jenem Gepräge des Einfachen und Wahren mit sich, welches die mehrsten anderen Schriften des Alterthums den Nachkommen unverkennbar und immer schätzenswürdig mache. Vorurtheil und Aberglauben, die ewigen Gefährten völklicher Unwissenheit, hätten sich von jeher der Aufnahme dieser Wissenschaft widersetzt. Leichte Geburten gebrauchten nie eines besonderen Beistandes, und war die Niederkunft schwer, so vernachlässigte man meistens die natürlichen Hülfsmittel und nahm dafür zu übernatürlichen Zuflucht. So opferte man in den ältesten Zeiten einer Isis, einer Juno Lucina.

Ein anderes Hinderniss für bessere Geburtshülfe sei die unzeitliche, unächt verstandene Modestie gewesen. Daher ward das Leitungsgeschäft der Niederkunft unwissenden, oft jedes Unterrichts unfähigen, Personen überlassen, unter deren Händen die meistens nicht so beschwerliche Gebärung in eine Art von Marter ausschlug. Man hielt es sogar in den dunkleren Zeitaltern für unerlaubt, eher die Entbindung männlicher Hülfe anzuvertrauen, als bis die Umstände unter tausend Anrufungen und unzähligen Thorheiten so verschlimmert waren, dass Rettung nicht mehr innerhalb der Grenzen der Möglichkeit stand.

Indessen würde es unbillig sein, die Ursachen der langsamen Fortschritte der Entbindungskunst platterdings nur auf die Individuen wälzen zu wollen, welche sich damit abgaben. Die Hauptquelle des Unfugs läge schon im Allgemeinen in

jener schwarzen Ignoranz selbst, in welcher so manche der verflossenen Jahrhunderte verächtlich und unberathen schlummern sollten. Lange hätte man in den öffentlichen Schulen den fanatischen Unsinn lehren lassen, böse Geister aus sogenannten Besessenen zu treiben, während die wohlthätige Kunst, die Menschenfrucht im Nothfalle aus dem Leibe der leidenden Mutter an das Licht zu bringen, nicht eines Augenmerks gewürdigt war.

Bei Wiederauflebung nützlicher Künste und Wissenschaften nach dem Tode, in welchem sie fast seit dem Anfange der christlichen Zeitrechnung versenkt lagen, habe man zwar angefangen, in einigen Schulen die Lehre der Entbindungskunst mitunter vorzutragen, allein der Nutzen, welcher daraus für die Aufnahme und die Uebung derselben überhaupt erwuchs, sei von geringer Bedeutung gewesen. Der grösste Theil des geburtshülflichen Faches blieb noch lange ein Tagewerksgeschäft unberathener, abergläubischer Wehemütter und noch immer rief man Wundärzte nur zu unglücklich ablaufenden und schon verdorbenen Niederkunften.

Endlich hatten doch feinere Sitte und das Licht einer gesunden Philosophie, welches nach und nach in Europa's westlichem Theil hervorbrach, auch auf Geburtshülfe einen günstigeren Einfluss. Männer von Talente bekamen Gelegenheit mit dem Geschäfte der Entbindung sich öfter abzugeben, und bald fanden wir unter ihren Händen die Kunst in einer viel vortheilhafteren Gestalt, in Vielem wesentlich vervollkommnet und mit zwei Instrumenten bereichert, womit der Geburtshelfer in den schwersten Fällen oft noch der wohlthätige Retter eines Lebens werde, welches einst ohne diese Werkzeuge unmöglich zu erhalten war. Man sehe jetzt zum ersten Male das Verhältniss zwischen den knöchernen Geburtstheilen der Mutter und dem Umfange des Kindes bestimmt und so die Grundlehren entworfen zur Kenntniss des Herganges der natürlichen und des Benehmens bei der künstlichen Entbindung. Wie wunderbar erscheine uns hier der Mensch in seinen Verwendungen! Vor Jahrtausenden schon gab er sich damit ab, oft bloss seiner Neugierde zu genügen, so manche für ihn, wie unendlich entfernte Gegenstände mit ängstlicher Genauigkeit zu bestimmen. Erst in diesem Jahrhundert beginne er, Massstab und Cirkel in der Hand, den Abstand einiger ihn so nahe angehenden Knochen zu messen und sich darnach den Gang und den Mechanismus eines Ereignisses zu erklären, unter welchem jedes Menschenkind glücklich oder unglücklich an das Licht der Welt gedeihe.

Zum Theil nach geometrischen Grundlehren geordnet und mit so wirksamen Instrumenten bereichert, sei jetzt die Geburtshülfe unzähligemal die wohlthätige Erhalterin von Mutter und Kind geworden. Allein man müsse aufrichtig gestehen, dass die zu grosse Anhänglichkeit an diese oft unrecht verstandenen Grundlehren und die bald aus Ruhmgierde, bald aus Gewinnsucht angefachte Neigung, sich der Instrumente zu bedienen, auch manchen Schaden angerichtet und zuweilen in wirklichen Unfug ausgeartet sei. So hätte lange Zeit in Holland das ganze Verdienst des Entbinders in dem geheimen Besitze des geburtshülflichen Hebels bestanden, bis endlich zwei Menschenfreunde das so oft vergoldete Geheimniss zum letzten Mal zahlten und das einfach gehärtete Stück Eisen der ganzen Welt vor Augen legten. So sei vor kurzem die Zange in eben dem Lande, wo ihr einst jede Aufnahme schändlich versagt worden, so oft gebraucht und gemissbraucht, dass man hätte glauben sollen, die Natur habe ihr Geschäft der Gebärung aufgegeben und es der Zange des Geburtshelfers zum Werke überlassen.

Wenn einige Hebärzte Instrumente zu oft und mit Schaden angelegt, so hätte es wieder andere gegeben, welche nicht selten die Urheber eines nicht minderen Unheils dadurch wurden, weil sie sich derselben niemals bedienen, sie fast als ganz entbehrlich ausgeben wollten. So nachtheilig indessen diese auffallende Verschiedenheit der Meinungen und Grundsätze in einzelnen Fällen gewesen sein möge, so scheine sie doch im Ganzen und im Zusammenhange für die Scienz selbst einigermassen auch wieder ihr Gutes gehabt zu haben; denn, da jeder Theil seine Gründe für seine Sache anführte, so konnte unparteiisches Prüfen, Studium, Zeit und Erfahrung aus ihnen das bessere Mittel erheben, und unter manchen Widersprüchen die Geburtshülfe endlich zu dem besseren Stande bringen, in welchem wir sie heute fänden.

Schon sei sie jetzt ungemein sanfter und hülfreicher als ehedem; zuverlässig werde sie beides noch immer mehr, je mehr sich Personen dieselbe zum Geschäfte machen können, welche die mannigfachen dazu erforderlichen Kenntnisse im ganzen Umfange eigen hätten. Aber leider werde dies noch lange nur auf einem Mi-

nimum unseres Erdballes der Fall sein, indem wissenschaftliche Geburtshülfe, wie es scheine, nicht anders als mit höherer Aufklärung wandeln und nur neben vorurtheilsloser Moralität bestehen könne.

Maria Theresia verdanke man die Einführung eines besseren Entbindungswesens in den österreichischen Staaten. Es sei eine der grössten Wohlthaten gewesen, welche diese verklärte Fürstin reichlich über die Menschheit verbreitete, dass sie das Studium der Heilungswissenschaften im Umfange ihrer Reiche erweckte und es mit zum Grunde der Wohlfahrt ihrer Völker legen wollte. Bis dahin trieben die mehrsten Hebammen ihr Geschäft, ohne vorher darin unterrichtet worden zu sein, ohne Grundsätze, sowie es die eine von der anderen gut oder übel abgesehen hatte. Geburtshelfer gab es keine oder sehr wenige und diese übten ihre Kunst nur als Nebensache, in verzweifelten und also meistens unglücklichen Fällen. Jetzt ward nicht allein eine öffentliche theoretische Schule über Geburtshülfe veranstaltet, sondern, des Sträubens vom Fanatismus und altem Vorurtheile ungeachtet, angehenden Geburtshelfern, sowie künftigen Hebammen auch Gelegenheit vergönnt, Geburten beizuwohnen und Niemandem mehr erlaubt, mit dem Entbindungswesen sich abzugeben, ohne vorher den angeordneten Unterricht darüber genommen und mit Beifall daraus geprüft worden zu sein.

Ohne Zweifel hätte der Staat mittelst dieser Einrichtungen mehr fähige Geburtsärzte und Hebammen bekommen, als er vorhin hatte; doch würde demselben noch mehr gedient gewesen sein, wenn nicht so manche ganz unvorbereitet, ohne alle literarische Cultur, ohne jede nothwendige Hülfswissenschaft, der Entbindungskunst sich gewidmet hätten.

Höhere Ausbildung dieser Kunst wäre immer vorzüglich das Geschäft der Wundärzte gewesen, wie sie denn auch ein natürlicher Theil der Wundarzneikunst überhaupt sei, indem sie nicht allein Kenntnisse, sondern neben diesen auch methodische Behändigkeit fordere, welche sich einzig von geschickten Meistern angewöhnen und durch chirurgische Handübungen erwerben lassen. Wenn schon seit mehreren Jahren unsere Katheder der Zergliederungs- und Wundarzneikunde mit rühmlich bekannten Lehrern besetzt seien, und manche geschickte, dem Staate nützliche Männer aus ihrer Schule hervorgetreten, so habe der Wundarzneikunde noch immer jene Ständigkeit gefehlt, welche die Kunst vom Handwerke und die Wissenschaft vom Gewerbe unterscheide.

Es sei Joseph II. vorbehalten gewesen, so manches zur Reife der Vollkommenheit zu bringen, was zur Beförderung des allgemeinen Wohles abzielte.

Seit der Errichtung des, von ihm der Wundarzneikunst gewidmeten, Tempels sehe sich Oesterreich und mit ihm das ganze Deutschland in dem Besitze einer eigenen Akademie, wo die wichtige Kunst in allen ihren Zweigen gelehrt werde, und wo Alles, was auf dieselbe nur mittelbaren Bezug hat, bis zum Ueberflusse vorfindig sei.

Seinem beispiellosen Edelmuthe habe man ebenso die verbesserten Einrichtungen der Kranken- und Versorgungshäuser in der Hauptstadt zu danken. Auf seinen Befehl sei auch das weitschichtige Krankenhaus eingerichtet, wo sich die Vorsorge des guten Stifters sogar auf das erstrecke, was zur Gemächlichkeit des Menschen beitrage, während man in so manchen anderen Ländern noch nicht einmal angefangen habe, für ihre Nothwendigkeiten Mittel zu treffen.

Wenn ehedem im St. Marx-Spitale eine Anstalt bestanden habe, wo unverheirathete Schwangere unterkommen und gebären konnten, so wäre sie so elend beschaffen gewesen, dass nur solche, denen die äusserste Noth bereits Alles erträglich gemacht hatte, sich dahin versteckten. Andere, schon vom Namen des Ortes verscheucht, wären gezwungen gewesen, sich den Ränken einer oder der anderen habsüchtigen Person zur Beute zu geben. War die Mittellose entbunden, so ängstigte sie wieder die Ungewissheit, wo sie ihr Kind unterbringen werde; denn noch bestand keine ordentliche, eigens und genugsam dotirte Stiftung, wo die arme Mutter zuverlässig Nahrung für ihr Kind hätte finden können, das sie noch kurz vorher von ihrem Blute erhielt.

Mittelst Errichtung des jetzigen Gebär- und Findelhauses habe der Wohlthätige auch für diese Classe Hülfsbedürftiger Rath geschafft und dabei der Welt ein Beispiel von philosophischer Mässigung und Duldsamkeit gegeben, wodurch jenes Vorurtheil entnervt werde, das so manches junge Weib zur Last ihrer Anverwandten, zu ihres Kindes und ihrer eigenen Mörderin machte.

Den Niederkunften unentgeltlich aufgenommener Schwangeren hätten angehende

Geburtshelfer und Hebammen schon ehedem beiwohnen können, allein es war dabei nicht auf einen bestimmten und systematisch geleiteten Unterricht angetragen. Da, wo sie eigentlich technische Lehre erhalten sollten, fehlte es am Nothwendigsten dazu: an Schwangeren und Kindbetterinnen. Weil es der Einsicht des Kaisers nicht entgehen konnte, dass nach so mancher getroffenen Verbesserung in den öffentlichen Lehranstalten der Medicin und Wundarzneikunde auch das praktische Institut der Geburtshülfe einer zweckmässigen Erweiterung bedürfe, indem eben zu dieser wissenschaftlichen Kunst, mehr als zu jeder anderen, übende Anführung wesentlich erfordert werde, so hätte er, aus eigener wissenschaftlicher Einsicht, die ganze Abtheilung des allgemeinen Gebärhauses zum praktischen Lehrinstitute dieses Heilfaches erhoben. „Eine Geburtsschule, sprach er, „wenn sie der Absicht entsprechen soll, muss auf mehrere Schwangere Platz haben. Zum Krankenbette kann man die Studirenden zu jeder Stunde führen; man findet den Kranken und die Krankheit immer; aber mit Schwangeren verhält es sich anders: diese lassen sich mit der Niederkunft an keine Zeit binden".

An dieser neuerrichteten Schule hätten künftig alle die in der Geburtshülfe sich zu befähigen, welche um die Freiheit, sie zu üben, hier geprüft werden wollten. Es würden darin stets sechs angehende Geburtshelfer und ebenso viele Hebammen auf einige Zeit Wohnung, Betten, Holz und Licht frei haben und unter belehrender Anleitung den Niederkunften beiwohnen können. Nebst dem täglichen Unterrichte am Geburts- und Wöchnerinnenbette wären die Woche 2 mal öffentliche Vorlesungen über allgemeine praktische Entbindungskunst zu halten, wozu nach gehörtem theoretischen Curse an der Universität für die Studirenden der Arznei und Wundarznei, sowie für angehende Hebammen der Eintritt unentgeltlich sei.

Ihm habe man das Lehramt an dieser Schule übertragen. Er wage nicht, die Vorzüge dieser Lehranstalt zu berühren, aus Furcht, dass man dasjenige, was eigentlich dem Institute an sich selbst gemeint war, auf die Person deute, welcher dasselbe anvertraut sei. Er wolle desshalb nur in kurzem etwas von den Lehrvorkehrungen des Auslandes, wo Entbindungskunst am meisten in Aufnahme sei, erwähnen.

Obgleich in Paris in Ansehung der Theorie der Geburtshülfe viel geleistet werde, so müsse er doch freimüthig bemerken, dass die Anstalten zu dem praktischen Theile dieser wissenschaftlichen Kunst bei weitem nicht so vortheilhaft beschaffen wären, wie man sich dieselben insgemein vorstelle. Die sogenannten Amphitheater der Geburtshülfslehre seien ungeräumige Wohnungen einiger Weiber, wo gegen ein geringes Entgelt von den Schülern wöchentlich eine und die andere dürftige Schwangere untersucht und zur Zeit in Gegenwart aller Lernenden und des Professors niederkommt. Im Hôtel Dieu, wo jährlich 1500 Geburten vorkämen, bestünde keine praktische Lehrsanstalt für Geburtshülfe. Entsprechender seien die Anstalten zur ausübenden Geburtshülfslehre in England und Schottland. Im Hospitale zu Edinburg habe man eine besondere Abtheilung für die Entbindungsschule und in London wären einige ausschliesslich dazu errichtete Gebärhäuser, wo freilich die Gelegenheit, die Begünstigung, Geburten beizuwohnen, seltener als bei uns, und für manchen Ausländer, wenn er nicht sonderlich reich, insgemein zu kostspielig sei. Trotzdem sollte doch Niemand, dem die Umstände es erlauben, dieses Land der Künste und Wissenschaften unbesucht lassen. Auch der schon gebildete Geburtshelfer werde daselbst noch immer Stoff genug zur Bereicherung des Vorrathes seiner Kenntnisse auffinden.

Hieraus erhelle, wie erschwert und kostspielig im Auslande, da sogar, wo Geburtshülfe vorzüglich besteht, die Gelegenheit ist, in derselben sich praktisch zu unterrichten; in so manchem anderen Lande sei diese Gelegenheit gar nicht zu haben. Hier dagegen bekämen sie die Schüler unentgeltlich, hätten dazu noch Wohnung und Unterricht frei und könnten in einer Woche mehreren Niederkünften beistehen, unter Anleitung eines eigens aufgestellten Lehrers, als wo immer anders in vielen Monaten.

Kritik und Polemik.

Es gibt bekanntlich viele medicinische Kritiker, wenigstens solche, welche auf diesen Namen Anspruch machen, weil sie an kritischen und Recen-

sionsinstituten beschäftigt sind und hunderte von Kritiken geschrieben haben; trotzdem dürfen sie bloss desshalb keine Kritiker genannt werden. Und umgekehrt gibt es eine kleine Zahl von Aerzten, welche vielleicht nie in ihrem Leben eine officielle Kritik veröffentlichten und die man trotzdem zu den grössten Kritikern aller Zeiten rechnen muss. Zu diesen Männern gehört unser Boër. Wenn er auch nur eine kritisch-polemische Schrift verfasst hat, so wiegt diese eine hunderte von Kritiken der gewöhnlichen Berufskritiker auf; hier zeigt sich die Wahrheit des Wortes: Viele sind berufen, aber wenige auserwählt. Ueberdies ist die Kritik die Grundlage aller seiner reformatorischen Bestrebungen.

Boër's „Bemerkungen über die von Herrn Bernhard Guerard an einer Gebärenden zu Düsseldorf gepflogenen ausserordentlichen Entbindungsart, hauptsächlich die Schambeintrennung betreffend“, hatten auf dem Gebiete der Geburtshülfe dieselbe Wirkung, als die antiquarischen Briefe Lessing's auf dem der Archäologie. Wie diese den, bisher als eine Auctorität bewunderten, Archäologen und Philologen Klotz als einen ebenso seichten Kopf, wie unwahren und hämischen Charakter an den Pranger stellten, dass das Wort „Klotzianismus“ von jetzt an in der deutschen Sprache die traurigste Afterkritik bezeichnete, eine ähnliche Wirkung erzielte die kleine Schrift Boër's hinsichtlich des damals als ein Wohlthäter der Menschheit gefeierten, Franzosen Sigault und der von ihm erfundenen Symphyseotomie. Diese Operation hatte, als der Erfinder sie 1777 bekannt machte, solches Aufsehen erregt, dass die französische Facultät in Paris eigens Medaillen mit dem Bildniss des Verfassers schlagen liess. Da erschien Boër mit seiner Schrift gegen Guerard, den die Lorbeern Sigault's nicht hatten schlafen lassen. Um den allgemeinen Enthusiasmus, mit dem diese barbarische Operation aufgenommen worden, war es geschehen, und kein wirklich bedeutender Geburtshelfer hat sich fortan für sie begeistern können. Die Veranlassung dieser meisterhaften Kritik Boër's war die Schrift Guerard's: „Umständliche Nachricht des Zufalles, wesswegen der Durchschnitt der Symphyse der Schambeine den 11. Mai 1778 in Düsseldorf unternommen wurde, sammt den Folgen auf diese Operation, nebst einigen Bemerkungen in Ansehung dieses Gegenstandes, Düsseldorf 1779.“

B. motivirt seine Kritik damit, dass Guerard es hätte wagen können, die bei dieser Operation begangenen Fehler und die betrübten Folgen seines individuellen Benehmens auf eine Art zu schildern, als läge gleichsam die Grundursache davon in dem Systeme der wissenschaftlichen Kunst selbst, es sei desshalb die Pflicht eines jeden andern von gleichem Berufe, die Sache genauer zu zergliedern, die Irrthümer derselben in ihr wahres Licht zu setzen und zu zeigen, was nach den Grundsätzen der Kunst hätte geschehen oder nicht geschehen sollen, damit in den Augen des Publicums die Kunst und die Ungereimtheiten desjenigen, welcher sie ausgibt, nicht zum Nachtheil der ersteren miteinander verwechselt werden mögen.

Als Guerard, öffentlicher ordentlicher Lehrer der Wundarzneikunde und Hebammenkunst in Düsseldorf, zu einer Kreissenden gerufen wurde, der schon 24 Stunden vorher die Wasser abgegangen waren und deren conjugata nicht viel über 2 Zoll betrug, liess er den Correpetenten seiner Vorlesungen und einen Regimentsfeldscherer zur Consultation rufen und trug ihm seine Ansicht vor, „dass hier die schönste Gelegenheit sei, zur Aufnahme der Kunst, den Kaiserschnitt oder die Schambeintrennung zu machen.“ Der erfahrene Regimentschirurgus war vollkommen der Meinung des Herrn Professors; nicht so der Correpetent, welcher das Ding besser zu verstehen glaubte. Er sagte dem Herrn Professor rundweg, dass hier weder der Kaiserschnitt noch Schambeintrennung nöthig sei, indem er ungeachtet aller Hindernisse sich getraue, das Kind zu wenden und gar vielleicht lebendig auf die Welt zu bringen, wenn man ihm nur helfen wollte. Der Herr Professor trat nun der Meinung des Correpetenten bei. Nun ward mit der Wendung begonnen. War aber das Becken wirklich so eng, wie Herr Guerard versichert, so hätte derselbe seinem Correpetenten auf der Stelle ein derbes Collegium lesen, ihn magistraliter auf die Finger klopfen und allenfalls, bis er selbst sich die ersten Anfangsgründe der Hebammenkunst eigen gemacht habe, ab officio suspen-

diren sollen. Nachdem man der Frau zur Ader gelassen, fing der Correpetent, von Guerard und dem Regimentsfeldscherer unterstützt, die Wendung an und arbeitete 3 Stunden lang, um einen Fuss des Kindes herauszubringen; da er den anderen nicht holen konnte, arbeitete er ferner noch 2 Stunden, um das Kind vermittelst dieses Fusses zu wenden. „Unterstützt haben sie den Correpetenten. Nun möchte man um des Himmelswillen wissen, wie man Jemanden, der beschäftigt ist, mit der Hand zu den Füssen der Frucht im Mutterleibe zu gelangen, unterstützen kann? Haben sich der Herr Professor und Regimentsfeldscherer mit dem unbedeutenden Geschäfte abgegeben, während der Operation der Frau die Füsse zu halten; so heisst ja dies doch eigentlich nicht, die wendende Person unterstützen. Drei Stunden zu arbeiten, um einen Fuss herabzubringen!" Ueberzeugt von der Wahrheit dessen, was Herr Guerard immer gesagt hatte, und auf das Heftigste ermüdet, musste endlich der Correpetent, wie Herr Professor bat und schon lange anrieth, von der Arbeit abstehen.

Man brachte nun die Frau zu Bette und verliess sie. Als man um die verabredete Zeit wieder zusammengekommen war, so wagte Herr Guerard noch einmal den Durchschnitt der Schambeinsymphyse vorzuschlagen.

Da der Eingang des Beckens nicht viel über 2 Zoll, der Kopf des Kindes von hinten nach vorn fünf und von einer Seite zur andern gegen vier Zoll mass, so hätte diese Operation im gegebenen Falle gar nicht stattfinden dürfen, indem das Becken auf keine Weise so erweitert werden konnte, dass das Kind ganz todt oder lebendig dadurch wäre zur Welt zu bringen gewesen. Auch hätten unzweideutige Zeichen von dem Leben der Frucht zugegen sein müssen; denn der Kaiserschnitt und die Durchschneidung der Schambeine werden an Lebendigen nur gemacht, um Mutter und Kind zugleich zu retten. „Die Schambeintrennung ward dem Kaiserschnitte vorgezogen, weil dieser fast allzeit tödtlich sei, man aber einstweilen ein Beispiel von der Operation der Schambeintrennung habe, welche aber von glücklichem Erfolge gewesen sei." Wie unvergleichlich argumentirt! Herr Guerard verrichtete nun die Operation nach seiner eigenen Einsicht. Nach geschehener Trennung ersah er, dass die Auseinanderweichung der Schambeine ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll betrug, es fehlten aber noch gegen dritthalb Zoll. Die Lage des Kindes liess nun Herrn Guerard die Nothwendigkeit einsehen, es zu wenden. Der Herr Professor versuchte es vermittelst des schon herausgezogenen Fusses und anderer Handgriffe. Aber auch dies schlug fehl.

Demzufolge unternahm jetzt Herr Guerard, den Schenkel vom Rumpfe des Kindes abzulösen, als das einzige Mittel, um den anderen Fuss suchen, oder wenigstens die obere Beckenöffnung davon befreien zu können. Als Hr. Prof. das Kind zerstümmelte, war dasselbe todt oder lebendig? todt seit wann? War es schon abgestorben, als man die Schambeintrennung machte? Also war die Operation nicht angezeigt. Lebte dasselbe dazumal noch, so starb es unter Guerard's Händen. Starb aber das Kind nicht in der kurzen Zwischenzeit von erstgenannter Operation bis zur Fussablösung, welch' Unternehmen, das lebende Kind zu zerstückeln! „Indessen liess sich der Fuss auf eine solche Art ablösen, dass man den Schenkel sehr leicht in die Gebärmutter zurückschieben und sich also einen freien Eingang verschaffen konnte." Erst wollte Herr Guerard den Schenkel auslösen und nun sieht man auf einmal, dass er sich bloss mit dem Fusse begnügt habe.

Da nach fünfstündiger Wendung, nach angestellter Schambeintrennung, nach einer anderen neuerdings versuchten Wendung und vollzogenen Auslösung des kindlichen Fusses noch immer nichts ausgerichtet worden, so war zum Glücke für die bedauernswerthe Frau nun nichts mehr anders übrig, als endlich dem Kinde noch zum Kopfe zu sehen. „Herr Guerard wandte viel Mühe und Behutsamkeit an, als er an dem Kopfe die Oeffnung vornahm. Je nachdem das Gehirn ausgeleert wurde, trat die Hirnschaale mehr herab. Man konnte aber keinen Haken zum Festhalten anbringen, und wegen Enge des Beckens und der Lage des Kopfes griff auch die Zange nicht an." Es war Abends um 4 Uhr, als die Kreissende zu Bett gebracht wurde.

Gegen 9 Uhr desselben Abends bemerkte die Kreissende, dass ihr etwas gegen die Scham vorgerückt sei; ein Wundarzt, der sie bewachte, sah den Kopf des Kindes; er ergriff solchen und vollendete in wenig Zeit und ohne die Frau eine andere Lage nehmen zu lassen, eine Geburt, welche dem Herrn G. so viele Mühe gekostet hatte. So rächte selbst die Natur sich schrecklich! Die Nachgeburt folgte von selbst. Am 21. Tage endigte der unvermeidliche kalte Brand die Lei-

den der Frau. Man will hier nicht die ärztliche und wundärztliche Behandlung dieser verunglückten Kranken untersuchen, wiewohl Vieles dabei zu erinnern wäre.

„Du aber verscheuchte Gattin und Du zärtlicher Gatte, die ihr die ganze Geschichte ursprünglich gelesen, nicht mehr müsse euch die traurige Vorstellung derselben die süsse Frucht vergällen, Vater und Mutter zu werden. So grausam handelt die ächte Geburtshülfe nie. In diesem Falle hätte im Anfange beim Leben des Kindes der Kaiserschnitt oder, wenn es todt, die Perforation unternommen werden müssen".

„Die im beschriebenen Falle begangenen Fehler sind also nur dem Geburtshelfer, keineswegs aber der einfachen, sichern und wohlthätigen Geburtshülfe selbst aufzubürden."

Allgemeine Geburtshülfe.

Wie es eine allgemeine Medicin gibt, so existirt auch eine allgemeine Geburtshülfe. Diese bezieht sich auf Themata, bei welcher sozusagen die ganze Geburtshülfe mit in Frage kommt und namentlich ihre Verhältnisse und Pflichten zur Gesellschaft und Ethik berücksichtigt werden.

Man darf behaupten, dass Boër als der Hauptbegründer der allgemeinen Geburtshülfe zu betrachten ist.

Seine Gedanken hat er in den „Aphorismen verschiedenen Inhalts" niedergelegt.

Wir heben hier nur folgende hervor:

„Je mehr Schwangere und ihre Angehörigen sich einbilden, unter die süsse Herrschaft der Mode zu gehören, desto dunkler muss das Zimmer gehalten werden. Und um auf recht grossem Fusse verfinstert zu sein, so muss der Geburtshelfer und der Arzt, die Hebamme und die Wärterinnen, wenn sie am Tage in das Schlafgemach treten, so gut als blind sein und auch wieder blind von da herauskommen."

„Vermeidung zu grellen Lichtes, rauher Luft und grösserer Unruhe für Mutter und Kind, ist allerdings nothwendig. Aber bei lebendigem Leibe, am hellen Mittage, wie in einer Todtengruft zu liegen, und so lange jedes erquickenden Lichtreizes zu entbehren, ist von Geschöpfen, welche die Natur nicht zu Marmotten geschaffen, unbegreiflich."

„Narcissen und Nelken stellt man zu Tage, damit sie gedeihen; die Gefangenschaft erschwert man durch das Finstere des Kerkers; und die erst gewordene Mutter und ihr Kind verhüllen sie in die Nacht eines zehnfach verhängten Winkels, damit sie nicht krank werden. Welch ein Chaos von Unsinn und Widerspruch! Eben die schwache Wöchnerin braucht des Schattenlichts am meisten, denn es ist ein unentbehrlicher, und der sanfteste und wohlthätigste Reiz für jedes lebende Geschöpf."

„Die Natur bringt nicht überall dasselbe und wo sie es hervorbringt, nicht überall gleich an Vollkommenheit und Reichthum hervor. Klima, Erdstrich und manch andere Verhältnisse wirken hierin einen wesentlichen Unterschied."

„In der Geburtshilfe, so wie in der Arzneikunde überhaupt, ist die Aufstellung vieler falscher Grundsätze und die üble Anwendung der wenigen wahren Schuld daran, dass viele Mütter und Kinder methodisch krank gemacht werden und mitunter zu Grunde gehen, welche ausserdem von Natur wohlbehalten und gesund bleiben würden."

„Es gibt Länder, wo man um nichts mehr für ein kleines Kind in die Kost zahlt als für einen jungen Hund; und da wundert man sich noch, warum die Kinder so häufig in der Kost sterben!"

„Die meisten Mütter und neugeborenen Kinder werden krank, nicht aus natürlichen Ursachen, sondern, weil man sie naturwidrig behandelt."

„Wenige Krankheiten neugeborener und säugender Kinder sind durch die Kunst heilbar; aber viele derselben könnten durch Befolgung vernünftiger Vorschriften und Unterlassungen mancher Albernheiten vermieden werden."

„Das Erste in der Erziehung der Kinder sei die Sorge für einen gesunden und starken Körper. Wenn die natürliche Vernunft sich bei ihnen zu entwickeln anfängt, dann ist es Zeit genug, sie allgemach und ohne Anstrengung durch Bildung des Herzens und des Verstandes, jedes nach seiner Art und Fähigkeit, zu Menschen zu machen; sonst werden Geschöpfe aus ihnen, welche an körperlichen Kräften nicht zu den Thieren und an moralischen Eigenschaften nicht zu den Menschen passen."

„Grössenlehre ist zwar jedem Gelehrten und Künstler nothwendig, folglich auch dem Geburtshelfer. Die Gebärung selbst aber, die Potenzen, durch welche sie verrichtet wird, und überhaupt das Ganze dieser wunderbaren Function lassen sich nicht nach mathematischer Form erklären, so wenig als das Geschäft der Athmung oder des Blutkreislaufes. Es ist schon viel, in diesem Betreffe mathematisch zu wissen, dass man mathematisch nichts wisse; und doch ist es nur die mühsam errungene Erkenntniss eben dieser gelehrten Unwissenheit, welche den ordentlichen Geburtshelfer vom Ignoranten unterscheidet."

„Es gibt Krankheiten, welche die Natur allein heilt und andere, welche die Natur allein nicht heilt. Viele aber heilt weder die Natur, noch die Kunst. — Allerdings sehr einfach, und doch so wenig in Bedacht genommen."

„Ohne zustimmiges Einwirken oder wenigstens Ertragen von Seiten der Natur wirkt die Kunst in Heilung der Krankheiten nichts zum Gedeihen."

„Die jedem animalischen Körper innewohnende Eigenschaft, vom kranken Zustande unter gewissen Grenzen und Bedingnissen, oder durch Bereitung und Ersatz des Abgehenden oder wie immer anders in den Stand der Gesundheit von selbst wieder überzugehen, kann wohl nicht geläugnet werden. Diese Heilkraft der Natur, man nenne sie übrigens wie man will, obwohl wir sie in ihrer Wesenheit nicht kennen, zeigt sich uns doch deutlich und wohlthätig in ihren Wirkungen."

„Oertliche Defecte und Hindernisse in der Gesundheit hebt öfter die Kunst, und ohne diese würde die Natur in manchen Fällen unterliegen; insofern heilt die Kunst. Die Empfänglichkeit aber für diese Kunstheilung und die Genesung selbst ist einzig und immer das Werk der Natur. Diese widersteht nicht allein der Krankheit, sondern sie überwindet noch öfter die Fehler und Unbilden des Arztes."

„Es ist etwas anderes geheilt werden und es ist etwas anderes genesen. Viele Kranke genesen, ohne geheilt zu werden."

„Nicht selten ist die Heilungsart der Kunst der Heilungskraft der Natur entgegengesetzt; wehe dann dem Kranken in der Mitte!"

„Die Genesungskraft ist so wie andere Kräfte in der Natur über unsere Begriffe und ist unveränderlich, wie die Natur selbst."

„Es steht mit der Behandlung der Krankheiten nicht besser als mit den Moden. Jedes Jahrzehend hat seine eigene und die folgende ist immer im Widerspruche mit der vorhergehenden und rühmt sich ihrer Vorzüge. Ungeachtet dessen hat es mit dem Gesund- und Kranksein, dem Genesen und Sterben der Menschen und Thiere immer so ziemlich eine gleiche Bewandtniss."

„Nach allgemeinen Naturgesetzen müssen unter bedingten Umständen gewisse Krankheiten zur Genesung und andere in Tod übergehen. Die ersteren sind in der Natur für sich heilbar und die letzteren für sich tödtlich. Wenn bei jenen die Kunst nicht immer einiges Verdienst hat, so kömmt ihr bei diesen nie etwas zur Schuld."

„Eine vollkommene und allgemeine Fäulung kann allerdings in einem nicht todten animalischen Körper nicht statthaben. Allein in dem Masse, wie die Lebenskraft in ihm abnimmt, in eben dem Masse muss in demselben die fatale Eigenschaft, in Fäulniss überzugehen, nothwendig zunehmen.“

„Und doch ist es etwas anderes, in dem animalischen Körper die Kraft, der Fäulung von selbst zu widerstehen, zu erhalten; und etwas anderes, zu verhindern, dass er nicht in Fäulniss versetzt werde. Was also Fleisch und Sehnen vor Corruption verwahrt, scheint desshalb kein Mittel zu sein, einen Kranken von einem sogenannten Nerven- oder Faulfieber zu heilen.“

„Bei Heilung der Krankheiten kömmt es hauptsächlich darauf an, die Lebenskraft nach Verschiedenheit der Ursache und der Art ihrer Abnahme aufrecht zu erhalten und die Anlage zur Fäulung durch Mittel zu heben, welche mit jener ersten Anzeige nicht im Widerspruche sind. In dieser arzneilichen Hinsicht ist ein Eibisch-Absud unter gewissen Voraussetzungen so gut antiseptisch, als in anderen Verhältnissen ein Chinadecoct.“

„Wenn manche Aerzte Krankheitsgeschichten lesen und dann darüber urtheilen oder auch nicht urtheilen, so ist es selten, dass sie nicht etwas in der Behandlungsart auszustellen haben, meistens hätte nach ihrer Meinung der Kranke erhalten werden können, wenn — wenn es ebenso leicht wäre zu wissen, was geschehen wird, als was geschehen ist.“

„Keine Bedingung zur Geburt ist bei einer Gebärenden oder zu gebärenden Frucht jener bei einer anderen Geburt gleich, nicht in Bezug auf das Eine allein, noch weniger auf beide zusammen. Es liegt aber in der Natur, dass dieselbe das Geschäft der Gebärung in jedem einzelnen Falle auf die Weise gehen mache, wie es nach der Individualität dieses Falles gehen kann und muss. Diese mächtige, alles schlichtende Kraft beim Gebären ist nicht zu verkennen. Nur eigentliche Missverhältnisse und Abweichungen, welche für uns zum Theil erkennbar, zum Theil, sonderlich insofern sie in den Potenzen der Gebärung liegen, nicht erkennbar sind, nie sein werden, können hierinfalls eine Ausnahme machen. Ist einmal eine solche Ausnahme wirklich vorhanden und unmittelbar oder wenigstens aus ihren Folgen anerkannt; so bestimmt sie die Nothwendigkeit, die Geburt durch äusserliche Hülfe jedesmal auf die gelindeste und passendste Art zu befördern. Alles, was ausser dieser gesetzten Nothwendigkeit durch Kunst geschieht, ist eitle Pfuscherei, zur Marter und zum Verderben für Mutter und Kind.“

„In der Theorie der Geburtshülfe ist bisher alles einseitige, triviale, selbst in ihren ersten Fundamentalzügen zum Theil fehlerhafte Norm. Innerhalb dieser, nur in ihrer äussersten Grenze vielleicht richtig bezeichneten Norm, geht in der gebärenden Natur das Meiste ganz verschieden von dem, wie wir es uns einbilden oder nicht einbilden, zu seinem Zwecke. Entbinder und Hebammen, welche von diesen, jede Geburt, freilich oft in kleinen, aber darum doch wesentlichen, von uns nicht durchaus einsehbaren Nüançen, verschieden bestimmenden Bedingnissen und Gesetzen am wenigsten wissen, dieselbe also auch gar nicht würdigen können, sind insgemein aber diejenigen, welche beim Gebären überhaupt am meisten zu richten, zu handthieren und zu meistern haben.“

„Lucinen's Tempel muss ein wahrer Tempel der Nacht sein, weil diejenigen, welche insonderheit sich rühmen, darin geschrieben zu haben, zuverlässig dabei nicht gesehen haben.“

„Es ist nichts so zuträglich, eine gesunde Kindbetterin krank zu machen, als sie eine strenge Diät halten und nebenbei noch Abführmittel nehmen zu lassen.“

„Kernmilch und vieles wässerigtes laues Getränke verderben bei Kindbetterinnen die ersten Verdauungswege und machen sie überhaupt kränkeln. Fordert nicht eine gegenwärtige wirkliche Krankheit eine Ausnahme, so lasse man jede cum grano salis bei ihren gewöhnlichen Speisen.“

„Manche Weiber erholen sich schwer oder Zeit ihres Lebens nicht von ihrem Kindbette, bloss desswegen, weil sie sich in demselben, besonders in den Herbst- und Wintermonaten gar nicht oder nicht lange genug ordentlich verhalten haben.“

„Der einzige Umstand, dass man der Mutter ihre Kinder erst nach mehreren Stunden oder Tagen an die Brust legt, hat so viele Weiber um Schönheit, Gesundheit nnd Leben gebracht, dass es kein Wunder ist, wenn das natürlichste Geschäft jeder Mutter, die Säugung, endlich zum Abscheu geworden. Doch ist noch öfter die Unterlassung dieser mütterlichen Pflicht von ebenso traurigen Folgen. Die meiste Schuld von diesem Unheile, in einem sowie im anderen Falle, liegt auf unwissenden Hebammen und anderen Kunstindividuen, welche sich endlich doch eines besseren belehren sollten.“

„Es ist besser, dass das Wasser bei der Gebärung lange stehe, als dass es frühzeitig ablaufe, und man fehlt, so lange keine sehr gefährliche Umstände eintreten, nicht so leicht dadurch, dass man die Häute nicht sprengt, als dadurch, dass man sie sprengt.“

„Wenn die Wehen schwach und sehr selten sind, so werden sie meistens stärker und kommen häufiger, wenn die Kreissende sich auf die Seite legt.“

„Die natürlichste und beste Entbindungsart ist, dass die Gebärende vollkommen zur linken Seite liege, den Hintern gegen den Rand des Bettes gekehrt, die Knie gegen den Bauch gezogen.“

„Die kalten Umschläge und Einspritzungen in Blutflüssen aus der Gebärmutter sind ein mächtiges Mittel dagegen; aber eben desswegen muss man nicht zu voreilig damit sein und sie mit Mässigung gebrauchen, weil sie sonst Entzündungen und andere Krankheiten hervorbringen, welche gefährlicher sind, als oft das Uebel gewesen sein würde, wider welches sie vor der Zeit angewendet worden.“

„Es gibt allerdings Fälle, wo es rathsam und nothwendig wird, die Nachgeburt aus der Höhle der Gebärmutter mit der Hand herauszubefördern; indessen sind sie seltener, als viele Geburtshelfer zu glauben scheinen. Wer indessen wissen will, wie sich der Mutterkuchen allenfalls auf eine gute Art mit der Feuerzange herauskitzeln lasse, der mag's in G. lernen. In J. servirt man ihn mit Löffeln.“

„Beim Gebären in einer Seitenlage, vorzüglich auf der linken Seite, mit den Schenkeln gegen den Bauch gezogen, schmiegt sich die Gebärmutter am gemächlichsten auf den Eingang des Beckens. Dabei wird sie ausser und unter den Wehen von dem Andruck der Schenkel sanft und stets gleichmässig unterstützt und presst so weniger gegen das Querfell und die Brusthöhle. Nur bei gewissen Operationen, sonderlich mit Instrumenten, scheint die Rückenlage einen Vorzug zu haben.“

„Diejenigen, welche behaupten, man könne in der Geburtshülfe in jedem Falle der Instrumente entbehren, haben das Unglück, an Phantasien zu leiden; Zeit und Gelegenheit heilen sie jedoch zuverlässig von diesem Wahne. Aber jene, die ohne Nothwendigkeit Instrumente gebrauchen, meistens aus Eigennutz oder übelverstandener Ruhmsucht, Unwissenheit oder Charlatanerie, sind dreiste Menschen, welche Mutter und Kind immer zugleich misshandeln. Diese sind insgemein nicht zu bessern und sie bleiben, so lange sie leben, die Blutfeinde der gebärenden Natur.“

„Ein Mensch, welcher bei 25 Geburten unter 47, wie sie nacheinander kommen, die Kinder mit der Zange hinwegnimmt, verdient nicht sowohl den Namen eines Geburtshelfers als eines Kopfziehers. Spricht er noch Zoten über andere, die es nicht auch so machen, so ist es Zeit, ihn zu bedauern.“

„Die producirende Natur kann ihre Werke nur nach und nach auf einen gewissen Grad von Vollkommenheit bringen, sowohl in einzelnen Fällen als in endlichen Reihen ähnlicher Producirungen. Innerhalb der Grenzen und zwischen den Bedingungen bloss zu sein und auf das Vollkommenste zu sein, wandelt sie in ihren Werken vor- und rückwärts. Hieraus lässt sich begreifen, warum von den gesundesten Eltern nicht immer gesunde Kinder kommen, und der gelehrteste Vater bei aller Erziehung mitunter einen Idioten zum Sohn haben kann.“

„Wie die Producte in ihrem Gange nur zu einem gewissen Grad von Vollkommenheit gelangen, so können sie auch nur auf einen gewissen Punkt von Unvollkommenheit sinken. So verlieren sich mit der Zeit angeborene Krankheiten, sowie angeerbte Eigenschaften, und so erzeugen endlich kranke und schwächliche Eltern wieder gesundere Kinder."

„Es wäre gut, wenn so wenig wider die Vervollkommnung der Menschen geschähe, als in positiver Verwendung für die Veredlung mancher Thiere gethan wird."

„Klima, Erde, Wasser und andere unverkennbare Mittel prägen den auf einer Plantagen gedeihenden Producten ihren einheimischen Charakter so nothwendig und so sehr ein, dass dieselben Arten von fremdem Herkommen, welche darauf gedeihen, von jenen der einheimischen nach längerer oder kürzerer Zeit fast nicht mehr zu unterscheiden sind."

„Eine Art von Verschiedenheit und Wechsel der zur Hervorbringung nöthigen Stoffe und Bedingnisse ist zur Vollkommenheit organischer Producte von wichtigstem Belange. Der beste Schlag von Thieren artet aus, wenn die producirenden Potenzen und Bedingnisse immer unter nahe verwandten Individuen derselben Race vor sich gehen."

„Zur Gedeihung und Vervollkommnung der animalischen Generationen kömmt es vorzüglich auf eine gesunde Art und die Energie derjenigen an, von deren Zukommen das erste Moment der Fruchtentwicklung abzuhängen scheint."

„Die der Mutter anklebenden Krankheiten und Defecte bei Thieren und Menschen gehen nicht so leicht und frequent in die Frucht über, als die Constitutionsgebrechen des erzeugenden Vaters."

„Thiere, deren männliche Individuen von besserem Schlage weder aus Arabien, noch Spanien ersetzt werden können, müssen nothwendig an Gesundheit und Kraft, an Wuchs, Temperament und Geist endlich auf die niederste Stufe der Existenz herabsinken, wenn zur Belegung nur immer die Krüppel und Schwächlinge übrig gelassen werden."

„Es schreibt sich über nichts so geläufig, als über das, was man nicht versteht und nicht weiss; desswegen sind die deutschen Bücher die zahlreichsten und auf zehn geburtshülfliche Schriftsteller kommt fast nicht ein brauchbarer Geburtshelfer."

„Das Schiefstehen des Kopfes vom Kinde, wenn man ihn nur so lässt, wie er steht, verursacht bei weitem der Gebärenden und dem Kinde nicht so viel Beschwerniss, als die uneinrichtbare Schiefheit der Köpfe mancher Accoucheurs und Hebammen, welche ungeschickter Weise sich so jämmerlich dabei geschäftig machen."

„Die erste Anzeige in allen geburtshülflichen, sowie in therapeutischen Handlungen überhaupt ist: nicht zu schaden; die zweite: zu nützen."

„Zur Cur einer jeden Krankheit gehört vorzüglich, dass dasjenige, was in der Abnormität selbst abnorm ist, verbessert oder hinweggeschafft werde."

„Eine Theorie, in welcher die ganze Summe so verschiedener zur Heilung wesentlicher, allerdings in jedem Falle anders bedingter Vermittlungen, nur in zwei Ausdrücken entgegengesetzter Modificationen zu bestehen scheint, kann in praktischer Hinsicht ebensowenig auf Vollkommenheit und Allgemeinheit Anspruch machen, wie eine andere, welche nur überall Saburra, Gallstoff und Unreinigkeiten in den ersten Wegen sieht."

„Von den bisher erschienenen Heilungssystemen ist keines vollkommen wie auch wohl nie eins sein wird. Sollte es nicht möglich sein, von jedem die brauchbaren Bruchstücke auszuheben und davon ein besseres Gebäude herzustellen, als

jedes einzelne ist, aus dessen Ruinen das anwendbar Materiale genommen worden. Nur müsste man den Bau nicht am Schreibpulte allein ausführen."

„Es ist eine löbliche, aber seltene Sache um die Wiederbelebung eines Erstickten. Aber täglich verderben und sterben eine Menge der schönsten und gesundesten Findelkinder, zu deren Erhaltung es wohl weder so viel Anstrengung noch Glück braucht; was müssten ausserdem für reichliche Prämien für die Rettung so vieler tausend Unschuldiger ausgesetzt werden."

„Zum Besten dieser Armen gibt es in Europa mehrere Findlingsinstitute. Hat indess eine solche Anstalt ihre wesentlichen Gebrechen, so ist sie in dem Lande, wo sie besteht, schädlicher als eine immerwährende Seuche."

„Manche gar gelehrte Entbinder in Deutschland haben noch eine wichtige Frage zu entscheiden: ob nämlich die Geburtshülfe eine Kunst sei oder eine Wissenschaft. Sie wollen sogar keine altdeutschen Hebammen mehr, sondern Geburtshelferinnen? Dass Gott sich erbarme! In Wörtern und Formen haben wir es weit gebracht."

Allgemeine Pathologie und Therapie der Geburtshülfe.

Eine allgemeine Pathologie und Therapie dieser Disciplin existirte vor Boër, wie auch heute noch nicht, als besondere Wissenschaft. Die Geburtshülfe, weil sie theoretisch als ein Theil der Wundarzneikunst aufgefasst wurde, war, trotz Röderer, überall noch keine wissenschaftliche Specialität; von der Chirurgie entlehnte sie bloss ihre Grausamkeit, ihre Instrumente und die manuelle Geschäftigkeit, von der inneren Medicin war sie aber noch weiter getrennt, als die Chirurgie. Wie die Leibeigenen zum Adel sich verhielten, so gestaltet war das Verhältniss der, meist den unwissendsten und rohesten Personen aus den niederen Ständen anvertrauten Geburtshülfe zu der vornehmen aristokratischen, im Purpurmantel und vergoldeten Stocke einherschreitenden, Medicin. Kein Wunder daher, dass die Fortschritte der letzteren die Geburtshülfe gar nicht berührten und dass die damals mit so vielem Erfolge aufgeblühte allgemeine Pathologie und Therapie zu ihr gar keine Fühlung nahm. War es auch in Hannover besser, so passt dies Bild doch auf das übrige Deutschland.

B.'s universellem Geiste blieb es vorbehalten, dies unnatürliche Verhältniss aufzuheben, nicht bloss eine theoretische Vereinigung mit der inneren Medicin herzustellen, sondern zugleich praktisch alle die allgemeinen Principien, welche sich in ihr bewährt, auf die Geburtshülfe zu übertragen. Aber er begnügte sich hiemit nicht bloss, sondern er zeigte auch, wie die Geburtshülfe mehr als jede andere Disciplin, mit anderen Wissenschaften und Künsten in Verbindung stehe, dass es für den Arzt eine Nothwendigkeit sei, diesen Connex und die Gründe dafür kennen zu lernen. So war er, ohne ein besonderes Lehrbuch darüber zu verfassen, der eigentliche Begründer der allgemeinen Pathologie und Therapie der Geburtshülfe.

Seine hierauf bezüglichen Ansichten sind durch alle seine Werke zerstreut. Die wichtigsten davon wollen wir hier jetzt zusammenstellen:

„Methodische Entbindungskunst ist nicht so enge beschränkt, ist von allen den Sprossen der Heilungswissenschaft eben derjenige, welcher am meisten mit anderen Disciplinen wesentlich zusammenhängt; denn ungemein verschieden sind die Erscheinungen und Zufälle in der Schwangerschaft, unter der Gebärung, und während des Kindbettes, und folglich auch eben so manchfach die dabei zu treffenden Massregeln und die Mittel, die bald von diesem, bald von jenem Lehrsystem abgezogen

werden müssen. Manche Theile der Physik und Grössenlehre sind dem Hebarzte strenge nothwendig, die es minder für den Chirurgen zu sein scheinen, und deren der Mediciner so gar entbehren kann. Auch ersetzen glückliches Gedächtniss, scharfe Beurtheilungskraft, und natürliche Geschicklichkeit nach zu gähem Uebergange von der Theorie zur Praktik in jedem andern Fache den Mangel vorläufiger Uebung mehr, als in unserer Kunst: mit den vollkommensten Geisteskräften, mit den herrlichsten Schulkenntnissen und mit aller natürlich gemeinen Behändigkeit steht der angehende Geburtshelfer fremd und unberathen am Gebärbette, so lange ihm praktische Anleitung und Erfahrung das Auge noch nicht auf den Finger gesetzt, und kluge Entschlossenheit in die Seele gelegt haben".

„So schwer ist es, Geburtshülfe zu üben, weil ungemein viele Umstände darin nicht anders als durch lang befähigtes Gefühl kenntlich, und die erhobenen Anzeigen meistens dringend sind, weil bei der manuellen Hülfe das Gesicht nicht der Vorspäher und Führer der Hand und des Instruments sein kann, und überhaupt die Operationen nicht, wie so manche in der Wundarznei, gleichsam nach Momenten und Tempo's verrichtet werden".

Von der Selbstständigkeit seiner Forschungen und der Unverschämtheit der an ihm vorgenommenen Plagiate, was ihm aber keinen Kummer bereitete, legt folgender Passus Zeugniss ab:

„Nur der Titel des Werkes (statt Abhandlungen geburtshülflichen Inhalts: neue, einfache und naturgemässe Geburtshülfe) ist geändert. Niemand wird dies verargen, oder einige Anmassung darin finden, wenn er meine Methode, meine Grundsätze mit denen vergleicht, welche durch jene auf ewig haben müssen verdrängt werden. Ich habe dabei von keinem Menschen etwas abgeschrieben oder entlehnt. Wo hätte ich dies gekonnt? Wer hat je, wie ich, Gelegenheit gehabt, Geburtshülfe gleichsam so anzufangen, als wenn nie eine gewesen wäre? Um so mehr freut es mich, dass meine Beobachtungen und Schriften für Viele eine ergiebige Quelle ihrer schriftstellerischen Verdienste gewesen sind, und, wie ich hoffe, noch ferner sein werden. Das hat wenig zu bedeuten, dass die Meisten des Originals nicht mit einer Silbe erwähnen; um so kenntlicher und auffallender sind die Copien".

Wie schwer es sei, allgemeine Principien in dem speciellen Falle richtig anzuwenden, erkannte er selbst auf das Klarste; eben diese Schwierigkeit bestimmt ihn, nicht als unfehlbar sich hinzustellen, sondern er mahnt zur Toleranz. In dieser Beziehung sagt er:

„Aber wie lässt sich guter Brauch und Missbrauch bestimmen, wenn der Eine aus Gründen für nothwendig und rathsam hält, was dem Andern aus Gründen entbehrlich, sogar schädlich erscheint? So unbeständig und verschieden verhalten sich unsere Begriffe. Da sie indessen im Ganzen so vollkommen sind, wie sie den Umständen nach sein können, und wie nebstdem nicht jeder Alles weiss, im Grunde aber doch jedem das, was er weiss, die ganze Wissenschaft ist, so lassen sie uns wenigstens verträglich, und wegen blosser Meinungen einander nicht feind sein".

Wie ängstlich er sich scheut, ungegründete Theorien aufzustellen, und wie er es in dunklen Fällen dann für besser hält, gar nichts zu sagen, und dann überzeugt ist, dass es dem menschlichen Geist nicht gegeben sei, die volle Wahrheit zu erfassen, beweist folgende Stelle:

„Denn so lange wir nicht mit Evidenz nachweisen können, wie und nach welchen Gesetzen in der Natur etwas geschieht, wäre es oft am rathsamsten, nichts darüber zu sagen, und sich damit zu begnügen, dass man nur weiss, dass es geschieht. Indessen bis wir zu jener sichern Kenntniss und Ueberzeugung werden gelangt sein, scheint es jedem frei zu stehen, Dinge, von welchen uns ihre Aeusserung erkannter sind, sich nach irgend einem Principe so vorzustellen, wie sie einigermassen erklärt, und was mehr ist, zur richtigen Leitung unseres Benehmens nach Wahrscheinlichkeit verdeutlicht werden, ohne die Natur des Princips selbst weder angeben zu können, noch zu wollen. Denn da wir unter den Wesen im Universum nur eine unbedeutende minima pars sind, und unser Sinn- und Erkenntnissvermögen gegen die Unbefasstheit der Natur, in jedem Verhältnisse, in jeder Deutung unendlich klein ist; so können wir von der Materie und den Kräften derselben überhaupt und insonderheit von ihren Organismen uns aus ihr selbst keine vollkommen erklärenden Begriffe machen. Alles, was wir uns davon vorstellen, kann nur als subjectives, nach unserer eigenen Individualität berechnetes Product angesehen werden, das also, wie wir auch wahrnehmen, als blosse Meinung, unbehaftet von reellem innerem Gehalte aus dem Objecte, nie ständig dauert, und wenn es auch

tausend Jahre für gültig steht, für das Ganze der Zeit doch nur ephemerisch ist." Wie scharf er übrigens zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Theorie und Praxis unterschied, geht aus folgendem Passus hervor.

„Wenige Fächer des menschlichen Wissens bieten nach dem heutigen Laufe der Dinge der Einbildungskraft so viel Spielraum dar, wie die Polemik der Heilkunst, welcher es zwar schon von jeher nie an Reichthum und Neuheit der Ideen gefehlt hat, die sich aber meistens nach und nach einander wieder aufreiben, weil sie alle in jenem gewissen Kriterion alles Ungewissen miteinander übereinkommen, dass, wenn sie nicht erwiesen, wenigstens auch nicht widerlegt werden können".

„Zwar um nicht sehr viel, doch wohl um etwas besser und anders scheint es mit den Mitteln und Benehmungsarten in der Heilkunst zu stehen. Das Wahre oder Falsche davon enthüllt sich immer von selbst aus der Erfahrung, ob sie Nutzen schaffen oder schädlich sind. Erfahrung geht aber unaufhaltsam mit der Zeit, und unaufhaltsam geht auch mit ihr, nach Klima und Umständen, langsamer oder geschwinder, Kunst, Kenntniss und Wissenschaft."

Wie sehr B. die Wichtigkeit des Hippokratischen Ausspruchs, dass der Arzt der Diener der Natur sein müsse, erkannt und ihn als Leitstern am Krankenbette sich auserkoren hatte, wird durch folgende Stelle dargelegt:

„Ich hatte das Glück und die Gelegenheit, im grössten Theile der gelehrten und gebildeten Welt, und aus dem Umgange und dem Unterrichte der angesehensten Männer, sowie an vielen und verschiedenen Krankenbetten mich frühzeitig zu überzeugen, dass, abgesehen von dem Unfuge trivialer Medicaster, die Heilung der Krankheiten immer so ziemlich nach gleicher Vermittelung und mit gleichem Erfolge geschehe: bloss dadurch, dass jeder ordentliche Arzt seine Ansicht mit Mässigung der Krankheit, aber nicht mit Ungestüm die Krankheit seiner Ansicht anpasse. Dies war von jeher bei der grossen Verschiedenheit der Systeme und den unzähligen Hypothesen in der Medicin auch die einzige stete und glückliche Vereinigung aller grossen Mediker, sowohl der älteren als der neueren Welt. Und da man in der Wissenschaft nie von einem sicheren Punkte wird ausgehen können, so wird man auch schwerlich in mehrerer Präcision jemals zusammentreffen".

Klar erkannte er die Bedingungen, welche nothwendig sind, eine natürliche Geburtshülfe in's Leben zu rufen. Treffend sagt er in dieser Beziehung:

„In einem Wirkungskreise, wo des Gebärens kein Ende wird, ist es wirklich nicht schwer, die Entbindungskunst der Natur abzulernen; man braucht dabei nur frei von Vorurtheilen zu sein, muss sehen wollen und beobachten können."

„Solche Gelegenheiten und Anlagen sind freilich nur das Loos von wenigen Geburtshelfern; und hierin liegt vermuthlich die Ursache, warum das Meiste, was in gräulichem Reichthum über Geburtshülfe geschrieben wird, so schwankend, so wenig der Natur analog, und so ungegründet ist. Diese Aeusserung ist der Ausdruck meiner innigsten Ueberzeugung; weit entfernt, dass sie Folge eines eingebildeten Besserwissens, oder einer übel verstandenen Ehr- oder Neuerungssucht sein sollte. Von allen Suchten, woran wir Sterbliche so erbärmlich leiden, sind gerade diese diejenigen, welche mich am wenigsten plagen. Dessenungeachtet bin ich der Meinung, dass Geburtshülfe bei weitem das noch nicht ist, was sie sein muss, wenn sie der Menschheit mehr nützen als schaden soll. Auch scheint es nicht, dass sie nach der Verfahrungsart so mancher Geburtshelfer, welche durch Unsinn und Lärmen wieder daran verderben, was andere gut machen, diesem Grade der Vollkommenheit nahe sei; so sehr auch jeder die Fortschritte erhebt, welche die Kunst durch seine Bemühungen von Tag zu Tag machen soll. Vor lauter zwecklosem Tand und traurigen Künsteleien macht sie vielmehr augenscheinlich Schritte nach rückwärts."

Welche Gesinnungen er gegen seine Feinde hegt, geht aus folgender Stelle hervor:

„Niedere Verläumdungen, woher sie immer kommen, kann man bloss verachten. Nur muss jeder Unbefangene bedauern, dass durch lose literarische Kothwerfer der Wissenschaft und der guten Sache überhaupt nicht am besten mitgespielt wird."

Hygiene und Diätetik.

In dem Aufsatze über die „Gesundheit der Schwangern" spricht er im ersten Abschnitt „von den Eigenschaften des Lebens und der Gesundheit überhaupt". Jede Periode des animalischen Lebens habe ihre Sonderheiten,

welche sie eigens charakterisiren. Wie verändert sei das Mädchen, der Jüngling, wenn bereits in jener der Reiz zur Empfängniss, bei diesem der Trieb zur Zeugung rege geworden. Die Idiosynkrasie der Schwangeren sei der Aufmerksamkeit der grössten Naturkundigen würdig. Es liege in der weisen Einrichtung der animalischen Natur, dass sie in jedem Individuum jene Modificationen nach und nach hervorbringe, welche zu den zwei grossen Endzwecken: Selbsterhaltung und Fortpflanzung des Geschlechts, nothwendig sind und dass der Grund zu diesen successiven Veränderungen in der Structur und Entwicklung der verschiedenen Gebilde des Leibes selbst vorfindlich sei.

Alles was Thier sei und lebe, sei reizbar. Das Erste, was man beim neugebornen Kinde beobachte, sei Reizbarkeit, die Essenz, die Hauptcharakteristik des thierischen Lebens. Die Nahrungs- und Verdauungsorgane verursachten jetzt die einzigen Bedürfnisse in der kleinen thierischen Haushaltung; nach und nach bilde sich der Leib mehr aus, die Organe gedeihen zu mehrerer Reife, werden dem Eindrucke empfänglicher und je nach der mehreren Entwicklung derselben und der Geltung der in ihnen gewirkten Reize entwickeln und arten sich dann auch andere Verrichtungen und Bedürfnisse des Körpers, andere Instincte, Triebe, Regungen und Leidenschaften. So spiele mit sieben Jahren das Mädchen mit der Puppe und mit 16 feiere das Fräulein ein tête á tête mit ihrem Geliebten.

Wenn also die Gebilde des Körpers mit den Verrichtungen und Bedürfnissen desselben und diese mit jenen in so augenscheinlicher Harmonie stehen, wenn sogar unsere inneren Empfindungen bloss aus den Spuren jemals gehabter äusserer und innerer Reize neu erweckte zusammengesetzte Gefühle sind, so folge nothwendig, dass jedes Geschlecht, in jedem Alter, in jedem besonderen Lebenstande seine eigne Art von Leibesbeschaffenheit und Gesundheit, seine eigenen Reize und Empfindungen, Triebe und Leidenschaften, seine Idiosynkrasie, seine Eigenheit gesund und krank zu sein, zu fühlen, zu empfinden und zu handeln habe, welche Eigenheit einzig von den organisirten Theilen, deren gemeinschaftlichem Consense und specifischer Reizbarkeit bestimmt werde. So würde z. B. das Verdauungs-Vermögen, bei welchem eine Frau sich wohl befand, als sie nicht schwanger war, sei sie im geschwängerten Zustande, nicht mehr ganz das nämliche bleiben können, ohne sie krank zu machen. Dieselbe Geschwindigkeit des Pulses, welche beim Jünglinge Gesundheit verkündige, würde beim Manne Gefahr für sein Leben befürchten lassen. So wisse man kein Bespiel eines achtzigjährigen Werther's so wenig, als man je gehört habe, dass sich ein Jüngling aus Geiz erschossen habe.

Im 2. Abschnitte unter „den merkbarsten Veränderungen, welche bei Schwangeren in der Leibesconstitution vorgehen" hebt er Folgendes hervor:

Die Menstruation sei dem Weibe des Menschen mit dem Weibchen der Affen gemein, welche die Ehre haben, in der Reihe der Thiere mit dem stolzen Menschengeschlechte am nächsten in Verwandtschaft zu stehen. In der Schwangerschaft bleibe dieselbe aus, bestehe sie fort, so rühre sie von der äusseren Fläche des Halses der Gebärmutter und vielleicht vom oberen Theile der Mutterscheide her. An dem Eierstocke entstehe das corpus luteum, das auch nach derselben bemerkbar sei. Die innere Fläche der Gebärmutter werde von einer neuen Membran umzogen, welche um das nach und nach durch die Muttertrompete in die Gebärmutter gebrachte Ei sich schlage, dasselbe mit sammt dem Mutterkuchen umfasse und so das Verbindungsmittel zwischen dem Ei und dem Eingeweide werde, in welchem es zur Reife komme. Da diese Haut nach der Niederkunft theils mit der Placenta, theils mit der Kindbettreinigung abgehe und nur dem Uterus angehöre, insolange er beschwängert sei, so nannte sie Hunter membrana decidua. Bei den Alten komme sie unter der Benennung der flockigten Haut des Eies vor. Am besten zeige sich dieselbe im zweiten bis zum dritten Monate der Schwangerschaft; je mehr das Ei und die Gebärmutter an Grösse zunehmen, desto dünner werde sie, so, dass man zu Ende der Schwangerschaft sie nur mit Mühe unterscheiden könne. Sie scheine den mütterlichen Theil des Mutterkuchens selbst auszumachen. In ihn treten durch Gefässe und Zellen die Feuchtigkeiten der Mutter zum kindlichen Systeme der Placenta; von diesem eingesogen, aufgenommen, gehen sie ferner durch grössere Adern zur Frucht über, werden theils zur Nahrung derselben verwendet, theils durch andere Gefässe dem Mutterkuchen zurückgeschickt und durch dessen mütterliche Substanz wieder dem Gefässsysteme der Mutter zugefördert. So erhebe und unterhalte sich in der Schwangerschaft eine Art eines Kreislaufes, welcher ohne Zweifel keine geringe Veränderung in der Constitution derselben wirken

muss. Nach vollendeter Empfängniss schliesse sich der Mutterhals, und eine schleimige Feuchtigkeit verkleistere ihn gleichsam. So langsam und mit so vieler natürlicher Bestimmung alle diese Veränderungen geschehen, so kann es doch nicht fehlen, dass dadurch nicht manche Verrichtungen in eine ungewohnte Modification gebracht werden sollten. Das Bestehen einer jeden fremden Wesenheit, jeder weniger gewohnte Hergang im thierischen belebten Leibe drücke der Empfindlichkeit desselben einen eignen distinctiven Charakter auf und errege in den Organen eine eigene Mitleidenschaft, unter welcher, bleibe anders der Natur Kraft genug, alles dasjenige in Bewegung gesetzt, hervorgebracht und geartet wird, was zu ihrem Endzwecke, zu ihrem Besten nothwendig sei. So gehe sogar das angewohnte Verdauungsgeschäft nicht ohne besondere Afficirung des Körpers von Statten.

Es sei immer mit Nachtheil verbunden, wenn man im gesunden Zustande beabsichtigte Veränderungen in der Oekonomie zur Unzeit störe, unterdrücke, oder bei bestehender Krankheit jene Reizungen, welche die Natur selbst wider die Krankheit aufbringe, misskenne, als Zufälle der letzteren unterdrücke, oder ihnen entgegenhandle. Im ersten Falle erwecke man oft eine Krankheit dadurch, dass man einer anderen ohne Grund vorkommen wolle; und im zweiten mache man sich zum Alliirten derselben, wider den die Natur schwerer als wider die Krankheit selbst zu kämpfen hat. So mussten Tausende vor Zeiten in hitzigen Fiebern methodisch verdursten, welche um frisches Wasser lechzten, das sie geheilt haben würde; so liess man Millionen Pockenkranke in Zimmern verschlossen und unter einer Last von Betten lebendig faulen, welche mit der freien Luft, nach welcher sie schmachteten, Genesung und Leben eingehaucht hätten.

Zwar habe man, Dank sei's dem wohlthätigen Genie eines Sydenham, in den neueren Zeiten angefangen, die natürlichen Deutungen und Triebe besser auszulegen, die Kunst zu heilen der Natur anzumessen, und nicht mehr, wie ehehin, die Natur nach der Kunst meistern wollen; mit alle dem aber herrschten in dieser Hinsicht doch noch manche Vorurtheile, welche Zeit und natürliche Vernunft noch nicht tilgen konnten, weil ungelehrter Missverstand sie stets in neue Empfehlung bringe.

Auch die Schwangerschaft errege im Körper einen eigenen Reiz und gebe dem Fühlungsvermögen, so wie sie einigermassen den Stand der Organisirung selbst ändere, eine besondere Modification. Die Wesenheit dieser Idiosynkrasie sei unbekannt.

In eben diesem Reize und dem Vermögen des weiblichen Körpers desselben vollkommen empfänglich zu sein, müsse die Grundursache aller jener Erscheinungen aufgesucht werden, welche die Schwangerschaft charakterisiren. Die Erfahrung zeige, dass dieser Reiz sogar die Eigenschaft habe, manche Krankheit zu heilen, gegen manche andere ein Wahrungsmittel zu sein. Vorzüglich vermehre er die natürliche Reizbarkeit und Wärme und belebe den Kreislauf, ohne jedoch den Körper mehr zur Entzündung zu disponiren. Erhöhte Lebenskraft gehöre überhaupt zur Natur der Schwangerschaft; alles, was jene Kraft abspanne, üble Nahrung, Kummer, verdorbene Luft, niedrige, feuchte, unreine Wohnung sei Frauenzimmern während des Schwangergehens geschwinder und mehr nachtheilig als ausser demselben. So ungemachlos verlaufe aber nicht die Schwangerschaft bei denen, welche von schwächlichen Eltern gezeugt und deren Leibesbeschaffenheit durch Krankheiten, Verzärtelung und überstimmte Phantasie geschwächt sei.

Nichts werde so allgemein als Ursache der Beschwerden in der Schwangerschaft angeklagt, wie Vollblütigkeit; Aderlässe würden desshalb am meisten gemissbraucht. Die Ursachen zur Rechtfertigung dieses Benehmens seien sehr weit hergeholt. Aderlassen könne aber nur da vortheilhaft sein, wo es auf geschwinde gähe Entleerung, auf eine Verminderung der Blutmasse für den Augenblick ankommt. Aber was könne es nützen, wenn man z. B. heute bloss der Präservative wegen 8 Unzen Blut abzieht, welche nach kurzer Zeit aus Speise und Trank, freilich nicht an Güte, doch als Feuchtigkeit und an Quantität sogar mit Ueberschuss schon wieder ersetzt sind. Zuweilen könne man allerdings der Aderlässe nicht entbehren. Sehr falsch sei, zu sagen, nützen die Aderlässe nicht, so können sie wenigstens nicht schaden. Jede Aderlässe schaden, wenn sie nichts nützen.

Wahre und gesunde Vollblütigheit gehöre mit zur Idiosynkrasie der Schwangeren. Reichthum an gutem Blute mache weder abortiren, noch errege es sonst unangenehme Zufälle. Anscheinend falsche Vollblütigkeit hingegen, die so oftmalige Ursache des Missgehens und anderer Symptome sei die Folge von schlechten Verdauungskräften, von vielem Blutverluste und allgemeiner Leibesschwäche und

werde also in den meisten Fällen durch Aderlassen nur noch verschlimmert. Der geschwinde und harte Puls, welcher das Losungszeichen zur Blutlässe bilde, sei allen Schwangeren mehr oder wenig eigen. Auch in den letzten Wochen der Schwangerschaft würden die Aderlässe meistens zur Unzeit angestellt. Jede Blutentziehung, ohne hinlängliche Anzeige unternommen, schwäche die Constitution des Leibes bis zur Kränklichkeit.

Aus demselben Grunde könne insgemein die Venäsection auch nicht als ein Schutzmittel wider den Blutfluss bei der Geburt angesehen werden, denn eben ein geschwächtes Gefässsystem und verdünnteres Blut geben Ursache dazu und machen ihn gefährlicher; kraftvolle Adern hingegen und dichteres Geblüte sichern dawider. Ueberhaupt würde man sich nicht so sehr und so allgemein gegen Vollblütigkeit in Rüstung setzen, wenn man bedächte, dass Blut der wahre Grundstoff des Lebens sei, dessen wir also nicht leicht zu viel haben können. Anstatt also Schwangeren aderzulassen, sollte man vielmehr lieber eine ausgiebigere Kost anempfehlen. In den letzten Wochen der Schwangerschaft seien kalte und warme Bäder gleich unstatthaft. Auch mit den Klystieren und leichten Abführmitteln müsse man vorsichtig sein. Anhaltende Urinbeschwerden dürfe man namentlich im 2. und 3. Monate und gegen Ende der Schwangerschaft nie für unbedeutend halten.

Im dritten Abschnitte: „Von den Gemüthsbewegungen in Schwangeren, insofern sie einen Einfluss auf ihren Zustand haben“ setzt B. auseinander, dass Gemüthsreizungen und Leidenschaften von den Eindrücken abhängen, welche durch die, mit Empfindungsvermögen begabten, Organe von Aussen auf uns bewirkt werden, dass Natur und Stärke des Eindruckes und Reizes, der verschiedene Zustand der Gebilde und gelegentlich Erziehung und Gewohnheit die ganze Differenz in der Art zu fühlen und zu handeln bestimmen. Alle diese Verhältnisse seien aber nicht in unserer Willkür. Auch in den Gelüsten und Leidenschaften der Schwangeren müssten sich Veränderungen ereignen, weil Veränderungen in ihren Organen, in ihrer ganzen Lebensconstitution vorgehen.

Insgemein seien Frauenzimmer, wenn sie schwanger gehen, den geschehenen Eindrücken mehr nachhängig als ausser diesem Zustande. Jede Leidenschaft, jede stärkere Reizung habe überhaupt einen unverkennbaren Einfluss auf die Beschaffenheit des Leibes. Wie aber Leidenschaften und Reizungen an sich selbst verschieden seien, so äussern sie auch verschiedene Wirkungen in Rücksicht auf unseren Körper. Schwangere überhaupt scheinen für eine gewisse unangenehme Gemüthsfassung vorzüglich gestimmt zu sein; sie werden insgemein geneigter, Besorgniss und Furcht zu nähren, als frohen und unbefangenen Muthes zu leben. Die Natur, welche dem Weibe den Vorzug schenkte, das Junge seiner Gattung zur ersten Reife des Lebens zu bringen, habe ohne Zweifel auch schon in dasselbe die herzlichen Gefühle für die Erhaltung und das Wohl dieses theueren Unterpfandes gelegt.

Leidenschaften und innere Regungen seien die schöneren Nüancen, die feineren Triebfedern im denkenden Geschöpfe, nach ihrer Art dem Leben Würze oder Gift. Aber jede Leidenschaft sei nachtheilig, wenn sie zu heftig und zu gähe wirke. Ohnmachten, Zuckungen, Blutflüsse wären nicht seltene Erscheinungen auf solche rasche Affecte, welche gleich einem elektrischen Schlage das ganze Lebenssystem in eine ausserordentliche Erschütterung versetzen Dergleichen zeigten sich heftige Reizungen für die Mutter und das Kind gefährlich.

Ob aber Leidenschaften, Gelüste und Reizungen der Mutter, unter manchen Umständen, so stark auf die noch zarte Frucht wirken können, dass dadurch sogar die Bildung, die Organisation derselben einigermassen widernatürlich geändert werde, was man insgemein unter dem sogenannten Versehen in der Schwangerschaft verstehe, darüber sei er selbst nicht einig. Er finde nicht Beweggründe genug, der Sage Glauben beizumessen, habe aber auch keine Stimmung, derselben platterdings zu widersprechen. Wenigstens scheine der Umstand, dass man in der Nabelschnur keine Nerven entdeckt, nicht für die Unmöglichkeit des Falles zu beweisen.

Viel mehr Unheil als die Leidenschaften verursachen andere Reizungen, welche zwar weniger rasch in ihrem Anfalle seien, aber, wegen der dauernden unangenehmen Empfindung, Gesundheit und Leben um so langsamer zu Grunde richten. Schwächende Arzneien, dünne Diät und unzeitige Aderlässe verschlimmern diese Zustände.

Bei dergleichen Gemüthsbewegungen suche man wo möglich die Ursachen zu heben, durch Veränderung der Gegenstände und Erweckung neuer entgegengesetzter

Reizungen die vorigen zu lindern und zu zerstreuen, die Organe zu stärken und das Fühlungsvermögen für nachtheilige Reize empfänglich zu machen. Ueberhaupt solle man mit Schwangeren in Ansehung der Leidenschaften und ihrer Gemüthsfassung ganz besonders nachsichtig sein. Nichts wirke einen so wesentlichen guten Einfluss auf die Mutter und folglich auch auf das Kind, wie Einladung zu angenehmeren Reizungen und der Wechsel mässiger Leidenschaften, indem sie das Herz erfreuen, Speise und Trank schmackhaft machen, den Kreislauf und das Geschäft der Ab- und Aussonderung befördern und den Triebfedern des Lebens neue Kraft geben.

„Ueber die Säugung und Behandlung der Brüste der Kindbetterinnen.“

Die von ihm citirten Worte des Cicero: „In hoc sumus sapientes, ut naturam optimam ducem tamquam Deum sequimur eique paremus“, enthalten die Grundsätze des Verfassers in Bezug auf diesen so wichtigen Gegenstand.

Die Quintessenz seiner Ansichten ist folgende. Das neugeborne Kind bedürfe der Muttermilch; nichts könne an diesem Naturgesetze, ohne Nachtheil für Mutter und Kind, geändert, nichts davon unterlassen werden. Jede Mutter, welche stark genug war, ihr Kind mehrere Monate im Leibe zu tragen und zu ernähren, sei auch stark genug, demselben einige Zeit die Brust zu geben. Sobald das Kind geboren sei, suche es schon die Brust der Mutter. Wessen sich die Thiermutter schämen würde, dies erlaube sich die entartete Mutter des Menschenkindes. Werde das Kind nach 3—4 Stunden oder sobald es die Umstände erlauben, angelegt, so befördere der angenehme Reiz der Säugung einen gelinden Zufluss und Ausgang von Milchstoff; unter diesen Umständen sei das Milchfieber eine seltene Erscheinung. Am besten säugten die Kinder, wenn sie leicht, doch warm genug gekleidet, Hände und Füsse frei hätten und neben der Mutter lägen. Jedes Kind, wenn es keinen örtlichen Fehler im Munde habe, nähme die Warzen, wenn dieselben nur nicht durch aufgesetzte Hütchen und so manche Schmierereien ihm ekelhaft und widrig gemacht würden; die Mutter müsse die Warze mit ihrem Finger und eigenem Speichel sanft reiben und sie gegen das Ende der Schwangerschaft von Zeit zu Zeit mit kaltem Wasser, welches mit cölnischem Wasser versetzt sei, betupfen, um sie derber zu machen. Wie damals die Ansichten hierüber in den leitenden ärztlichen Kreisen waren, erhellt am besten aus einem von dem Verf. abgedruckten consultativen Schreiben. Dasselbe hat zugleich einen eminent culturhistorischen Werth. Der Schreiber ertheilt darin den Rath, das Kind erst am 2. oder. 3 Tage nach der Geburt anzulegen, und schwärmt für die einfache Ernährungsweise, für Milch und Wasser, „denn, sagt er, „die Erziehung bei Wasser ist immer sicherer und hat, wenn sie ordentlich besorgt wird, ihre ganz eigenen Vorzüge, hauptsächlich für Personen von Extraction, der Geist wird dadurch feiner und empfänglicher für Bildung, die Gesichtszüge verschönern sich dabei, das Herz wird veredelt und der Körper überhaupt nimmt eine zartere Gestalt an“. Der Brief könnte übrigens ebenso gut am heutigen Datum geschrieben sein und beweist, dass wir im Allgemeinen, trotz Boër, in Bezug auf die Diätetik des Säugungsgeschäfts noch auf demselben Standpunkte stehen. Boër fährt dann fort. Das Säugegeschäft, diese wirkliche Wollust der Mutter, würde derselben zur Marter. Unter den vielen 1000 Wöchnerinnen, welche auf der praktischen Schule unter seiner Aufsicht stünden, sei keine einzige, welche nur eine entzündete, viel weniger eine geschwärte Brust bekommen hätte. Die weichen Brüste seien die Folge von ungeschicktem, sogenanntem Kunstverfahren.

Er lasse die Wöchnerinnen, welche nicht säugen, die ersten Tage bei einer Zimmerwärme von 13—15 R. das Bett hüten; Abführmittel würden nicht gegeben, der Busen zwanglos gehalten, höchstens mit einer überwärmten Leinwand bedeckt, die Warzen müssten sie sich von Zeit zu Zeit mit ihrem eigenen Speichel reiben, damit die Milch leichter ausflösse; so lange der Zufluss der Milch noch beträchtlich, solle eine weniger nahrhafte Diät beobachtet, unter Umständen sanft eröffnende, Klystiere gesetzt werden. Die von der Milch befeuchteten Tücher wären öfters zu wechseln. Diese einfache Methode, die zu beschreiben er beinahe Anstand genommen hätte, weil er befürchte, dass eben die Leichtigkeit, sich der Milch zu entledigen, nur noch mehrere Mütter zur Nichterfüllung ihrer ersten Pflicht einladen möchte, bewahre vor jeder Beschwerde.

Wenn die Warzen eingedrückt und nicht rund erhaben seien, so bringe man sie durch gelindes Reiben, zuweilen durch ein geschicktes Herausdrücken mit den Fingern zu besserer Erhabenheit oder setze eine elastische Milchflasche auf oder

ein gewöhnliches Zugglas. Wären die Warzen durch das Säugen excoriirt, so würden sie bei fortgesetztem Säugen durch den Speichel wieder geheilt. Entstehe im Umfange eine kleine Entzündung, so benetze man diese Stelle bloss mit kaltem Wasser oder Rothwein. Wolle man durchaus Salben anwenden, so nehme man das einfache Weinbeersälbchen oder frische Cacaobutter. Schwöllen die Brüste an, so dürften weder nasse Umschläge, noch Pflaster gebraucht, auch die Milch sollte nicht durch Milchpumpen ausgesogen werden, weil dies Veranlassung zur Entzündung gebe, erst wenn die Schmerzen unter dem Säugen sehr heftig würden, müsse man mit demselben aufhören. Bilde sich durch Erkältung nnd Gemüthsbewegungen eine beträchtliche Entzündungsgeschwulst, so suche man durch eine passende Seitenlage einigen Ausfluss von Milch zu bereiten, auch mittelst der elastischen Flasche etwas Milch auszuziehen. Aeusserlich Compressen, in einen Aufguss von Hollunderblüthen getaucht, dabei dürfe die Brust aber nicht erkältet werden. Oft lasse sich die Sache durch erwärmte, mit Zucker oder Harz durchräucherte Tücher zwingen; ausserdem strenge Diät, innerhalb 24 Stunden ein Klystier, bei entzündlichem Fieber ein Aderlass und 8—10 Gran Salpeter in Zucker und Wasser. Auf diese einfache Weise würde meistens Zertheilung erfolgen. Komme es zur Eiterbildung, so enthalte man sich der mirakulösen Pflaster, sondern lege erweichende warme Breiumschläge über. Keine Eiter haltende Stelle dürfe man in der Regel mit dem Messer öffnen. Wie mancher Mutterbusen sei von solchen Kunstmännern zerstört, aber nicht geheilt worden! Man fahre so lange mit Kataplasmen fort, bis die Brust sich von selbst öffnet; Wicken und Pressschwamm zur Erweiterung der Oeffnung seien zu verwerfen. Bilden sich Geschwüre, so verbinde man sie mit Digestivsalbe bestrichenen Plumaceaux. Die zurückgebliebenen harten Stellen verlören sich von selbst, geschwinder, wenn man sie mit Spermacet oder Schierlingpflaster bedecke. Callöse Eitergänge gehörten zu den Seltenheiten.

Physiologie der Geburt.

B.'s Ansichten über diesen Gegenstand findet man durch alle seine Schriften zerstreut. Dass das Gebären ein natürlicher Vorgang sei, dieser Gedanke, diese Erkenntniss war ja der Ausgangspunkt seines reformatorischen Wirkens.

Im Zusammenhange hat er seine Meinungen hierüber in dem Aufsatze: „Von dem Gebärungsdrange oder den Wehen“ niedergelegt.

Mit den Worten des Moses „in dolore paries filios“ eröffnet er seine Abhandlung. Die Function des Gebärens, sagt er, scheine in der animalischen Natur die einzige zu sein, welche selbst im rein physiologischen Zustande mit einer Art schmerzhaft-lästigen Dranges vor sich gehe. Wie gross die Summe aller der Kräfte sei, welche die Natur zur Durchführung eines jeden einzelnen Geburtswerkes im Ganzen aufbiete, dies wäre ein würdiger Gegenstand, mit dessen genauerer Beleuchtung jene gelehrten Geburtshelfer sich abgeben sollten, welche sich und uns glauben machen, sie lehren und üben Entbindungskunst nach mathematischer Gewissheit. Wenigstens ihrer Bemühung würdiger! als die schwere Erfindung papierner Becken, wächsener Orificien, neuer Wassersprenger und Dilatorien, neu aufgelegter Geburtsstühle, Zangen und Zangenschlösser und unzähliger anderer dergleichen lächerlicher Dinge. In den Kram gemeiner Bandagenmacher passt so etwas, wie manche andere Albernheit, für die blöde Neugier der Käufer ganz gut; aber für das Wahre, das Einfache und Solide der Kunst selbst ist es ein elendes Gezeuge und unwürdiger Tand.

Verf. untersucht nun zunächst die Arbeiten, welche den Gebärungspotenzen bei jeder Geburt aufgegeben sind. Alle diese Aufgaben löse die Natur durch den Wehendrang. Wenn das physische Verhältniss zwischen Mutter und Kind ordentlich, sei der Gang der Gebärung ganz allein von dem Gehalte des Wehendranges als der Potenz zur Function abhängig. Nur dürfe man kein Ideal von eingebildeten Wehen aufstellen, denn unser ganzes Leben wäre Anomalie. Die Ur-

sache der natürlichen Erregungsursache sei uns verborgen. Die Gebärmutter nebst der Vagina bilde das Organ der Wehen. Der Charakter der reinen Wehen wird nun geschildert und auseinandergesetzt, dass jede reine Wehe nicht auch eine ergiebige sei. Selten würde eine Geburt durch alle Perioden von reinen Wehen durchgeführt. Wenig Mühe und Zeit brauche es meistentheils, den Muttermund auf den Eingang zu stellen; schwerer und langsamer gehe es öfters, bis derselbe zur gehörigen Erweiterung komme.

Die Wehen gäben nur die Veranlassung zu der wunderbaren Erweichung und der allgemach nicht sowohl in der Wehe, als auf dieselbe erfolgenden weiteren und endlich vollkommenen Verstreichung dieses Theils der Mutter und Mutterscheidesubstanz. Sei das Kindeswasser nicht vor der Zeit abgeflossen, so werde durch die, unter dem Wehendrange in den Muttermund gediehenen, Häute und Wasser, eine Art eines weichen Keiles gebildet, welcher wesentlich zur Ausdehnung des Muttermundes beitrage. Ohne Nothwendigkeit solle man daher das Wasser vor der Zeit nicht sprengen, in der Absicht dadurch die Wehen zu verstärken, die Erweiterung des Muttermundes zu befördern und die Geburt abzukürzen, ausser, die Häute wären zu zähe, die Blase gross und der Wehendrang zu schwach. Denn mit jedem zu frühen Wassersprunge werde die Geburt trocken und hart, und jede trockene Geburt sei auch eine schwere Gebnrt. Sei der Kopf mit seiner weitesten Circumferenz von dem Eingange in die Mutterscheide herunter gediehen, so setzten meistentheils die Wehen auf einige Zeit aus. Es sei äusserst unsinnig und grausam, der Natur nicht diese Ruhe zu gönnen. In den meisten Fällen dauere diese letzte Periode nicht lange; zu Zeiten werde sie aber auch die schwerste und langwierigste, weil zu Anfang die Wehen nicht geschont würden. Verschiedene Umstände kämen hinzu, dann oft noch die Wehen schwächer zu machen, wenn z. B. der unterste Theil des heiligen Beines zu stark ausgehöhlt, das Steissbein widerstehend, der Damm sehr hoch und die Expulsivkraft der Mutterscheide geschwächt sei.

Bei jeder Gebärenden wäre der Wehendrang und die Summe der in gesunder Norm, sowie der abnormisch aufregbaren Geburtsschmerzen, begrenzt und das Moment ihrer höchsten Intensität liege irgendwie zwischen dem Anfange und dem Ende derselben. Bei jeder Geburt sollte man mit dem Aufwande der Wehen auf das Rathsamste wirthschaften. Selten seien Wehen fehlerhaft durch ihre Seltenheit. Kein Schmerz, der lange, heftig und stets anhalte, könne Schmerz zur Gebärung sein.

Die Gebärende dürfe man nicht zu früh auf das Geburtsbett bringen, sondern sie vorläufig, nachdem ihr ein Klystier beigebracht, theils mit Gehen, theils auf einem gemeinen Ruhelager verbringen lassen. Nach schon ziemlich geöffnetem Muttermunde und bereits tiefer stehendem Kopfe bescheide man sie endlich auf das Kreissbett. Erst nach gesprungenem Wasser lasse man die auf der linken Seite liegenden Kreissenden die Wehen verarbeiten, mit den Händen an einem Bande sich stützend. In der nämlichen Lage möge auch das Geschäft der Nachgeburt besorgt werden. Es finden viele örtliche Abweichungen statt; directe manuelle Veranstaltung dagegen sei aber selten erlaubt. Bei krankhafter allgemeiner und örtlicher Irritabilität nütze Opium sehr; innerlich oder in Klystieren. Nichts wirke so zur zweckmässigen Modification der Gebärung als Mohn. Wehen individualisiren jede Geburt, und jede Geburt individualisire sie. Geburtshelfer, welche von dem Vermögen der Wehen Gebrauch zu machen wüssten, würden äusserst selten sich in der Nothwendigkeit befinden, die Gebärung auf eine rohere Weise zu behandeln. Durch Wehendrang würde jede Gebärende eine Heroine im edelsten Sinne des Worts und würde auch so Mutter sein, wenn unnatürliche Sitten und äusserliche Verhältnisse es nicht anders ordneten und oft den ersten und letzten Kuss nicht der Gedanke schmerzte: warum habe ich dich geboren!

„Wie der Kopf des Kindes sich insgemein zur natürlichen Geburt stellt.“

Verf. erörtert Folgendes: Der Kopf befinde sich auf und in dem Eingange in einer solchen Lage, dass das Gesicht gegen eines und das Hinterhaupt gegen das andere Darmbein stehe, entweder vollkommen oder so, dass die Pfeilnaht mit einem der oberen schiefen Durchmesser als parallel laufend angesehen werden könne. Meistens finde man das Gesicht gegen die rechte Seite gekehrt, selten gegen die linke. Fast niemals aber trete der Kopf so ein, dass er mit dem Gesichte nach dem Vorberge des heiligen Beins und mit dem Hinterhaupte gegen die Scham-

beine stehe, ausser vielleicht in einem ganz ungewöhnlich formirten Becken oder, wenn das Kind ausserordentlich klein sei. Trotzdem hätten viele Geburtshelfer, wie z. B. Stein und alle, welche sich eines Plagiats an ihm schuldig gemacht, darüber ganz falsche Ansichten, indem sie lehren, dass der Kopf mit seinem grossen Durchmesser sich in den kleinen Durchmesser des Beckens stelle. Erst bei fortdauernden Wehen werde der Kopf mit dem Kinne auf die Brust gestützt, allmählich vom Eingange in die Höhle des Beckens befördert; während dem, dass er vorrücke, drehe er sich zugleich so, dass, wenn er in der Cavität des Beckens stehe und bald zum Durchgang bereit sei, das Gesicht mehr oder weniger gegen die Aushöhlung des heiligen Beines sieht und das Hinterhaupt nach Verhältniss unter den Schambeinen sich befinde. Uebrigens beherzige man, dass der Kopf des Kindes und überhaupt das Kind in einer zusammengesetzten Bewegung durch dasselbe gedrängt werde, wie eine Kugel aus einem gezogenen Rohre und zwar so, dass es während seines Umdrehens eine Spirallinie und im Fortschreiten beinahe einen Zirkel und zuweilen auch darüber beschreibt.

„Von den Gesichts-, Knie-, Steiss- und Fussgeburten."

In dieser Abhandlung wird zunächst die bisherige, damals geglaubte, Ansicht widerlegt, dass man die Gesichtsgeburten nicht der Natur überlassen, sondern durch die Kunst, Wendung oder Hebel, vollenden müsse, er beschreibt den physiologischen Vorgang bei denselben und stellt auf seine Erfahrung und glücklichen Resultate gestützt, es als eine theoretische Grille hin, zu glauben, dass Kinder, welche mit dem Gesichte kommen, unter der Geburt sterben müssen.

Er tadelt dann, dass man die Steissgeburten in vollkommene und unvollkommene eintheile; letztere existirten gar nicht, denn bei vorliegender Hüfte oder Rücken müsse man wenden. Auf dieser falschen Eintheilung basire die gewöhnliche Abtheilung in natürliche und widernatürliche. Keine Steissgeburt sei wegen der Verschiedenheit, dass der Bauch des Kindes da oder dorthin gekehrt sei, widernatürlich. Diejenigen ferner wüssten nicht, was sie thäten, welche in dem Falle, wo das Becken etwas enge ist und das Kind mit dem Steisse einträte, alsogleich die Füsse desselben suchten, in der Absicht, so die Geburt für Mutter und Kind zu erleichtern. Es sei immer besser, dass man den Hintern, so wie er stehe, vorrücken lasse, denn das gedoppelte Kind erweitere den Muttermund und die Mutterscheide und bereite den Weg für den nachfolgenden Kopf.

Die Fuss- und Kniegeburten richten sich nach den Steissgeburten. Man lasse sie, wie sie sind und so lange keine gefährliche Umstände obwalten, der Natur über, der Bauch des Kindes mag nach welch immer einer Seite gekehrt sein. Werde es übrigens nothwendig, einige Hand- oder Instrumentalhülfe anzuwenden, so geschehe es immer noch zeitig genug, nachdem das Kind bis fast zum After oder bis auf den Kopf herausgekommen.

„Ueber Zwillingsgeburten."

V. setzt in dieser Abhandlung auseinander, dass alle Zeichen einer Zwillingsgeburt äusserst ungewiss und zweideutig seien. Am wenigsten dürfe man die Einfurchung des Bauches nach dem Laufe der weissen Linie als eine der Zwillingstracht eigne Erscheinung ansehen. Liege das zweite Kind zur Geburt ein, dass es von Natur geboren werden könne, so werde die Sache der Natur überlassen. Man dürfe das Wasser nicht vorzeitig sprengen, um wie man sagt, die Geburt zu beschleunigen, noch weniger Hand und Arm in die Gebärmutter bringen, um sogleich das Kind mit den Füssen zu haschen und aus dem Leibe herauszuziehen, wie dies noch allgemein im Gebrauche sei und von paradoxen Geburtshelfern als Norm vorgeschrieben werde. Auch dürfe man bei einer falschen Lage des zweiten Kindes, nachdem das Wasser schon abgegangen, die Wendung nicht zu früh unternehmen; auch in diesem Falle müsse man der Gebärmutter Zeit lassen, einigermassen in sich selbst organisch zurückzukehren.

Specielle Pathologie und Therapie der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Die erste, hierher gehörende Arbeit handelt von der „Zerreissung der Mutterscheide, durch welche das Kind in die Höhle des Unterleibes tritt."

Verf. stellt zunächst die ältesten Beobachtungeu über diesen pathologischen Vorgang zusammen, von Stalpart van der Wiel, Bonetus und William Goldson und erzählt dann den, von ihm selbst beobachteten Fall im Jahre 1790 nebst den Resultaten, welche die Section ergab. Auch bei der von ihm gemachten Beobachtung war die Zerreissung der Mutterscheide mit Austreten des Kindes mit Brand und Zerstörung der benachbarten Theile vergesellschaftet. Hieran knüpft er dann die Erzählung eines Beispiels aus der Praxis von Douglas, wo eine Scheidezerreissung mit Uebergang der Frucht in die Bauchhöhle nicht tödtlich ablief. Aus den von ihm mitgetheilten und von ihm selbst beobachteten Fällen zieht er nun folgende Schlussfolgerungen:

„Jede Zerreissung der Mutterscheide für sich setzt den Geburtsarzt in die Nothwendigkeit, die Entbindung zu befördern, umsomehr ist er dazu verhalten, wenn die Frucht zum Theil oder ganz dadurch in den Unterleib getreten und anders die Kreissende noch einiger Hülfe empfänglich ist. Oft, wie es scheint, ist es thunlich, des Kind durch eben den Weg aus der Höhle des Unterleibes zu bringen, durch welchen es in dieselbe gekommen ist, und der Bauchschnitt, welcher meistens muss unternommen werden, wenn die Frucht durch den zerrissenen Uterus ausgetreten, scheint in unserem Falle wegen der minder schweren Herausbeförderung derselben durch die gewöhnlichen Wege nicht so allgemein nothwendig zu sein. Doch kann auch nicht geläugnet werden, dass es vielleicht manchmal besser wäre, die Gastrotomie zu machen, als mit vieler Mühe das Kind durch die geborstene Mutterscheide und ein engeres Becken zu bringen. Auf welche Art es nun sei, so bleibt die Herausschaffung der Frucht und Nachgeburt immer das Erste, worauf man Bedacht nehmen muss. Unter anderem hat man vorzüglich auf eine gute Lage der Patientin zu sehen, damit nichts von den Eingeweiden des Unterleibes sich in die Wände senke, der Ausfluss der allenfalls extravasirten Feuchtigkeit befördert, hiegegen das Einsiekern der Kindbettreinigung verhindert werde“.

In dem Aufsatze: „Neue Versuche scheinbar todtgeborene Kinder durch die Elektricität in das Leben zu wecken nebst Angabe eines Kriteriums, ob in todtscheinenden das Lebensprincip wirklich erloschen sei oder nicht,“ bespricht er zuerst die gewöhnlichen Erweckungsmittel. Da dieselben aber in vielen Fällen im Stich lassen, so versuchte er als der erste zu diesem Zwecke die Elektricität, weil kein Wesen in der ganzen Natur so viel Verwandtschaft mit Lebenskraft habe, als eben das elektrische. Sowohl das Einströmen, als selbst die elektrischen Schläge seien in dieser Hinsicht anwendbar und nützlich, diese zur ersten Erweckung der Irritabilität, nachdem der Körper durch Frictionen und Wärme dazu vorbereitet worden, und das Einströmen zur mehreren Erhebung des Kreislaufes, der Athmung und der animalischen Wärme. Je jünger das Kind, der Mensch sei, desto mehr scheinen sie verhältnissmässig von der Elektricität ertragen zu können, desto weniger würden sie von den Erschütterungen derselben afficirt. Bekanntermassen habe die Athmosphäre einen wesentlichen Einfluss auf die Stärke der Elektricität. Um daher den Grad zu erhalten, versuche man vorläufig den Schlag von 2—3 Funken an sich selbst; wird hierdurch bloss eine leidliche Erschütterung in dem Daumen und der Hand verursacht, so darf man keck eine ähnliche Ladung durch den Leib des Kindes gehen lassen. Nachdem dasselbe hinlänglich mit durchwärmten Tüchern gerieben, uud die anderen gewöhnlichen Mittel bereits versucht worden, so leite er insgemein den ersten Schlag von einem Knie zum andern. Den zweiten könne man vom Knie zu der Hand oder dem Armgelenke der Gegenseite, und endlich den dritten, vierten durch die Achseln, durch die Brust oder nach der Länge des Rückgrats führen. Zwischen den Erschütterungen werde mit anderen Mitteln, besonders aber mit den Reibungen an der Brust, dem Unterleibe und dem Rücken fortgefahren.

Gemeiniglich mache das Kind, wenn es anders noch nicht wirklich todt ist, nach einem oder ein paar Schlägen einen geringen Athemzug; oder einige Muskeln desselben zögen sich unter dem elektrischen Schlage zusammen. Geschähe die Einathmung nur schnappend und abgebrochen, wie es sich meistens ereigne, und sähe man, dass durch die bisherigen Mittel Kreislauf und Respiration im Kinde nicht genugsam befördert würde, so bringe man es, leicht mit warmen Tüchern umlegt, auf ein Isolirbrett und ströme fünf, sechs Minuten und nach Umständen auch länger, Elektricität in dasselbe, so dass sich auf einige Linien Funken aus ihm ziehen lassen. Mit Vergnügen werde man dann finden, wie die Athmung und

die Herzensschläge zunehmen, das Auge mit Glanz und der ganze Leib mit dem Incarnat des Lebens sich überziehe.

Sei die Respiration ziemlich hergestellt und überhaupt an der Erholung der Frucht nicht mehr zu zweifeln, so werde mit dem Elektrisiren ausgesetzt. Nur müsse man nicht versäumen, das neubelebte Kleine noch eine Zeit lang in gewärmte leichte Tücher zu legen. Nichts sei zur Erweckung und Forterhaltung der Lebensirritabilität so wesentlich, als künstliche Hitze, insolange die natürliche animalische Wärme noch nicht vollkommen entwickelt sei.

Die meisten Kinder, bei denen unter dem elektrischen Schlage eine Zusammenziehung der Gliedmassen geschah, kämen zum Leben, aber nicht ein einziges von jenen, in welchen nichts dergleichen beobachtet wurde. Er zog daraus den Schluss, dass man die Fähigkeit im Thiere, von dem elektrischen Schlage gähe und wie convulsivisch zusammengezogen zu werden, als ein sicheres Zeichen betrachten könne, dass das Lebensprincip in demselben nicht schon gänzlich erloschen sei. An jeder Gebäranstalt sollte sich ein elektrischer Apparat befinden. Jngenhouszen's Fläschchen, an einem Bande geladen, scheine für Kinder schon hinreichend zu sein.

„Ueber das Unwahre der gemeinen Begriffe von der Schiefstehung der Gebärmutter nebst genauerer Bestimmung dieses Zustandes."

Verf. kommt zu folgenden Resultaten:

Seit Deventer's Zeiten wird die schiefe Lage der Gebärmutter für die gemeinste Ursache mühsamer Geburten angesehen. Die ganze Lehre von der Schiefheit, wie sie vorgetragen, ist aber ein blosses Gewebe der Einbildung. Bei Schwangern menschlichen Geschlechts muss die Gebärmutter nothwendig auf eine oder die andere Seite schief liegen. Wenn Thiere aufrecht wandelten, wie unsere Weiber, so würde ihnen eine ähnliche Schiefstehung so gemein sein, wie diesen. Die Autoren, welche von der Schiefstehung der Gebärmutter handeln, verstehen unter dieser Benennung eine solche Lage des hochschwangeren Uterus, dass der Mund desselben nicht gehörig in die Scheide stehe, und der Grund in entgegengesetzter Richtung auf die rechte oder linke Seite oder nach vorn oder rückwärts gerichtet sei. Deleurye, Roederer, Levret, Stein, Plenck, Malacarne führen die nämliche Sprache. Nach diesen gemeinen Begriffen von der Schiefstehung der Gebärmutter hat man nun auch die Folgen geschildert, welche angeblich daraus entstehen, und die Art vorgeschrieben, wie ihr abzuhelfen sei: „Man muss die Schiefstehungen der Gebärmutter", heisst es, „niemals der Natur überlassen, sondern ihnen, wenn sie unvollkommen, das ist, wenn man den Muttermund zwar nicht in der Mitte des Eingangs findet, jedoch dessen ganze Oeffnung noch befühlen kann — durch die Lage; oder, wenn sie vollkommen und also der Muttermund nur halb oder gar nicht zu befühlen ist, durch die Wendung abhelfen; denn sonst würde die Geburt langwierig, mühsam und für Mutter und Kind gefahrvoll werden." Durch die Lage versteht man bekanntlich, „dass die Kreissende sich im Bette auf eben die Seite lege, wohin der Muttermund steht. Auf solche Art fällt der Gebärmuttergrund auf dieselbe Seite, und der schiefstehende Mund begibt sich mehr gegen die Mitte des Eingangs. In dieser Richtung verarbeitet sie ihre Wehen so lange, bis der Kopf des Kindes in die Beckenhöhle gediehen."

Gewährt die Lage keinen Vortheil, so räth man an, die Einrichtung des Muttermundes mit der Hand zu versuchen. Man soll nämlich eine Hand zwischen die Mutterscheide und den Mutterhals bringen und während die Kreissende auf die Seite sich legt, wohin der Muttermund steht, diesen auf die entgegengesetzte Seite drücken.

Wenn man diese Vorschriften öfter am Geburtsbette geprüft hat, so kann man unmöglich verkennen, dass sie nicht aus der Wesenheit der Sache genommen und überhaupt wenig mit dem übereinstimmen, was in der Natur geschieht. Vor allem muss man bemerken, dass es etwas Anderes um das Schiefsein der Gebärmutter ist und etwas Anderes um das Schiefliegen derselben.

Die Gebärmutter ist schief bestellt, wenn sich ihr Mund nicht von allen Seiten gleichweit vom Grunde entfernt befindet. Sind nebenbei die Linien, welche man sich zwischen dem Munde und Grunde desselben so denken kann, als gingen sie von jenem zu diesem, ohne auf irgend eine Seite von der Circumferenz des Uterus abzuweichen, so verzogen, dass dabei der Grund und Hals auf entgegenge-

setzte Seiten verrückt sind, so ist die Gebärmutter zugleich verwendet, contorquirt. Aber die Gebärmutter liegt schief, ist in Deviation, deplacirt, wenn ihre lange Achse nicht fast senkrecht auf die Mitte des Einganges steht, sie mag übrigens zugleich schief beschaffen und torquirt sein oder nicht. In einem gut ausgedehnten Uterus geht die lange Achse so ziemlich von der Mitte des Grundes zur Mitte des Muttermundes; in einem fehlerhaft ausgedehnten verhält sich dies anders: Grund und Mündung stehen mehr oder weniger ausser der Achse.

Hieraus sieht man, in welcher irrigen Meinung Deventer gewesen sei, da er glaubte, der Muttermund liege dem Grunde der Gebärmutter immer gegenüber. Und doch steht bis auf diese Stunde bei so manchem Geburtshelfer noch Alles schief. Die schiefe Lage der Gebärmutter seitwärts, erschwert, wenn dieses Organ übrigens gut gestellt ist, die Gebärung nicht.

Wenn die Gebärmutter nur schief liegt, so ist dieser Zustand nicht schwer zu erkennen. Man findet den Grund derselben ausser dem gehörigen Orte und den Mund gegenüber. Vom ersten können wir uns durch Anschauen, und, wenn es nöthig, durch das Anfühlen des Unterleibes überzeugen. Die Richtung des Muttermundes aber erforscht der Finger.

Viel schwerer ist es, das Schiefsein der Gebärmutter und den Grad desselben zu bestimmen, indem die Verzogenheit des Muttermundes und die fehlerhafte Ausdehnung des Uterus überhaupt nicht immer mit der schiefen Lage desselben übereinkommt.

„Dass die Gebärmutter seitwärts schief liegt, daran ist vorzüglich die Configuration dieses Organs und jene des Rückgrates schuld. Als ein runder Körper muss sie nothwendig vom runden Rückgrate auf eine oder die andere Seite abgleiten. Meistentheils findet man noch eine ziemliche Zeit vor der Geburt den Grund derselben nahe an den unteren rechten Rippen und den Muttermund etwas rückwärts zur linken Seite des Einganges. Ist die Abweichung des Mundes mit der Lage des Muttergrundes übereinstimmend, verhältnissmässig, so kann man versichert sein, dass der Uterus hauptsächlich nur schief liege, ohne zugleich in eben dem Masse schief beschaffen zu sein. — Am öftesten wird die Anhaftung der Placenta ausser dem Grunde für die Ursache der schiefen Lage der Gebärmutter gehalten, dabei soll der Grund auf jene Seite gezogen werden, wo die Placenta anhängt. — Ich weiss aus sehr vielen Beobachtungen, dass die Sache sich bei weitem nicht immer so verhält."

Zum Beweise theilt Verf. nun viele Beobachtungen aus seiner Praxis mit. Aus diesen ergibt sich, dass es eine Schiefheit dieses Organs in Hinsicht auf Lage und Gestaltung gebe — quoad situm et figuram, zweitens, dass die Gebärmutter oft schief liege, ungeachtet die Placenta nicht ausser dem Grunde ist, dass hingegen wieder in anderen Fällen der Kuchen ausser dem Grunde angeheftet sein könne und der Uterus desshalb doch nicht schief liegen müsse.

Die einfache schiefe Lage des Uterus, wenn dabei alles von Seiten des Kindes und der Mutter in vortheilhaftem Zustande sich befindet, erschwert die Niederkunft nicht, in vielen Fällen erleichtert sie vielmehr dieselbe. Unter solchen Umständen ist es genug, dass die Gebärende vollkommen auf eine Seite sich lege und so die ersten Wehen ohne einige Anstrengung dahin gehen lasse. Das öftere Zufühlen und noch mehr der nutzlose Versuch, den Muttermund mit den Fingern gerade zu ziehen, verlängert die Geburt und verursacht der Kreissenden, ohne Noth, Ungemächlichkeit und Schmerzen.

Wenn das Orificium nach vorwärts und so hoch unter die Schambeine gediehen, dass man es nur schwer oder gar nicht befühlen kann, so rührt dieser Umstand nicht von der schiefen Lage der Gebärmutter allein her, sondern dieses Organ muss dabei nothwendig schief bestellt oder übel gestaltet sein.

„Nicht selten findet man die Gebärmutter schief gelagert und zugleich übel configurirt, so zwar, dass entweder Grund und Mündung auf dieselbe oder auf verschiedene Gegenden gerichtet stehen. In dergleichen Fällen und dann besonders, wenn auch das Wasser frühzeitig abgeht, braucht die Natur meistens eine längere Weile, ehe sie unter anomalischen Schmerzen den Muttermund öffnet und ihn auf die Area des Eingangs vom Becken bringt. Man kann sich indessen versichert halten, dass sie, bei sonst gut bewandten übrigen Umständen, ihr Werk doch selbst und ohne einige Hülfe von aussen, vollenden werde, wenn anders die Kreissende ihre ersten Wehen mit Mässigung erdulden und wenigstens nur eine animalische Ergebenheit beim Geschäfte sich gefallen lassen will. So viel Wesens

man insgemein von der sogenannten Einrichtung des Muttermundes mit der Hand macht, so unstatthaft und zwecklos ist dieses Benehmen an sich selbst. Was Kräfte der Natur, Zeit und Lage nicht ausrichten, das vermag in diesem Falle die Hand des Geburtshelfers noch weniger. Unter mehreren tausend Niederkünften erinnere ich mich nicht einer einzigen, wo es wegen Schiefsein, viel weniger wegen der schiefen Lage der Gebärmutter nöthig gewesen wäre, nur im Geringsten etwas, viel weniger die Wendung oder sonst eine Operation zu unternehmen."

„Gedanken vom Fieber überhaupt als ein Vorstück zu den folgenden Beobachtungen über Puerperalkrankheiten".

In dieser Abhandlung kommt Verf. zu folgenden Schlüssen. Was Fieber sei, woher es entstehe, ob es Krankheit, oder Heilmittel wäre? auf alles das könne er platterdings nicht eine Silbe antworten. Nur habe er wahrgenommen, dass Fieber einen anderen Charakter in der Natur, einen anderen in den Büchern habe und dass viele derselben einer leichteren und mehr zuverlässigen Heilungsmethode empfänglich seien, als jene ist, nach welcher sie insgemein behandelt werden. So lange wir nicht wissen, was Leben sei, worin Leben besteht, so lange werde sich auch nicht bestimmen lassen, was Fieber sei.

Sydenham und Helmont schöpften ihre dunklen Kenntnisse vom Fieber aus der Natur des lebenden Thieres; Boerhaave hingegen scheint dieselben aus zu strengen mechanischen Sätzen erhoben zu haben, und machte fast aus einem fiebernden Thiere eine bloss in Unordnung gebrachte hydraulische Maschine. Was Wunder, dass seine Curart vielleicht auch zu hydraulisch wurde.

Alle Erscheinungen im Fieber zeugen deutlich von einem veränderten Zustand der Lebenskraft. Wo nichts vom Leben vorhanden, da sei auch kein Fieber. Lebenskraft aber äussere sich zuvörderst durch Reizempfänglichkeit und nach allem Anscheine könne auch der Charakter des Fiebers bloss in dem gestörtem Verhältnisse dieser thierischen Eigenschaft aufgesucht werden.

Insoferne demnach etwas Ursache der Krankheit werde, dadurch, dass es auf die Organe nachtheilig wirke und zugleich die natürliche Reizbarkeit verändere und störe, insofern werde vermuthlich dieses Etwas auch Ursache des Fiebers, welches dann nach seiner Art in Hinsicht auf die Krankheit zuträglich oder nachtheilig sein könne.

Hieraus scheine sich von selbst zu ergeben, dass Jene, welche das Fieber einfach für ein Heilmittel halten, diesem Gaste in den meisten Fällen zu viel Ehre erzeigen, dass aber auch Andere, welche nur immer gegen dasselbe in dem Kampfe stehen, gar oft den treuesten Bundesgenossen der Natur und mit ihm auch die Natur selbst zu Grunde richten.

Das Fieber an sich werde hauptsächlich nach der Ursache bestimmt, welche es errege; allein die Intensität und vielleicht auch zuweilen der Typus desselben hänge nicht sowohl vom verursachenden Stoffe, als von manchen Nebenumständen, von der Jahreszeit, dem Klima und vorzüglich von der Construction und der fieberhaften Empfänglichkeit des Körpers ab, in welchem es sich entzündet.

Jede stärkere Veränderung im Körper, jeder wirksame Krankheitsstoff errege Fieber. Ist dieses sowohl in Hinsicht auf die Ursache als an sich selbst nicht allzu bösartig, der Hauptkrankheit zuständig und durch Aussenumstände oder innere zufällige Constitutionsfehler nicht über die Massen verschlimmert, so determinire es die Natur zur Genesung durch Umänderung oder Ausleerung des Schädlichen, nach so viel Tagen, so viel Stunden. Das seien die kritischen Tage der verehrungswürdigen Väter unserer Kunst und die materies cocta.

Insoferne bewirke das Fieber die Heilung und jede Krankheit schaffe sich dasselbe selbst, insoferne sei es Arzt, der einzige eigenthümliche Arzt in der ganzen Natur. Dies sei das einfache, gutartige Fieber, zu unseren Zeiten in seiner reinen Gestalt insgemein nur unter den freien Thieren auffindbar und vielleicht unter Horden wandernder Menschen, zu welchen noch nicht empörender Luxus und empörendes Elend, europäische Sitte und hypothetische Curart gekommen. Das Fieber sei Heilungsmittel, wo es vortheilhaft auf die Ursache der Krankheit wirke, die Krankheit erleichtere und heile, dagegen nachtheilig, wenn es nicht vortheilhaft auf die Ursache der Krankheit wirke, die Krankheit nicht erleichtere oder heile.

Wer die Ursachen hebe, welche das Fieber erregt haben und unterhalten, der beseitige ohne Zweifel auch das Fieber. Allein selten sei es möglich, oder auch nur rathsam, auf die erste Ursache unmittelbar zu wirken; oft müsse man in den schwersten Umständen bloss mit der Mässigung des Fiebers und der dringendsten

Zufälle sich begnügen. Es komme also vorzüglich darauf an, zu wissen, was vom Fieber zur Krankheit gehöre und was nicht, was dessen zur Heilung zu viel oder zu wenig sei und wie ihm im ersten Falle abzuhelfen und im letzteren zuzusetzen sei. Nach seiner unmassgeblichen Meinung bestehe hierin die Hauptsache der ganzen Therapie.

Am öftesten ginge unsere Absicht dahin, das Fieber zu schwächen, und doch sollte man in vielen Fällen gerade das Gegentheil thun. Daher ist wirklich die invigorirende Methode der Engländer in vielen Gattungen von Fiebern ganz vortrefflich.

Es sei etwas Anderes, das Fieber mässigen, den Charakter desselben durch einen specifischen Reiz umändern und etwas Anderes, dasselbe bald durch allzu kühlende, entleerende und abmattende, bald durch zusammenziehende und betäubende Mittel schwächen und abstumpfen. Durch die Mässigung des Fiebers, durch fieberwidrigen Reiz, gewinne die Lebenskraft, dadurch aber, dass es auf Kosten des ganzen Organismus geschwächt und zur Unzeit gestillt werde, gewinne die Krankheit und die Natur unterliege. Eine ganz vorzügliche Kraft wider dasselbe liege in vielen Fällen unter anderen im Spiessglanze.

„Einige Beobachtungen über das Kindbettfieber".

In diesem Essay erörtert Verf. Folgendes: Er verstehe unter Puerperalfieber eine, Kindbetterinnen eigne, acut ablaufende Krankheit, worin der Milchstoff und vermuthlich auch zum Theil jener des Kindbettflusses meistens in den Unterleib und manchmal auch auf andere Theile widernatürlich versetzt werde. Hippokrates beschreibe diesen Zustand mit Meisterzügen; umsomehr sei es zu verwundern, dass diese, an sich selbst so auffallende Krankheit dennoch bis auf die neuesten Zeiten wieder unrecht betrachtet und noch heutzutage so oft misskannt würde.

Vormals glaubte man, die Krankheit bestehe eigentlich in einer Entzündung der Gebärmutter; dermal soll sie von einer Entzündung der Gedärme, des Omentums und Darmfelles herkommen; jenem ist sie gastrisch und biliöser, diesem ist sie fauligter Art; dort wird sie als ein gemeines Fieber, hier als eine Krankheit sui generis angesehen. Ebenso verschieden seien die vorgeschlagenen Mittel.

Aus vielfacher Ueberzeugung halte er das Puerperalfieber für eine Krankheit eigner Art, die indess, wenn sie mit keiner schon vorher tödtlichen Afficirung eines Organs verlaufe, fast ebenso gewiss als meistens das Wechselfieber, einer specifischen Heilung empfänglich sei. Alle bisherigen Methoden seien sehr ungünstig. Bei Leake liefen von 19, 13 tödtlich ab, bei la Roche von 6, 4. In einem Gebärhause zu London konnte man von 30 Wöchnerinnen nur 2, im Hôtel-Dieu in Paris von zwanzig kaum eine am Leben erhalten. Auch er habe alle Methoden versucht. Dasselbe Unglück, was er mit denselben gehabt, hätte ihn eines Tages veranlasst, bei einer Patientin, welche schon 8 Tage an dieser Krankheit darnieder lag, bei welcher der Unterleib äusserst aufgelaufen, gespannt und so schmerzhaft war, dass sie kaum die Decke ertragen konnte, schon unbewusst Alles von sich gehen liess, einen äusserst geschwinden Puls hatte, dazu Sehnenhüpfen, Irrereden und das Gesicht bereits eingefallen, ein sonst noch unbekanntes Antimonialmittel zu versuchen. Am andern Morgen habe er die Patientin, welche er Abends sterbend geglaubt, aufrecht im Bette sitzend angetroffen. Sie sei in der Nacht in starken Schweiss gefallen und habe viel Urin abgesetzt, worauf ihr auf einmal so wohl wurde, als hätte sie im ganzen Leibe ein neues Leben bekommen. Alle Symptome sein hinweggezaubert gewesen. Nach 3—4 Tagen wäre sie fieberfrei befunden und nach 9 Tagen hätte sie das Gebärhaus verlassen.

Trotzdem sei er weit davon entfernt, diese unvermuthetete Genesung dem Medicamente zuzuschreiben, er hielt vielmehr die ganze glückliche Revolution für das Werk einer natürlichen Krisis.

Obgleich er von jeher wenig auf specifische Kraft gehalten, so fing er doch, nachdem er alle die gewöhnlichen Antimonialpräparate wiederholt ohne einigen guten Erfolg versucht hätte, wider seinen Willen an, gewissermassen ein besonderes Vertrauen darauf zu setzen. Da er von der Wirksamkeit der Arznei so unwidersprechlich und in so vielen Fällen überzeugt war, wo das Uebel schon den höchsten Grad erreicht hatte, so hätte er in der Folge gleich zu Anfang der Krankheit das Mittel verordnet.

Von jener Zeit werde bei ihm kein Puerperalfieber tödtlich, dauere und komme sogar keines bis zu einiger Gefährlichkeit, indem das Medicament ebenso gewiss der Krankheit vorbeuge, als es sie heile, wenn sie bereits ausgebrochen. Na-

türlich sei hier nicht die Rede von Fiebern, welche eine an sich tödtliche Zerstörung edler Theile begleiten.

Von mehreren hundert Fällen theilt Verf. nun 6 Krankengeschichten mit.

Hieran schliesst sich unmittelbar des Verfassers „Tractat vom Puerperalfieber an". In Folgendem geben wir eine gedrängte Analyse dieser vortrefflichen Schrift:

„Man bewundert mit einer Art von Erstaunen und Verehrung, wenn man Puerperalfieber behandelt, die daran Verstorbenen öffnet und den Gang der Krankheiten und des im Cadaver Aufgefundenen mit dem zusammenhält, was Hippokrates vor mehr als zweitausend Jahren so treulich und treffend davon ausgeführt hat. Ebenso ganz Wahrheit erschöpfend ist die Krankheit dem äusserlichen Apparate nach beschrieben, so richtig waren Hippokrates' Begriffe von derselben Natur und Entstehung; wenigstens berücksichtigte er dabei immer den Stand der Gebärmutter und der Kindbettreinigung.

Ueber das bösartige Frieselfieber der Wöchnerinnen konnte man sich nicht einigen, ob der dabei erscheinende Ausschlag kritisch oder symptomatisch, als wesentlich oder zufällig zu betrachten sei. Die Meinungen über die Natur der Krankheit sind daher abweichend, ebenso wie über die Art sie zu heilen. Einige Gelehrte halten dieselbe für rein phlogistisch, mit örtlicher Entzündung der Gedärme, des Netzes und vorzüglich des Darmfells und empfehlen für's erste Aderlässe und die ganze antiphlogistische Methode. Andere sehen sie als einen bösartigen Typhus an, mit allenfalls nur zufälliger und maligner Phlogose dieser Theile und setzen ihr Zutrauen auf antiseptische und stärkende Arzneien.

Was kann die Ursache der grossen Verschiedenheit in der Würdigung desselben Zustandes sein? Die Form, der Apparat im Puerperalfieber ist immer äusserst verschieden. Allein nicht bloss in der Verschiedenheit der Erscheinungen, sondern in dem Mannigfaltigen der Natur des Zustandes liegt selbst die Grundursache, warum es keine Heilungsart gebe, die, wenn sie bei der Krankheit nicht zuweilen genützt, wenigstens auch nicht auffallend geschadet hatte. Zuvörderst einige „vorläufige Bemerkungen über den Stand der Kindbetterinnen in physiologischer Hinsicht."

Jede Periode des menschlichen Lebens, insofern in derselben neue und noch ungewohnte animalische Functionen sich entwickeln und längere oder kürzere Zeit anhalten, hat ihr Eigenes. Dergleichen Perioden sind beim männlichen Geschlecht nicht so ausgeprägt als beim weiblichen. Keine Momente in der weiblichen Oekonomie sind in Hinsicht auf Functionen und in der Art, wie diese sich entwickeln und vor sich gehen, und des Einflusses, den sie auf den ganzen Körper äussern, so wichtig, so delicat als eben diejenigen, welche den Zeitraum der Gebärung und des Kindbettstandes ausfüllen. Die Wöchnerin, insofern nicht eine wirkliche Krankheit sie befällt, muss nicht wie eine Kranke behandelt werden. Und dennoch geschieht dies fast allgemein, weil man allgemein noch nicht verständigt ist, so manche Erscheinungen in derselben nach ihrer Natur und Wesenheit zu würdigen, und also durch übel angebrachte Mittel und zwecklose Vorschriften und Verfahrungsarten methodisch, wie man's heisst, immerhin Krankheiten bei Mutter und Kind hervorbringt, zu welchen ausserdem in den Individuen selbst gar keine Anlage zugegen war.

Von den erregenden Ursachen der Puerperalkrankheiten überhaupt.

Obwohl die Periode, in welcher eine Frau seit kurzem Mutter geworden ist, im Grunde bloss als eigens modificirter, übrigens gesunder Zustand des Lebens angesehen werden muss, so lässt sich doch nicht läugnen, dass sie in eben diesem Stande für manche Krankheiten empfänglicher sei, als in jedem andern Zeitraume ihres Lebens. Doch ist man hierauf nicht genug aufmerksam gewesen. Es scheint vielmehr, dass sich Alles vereinigt hatte, um diese delicate Periode noch trauriger zu machen.

Da war eine lange Jahrenreihe, wo man die Kindbetterinnen halb todt schwitzen liess. Zu andern Zeiten schützte man sie nicht vor Kälte. Einst durfte ihnen in den ersten Tagen des Wochenbettes kaum ein Klystier, viel weniger innerlich ein eröffnendes Medicament gegeben werden; bald darauf mussten sie sich mit Manna und Wundersalz den letzten guten Tropfen ekkoprotisch aus dem Leibe purgiren. Vor noch nicht lange liess man keine Schwangere entbinden, ohne sie kurz vorher durch Aderlässe um mehrere Unzen Blut gebracht zu haben; dermal steht man im Wahne, dass mit einer viel geringeren Menge das Leben in natura

aus der Ader mit herauslaufen müsse. Dort ist es gebräuchlich, Wöchnerinnen mit geistigen Getränken und nahrhaften Speisen vor Hitze fast zu verbrennen, hier weiss man nicht genug abzukühlen, und ertränkt sie wieder mit einem faden Geschlürfe von leerem Blumenthee oder wässerigter Kernmilch und lässt sie vor Hunger darben.

Bei dergleichen routinmässigen Verfahrungsarten können freilich nur wenige Entbundene gesund und wohlbehalten ihre Wochen durchbringen. In der That liegt die frequenteste Ursache, mit welchen wenigstens in sporadischen Fällen die Wöchnerinnen erkranken, in dem Fehlerhaften in Hinsicht auf Temperatur und zu gähem Wechsel derselben, meistens in Erkältung, in der Störung und dem Zurückschlagen der Hautausdünstung und anderer Excretionen, in Excessen in Speise und Trank, öfters aber in zu strenger Diät, besonders aus Vegetabilien und zu vielem schwächenden Getränke, im Gebrauche schwächender, vorzüglich purgirender Arzneien und in gähen, heftigen oder länger anhaltenden unangenehmen Leidenschaften, endlich gänzliche Versagung der Brust, hauptsächlich mit zweckwidrigem Verhalten dabei, oder allzu spätes Anlegen des Kindes, wovon Schmerzen und Fieber die unausbleiblichen Begleiter sind. Milchfieber ist bei weitem in den meisten Fällen das Product einer tollen Behandlung.

Nähere Beleuchtung, was unter Puerperalfieber verstanden werde.

Von einer Frau, welche, seitdem der Name Puerperalfieber angenommen ist, im Kindbette an einer mehr oder minder hitzigen Krankheit stirbt und in deren Leiche man irgendwo, hauptsächlich in dem Unterleibe oder in der Brust, einen Absatz von seröser oder eiterartiger Flüssigkeit auffindet, von der sagt jeder rationelle und ordentlich instruirte Arzt, dass sie am Puerperalfieber gestorben sei.

Wenn auch nicht jeder krankhafte Zustand und jedes Fieber, welches die Wöchnerin befällt, schon ursprünglich und wie objektivisch Puerperalfieber ist, so kann es doch in dasselbe ausarten. Die Krankheit erscheint daher ursprünglich und consecutiv.

Die Erfahrung lehrt, dass das Umschlagen allgemeiner Fieber in Puerperalfieber nicht zu allen Zeiten, unter allen Himmelsstrichen und bei allen Wöchnerinnen gleich geschwind und leicht vor sich gehe.

Es kommen aber auch zu Zeiten solche Krankheiten in die Kindbetterinnen, welche ursprünglich so geartet sind, dass sie, ohne etwas von andern mit unterlaufenden, sonst gemeinen Fiebern vorläufig zu verrathen, sich sogleich, ohne alle merkbare von Aussen gegebene Ursache, als höchst gefährliche nur auf die Kindbetterin fallende Zustände darstellen.

Bei diesen Verhältnissen zeigt sich eine zweifache Besonderheit: in dem die Krankheit erzeugenden, bösartigen Etwas und selbst in dem Individuum, welches nur als solches für dieses zerstörende Wesen empfänglich zu sein scheint. Selbst das Contagium von diesen Krankheiten ist unwirksam auf andere Weiber und sogar auf Schwangere; denn die Krankheit befällt diese insgemein oder entwickelt sich in ihnen mit allen Aeusserungen ihres Charakters nur nach der Entbindung. Dergleichen Puerperalfieber kommen zuweilen endemisch vor: diese Art decurrirt meistens mit einer oder der anderen Gattung von Exanthem und ist insgemein über alle Begriffe bösartig.

Bei weitem das übelste Kindbettfieber ist ohne Zweifel dasjenige, welches mit einem bösartig afficirten oder gar schon putrescirten Uterus oder nur mit einem und dem andern dazu gehörigen, auf ähnliche oder sonst üble Art verdorbenen Theile verläuft.

Inwiefern Puerperalkrankheiten überhaupt ihren eigenen Charakter haben.

Einige Praktiker behaupten, Männer hätten so gut Kindbettfieber als Frauen. Die Wochenbettfieber zeichnen sich eben dadurch aus, dass der Depot bei ihnen sich oft ansammelt ohne alle wirkliche Entzündung der Gebilde, wo er liegt, und findet sich auch zuweilen einige Phlogose, so ist er doch selten mit derselben zu bemessen, ist insgemein in einer ohne Vergleich grösseren Menge vorhanden und an Farbe, Stoffgehalt und Consistenz von gewöhnlicher entzündlicher Ausschwitzung ganz und gar verschieden.

Aber nicht bloss die Puerperalfieber, sondern alle minder bedenklichen Zustände der Wöchnerinnen haben ihren eigenen Charakter und eine von diesem bedingte Heilungsmethode.

Von verschiedenen Ursachen, welche bei kranken Wöchnerinnen den Depot bewirken.

Dieselben sind nicht bloss in den sogenannten nicht natürlichen Dingen zu suchen, sondern nicht selten gibt das Unzeitige und Unstatthafte in der therapeutischen Behandlung die kräftigste Gelegenheit zur Entstehung des gefährlichen Fiebers. Alles, was in der Kindbetterin einen fieberhaften Reiz verursacht, und eine gewisse Zeit lang unterhält, begründet in derselben Constitution zugleich die Tendenz und endlich auch die fatale Thätigkeit zu jenem abnormen Absonderungsprocess, unter welchem der Depot sich darstellt. Wenn man neben einer ungemein magern Kost die Schwangere öfter Wochen und Monate lang zu einem unausgesetzten Gebrauche der derbsten abführenden Mittel anhält, so hat diese Methode, wenn man das Unwesen so nennen darf, bereits mehr Schaden angerichtet als alle Epidemien.

Hitzige, zur Zeit herrschende Fieber sind den Wöchnerinnen ebenso gefährlich. Nicht minder zerstörend zeigt sich das Fieber, wenn es der Wöchnerin durch Ansteckung zugekommen ist. In allen tödtlichen Fällen wurden nach angestellter Untersuchung der Leiche die Gebärmutter, ein oder der andere Eierstock, die Mutterbänder und die Muttertrompeten entweder einzeln oder vergesellschaftet krank gefunden. Dies steht allerdings nicht im Einklange mit den Aeusserungen der Schriftsteller, welche behaupten, die Gebärmutter in den Cadavern immer im gesunden Zustande getroffen zu haben. Er habe viele für gesund erklärte nochmals untersucht und ohne viele Mühe Verhärtungen, Geschwüre, Eiter und verdorbene Substanz allen Anwesenden vorgelegt.

In sehr vielen Fällen ist eine krankhafte, hauptsächlich mehr oder weniger fauligte Beschaffenheit des Uterus und der innerlichen Geburtstheile überhaupt die nächste Erregungsursache des bösartigen Puerperalfiebers.

Von besonders auffallenden Abnormitäten während des Kindbettfiebers.

B. wenigstens erinnere sich nicht eines einzigen Falles von Puerperalfieber, wo in Hinsicht sowohl der Milchabsonderung als des Kindbettflusses eher oder später nicht die merkbarsten Abweichungen vom Natürlichen eingetreten wären, so dass er aus Ueberzeugung den Satz aufstelle: „Wo immer Kindbettfieber existirt, da existirt auch Abnormität in Betreff der Milch und des Kindbettflusses. Hiemit ist aber noch nicht Alles gesagt, die Hautausdünstung ist ein anderer Gegenstand, der hier wesentlich in Betracht gezogen werden muss. — In welchem Bezuge und wandelbarem Bedingnisse steht äusserliche Transpiration mit der innerlichen und mit dem, was auf der Oberfläche der Häute und Höhle und der häutigen Gebilde des Körpers ausgesondert wird?“.

Bei Kindbetterinnen beobachtet man überhaupt, dass die Transpiration, wenigstens so lange jene gesund sind, in einem sonst ungewöhnlich hohen Grade vor sich geht. Aus dem Stande der Transpiration und der danach an der Haut bedingten merkbaren Temperatur, Weichheit und einer gewissen gutartigen materies oder aus dem Abgange alles dieses, lässt sich gemeiniglich mehr auf das Befinden der Wöchnerin schliessen als aus den meisten übrigen Erscheinungen. Eine Art von reciproker Gemeinschaft und Consensualität zwischen Ausdünstung auf der äusseren und inneren Oberfläche des thierischen Körpers lässt sich wohl nicht läugnen. Es ist nichts gemeiner als ein Abweichen nach jäher Verkältung und Jedermann weiss, dass oft die hartnäckigsten Diarrhoen am sichersten durch Herstellung und Erhaltung einer regelmässigen Hautfunction geheilt werden. Die Abnormität der Hautausdünstung scheint wesentlich mit zum Charakter des Puerperalfiebers zugehören.

Einige Bemerkungen über den Stoff und den Sitz des Puerperaldepots.

Gibt es in unserer Natur ein Wesen, das zunächst Princip des Lebens heissen darf und ist dieses Wesen von einer Art, dass man sich dasselbe auch nur als das feinste Gas denken kann, so ist B. geneigt, zu glauben, dass mit der abnormen Ablagerung des Depots auch ein Theil dieses vitalischen Aethers der Constitution des Körpers entzogen werde. Die mit der Deposition insgemein auf der Stelle eintretende Todesschwäche macht dies wenigstens sehr wahrscheinlich. Der Unterleib und nächstdem die Brusthöhle sind die Cavitäten, in welchen am öftersten die Depots stattfinden. Er habe nie etwas davon im Cranium gefunden. Seltner als nach innen wirft sich die Absatzmaterie auf die äusseren Theile. Die obere Gegend des Schenkels, die Gegend des Knies, seltener des Ellbogens sind un-

ter den äusserlichen Theilen die gewöhnlichsten. Die Materie des Puerperaldepots ist in Hinsicht auf ihre Beschaffenheit und Menge allerdings sehr verschieden.

Einige neuere Meinungen über die Charakteristik des Puerperalfiebers.

Ehe die Engländer diese Krankheit genauer beobachteten und beschrieben, hielt man sie für eine reine Entzündung der Gebärmutter, in Folge einer schweren natürlichen oder künstlichen Entbindung. Solche kommen allerdings vor. Nach unseren Beobachtungen fand man indessen die Gebärmutter nicht so auffallend afficirt, als das Bauchfell, die Gedärme und das Netz. Man erklärte sich dies durch den nach der Entbindung aufhörenden Druck. Andere lassen die Entzündung im Darmkanale aus der Gegenwart der darin befindlichen Excremente entstehen. Mit alle dem berechtigt dies ganz und gar nicht, die Natur des Puerperalfiebers immer und unbedingt in eine ursprüngliche Phlogose zu setzen, da diese, wenn sie doch besteht, viel öfter eine Folge des vorläufig geschehenen Depots auf die Theile, auf welchen es liegt, als das Depot eine Folge der Entzündung ist, was schon daraus im höchsten Grade der Evidenz hervorgeht, dass man wohl in den Cadavern Depot ohne Entzündung, aber nie Entzündung ohne Depot findet. Einige neuere Aerzte sehen Kindbettfieber als ein ursprünglich bösartiges Nervenfieber an. Ueberhaupt scheint es verlorene Mühe zu sein, Puerperalfieber nach Form und Charakter bestimmen zu wollen. An sich selbst hat das Fieber fast nichts Stätes und Eigenes, wodurch es begründet wird, als was gleichsam im Producte vorkommt.

Von den hauptsächlichsten Erscheinungen, welche in den Leichen an Puerperalfieber Verstorbener beobachtet werden.

Die Leichen am Kindbettfieber verstorbener Personen gehen geschwinder in Fäulniss über. Verlief die Krankheit mit einem Exanthem, so zeigen sich noch die Spuren desselben. Beim ersten Einschnitt in den Unterleib kömmt insgemein das Depot schon zum Vorschein, wässerigt, hell oder dicker, gelb oder braungelb, mit oder ohne pseudomembranöse Flöckchen und Stücke. Die Theile oft durch falschhäutige Klebung verschieden unter sich zusammenhängend. Die Gebärmutter stellt sich meistens in einem grösseren Volumen und dabei schlaffer und weicher dar und missfarbig. Die Eierstöcke, Trompeten und Mutterbänder habe er nie, einzeln wenigstens, ganz rein getroffen. Zuweilen findet man das untere Segment der Gebärmutter, die breiten Mutterbänder wie in eine Sulze ausgeartet. Mehrere Male sah B. einen oder den andern Eierstock fast wie ein Hühnerei gross, eine honig- oder griesartige Materie enthaltend. Der Magen ist immer sehr aufgelaufen und so auch die Gedärme. Zerschneidet man die Gebärmutter, so erscheint sie mit einem braunen, scharfen und übelriechenden Kleber überzogen. Da, wo die Placenta aufsass, wenn sie auch noch so natürlich abging, sitzen meist noch beträchtliche Flocken davon so fest, dass sich dieselben auch mit dem Scalpell nicht wohl abschürfen lassen. Um diese Stelle und unter dem Kleber zeigt sich an mehreren Stellen die Substanz des Eingeweides einige Linien tief wie gangränescirt, bleifarbig und aufgelöst. Im höchsten Grade gleicht die Substanz einem verfaulten Käse oder Honigfladen.

Von der Diagnose und Prognose des Puerperalfiebers.

Die Diagnose ist nicht schwer. Was man nicht selbst durch die Sinne erhebt, constituirt keine feste Prognose, höchstens dient es nur zu Muthmassungen, zu vieldeutigen leeren Augurien. Was man aber durch die Sinne und vorzüglich durch den Takt in diesen Krankheiten auffasst, kann nicht beschrieben werden, wie es aufgefasst wird, so wenig als Jemand mit Worten verdeutlicht, wie ein feines Tuch sich anders greift als ein feineres. Je geschwinder ein bedenkliches Fieber nach der Entbindung sich einstellt, desto mehr droht Gefahr; dieselbe ist noch grösser und gewisser, wenn es während der Geburt oder gar schon vor derselben sich entwickelt hatte.

Wenn bei einer fiebernden Wöchnerin die Milch, welche man aus ihren Brüsten drückt, deutlich in einen käsigten und wässerigen Theil geschieden und insonderheit das Wässerige zähe, dickligt und wie schmutzig ist, so hat man sich insgemein nichts Gutes zu versprechen. Schmerzen, welche die Kranken so ausdrücken, als ginge ihnen etwas Stechendes vom Brustbeine gegen das Schutterblatt oder die Achseln, oder als zögen sich glühende Fäden durch den Unterleib oder als fielen ihnen heisse Tropfen in denselben, zeigen zuverlässig an, dass sich ein Depot in der Brust- oder Bauchhöhle oder in beiden zugleich bilde oder

grösstentheils schon gebildet habe. Wenn bei der Ablagerung die Membranen der Höhle, wohin sie geschieht, schon entzündet sind, so geht die Entzündung bald darauf in heissen und kalten Brand über. Entwickelt sich bei übrigens ähnlichen Verhältnissen das Fieber später im Kindbette, so findet meistens die Ablagerung nicht so geschwind statt und wird nicht so jähe tödtlich. Auch ist dann insgemein der Depositionsstoff nicht so corrosiv und liegt länger, ehe er entzündet.

In diesen Fieberarten vermag Natur und Kunst zuweilen noch die Absetzung zu verhindern, ja sie wieder durch Resorption aufzuheben und durch die Oberfläche des Körpers, durch die Wege der Transpiration und des Urins zu zerstreuen. Manchmal ist sogar eine Möglichkeit vorhanden, das Abgelagerte auf chirurgische Weise zu entleeren.

Es ist selten, dass Mütter, welche ihren Kindern die Brust reichen, nachdem das Säugungsgeschäft einmal im Gange ist, in hitzige Krankheiten verfallen, und geschieht es, so hat doch meistens schon die angewohnte Lactification die Anlage in ihnen aufgehoben, nach welcher die Krankheit die Tendenz und den immer zweideutigen Ausgang eines Kindbettfiebers noch annehmen könnte.

Ganz anders verhält es sich mit Weibern, welche nicht säugen. Noch lange besteht insgemein in diesen der Stoff und die Fähigkeit, in puerperalfieberähnliche Krankheiten zu gerathen, bloss mit dem Unterschiede, dass das Depot jetzt nicht so jähe, sondern ascitisartig, langsam und nicht so oft in eine Höhle nur, als auch in die Substanz eines Gebildes selbst sich absetzt. Meistens wirft er sich auf die Lunge und verursacht da unter der Form eines Feb. puerperalis lentae eine eigene Art von Phthisis. *So wahr ist es, dass wir uns von den Wegen der Natur nie ohne Gefahr und selten ohne rächende Ahndung entfernen können.*

Gutartige, nicht inflammatorische acute Fieber in Kindbetterinnen.

Dass jede fieberische Krankheit durch einen eigenen Process unter ihrem activen Apparate und jenem, der im Organismus regen Vitalitäts-Potenzen sich verlaufe und entschieden werde, daran lässt sich wohl nicht zweifeln. Mit dem ist nicht gesagt, dass die Natur alle oder nur die meisten Krankheiten allein überwinde. Ohne Kunsthülfe würde manche Krankheit nicht so leicht, manche gar nicht geheilt werden. So lange man von der Natur und Ursache der Zufälle nicht wohl überzeugt ist, darf man nichts sehr Wirksames in Gebrauch setzen Dies gilt sowohl von der *erregenden* als der *schwächenden Methode* oder wie sonst die Dinge heissen mögen.

Ueberhaupt ist es rathsam, bei sich einstellenden Unpässlichkeiten einer Wöchnerin, insbesondere so lange sie mit keiner örtlichen Behaftung sich auszeichnet, unter gehöriger Anweisung zu einem gemässen Verhalten, in Betreff der Diät, äusserlicher Pflege, Ruhe im Bett u. s. w., die Sache vor der Hand der Natur zu überlassen. Bei jedem Fieber leidet zwar die ganze Oekonomie des Körpers, indessen sind doch immer nur einige Gebilde und Functionen wesentlich angegriffen oder gestört. Allein nicht immer sind auch in kranken Wöchnerinnen die behafteten Theile mit hoher Gewissheit ausfindig zu machen. Dann ist dasjenige, was aus den gestörten Functionen, aus den anschaulichen Stoffen und einigen anderen, weniger zuverlässigen Erscheinungen allenfalls wahrgenommen wird, das Einzige, wonach wir uns vor der Hand in der Wahl der Massregeln und Heilungsmittel bestimmen können.

Nöthige Hinsicht auf topische Affectionen und ihre Verhältnisse zur allgemeinen Puerperalkrankheit.

Nicht allein in den Fällen, wo das örtliche Uebel die erregende Ursache des Fiebers ist, sondern auch in jenen, wo das Fieber den Anlass zu der Localkrankheit gibt oder auch nur zufällig sie in einer anderen Form begleitet, ist die Heilung des allgemeinen Uebelseins von der richtigen Behandlung der Local-Affection wesentlich bedingt. Ebenso fatal wirkt hingegen jeder *Missgriff* in Beziehung des Fiebers *auf den Stand jeder topischen Affection.*

In wenigen anderen Fällen ist es daher so wichtig und selbst in jedem Momente der ganzen Cur so wesentlich, den äusserlichen und innerlichen Heilungsapparat genau miteinander zu bemessen und bald diesen jenem, bald jenen diesem nach Verhältniss der Erscheinungen anzupassen. Es kommt also bei der Heilung eines jeden Puerperalfiebers wesentlich darauf an, die Localaffectionen der Geburtsorgane, und sind andere gegenwärtig, auch diese im ganzen Verlaufe des Genesungsprocesses so zu behandeln, wie es nach der Natur des örtlichen Uebels sein kann und in Hinsicht

auf die allgemeine Krankheit und ihre frühzeitig zerstörende Tendenz sein muss, durch darnach gewählte Vorkehrungen, durch Fomente, Kataplasmen, Klystiere, Einspritzungen, Auflegen von Salben oder andere, den Umständen angemessene, Arzneien, um die Schmerzen zu besänftigen, das Ueberreizte zu lindern, das Geschwächte aufzureizen, das Verhärtete zu erweichen, das Schädliche abzustumpfen oder zu entfernen, die Entzündung zu zertheilen — oder geht dies nicht an und der Ort und der Theil erlaubt es — in Eiterung zu setzen, der Verderbniss vorzubeugen, das Verdorbene abzusondern und das Verletzte zu consolidiren.

Vom inflammatorischen Kindbettfieber.

Man muss bei Wöchnerinnen mehr aus der Ursache und der Art, wie das Fieber entstanden, auf dessen Genius schliessen, als aus der Weise, wie es anfällt. Längst schon und vielleicht in unseren Zeiten der erste habe er sich wider das unnöthige Abführen und Aderlassen bei Schwangern und Wöchnerinnen erklärt. Trotzdem wurde bei Individuen mit örtlicher Phlogose zur Erleichterung ihres Zustandes Blut entzogen. Phlogose, reine Phlogose scheint, nur nicht so oft, übrigens aber ebenso, geschwächten Körpern zuzukommen als derben mehr robusten Gehalts. Die Phlogose ist entweder im ganzen Organismus gleichsam diffundirt, ohne entzündete oder erst in dem Fieber sich entzündende Organe; oder sie bildet sich ursprünglich auf blossen mechanischen Reiz oder aus sonst einer an sich nicht bösartigen Erregung in einem oder dem andern Theile und wird so Ursache eines Fiebers von demselben Genius im ganzen Körper. Die Tendenz im inflammatorischen Fieber ist übrigens bei weitem nicht so bösartig, als jene im anomalischen oder bösartigen. Zwar wirkt auch die Phlogose eine Herabsetzung der Lebenskräfte. Die Natur kann in dergleichen Fiebern nicht nur so viel an Kräften aufbringen, als zur Hütung der allgemeinen und örtlichen Abnormität nothwendig ist, sondern krankhaft aufgeregt, äussert sie selbst zur Verschlimmerung des Ganzen insgemein mehr Energie, als zur Heilung der entzündlichen Affection zuständig sein kann.

Ist die Krankheit wirklich entzündlichen Gehaltes, so muss für's Erste der antiphlogistische Heilapparat nach der Dringlichkeit der Umstände angewandt werden. Unter diesen ist die Aderlässe eines der wirksamsten und nothwendigsten; bei Wöchnerinnen sind Venaesectionen von 5—6 Unzen die nützlichsten, und da darf es, ausser etwa bei starker Lungenentzündung, nicht leicht über die zweite gehen. Die am Fusse geschehenen schwächen die Kranke weniger nachtheilig, als die am Arme. Er wisse zwar, dass Manche in ein paar Tagen Kindbetterinnen achtzig und mehrere Unzen Blut abziehen, ohne Zweifel in der Erwartung, wie von einer überschwemmten Wiese das Wasser, so vom kranken Eingeweide die Entzündung abzuleiten, allein er habe nie etwas Gutes von diesem starken Verfahren gesehen, wohl aber die Cadaver zwar immer fast ohne Blut, jedoch ohne Inflammation — weil vorher keine da war — oder war sie da, die entzündeten Eingeweide verdorben und im Brande gefunden.

Viele glauben sogar, die Aderlässe so oft wiederholen zu müssen, bis eine crusta inflammatoria sich bildet. Diese findet sich aber bei den meisten Schwangeren und in anderen gesunden Menschen, auch weiss man, dass mit jeder Schaale Blut, welche man lässt, sie zunimmt. Erscheint später keine solche Rinde mehr, so ist dies ein Zeichen, dass der Lebensflüssigkeit zu viel entleert worden; es ist fauligte Tendenz im ganzen Organismus und Sphacelirung der örtlichen Phlogose aus Schwäche.

Das Uebrige in der Behandlung bezieht sich grösstentheils auf diätetisches gutes Verhalten. Die Natur berieth sich dabei insgemein von selbst, und man darf ihre Instincte nur gehörig würdigen, um in der Anzeige nicht zu fehlen. Indessen macht doch Natur und Kunst auch manchen Missgriff in der Sache; der Instinct allein berechnet nichts auf Folge; Gewohnheit und Vorurtheil nichts nach Vernunft.

Sehr kaltes Getränke darf Wöchnerinnen nur selten gestattet werden. Ebenso falsch ist, wie noch viele Aerzte vorschreiben, Alles warm zu trinken. So lange der Zustand noch rein phlogistisch läuft, lasse man alles Getränke — einige zu besonderen Absichten gereichte Portionen ausgenommen — nur in dem Wärmegrade nehmen, den es in der Atmosphäre des Orts allmählich annimmt, in welchem die Kranke sich befindet.

Reines Wasser, oder mit irgend einem unschädlichen, schleimigten Vegetabile abgekochtes Wasser, nach dem Geschmacke der Patientin gezuckert und allenfalls mit einigen Tropfen reinem Weinessig gelind angesäuert ist die wesentlichste Medicin. Halten die Zufälle mit Heftigkeit an, so kann man sie, wenn ein

schwächendes Abweichen oder selbst eine Localentzündung in den ersten Wegen es nicht verbietet, innerhalb 24 Stunden 40– 60 Gran Salpeter in einem anständigen Vehikel nehmen lassen.

Die meisten Kranken haben in diesem Stadium eine Abscheu gegen animalische Speisen. Vegetabilische Nahrungsstoffe können ihnen daher, wenn das Roheste durch Zubereitung und Kochung temperirt worden, ohne allen Anstand zugestanden werden.

Die Atmosphäre des Krankenzimmers muss so viel als möglich, auf einem steten und mässigen Wärmegrad, mehr oder weniger vermittelt mit der äusseren, in freier Berührung erhalten werden. Diese Sache ist bei der Behandlung jeder Krankheit und so auch eines jeden Puerperalfiebers von der grössten Wichtigkeit. Ueberhaupt was von der Temperatur des Wassers als Getränk und Nahrung zur ersten materiellen Assimilation erwähnt worden, gilt fast in demselben Betrachte auch von der Luft, dem feineren Gasgetränke zur Sanquification und geistigern Ausgleichung.

In den meisten Fieberarten erscheinen einige der Excretionen besonders ausgezeichnet in ungewöhnlichem Zustande, entweder in Hinsicht der Menge oder auch in Betreff ihrer Beschaffenheit. Es ist sehr wesentlich, die krankhafte Abweichung auf jene Art zu modificiren, wie die Umstände zulassen und die Zeit und der Stand der Krankheit es fordern. Man darf hier den Satz aufstellen, dass alle Ab- und Aussonderungen in hitzigen Fiebern, wenn sie in solchem Masse und auf eine Art geschehen, dass dadurch die zur Bezwingung der Krankheit nöthigen Kräfte und Bedingnisse wesentlich geschwächt und benachtheiligt werden, nie als Vermittlung im Heilungsprocesse zu betrachten seien. Geschehen sie aber, wenn schon in einigem Uebermasse und mit ungewöhnlicher Beschaffenheit ihrer Stoffe, und werden dadurch die Kräfte des Organismus nicht herabgesetzt, sondern vermehrt und die übrigen Symptome namhaft erleichtert, so sind sie, so lange sie unter diesen Verhältnissen bleiben, auf keine Weise nachtheilig und also auch, wenn schon allenfalls zu mässigen, doch niemals vollkommen und am wenigsten gähe zu unterdrücken.

Die gestörten Leibesöffnungen werden am besten durch erweichende Klystiere befördert. Sind sie in der Folge nicht mehr zur Abführung des Stuhles nothwendig, so muss man sie doch im Verlaufe von Zeit zu Zeit, 5—6 Unzen stark, beibringen lassen, um wenigstens als innerliche Fomente zu dienen.

Milch soll in jedem Fall so viel, wie sein kann, in die Brüste geleitet und von da ausgefördert, und der Kindbettfluss, geht er nicht ordentlich, hergestellt und unterhalten werden; beides selbst schon der mechanischen Ursache wegen, damit aus der allgemeinen Feuchtigkeiten-Masse in der neugewordenen Mutter jeder Theil dorthin komme und verwendet werde, wozu er bestimmt ist, indem er sonst durch seine Heterogenität im Organismus endlich aus mehr denn einem Grunde nachtheilig wirken würde.

Wo gar keine Milch vorhanden, muss man durch stärkere aufgelegte Reizmittel sie dahin zu leiten suchen, sollte es auch bis zur Entzündung und Schwärung des Theils kommen. Bei dem Wochenfluss sollte man zugleich darauf Rücksicht nehmen, die Füsse der Patientin in eine angenehme Wärme zu bringen. Alles was örtlich, so lange irgend eine Tendenz auf die Zertheilung der Phlogose obwaltet, in verschiedenartiger Form auf den kranken Theil angebracht wird, darf nicht von besonders reizender Beschaffenheit, sondern nur von einer solchen Art und Temperatur sein, dass es den übermässigen Reiz lindern, die Spannung erschlaffen und zugleich als Ableiter der übermässigen Hitze vom entzündeten Organe und den zunächst liegenden Theilen dienen könne.

Beim Eintreten solcher Unstände, welche eine Abspannung von dem ersten Uebermasse aufgeregter Kräfte anzeigen, muss man von der Strenge des antiphlogistischen Regimes abgehen und durch leichte invigorirende und nährende Mittel dem Körper die nöthige Menge von Assimilationsstoff und im Lebensprocesse die gehörige Energie erhalten.

Anomalisches Kindbettfieber.

Je mehr diese Krankheiten bei Wöchnerinnen von der rein entzündlichen Natur abweichen, desto mehr laufen sie Gefahr. Wirklich hängt sich der zweideutige Genius in unserm Erdwinkel fast schon jedem sporadischen, oft dem rein traumatisch-aufgeregten Fieber an. Die Familie dieser Krankheiten ist äusserst gross. Alle dergleichen Fieber äussern um so mehr schädliche Potenz, je weniger sie von

reiner Phlogose an sich haben. Man erkennt sie oft nur ex nocentibus et juvantibus. Die ganze äusserliche und innerliche Oberfläche des Körpers scheint das weite Feld zu sein, auf welchem in diesem Fieber die erregende Schädlichkeit zunächst sich wirksam zeigt, indem die häutigen Gebilde mehr oder weniger davon entzündet und auch zuweilen nur phlogistisch-schmerzhaft afficirt und in dem Tonus ihrer Fibern vom natürlichen Grade über- oder abgespannt werden. Tiefer in die feste Substanz des Organismus scheint die topische Behaftung ursprünglich nicht zu dringen.

Im geschlossenen Organismus ist Alles reciproke Ursache und Wirkung. Die festere Materie wirkt auf die Säfte und das Blut, und Säfte und Blut wirken auf die festere Materie; sie selbst war ja einst Materie in flüssiger Gestalt.

Aber kein Aliment, kein Getränk kömmt in den Leib, ohne Zumischung äusserer Luft, ohne selbst Luft in sich zu haben, die als ein wesentliches Agens zur Verdauung mitwirkt und als ein Bestandtheil in den Nahrungssaft selbst eintritt. Und was wirkt nicht Luft zur Sanguification? Was ist sie im Blute? Und wenn dieselbe in reinerem Gehalte vortheilhaft in allen diesen Dingen ist, muss sie nicht nothwendig, wenn sie ausgeartet, nachtheilig in ihnen sein, verderblich auf sie wirken? Welcher besonderen Vermittlung braucht es hierzu? Hat atmosphärische Luft, das allgemeinste Gas, weniger directe Affinität zu den Flüssigkeiten und den Gasarten unseres Organismus als zu der festeren Materie?

Bei der Behandlung der Wöchnerinnen ist es daher wesentlich, die festen und flüssigen Theile gleich zu berücksichtigen, und, da diese das Hauptdepot der Schädlichkeit zu sein scheinen, jene vielmehr vor dem üblen Einfluss der flüssigen als diese wider die bösen Einwirkungen der festeren Theile zu schützen.

Auf welche Art die, stets unter einer verschiedenen Form auftretenden, Fieber sich einstellen, so muss vorzüglich berücksichtigt werden, ob sie mit etwas Topisch-Entzündlichem schon eintreten, oder dasselbe erst darunter sich bilde und welches Organ und welche Functionen hauptsächlich davon afficirt seien. Das Inflammatorische in diesen Krankheiten kann nicht durch Aderlässe und andere die Constitution schwächende Mittel behandelt werden. Im äussersten Falle vertragen solche Entzündungen der Organe nur eine langsame Blutentziehung in der Nähe durch Scarificationen oder Blutegel. Alle mit Geschwulst vermengte Affectionen der Theile, welche vor oder unter diesen Fiebern sich ausbilden, sind von mehr pateuser, nicht wohl geformter Art. Sind sie auch entzündet, so weicht doch die Phlogose von ihrem reinen Gehalte wesentlich ab. An den inneren Organen sind solche Affectionen noch mehr bedenklich als an jenen, welche man auf chirurgische Weise behandeln kann, und wie äusserliche Phlogose das Fieber verdeutlichen hilft, so bestimmt mitunter das Fieber die Entzündung im Innern des Organismus.

Kann das aufgenommene Gift in diesen Heerden fester und flüssiger Stoffe angegriffen, unwirksam gemacht oder hinweggefördert werden, ehe es auf die allgemeine Constitution eingewirkt hat, so wird manchmal die Krankheit dadurch in ihrem Entstehen unterdrückt. Unter dergleichen Umständen verschafft die Natur sich zuweilen durch spontanes Erbrechen, durch stärkere Schweisse oder irgend eine andere Secretion Rath. So erklärt es sich, warum zuweilen im Anfange des Fiebers ein gegebenes Brechmittel, bald schweisstreibende, bald abführende Medicamente, in jenen Fällen Blutflüsse, in diesen Vesicantien Vortheil schaffen konnten.

Die meiste Schwierigkeit in diesen Arten von Krankheitsprocess machen der Natur die örtlichen Abnormitäten und die verdächtige Phlogose wichtiger Gebilde. Ausser den Geburtsorganen befällt das Hauptmoment der entzündlichen Affection gewisse Theile in dem Unterleibe oder in der Brusthöhle. Zu welcher Zeit des Fiebers diese wichtigen Localkrankheiten Platz greifen, es bleibt immer eine der ersten Aufgaben, dieselben zu lindern und nach und nach zu heben.

Was man mit Klystieren ausrichten kann, das geschehe mittelst dieser, sie haben das grosse Verdienst, dass man meistens dadurch bewirkt, was man will, ohne den unangenehmen Reiz in den Theilen und die allgemeine Schwäche in der Construction zu verursachen, welche von Purganzen, durch den Mund genommen, unzertrennlich sind.

Bei Diarrhöen wende man nebst diaphoretischem Verhalten Klystiere mit Opium sowie wirksame Epitheme und Einreibungen an. Indessen braucht es hiebei immer sehr viel Vorsicht und Mässigung.

Zuweilen treten Exantheme dabei auf. Schlaflosigkeit und Delirium erschwert diese Fieber; gegen erstere Umschläge von Essig und Wasser auf den Kopf und

der mässige Gebrauch des Opiums gegen Abend in einem Halbklystir beigebracht. Um wahrhaft animalisch zu innerer Kraft erhoben, darin erhalten zu werden, wie es zur Durchsetzung des Krankheitsprocesses nöthig ist, dazu bedarf es in der Constitution: angemessener Nahrung und Getränke, des Einflusses einer gesunden Luft, hinreichender Gemächlichkeit, Beruhigung des Gemüths u. s. w. Die Speisen bestehen in kräftiger Fleischsuppe, Weinsuppe mit Eiern u. s. w.

In solchen Arten ist verdünnter Essig das beste Corrigens der sonst gleich den anderen Säften sich zersetzenden Milch. Wenn die Krankheit anhält, die Verderbniss sich vermehrt und die Kräfte immer mehr sinken, dann Wein in grösserer Quantität und Bisam. Innerlich habe er nichts vom Kampher erprobt; er verbessert aber den Dunstkreis, der vom Schweisse und den Excrementen verdorben ist. Ebensowenig habe er von den Aethern der mineralischen Säuren gesehen. Mit der China müsse man äusserst vorsichtig verfahren, immer nur versuchsweise in Form leichter kalter Infusionen oder einer schwächeren Abkochung.

Ist diese Heftigkeit des Fiebers zu gross und beobachtet man an der örtlichen Affection, dass die topische Krankheit nicht auf dem vortheilhaftesten Wege sich befinde, so kömmt es darauf an, nach bestimmter Anzeige und zu rechter Zeit, der Natur durch mächtigere Reize die Art und Wege zu erleichtern, auf welchen sie dasjenige, was im Anzuge ist, mit den übelsten Folgen, innerhalb des Körpers auf einen Ort sich hinzuwerfen, oder vielleicht schon angefangen hat, allmählich sich anzusammeln, durch die Emunktorien der allgemeinen äusserlichen und innerlichen Oberfläche in stärkerer Transpiration sowohl als durch die Urinwege, durch die Mutterscheide und den Uterus unschädlich auswerfen könne.

Zu diesem Behufe dienen Brechmittel, vorzüglich Ipecacuanha in geringer Dosis, Opium, Moschus und insbesondere antimonialische Kalke oder andere ähnliche, mächtiger auf den Schweiss wirkende Präparate, jenes von Agyrten besser benutzten, als von manchem Arzte nach Verdienst gschätzten Halbmetalls.

Bösartiges, nicht inflammatorisches Kindbettfieber. Dasselbe ist ungemein gefährlicher; denn hier vermag selten weder die Natur noch die Kunst etwas. Manchen Aerzten scheint Kindbettfieber ohne Entzündung eine parodoxe Sache. Darüber lässt sich nichts sagen: Jeder hat seine Art zu sehen und nicht zu sehen. Diese Fieber treten meistens mit einem bösartigen Exanthem auf oder haben es bald in ihrem Gefolge. mit Petechien, Flecken, malignem Scharlache, mit jähem Verfall unaufrichtbarer Kräfte. In der That lässt sich die fürchterliche Malignität dieser Fieber nicht anders beschreiben als: die Kindbetterin wird auf einmal äusserst krank, bleibt es einige Tage und stirbt. Hier scheint die Urstelle der Affection nicht ein Viscus, sondern der ganze Organismus zu sein. Der Natur bleibt zuweilen nicht einmal Kraft, selbst nur noch eine Ablagerung zu Stande zu bringen. Selten gelingt es der Natur oder der Kunst, das Miasma durch ein Erbrechen oder starke Transpiration aus dem Körper zu schaffen.

Beschluss. Das Unheil, welches von den Schädlichkeiten der allgemeinen Atmosphäre und der natürlichen Dinge kömmt, ist weder frequent, noch anhaltend und trifft unter vielen doch immer nur wenige. Die grössten Uebel entstehen insgemein aus der Schuld der Menschen, durch ihre Einladungen dazu und die Art, wie sie sich dabei benehmen. Sie sind es, die jede Seuche verschlimmern, verbreiten und aus dem epidemischen Gifte bald ein contagiöses machen, die oft ohne alle Schuld der guten Atmosphäre, in grossen und kleinen Anstalten, perniciöse Dinge hervorbringen und die Wirkungen davon einem Gifte aus der Luft zuschreiben, das sie selbst zubereitet haben; denn populäres Miasma, wie wir es indess heissen wollen, und epidemisches sind ganz verschiedener Natur: dieses kömmt von Dingen ausser uns, jenes von Ursachen in uns. Jede wirkliche epidemische Krankheit, wenn nicht drückende Armuth, gänzlicher Mangel an den ersten Nothwendigkeiten, Beengtheit der Kranken, sorglose Unwissenheit und schlechte Benehmen sie unterhalten, stumpft in Kurzem sich selbst ab und erschöpft sich. Aber werden Hunderte von einer allgemeinen Schädlichkeit befallen, in wenig Tagen sind Tausende durch successive Mittheilung ebenso und noch gefährlicher krank, weil jedes Contagium bis zu seiner höchsten Intensität immer heftiger wird als sein Urstoff, von dem es gekommen war. Legt man demnach aus einer unglaublichen Albernheit zur Zeit herrschender und bösartiger Krankheiten zwei oder dreimal mehr Leidende untereinander, als selbst zu besseren Zeiten Platz haben,

dann ist die Mortalität nicht mehr das Werk der natürlichen Seuche, die Krankheit nicht mehr Folge des atmosphärischen Miasmas, sie sind künstliche traurige Producte einer schiefen, tollen Veranstaltung.

„Ueber eine Art Schenkelschmerzen bei Kindbetterinnen und Mittel dagegen.“

B. tadelt hierin die gewöhnliche Behandlung mittelst des antiphlogistischen Apparates, durch nitröse und abführende Medicamente, Aderlässe, warme Bäder, erweichende Umschläge u. s. w.; er lässt bloss die schmerzhaften Stellen frottiren und sodann mit warmen Tüchern belegen und nachdem die Kranke einige Tage abgeführt, gibt er ein um den andern Tag sein Puerperalpulver, worauf der Kindbettfluss stärker geht, der Urin einen Bodensatz abwirft und die ganze Oberfläche des Körpers stark ausdünsten wird. Gaben hiernach die Schmerzen noch nicht nach, so liess er über dem Knie, wo man die Strümpfe bindet, ein zwei Finger grosses Blasenpflaster legen.

„Von der Putrescenz der geschwängerten Gebärmutter.“

Vf. erörtert zunächst, dass diese Krankheit nicht mit Gangrän und Sphacelirung des Uterus zu verwechseln sei. Diese befalle nur den geschwängerten Uterus. Man müsse sie als eine besondere Krankheit ansehen, da sie durch eine Verderbniss der membrana decidua, wo nicht immer erregt, doch allzeit davon begleitet und, wenn sie auch ursprünglich vom Mutterhalse und dem Muttermunde entstanden, wenigstens durch dieselbe auf die innere Fläche der Gebärmutter vorbereitet zu werden scheine. Es liege in der Natur dieser Mutterfäulung, dass sich dieselbe hauptsächlich am Muttermunde und an der inneren Fläche der Gebärmutter äussere; dadurch unterscheide sie sich von dem gemeinen Gangrän dieses Eingeweides, welches beide Flächen ohne Unterschied ergreife. Die Krankheit träte manchmal ungestüm auf, manchmal wie auf Schleichwegen. Unzählige Male werde eine Krankheit für die Ursache des Todes gehalten, die von der wahren Krankheit und Ursache des Todes eigentlich nur Effect, nur Folge gewesen. So fand er sie nach Convulsionen, Puerperalfiebern, Friesel u. s. w.

In manchen Jahren komme sie häufiger vor. Er hält sie für nicht entzündlicher Art. Die entzündlichen Mittel schadeten meistens, gelinde ekkoprotische Arzneien verdürben fast nichts, die antiseptischen Mittel seien nur unter bedingten Umständen zuträglich. In ihren Symptomen sei sie ganz verschieden; ihre ganze Charakteristik bestehe vielleicht darin, nichts Charakteristisches zu haben. Manchmal entwickelt sich die Krankheit vor, manchmal nach der Entbindung. Obgleich er die Krankheit genau kenne, könne er doch keine deutliche Kennzeichen davon angeben. Er begnügt sich, die Krankheit zuerst entdeckt, angezeigt und beschrieben zu haben. Er theilt nun 4 Krankheitsgeschichten nebst Sectionsresultaten mit. Als später ihm die Krankheit häufiger vorkam und alle angewandten Methoden nichts nützten, kam er auf den Gedanken, die Gebärmutter wie einen äusserlichen Theil zu verbinden, Bourdonnets und Plumaceaux einzulegen. Die zwei ersten, an Putrescenz leidenden, die so behandelt wurden, seien erhalten, während alle übrigen gestorben wären. B. erfand zu diesem Zwecke den Plumaceauxleiter. Die Absonderung des Gefaulten geschähe innerhalb 36 Stunden in Flocken und ganz breiten Stücken. Innerlich habe er keine Arznei gereicht, während die vorher mit China, Moschus u. s. w. behandelten Kranken alle gestorben seien.

„Ueber eine noch unbeschriebene Art von Blutfluss bei Gebärenden.“

Derselbe besteht darin, dass in der Mutterscheide, höher oder tiefer, mehr oder weniger gegen den Damm und die Schamlippen oder auch in der Substanz der letzteren ein oder das andere Blutgefäss berstet, ohne dass die Mutterscheide oder die Haut mit zerrissen wird und sich auf solche Art eine Blutgeschwulst bildet, welche gewöhnlich in Eiterung übergeht, Caries und den Tod der Patientinnen herbeiführt. Nur in seltenen Fällen gelingt die Zertheilung. In den von ihm beobachteten Fällen hatte die Krankheit jedesmal auf der rechten Seite der Mutterscheide ihren Sitz. Er leitet es davon her, dass bei den meisten Geburten die Stirn und der obere Theil des Kopfes vom Kinde im Eingange des Beckens auch gegen die rechte Seite der Mutter gekehrt sei.

„Vom Blutflusse aus der geschwängerten Gebärmutter.“

Abgang von Blut in der Schwangerschaft ist oft natürlicher Monatsfluss oder krankhafter Zustand. Es ist sehr wichtig, dies festzusetzen. Vorzüglich ist darauf

zu achten, ob der Fluss um die gewöhnliche Periode sich ereigne, auf die gewöhnliche Weise in Betreff der Menge und der Qualität. Dass im ungeschwängerten Zustande das Monatliche aus der Höhle der Gebärmutter komme, darüber ist kein Zweifel mehr. Man hat allen Monatsfluss aus dem Uterus während der Schwangerschaft für unmöglich erklärt und für gut befunden, das Blut aus den äusseren Theilen des unteren Segments der Gebärmutter entspringen zu lassen. Auch die Untersuchung kann öfters den Umstand nicht in's Reine bringen. Da die Zufälle also zweideutig sind, so muss man sie auch zweideutig behandeln. Man stille daher den Blutfluss, doch immmer nur auf eine Art, welche für den Fall die gelindeste und übrigens in Hinsicht der Umstände und besonders der Folgen, die angemessenste ist. So lange die organische Beschaffenheit und der Zusammenhang der relativen Gebilde zwischen der Mutter und den Producten der Schwängerung nicht so gestört ist, dass eine Art von Trennung in denselben stattfindet, scheint kein Blutfluss entstehen zu können. Als allgemein disponirende Ursache zu Blutflüssen wird Schwäche des Organismus angenommen. Je übler genährt eine Schwangere ist, desto mehr Anlagen zu Blutflüssen hat sie; am meisten pflegen sich Hämorrhagien zwischen dem zweiten und dritten Monate zu ereignen. Bei zweckmässigem Verhalten würden Blutungen in den ersten Wochen nach der Schwängerung weit seltener sein. Früher hielt man zur Besänftigung des wallenden Geblüts eine schwache, wässerige Diät für nothwendig, jetzt stärckende und stimulirende Arzneien. Auch hier scheint ein bescheidener Mittelweg der rathsamste zu sein. Ein Getränk aus zwei Theilen Wasser und einem Theile Wein, nebst leichtern, übrigens nahrhaften Speisen, nach Appetit der Patientin, in mässiger Gabe und Temperatur gereicht, ist Alles, was man vor der Hand innerlich zu empfehlen hat. Das Hauptsächliche bezieht sich auf eine geschickte äusserliche Behandlung. Denn man kann einen wirklichen Blutfluss aus der Gebärmutter ebenso wenig mit blossen innerlichen Medicamenten heilen, als man eine geöffnete grosse Blutader mit Opium oder Naphta verschliessen wird. Früher hatte man die Kälte als ein stärkendes Mittel in Blutflüssen empfohlen. Man sollte aber wohl unterscheiden, was animalisch schwächt und stärkt und was physisch anhält und erschlafft. Animalisch stärken und zum Wohlbefinden des lebenden Organismus beitragen kann nur eine richtige, demselben von Natur angemessene, Temperatur. Ein höherer oder minderer Grad, insofern derselbe nicht als Ersetzungs- oder Entziehungsmittel der erlittenen Differenz dient, kann wenigstens nicht lange auf ihn wirken, ohne schädlich zu werden und folglich animalisch zu schwächen. Die Kälte soll desshalb nur gleichsam mechanisch wirken. Doch hat die Sache ihre beschränkte Modification. Die kalten Mittel müssen zunächst nur auf die blutströmenden Theile angebracht werden. Dabei darf man den übrigen Theil des Körpers nicht derselben Kälte aussetzen. Dies dumme brutale Verfahren hat schon Manchen das Leben gekostet.

Die Ursache und Natur der, die Hämorrhagien in der Gebärmutter begleitenden, Schmerzen sind wohl zu untersuchen; sie tragen entweder zur Unterhaltung des Blutflusses bei oder sie folgen ihm zufällig oder sie erscheinen als ein Mittel dagegen. In den ersten Fällen muss man sie lindern und heben, im dritten Falle sie aufregen.

Verf. gibt nun die verschiedenen Verfahrungsweisen nach den Monaten der Schwangerschaft an. Wenn die Schwangerschaft noch nicht ziemlich über die Hälfte der gewöhnlichen Zeit gekommen, so kann die Herausförderung der Frucht aus der Höhle nicht wohl mit der Hand oder irgend einem Instrumente unternommen werden. Leichter wird zwar ein Foetus, welcher bereits mehrere Tage über die Hälfte der natürlichen Zeit getragen worden ist, mit der Hand herausbefördert, als ein anderer noch minder zeitige, doch ist die Sache auch mit jenem äusserst mühsam und selbst gefährlich für die Mutter.

Bei jeder Wendung, welche man wegen eines Blutflusses unternimmt, muss das Kind nur langsam herausbefördert werden, damit die Gebärmutter Zeit gewinne, sich hinter derselben gehörig zusammenzuziehen.

Kein Blutfluss kann in grosser und gleicher Heftigkeit fortwähren, ohne in kurzem tödtlich zu werden. Ist die Placenta noch im Uterus, so soll sie dann gelöst werden.

Unbedingt nothwendig sind Injectionen in die Gebärmutter, wenn nach Weg-

nahme der Placenta die Blutungen noch fortdauern. Der Vorschlag, um die Schenkel und Oberarme ein Band dermassen umzulegen, dass auf den zurückführenden Adern ein Druck angebracht wird, ist trivial und lächerlich. In dieser Hinsicht ist der Rath so mancher alter Weiber, der Patientin einen gelben Seidenfaden um den kleinen Finger zu binden, viel erträglicher. Wenigstens wird man damit nicht schaden. Ebenso sind Schröpfköpfe und alterirende Medicamente zu verwerfen und der innerliche Gebrauch von Alaun. Derselbe hat wie alle Arten zusammenziehender Mittel, innerlich gegeben, den Effect, dass er in dem Magen und den übrigen nächsten Gebilden des Unterleibes oft nicht mehr auflösliche Verhärtungen zurücklässt. Ebenso wenig nützen die Tampons der Mutterscheide.

Es gibt nur eine wahrhaft chirurgische Weise mittelst des Portplumaceaux, wobei die Charpiebäuschchen in styptische Pulver getaucht sind, die Blutung zu stillen.

Unter den inneren Mitteln steht die geistige Zimmttinctur oben an.

In Ermangelung derselben muss man sich an guten Wein und Branntwein halten. Sobald die Blutung gestillt, sollte man die Kranke mit inneren Mitteln verschonen und von den kalten Umschlägen ablassen.

In den Fällen, wo kalte Umschläge und Einspritzungen nichts fruchten, meistens bei sehr delicaten und schwächlichen Personen, vermeide man sie absolut, weil sie sonst den Zustand verschlimmern, und greife zu trocknen aromatischen Umschlägen, imprägnirt mit Kamphergeist und Zimmttinctur mit Laudanum versetzt.

Wenn nichts in der Gebärmutter sich befindet, was herausgenommen werden muss, so nützen am meisten flüchtige Reize, stärkende Mittel mit Opium, trockene äusserliche Fomente. Dauern indessen die Schmerzen insbesondere der krampfhafte Zustand fort, so lege man erweichende Kataplasmen über.

Vf. entwickelt dann seine Ansichten über das, was man bei Placenta praevia zu thun. Dieselben sind Gemeingut geworden, so dass wir hier sie nicht weiter zu berücksichtigen brauchen, spricht dann noch von den Blutungen, welche durch die Zerreissung des Uterus und der Gebärmutter bedingt wurden, und sagt von ihnen aus, dass die Erscheinungen, welche den Augenblick der Verletzung begleiten, insgemein eher bemerkbar sind als die Hämorrhagie selbst. Die Herausschaffung des Kindes durch den natürlichen Weg sei immer das Erste, was bei solchen Umständen in Vorschlag gebracht und unternommen wird. Kann dies durch den Riss und mittelst blosser Handhülfe geschehen, so ist freilich nicht damit zu zaudern. Mit mehr Rücksicht sollte man zu Werke gehen, wenn es sich darum handelt, das Kind auf widernatürliche Weise durch den Bauchschnitt herauszuschaffen. Denn es gibt Fälle, wo die Mutter mitsammt der todten Frucht im Bauche noch längere Zeit fortgelebt hat, während die Erfahrung zeigt, dass fast in dem Momente, welches die Destruction der Mutter erst begründet, auf eine oft unerklärliche Art auch die Vernichtung des Lebens des Kindes schon erfolgte. Ueberhaupt wäre es rathsam, dass so manche Heilkünstler, bevor sie etwas Wichtiges unternehmen, doch erst den möglichen Wirkungskreis ihrer Kunst in etwas betrachten möchten. So sehr diese eingeschränkt, bedingt und in ihren Unternehmungen zur Stärkung unsicher ist, so absolut, unermesslich und stetig bleibt die Natur in ihrer Macht zur Herstellung.

Es gibt noch eine andere Art von Zerreissung oder Substanztrennung des Uterus und mitunter eines Theils der Vagina, von welcher er sich nicht erinnere, irgend etwas gelesen zu haben. Es ist jene, wo das Bauchfell und das Zellengewebe, welches dieses Eingeweide bekleidet, nicht zugleich mit zerrissen, sondern gleichsam zum Sacke dienen, in welchem das Geblüt theils gesammelt, theils ecchymosenartig sich anhäuft. In solchen Fällen fliesst oft wenig, zuweilen vor dem geborenem Kinde fast gar kein Blut nach Aussen. Die Diagnose dieses Zufalls ist schwer zu beschreiben. Sie kann einestheils durch das Gefühl technisch von dem ausgemittelt werden, welcher schon mit der Sache bekannt ist. Zwar dient sie nicht zur Heilung des Zustandes, sondern nur zur Ueberzeugung der tödtlichen Gefahr; allein auch dies gehört mit zur möglichen Vollkommenheit, nicht sowohl der Heilungskunst, als der Wissenschaft.

„Von der Gelbsucht neugeborener Kinder.“

„Die meisten Praktiker halten die nicht vollkommen geschehene Entleerung des Mekoniums und dadurch gestörte Gallenaussonderung in den Darmkanal für die Ursache der Gelbsucht neugeborener Kinder. Ich habe sehr viele an der Gelb-

sucht gestorbene Kinder geöffnet; nie oder doch nur höchst selten fand ich, dass die Gallengänge zwischen Leber und Gedärmen irgendwo verstopft gewesen wären. Der selten gute Erfolg auf den Gebrauch innerlicher Medicamente war die Ursache, dass ich endlich anfing, sie diesen kleinen und zarten Geschöpfen nur äusserst sparsam geben zu lassen. Seitdem werden überhaupt ohne Vergleich weniger Kinder krank und wenn sie die Gelbsucht bekommen, so ist sie gefahrlos, insgemein nicht von langer Dauer und weicht auf blosse äusserliche Behandlung. So unwirksam und nachtheilig unter dergleichen Umständen innerliche Medicamente sind, so zuverlässig kann man Hülfe von äusserlichen Mitteln erwarten: von Klystieren, vom Baden in gemeinem Wasser, vom elektrischen Bade und von Einreibungen mit einer erweichend flüchtigen Salbe. Es gibt aber Gelbsuchten, die man nicht heilen kann, das sind jene, wo die Krankheit in einem organischen Fehler liegt oder in einer mechanischen Entartung eines Theils oder in einer unauflösbaren Concretion".

Aus seinen „Aphorismen über Fraisen besonders bei Schwangeren und Gebärenden" heben wir folgende hervor:

„Fraishafter Zustand äussert sich in zwei Hauptformen, als Krampf, wenn der befallene Theile anhaltend in demselben Stande, in derselben Gespanntheit oder Erschlaffung bleibt oder als eigentliche Convulsion, wenn die krampfige Spannung in kurzen Momenten wiederholt vorgeht und wiederkehrt".

„Unter allen von mir versuchten Medicamenten dient nichts so gut, wie eine Mischung aus einfachem Ammoniakgeist und Mohntinctur in gleichen Theilen, zu 10 auch mehreren Tropfen und in grösserer Dosis in Klystieren beigebracht".

„Wenn die Zuckungen nicht acut, und das Erregende derselben nicht rein entzündlicher Natur ist, so hilft kein Aderlass, auch sonst kein schwächendes Mittel".

„Man muss jedem convulsivischen Anfall eine Art von Spielraum lassen, sonst wird er heftiger und wirkt schädlicher nach innen. Man halte und unterstütze die Patientin und ihre Gliedmassen nur insoweit, dass ihr durch zufällige Verletzung kein Leid geschehe. Vorzüglich muss man für Zähne und Zunge Sorge tragen; aber lächerlich ist es, mit Auslösen der Daumen sich geschäftig zu machen".

„Was bei Geburten, welche mit Fraisen decurriren, mittelst der Zange ausgeführt werden kann, das muss nicht durch die Wendung geschehen. Mit jenem Instrumente lässt sich zuweilen selbst unter den Anfällen operiren, was mit der Hand, solange sie wenigstens zur Sache in der Gebärmutter sein muss, nicht stattfindet".

„Sind die Convulsionen bei der Geburt nicht von der Kategorie der habituellen oder sind sie nebstdem neu und aus zufälliger bedenklicher Ursache aufgeregt, und ein und anderer Paroxismus kömmt noch nach, wenn die Gebärung bereits vorüber ist, so nimmt der Zustand meistens ein tödtliches Ende".

„Nur solche Zuckungen, welche, unmittelbar von Schwäche und Entleerung verursacht worden, tödten meistens im Anfalle selbst. Bei den mehrsten übrigen erfolgt der Tod, wie im fortdauernden Convulsionsfieber, unter welchem die Kranke sinnenlos, im Gesichte blau und aufgedunsen liegt, schwer athmend und röchelnd".

„In allen diesen Fällen ist zwar eine schaumige Congestion in den Lungen, doch meistens keine eigentliche Entzündung vorhanden. Schwächende und sogenannte antiphlogistische Mittel können daher gemeinlich nichts zur Heilung beitragen".

„Convulsionen und deren Behandlung werden noch lange zum demüthigenden Beweise dienen, wie beschränkt unser Wissen, und wie weit umfassend das Gebiet der Empirie in der Heilkunde sei".

Operative Geburtshülfe.

„Gedanken über den Kaiserschnitt und die Enthirnung der Frucht."

Mit den Worten des Horaz: „nunc ego mitibus mutare quaero tristia" leitet Verf. als Motto diese Abhandlungen ein. Folgende Ansichten werden hier entwickelt: Bei einigen Frauen seien die Beckenöffnungen so enge, dass der Kopf nicht allein nicht lebendig, sondern auf keine Weise unzerstückelt aus der Gebärmutter zu bringen sei. Seltener wären zum Glücke jene äusserst fehlerhaften Becken, bei welchen man wegen allzu beträchtlicher Enge nicht einmal die Zerstückelung des Kindes unternehmen kann. Dies sei der einzige Fall, in welchem man wegen Enge des Beckens den Kaiserschnitt unternehmen dürfe. Wo aber das Becken noch weit genug sei, das Kind mit Sicherheit der Mutter zu zerstückeln, da solle man sich dieser fürchterlichen Operation enthalten. Man dürfe nicht sagen, wenn das Becken $2^1/_2$ Zoll messe, so sei der Kaiserschnitt angezeigt; denn die Enge des Beckens sei im relativen Sinne zu dem Kopfe des Kindes aufzufassen und dieser bilde sich beim Durchgange durch Becken oft so vortheilhaft nach dessen Figur, dass er im kleinen Diameter nicht zwei Linien über $2^1/_2$ Zoll mass. Ueberdies könne man bei einem engen Becken vor der Hand die Grösse und Härte des Kopfes des Kindes nicht ermessen. Auch das Mass der Conjugata könne nicht mit mathematischer Richtigkeit angegeben werden. Die Beckenmesser taugten am Geburtsbette zu weiter nichts, als diejenigen in Verlegenheit zu setzen, welche sich ihrer bedienten; sie seien eitel Spielwerk, die besten Pelvimeter wären Finger und Hand. Am wichtigsten erweise sich die Betrachtung, ob das Kind lebendig oder todt; sicher sei nur die Bewegung der Frucht und der Schlag der Nabelschnur, wenn sie vorläge. Die deutliche Bewegung höre aber auf, sobald das Wasser abgeflossen, auf die Aussage der Mutter dürfe man sich nicht verlassen. Desshalb solle nicht das sichere Leben der Mutter gegen ein unsicheres und eigentlich erst animalisch werdendes Leben der Frucht auf das Spiel gesetzt werden. Ueberdies sei der seltene Erfolg der Operation in Betracht zu ziehen, da von 14 13 stürben. Ferner komme es darauf an, zu bestimmen, in welchem Werthe das Leben einer Mutter und das Leben eines Kindes stehe. Auch in den Augen der Gesellschaft müsse das Leben der Mutter weit höher gestellt werden. Gesetzt, das Kind würde durch den Kaiserschnitt lebendig zur Welt befördert, wie gering sei die Wahrscheinlichkeit, dass es fortleben werde. Aus dem lasse sich leicht ermessen, dass eigentlich das Leben der Mutter und des Kindes nicht so oft collidiren. Denn wäre das Becken wirklich so eng, dass im äussersten Falle auch die Zerstückelung nicht unternommen werden könne, so bleibe ohnehin der Mutter nur die traurige Wahl, zu Grunde zu gehen oder den Kaiserschnitt machen zu lassen, das Kind möge leben oder nicht. Fände sich aber das Becken weit genug, dass nöthigenfalls die Zerstückelung der Frucht thunlich wäre, so lasse man die Geburt fortgehen und warte ab, was Zeit und Natur vermögen. Wenn nichts mehr von der Natur zu erwarten, so müsse man die Zange versuchen, wenn anders der Kopf genug vorliege. Ginge dies nicht, so bliebe nichts anderes übrig, als die Enthirnung oder Zerstückelung der Frucht, sobald keine deutlichen Zeichen vorhanden, dass sie noch am Leben sei. Weil die Engländer mit Enthirnung nicht so schüchtern seien, so erhielten sie auch mehr Mütter als die Franzosen und die Deutschen. In Betreff der Instrumente bediene er sich nur eines Perforatoriums und einer kleinen Zange mit verborgenen Zähnen. Alle Haken und Tire-têtes halte er für gefährliche und unbehülfliche Werkzeuge.

„Bemerkungen über das Unterbinden der Nabelschnur und inwiefern die Unterlassung desselben dem neugeborenen Kinde nachtheilig sei."

Boër's Ansichten hierüber sind folgende:

Früher habe man die Ansicht gehabt, ein neugeborenes Kind müsse sich nothwendig durch die Nabelschnur verbluten, wenn die Unterbindung unterlassen würde. Eine Menge lediger Mütter seien ein Schlachtopfer dieser rohen Unwissenheit geworden. In den neueren Zeiten habe man die Unterlassung für nicht tödtlich, sogar für nicht nachtheilig angesehen. Dieser Widerspruch müsse berichtigt werden. Die Thiere unterbänden allerdings die Nabelschnur nicht und ihre Jungen lebten doch fort. Bei den Menschen würde es ebenso sein, wenn sie sich ebenso

vernünftig benähmen als die Thiere. Zum Unglücke seien die meisten unserer Handlungen aber halb thierisch und halb von der Art, dass man gar keinen Namen dafür fände. Die Thiere lösten ihre gesetzten Jungen insgemein von der Nachgeburt, indem sie den Nabelstrang in einiger Entfernung vom Leibe abzerrten; diese Operation gehe ohne allen Blutverlust vor sich und der Nabel bleibe sodann der freien Luft ausgesetzt. Würden wir ebensolche Maximen beobachten, so würde kein Kind einen Blutverlust durch den Nabel erleiden. Die Durchschneidung des Nabelstranges dürfe nicht eher geschehen, als bis das Kind Athem geschöpft habe. Ehe man die Nabelschnur trenne, reibe und drücke man dieselbe zwischen den Fingern und durchschneide sie dann an dieser Stelle mit einer stumpfen Scheere und mache die Unterbindung. Bleibe dann das Kind der Luft ausgesetzt und frei liegen, so habe man nichts wegen einer Verblutung zu fürchten, selbst wenn keine Unterbindung angebracht sei. Da aber so nicht verfahren würde, so müsse man die Nabelschnur unterbinden; denn durch die Nabelbinde und das Einwickeln würde der neue Kreislauf äusserst gehindert und so dringe das Geblüt mit Gewalt seinen alten Weg gegen die Nabelgefässe.

„Von Geburten, unter welchen die Nabelschnur vorfällt."

Folgendes sind Boër's Principien, nach denen er verfuhr:

Man sage insgemein, wenn die Nabelschnur vorfalle, so solle man zuvörderst suchen, sie in die Gebärmutter zurückzubringen und sie darin zu erhalten; er müsse dieses als eine sehr leichte, aber triviale Forderung bezeichnen. Nur wenn der Nabelstrang in einer Seitengegend des Beckens nicht gar tief vorläge, könne der Kopf ohne Nachtheil darüber hinweggleiten. Nichts könne aber so fruchtlos sein als die Versuche der sogenannten Zurückbringung des Nabelstranges Niemand sei im Stande, eine wirklich aus dem Muttermunde heruntergefallene Nabelschnur auf eine gute, für Mutter und Kind unschädliche Art in die Gebärmutter zurückzubringen. Es sei dies wirklich eine Danaidenarbeit, denn der Theil, den die Hand zurückführe, sei immer kleiner als derjenige, der daneben wieder vorfalle. Alle die Vorschläge, die Zurückhaltung mittelst der Hand, mittelst Schwämme, Binden u. s w. vorzunehmen, könne er ohne alles Bedenken übergehen. Denn es gäbe eine ausgebreitete Gattung von Absurditäten in der Welt, welche wegen der Reichhaltigkeit ihres complicirten Unsinns gar nicht widerlegt werden könnten, deren Nichtigkeit aber von selbst in die Augen falle. Schlage die Nabelschnur, liege sie am Kopfe des Kindes und stehe derselben zangengerecht, so lege man die Zange an, könne man dagegen mit gutem Grunde die Wendung unternehmen, so mache man dieselbe.

„Von den widernatürlichen Geburten und der Wendung."

V. erörtert zunächst die Indicationen der Wendung und setzt dann die Art und Weise auseinander, wie sie vorgenommen werden solle. Dabei gibt er den in ethischer Beziehung beherzigenswerthen Rath, niemals die Hemdsärmel im Angesichte der Patientin bis über den Ellbogen aufzustürzen, indem der Aermel sich von selbst zurückschiebe, während die Hand in die Mutterscheide gebracht werde. Gleichgültig sei es, mit welcher Hand die Wendung gemacht werde, wenn sie nur gut gemacht würde. Indessen müsse das Nützliche und Gemächliche für Mutter und Kind der Eleganz und der Etiquette der Kunst immer nachstehen. Liege das Kind mit dem Kopfe, mit dem Stamme oder den Gliedmassen so in der oberen Oeffnung des Beckens, dass man die Hand nicht durch den Muttermund zu den Füssen desselben bringen kann, ohne dass sie sich im Eingange allenfalls mit dem Kopfe stemmten, oder was noch übler wäre, über den Rücken des Kindes herabkämen, so müsse man, mittelst gelinder und behutsamer Hebung und Beiseitdrückung des hindernden Theiles, die Lage des Kindes nur so weit zu modificiren suchen, als dies nothwendig sei, die operirende Hand zu den Füssen zu bringen. Die Hand gleite am besten zu den Füssen, wenn man sie über die Brust des Kindes dahin führen könne. Wären die Füsse in die Mutterscheide herabgeführt, so habe die Kunst vollbracht, was die Natur von ihr erwarten dürfe, und man könne das Uebrige der Natur überlassen. V. gibt dann alle übrigen Cautelen an, welche unter verschiedenen Umständen anzuwenden sind.

Am Schlusse fügt er noch einige Noten bei, welche in Bezug auf künstliche Entbindung zu beachten seien. Folgende mögen hier hervorgehoben werden:

„Wenn die Geburtstheile schon ungewöhnlich trocken und empfindlich sind, so mache man schleimige warme Injectionen in dieselben, ehe man die Hand oder ein Instrument einbringt.“ „Der After muss wie vor der natürlichen Geburt durch Klystiere entleert werden, lässt anders die Gefahr Zeit dazu.“ „Findet man die Höhle des Beckens ziemlich frei und leer, so hindert die gegenwärtige oder entstehende Wehe nicht, darunter die Hand oder ein Instrument in dieselbe zu bringen, in manchen Fällen ist dies sogar der beste Zeitpunkt dazu.“ „Wenn es bei Wendungsfällen bei übler Lage nicht angeht, ohne äusserste Gefahr für die Mutter, zu den Füssen des Kindes zu kommen, der Kopf aber leichter und sicherer auf den Eingang zu bringen wäre, so müsste man dies allerdings bewerkstelligen und vorerst abwarten, was in der Natur geschieht, und darnach sich weiters benehmen.“

„Von schweren Kopfgeburten und dem Gebrauche der Zange.“

Im ersten Abschnitte gibt Verf. eine allgemeine Uebersicht des Gegenstandes. Er setzt auseinander, dass der Mangel eines guten nöthigen Verhältnisses zwischen der Beschaffenheit des Kopfes vom Kinde und des Beckens der Mutter eine der frequentesten Gelegenheiten zur Anwendung der Zange gebe, wobei viel öfter die ursprüngliche Abnormität am Becken der Mutter als am Kopfe des Kindes liege. Indessen lasse sich nicht in jedem Falle eines engen Beckens Gebrauch von der Zange machen. Ohne ein Missverhältniss trete öfters die Nothwendigkeit ein, das Geburtsgeschäft mit der Zange zu vollenden, wenn von Seiten der Mutter oder des Kindes gefährliche Umstände eintreten, welche die Beschleunigung der Geburt unvermeidlich erforderten. Dem Erfinder der Zange sei kein besonderer Grabstein zuerkannt worden. Doch löhnliche Ehrenzeichen verherrlichen auch nur löhnliche Verdienste; die Wohlthat seines glücklichen Genies sei fortdauernder als Marmor und Granit. Das Unheil, das mit der Zange für manche Mutter und Kind angerichtet worden, sei nicht die Schuld des Instrumentes und seines Erfinders, sondern nur derjenigen, welche so dreist und ungeschickt Gebrauch davon machten. Gänzlich falsch sei die Ansicht, die Zange ganz entbehren zu können. Doch solle auch kein ärgerlicher Missbrauch damit getrieben werden. Lächerlich sei es, wenn der deutsche Entbinder zur Rechtfertigung seiner Manier in der Benennung Geburtshelfer ein Argument aufsucht. In den meisten Fällen würde mehr Unheil angerichtet, dass man der Natur in ihrem Geschäfte vorgreife, als dass mit der Hülfe länger verzögert würde. Herausbeförderung der Frucht und Kraftanstrengung, dazu in Zeit und Raum, seien unzertrennbare Begriffe, welche indess, wie augenscheinlich darliege, noch keinem pseudo-mechanischen Hebarzte in den Kopf gekommen seien, eben als wenn es, um Geburtshelfer zu sein, mehr als hinlänglich wäre, nur Füsse und Hände und Zangen zu haben. Denkende Beobachter hätten desshalb längst die Beobachtung gemacht, dass mit den Instrumenten in der Geburtshülfe im Ganzen mehr Unheil als Gutes gestiftet würde. Es sei keine Entschuldigung für die Professoren, die Zange ohne alle gegründete Anzeige, bloss zum Unterricht ihrer Schüler anzulegen; es sei schade, dass solchen Männern nicht das Fach der Lithotomie anvertraut sei. Sie könnten fast eben so gut lebenden Menschen Steine in die Blase legen und zur Uebung an ihnen den Steinschnitt machen. Das Erste beim Unterrichte in einer Operation an Menschen und Thieren sei das Auffinden der Anzeige, das Technische sei so trivial, dass es kaum mehr als gemeine Geschicklichkeit, aber bei Weitem weniger Rohheit und animalische Ziehkraft erfordere, als gewöhnlich die dabei immer fertigen Entbinder auszuüben pflegen. Die meisten Zangen seien nur Ausartungen vom Werkzeuge des ersten Erfinders. Selbst die sogenannte neue Biegung sei keine so wesentliche Verbesserung, wie man insgemein glaube. Verf. beschreibt dann seine eigene Zange. Die Biegung und der Abstand der Löffel machten eine der wesentlichsten Bedingnisse aus. Die Länge der Handgriffe müsse mit jener der Löffel in einem vortheilhaften Verhältnisse stehen; seien sie zu lang, so werde nothwendig bei gleicher Kraftanwendung der Kopf zu sehr gedrückt, seien sie zu kurz, so brauche es zu viel Kraft, um diesen nur so mit der Zange gefasst zu halten, dass sie nicht darüber abgleite. Je einfacher bei gleicher Feststellung und Sicherheit der Schluss an einer Zange sei, desto mehr Vorzug verdiene er. Es falle wirklich sehr lächerlich auf, wenn mancher Hebarzt sich einbilde, alle Zangen seien nichts nütze, die nicht so

gemacht seien, wie die seinigen. Lieber Gott! wie wär es denn damals gewesen, als vor 20 Jahren seine Zange und er noch nicht auf der Welt waren? Um die Nothwendigkeit für die Anzeige zur Anwendung der Zange gründlich zu erheben, müsse man ohne Zweifel mehr sein als mechanischer Geburtshelfer. Durch zu frühzeitige Anlegung der Zange würde viel Unheil angerichtet. Selten bediene man sich dieses Instrumentes zu spät.

Im zweiten Abschnitte liefert V. eine skizzirte Beschreibung, wie der Kopf natürlich durch das Becken gehe, in Bezug auf dessen künstliche Entwicklung mit der Zange.

Im dritten Abschnitte gibt er eine nähere Bestimmung, wie die Zange anzulegen und zu gebrauchen sei. Nachdem er das Technische auseinandergesetzt, sagt er, dass im Ganzen sich mit der Zange nur auf folgende Arten auf den Kopf wirken lasse, dass er beim Zusammendrücken des Instrumentes in der Richtung von dem einen Blatte auf das gegenüberliegende verkleinert, in anderen Gegenden aber, wo ein kleiner Druck oder sonst ein angemessener Widerstand nicht stattfindet, nach Umständen verlängert und vergrössert, dass er endlich durch gelinde Rotationen mit verschiedenen Punkten seiner Circumferenz nach und nach auf andere Punkte des Beckens befördert und gehoben werde Die andere Art der Anbringung von Kraft auf den Kopf des Kindes gewähre eigentlich gar keinen mechanischen Vortheil und sei für Mutter und Kind die gefährlichste. Viele Geburtshelfer berechneten noch heute ihre ganze Entbindungskunst auf diese rohe Art von Bewegung. Erst in der neuesten Zeit sei zu diesem Behufe ein allerliebstes Muster von Zange erfunden, das unter anderen Commoditäten den Vorzug habe, dass sie 2-, 3-, 4- und 6spännig und also ganz zum Ziehen eingerichtet sei. Was nicht das Gepräge von Importunität und dem frechsten Unsinne an der Stirne trage, sei wenig geeignet, Aufsehen zu erregen.

Bei ordentlichem Verfahren erinnere schon meistens die Natur den Geburtshelfer an die Richtung, welche man der künstlichen Bewegung des Kindes verleihe, indem sie mittelst der Senkung oder Erhebung des vorrückenden Kopfes der daran liegenden Zange eine danach bemessene Richtung gibt. Werde mit der Zange zu stark am Kopfe gezogen und liege sie nicht gehörig an, so gleite sie ab. Gut sei es, gelinde warme Injectionen von erweichender Flüssigkeit zu machen: denn wer gut schmiere, fahre gut. Den letzten Act der Entbindung müsse der Geburtshelfer stehend ausführen, nachdem er die Operation bisher knieend verrichtet habe. Während der Kopf mit der Zange herausgehoben werde, kämen die Griffe und Blätter fast wieder in eine senkrechte Richtung. In der Geburtshülfe komme es auf das taschenspielerische Cito gemeiner Operateurs gar nicht an. Verf. beschliesst dann seine Abhandlung mit einem heftigen Angriff auf die „Zugärzte". „Und das sind Geburtshelfer, die ihr Unwesen noch gern als Norm der Kunst aufstellen möchten!"

„Von der Perforation und Zerstückelung des Foetus."

Ueber diese Operationen verbreitet sich Verf. folgendermassen:

Es gebe einige Geburtshelfer, welche es sich zum Verdienste anrechneten, diese in bestimmten Fällen sehr heilsame Entbindungsmethode als ein unnöthiges und menschenfeindliches Unternehmen zu verschreien. Freilich brauche es zur geschickten Enthirnung, mehr als zu jeder Zangenoperation, viele chirurgische Gewandtheit, die nicht Jeder habe. Wer diese Dexterität aber nicht besitze, sei nicht befugt, diese Operation als ein opus carnificum zu brandmarken. Allerdings solle man nie die künstliche Entbindung mit der Perforation beginnen. Verf. beschreibt dann die Operation. Rücke nun der entleerte und zum Theil zusammengedrückte Kopf ungeachtet ziemlicher Wehen nicht vorwärts, so griffen die meisten Gebnrtshelfer zur Zange. Er habe auch einst so gehandelt, halte aber die Sache für unwirksam und nachtheilig; denn für's Erste halte die Zange nicht, und dies sei noch ein Glück für die Mütter, halte sie aber, so würden nothwendig die getrennten und zersplitterten Beine auf's geradewohl so zusammengedrückt, dass hier und dort die scharfen Spitzen derselben hervorragen und während des Durchziehens des Kopfes die Mutterscheide verletzen. Die meisten Geburtshelfer rathen desshalb den Smellie'schen Haken einzusetzen, einige ausserhalb, einige innerhalb des Kopfes. Doch auch dieses ist immer noch gefährlich. B. bediente sich desshalb einer, eigens dazu angefertigten Pincette. Wenn später die Achseln des Kindes hindern, so würde es oft nothwendig, die grosse Krümmung des Smellie-

schen Hakens anzulegen. Erschwere der Ausgang des Beckens die Entbindung, so möge man den kleinen Smellie'schen Haken am Kopfe ansetzen.

Auch bei einer künstlichen Fussgeburt könne zuweilen der Kopf nur angebohrt und verkleinert herausgebracht werden. Unter solchen Umständen sei die Perforation aber weit schwerer. Ebenfalls schwer sei die Operation, wenn der Leib vom Kopf abgerissen und dieser im Becken stecken bleibe. Auch bei Kindern, welche im Mutterleibe schon wassersüchtig seien, müsse man die Operation vollziehen. Uebrigens würde ohne Nothwendigkeit kein Mensch zu einer Art von diesen Operationen sich entschliessen, jedoch dürfe man nicht wegen ihrer grässlichen Aussenseite oder aus blosser Affectation sie vermeiden, wenn dadurch die Entbindung auch nur im mindesten für die Mutter leichter und gefahrloser gemacht werden könne.

Hieher gehören auch seine

„Aphorismen über die Symphysiotomie".

Hervorheben wollen wir nur folgende:

„Wenn das Becken so gestaltet, dass man ohne Nachtheil für die Mutter durch die Schambeintrennung nicht so viel Raum an demselben gewinnen kann, als nöthig ist, um das Kind lebendig durchzubringen, so ist diese Operation platterdings unstatthaft. Sehr selten aber wird sich auf diesen Raum sichere Rechnung machen lassen."

„Bei einer jeden Schambeintrennung muss ohne Zweifel des Geburtshelfers Absicht sein, mit Erhaltung der Mutter, ihrer lebendigen Frucht einen Ausgang zu verschaffen. Um also diese Operation mit Zuverlässigkeit zu unternehmen, kömmt es hauptsächlich darauf an, dass man vor der Hand auf einen ohne besondere Gefahr zu erhaltenden gewissen Raum sich Rechnung machen könne. Zufolge der bisher unternommenen Symphysiotomien aber lässt sich nicht vorausbestimmen, ob und wie weit die Schoossbeine auseinander zu bringen sind. Nur so viel ist wahrscheinlich, dass fast alle Schambeintrenner bisher der Wahrheit in diesem Punkte einen Zusatz gegeben haben."

„Setze man, die Schambeine seien getrennt worden; sie liessen sich aber gar nicht, oder nicht so weit, als nöthig, auseinander bringen: in welch' einer Verlegenheit befindet sich der Geburtshelfer? Soll er nach dieser Operation erst noch den von allen Vertheidigern der Symphysiotomie so schwarz gezeichneten und in der That für sich allein schon äusserst gefährlichen Kaiserschnitt machen? Soll er mit der Hand und Instrumenten mühsam in einem Becken operiren, das aus seinen Fugen gebracht und in welchem nun jede Bewegungen zehnfach der Mutter schmerzhaft wird? Oder soll er, ohne bei dem unberathsamen Geschäfte ferner etwas zu unternehmen, geschehen lassen, dass das in die getrennten und mit jeder Wehe mehr berstenden Beckenbeine dringende Kind der langsame Mörder seiner Mutter werde?"

Auch die erste Schrift, welche Boër, noch vor seiner Promotion, bereits im Jahre 1785 veröffentlichte, gehört in diese Rubrik.

Unentschieden bleibt es aber, ob Boër die hier vertretenen Grundsätze auch in späteren Jahren, nachdem sein Urtheil ein selbstständiges und gereifteres geworden, beibehalten habe. In allen seinen späteren Abhandlungen ist nirgends auch nur das Geringste über den Hebel zu finden, während seine hier ausgesprochenen Ansichten über die Zange später an mehreren anderen Stellen wörtlich reproducirt wurden. Gerade wegen seiner Ansichten über den Hebel aber war er hauptsächlich die Zielscheibe der heftigen Angriffe Osiander's des Vaters. Auch aus den später über ihn veröffentlichten Nachrichten von Osiander, dem Sohne, d'Outrepont und Naegele, dem Sohne, geht nichts hervor, welches uns weder berechtigen könnte zu glauben, Boër sei seinen damaligen Ansichten treu geblieben oder habe sie als irrig aufgegeben. Interessant ist diese Abhandlung vorzugsweise aber auch jetzt dadurch, dass Verf bei der Darstellung der Wirkung des Hebels sich streng auf mathematische und physikalische Axiome stützt, dieselben ebenfalls bei der Zange nachzuweisen sich bemüht.

Verf. beweist zunächst nach mathematischen Gesetzen, dass die Zange nichts weiter sei als ein aus zwei Hebeln zusammengesetztes Instrument, deren Aufliegungspunkt sich zwischen Last und Kraft befinde. Dabei stünden Kraft und Last im verkehrten Verhältnisse mit den Armen. Jenes Instrument sei vermuthlich das beste, welches nebst der Haupttugend aller chirurgischen Werkzeuge, dass es ein-

fach, nicht schreckbar und leicht anzuwenden sei, unter anderen folgende Eigenschaften besitze, dass es mit möglichst ungehemmter Kraft auf den zu bewegenden Kopf und die dieser Bewegung entgegenstehenden Hindernisse und mit dieser Kraft nach einer Richtung auf den Kopf wirke, welche die natürlichste und also für den endlichen Durchgang die leichteste, dass es keine grössere Gewalt auf Mutter und Kind hervorrufe, als zur Vollendung der Geburt nöthig sei und eins und das andere nach Verhältniss ohne eigentlichen Nachtheil ertragen könne und dass endlich der Druck, welcher durch diese nöthige Gewalt auf den Kopf des Kindes verursacht, an einem Orte angebracht werde, welcher denselben am meisten ohne Nachtheil aushalten könne. Wenn der belebte Kopf lange eingeklemmt sei, so bilde er eine grosse, harte, oft die ganze Beckenhöhle ausfüllende Scheitelgeschwulst, welche denselben so verlängere, als wenn noch ein anderer oder doppelter Kopf vorhanden wäre; in solchen Fällen könne entweder die Zange nur schlecht oder gar nicht gebraucht werden, weil die Blätter nicht ohne zerstörende Quetschung der Scheitelgeschwulst und der Beine des Kopfs vereinigt werden können. Hier stehe der gehörigen Anwendung des Hebels nichts im Wege. Auch der von den Gegnern vorgeworfene Druck des Hebels auf die Theile der Mutter sei nicht so schlimm. Ein gut proportionirter Hebel drücke sogar das äussere Ende der Harnröhre sehr wenig und in Betreff der Schonung des Muttermundes brauche es bei Anlegung dieses Instruments weniger Vorsicht als bei Einbringung der Zange. Von diesem und den inneren Theilen der Harnröhre entferne sich dasselbe, sowie sein äusserer Arm in die Höhe gebracht werde. Wenn man dem Hebel den Vorwurf mache, dass mittelst dessen der Kopf mit Gewalt aus der Scham herausgepresst werde, dass er das Mittelfleisch anspanne und endlich zerreisse, so bemerke er, dass, wenn der Kopf einmal so weit gegen den Ausgang befördert, dass er das Mittelfleisch schon merklich anspanne, der Gebrauch der Zange sowohl als des Hebels gar nicht mehr nöthig und rathsam sei. Der Vernünftige betrachte jede Sache nach ihrem Endzwecke; je mehr sie in ihrer Art diesem entspreche, desto besser sei sie. Der Endzweck der stumpfen Werkzeuge in der Entbindungskunst sei, Mutter und Kind auf die sanfteste, sicherste und geschwindeste Art zu erhalten. Beide Instrumente, Zange und Hebel seien daher, jedes aber nur in seinen Fällen und seiner Art, mit Nutzen zu gebrauchen; ein Werkzeug könne oft Rettungsmittel für Mutter und Kind sein, wo das andere, so trefflich es übrigens in einem andern Falle dienen würde, nur mit äusserstem Nachtheil oder gar nicht anwendbar sei.

Wenn man also den Hebel in der Entbindungskunst als ein unnützes und entbehrliches Werkzeug beurtheile, so sei dies sicher die grösste Albernheit; nach den seichten Grundsätzen dieser scharfen Beurtheiler müsste man auch alle Messer abschaffen, weil's Scheeren gebe. Noch mehr wäre es aber gegen den gesunden Menschenverstand, wenn man rathe: man solle, wo der Hebel angezeigt ist, lieber die Zange gebrauchen, weil, was diese mache, der Hebel bei Weitem nicht thue und was dem Stärkeren gewachsen, auch dem Schwächeren gewachsen sei. So lange also in der ganzen Welt Messer und Scheeren, Hebel und Zangen seien, so lange werden sie es auch in der Geburtshülfe geben. Eben in dem, dass man die sich selbst genug kluge und kräftige Natur durch unnütze und unwahre Künsteleien nicht störe, hingegen derselben Hülfe leiste, inwiefern sie sich selbst zu schwach, nicht aber auch später als nöthig, angezeigte Hülfe leiste, leichtere und Handhülfe leiste, wenn solche entsprechend und für Mutter und Kind vortheilhafter sei, stets sogleich jene Hülfe schaffe, mittelst welchen im möglichen Falle Mutter und Kind auf die leichteste Art erhalten würden und nicht erst dann Hülfe bringen wolle, wenn dem Uebel nur sehr schwer, unvollkommen, oft gar nicht mehr abzuhelfen sei; eben in dem unterscheide sich der gründliche und geschickte Geburtshelfer von dem minder geschickten.

„Ist es“, fragt er, „für Mutter und Kind vortheilhaft, wenn man nach Steidele den wohl einrichtbaren Kopf des Kindes ohne gegründete Anzeige wegschiebt und sogleich die Wendung macht; oder, wenn der Kopf bereits so weit in das Becken getreten, dass ein stumpfes Instrument anwendbar wäre, wo das Wasser schon lange abgeflossen und also die Gebärmutter um das Kind stark zusammengezogen und noch immer mehr um dasselbe sich zusammenzieht, denselben zurückzubringen lehrt, zurückbringt und zwischen Gebärmutter und Kind die ganze Hand bis in den halben Leib der Gebärenden gewaltthätig zu des Kindes Füssen wühlt. Heisst das nicht Gebärende ohne Noth frevelhaft martern? Und was geschieht endlich mit allen diesen Grausamkeiten zum Besten des Kindes u. s. w. — Möchten da-

her doch sonst geschickte und einsichtsvolle Männer endlich einmal weiss von schwarz unterscheiden, den Hebel in seiner, die Zange in ihren Fällen gebrauchen lernen!"

Medicinisch-geburtshülfliche Statistik.

Da Joseph Clarke nur 2 Jahre früher als Boër seine numerische Methode anfing, so gehört Boër mit zu einem der ersten, welcher den hohen Werth derselben erkannte. Hätte er kein einziges schriftliches Denkmal hinterlassen ausser den „jährlichen Uebersichten der Ereignisse an der praktischen Schule der Geburtshülfe", so würden diese blossen Zahlen ewig Zeugniss ablegen von seinen grossen Verdiensten um die praktische und theoretische Geburtshülfe.

„Vom Sept. 1789—1790 wurden 958 Schwangere aufgenommen. Von diesen waren 10, bei welchen die Geburt durch die Wendung, 5, wo sie vermittelst der Zange und 2, wo sie durch die Enthirnung vollendet werden musste. Unter den natürlichen Niederkünften hatten wir 9 Zwillings-, 7 Fuss-, 8 Steissgeburten, nebst 10, wo das Kind mit dem Gesichte kam. Von den 15 künstlich entlösten Kindern wurden 11 am Leben erhalten, die übrigen 4 mit der Wendung kamen todt zur Welt. Zwei davon waren frisch und starben vermuthlich unter der mühsamen Entlösung, die beiden anderen waren schon in Fäulniss übergegangen." Verf. beschreibt dann die während dieses Zeitraums aufgetretenen Krankheiten und die dabei vorgenommene Behandlung. „Das Aderlassen war in wenigen Fällen nothwendig, und, wo man es anstellte, machte es die Genesung langwierig." Er erörtert sodann seine Lehrmethode in Bezug auf Hebammen und Aerzte. „An den Betten der Wöchnerinnen werden immer die jüngst eingetretenen Schüler auf die natürlichen Erscheinungen bei Kindbetterinnen aufmerksam gemacht, damit sie für's erste unterscheiden lernen, was zur Natur und was nicht zur Natur einer erst gewordenen Mutter und ihres Kindes gehöre."

Wie sehr unter B.'s Leitung die Schule in Aufnahme kam, geht daraus hervor, dass, wie er in seinem zweiten Berichte sagt, jetzt in 14 Tagen mehr Niederkünfte vorkommen als ehemals vor ihm in einem ganzen Jahre. Im Zeitraume von 1790—91 wurden 953 Geburten beobachtet; unter diesen wurden 8 durch die Wendung, 7 mit der Zange und 3 durch Excerebration vollendet. Die Wendung ist für die Mutter allemal und für 5 Kinder glücklich gewesen. Mittelst der Zange wurden 4 Kinder und 6 Mütter erhalten. Von den dreien, bei welchen die Frucht enthirnt worden, starb eine. Im Ganzen starben 6 Wöchnerinnen. Die Krankengeschichte von diesen wird genau erzählt. „Männer mit geschwätziger Zunge und wenig Gehirn geben vor, die Mortalität an der Geburtshülfschule sei eine so unglaublich geringe, weil alle Wöchnerinnen, sobald sie gefährlich erkranken, von da auf die Krankenzimmer des Spitals geschickt würden. Dies ist aber nur im ganzen Jahre mit einer Person geschehen, die am 15. Tage nach ihrer Niederkunft Lungenentzündung bekam. Von den Schwangeren ward keiner einzigen zur Ader gelassen. Chinarinde wurde in 12 Monaten nicht 8 Unzen gegeben. Ueberhaupt beträgt das Apotheker-Conto vom 1. Aug. 1790 bis 1. Sept. 1791 302 Gulden 11 Kreuzer. Die Entzündung der Augenlider wird durch die aura electrica geheilt, wenn die gemeinen Mittel nicht helfen. Die Mundschwämmchen bekamen von beinahe 1000 Kindern kaum 3."

Von 1791—92 zählte man 1015 Geburten. Unter diesen 12 Zwillings-, 8 Gesichts-, 14 Steiss- und 9 Fussgeburten. Bei 8 Geburten musste wegen übler Lage die Wendung gemacht werden, von denen waren 5 am Leben; 1 war schon faul und 2 starben wahrscheinlich unter der Operation. Die Mütter blieben alle wohl. 7 Entbindungen wurden mittelst der Zange vollendet; 5 von den Kindern kamen lebendig zur Welt und 2 todt. In 3 Fällen musste die Zerstückelung des Kindes vorgenommen werden; die Mütter wurden gerettet. Bis auf 4 wurden alle Puerperalfieber durch das Antimonialmittel geheilt.

Das Jahr von 1793 zeigt eine grössere Mortalität als jene der vorigen Jahre zusammen. Damals wie 1795 herrschte eine Epidemie unter den Wöchnerinnen. Die Erregungsursachen waren ihm unbekannt. Die verschiedensten Hypothesen wurden darüber aufgestellt. „Bald aber überzeugte ich mich, dass es tollsinnig sei, solche Krankheiten mit ein Paar Unzen Manna und Mittelsalz verhüten und heilen zu wollen. Ueberhaupt so lange über die allgemeinen und speciellen Ur-

sachen so vieler Krankheiten ein tiefes Dunkel verbreitet ist, wird es ebenso schwer sein, ihnen mit Sicherheit vorzubeugen, als sie mit Zuverlässigkeit zu heilen. Die Eröffnung der Leichname zeigte bald, dass in diesen Krankheiten ebenso wenig eine Heilung zu erwarten sei, als im Falle einer Entzündung der Lunge, wenn die Viertheile dieses Eingeweides schon voraus in Verderbniss gegangen sind."

1793 wurden geboren 1191, Mütter starben 32; 1794 Geburten: 1117, Mütter starben 6; 1795 Geburten: 1059, Mütter starben 31; 1796 Geburten: 1093, Mütter starben 16; 1797 Geburten: 1093, Mütter starben 16; 1798 Geburten: 1107, Mütter starben 5; 1799 Geburten: 1188, Mütter starben 17; 1800 Geburten: 1156, Mütter starben 32.

Gesichtsgeburten ohne Ansnahme wurden immer mit bestem Erfolge für Mutter und Kind der Natur überlassen; unter mehr als 201 hat B. nur eine einzige mit der Zange beendet. Alle anderen Kinder bis auf 3 kamen darunter lebendig zur Welt und lebten fort, wie die übrigen, ohne den Kopf stets nach rückwärts zu tragen.

In den Jahren 1801 und 1802 kamen 2234 Geburten vor. Darunter waren 33 Zwillings-, 23 Gesichts-, 58 Steiss- und 25 Fussgeburten. Bei 13 ward die Wendung gemacht, in 8 gebrauchte man die Zange und einmal war es nöthig zu enthirnen. Bei allen diesen Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen hat sich nichts zugetragen, was einen passenden Stoff zu Denkwürdigkeiten abgeben könnte, es müsste denn nur dieses sein, dass in manch anderer Gegend bei so wenig Geburten so entsetzlich viel und hier zu Lande bei so vielen Niederkünften so entsetzlich wenig Ausserordentliches vorkommt. Bemerkenswerth ist nur der Fall einer Evolutio foetus spontanea. Hievon wird dann ausführlich die Geschichte mitgetheilt.

Vom ersten Januar 1803 bis letzten December 1805 wurden an der Schule 2398 Schwangere entbunden. Unter diesen Geburten waren 21 mit den Füssen, 47 mit dem Steisse und 13 mit dem Gesichte voran; bei 21 kamen Zwillinge. 5 Entbindungen sind durch die Wendung und 11 mittelst der Zange vollendet worden. Dreimal ward perforirt.

Vom ersten Januar 1805 bis letzten December 1806 sind 2034 Entbindungen gewesen. Unter diesen zählte man 52 Steiss-, 20 Fuss- und 15 Gesichtsgeburten. Zwillinge hatte man 28 und 1 Drillingsgeburt. 7 Kinder wurden durch die Wendung und 5 mittelst der Zange zur Welt gebracht. Dreimal war es nothwendig, die Perforation zu machen. Von 17 verstorbenen Müttern sind 10 am Puerperalfieber verschieden. Zwei Fälle von Retroversion sind vorgekommen

Eine sogenannte Umstülpung der Gebärmutter hat Boër nie gesehen und ist geneigt zu glauben, dass nur ein gewaltsames und präcipitirtes Verfahren, hauptsächlich bei Geburten im Stuhle, immerhin daran Schuld haben möge.

Nur ein einziges Mal beobachtete er und zwar ausserhalb des Hospitals eine angewachsene Nachgeburt.

Justus Heinrich Wigand.

Literatur.

Dissertatio inauguralis medica de noxa fasciarum infantum imprimis quoad genitalia. Erlangae, 1793. — Tabellen zur leichtern Uebersicht der Geburtsfälle, aus dem Lateinischen F. W. Voigtel's und in tabellarische Form gebracht von J. H. Wigand. Hamburg, 1798. — Einige Worte an den H. Professor Osiander in Göttingen. 8. Hamburg, 1801. — Ein Wort an Gattinnen und Mütter über das zu schnelle Wegnehmen der Nachgeburt. 8. Hamburg, 1801. — Beiträge zur theoretischen und praktischen Geburtshülfe und zur Kenntniss und Cur einiger Kinderkrankheiten. 1. Heft. Hamburg, 1798. 2. Heft. Hamburg, 1800. 3. Heft. Hamburg, 1808. 8. — Von den Ursachen und der Behandlung der Nachgeburtszögerungen. 8. Hamb., 1803. — Ueber Geburtsstühle und Geburtslager. 8. Hamb., 1806. — Drei den medicinischen Facultäten zu Paris und Berlin übergebene geburtshülfliche Abhandlungen. 4. Mit einer Kupfertafel. Hamburg, 1812. — Meine Reise von Hamburg über Berlin, Leipzig u. s. w. nach Heidelberg für Aerzte und Nichtärzte. Frankfurt, 1815. — Die Herausgabe des ersten Bandes des „Hamburgischen Magazins“ besorgte Wigand gemeinschaftlich mit H. Dr. Gumprecht, die des zweiten allein. — Justus Heinrich Wigand, die Geburt des Menschen in physiologisch-diätetischer und pathologisch-therapeutischer Beziehung, grösstentheils nach eigenen Beobachtungen und Versuchen dargestellt. Herausgegeben von Dr. Naegele. 2 Bände. Berlin, 1820. Zweite Auflage von Rob. Froriep. Berlin, 1839. 8. — Merkwürdiger Fall eines mit der Gebärmutterwand verwachsenen und zugleich doppelt incarcerirten Mutterkuchens in Loder's Journal für die Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneikunde. — Schnelle Hülfe von einer ungewöhnlich schmerzstillenden Mischung in Hufeland's Journal für die prakt. Arzneikunde und Wundarzneikunst. Bd. 4. St. 1, S. 145. — Medicinisch-praktische Correspondenznachrichten in der „medicinischen Nationalzeitung für Deutschland 1790“. Intelligenzblatt. Aug. S. 782. — Etwas über den Lenhardt'schen Gesundheitstrank für Schwangere und auch über den Nutzen abführender Arzneimittel in der letzten Hälfte der Schwangerschaft in Loder's Journal Bd. 3. St. 1. S. 151. — Bruchstücke aus der Geburtshülfe, ebendaselbst, St. 4. S. 704. — Fortsetzung und Beschluss der

Bruchstücke in Loder's Journal, St. 4, Bd. 1. S. 124. — Abgenöthigte Erklärung, eine Stelle aus dem 2. Hefte meiner Beiträge betreffend, ebendaselbst, S. 197. — Beobachtung eines Mutterpolypen, welcher dreimal Ursache eines Abortus war, in Stark's neuem Archiv für Geburtshülfe, Bd. 1. St. 1, S. 130. — Bruchstücke geburtshülflichen Inhalts in Siebold's Lucina, Bd. 2. St. 1, S. 41. — Fortsetzung Bd. 2. St. 2, S. 34. — Von den Zeichen der Schwangerschaft in den 2—3 ersten Monaten: Hamburgisches Magazin für Geburtshelfer. Bd. 1. St. 1, S. 24. — Was kann die Kunst thun, um die Schmerzhaftigkeit der Wehen zu mindern? ebendaselbst. S. 38. — Von einigen äusseren Handgriffen, wodurch man unter der Geburt die regelwidrige Lage der Frucht verbessern kann. Hamburger Mag. Bd. 1. St. 1, S. 52. — Etwas über meine Abhandlung: Von den Ursachen und der Behandlung der Nachgeburtszögerungen, ebendaselbst, S. 86. — Kann ein neugeborenes Kind in gewissen Fällen aus der gar nicht oder schlecht unterbundenen Nabelschnur sich zu Tode bluten? und ist die sogenannte Lungenprobe wirklich ein so untrügliches Mittel, um zu bestimmen, ob das Kind nach der Geburt noch gelebt und geathmet habe oder nicht? ebendaselbst, S. 101. — Bruchstücke, die Behandlung der Neugeborenen und die Geschichte einiger ihnen eigenthümlichen Krankheiten betreffend, ebendaselbst, S. 159. — Erinnerungen an die Königlich Preussische u. Churbrandenburgische Hof-Wehe-Mutter, Siegmundin. Hamb. Mag. Bd. 1. St 2, S. 8. — Ueber die Folgen der zu voreiligen Zangenanwendung, ebendaselbst, S. 126. — Geschichte eines St. Veitstanzes bei einem vierzehnjährigen Mädchen, welches mit tödtlichen allgemeinen Convulsionen endigte, ebendaselbst, S. 155. — Zusätze zu dem Aufsatze des Herrn Prof. Nolde über die Unterstützung des Dammes. Hamb. Mag. Bd. 2. St. 1, S. 19. — Ueber die im ersten und zweiten Stücke der Stein'schen Annalen befindliche Kritik meiner Aufsätze im ersten St. d. Hamb. Mag und dritten Hefte meiner Beiträge, ebendaselbst, S. 83. — Bemerkungen zum zweiten Theil der von G. W. Stein dem älteren nachgelassenen geburtshülflichen Wahrnehmungen, vorzüglich in Bezug auf das ältere und neuere Verfahren bei der Wendung und als Einleitung zum nächstfolgenden Abschnitte dieses Stückes vom Magazin, ebendaselbst, S. 129. — Einige Bruchstücke, die Wendung betreffend, ebendaselbst, S. 153. — Geschichte eines Blutpolypen, der höchst wahrscheinlich durch eine gewaltsame Wegnahme der Nachgeburt veranlasst worden war, ebendaselbst, S. 185. Miscellen, ebendaselbst, S. 197. — Nachricht an praktische Aerzte über ein neues Heilmittel beim Croup. Hufeland's Journal, Bd. 23. St. 2, S. 160. — Bemerkungen zum dritten Stück von Nolde's Beiträgen zur Geburtshülfe: Ueber die Grenzen der Natur und Kunst in der Geburtshülfe. Hamb. Mag. Bd. 2. St. 2, S. 7. — Bemerkungen zu Herrn Jörg's Schriften zur Beförderung der Kenntnisse des menschlichen Weibes u. s. w., erster Theil, ebendaselbst, S. 42. — Bruchstücke zur Kenntniss und Cur einiger Kinderkrankheiten, ebendaselbst, S. 118. — Nachschrift über Herrn Mursinna's Journal und Herrn Sachse's II. Band des Wissenswürdigsten über die häutige Bräune, ebendaselbst, S. 234. — Ueber einen wichtigen Punkt bei Untersuchung des Kindermordes, in einem Schreiben an den Her-

ausgeber, Kopp's Jahrbücher der Staatsarzneikunde, St. 9, S. 116. — Von einem ganz besonderen, oft sehr hartnäckigen Gebärmutterblutflusse, der sich nach manchen Fehl- oder Frühgeburten einzustellen pflegt. Hufeland's Journal, Bd. 43, St 1, S. 17. —

Kritiken über Wigand's erste Schriften erschienen: Göttinger Gel. Anz. 1801, S. 1394, ebend. 1812, S. 1609. — Ueber Wigand's Beckenmesser: Stein's Annalen der Geburtshülfe, Bd. 5. S. 55. — Ueber Wigand's Geburt des Menschen. Journal für Geburtshülfe, Bd. II. S. 337, Hufeland's Journal 1817, März 3, Hufeland's Bibliothek 1821, I. S. 3. — Erscheinungen bei der Gesichtsgeburt von Wigand: Siebold's Journal für Geburtshülfe, II. S. 337. — Ueber Wigand's Zeichen der Schwangerschaft in den ersten 2—3 Monaten: Stein's Annalen der Geburtshülfe, I. S 224. — Ueber das Wigand'sche Perforatorium von Stein: Stein's Annalen der Geburtshülfe, Bd. IV, S. 95. — Bemerkungen über den von Wigand gebrauchten Ausdruck von placenta compressa: Stein's Annalen Bd. IV. S. 107. — Bemerkungen über den Kaiserschnitt von Wigand: med.-chirurg. Zeit. von Hartenkeil und Erhardt, Ergänzungsband 18, S. 114. — Erscheinungen bei der normalen Steissgeburt von Wigand: Siebold's Journal für Geburtshülfe, Bd. II. S. 373.

Indem wir jetzt unternehmen, das Leben und die Verdienste von Justus Heinrich Wigand zu schildern, müssen wir von vornherein Protest gegen diejenige Auffassung einlegen, welche davon ausgeht, nur alle die Männer zu Deutschen zu zählen, welche in den Ländern geboren sind, die nach den heutigen geographischen Begriffen zu Deutschland gehören. Nein, uns ist deutsch Alles, „so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt". Ueberdies ist der Ort der Geburt für einen Menschen etwas Zufälliges und Nebensächliches, und das Entscheidende ist auf jeden Fall der eigene Wille dieses oder jenes Mannes. Liegt ein ausdrückliches und bestimmtes Zeugniss vor, dass Einer sich als der Angehörige einer bestimmten Nationalität betrachtet, hat er ferner in eben derselben Sprache derselben Nation seine hervorragenden Schriften verfasst und sein Daheim unter letzterer freiwillig gewählt, so mag dies uns zur Richtschnur dienen. Desshalb müssen wir den Franzosen Chamisso, den Norweger Steffens und die Dänen Baggessen und Oehlenschläger als Deutsche betrachten, weil sie es vorzogen, in deutscher Sprache uns ihre Geistesproducte vorzuführen. Umgekehrt können wir Friedrich den Grossen, der alle seine Werke in französischer Sprache verfasste, und Alexander von Humboldt, der sich auch letzterer und zwar in seinen Hauptschriften mehr als der deutschen Sprache bediente, nur als Halbdeutsche ansehen. Diese Worte mögen genügen, uns zu rechtfertigen, Wigand unter die Reihe der deutschen Classiker aufgenommen haben. Betrachten wir jetzt, nach dem uns vorliegenden Material, sein Leben.

Wigand wurde zu Reval in Esthland am 13. September 1769 geboren. Sein Vater bekleidete dort die Stelle eines Oberpredigers an der Ritter- und Domkirche, stammte aus Corbach im Fürstenthume Waldeck und war der Bruder des Wildunger Brunnenarztes und Hofraths gleichen Namens; er hatte sich mit Justina Gertruda Hettling verheirathet, Tochter des Reval'schen Gerichtssecretärs Nicolaus Hettling. Unser Justus Heinrich Wigand war das älteste Kind aus dieser Ehe. Da er seinen Vater sehr früh verlor, so lag der Mutter die ganze Erziehung allein ob. Diese war eine vortreffliche Frau, die eine grenzenlose Sorgfalt auf seine Erziehung verschwendete, so dass er selbst später behauptete, ihr allein sein ganzes Glück

zu verdanken. Unermüdlich hielt sie ihn zu strenger Ordnung, Pünktlichkeit, Thätigkeit, Sittlichkeit und Religiosität an. Seine Begeisterung für seine Mutter bewahrte Wigand sich bis zu seinem Tode und er hatte keine Worte für das glühende Gefühl von Dank und Verehrung, das ihn gegen sie beseelte.

Da die Familie nicht wohlhabend, aber sehr geachtet war, so verwandten Freunde und Angehörige sich für den jungen Wigand, welcher frühzeitig grossen Fleiss und Anlagen verrieth,. zu seiner Aufnahme in die Dom- und Ritterschule zu Reval. Dort trefflich in alten und neuen Sprachen, in der Mathematik, Geschichte und Geographie vorbereitet, mit seinem Mitschüler, dem nachherigen berühmten Weltumsegler Krusenstern eine, für's ganze Leben dauernde, Freundschaft schliessend, bezog er 1788 die, damals eine allgemeine Anziehungskraft ausübende, Universität Jena. Loder und Stark nahmen sich seiner hier mit väterlicher Liebe und grossem Wohlwollen an. In der Anatomie machte er wegen seines guten Gedächtnisses, seiner lebhaften Einbildungskraft, seiner gewandten Hand, seiner Geschicklichkeit und Anstelligkeit zu mechanischen Dingen solche bedeutende Fortschritte, dass Loder ihn veranlassen wollte, sich vorzüglich der Chirurgie zu widmen; dies entsprach aber nicht seinen Neigungen und so vertauschte er nach dreijährigem Aufenthalte Jena mit Erlangen, um den Unterricht des trefflichen Klinikers Wendt zu geniessen. Auch der Hofrath Rudolph, Professor der Medicin, Wundarzneikunst und Geburtshülfe würdigte ihn seiner Freundschaft; er liess sich nicht bloss von Wigand bei künstlichen Entbindungen assistiren und ihn selbst solche in seinem Beisein vollziehen, sondern zog ihn auch zu den interessanten Fällen seiner Privatpraxis hinzu. Hier hatte Wigand hinreichend Gelegenheit, sich in der Entbindungkunst auszubilden. Seinem wissenschaftlichen Charakter entspricht es aber durchaus, dass er später am meisten bedauerte, keine Gelegenheit gehabt zu haben, auf der Universität natürliche Geburten zu beobachten. „Was die Kunst bei der Geburt vermöge," pflegte er zu sagen, „habe er auf Akademien gelernt, allein was die Natur beim Gebären vermag, den Hergang dieser Function habe er, leider! erst in der Privatpraxis kennen lernen müssen; unzählige Male habe er in den ersten Jahren seiner Praxis gewünscht, ein halb Dutzend künstlicher Entbindungen, bei denen er seinem Lehrer assistirte, für ein paar ganz gewöhnliche Geburten, die er mit Ruhe von Anfang bis zu Ende genau hätte beobachten können, für die Beobachtung einer einzigen durch die Naturkräfte vollbrachten Geburt bei ungewöhnlicher Kindeslage hingeben zu können." So sehr Rudolph sich bemühte, Wigand zu bestimmen, sich ganz der Geburtshülfe zu widmen, letzterer konnte sich nicht dazu entschliessen; sein Wunsch ging dahin, speciell die innere Medicin auszuüben.

Wigand konnte keine Sympathie für die Geburtshülfe jener Zeit fassen. Wie sein weiches, zartes, man könnte sagen, weibliches Gemüth keinen Geschmack an der Chirurgie zu finden vermochte, weil er alles Gewaltsame hasste, so konnte die damalige Geburtshülfe ebensowenig ihn anziehen, weil sie wesentlich den Charakter der operativen Chirurgie zur Schau trug. Im Grunde gab es keine Geburtshülfe, sondern nur eine Entbindungskunst, ebenso wie keine Gebäranstalten, sondern nur Entbindungsanstalten vorhanden waren. In der Theorie stritt man sich darüber, ob die „Geburtshülfe" eine „Wissenschaft", eine „Kunst", eine „Kunde" oder ein „Handwerk" sei. Nichts aber bezeichnet den damaligen Stand dieser Disciplin mehr als die von Vielen beliebte Eintheilung der Geburten in Zangen-, Hebel- und Hakengeburten u. s. w.

Durch seine oben angeführte Inauguraldissertation wurde er 1793 zum

Doctor der Medicin promovirt. Diese ist seinem Oheim Bluhm in Petersburg gewidmet, welcher hauptsächlich die Kosten seines Studiums bestritten hatte. Er kehrte jetzt nach Petersburg zurück, um sich dem dortigen Examen zu unterwerfen.

So tüchtige Kenntnisse Wigand sich erworben hatte, so wenig besass er von dem, was man gewöhnlich Weltklugheit, Savoir faire, nennt. Auf den Universitäten hatte er sehr zurückgezogen gelebt; die Professoren behandelten ihn nicht als einen Schüler, sondern, seiner vortrefflichen Anlagen wegen, als einen Collegen; aber ihm selbst war keine Gelegenheit geboten, das proteusartige Geschöpf, was man als Mensch bezeichnet, kennen zu lernen. Dazu kam, dass er von Natur mit einem feurigen Naturell begabt war, dass er nicht die Gabe besass, welche man erst auf dem glatten Parquetboden der Gesellschaft sich erwirbt, die Gabe sich verstellen zu können und zu heucheln, dass der, ihm angeborene, Wahrheitstrieb in eine Neigung zum Widersprechen ausartete, dass er bei den Dingen, welche er für recht erkannte, keinen Widerspruch ertragen konnte, dass, bei aller sonst ihn zierenden Bescheidenheit, die Ueberzeugung von seinem eigenen Werth und Achtung vor ihm selbst ihn durchdrang. Der Grundton seines Charakters war durch und durch antik und republikanisch. Als er daher nach der Hauptstadt der nordischen Semiramis kam, zeigte es sich bald, dass weder der dortige Boden, noch die dortige Luft, die damals ebenso sehr, wie heute, vom Byzantinerthum geschwängert war, für ihn passten. Daselbst konnten nur devote Naturen, sklavische Seelen gefallen. So arm er aber war, Katzenbuckel zu machen hatte er nicht gelernt, besass auch keine Anlagen dazu. Es muss uns daher nicht Wunder nehmen, wenn Wiegand in Petersburg sein Ziel nicht erreichte; denn entweder er oder seine Examinatoren hätten ihre Natur verläugnen müssen. Schon vor dem Examen hatte er sich mit dem Chef der Examinationscommission durch einen Wortwechsel überworfen. Was für jeden Andern ein grosses Unglück gewesen wäre, wurde für Wigand eine Quelle des Glücks. Nachdem er seinem Vaterland den Rücken gekehrt hatte, wandte er sich seinem geistigen Vaterlande wieder zu, er kehrte nach Deutschland zurück, und ein glücklicher Instinct trieb ihn, Hamburg zu wählen und sich dort als praktischer Arzt niederzulassen. Es war insofern ein glücklicher Zeitpunkt, als damals die kleinen Staaten Deutschlands die Staatsexamina noch nicht eingeführt hatten und ein, auf irgend einer deutschen Universität erworbenes, Doctordiplom die Licenz zur Ausübung der Medicin im ganzen deutschen Reich gab, mit Ausnahme derjenigen Staaten, welche wie Preussen, schon die Staatsexamina eingeführt hatten. In Folge des, von Lessing ausgegangenen, Impulses herrschte damals in Hamburg noch ein reges wissenschaftliches und geistiges Leben, denn theilweise lebten dort noch die Männer, mit welchen er verkehrt hatte. Lessing hatte Hamburg zum geistigen Mittelpunkte Deutschlands erhoben. Der von Lessing angeschlagene Ton war noch nicht verklungen; Hamburg war die deutscheste Stadt in Deutschland. Alle die circa 80 Reichsstädte, welcher derzeit Deutschland sich noch erfreute, waren freilich geistige Brennpunkte, welche, wenn sie vom Zopf- und Perrückenthum nicht frei waren, doch nach allen Seiten hin Licht und Aufklärung verbreiteten und als Oasen republikanischer Tugenden und als Fermente eines freiheitlichen Sinnes dem Despotismus und der Hierarchie entgegenwirkten. Aber an der Spitze dieser Städte stand damals Hamburg, dessen Johanneum sogar nach auswärts noch eine bedeutende Anziehungskraft ausübte und das man, wenn die rechten Männer sich an die Spitze gestellt, leicht in eine Universität hätte verwandeln können. Die geistige Luft, welche man athmet, hat auf die Entwicklung eines Menschen einen weit grösseren Einfluss, als die Meisten denken.

Hamburgs Luft war für Wigand das eigentliche Lebenselement. Sein freier offener Charakter konnte sich hier auf's Schönste entwickeln; Titel- und Ordenssucht, welche damals im heiligen römischen Reiche schon fast ebenso blühten als jetzt und manche von Natur nicht übel angelegte Männer auf Irrpfade führten, waren dort etwas Unbekanntes. Die meisten Hamburger dachten ebenso vernünftig, wie der grosse Feldmarschall Blücher darüber, wenn er sagt (Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813 und 1815 von E. von Colomb. Stuttgart, bei Cotta 1876): „Mit die Ordens weiss ich mich nun kein Rath mehr, ich bin wie ein alt Kutschpferd behangen." Herrschte freilich dafür dort eine Geldaristokratie, so waren die socialen Verhältnisse doch so glücklich, dass Jeder, welcher das seinige gelernt, wenn er Lust hatte, in den Kreis der Geldaristokraten hineinzudringen vermochte. Es wurde nicht bloss die Arbeit geschätzt, sondern sie wurde auch belohnt. Kurz, in Hamburg wurde Jeder nach seinem wahren Werthe taxirt, nicht nach der Zahl der Titel, welche er führte, und der Orden, welche er trug. Doch vernehmen wir des Verf. eigene Worte über sein dortiges erstes Auftreten:

„Als ich mich im Jahre 1793 in Hamburg niederliess, waren kurz vorher zwei der berühmtesten und beliebtesten Geburtshelfer daselbst gestorben. Beiden Männern, wovon der eine ein Engländer von Geburt und ein Autodidactos im geburtshülflichen Fache war, lobte man unter andern allgemein nach, dass sie in ihrem praktischen Verfahren ebenso einfach als glücklich gewesen wären. Ein Umstand, der, ohne dass ich mich dessen deutlich bewusst wurde, gewiss sehr viel über mein nachheriges geburtshülfliches Handeln und über die gute Aufnahme, die dasselbe beim Publicum fand, bestimmte. Mit dem Tode dieser beiden, sehr beschäftigt gewesenen Männer war jetzt in Hamburg, einem Orte von 150,000 Einwohnern, ein Mangel an Geburtshelfern eingetreten. So wenig ich nun auch anfänglich Lust hatte, diese Lücke ausfüllen zu helfen, so dringend wurde ich nicht nur von mehreren Freunden und Aerzten, sondern auch durch den Umstand, dass ich von Haus aus arm, und desshalb mit meinen Finanzen noch nicht im besten Zustande war, aufgefordert, wenigstens einen Versuch mit der Geburtshülfe zu wagen. Ich sage zu wagen, weil ich der Entbindungskunst bis dahin eben nicht sehr geneigt gewesen, und darum auch in der Bekanntschaft mit derselben mehr, als es für meine neue Carrière gut zu sein schien, zurückgeblieben war. Wie aber Gott in allen Schwachen mächtig ist, so war er es denn auch in mir. Allenthalben, wo ich zu entbinden hatte, waren schon, ehe noch der ängstliche Stolpertus hätte mit Hand oder Instrumenten etwas verderben können, Kind und Nachgeburt rasch und glücklich geboren."

So erwies sich denn auch die Noth bei Wigand abermals als die zehnte Muse. In sehr kurzer Zeit gelang es ihm, alle Hindernisse, welcher jeder, ohne Bekannte und Verwandte in einer grossen Stadt mittellos sich niederlassende, Arzt findet, zu überwinden und ein sehr gesuchter und beliebter Geburtshelfer und Arzt zu werden, der das allgemeine Vertrauen seiner Mitbürger besass. Mit seinen Collegen stand er auf einem freundschaftlichen Fusse und war mit Busch, Gerson, Bauer, Chauffpié, Ohrtmann, Schleiden, Steitz und Reimarus in Hamburg und mit Michaelis in Harburg in Freundschaft verbunden. Sein Herzensfreund aber war Dr. Ahrens, welcher 10 Tage vor ihm starb. Trotzdem dass W. wissenschaftlich sich immer weiter von ihm entfernte, stand er auch zu Stein, dem Onkel in Marburg in guten Beziehungen. In welchem Jahre er sich verheirathet habe, ist mit Sicherheit nicht anzugeben. Dagegen geht aus seinen eigenen Schriften hervor, dass seine Frau ihm 1797 eine Tochter

schenkte. Die hierbei eintretende Incarceration der Placenta schrieb er sich selbst zu, weil er gleich nach der Geburt den Unterleib gerieben habe. Als er glücklich selbst die Nachgeburt entfernt, fühlte er sich durch die dabei ausgestandenen körperlichen und geistigen Anstrengungen auf's Höchste erschöpft. „Nach diesem Vorfalle", berichtet er selbst in dem Loder'-schen Journale, „fühlte ich mich, da ich ihn bei meiner eigenen, innigst geliebten Frau erlebte, an Körper- und Seelenkraft so geschwächt, dass ich mich bei den zu befürchtenden nachfolgenden Zufällen durchaus nicht auf mein Urtheil, auf meine Rathschläge allein verlassen durfte. Ich suchte desshalb Hülfe bei einem unserer erfahrensten Geburtshelfer Dr. Büsch." Seine Ehe wurde 1814 durch ein zweites Kind, abermals ein Mädchen, gesegnet.

Trotzdem seine Praxis eine sehr grosse und beschwerliche war, fand er doch noch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten und man muss wirklich erstaunen, wie ihm dass möglich wurde.

Einen wichtigen Abschnitt in seinem Leben bildete die 1807 erfolgte Herausgabe des „Hamburgischen Magazins für Geburtshelfer"; den ersten Jahrgang desselben gab er mit Dr. Gumbrecht heraus, den zweiten allein.

„Dem berühmten und würdigen Lehrer an der Wiener Entbindungsschule, dem Professor Dr. Luc. Joh. Boër widmet dieses Stück (den zweiten Band) des Magazins zum Beweise seiner hohen Achtung für dessen geburtshülfliche Grundsätze der Herausgeber."

Obgleich Wigand 1810 folgende ermunternde Worte an die Aerzte erlassen hatte: „Alle Aerzte und Geburtshelfer, welche mein Institut durch ihre Beiträge zu zieren gedenken, können sich dafür meines herzlichsten Dankes, so wie eines ebenso guten als prompten Honorars versichert halten" hörte das „Magazin" schon mit dem dritten Jahre zu erscheinen auf.

Seine Wohnung befand sich in Hamburg in der Paulsstrasse.

Aber Wigand war den körperlichen und geistigen Strapazen seiner grossen Praxis nicht gewachsen. Die für viele Männer so gefährlichen vierziger Jahre brachten auch seine sonst so treffliche Gesundheit zum Wanken und von 1811 an begann er zu kränkeln. Seine Kräfte nahmen ab, seine Esslust verminderte sich, eine ihn immer mehr herunterbringende Schlaflosigkeit stellte sich ein, eine hypochondrische Gemüthsstimmung bemächtigte sich seiner. Dazu gesellte sich ein chronischer Schnupfen mit Heiserkeit, was ihn um so mehr beunruhigte, als er schon auf der Universität öfters an Blutspeien gelitten hatte. Ueberdies kam die unglückliche Franzosenzeit, welche über Hamburg, wie ein Alp, lastete und auf Wigand's patriotisches Gemüth um so mehr einwirken musste. Auch ein neunwöchentlicher Aufenthalt in dem durch Claudius weltberühmt gewordenen, Wandsbeck brachte nicht die gewünschte Besserung hervor. „Nach 9 Wochen Entfernung, Ruhe und Pflege", schreibt er selbst, „kehrte ich bald nach der unglücklichen Wiedereinnahme Hamburg's von den Franzosen, ziemlich gesund und gestärkt zu meinen Berufsgeschäften zurück. Aber die neuen Anstrengungen, der mich von allen Seiten umgebende Jammer meiner Mitbürger, die nun schon anfangenden Greuel der Verwüstung einer den Deutschen in den Staub tretenden Regierung, verbunden mit den vielen Entbindungen in der Nacht, warfen mich bald in meinen vorigen kränklichen Zustand zurück."

Da sein Leiden sich aber verschlimmerte, fasste er den für ihn selbst ebenso sehr als seine Patienten schmerzhaften Entschluss, seine Praxis in Hamburg niederzulegen und in einem südlicheren Klima Heilung seiner

Krankheit zu suchen. Zu diesem Zwecke trat er über Berlin, Leipzig und Würzburg seine Reise nach Heidelberg an, deren Beschreibung er uns in einem höchst interessanten Buche, das Friedrich Wilhelm III. gewidmet ist, hinterlassen hat.

Von Berlin aus, wo er mehrere Wochen verweilte, setzte er sich in Verbindung mit Professor Naegele. Dieser hatte, wie er selbst versicherte, nie mit Wigand in irgend einem Verkehre gestanden und ihn sogar schon für todt gehalten. Zu seinem nicht geringen Staunen erhielt er einen Brief von ihm, datirt Berlin den 5. September 1814, worin W. ihm seinen Entschluss mittheilte, sich für einige Zeit in Heidelberg häuslich niederzulassen, ihm auftrug, eine Wohnung zu miethen, dieselbe einzurichten, seiner Frau und seinem Kinde, ihm das Theuerste in der Welt, die einige Zeit vor ihm eintreffen würden, ein Unterkommen zu verschaffen, sie mit allem, was sie nöthig haben könnten, zu versehen, sein Kind, ein Mädchen von 14 Wochen, welches eine grosse Anlage zur hitzigen Hirnwassersucht habe, mit väterlicher Sorgfalt zu behandeln, alles zu seiner Erhaltung aufzubieten und dergleichen mehr. Naegele macht hierzu die Bemerkung, „wer einem Andern, mit dem er nie, nicht einmal im schriftlichen Verkehr gestanden, so zu vertrauen im Stande ist, der schien mir des Vertrauens auch selbst würdig zu sein. Und ich täuschte mich nicht. Wigand hatte einen hohen Begriff von Freundschaft.“

Wie schwer es ihm aber wurde, sich von seinem geliebten Hamburg zu trennen, geht aus folgenden Worten in der Vorrede jenes gedachten Buches hervor: „Ich will nicht, wie man mir dies glauben darf, mich bei meinem Hamburgischem Publicum wegen meiner jetzigen Entfernung von demselben entschuldigen; denn dies war ja der vieljährige, nächste Augenzeuge, nicht nur aller meiner grossen und beschwerlichen Arbeiten, sondern auch meiner sich allmählich daraus entwickelnden Kränklichkeit; dieses Publicum hat mich desshalb gewiss schon längst, meines nothgedrungenen Abganges wegen, ebenso sehr entschuldiget als bedauert. Mehr soll diese Vorrede dahin abzwecken, mich bei denjenigen auswärtigen Freunden und Bekannten zu rechtfertigen, welche etwa geneigt sein möchten, in meinem Aufgeben Hamburg's und einer so vielseitig bildenden und mich so reichlich nährenden Praxis einen gewissen Grad von Leichtsinn und Hang zum Veränderlichen oder gar von Undankbarkeit zu erblicken. Möge mich Niemand voreilig und falsch beurtheilen, möge mir der Himmel bis zu meiner hoffentlich baldigen Rückkehr nur die Liebe aller derjenigen theuren Hamburger erhalten, welche ich, durch ein unbeugsames Fatum gezwungen, gewiss nicht anders als höchst ungern und mit tiefen innigen Schmerzen in der Seele habe verlassen können!!“

Nicht ohne Rührung kann man lesen, wie er selbst seinen Abzug aus Hamburg schildert: „Unmöglich ist es mir, die vielen und mannigfaltigen, theils schmerzhaften, theils wehmüthig angenehmen Empfindungen zu beschreiben, mit welchen ich am 30. August, Morgens zwischen 8 und 9 Uhr, in meinem Korbwagen, gleich einem maroden Kriegsknechte auf Heu und Stroh hingestreckt, durch die Strassen Hamburg's zum Steinthor hinausfuhr. Mit nie empfundener Wehmuth und wie durch einen Zauber gefesselt, hing sich mein Auge jetzt an jedes, jedes Haus, woran ich vorbeifuhr, und schnell klopfte das bewegte Herz heftiger an der Brust, sobald ich die Wohnung eines Bekannten oder gar eines Freundes erblickte. Ganz ebenso muss der Sterbende sehen, muss er fühlen, wenn Alles, was ihm lieb ist auf dieser Erde und was er nun scheidend zurücklassen muss, noch einmal an seinem feuchten Auge vorbeigeht. Unwillkürlich drängte sich meiner Seele darum auch in diesem merkwürdigen Augenblicke die Aehn-

lichkeit auf, welche meine damalige Lage, mein stilles unbemerktes Dahinfahren, mit einer gewöhnlichen Leichenbestattung hatte. Auch ich war, meiner Schwäche und Hinfälligkeit wegen, in mein längliches, von allen Seiten her geschlossenes, bedecktes und einer Ruhekiste gar nicht unähnliches Fuhrwerk hineingeschoben worden; auch ich lag, obgleich nicht ebenso matt als ein Todter, aber doch ebenso mager, bleich und lang ausgestreckt da in meiner Krankentransport-Anstalt; auch mich schleppten die Pferde jetzt, wie bei einem Leichenzuge, langsam und immer langsamer durch die Strassen hin; auch mir musste gleichsam ein Sterbeglöckchen ertönen, denn in St. Hiob wurde, als ich eben daran vorbeifuhr, geläutet, auch um mich bekümmerte sich kein einziger mehr von allen den Bekannten, welche an meinem Wagen vorbeigingen, als ob ich an einem bösartigen, ansteckenden Fieber gestorben sei; auch selbst der Thorschreiber war nicht mehr neugierig auf meinen Namen und mein Geschäft und liess mich ungestört, wie eine Leiche zum Gottesacker, durchpassiren. Erst als ich in's Freie gekommen war, als die Wolken vor dem Angesicht der Alles belebenden, Alles erhellenden Sonne zerrannen, da ward es auch in meiner Seele heller und deutlicher und die melancholische Leichenbestattung löste sich sanft auf in ein herrliches Dankgebet zu Gott, dass er vor so vielen anderen Menschen und Collegen, gerade mich mit dem schwachen, elenden Körper, aus allen den Drangsalen und Gefahren der Belagerung, so glücklich gerettet und mich nun sogar durch das Wohlwollen und die Generosität meines Publicums in den Stand gesetzt hatte, zu meiner ferneren Erhaltung, noch vor der Reise in's Grab, eine Reise in's Ausland zu versuchen. Dies war der erste Augenblick, wo nach anderthalb schwermüthig und hoffnungslos verlebten Jahren, ich wieder Muth schöpfte und wo die holde Trösterin Hygieia den ersten Hoffnungsstrahl einer möglichen und baldigen Genesung in meine Seele sandte."

Die, mit grosser Vorsicht und in kleinen Etappen unternommene Reise schien körperlich wie geistig erfrischend auf unsern Wigand einzuwirken. Die Schlaflosigkeit, an der er so viele Monate gelitten, wich endlich einem erquickenden Schlaf, der nicht bloss günstig auf sein Gemüth einzuwirken, sondern den, ihm angeborenen und eigenthümlichen kritischen Geist zu schärfen schien. „Von jetzt an," schreibt er selbst, „kam mehr Licht und Leben in meine Reise. Wenn man nach vielen Dutzend schlaflosen Nächten sich nun einmal recht satt geschlafen hat, so fühlt man sich nicht wie neugeboren, sondern wie neugeschaffen und Alles um uns her gewinnt ein anderes, schöneres Leben. Ich fühle mich wie neugeboren, ist ein falscher schlechter Ausdruck. Man schaue doch nur den Neugeborenen in's Angesicht, man höre auf ihre Stimme, man achte darauf, wie sie mit den Aermchen und Füsschen gegen die neue Welt angehen und frage sich dann, ob wohl das neugeboren ein so angenehmer und lieblicher Zustand sein könne."

Während sonst eine gewisse Melancholie über das ganze Leben und den Charakter Wigand's ausgegossen ist, und dieser tiefe Ernst wie ein rother Faden durch seine sämmtlichen Schriften sich hinzieht, schien diese Reise den in ihm schlummernden Humor zu erwecken.

Wer muss nicht lachen, wenn der arme, bemitleidenswerthe Todescandidat über seinen Aufenthaltsort in Fehrbellin Folgendes berichtet:

„Hier begegnete mir ein Vorfall, der mich bis zu den bittersten Thränen rührte. Ich war nämlich, bis frische Pferde vorgespannt wurden, vom Wagen gestiegen und wollte mich barbieren lassen. Man wies mich deshalb in ein von der Post kaum zwanzig Schritt entferntes kleines Haus. Ich trete hinein, ich frage und rufe, aber Niemand antwortet. Ich öffne die Thür von der Stube rechts und erblicke darin ein sehr altes, hageres, aber

gar nicht uninteressantes Gesicht, mit einer grossen, stählernen verrosteten Brille auf der Nase und unverrückt gerade vor sich hinschauend in ein, von zwei mageren Armen mühselig unterstütztes, in schiefer Ebene vorgehaltenes grosses Buch. Es war heute Sonntag, und das ungeheure planum inclinatum gewiss eine wohlselige Postille. Nach langsam aufgehobener Andacht nimmt und wischt man die Brille ab und erkundigt sich nach meinen Wünschen. Ich äussere, dass ich barbirt sein will, und sehe mich, schon Unglück ahnend, nach einem jüngeren Subject um, welches diese Arbeit verrichten könnte. Aber ach der liebe Alte, der liebe gute ausgemergelte Alte, schickt sich selbst an zum Werke. Während dass derselbe nun noch bloss die Streichleder und Messer (ach, du gerechter Gott, die Messer!) zusammensucht und dann langsam hin- und herschleicht; während dass er bloss als Prolog zum Trauerspiel, mit dem eiskalten Seifenschaum in grossen und ziemlich derben Handgriffen über mein geängstigtes Gesicht hin- und herfährt; während allen diesen Dingen schon, welche doch nur wahre Kleinigkeiten waren, ward mir's schon grün und gelb vor den Augen. Wie alt sind Sie? fragte ich jetzt in der Desperation und wollte mein Unglück ganz wissen. Acht und siebenzig Jahr! antwortete laut der kecke Greis und bat mich, ja nicht besorgt zu sein, weil er noch immer eine gute und feste Hand habe. Nun ja! Das ist wahr und vor Gott und aller Welt kann ich's bezeugen, auf die gute, alte, vorsichtige Hand ist nichts, gar nichts zu sagen; aber auf das Messer, das Messer, diese heillose, unbarmherzige Bartsäge! „Wischen Sie nur ab, wischen Sie nur immer ab", rief der gutmüthige Alte, „so oft die hellen, heissen Thränen über meine Wangen herabströmten, und fügte tröstend hinzu, dass es nun bald mit mir vorbei sein würde." Und endlich, ach endlich! kam es denn auch dahin, dass es vorbei war, nicht mit mir selbst, sondern mit meinen Thränen und Bartschmerzen. Ja, solche Bartschmerzen! über die geht nichts in der Welt. Ich habe in einem russischen Hospitale zu Berlin von dem Herrn Dr. Hesse einem Russen den Unterschenkel abnehmen sehen, und dieser Kerl hat unter den vielen englischen und deutschen Messern, welche an ihm gebraucht wurden, nicht halb so viele Thränen vergossen, als ich unter dem einzigen Fehrbellinischen. Dafür theilte mir aber auch der gute Alte die Zahl der von ihm mitgemachten Kriegszüge mit, und wie er vorzüglich in diesen den Grund zu seiner ganzen chirurgischen Geschicklichkeit gelegt habe. Also wieder Einer, dachte ich, der in dem Kriege nicht nur die Kriegskünste, sondern auch die Wundarzneikünste erlernt zu haben glaubt. Da sieht man's, wie gut der Mensch es versteht, trotz der Biene, aus Dingen, denen man es nicht ansieht, Honig zu ziehen und dass es kein Uebel in der Welt gibt, gegen das er nicht ein anderes Uebel als antidotum oder alexipharmacon zu verwenden und zu brauchen wüsste. Indessen hätte ich gegen die Kriegs-Wundarzneischulen manches einzuwenden. Einmal, befürchte ich, gewöhnen sie den jungen Chirurgen daran, über grosse ernsthafte Dinge ein wenig zu leicht und munter wegzugehen; dann machen sie denselben auch wohl zu roh, zu hart und unempfindlich. Hätte z. B. unser guter alter College in Fehrbellin den siebenjährigen Krieg und die Kartoffelaffaire u. s. w. nicht in eigener Person mitgemacht, sondern Alles höchstens in dem Hamburgischen Correspondenten gelesen, gewiss würde er bei dem ersten Thränensturz aus meinen Augen barmherzig inne gehalten und mich lieber, wie weiland den armen Teufel in der Gespenstergeschichte, mit halbem Barte meinem Schicksale überlassen, als mich länger noch so unerhört gequält haben. Als ich nun noch mit brennender Kinnlade in den Wagen stieg, dankte ich dem Wagenmeister für die gute Recommendation, machte aber gleich in demselben Augenblicke ein Sprüchwort, welches man meinet-

wegen in Zukunft bei recht übel daran gewesenen einzelnen Menschen oder ganzen Ländern und Reichen brauchen kann: „Man hat unter einem stumpfen Barbiermesser gesessen!“

Von Würzburg gelangte er dann Anfang October in Heidelberg an. „Wie freundschaftlich“, erzählte er, „man nun mich und meine Familie hier aufgenommen hat, was ich hier nun schon Alles gesehen und gelernt habe, was mich hier Alles entzückt hat, und welche Menge von grossen und vortrefflichen Männern aus allen Fächern der Wissenschaft ich hier auf diesem kleinen herrlichen Fleck beisammen gefunden habe, dieses Alles würde ein neues Buch füllen. Aber dieses Buch meines Dankes, meiner Bewunderung und Achtung will ich für's Erste noch unter den geliebten Heidelbergern still und unbemerkt mit mir herumtragen, bis mich dereinst, nach einer glücklichen Wiederkehr in die fernen heimathlichen Gefilde, nichts mehr hindern kann, die Gesinnungen meines Herzens laut und dankbar genug auszusprechen.“

Der Aufenthalt in Heidelberg schien, wie die zurückgelegte Reise, denn auch anfänglich einen sehr günstigen Einfluss auf Wigand's Zustand zu äussern. „Schon jetzt“, äusserte er sich selbst, „kaum nach 7 Wochen nach meiner Abreise von Hamburg, befinde ich mich so wohl, als ich vorher in den letzten anderthalb Jahren nicht war. Die Schlaflosigkeit, die Gicht, sammt der Geschwulst im Kopfe, alles, alles ist gewichen, und wer mich vor zwei Monaten in Hamburg gesehen hat, würde mich jetzt kaum wieder kennen. Und doch habe ich, wie dies mein hiesiger Arzt, der Hr. Professor Naegele, bezeugen kann, durchaus nichts weiter zu meiner Herstellung angewendet, als die Enthaltung von allen praktischen Arbeiten und Sorgen, fleissige Bewegung in der ätherischen Luft auf Heidelberg's himmlischen Schlossruinen und aufheiternden Umgang mit geselligen, lieben Menschen. So wenig bedarf also die, durch unser unseliges Treiben und Schaffen nach Geld oder nach Ehre, aus ihren Angeln gehobene kräftige Natur, um sich wieder zu erholen und uns die Welt mit ihren Bewohnern wieder recht reizend und angenehm zu machen!“

Aber die Besserung war nur eine scheinbare. Mit dem folgenden Frühjahre stellte sich seine Heiserkeit wieder ein, begleitet von einem hohltönenden Husten, Auswurf und Schwerathmigkeit. Der Sommer, den er grösstentheils in dem nahgelegenen Schwetzingen zubrachte, auch hier mit dem Amtsphysicus Dr. Grisselich freundschaftlich verkehrte, brachte wieder etwas Besserung. Den Herbst siedelte er nach Mannheim über, weil er gefunden zu haben glaubte, dass die Luft in der Ebene ihm besser bekäme als die in der Nähe der Berge, und liess sich in Folge eines ehrenvollen Berichtes des Grossherzoglichen Medicinalcollegs unter die Zahl der dortigen praktischen Aerzte aufnehmen. Hier schloss er mit Dr. Zeroni eine innige Freundschaft, beschäftigte sich meistens mit schriftstellerischen Arbeiten, etwas doch auch mit der Praxis. Da sich im Sommer 1816 die rheumatischen und gichtischen Beschwerden mit erneuter Heftigkeit eingestellt hatten, suchte er Linderung in Wiesbaden. Hier lernte er den gleichfalls zur Cur sich dort aufhaltenden Professor Leydig aus Mainz kennen. An Naegele schreibt er von hier: „Seit zweien Tagen bemerke ich die seltsame Wirkung des Bades, dass ich mich eines ewigen Schlafens und Träumens nicht erwehren kann. Ich befinde mich wahrhaft wie in einem magnetischen Zustande, einem, ich kann nicht sagen, unglückseligen Mitteldinge zwischen dem, was man Bewusstsein und Bewusstlosigkeit nennt. Sollte dies wohl der Zustand des Ueberganges vom Leben zum Tode sein, und sollte der Himmel wohl, der überall so gütig gegen mich war, auf diese Art mich zu einem Schritte allmählich vorbereiten wollen, der mir

vielleicht gar bald bevorsteht? Dem sei, wie ihm wolle, der Tod wird mir ein Freund sein, den ich zwar nicht mit Entzücken, aber mit Achtung und dankbarer Resignation empfangen und dem ich zutrauensvoll die Hand reichen werde, damit er mich hinüber führe in die Welt ohne Schmerzen und Schwächen."

Seine weiteren Briefe an Naegele waren in einer heiteren Stimmung geschrieben. Der Umgang mit Leydig trug sehr dazu bei, ihm seinen dortigen Aufenthalt angenehm zu machen. Er nennt denselben einen äusserst erfahrenen, vorurtheilsfreien, helldenkenden Geburtshelfer, der fern von Eitelkeit und Ruhmsucht die Kunst seit 22 Jahren mit der grössten Gewissenhaftigkeit und ausgezeichnetem Erfolge ausübt, der die ihm mitgetheilten Ansichten und Maximen, die auch mit seinen Erfahrungen vollkommen übereinstimmten, Anderen auszusprechen für Ketzerei gehalten, indem sie den herrschenden Begriffen und Satzungen der Schule so wenig entsprechen oder geradezu entgegen sind.

Auch Weidmann, bekannt durch seinen radicalen Vorschlag, die Hebammen ganz abzuschaffen und bloss Geburtshelfer einzuführen, lernte er kennen und hochschätzen. So gern W. länger gelebt hätte, so ungeschwächt seine Geisteskraft bis zum letzten Augenblick sich erhielt, seine Krankheit, über die er selbst vollständig im Klaren war, machte zusehends Fortschritte. Die Schlaflosigkeit nahm wieder zu, der Auswurf wurde zäher, das Auswerfen desselben erforderte grössere Anstrengungen und Beschwerden, Erstickungszufälle, Aufgedunsensein und Blauwerden des Gesichts stellten sich ein. Als Naegele ihn sechs Tage vor seinem Tode zum letzten Male sah, nachdem er ihn nicht lange vorher besucht hatte, fand er ihn bedeutend verändert; „Hände und Gesicht waren marmorweiss; die Lefzen entfärbt, das Gesicht etwas weniger aufgetrieben, bei lebhafterem angestrengterem Reden das Athmen keuchender als vorher; allein fast die nämliche Regsamkeit und Lebendigkeit des Geistes, wie am Tage, wo ich ihn kennen lernte. Ich traf ihn, wie immer, arbeitend. Quer über sein Bett hin war die letzte Zeit seines Lebens ein Schreibpult angebracht und er befand sich umgeben von seinen Subsidien. Sein Bett glich mehr einer Arbeits- denn einer Ruhe-Stätte. Beim Weggehen äusserte er mit grosser Heiterkeit, er hoffe, ich werde zufrieden sein mit den Veränderungen, die er hie und da in seinem Manuscripte gemacht."

Als Zeroni am 10. Februar 1817 ihn um 9 Uhr Abends besuchte, fand er ihn arbeitend. Wigand bat seinen Freund ihn nicht zu verlassen, da er fühle, dass er den diese Nacht ihm bevorstehenden Anfall von Brustkrampf nicht überleben werde, durch ein Zusammenlegen seiner Hände wolle er ihm ein Zeichen geben, wenn er fühle, dass es vorbei sei. Sein letztes Versprechen, ein Zeichen seiner, bis zum Tode dauernden, Willenskraft, hielt er treulich: um vier Uhr Morgens hauchte er seine Seele aus. Napoleon's letztes Wort beim Sterben war die „Spitze der Armee", Göthe's: „mehr Licht", des rothen Cardinals Antonelli: „Schlüssel". Wigand starb schweigend, aber arbeitend.

Die Leichenöffnung erwies alle Organe gesund mit Ausnahme des Kehlkopfs, dessen Schleimhaut im ganzen Umfange seiner Höhle, vorzüglich aber in der oberen Gegend und im Bereiche der Stimmritze verdickt, angeschwollen und ihr Gewebe verdichtet, so dass das freie Durchströmen der Luft beim Athmen erschwert werden musste.

Naegele fällt folgendes Urtheil über ihn: „Wigand hatte viel Menschen- und Weltkenntniss. Bei seiner grossen Liebe für Billigkeit, Recht und Wahrheit, stritt er mit Wärme für das, was er für recht und billig hielt. Dies gab seiner Unterhaltung viel Leben. Widerspruch ertrug

er und Ueberzeugung ging ihm über alles. Er war gleich wissbegierig als mittheilend. In Beurtheilung anderer fand ich ihn billig und mild, fremdes Verdienst hochachtend, streng gegen sich selbst. Die Gabe sich mitzutheilen, verständlich zu machen, besass er in hohem Grade. Galt es, Dinge zu versinnlichen, so kam ihm ausser andern seine Fertigkeit im Zeichnen, in Wachs zu bossiren, kurz seine Anstelligkeit zu mechanischen Arbeiten aller Art sehr zu Statten. Alles Wissenswerthe interessirte ihn lebhaft, am meisten aber Arzneiwissenschaft und Geburtshülfe, nächst dieser Physik und Literatur. Fiel die Unterhaltung auf sein Lieblingsfach, dann war er unerschöpflich. Auch die entfernteste Aehnlichkeit, die leiseste Beziehung war hinreichend, sein Gespräch auf Gegenstände seiner „über alles geliebten Kunst“ zu leiten. In ihr lebte und webte, für sie glühte er. Trat er Abends, z. B. gegen 5 Uhr, mit der Bemerkung in's Zimmer, er könne diesmal nur einige Minuten verweilen, indem bei der üblen Witterung die Abendluft ihm nachtheilig sei, und fiel zufällig dann das Gespräch auf obstetricische Dinge, so wurden die Minuten zu Stunden und er musste oft, nachdem Mitternacht schon vorüber war, erinnert werden, wie nothwendig die Ruhe seinem Körper sei. Nie erlebte ich es, dass er ein Gespräch über Geburtshülfe abgebrochen hat. Er beobachtete mit überaus grosser Aufmerksamkeit und mit einer Ausdauer und Beharrlichkeit, die fast beispiellos war. Seine Hand war überaus vortheilhaft gebildet; seine Sinne scharf.“

Nicht minder günstig äusserte sich Dr. Griesselich über ihn: „Ich freue mich, in dem Verewigten einen Mann kennen gelernt zu haben, von dem ich nur Gutes gesehen, von dem ich nur Tüchtiges und Lehrreiches gesehen habe. Ich halte seine Bekanntschaft für einen unermesslichen Gewinn, und seine Freundschaft ist mir eine ewigtheuere Erinnerung. Ich habe ihn als Arzt und als Menschen gesehen und ihn unendlich schätzen gelernt. Wigand hatte im Umgange etwas Feierliches und Ernstes. Als Arzt und Geburtshelfer hatte er die Welt gesehen und gekannt; er besass viel Klugheit, wusste zu schweigen, wo es auf Meinungen, die der guten Sache keinen Eintrag thaten, ankam, sprach aber auch seine Meinung, wo er nützen zu können glaubte, ohne Rückhalt, bescheiden und offen aus. Was er sprach, war durchdacht, reif, verfehlte nie des Eindruckes und machte den Redenden geltend. Er hatte viel erfahren, viel gelesen, viel gedacht und, wenn er sprach, so hörte man ihn gern, weil er lehrreich, anziehend sprach. Sein Scherz, zu dem er oft noch aufgelegt war, war zart, seine Satire, womit er den Zudringlichen, Oberflächlichen, Leichtfertigen oft nur mit einem einzigen Worte ausser Fassung zu bringen wusste, überraschend. Sein Wohlwollen gehörte der ganzen Menschheit an. Auch sein collegialisches Benehmen liess nichts zu wünschen übrig. Befand sich das Uebergewicht auf seiner Seite, so war er weit entfernt es fühlen zu lassen; er wusste es gemeiniglich so zu stellen, dass der Berufsgenosse, der ihm gegenüberstand, die ihm mitgetheilte Ansicht für seine eigene zu halten verleitet wurde. Jüngere, weniger erfahrene Collegen, an denen er guten Willen und Anlagen bemerkte, zu heben, ihnen Vertrauen zu verschaffen, ihren Credit zu gründen, war seine grösste Glückseligkeit. Mit der Ruhe eines Weisen sprach er von seinem baldigen unvermeidlichen Tode, den er nur so lange verzögert wünschte, bis er sein letztes Werk vollendet hätte. Ich sah ihn oft durch fremde Leiden gerührt. Die seinigen trug er stark und nur ein einziges Mal, als er mir die Ankündigung seines Werkes „Die Geburt des Menschen“ vorlas, mir bei den Worten: „dass dies wohl sein Schwanengesang sein würde,“ eine Thräne entschlüpft, fand ich auch ihn bewegt; eine Thräne im Auge sagte er: „ja, ich würde

gern noch gelebt haben, aber der Himmel hat es anders beschlossen und ich füge mich willig, ohne Murren." Sein ruhiges, festes, freundlich ernstes Benehmen am Krankenbette, wo ich oft mit ihm zusammengetroffen bin, flösste überaus grosses Vertrauen ein. Er beobachtete mit ungetheilter grosser Aufmerksamkeit und besass dabei die Gabe, viel zu sehen, ohne den Kranken mit übertriebenen Fragen zu quälen. In verwickelten Fällen verrieth er bewunderungswürdigen Scharfsinn. Unmöglich, möchte ich sagen, war es, dass er hintergangen werden konnte. Meist entschied der erste Blick. Für alle Theile des ärztlichen Kunstgebietes interessirte er sich mit überaus grosser Wärme; Vorliebe hatte er für das Fach der Kinderkrankheiten, über Alles ging ihm aber das der Geburtshülfe. Diese pflegte er seine vielgeliebte Kunst zu nennen. Der Speculation zwar nicht abhold, hielt er sich überzeugt, dass nur von der Beobachtung und Erfahrung reeller Gewinn für die Kunst zu erwarten sei. Unter andern äusserte er oft: „Mit dem Theoretisiren thue es im Fache der Geburtshülfe am wenigsten Noth; es müsse schlechthin erst das Factische mehr auf's Reine gebracht sein, dieses lasse sich aber eben gerade von den wichtigsten Punkten nicht behaupten, von Dingen, über die die Meinungen fast am wenigsten getheilt seien, die häufig für ganz ausgemacht gehalten würden; er lege einen weit grösseren Werth auf einige treue Beobachtungen, als auf ein Dutzend im Schweisse des Angesichts zusammengestoppelter, von Büchertiteln und Citaten strotzender Lehrbücher, er halte diese, inwiefern sie nicht das Resultat der Erfahrung und zwar reicher Beobachtung seien, darum für so werthlos, ja nachtheilig, weil sie das Vehikel abgeben, Irrthümer fortzupflanzen, indem ihre Verfasser der Vollständigkeit wegen sich über Dinge verbreiten, die sie nicht aus eigener Erfahrung kennen, Meinungen aufstellen oder Beifall geben, ohne prüfen zu können. Er sei überzeugt, die Geburtshülfe, wenn sie vom Schulstaube, vom theoretischen Flitter gereinigt worden, werde sich nicht mehr ähnlich sehen; die Geburtshülfe, die ausgeübt werde, sei verschieden von der in den Büchern."

„Als ich ihn ungefähr 3 Wochen vor seinem Tode aufmerksam darauf machte, welche Folgen eine so anhaltende Geistesthätigkeit auf seinen erschöpften Körper haben könnte und müsste, entgegnete er freundlich: „Siehe, mein Guter! es ist mir oft, als gehörte dieser Kopf gar nicht zu diesem zerfallenen Körper; indess ich zwar diesen sehr oft schmerzhaft fühle und aus der täglich zunehmenden Ermattung auf seine baldige Auflösung schliesse, ist mein Geist frei von jeder Beschwerde, freier als sonst je, so dass es mir scheinen will, als sei er schon halb von seinen lästigen Fesseln entbunden; mein Geist arbeitet mit Leichtigkeit, indess sich mein hageres Gerippe kaum langsam fortschleppt. Die Zeit meines Wirkens hienieden ist nur noch kurz, das fühle ich, ich will sie benützen, so lang oder so kurz es mir noch vergönnt sein mag, damit ich dort oben sagen kann: ich habe das Pfund nicht vergraben, das du mir gegeben hast."

Es würde uns leicht sein, die Aussprüche hervorragender Fachgenossen über Wigand's vortreffliche Eigenschaften als Mensch zu vermehren.

Versuchen wir jetzt ein Bild zu entwerfen von Wigand, wie er als Autor in seinen Schriften ohne Schminke uns entgegentritt, eine Skizze derjenigen Thätigkeit zu geben, welche, auf seine ärztliche und geburtshülfliche Wirksamkeit fussend, diese als eine bloss zeitliche weit übertrifft, da sie eine ewige ist.

Ebenso rein und wahr wie Wigand als Mensch ist, ebenso rein und wahr zeigt er sich als Schriftsteller, und diese Eigenschaften befähigten ihn in derselben Weise in Norddeutschland als Reformator der Geburtshülfe aufzutreten, wie Boër in Süddeutschland. Wigand war einer der

am wenigsten egoistischen Menschen. Seine Menschenliebe und innerste Humanität veranlassten ihn, einem Berufe sich hinzugeben, der, wenn er mit Gewissenhaftigkeit ausgeübt wird, die meisten seiner Jünger einem frühen Tode entgegenführt. Durch den, ihm angeborenen Wahrheitssinn, seine innige Menschenliebe, seinen seltenen Fleiss gelang es ihm, in kurzer Zeit sich von den Traditionen der Schule, in welcher unterrichtet war, frei zu machen und ganz unabhängig von Boër zu denselben Resultaten zu gelangen.

Wenige Schriftsteller möchten gefunden werden, wo sich der Schriftsteller und Mensch so decken wie bei Wigand. Wenn man die Schriften der meisten Autoren mit der grössten Aufmerksamkeit durchliest, so bekommt man doch keinen deutlichen Begriff von ihrem Charakter. Anders Wigand; der Schriftsteller ist mit dem Menschen so innig verwachsen, dass Jeder, der seine Schriften aufmerksam studirt hat und sonst nichts von ihm wüsste, doch im Stande sein würde, eine deutliche Charakterzeichnung von ihm zu entwerfen.

Seine grosse Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit müssen wir zunächst bei ihm, als Schriftsteller hervorheben. Er verliess sich bei allen seinen Beobachtungen nie auf sein Gedächtniss. Aus den in seinem Nachlasse gefundenen Papieren geht hervor, dass bei Beschreibungen von Entbindungen die Erscheinungen und Veränderungen von 10 zu 10, ja von 5 zu 5 Minuten aufgezeichnet sind.

Ueber die Art und Weise seiner geistigen Entwicklung, über die Principien, welche ihn als Reformator und Schriftsteller leiteten, hat er sich in seinem Hauptwerke „Die Geburt des Menschen“ mit grosser Klarheit ausgesprochen: „Am meisten fiel mir“, sagt er dort, „der Umstand auf, dass, so oft ich auf diese oder jene Art irgend einen schweren Geburtsfall, zwar in der grössten Herzens- und Seelenangst, aber doch recht glücklich, beendet hatte, diese meine Art und Methode denn gar oft gerade das Gegentheil von dem war, was ich nach Levret oder Stein und anderen Meistern in der Kunst, bei denen ich dann immer hintennach Rath und Trost suchte, hätte thun sollen. Das machte mich natürich stutzig. Ich fragte mich erschrocken: Welche Partie hat dann Recht, Levret und Stein oder ich? Wie ist es möglich, dass man auf ganz entgegengesetzten Wegen zu einem und demselben Ziele gelangen kann? Oder haben vielleicht beide Parteien Recht, weil es noch eine dritte, stärkere Partie gibt und zwar die grosse, göttliche Natur, die es allen Partien zum Trotz, am Ende doch nur immer so macht, wie sie es will“?

„Zu diesen und ähnlichen Betrachtungen gesellte sich ein gewisser religiöser Glaube, den ich meinen frommen Eltern verdanke und der mich bis jetzt selbst bei meinem ärztlichen Handeln noch immer sicher und glücklich geleitet hat. Sollte die weise und gütige Vorsehung, so fragte ich, das gebärende Weib gerade in dem Augenblicke seiner schönsten Bestimmung und seiner höchsten Noth mit so wenig inneren Hülfsmitteln und Hülfsquellen ausgestattet und dasselbe so abhängig von der prekären und schwachen Menschenhülfe gelassen haben? Oder ist es vielleicht ganz anders und hat mir die Kunst sich hier, wie in so vielen ähnlichen Dingen, mehr Recht und Einfluss angemasst, als sie wirklich besitzen kann und besitzen soll?“

„Mit einem solchen kritischen, aber doch auch gläubigen Sinne, mit diesem Misstrauen in die menschliche und diesem Zutrauen auf die göttliche Autorität, ging ich nun an die erste Gründung der Arbeit, die ich hier dem Publicum übergebe. Sie ist übrigens das Resultat einer vieljährigen und grossen geburtshülflichen und ärztlichen Praxis in einer der grössten und volkreichsten Städte Deutschlands, wo die lobenswürdige Vorsicht und Sitte

meiner Mitbürgerinnen, den Geburtshelfer nicht bloss bei abnormen, sondern schon bei normalen Geburtsfällen zum Beistande zu wählen, mir die glückliche Gelegenheit verschaffte, die Natur bei ihrem wundervollen Gebärungsacte recht oft und anhaltend und von allen möglichen Seiten her zu beobachten und sie dadurch in ihren kleinsten Bestrebungen und Wirkungsweisen genauer kennen zu lernen. Um nun aus dieser Gelegenheit den möglichst grössten Vortheil für meine über alles geliebte Kunst zu ziehen, führte ich gleich vom Anfange meiner Praxis an, über jeden merkwürdigen Vorfall in meinem geburtshülflichen Leben, ein, ich darf sagen, fleissiges, vollständiges, streng gewissenhaftes und unbefangenes Tagebuch, so dass ich jetzt der festen Ueberzeugung lebe, dass gewiss jeder nicht ganz unbedeutende geburtshülfliche Umstand, welcher irgend einmal in die Sphäre meiner Beobachtung fiel, in diesen Tagebüchern nicht nur aufgezeichnet, sondern auch ganz so einfach und wahr beschrieben stehet, wie ich ihn in der Natur selbst erlebt habe. Das Resultat einer ebenso gewissenhaften Prüfung als sorgfältigen Zusammenstellung und Vergleichung aller der in diesen meinen Tagebüchern aufbewahrten Beobachtungen ist es nun, was ich hier dem Publicum übergebe".

„Gewiss würde ich mit der Herausgabe dieses Werkes, zu welchem ich zwar über 24 Jahre lang gesammelt und also das Horazische nonum prematur in annum reichlich abgewartet habe, in welchem ich selbst aber dennoch leider immer noch manche Lücken bemerke, noch länger angestanden haben, wenn ich nicht einerseits Ursache hätte zu glauben, dass meine irdische Laufbahn sehr bald beendet sein wird und dass in diesem Falle meine der geliebten Kunst gewidmeten Anstrengungen und Kosten gar leicht für sie verloren gehen könnten, und wenn ich mich nicht andererseits davon überzeugt hätte, dass man selbst das noch unvollkommene Neue, wenn es wahr und nützlich ist, der Kunde Anderer nicht zu lange vorenthalten darf. Das Allgemeinnützliche, sei dessen auch noch so wenig, gehört auch dem Allgemeinen, gehört der ganzen Welt an und wehe dem Trägen oder Unredlichen, der die an ihn ergangenen Offenbarungen seines günstigeren Schicksals saumselig zurückbehält, oder egoistisch oder neidisch genug, bloss zu seinem eigenem Vortheile und Ruhme verwendet".

„Was die anderen mehr wissenschaftlichen Zwecke anlangt, welche ich durch diese Arbeiten zu erreichen bemüht gewesen bin, so strebte ich vor allem dahin: ein recht vollständiges Bild von allen den Erscheinungen und Vorgängen, welche sich bei der normalen Geburt des Menschen ereignen, zu entwerfen. Einen solchen, den denkenden, unbefangenen und erfahrenen Geburtshelfer und Arzt nur einigermassen befriedigenden Versuch, hat bis jetzt weder die deutsche Literatur, noch die des Auslandes aufzuweisen. Auf jeden Fall scheint mir die genaueste, allumfassendste Kenntniss alles dessen, was bei einer normalen Geburt vorgeht, das einzige rechte und sichere Fundament zu sein, auf welchem wir unsere Systeme aufbauen und den Nothanker unserer geburtshülflichen Rettungs- und Erhaltungskunst auswerfen sollten".

„Ich wage endlich den Versuch, aus der, mittelst unserer sorgfältigen und genauen Beobachtung aufgefundenen Art und Weise, wie die Natur in normalen und abnormen Geburtsfällen zu wirken und sich zu helfen pflegt, gewisse bisher noch zum Theil ganz unbekannte Hauptgesetze zu abstrahiren, welche theils der gesammten Geburtsthätigkeit überhaupt, theils der Wehenkraft und Geburtsmechanik insbesondere eigenthümlich sind. Zuletzt zeige ich dann, wie diese aufgefundenen Gesetze besonders auf unsere mechanische Kunsthülfe bei der Geburt anzuwenden sind und wie wir nur auf diesem Wege in den Stand gesetzt werden können, alles bisherige Un-

bestimmte und Unsichere, was nicht auf die göttliche und unveränderliche Natur, sondern nur auf Menschensatzungen und Autoritäten gegründet war, aus unserer so ganz zur Beglückung der Menschen gemachten und darum auch gewiss sehr achtungswerthen Kunst zu entfernen. Neben diesem ernstlichen Streben nach einer möglichst treuen Darstellung der Natur, habe ich mir's ebenso angelegen sein lassen, mehrere geburtshülfliche Vorurtheile zu bekämpfen, welche als unglückselige Folgen unserer bis jetzt noch immer viel zu einseitigen und zu stark auf die mechanische Hülfe hingerichteten Kunst, sich sogar der erfahrensten, scharfsinnigsten und bestgesinnten Männer unseres Faches bemächtigt haben. Zu diesen Vorurtheilen zähle ich erstlich den Umstand, dass es unter den meisten Geburtshelfern gang und gäbe geworden ist, in abnormen Geburtsfällen, wo sie, es mag früh oder spät sein, zu Hülfe gerufen werden, gleich auf der Stelle zu mechanischen Mitteln zu greifen, ohne vorher genau zu untersuchen, ob hier nicht vielleicht, anstatt der geglaubten abnormen Grösse des Kopfs oder anderen mechanischen Hindernissen, vielmehr oder wenigstens zu gleicher Zeit auch in der Dynamik oder Kraftäusserung des Uterus, gewisse abnorme Verhältnisse obwalten, welche einerseits die wahre Ursache der gegenwärtigen Geburtszögerung sind und andererseits die vorzunehmende Operation sehr erschweren können."

In diesen Worten gibt uns Verf. gleichsam sein geburtshülfliches Glaubensbekenntniss.

Wollen wir im Ganzen seine Hauptverdienste charakterisiren, so bestehen sie darin:

1) Dass er die Heiligkeit der Naturheilkraft, welche zu respectiren die medicinischen Classiker bei der Heilung der inneren Krankheiten gelehrt, auch in der Geburtshülfe als oberstes Princip hinstellte, sowohl bei normalen als anormalen Entbindungen. Denn die Devise der damaligen Geburtshülfe war:

„Trenez les pieds et tirez l'enfant."

2) Dass es ihm zuerst gelang, die Geburtsgesetze wissenschaftlich festzusetzen.

3) Dass er die dynamische Geburtshülfe, von Heinrich von Deventer zuerst berücksichigt, statt der, bis zu seiner Zeit allein herrschenden, mechanischen Geburtshülfe in ihre Rechte einsetzte.

4) Dass er als Gründer der ethischen Geburtshülfe betrachtet werden muss.

Weiter unten werden wir auseinander setzen, wie er in dieser Hinsicht noch nicht ganz bis zum Marx'schen Standpunkte vordringen konnte. Dagegen leitete das ethische Princip ihn allein bei der Pathologie und Therapie der Geburt. Dadurch nur wurde es ihm möglich, der Reformator seiner Kunst zu werden. Seine gründliche ärztliche Bildung, seine grossen technischen Fertigkeiten würden nicht ausgereicht haben, wenn nicht sein edles und gutes Herz ihm es als ein heiliges Axiom zur Pflicht gemacht hätte, in der möglichst sanftesten und ungefährlichsten Weise nur nützen, nicht schaden zu wollen.

An vielen Stellen seiner Schriften findet man diese hehre ethische Auffassung seiner speciellen Doctrin.

Wir wollen nur eine hervorheben:

„Nichts schwächt die Kraft der Wehen so sehr, als der Glaube der Gebärenden, dass alle ihre Anstrengungen doch zu nichts helfen und dass sie am Ende doch werde gewaltsame Hülfe erdulden müssen. Als das beste und zuverlässigste Mittel, jede noch so ungeduldige Gebärende selbst bei

den längsten und schwersten Geburten, bei unwandelbarem Glauben und Zutrauen und bei der in allen Leiden so nöthigen Resignation zu erhalten, habe ich eine gewisse Art von religiöser Behandlung derselben gefunden. Ich verstehe darunter ein Betragen des Geburtshelfers oder der Hebammen, aus welchem deutlich hervorgehen muss, dass man die Gebärende nicht nur als eine Leidende, die der höchsten Theilnahme würdig ist, sondern auch als eine Begnadigte, Geheiligte betrachtet, die einen Menschen gebären soll und darum unsere höchste Achtung, Schonung, Aufmerksamkeit und Menschenliebe verdient. Ich habe es desshalb in den letzten Jahren meiner Praxis nicht gelitten, dass, ausser der Mutter, dem Gatten und der Wärterin der Kreissenden, noch irgend Jemand, aus blosser eitler Neugier und Empfehlungssucht, bei der Geburt gegenwärtig war; ich habe Hunde, Vögel und Alles aus dem Kreissezimmer entfernen lassen, was die Gebärende in dem ersten Geschäfte auch nur auf die entfernteste Art stören und zerstreuen konnte; ich habe sehr streng auf immer nur sehr ernste und mit der Würde des Augenblicks harmonirende Gespräche und Reden in der Wochenstube gehalten, ich habe darin jedes gemeinschaftliche Essen und Trinken u. dergleichen, so viel ich konnte, vermieden, kurzweg ich habe so viel Ernst, Stille und Würde in diese Handlung zu bringen versucht, als mir möglich war. Es schien mir dies Betragen um so natürlicher und nothwendiger, je näher uns in diesem Augenblicke die Gottheit steht, um uns mit Staunen und Entzücken zu erfüllen. Ach! so lange wir die Geburtshülfe nicht in solchem Sinne und Geiste und nicht gleichsam mit Gott und durch Gott und mit dem unbegrenzten Zutrauen auf die herrlichen Natureinrichtungen betreiben, so lange wird und muss es uns auch noch in manchem entscheidenden Augenblicke der Geburt an den gehörigen aus dem Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Trost- und Beruhigungsmitteln für die zagende und verzweifelnde Gebärende fehlen."

An einer andern Stelle äussert er sich folgendermassen:

„Schon längst kam es mir fast so vor, als ob die meisten Männer bisher die Geburtshülfe mehr aus ganz anderen und vielleicht nicht so rühmlichen Absichten als vorzüglich und nur darum ausübten, um die Leiden ihrer Mitmenschen und zwar des zarteren, hülfsbedürftigeren Theils desselben zu mindern."

„Es ist desswegen hohe Zeit, dass dieses anders werde. Gibt es doch kein schöneres Zeichen unserer vorgeschrittenen Cultur und Humanität, als wenn der Starke auch den Schwächeren ehrt, wenn der Mann mit sorglicher Treue alles, was die Natur Linderndes hat, ausspähet und anwendet, um dem zarten Weibe die lange schwere Stunde der Geburt zu erleichtern," und ferner:

„Oh! Es ist doch ein schöner, herrlicher Zug, eine für die Moralität des weiblichen Geschlechts segensvolle Tendenz der neueren Geburtshülfe, dass sie uns die weibliche Delicatesse so hoch achten lehrt und uns jede Entblössung zu einem Verbrechen macht. Es ist doch vortrefflich, dass wir jetzt jede Zangenoperation, jede Wendung, jede Perforation u. s. w. machen können, ohne dazu irgend eines andern Sinnes, als des Gefühles unserer Fingerspitzen zu bedürfen, dass es also doch nur ein einziger Sinn und zwar einer der beschränktesten, einer, wenn ich so sagen darf, der einfältigsten der Sinne ist, dem sich die arme Gebärende preisgeben muss. Wie war dies sonst nicht ganz anders! Bei den leichtesten, geringfügigsten Operationen zerriss die schamlose Gewöhnung des Geburtshelfers, ein einziger rüder Handgriff desselben, unbarmherzig den jungfräulich gehüteten Schleier, der nie zerrissen, nie gehoben werden sollte. Und nun die Folgen davon! Lassen Sie die Ehemänner, welche Augenzeugen waren, lassen Sie die zart-

fühlenden Frauen, welche einem solchen empörenden Schauspiele zusehen mussten, lassen Sie diese antworten. Fragen Sie diese, ob sie in solchen Augenblicken die so ganz schamlose Kunst lieben, segnen konnten; fragen Sie sie, ob nicht gerade diese Fälle und nur diese es waren, welche ihnen den unwiderstehlichen Hass gegen jede männliche Geburtshülfe einflössten und selbst die Verständigsten, die Einsichtsvollsten vermögen konnten, sich lieber den Händen der unwissendsten Hebammen anzuvertrauen. Man klage also nicht über den noch immer geringen Fortgang der männlichen Geburtshülfe. Wir selbst, die wir sie ausüben, sind Schuld daran. Lassen Sie uns nur die schönste der weiblichen Tugenden in Zukunft höher achten, lassen Sie uns mit Trauer, sorglicher Hand Alles entfernen, was der Frauen hohe Würde kränken kann, und gern werden sie sich dann dem stärkern, besonnenen und geschicktern Mann in einem Augenblicke anvertrauen, von dem ja nicht selten das Glück ihrer Ehe, das ganze Glück ihres Lebens abhängt."

Mit welchen scharfen Worten er die damalige rohe Entbindungsart geisselt, beweist folgende Stelle: „Ungleich weniger hat mir die Entbindungsanstalt in der Charité in Berlin gefallen. Hier herrscht immer noch viel zu viel von dem rohen, ich möchte wohl sagen, ungeschliffenen Geiste, in welchem auch die Geburtshülfe in Deutschland leider! lange genug gelitten hat".

„Man hat wohl Redoutensäle, Concertsäle und Tanzsäle, in denen es gewöhnlich recht lustig hergeht und die man denn auch wohl von Zeit zu Zeit den Taschenspielern oder Seiltänzern zu ihren Kunststücken hergibt; aber Entbindungssäle sollte es unter frommen und gesitteten Völkern nicht geben! Wie z. B. empört es nicht alle sittlichen und religiösen Gefühle, wenn man in den grossen Entbindungssaal tritt und nun den mitten im Saale aufgepflanzten, wie einen Nothstall angeschrobenen, ungeheuren Osiander'schen Geburtsstuhl erblickt, der, wie ein lauerndes Ungeheuer, auf seinen 6 Füssen ausgestreckt mit weit aufgesperrtem Rachen (dem grossen Ausschnitte am Sitzbrette) das bedauernswürdige Schlachtopfer der Kunst erwartet, welches ihm über kurz oder lang zugeführt werden soll. Fühlt oder weiss denn hier Niemand mehr, dass das Weib eher da war, als alle Kunst und dass man den Menschen erniedrigt, entehrt und auf's Empfindlichste kränkt, wenn man frech genug ist, ihn zum blossen Werkzeuge der Kunst zu machen und seine heiligen Rechte und Befugnisse mit Füssen zu treten? Wie muss der armen Gebärenden, der ängstlichen und schamhaften zu Muthe werden, wenn sie, über diese Geburtsmaschine hingestreckt, mehreren Dutzend lüsternen Augen sich preisgeben und so die grausamsten Kränkungen ihres Innersten und Zartesten erdulden muss! Wie unbequem, wie hart muss sie überdem noch auf dieser Geburts-Pritsche liegen und wie ihr, die sonst schon saure, bittere Stunde des Gebärens zur Stunde der Qual und des Entsetzens werden! Man wende mir nicht ein, dass dieses alles des Unterrichtes wegen geschehe. Das ist es eben, ja das ist eben die grässliche Seite an unserm Zeitalter, dass man mit den Worten: Es geschieht zur Ehre der Kunst, alles und selbst das Unnatürlichste entschuldigen, bemänteln und rechtfertigen kann. — Und dann frage ich: Was hat das Auge bei der Geburtshülfe zu schaffen? Sieht der Schüler jemals, was die Hand des Lehrers in der Mutterscheide oder im Uterus vornimmt oder nicht vornimmt? Schaut er jemals den Weg, welchen das Zangenblatt, über oder an dem Kopfe weg, einschlägt? Aber die Unterstützung des Dammes, die Richtung der Zangenstiele u. s. w. muss der Schüler doch sehen! Nein, nein, er muss, er darf nichts sehen, er braucht nichts zu sehen. Fühlen und nur fühlen lernen ist die einzige Aufgabe der Sinne in der Geburtshülfe und wer da aufhören müsste, Geburtshelfer zu sein, wenn er zufällig

blind würde, dem sollte man billig jetzt schon das Handwerk legen, so lange er noch sehend ist. Geburtshelfer, welche mit den Augen alles suchen und machen wollen, kommen mir vor wie junge, halbjährige Kinder, welche auch alles sehen, nach allem Geschehenen die Hände emsig ausstrecken und doch unter zehnmal nur einmal richtig greifen."

Was er im Speciellen leistete, das geht am besten aus der, von uns unten gegebenen, Analyse seiner Schriften hervor.

Folgendes wollen wir besonders hervorheben:

W. strebte, wie Röderer, dahin, dass nur gebildete Aerzte die Geburtshülfe ausüben sollten, dann erst würde die Wirksamkeit der jetzigen, welche eigentlich blosse „Handzwinger" seien, eine bessere werden.

Keiner hat genauer wie er die Wirkungen der einzelnen Medicamente und der speciellen Fälle, wann und in welcher Form sie den Gebärenden gegeben werden müssen, studirt. Für alle Zeiten massgebend sind seine Anwendungen des Opiums bei den krampfhaften Zuständen der Gebärmutter, die einzelnen Cautelen, welche er gibt, die Auswahl der verschiedenen Präparate, je nach der Form des Krampfs und der Constitution und der Idiosynkrasie der Gebärenden. So wird es mit der Erfahrung aller praktischen Geburtshelfer übereinstimmen, dass bei Krämpfen, welche von der Gebärmutter herrühren, das Opium in Pulverform mit einem kleinen Zusatze von Ipecacuanha nützlicher wirke, wenn dagegen die Krämpfe vom Gehirn ausgingen, die Tinctur mit dem Zusatz von Liq. corn. cerv. succ. besser helfe.

Die Krämpfe selbst stellt W. sich, hier unter dem Einflusse der Naturphilosophie stehend, unter der Form einer galvanischen Batterie vor.

Die Diagnostik der Geburtshülfe bereicherte er auf eine vielfache Weise. Bisher suchte man die Geburtsstadien bloss durch die innere Exploration zu erforschen. Es entsprach ganz der universellen Bildung und dem ethischen Sinne Wigand's, zuerst die äussere geburtshülfliche Semiotik wissenschaftlich zu begründen zu suchen. Dieselbe ist ebenso physikalisch als die innere explorative und steht gewissermassen noch über derselben, als bei dieser nur ein Sinn, bei jener mehrere in Activität treten. So führte er eine neue Art von Diagnostik zur Erkennung der Kindeslagen ein, die Profilaufnahme des Mutterleibes bei normalen Lagen; indem er bei diesen die Abweichungen angibt, welche sich bei abnormen Lagen ergeben, und jene genau von ihm geschildert werden, kann man schon hieraus einen Schluss auf die jedesmalige Lage machen. Er lehrte zuerst die diagnostischen Zeichen zur Erkennung einer noch vorhandenen Wasserblase, was in einzelnen Fällen oft sehr schwierig ist: „Wenn man beim Untersuchen stark mit dem Finger gegen den Kindestheil dringe und ein deutliches Knacken wahrnehme oder wenn sich während der Wehe eine ganz feine Hautfalte an der pars praevia infantilis entdecken lasse, so sei die Blase noch unversehrt". Er war der Erste, welcher eine eingehende Diagnostik der verschiedenen Arten von Wehen aufstellte. Er gibt die Zeichen an, durch welche man harte und weiche Kindsköpfe von einander unterscheiden könne, schilderte zuerst, wie die Längenachse der Gebärmutter eine nicht geringe Neigung nach der rechten Seite habe; die Symptome der Schwangerschaft in den ersten drei Monaten bestimmte er näher.

Wigand ist nicht bloss Entdecker der Wehengesetze, sondern auch des Einflusses der Witterung auf die Stärke und Schwäche der Wehen. Seine Wehengesetze und Physiologie der Geburt mögen noch im Einzelnen Verbesserungen bedürftig sein, im Ganzen hatte er die Normen richtig erkannt und festgestellt. Man könnte ihn desshalb den Hippokrates der Geburtshelfer nennen. Manches von ihm Angedeutete bedarf noch einer

weiteren Untersuchung, so z. B. seine Angabe über Geburtsschleim; es wäre wünschenswerth, hierüber chemische und mikroskopische Untersuchungen anzustellen, um festzusetzen, dass wirklich zwei verschiedene Species existiren.

Die „Stellwehen" und falschen „Drangwehen" wurden plastisch von ihm beschrieben; auch fand er zuerst, dass das Geburtsgeschäft schon vor dem Eintritt der Wehen beginne, dass jede regelmässige Wehe in dem unteren Segment des Uterus anfange und von diesem aus gegen den Grund sich fortpflanze. Die Lehre der Wehenschwäche, der Atonie des Uterus ist am gründlichsten von ihm bearbeitet worden. Bei Krampfwehen differenzirte er zuerst den Sitz, nämlich drei verschiedene Stellen des Uterus, und stellt danach trismus, strictura und spasmus uteri auf. Ebenso unterscheidet er zuerst zwischen Wehenkraft und Geburtsthätigkeit. Wie ein Maler von Cabinetsstücken erscheint er bei der Beschreibung der Wehen!

Hier tritt Einem so recht deutlich der Unterschied entgegen zwischen einem Geburtshelfer, der seine Erfahrungen bloss in einem Hospitale gesammelt, und dem fleissigen, unverdrossenen Privatarzte, der, statt seiner Assistenten und Hebammen, selbst ganze Nächte am Gebärbette gesessen hat. Von Stark in Jena, wie Wigand erzählt, lernte er die richtige Anwendung des Borax bei gewissen Arten Wehen. Hieraus geht deutlich hervor, wie sehr die Wirkung eines Mittels von der Form und den Umständen, unter denen es gegeben, abhängt. Auch hier zeigt er sich als denkender und individualisirender Künstler. Eingehend spricht er sich bei dieser Gelegenheit aus über die Wichtigkeit, ob man den Kranken die Arzneien warm oder kalt gebe; auch legt er sich die bedeutsame Frage vor, worin wohl der Grund liege, dass in den letzten Zeiten, so wenige neue specifische Mittel entdeckt worden seien. Wie wenig aber die einsichtsvollen Rathschläge Wigand's, hinsichtlich der Wahl der Mittel, die Natur der Wehen und die Constitution der Gebärenden zu berücksichtigen, in die allgemeine Praxis übergegangen sind, geht daraus hervor, dass der sonst so treffliche Kilian, welcher sich durch seine historische Bildung von den neueren Geburtshelfern auszeichnet, sagt: „Der Borax passt in allen Formen und Complicationen der Wehenschwäche und kann in jedem Geburtsstadium benützt werden" (Kilian's Geburtshülfe, II. S. 303).

Ganz neu und nach der Natur gezeichnet ist Wigand's Eintheilung der Geburtsstadien, bei welchen man sich bisher bloss um den Zustand der bewegenden Werkzeuge, statt um den bewegten Gegenstand selbst bekümmert hatte. „Wer wird nicht", sagt er, „zur Motivirung seiner Eintheilung, wenn er die Zeit wissen will, lieber gleich die Stelle auf dem Zifferblatte seiner Uhr, bis wohin der Zeiger vorgerückt ist, aufsuchen, als das Gehäuse öffnen, um aus dem Stande der Räder, der Uhrfeder u. s. w., welche hier die Bewegungswerkzeuge des Zeigers sind, dieses Verhältniss mühsam und doch nicht mit völliger Gewissheit auszumitteln?" „Bei mancher Erstgebärenden kann der Kopf schon die ganze Beckenhöhle ausfüllen und mit seiner Spitze dicht an dem Ausgange des Beckens liegen und dennoch ist der Muttermund noch so klein und dünn und gespannt, als wäre die Geburt noch im ersten Stadium begriffen. Wie soll man nun diesen Fall beurtheilen? Im ersten Stadium ist die Geburt hier nicht, weil unter den ernsthaftesten Wehen schon halbe und ganze Tage über dieselbe verlaufen sind und der Kopf dabei schon so tief in's Becken herabgedrückt ist. Im dritten Stadium ist die Geburt nach der älteren Bezeichnung auch nicht, weil der Muttermund noch so klein und gespannt und von einem Blasensprunge, einer Krönung des Kopfes u. dergl. noch gar nicht die Rede ist."

Hatte Saxtorph bereits auf die Schiefheit der Gebärmutter quoad figuram als mögliche Ursache der fehlerhaften Lage des Kindes hingedeutet,

Boër dies genauer bewiesen und gezeigt, wie letztere eine blosse Wirkung von jener sei, so bringt Wigand eine detaillirte Untersuchung dieses Gegenstandes und entwickelt die Gründe, auf welche sich diese Theorie stützt.

Die vier verschiedenen Gesichtslagen reducirte er auf zwei. Naegele folgte ihm hierin nach, ebenso mit den Steisslagen. Naegele der Sohn irrt, wenn er die Vereinfachung dieser Eintheilung seinem Vater zuschreibt, da lange vor letzterem Wigand ihm hierin vorgegangen. Am entschiedensten trat er für die Wendung auf einen Fuss ein und lieferte die überzeugendsten Gründe für ihre Vortrefflichkeit.

Die Wendung auf den Kopf brachte er in neue Aufnahme; ganz ihm eigen ist der Vorschlag derselben durch äussere Handgriffe und hat er auf's Genaueste die Fälle praecisirt, wo solche stattfinden könne; auch ist er dafür, dass letztere den Hebammen eingeübt werde, da die günstigste Zeit durch das Hinschicken zum Geburthelfer verloren gehe.

Bei der Extraction lehrte er die leichtere Herausbeförderung des Kopfs durch einen auf die Bauchdecken angebrachten äusserlichen Druck.

Ueber den Vorgang der Selbstwendung verbreitete er grosses Licht.

Mustergültige, ächt praktische Rathschläge ertheilte er über das Sprengen der Blase; auch machte er zuerst darauf anfmerksam, dass das „zu viele Fruchtwasser“ epidemisch auftreten könne.

W. führte eine neue Perforationsmethode ein. Doch wurde diese todtgeschwiegen, weil er kein Professor war. Sagt er doch selbst in seinem letzten Hauptwerke, er wolle noch einmal seinem, von Indignation und Wehmuth gleich stark gepressten Herzen vor aller Welt Luft machen, vielleicht dringe seine Stimme zum dritten Male endlich durch und er entreisse dem Tode wenigstens doch ein paar von den vielen unglücklichen Schlachtopfern, die ihm immer noch zugeführt werden.

Wenn man es ihm zum Vorwurfe machen könnte, das Kind bei seiner Methode zu tödten, um die Mutter am Leben zu erhalten, so antwortet er nicht bloss selbst darauf, sondern vertheidigt sich mit durchaus stichhaltigen Gründen. „Uebrigens freut es mich“, sagt er, „eine Menge der angesehensten und rechtschaffensten englischen Aerzte auf meiner Seite zu sehen, wenn ich behaupte, dass es eine moralische Ziererei und ganz falsch verstandene und kränkelnde Humanität sei, wenn man die nun einmal unglücklicher Weise ganz unumgängliche Perforation nicht so zeitig als nur immer möglich unternimmt, und durch das frühzeitige Tödten der Frucht die Mutter um so gewisser ausser aller Gefahr stellt.“

Zweifel erregen dürfte sein Rath, nach gemachter Perforation Alles der Natur zu überlassen, bis Fäulniss eintrete, wenigstens sollte er nicht für alle Fälle als Regel gelten.

So zart, fühlend und human Wigand ist, so sehr er überall, allen früheren Traditionen gegenüber, als Skeptiker sich zeigt, so sanguinisch erscheint er zuweilen bei einigen von ihm vorgeschlagenen Methoden. So dürfte sein neues Verfahren des Kaiserschnitts mit seiner sonstigen Natur im Widerspruche stehen, da es gar zu sehr nach Künstelei aussieht. Freilich kann nur die Erfahrung an der Hand der Statistik ein entscheidendes Urtheil liefern; a priori möchten wir zu bedenken geben, dass bei einer im Uterus zurückgelassenen Placenta wohl keine grössere Aussicht vorhanden ist, die Wunde per primam intentionem zu heilen, dass sicher aber die Gefahr besteht, durch spätere Nachwehen die Nachgeburt in den Bauch zu treiben, ferner Veranlassung zur Entzündung der Gebärmutter geben zu können, da es auf jeden Fall etwas Anderes ist, eine Nachgeburt in einem normalen oder aufgeschnittenen Uterus zurückzulassen.

Wenn die meisten damaligen Geburtshelfer lehrten, bei allen während

der Geburt entstehenden Blutflüssen sofort das accouchement forcé zu machen, so weicht W. von diesem Dogma dagegen insofern ab, als er es nicht unter allen Umständen anräth, sondern genau die einzelnen Fälle präcisirt. Die in Deutschland bei Wegnahme der Nachgeburt nie in Gebrauch gekommene Manipulation des verdienten, dänischen Geburtshelfers Saxtorph bringt er wieder in Erinnerung.

Entschieden erklärt er sich gegen das sofortige Reiben des Unterleibes gleich nach der Geburt zur Herausbeförderung der Nachgeburt, weil es Veranlassung zu Stricturen gebe.

Sein Verfahren, das Austreiben der Nachgeburt durch doppeltes Unterbinden zu beschleunigen, hat sich das Bürgerrecht in der ganzen Welt erworben, ohne dass der Name des Erfinders je dabei genannt wird. Obgleich er auf die dynamische Seite der Geburtshülfe das grösste Gewicht legte, so konnte ihn dies doch nicht zu Ausschreitungen auf Kosten des Mechanischen veranlassen. Es gehört mit zu seiner Grösse, jedem Dinge sein Recht zukommen zu lassen. Dass er im Principe dem Mechanischen nicht Feind ist, vielmehr genau zu unterscheiden weiss, wann und wo eine mechanische Behandlung statt einer bloss dynamischen eintreten müsse, beweist seine vortreffliche Abhandlung „über eine gewisse Art von Gebärmutterblutflüssen".

Seine neue Methode, bei placenta praevia einen, mit arabischem Gummi und Geigenharz bestreuten, Tampon in den Muttermund dicht an die schon gelöste Placenta zu bringen, nur bei fehlerhafter Lage dann später zur Wendung zu schreiten, bei normaler aber Alles der Natur zu überlassen, verdient auch heute noch desshalb alle Beachtung, weil er versichert, seit vielen Jahren weder Mutter noch Kind an ihr verloren zu baben.

Unter den geburtshülflichen Classikern vertritt W. in hervorragender Weise die prophylaktische Richtung; am schönsten zeigt er dies hinsichtlich der Rathschläge, welche er ertheilt, um der Atonie der Gebärmutter und der durch sie bedingten Blutflüsse vorzubeugen.

Wie sehr er sich aber von dem modernen geburtshülflichen Handwerker unterscheidet, zeigt seine Therapie bei den, aus eben dieser Ursache entstehenden Blutungen. Hier legt er keine anhaltenden Eisumschläge auf den Leib, sondern nur solche von secundenlanger Dauer, weil er auf die Nerven wirken will, macht lauwarme Einspritzungen, dagegen kalte Umschläge auf die Füsse, um mittelst des Consensus zu wirken.

Bei den nach der Geburt sich einstellenden Blutungen nimmt er nicht sofort die Nachgeburt weg, einmal aus Respect vor der Natur, anderntheils aus Humanität: er will der Mutter keine unnöthigen Schmerzen machen.

Wer kennt heute noch seinen, unten näher beschriebenen Handgriff, bei der incarcerirten Placenta in die Gebärmutter einzudringen?

Etwas zu weit geht er wohl mit dem Liegenlassen der Placenta in der Gebärmutter. Man muss die Gefahr der Septicämie doch auch berücksichtigen und an die moralische Einwirkung auf die Wöchnerin denken, wenn sie weiss, sie hat noch nicht ganz die Geburt überstanden. Auch lässt sich so etwas auf dem Lande wegen der weiten Entfernungen gar nicht durchführen, ebenso wenig in grossen Städten, wo dieselben beinahe ebenso lang sind als auf dem Lande.

Dagegen hat die von ihm inaugurirte Methode, die Placenta abzukneifen, statt abzuschälen viel für sich, und es wäre gut, wenn sie in grossen Hospitälern versucht würde.

Obgleich er der Erste ist, der den Rheumatismus der Gebärmutter beschrieb, so stand er doch bei seiner Bescheidenheit und Gerechtigkeitsliebe nicht an, die Ehre der ersten Entdeckung dieser Gebärmutterkrankheit und dieser Ursache von Geburtsverzögerung le Roi zuzuweisen, als er von

Naegele erfuhr, dass dieser ein, ihm bis dahin unbekanntes Buch über den Gebärmutterkatarrh geschrieben habe.

Die Klystiere wandte er zuerst als wehentreibendes Mittel an.

Den starken Druck gegen den Damm, um denselben vor Zerreissung zu sichern, verwirft er mit so klaren und überzeugenden Gründen, dass man sich wundern muss, wie er immer noch in der alten Weise geübt wird.

Die treffende Schilderung, welche er von den Ursachen so vieler todtgeborenen oder gleich nach der Geburt gestorbenen Kinder entwirft, möchte mutatis mutandis heute noch auf viele Städte und Landschaften passen, und es wäre Pflicht der Hygiene, dieselben so viel als möglich zu bekämpfen. Denn es handelt sich hier nicht bloss um einen humanen und ethischen Zweck, sondern um einen nationalökonomischen Factor von hoher Tragweite durch beständige Einbusse von Menschenleben und Nationalvermögen.

Man darf dreist behaupten, dass W. der Gründer der wissenschaftlichen Prognostik in der Geburtshülfe ist. Wenn die Prognose schon schwer ist, so ist sie in Bezug auf jede einzelne Geburt noch schwieriger, als die einer Krankheit, weil die Zahl der Factoren, mit denen man zu rechnen hat, eine grössere ist.

Gegen weissen Fluss empfiehlt er Beckenbäder von gerbstoffhaltigen und ähnlichen Mitteln. Verf. kann die Wirkung bestätigen, auch bei derjenigen Sterilität, welche auf einer allgemeinen Schlaffheit der Gebärorgane beruht und dazu führt, den Samen sofort abfliessen zu lassen.

In Bezug auf das Blutlassen bei Schwangern und Gebärenden gibt er goldene Regeln.

Um seinen therapeutischen Standpunkt zu begreifen und zu würdigen, muss man sich vergegenwärtigen, dass während seiner Thätigkeit drei medicinische Systeme, der Brownianismus, die Erregungstheorie und die Naturphilosophie sich die Herrschaft streitig machten. Nur formell steht er unter dem Einfluss der letzteren, daher seine Eintheilung der Krankheiten des Gebärorgans in Reproductions-, Irritabilitäts- und Sensibilitätskrankheiten. Aber am Krankenbette bewahrt er seine volle Unabhängigkeit und zeigt seine ganze Würde als Künstler, nützlich und hülfreich sich zu erweisen. Man findet daher in therapeutischer Beziehung nichts von Schule an ihm; er ist ebensoweit entfernt von Polypharmacie als Nihilismus. Als wahrer Künstler sucht er seine Mittel in der Diätetik, aber auch in der Apotheke. Doch hier versteht er es, sich zu beschränken und mit wenigen Mitteln viel auszurichten dadurch, dass er sie zur rechten Zeit und am rechten Orte gebraucht. Stets aber hat er sein ganzes Augenmerk auf das Individualisiren gerichtet und greift als gewiegter Meister der Kunst nie eher mit Mitteln der Apotheke ein, bevor er sich nicht vergewissert hat, welche Winke in dem einzelnen Falle die Natur ihm gibt. Diese zu erspähen und sie dann schon zu finden, wo sie blöden Augen noch entgehen, lässt er seine ganze Sorge sein.

Bei der Gewissenhaftigkeit und mathematischen Genauigkeit, mit der er seine Beobachtungen anstellte, konnte ihm nicht die gewöhnliche, schablonenmässige, mit halben Sinnen und einem Zehntel Verstande angestellte Art und Weise der meisten Praktiker entgehen und er durfte mit vollem Rechte den für alle Zeiten gültigen Ausspruch thun: „Sind nicht die meisten Beobachtungen und sogenannten Erfahrungen, welche unsere, zum Theil sehr jungen, Gelehrten bekannt machen, von der Art, dass man ihnen beim ersten Blick einen gewissen Witz und Scharfsinn, aber auch den schlimmen Umstand mit ansieht, dass nur die eine Hälfte davon am Krankenbette, die andere Hälfte aber am Studirtische gemacht ist. Wie viele von den neuen und neuesten Beobachtungen kann man wohl aufweisen, die uns die Natur

so getreu und ohne alle Zustimmung von Brownianismus, Erregungstheorie und Naturphilosophie darstellen, wie wir dies in den Krankheitsgeschichten eines Stoll, Hoffmann, Pringle, Schröder und Anderer finden." Diese Worte bestätigen gleichfalls, warum er in vollem Selbstbewusstsein den damaligen Modesystemen Widerstand leistete.

Sein grosses Glück in der inneren Praxis beruhte wesentlich mit darauf, dass er nie versäumte, in jedem einzelnen Falle, über die nächsten Ursachen und Gelegenheitsursachen sich Klarheit zu verschaffen. Dies war die Regulative seiner Therapie; er verfuhr exspectativ, wenn ihm dies nicht gelungen.

An einem anderen Orte stellt er die „natürliche Medicin" in eine gleiche Kategorie mit dem „natürlichen Rechte" und der „natürlichen Religion". Musste es ihm nicht auch in die Augen fallen, dass in Deutschland am wenigsten von der natürlichen Medicin existire, dass wir in dem Vaterland der Träumer und Denker meistens nur Schul- und Universitätsmedicin haben?

Eine neue, bis dahin unbekannte, wenigstens nicht beobachtete Kinderkrankheit wurde zuerst von ihm beschrieben.

Als Wichmann seine neue Theorie der Nichtexistenz der dentitio difficilis als besonderer Krankheit aufstellte, erklärten sich die meisten Aerzte für ihn. Als erfahrener Kinderarzt fühlte auch Wigand sich berufen, seine Stimme in dieser wichtigen Angelegenheit abzugeben. Seine Worte legen Zeugniss ab von der Schärfe, mit der er alle Processe auffasste und zerlegte, und werden in therapeutischer Beziehung für alle Zeiten als Richtschnur und Wegweiser dienen.

Auch als einen genauen und hellblickenden Epidemiologen zeigte er sich in seiner prägnanten Schilderung der Masernepidemie von 1796. Wie er es verstand, seine Therapie dem herrschenden Genius epidemicus anzubequemen, wie ächt künstlerisch er nach den einzelnen Stadien der Krankheit selbst und der Epidemie verschieden verfuhr, wie die von ihm angewandten arzneilichen Mittel immer nur die Naturheilbestrebungen unterstützten, welchen Scharfsinn er besass, in jedem einzelnen Falle dies zu eruiren, davon gibt seine Schilderung ein lehrreiches Beispiel.

Selbstredend sind viele seiner Vorschläge noch einer weiteren Ausbildung und Verbesserung fähig.

Auch muss man sich nicht wundern, wenn er in einigen Punkten seiner Zeit den Tribut zahlte. Wir wollen nichts darüber sagen, dass er den Lenhardt'schen Gesundheitstrank empfahl, denn darüber hat er sich selber gerechtfertigt.

So kam er nie dazu, die Geburtsstühle in der Praxis ganz zu verwerfen, dafür lebte er in Hamburg. Er glaubte in diesem Punkte weit genug gegangen zu sein, wenn er folgenden Ausspruch that: „Man schiebe den Augenblick, wo die Gebärende, wenn sie in einem Gebährstuhle entbunden sein will, so lange als möglich auf und übereile sich nicht dabei. Es kann unter solchen Umständen der Kreissenden nicht zum Troste und zur Beruhigung gereichen, wenn, während dass sie im Stuhle sitzt und der baldigen Entleerung ihrer Bürde zuversichtlich entgegensieht, die Wehen wieder schwächer und seltner werden und sie sich am Ende wieder bequemen muss, in ihr Bett zurückzugehen. Auch kann dieses ewige Hin- und Herwandern aus dem Bette in den Geburtsstuhl und aus diesem in jenes kein ganz sonderliches Zutrauen zu der Erfahrung und prognostischen Fertigkeit des Geburtshelfers erwecken und pflegt gar oft die Veranlassung zu werden, dass man anderswo Hülfe sucht und auf die Anwendung der Zange dringt."

Charakteristisch für den Einfluss der Zeit auf Wigand ist, dass, obgleich eine seiner Thesen zur Doctorpromotion lautete: „Pelvimensores in arte obstetricia fere nullum habent usum," er später doch einen neuen Beckenmesser erfand.

Schliesslich nur noch einige andeutende Worte, welche als Grundlage einer Parallele zwischen Boër und Wigand dienen mögen.

Ersterer war ohne Zweifel von Natur genialer angelegt und mit glänzenderen Talenten ausgestattet. Zu seinen Reformideen wurde er aber vorzüglich durch seine Reisen, namentlich seinen Aufenthalt in England veranlasst. Dann aber gingen sie fix und fertig auf einmal, wie die Minerva aus dem Haupte des Jupiter, hervor.

Wigand war kein Genie, aber ein Talent, das durch immensen und stetigen Fleiss an die Grenze des Genius streift; auch war er weit fleissiger als Boër, übertraf ihn auch an Gelehrsamkeit, wenn er freilich ein nicht solch' classisches Latein schrieb wie jener. Seine Ideen verdankte er aber keiner andern äusseren Veranlassung, als der vorurtheilsfreien, naturgetreuen Beobachtung der Natur und höchst mühseligen, durch viele schlaflose Nächte erworbenen eignen, ganz selbstständigen Erfahrungen. Desshalb war Wigand bis zu seinem Tode ein stetig werdender, er entwickelte sich langsam, wie die deutsche Eiche aus einer kleinen Frucht und aus zarten Keimen zu einem mächtigen Baume emporwächst. Die Ideen, welche er für recht erkannt, machte er zu seiner Lebensaufgabe, er trug sie fortwährend mit sich herum, bildete sie weiter aus. Das erkennt man am deutlichsten, wenn man seine zuerst veröffentlichten Abhandlungen mit der späteren Bearbeitung über denselben Gegenstand in seinem Hauptwerke vergleicht. Auch bei seinen übrigen Schriften, welche chronologisch studirt werden müssen, erhält man stets den Eindruck des immer mehr und allmählich sich vervollkommnenden Arztes und Geburtshelfers. Ein Beispiel möge dies illustriren; er begann die ärztliche Laufbahn als Accoucheur mit dem damals noch allgemein üblichen Stuhl; als er weitere Fortschritte machte, brachte er Sitzbretter daran an, später ging er zu einem besonders von ihm erfundenen Geburtslager über, um in der letzten Zeit seines Lebens das gewöhnliche Bett zum Gebären für genügend zu finden.

Boër verwarf gleich anfangs den Gebärstuhl und schaffte ihn auch sofort für's Hospital ab.

Als beide an die Oeffentlichkeit traten, herrschte noch die von Stein dem Aelteren protegirte französische Schule vor. In dem Erkennen der Bedeutung der natürlichen Kräfte bei dem Gebärgeschäfte waren beide gleich hervorragend; Boër beruhigte sich aber mehr mit dem allgemeinen Principe, während Wigand in die Gründe und Ursachen desselben einzudringen suchte.

Man muss sich desshalb nicht über den Ausspruch Wigand's wundern, wenn er meinte, dass selbst in der Schule von Boër das Zutrauen zu der Natur und dem Gebärorgan nur gering sein konnte, weil er die Gesetze und Regeln nicht kannte, nach welchen die ungestört sich selbst überlassene Natur in diesen und jenen Fällen zu verfahren pflegt. Mit grosser Wahrheitsliebe gesteht er, im Anfange seiner Praxis, keine Idee von den dynamischen Verhältnissen gehabt zu haben.

Bei Boër ist zu bewundern, wie er als Vorstand einer grossen Gebäranstalt ein Reformator wurde. Denn die Mehrzahl der Directoren geht ebenso an dem Massenmaterial zu Grunde, wie die blossen Hospitalärzte, welche bloss Hospitalpraxis treiben. Letztere führt in der Regel zur fabrikmässigen Ausübung der Kunst. Die Gefahr, bloss mechanisch und nach der Schablone Alles zu betreiben, ist eine Scylla, an welcher die meisten

scheitern. Eine sorgfältig angestellte Beobachtung eines Privatarztes hat weit mehr Werth als hundert von Hospitalärzten.

Wigand reifte in der weit mühseligeren und schwereren Privatpraxis zum grossen Reformator heran. Hierdurch erklärt sich, dass er in seinen Schriften weit complicirtere Verhältnisse erörtert, welche einmal in einem Gebärhause nicht vorkommen, anderntheils dort nicht beachtet werden, weil nicht der Director selbst, sondern die Hebammen und Assistenten die Entbindung meist vollziehen. Wigand's Schriften sollten desshalb in der Bibliothek keines Arztes fehlen, weil er selbst in verzweifelten Fällen Rath ertheilt und Hülfe gewährt, wo alle anderen Bücher im Stiche lassen, zo z. B. seine Rathschläge, was man thun solle, wenn andere Collegen schon bei vorliegenden Schultern Wendungsversuche gemacht haben.

Bei vielen einzelnen Reformen ist es unmöglich zu entscheiden, ob Boër oder Wigand die Priorität gebühre. Beide standen offenbar unter einem gegenseitigen Einflusse.

Insofern unterscheidet sich Wigand von Boër, als ersterer noch Hülfe von Arzneimitteln erwartet, welche nach letzterem durch die Natur selbst zu leisten ist.

Bei manchen Dingen denkt man unwillkürlich an die Xenien von Goethe und Schiller, von denen man nicht weiss, wer ihr Verfasser ist.

Mit Boër ist er z. B. damit einverstanden, nach verrichteter Wendung Alles der Natur zu überlassen, aber er geht weiter als er: er erfindet ein neues milderes Verfahren: die Wendung durch äussere Manipulationen.

Wenn er in einigen Gegenständen letzteren übertrifft, so ist er in anderen Reformen nicht so radical. Während z. B. Boër die Geburtsstühle ganz verwirft, duldet Wigand sie nicht bloss, sondern erfindet noch besondere Geburtsbetten.

In dem Leben und Wirken beider Männer liegt etwas Tragisches. Durch eine unglückliche Entbindung bei einer hochgestellten Person versperrte man B. für sein ganzes Leben den Weg zur besseren Privatclientschaft und er musste sich mit der Hospitalpraxis begnügen, dagegen wurde er ein beliebter Lehrer für ganz Europa, man kann sagen für die ganze Welt, und hatte das Glück, wenige, aber vortreffliche Schüler zu bilden, welche in die Fussstapfen ihres Meisters traten, ein hohes Alter zu erreichen und am Abend seines Lebens den Triumph seiner reformatorischen Bestrebungen zu erleben, die von ihm ausgestreute Saat nicht bloss aufgehen, sondern Früchte tragen zu sehen.

Wigand hatte umgekehrt einen grossen Erfolg in der Privatpraxis. Weil er aber nicht Professor war und die journalistische Thätigkeit sich mit seiner grossen Praxis nicht vertrug, so konnte er keine Propaganda für seine Ideen machen und an vielen Stellen seiner Schriften bricht der Missmuth darüber hervor, dass seine Worte wie die Stimme eines Predigers in der Wüste verhallen, und macht er seiner melancholischen Stimmung und seinem gepressten Herzen Luft. So viel Vertrauen seine Mitbürger ihm schenkten, so wenig Einfluss hatte er bei den Aerzten Deutschlands. In seinem ganzen Leben und Wirken liegt gleichfalls etwas Tragisches. War er doch in des Wortes höchster Bedeutung ein Märtyrer. Es ist aber immer leichter, ein Märtyrerthum zu tragen, wenn man einsieht, dass man durch dasselbe Nutzen schafft. Diese Einsicht konnte Wigand aber nicht gewinnen. Seine Reformen wurden, wenn auch nicht gänzlich todtgeschwiegen, doch ignorirt.

Während Boër schon während seines Lebens mehrere Auflagen seiner Schriften erlebte, erschien von Wigand's Hauptwerke die zweite erst 22 Jahre nach dessen Tode. Die Boër'schen Ideen machten in kurzer Zeit die Runde

durch die ganze Welt, weil er seine sieben Bücher selbst in's Lateinische übersetzt hatte. Sollte die Frage discutirt werden, welcher von beiden Männern grössere Verdienste um die Reform der Entbindungskunst sich erworben oder welcher von ihnen der grösste, so möchte diese Frage ebenso schwer zu beantworten sein, als die längst aufgeworfene, ob Goethe oder Schiller bedeutender als Dichter wäre.

Freuen wir uns vielmehr, dass wir zwei so ausgezeichnete Männer besitzen und dass gerade in Deutschland als in dem Lande, in welchem die Frauen seit Alters am meisten geachtet waren, die Reformation der Geburtshülfe ihre Wiege finden sollte. Denn ein grösserer Tribut der Anerkennung konnte dem weiblichen Geschlechte nie gebracht werden, als die Geburtshülfe wieder natürlich und menschlich zu machen!

Geschichte.

Obgleich W. Reformator war, so zeigte er doch einen tiefen historischen Sinn. Gerade seine historischen Studien in Verbindung mit seiner genauen Beobachtung der Natur befähigten ihn, offene Sinne für die Krebsschäden seiner Wissenschaft zu haben und Besseres an deren Stelle vorzuschlagen oder zu setzen.

In seinem Werke „meine Reise von Hamburg über Berlin, Leipzig nach Heidelberg“, in dem er die Motive darlegt, welche ihn dazu trieben, seine Praxis in Hamburg niederzulegen, sind sehr werthvolle Beiträge zur medicinischen Culturgeschichte der damaligen Zeit niedergelegt.

Sein treffendes Urtheil über die derzeitigen medicinischen Koryphäen, welche er auf seiner Reise kennen gelernt hatte, beweist, wie sehr er den Geist der Geschichte der Medicin in sich aufgenommen hatte. Denn medicinische Zeitgenossen richtig zu beurtheilen, sine ira et studio zu würdigen, ist ohne Kenntniss der Vergangenheit der Medicin eine reine Unmöglichkeit.

So erfahren wir, dass seine beiden Freunde in Berlin, Dr. Meyer und Professor Reich, nach sehr vielen chronischen Durchfällen das S. romanum in den Leichen mit sehr dicken faecibus gefüllt gefunden, so dass also in diesen Fällen der Mastdarm allein den Durchfall gemacht zu haben scheint, eine wichtige Entdeckung, durch welche unsere gewöhnliche Methode, mit Opium, Columbo, Simaruba, Alaun, Kino von oben herab den Durchfall zu hemmen, sehr beschränkt und unsere Aufmerksamkeit mehr auf das eigenthümliche örtliche Leiden des Mastdarmes und die Behandlung desselben durch örtliche Mittel hingeleitet wurde, dass sie bei der tabes dorsalis die medulla oblongata so dünn wie einen irdenen Pfeifenstiel gefunden und mehrere Knöchelchen in der das Mark umgebenden Arachnoidea angetroffen. Reich, der am ansteckenden Typhus sehr schwer darniedergelegen und bereits im höchsten Stupor sich befunden, sei dadurch wieder hergestellt, dass Heim den Kranken mitten oben auf dem Scheitel mit einem glühenden Eisen brennen liess. Reich soll 2400 Fälle von Typhus und Gehirnentzündungen behandelt und mehr als 200 Leichenöffnungen hieran gemacht haben. Die meisten seiner Kranken hat er mit kaltem Wasser begiessen oder waschen lassen. Nur 3 Mal hat er unter diesen 200 Sectionen eine entschiedene Gehirnentzündung gesehen. Er theilt dann die Reich'schen Ansichten über den Typhus mit, und erzählt hierauf sein Zusammentreffen mit Hufeland.

„Eine Aeusserung Hufeland's war mir nicht minder angenehm; er will nämlich in einem der nächsten Stücke seines Journals bei den Aerzten und Chirurgen darauf antragen, dass wir die neue pharmaceutische Nomenclatur für unsere Arzneimittel aufgeben und wieder zu der älteren zurückkehren. Die Gründe, womit er diesen Antrag unterstützen wird, sind ebenso wahr als bedeutend. Einmal,

sagte er mir, gehört die Wissenschaft und Kunst nicht bloss Einem Lande, Einem Volke, Einer Nation, sondern der ganzen Welt an, sie muss also auch zugänglich und verständlich sein für die ganze Welt. Zweitens begehen wir mit der neuen Nomenclatur eine Unartigkeit, ja selbst eine Ungerechtigkeit, einen sträflichen Raub an den älteren, berühmten Männern unseres Faches, denen das Bischen literarischer Ehre und das Fortleben ihres Namens unter den Nachkommen oft der letzte und einzige Lohn geworden ist für alle die Mühen und Anstrengungen ihres langen und arbeitsamen Lebens."

„Bei Erwähnung des nun auch in Berlin von Wolfart errichteten magnetischen Baguets, befürchtete Hufeland, dass am Ende wohl gar die Polizei sich werde in die Sache mischen müssen, um allen den möglichen, und gewiss gegen des redlichen Wolfart's Absicht und Willen daher entspringenden Nachbildungen und Nervenimpressionen vorzubeugen. So nothwendig nun auch hier, um ein ähnliches Unglück, wie das in der Charité, abzuwenden, die ernsthaften Massregeln sein mögen, so muss ich doch den Staatsrath Hufeland, wie jeden andern Berliner Arzt von Gewicht und Einfluss beschwören, dass er doch um Gotteswillen hiebei nichts, durchaus gar nichts durch die Polizei geschehen lasse. Sollen wir Aerzte selbst kommen und uns Aerzten selbst gleichsam das Handwerk legen durch Polizeiknechte? Können wir unseren Stand, unseren Zweck, unsere Mittel tiefer erniedrigen, als auf diese Art? Und haben wir die Kohlsuppen noch nicht satt, die man, wie in einem bösen Rausche, dem guten Horn und anderen eingebrockt hat? (Bezieht sich auf die von dem Dr. Kohlrausch gegen Ernst Horn angestrengte Criminaluntersuchung). Gott bewahre uns doch vor dem Greuel, dass wir jemals die Sache der höheren Kunst sollten können zur Sache der niederen Polizei machen wollen! Also lieber jedes andere Mittel versucht, als dieses."

Ueber Wolfart äussert er sich folgendermassen:

„Und nun die paar Worte über Wolfart und dessen Aeusseres, welches, wie ich in einem anderen Werke zu beweisen gedenke, gewiss den grössten Antheil hat an seinen magnetischen Curen. Wolfart ist zwar nur klein von Person, aber sehr regelmässig gebaut. und von einer leichten gefälligen Tournüre. Dabei hat er sehr feine Manieren, ohne Pedant zu sein, und geht immer auffallend reinlich in der Wäsche, ohne zu prunken. Ueber sein ganzes Wesen und Betragen ist eine gewisse Ruhe, Sanftheit, Leutseligkeit und ein ganz eigener freundlicher Ernst verbreitet, wodurch er Jedermann und ganz vorzüglich die Weiber sehr anziehen muss. Sein kluges, sprechendes Auge übt einen melancholisch forschenden und doch feurigen Blick, und seine leise Stimme, zwischen zwei Reihen schöner Zähne durchschlüpfen, ist eine der angenehmsten, welche ich jemals gehört habe. Dabei spricht er langsam und gewählt, ist sehr aufmerksam auf die leisesten Wünsche seiner Kranken, sehr geduldig und sanft bei ihren üblen Launen und ungemein zart und liebevoll bei den nöthigen Zurechtweisungen. Zu allen diesen herrlichen Naturanlagen kommt nun noch der ganz eigene, zarte, ich möchte wohl sagen, heilige Schimmer von Religiosität, Mysticismus und Schwärmerei, welcher durch sein langes und glaubensvolles, magnetisches Treiben und Wirken erzeugt, sich jetzt über sein ganzes Wesen gelegt hat. Wer Wolfart zum erstenmal an dem Baguet unter den Kranken umherwandeln sieht, hält ihn für ein begeistertes Wesen. Und alles dieses ist nicht Kunst, sondern ächte, reine, wahre Natur. Wolfart affectirt nicht, und mein Leben will ich davor setzen, dass er das alles wirklich ist und wirklich glaubt, was er scheint, und was er sagt. Möge desshalb über kurz oder lang die grosse Entscheidung über den animalischen Magnetismus ausfallen, wie sie wolle, ich würde im schlimmsten Falle den guten Wolfart zwar bedauern, aber darum nicht weniger achten. — So viel muss ich aber gestehen, dass mich manches in den Unterredungen mit diesem liebenswürdigen, angenehmen Schwärmer ganz ungemein angezogen hat und vor allem die schöne, heilige, religiöse Ansicht, welche auch er von der Geburt des Menschen und dem Wirken und Helfen des Arztes dabei, in seiner Seele trägt."

Er spricht dann über den Professer Ribke, damals den geachtesten und erfahrensten Geburtshelfer Berlins, über Dr. Kothe, später berühmt geworden durch das Spottgedicht der Studenten, welches wir unter Dieffenbach anführen wollen.

Von Horn sagt er: „Es ist ein überaus fleissiger, thätiger, arbeitsamer, für sein Institut warm und kräftig strebender Mann und desshalb ein wahrer Schatz

für die Charité. Er lebt so ganz, so allein seiner Kunst und dieser schönen grossen Anstalt, dass er nun auch alle gesellschaftigen Verbindungen in der Stadt, die gelehrten ausgenommen, gänzlich aufgegeben hat. Man sieht aber auch die Folgen davon zu deutlich. Es herrscht eine Ordnung und eine Reinlichkeit in der Charité, die nichts zu wünschen übrig lässt. Auch trifft man darin schon auf Heilanstalten, an welche man anderswo noch gar nicht gedacht hat, wie z. B. Douche- und Dampfbäder für den ganzen Körper, wie für einzelne Theile desselben. Kurz, die Charité-Krankenanstalt ist jetzt unstreitig eine der musterhaftesten ihrer Art, und Hofrath Horn trägt den Ruhm, sie zu dieser Würde emporgehoben zu haben."

Ueber Rudolphi wird nachstehendes Urtheil gefällt:

„Alles was ich von ihm gesehen und gehört habe, beweist zur Genüge, dass er ein grosser verdienstvoller Mann in seinem Fache und eine wahre Zierde unseres deutschen Athens ist. Besonders hat mir an ihm gefallen, wie er in Gesellschaften den Herrn Professor ablegt und, sich und seine Verdienste vergessend, bloss dem Vergnügen seiner Mitgesellschafter lebt. Gewiss kann er auch von dieser Seite manchem seiner steifen und pedantischen Collegen als ein schönes Vorbild eines schlanken deutschen Sinnes aufgestellt werden. Uebrigens scheint Herr Prof. Rudolphi ein nicht bloss erklärter, sondern auch erklärender denkender Gegner der Sache Wolfart's zu sein und wenig von der Heilung auf magnetischem Wege zu erwarten".

Krukenberg wird folgendermassen charakterisirt:

„Er ist ein genialischer, mit Kenntnissen aller Art vollgepresster Kopf und ein Mann von seltner Reinheit und Wahrheit des Charakters. Er gehört noch zu den umherwandernden Aerzten, die sich noch das Plätzchen suchen, wo sie sich ansiedeln wollen. Seine Wünsche und Ansichten gehen, so billig als möglich, auf einen akademischen Lehrstuhl los; und Glück derjenigen Universität, welche noch einen Sitz offen hat für diesen talentvollen jungen Mann. In Kurzem wird er eine Tochter des verewigten Reil's, die jetzt in Halle lebt, heirathen. Möge dann die Reil'sche Liebe ihn so glücklich machen, als der in und über ihm waltende Reil'sche Geist ihn mir achtungswürdig gemacht hat."

Nachdem er dann Grashoff, den Vorsteher der Taubstummenanstalt, charakterisirt, schildert er den Eindruck, den sein Freund Heim auf ihn gemacht hat. „Wie soll ich" es, sagt er, „anfangen, diesen seltenen und vortrefflichen Menschen, auch gross und würdig genug zu schildern? Und darf der Pinsel eines schlechten, alltäglichen Malers es wagen, die Pracht der hellleuchtenden Sonne des Himmels auf seiner kalten, todten Leinwand darzustellen? Und kann es der blossen innigen Liebe und Freundschaft allein wohl möglich werden, die Tugenden und Verdienste des verehrtesten Mannes zart, und doch auch treu und lebendig genug, vor den Augen der Welt zu entwickeln? In magnis voluisse sat est! Heim ist ein achtundsechzigjähriger bewundernswürdiger Jüngling!! In diesen 6 Worten liegt seiner ganze Charakteristik. Die 68 Jahre deuten auf seine Erfahrung, seine Vollendung als Künstler; in dem Bewundernswürdigen liegt das Zeugniss seiner herrlichen Talente, Anlagen und Fertigkeiten und das einzige Wort „Jüngling" erinnert so schön an seine Tugend, seine Herzensgüte, seine Unschuld und Fröhlichkeit, an seinen heimisch kindlichen Sinn und alle die Blüthen einer noch rüstig dastehenden Manneskraft. Heim ist der frischeste gesundeste Mann von 68 Jahren, den ich je gesehen habe. Es herrscht noch eine Lebendigkeit in ihm, eine Beweglichkeit, eine Lust alles Schnelle und Rasche mitzumachen, wie man sie nur bei den kräftigsten Jünglingen findet. Die dreiviertel Meilen von Berlin nach Charlottenburg in Einer Stunde hin- und herreiten und während dessen noch in Charlottenburg eine und zwei Visiten machen, dies und ähnliche Dinge sind ihm ein Spass. Sich jetzt noch mitten im Winter in Seen oder Flüssen zu baden, so dass er vor Kälte erstarrt, ist ihm eine Wollust. Und so ist Heim's ganze Lebensart nichts als eine ewige Abhärtungsmethode. Seinen Rumpf bedeckt er im Winter nicht anders wie im Sommer und nur mit einem Hemde, einer dünnen Weste und einem leichten Frack. Von dem Einnähen in Wolle und allen den pelzigten Ueberzügen unserer Pygmäenwelt, weiss er nichts. Auch seinen Kopf bedeckt er so schlecht als möglich, weil er ihn gar nicht bedeckt und fast immer ohne Hut geht. „Nur dann, wenn ich zum Könige, oder zur alten Prinzessin Ferdinand gehe", so sagte er mir einmal, „pflege ich wohl den Hut mitzunehmen." Was nun den eigentlichen inneren Menschen in Heim betrifft, so ist er der offenste,

jovialste und menschenfreundlichste Mann. Eins muss ich hier herausheben aus dem Vielen, weil es so einzig, so selten und so gross ist, dass nur Wenige von selbst darauf fallen werden. Es ist die Art, wie er sich gegen seine Collegen und besonders gegen die jüngeren, angehenden Aerzte benimmt. Er ist nicht nur ihr Freund, ihr Bruder, sondern auch ihr wohlwollender Vater, der sie mit Liebe, mit Schonung und mit einer Feinheit behandelt, die man von dem übrigens durchaus geraden Heim kaum erwarten sollte. Er consultirt mit Jedem, wann und so oft es verlangt wird; er nimmt nie ein Haus oder einen Kranken an, bei welchem er vorher mit einem jüngern Arzt conferirt hat; ist dem jungen Arzt ein Bock arrivirt, so lässt er auch kein sterbendes Wörtchen davon am Krankenbette oder im Publicum merken, nimmt aber wohl, wo sich's der Mühe verlohnt, den Herrn Stolpertus unter vier Augen dergestalt vor, dass demselben die Augen voll Wasser laufen müssen, und er segnend die strafende Hand zu küssen bereit ist."

V. bespricht dann ausführlich die hohen wissenschaftlichen Verdienste Heim's.

In ähnlicher Weise werden dann Jörg, der Anatom Rosenmüller in Leipzig, Succow und Gruner in Jena, Brünninghaussen in Würzburg kritisirt. Bei letzterem dessen Methode, die Nachgeburt sofort nach der Geburt wezunehmen, scharf getadelt.

In der Schrift: „Ein Wort an Gattinnen und Mütter über das zu schnelle Wegnehmen der Nachgeburt, Hamburg bei Aug. Campe 1801", setzt er durch die historische Methode den Frauen auseinander, wie schädlich das damals allgemein geübte Wegnehmen der Nachgeburt sei. Zu diesem Zwecke citirt er von Hippokrates bis auf seine Zeit die Aussprüche aller berühmten Aerzte und Geburtshelfer über diesen Punkt, die alle darin übereinstimmen, dass das sofortige Wegnehmen ein höchst gefährlicher, von schlimmen Folgen oft begleiteter, Eingriff sei.

In den „Erinnerungen an die Königlich Preussische und Churbrandenburgische Hof-Wehemutter, Siegmundin" (1808) sagt er:

„Es wäre nicht gut, wenn wir Geburtshelfer bei der Bekanntschaft mit den neueren geburtshülflichen Schriften das Studium der ältern Hebärzte und Hebammen und ihre Werke gänzlich vernachlässigten. Es liegt in der That in vielen älteren Schriften ein Schatz von Beobachtungen und Erfahrungen, die wir gewiss auch noch für unsere Zeiten benützen können und desswegen nicht so leichtsinnig an die Seite stellen sollten. Unsere lieben Alten beobachteten ebenso gut und scharf als wir und beobachteten vielleicht reiner, unbefangener, weil sie nur die Natur suchen und nicht ihre Systeme".

„Zu den bessern Beobachtern gehört gewiss auch die von vielen Geburtshelfern fast gar nicht gekannte Siegmundin. Ich habe in diesem Buche so manches Wahre und Praktisch-Brauchbare gefunden, von dem uns die neuere Geburstshülfe wenig oder gar nichts sagt, — ich habe Winke darin entdeckt, die von unserm weit vorgeschrittenen Zeitalter gehörig aufgefasst und ausgearbeitet, zu grossen Resultaten führen müssen, zum Theil schon geführt haben. Schon die Siegmundin hat beobachtet, dass die subtilsten Frauen die leichtesten, die stärksten Frauen gewöhnlich die allerschwersten Geburten haben, ein Erfahrungssatz, auf den besonders die angehenden praktischen Geburtshelfer bei ihrer Prognose mehr achten sollten, als es von den meisten geschieht."

„So gibt auch schon die Siegmundin ein geschicktes Streichen und Angreifen und Reiben des Muttermundes als ein sehr hülfreiches Mittel gegen die krampfigten Zusammenziehungen desselben an. Merkwürdig ist der Rath, den sie bei dieser Gelegenheit den Hebammen in folgender Stelle gibt: „Bei dieser Hülfe musst Du Dich auch nach dem Häutchen, welches das Kind und Wasser umschleusst, richten, wo es hindringet; da es denn gar leicht in den Muttermund einzulenken ist, wonach man das Lager der Kreissenden einrichten muss. Der Kopf des Kindes geht eben dem Wasser nach." Welch' ein wahrer Satz und welch' eine goldene Regel, durch deren Befolgung gewiss so manche Geburt minder schmerzhaft und langwierig gemacht werden könnte. Wie viele mögen aber wohl diejenigen sein, die diese Regel befolgen und schon zu Anfang einer Geburt sich die dabei nöthige Mühe geben?"

„Weiter bemerkt die Verf.: „Wenn der Kopf des Kindes noch nicht in den inneren Muttermund und Mutterhals gleich eingedrungen ist, so kann mit gutem

Gewissen keine Wehemutter treiben, weil gar leicht bei solchem frühen Treiben, wenn die Kinder mit den Köpfen noch nicht fest und gleich inne stehen, sie durch und bei dem starken Zwang des unzeitigen Treibens sich krumm und schief rücken, wo nicht gar verwenden können, sonderlich, wenn das Wasser noch stehet und sie Platz dazu haben.“ Wie richtig und wahr! Arm- und Schultergeburten würden gewiss weit seltner vorkommen, wenn nicht durch dieses zu frühzeitige Treiben mancher unwissenden Hebamme das Kind mit seinem anfänglich etwas schief stehenden Kopf gar leicht ausgewendet werden könnte. Hebammenlehrer können desshalb ihren Schülerinnen diese Siegmund'sche Regel nicht oft und tief genug einprägen.“

„Ferner gibt die Verf. den Rath, dass man bei langsamen und schweren Geburten die Kreissende ihre Wehen nicht in einer und derselben Lage und Stellung des Körpers verarbeiten lassen, sondern es bald mit dem Gehen, bald mit dem Stehen probiren soll, um zu erfahren, in welcher Stellung die Wehen am besten gehen“. Wie vernünftig ist nicht auch dieses Verfahren und wie viel trägt es nicht zur Erleichterung der Geburt überhaupt und vorzüglich dazu bei, dass die Kreissenden, selbst bei der langwierigsten Arbeit, nicht leicht ermüden und bis zum letzten Stadium der Geburt immer noch Kräfte genug übrig behalten. Desswegen ziehe ich auch jetzt ein mittelmässiges Geburtslager dem besten, bequemsten Geburtsstuhle vor, in welchem die Kreissende ihre Stellung nicht so ganz nach Bedürfniss und Gefallen abändern kann.“

„Indem von der Wendung die Rede ist, sagt die Verf.: „Ohne die Wehen zeuch die Füsse nicht, denn es hilft nichts und schadet dem Kinde.“ Sie will also durchaus, wie sie sich darüber auch an einer anderen Stelle bestimmter erklärt, dass man, wenn man bei der Wendung die Füsse gesucht und in's Becken herabgeleitet hat, nicht eher an dem Kinde ziehen soll, als bis man durch kräftige Zusammenziehungen des Uterus in dieser Operation unterstützt wird. Eine goldene Regel die allen Geburtshelfern bekannt sein sollte, an die ich aber doch wohl manchen kühnen und voreiligeu jungen Mann bei dieser Gelegenheit noch einmal wieder erinnern möchte, mit der, auf die vielfältigste Erfahrung gegründeten Versicherung, dass man von diesem Abwarten und wenn es auch noch so lange dauert, schlechterdings weder für die Mutter, noch für das Kind jemals irgend einen Nachtheil zu befürchten hat und dass die Nothwendigkeit einiger Eile und Beschleunigung nur mit dem Augenblick eintritt, wo das Kind bis oben über den Nabel geboren ist.“

„Wo sie von der Verhütung einer beschwerlichen Wendung redet, hat sie die neuerdings von Osiander wieder empfohlene und genauer bestimmte Methode, das Kind auf den Kopf zu wenden, vorgeschlagen, indem sie sagt: „ich habe bei dergleichen Zustande wohl in Acht genommen, wenn das Kind das offene Haupt unter sich gekehret und rechte Geburtswehen und rechte Mutteröffnung vorhanden gewesen, so habe ich das Wasser gesprenget und dem Kopfe gleich eingeholfen, so seien glückliche Geburten erfolgt. Wo von dem Verfahren bei neben dem Kopfe vorgefallenen Händen die Rede ist, sagt die Verf.: „Wo Du nun die Händlein kneipest, so ziehet das Kind die Händlein an sich und gleitet der Kopf von dem Auf- oder Ansetzen des Schoossbeins ab und in die Geburt.“ Was sie von dem Kneipen der vorgefallenen Hände sagt, ist kein ganz verwerflicher Handgriff, den man vielleicht in manchen Fällen nicht ohne Nutzen anwenden wird. „Je weniger getrieben wird bei einem grossen Kinde, je glücklicher geht es ab.“ Eine wahre Bemerkung, die sich auch in meiner Praxis oft bestätigt hat.“

„Bei der Losschälung eines ungewöhnlich fest anhängenden Mutterkuchens gibt sie einen Handgriff an, der gewiss unsere Anfmerksamkeit verdient: „Ich fasste die Nabelschnur mit der linken Hand etwas scharf an, doch so scharf nicht, dass ich sie abreissen konnte, sondern so scharf, dass sich die Nachgeburt bei der Nabelschnur, da sie angewachsen ist, etwas weniger in die Höhe ziehen liess. Hierauf drang ich mit den gewöhnlichen Fingern der rechten Hand bei der Nabelschnur durch und schälte so lange, als der Finger langen konnte, zwischen der Nachgeburt und der Mutter sachte los. Hernach nahm ich die anderen Finger zu Hülfe, machte das Loch grösser und schälte sie durch und durch ab. Also ward diese Frau gerettet.“

In dieser Weise hebt Verf. die wichtigsten Methoden und Handgriffe, durch welche die Siegmundin sich auszeichnete, hervor, erwähnt auch, dass sie die Selbstwendung mehrere Male beobachtet und eine Ahnung von seiner eigenen Methode bereits gehabt habe; auch über den rechten Zeitpunkt des Wassersprengens hat sie bereits die richtigen Kenntnisse gehabt.

Kritik.

Sein scharfes Urtheil, sein Talent, das Wahre vom Falschen durch einen raschen Blick zu unterscheiden, verräth Wigand in allen seinen Schriften. Es ist daher selbstredend, dass, wo er als sogenannter Berufs- oder Fachkritiker auftritt, er auch hier seine Meisterschaft zeigt.

Ein Beispiel hiervon sind seine „Bemerkungen zum 5. Theil des Stolpertus" (im 3. Hefte seiner Beiträge zur theoretischen und praktischen Geburtshülfe). Sie behalten formell wie materiell einen bleibenden Werth und ihre Lectüre wird namentlich für jeden angehenden Geburtshelfer einen besonderen Nutzen haben.

Dieselbe Tüchtigkeit zeigt W. als Antikritiker. Auch hier ist besonders hervorzuheben, dass, so zerschneidend auch die Schärfe seiner Logik, so leicht es ihm ist, die Blössen seines Gegners aufzuspähen und dieselben durch unübertrefflichen Witz, mit Satire und Humor untermischt, an den Pranger zu stellen, er doch stets das Bemühen dabei bekundet, rein objectiv zu bleiben, sich bloss an die Sache zu halten und den Gegner dann nur insoweit mitzuverletzen, als dessen geistiges Kind mit dem Autor selbst verwachsen und eine Trennung nicht möglich ist. Wenn er das literarische Machwerk seines Gegners zerpflückt und in lauter Stücke schlägt, so beweist er gleichzeitig der Person selbst, soweit es in seinen Kräften steht, seinen Respect. Hiemit steht er im diametralen Gegensatze zu denjenigen Kritikern, welche mit ihrer vermeintlichen Objectivität sich brüsten, durch deren Schriften aber man fortwährend den Eindruck empfängt, wie sie allerdings auf den Sack schlagen, aber den Esel meinen. Charakteristisch für seine kritischen und antikritischen Arbeiten ist sein beständiges Bestreben, auf einen höheren und allgemeineren Standpunkt sich zu stellen.

Ein vortreffliches Muster einer solchen Antikritik bildet „die Beurtheilung der in Nr. 6 der Leipziger Literaturzeitung stehenden Recension meiner Aufsätze im ersten Hefte des Hamburgischen Magazins". Wenn er dieselbe mit folgendem Aperçu einleitet, wird nicht Jeder eingestehen, dieser sein Leitartikel passe noch wörtlich für die heutige Zeit, und da in mancher Hinsicht Alles dasselbe bleibt, für alle Zeiten?:

„Es ist in der That ein schlimmer, bei der jetzigen Einrichtung unserer kritischen Institute vielleicht nie abzuändernder Umstand, dass so manche Schrift einem Mitarbeiter zur Beurtheilung zugesandt wird, der bei allem gutem Willen, und so manchen anderweitigen grossen Kenntnissen, gerade nur das nicht ist und weiss, was zu einer richtigen und vollständigen Kritik dieser bestimmten Schrift nöthig wäre. So erhält vielleicht, um das Beispiel aus dem Fache der Geburtshülfe zu nehmen, ein sonst ganz gescheidter, aber in einem kleinen, armen Landstädtchen prakticirender, von Nahrungssorgen gequälter, von eigenen und fremden, Privat- und öffentlichen Bibliotheken ganz entblösster, schon seit 15 und mehr Jahren, eben seiner traurigen Verhältnisse wegen, in der Literatur ganz zurückgebliebener Geburtshelfer den Auftrag, Osiander's oder eines andern gelehrten Mannes gelehrtes Werk über die „Geschichte der Geburtshülfe" zu recensiren. Oder ein anderer, von theoretischen Kenntnissen in der Geburtshülfe strotzender, fleissiger, fortstudirender Hebarzt, der aber in seiner kleinen, vorurtheilsvollen, an gesunden und starken Frauen immer noch sehr reichen Stadt und Gegend, in allem vielleicht keine 50 Geburten zu beobachten Gelegenheit hatte, erhält die Schriften eines Boër oder anderer Geburtshelfer zu beurtheilen, die das Resultat von mehreren tausend Geburten enthalten. Was kann dies wohl für Recensionen geben? Der erste, welcher nun einmal, so gern er es auch wünschte, nicht wissen kann, was ausserhalb seines Gesichtskreises in der Geburtshülfe vorgegangen ist, wird an seinem zu recensirenden Buche geradezu alles loben und gut heissen müssen, und Gott danken, wenn er dies nur auf eine Art thun kann, dass man ihm seine Unbekanntschaft mit dem Gegenstande nicht gar zu sehr anmerkt. Der

andere Recensent wird es, wenn vielleicht eine gewisse Gutmüthigkeit oder Trägheit oder eine grosse Bescheidenheit in seinem Charakter liegt und er darum schon die literarischen Fehden nun einmal nicht liebt, auch nicht viel anders machen und sein Recensenten-Gewissen mit dem Gedanken beruhigen, dass diese Herren von so ungewöhnlich grosser Praxis alles Falsche und Unwahre, was sie etwa dem Publicum aufbürden, jetzt und dereinst vor sich und Gott zu verantworten haben. Steckt nun aber in diesen andern ein kecker Geist des Widerspruches oder eine gewisse Art von literarischer Bosheit, die so gern Andern etwas an's Zeug flickt, oder besitzt er einen ziemlich starken Eigendünkel, der so gefällig ist, ihm seine 50 Geburtsfälle zusammt den paar darüber niedergeschriebenen oder wohl gar in Druck gegebenen Beobachtungen als etwas sehr bedeutendes vorzuhalten; jedem wird er freilich nicht alles so ruhig hingehen lassen. Er wird vielmehr, indem er die Feder in die Hand nimmt und sich zum Recensiren hinsetzt, ungefähr so denken und schreiben: „Da du selbst ein Mann bist, der eine Menge von Geburten erlebt und dabei soviel und so mancherlei gesehen hast, da du trotz dem besten und geübtesten Geburtshelfer deinen Kopf zu holen und deine Füsse aufzusuchen verstehst, da du schon so mancher Frau das Leben erhalten und so manchem Kinde den Athem wieder eingeblasen hast, so kannst du doch wohl schon ein Wort mitsprechen. Was also du selbst noch nicht gesehen und erfahren hast, das kann auch kein Anderer gesehen und erfahren haben; was du nach allen deinen Erfahrungen nicht begreifen kannst, ist überhaupt gar nicht begreiflich und darum auch nicht wahr, was nicht mit deinen Beobachtungen übereinstimmt, ist keine Beobachtung, sondern ein purer Windschnitt. Was du übrigens mit deinen Augen hättest recht gut und recht oft sehen können, aber bisher zufällig übersehen hast, sind gewiss blosse Kleinigkeiten, die zu gar nichts führen und um die sich nur ein sogenannter Kleinigkeitskrämer bekümmern kann. Der Mann von Genie und höheren Tendenzen sieht nur auf das Grosse und Ganze. Er braucht die Kleinigkeiten, wenn er vielleicht ihrer irgend einmal bedarf, nicht in der Erfahrung zu suchen, er kann sie aus sich selbst herausholen, im eigenen Kopfe schaffen. Was aber im Kopfe zusammenpasst, muss sich auch schon in der Wirklichkeit fügen".

„Ungefähr so denkt und schreibt dann dieser und so entsteht dann nicht selten eine Recension, die keine Recension, sondern mehr eine Explosion ist von allerlei unbilligen, voreiligen, ungerechten und egoistischen Urtheilen". Und ferner:

„Die Aeusserungen der Recensenten bei Gelegenheit des V. Abschnitts, von den äusseren Handgriffen zur Wendung, hätten mich in eine grosse Bestürzung setzen können, wenn ich nicht schon glücklicher Weise durch das Vorausgegangene mit der Behandlungsart des Recensenten bekannt geworden und durch die Zuschriften mehrerer sehr achtungswürdiger Geburtshelfer, die mir zu meiner kleinen Entdeckung Glück wünschten, meiner Sache so ziemlich gewiss gewesen wäre. Also bei Hebammen in des Herrn Recensenten Gegend ist die von mir, wie ich glaubte, zuerst vorgeschlagene Wendung durch den Bauch ein bekanntes ganz gewöhnliches Manöver?! Von welchem Hebammenlehrer, oder aus welchem Buche mögen diese Frauen einmal jene Handgriffe erlernt haben? Ich muss bei aller meiner recht sauer erworbenen Kenntniss gestehen, dass mir bis auf diesen Augenblick weder solche Lehrer noch ein solches Buch vorgekommen sind." Und weiter:

„Wenn ich nun am Ende der vor mir liegenden Recension es aber mache, als der Herr Recensent gethan hat und auch mich noch einmal frage: Was hast du nun wohl für Nutzen aus dieses Mannes strenger Beurtheilung geschöpft? so muss ich freilich, ebenso aufrichtig eingestanden, denjenigen für den grössten erklären, dass ich beim Durchlesen derselben die dem Geburtshelfer nie zu oft kommende schöne Gelegenheit gehabt habe, mich in den Tugenden der Geduld, Sanftmuth und des Verzeihens recht tüchtig zu üben. Denn wer anstatt einer ächten, das Gute wie das Schlechte seiner Arbeit gehörig würdigenden, Recension eine wahre Schmähschrift darauf ruhig durchlesen, wer sich immerwährend tadeln und immer nur tadeln lassen kann, wer hier jedes seiner Worte falsch verstehen oder auslegen und dort ein gerechtes Eigenthum sich gewaltsam rauben lassen, wer fast alle die mühsam und ehrlich errungenen Resultate einer vieljährigen, grossen, reichhaltigen und sorgfältig angestellten Beobachtung durch einen Mann, welcher seine Competenz zum Aburtheilen durch nichts als durch leere Machtsprüche documentirt, abläugnen, für falsch und unwahr erklären oder gar verhöhnen lassen, kurz, wer dieses Alles geduldig ertragen kann, ohne, wie Herder sagt, mit Fäusten und Keulen auf sei-

nen Gegner loszuschlagen, der, denke ich, muss doch Geduld, recht sehr viel Geduld ausüben können."

In demselben Hefte befindet sich der kritische Aufsatz: „Einige Zusätze zu dem im dritten Hefte des siebenten Bandes des Archivs für die Physiologie befindlichen Aufsatze des Herrn Prof. Reil: über das polarische Auseinanderweichen".

„Ueber die im ersten und zweiten Stücke der Stein'schen Annalen befindliche Kritik meiner Aufsätze im ersten Stücke des Hamburgischen Magazins und dritten Hefte meiner Beiträge".

Mit dem Motto: „Fundamentum perpetuae commendationis et famae est justitia, sine qua nihil potest esse laudabile", vertheidigt er sich gegen die Angriffe Stein's des Jüngeren. Unter anderem hebt er hervor, dass das von Michaelis eingeführte Einschneiden des Dammes, wenn derselbe durch vieljährige und unmässige Masturbation oder durch Ablagerung des Pockengiftes trocken, hart und callös geworden, zweckmässig sei. So habe er sich genöthigt gesehen, einen durch Metastase des Pockengiftes beinahe ganz verknorpelten und furchtbar verbreiterten Damm drei Pariser Zoll einzuschneiden. Wenn Stein der Jüngere von dem Buche seines Onkels in der Vorrede aussagt: „Es weht im Handbuche des Onkels der Geist der glänzendsten Epoche der Geburtshülfe," so macht Wigand hierzu die Bemerkung: „Eine künftige Kritik der Stein'schen Schriften und Grundsätze wird aber zeigen, dass damals zwar etwas geweht hat, aber eben kein Geist oder dem Aehnliches, sondern ein ganz gewöhnlicher literarsicher Wind, den man uns nur und zwar mit nicht abzuläugnender grosser Geschicklichkeit, für Geist und Wahrheit zu geben verstanden hat und den wir lange gutmüthig und leichtgläubig genug waren, für etwas der Art zu halten. „Uebrigens", sagt er, „haben mich die sämmtlichen Arbeiten des jungen Herrn Stein an ein Gedicht von Pfeffel erinnert:

„Vorlängst gebar nach hartem Strauss
Ein Berg ein Mäuschen. Jetzt erscheint
Am deutschen Pindus manche Maus,
Die Berge zu gebären meint."

„Bemerkungen zum zweiten Theile der von G. W. Stein dem älteren nachgelassenen geburtshülflichen Wahrnehmungen, vorzüglich in Bezug auf das ältere und neuere Verfahren bei der Wendung."

In diesem Aufsatze liefert W. eine vergleichende Kritik der alten, von Stein dem ältern lebhaft vertheidigten Methode der Wendung und der von ihm eingeführten. Wir citiren folgenden Ausspruch: „Die ganze ältere Wendungsoperation war ein ewiges vorwitziges Kämpfen der Kunst gegen vermeintlich eigensinnige, nutzlose Widerstrebungen der Natur. Die neuere Methode ist ein kluges, abmerkendes und leises Fügen der Kunst in die gehörig erweckte und abgewartete Selbsthülfe der Natur. Stein und seine Anhänger holten das Kind — wir empfangen es nur. Stein lief gleichsam der gebärenden Natur, so schnell er nur konnte, voran — wir folgen ihr langsam und beobachtend nach. Stein pflegte zu sagen: ich beendigte die Geburt in so viel Zeit, wir müssen sagen: die Natur beendigte sie. Bei der Stein'schen Wendungsmethode war er der Operateur, bei der unsrigen ist es die Natur."

„Bemerkungen zum dritten Stücke von Nolde's Beiträgen zur Geburtshülfe: Ueber die Grenzen der Natur und Kunst in der Geburtshülfe."

Sie enthalten eine ausführliche Kritik über diese, im Ganzen von ihm sehr hochgestellte Schrift; eingehend entwickelt er die Punkte, in denen ihre Ansichten von einander abweichen, namentlich bekämpft er dessen Meinung, dass seiner Wendungsmethode nur ein sehr kleines Gebiet einzuräumen sei.

„Bemerkungen zu Herrn Jörg's Schriften zur Beförderung der Kenntniss des menschlichen Weibes". I. Theil. 1812.

Dieselbe Arbeit, wie die vorige. Wir heben hervor, dass, indem Jörg über den parteiischen und rechthaberischen Ton klagt, der in manchen geburtshülflichen Schriften herrscht, Wigand folgendes darüber äussert: „Ich habe leider bemerkt, dass dieses absprechende, jeden anders denkenden Geburtshelfer verachtende Wesen, sich auch in den Schülern aus einer gewissen Schule, die wohl jetzt etwas zu sehr für das Ueberlassen an die Natur sein dürfte, auszusprechen anfängt. Diese Herren wollen nichts von einer in so vielen Fällen durchaus höchst unentbehrlichen, geschickten Kunsthülfe wissen und lassen in jedem Falle die Natur allein schalten und walten, wie sie will, ohne zu bedenken, dass, wenn sie auch freilich am Ende

manche Geburt wirklich und allein beendet, sie dies doch wahrlich nicht immer leicht und ohne Nachtheil für Mutter und Kind bewerkstelligen kann. Es ist eine schlimme Seite an den neueren Ansichten in der Geburtshülfe, dass dadurch der Trägheit und Unwissenheit Thür und Thor geöffnet werden, und dass, wenn akademische Lehrer nicht auf diesen Umstand Rücksicht nehmen, wir am Ende ebenso viel männliche als weibliche Hebammen, d. h. solche Helfer haben werden, die auch durchaus nichts von den Naturgesetzen und Regeln bei der Geburt und von dem wissen, was die Natur vermag und nicht vermag. Ich kann desshalb alle akademischen Männer, deren schöner Beruf es ist, Jünglinge zu brauchbaren Künstlern zu bilden, nicht laut und ernstlich genug auffordern, besonders denjenigen ihrer Schüler, denen die Natur vielleicht eine grössere Menge Trägheit mitgab, als zur Ausübung der Geburtshülfe gut ist, alle die Fälle recht oft vorzuhalten, wo die Natur nicht fertig werden kann, und wo es durchaus Pflicht des Geburtshelfers ist, die Hände nicht in den Schooss zu legen, sondern Gebrauch von der Kunst zu machen. Würde nicht auf diese Art schon bei Zeiten und von oben herab, durch Lehre und Beispiele vorgebeugt, so könnte die neuere Geburtshülfe gar leicht und bald durch ihr zu wenig ebenso viel Unglück über die Menschheit verbreiten, als es die ältere durch ihr zu viel gethan hat."

Geburtshülfliche Hodegetik.

Wie die medicinische lässt sich auch diese von vier Gesichtspunkten aus betrachten, vom wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, ethischen.

In ersterer Beziehung existirten viele Bücher, welche dem angehenden Geburtshelfer die nothwendigen Rathschläge ertheilten.

Indem Wigand als der eigentliche Gründer der ethischen Geburtshülfe aufzufassen ist, war er auch der erste, welcher eine geburtshülfliche Hodegetik vom ethischen Standpunkte aus verfasste. Dieselbe hat er niedergelegt in dem letzten Hefte seiner Beiträge unter dem Titel: „Einiges über das sittliche, moralische und politische Benehmen des Geburtshelfers."

In seiner ethischen Auffassung konnte er sich aber noch nicht zu ihrer reinen Höhe emporschwingen; die Ethik als das allein Bestimmende, als den kategorischen Imperativ aufzufassen, war, wie wir schon gesehen haben, Marx vorbehalten. Wigand, ein so grosses Gewicht er auf die Moralität legt, verquickt diese doch fortwährend mit dem Savoir faire. Auf rein wissenschaftlichem Gebiete ist Wigand strenger Ethiker, da er alles verwirft, was nicht mit der Humanität im Einklang steht und das Wohlsein der Mutter und des Kindes sein höchstes Ziel ist. Bei der Ausübung der geburtshülflichen Praxis leitet ihn noch nebenbei die Lebens- und Weltklugheit.

„Wenn der Ruf des Accoucheurs immer und vorzüglich nur von seinen eigentlichen geburtshülflichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten abhinge, wie würde man dann wohl so manchen geburtshülflichen Pilz so oft schnell und leicht zu einer bedeutenden Höhe emporsteigen sehen, während sein ungleich gelehrterer und geschickterer College nur langsam an's Tageslicht treten, und, wenn jener schon fliegt, kaum noch kriechen kann! Nothwendig muss also zu dem blossen geburtshülflichen Wissen noch etwas hinzukommen, was vereint mit jenem den angehenden Arzt zu heben und seinen Wirkungskreis zu erweitern im Stande ist. Dieses Etwas ist nun das anderweitige, moralische, sittliche und politische Betragen des Geburtshelfers, sein Benehmen gegen die Kreissende und ihre Angehörigen, das ganze geburtshülfliche Savoir faire."

„Es sei mir erlaubt, einige Hauptregeln der geburtshülflichen Politik dem Anfänger mitzutheilen. Sie sind aus einer nicht geringen Menge von Böcken und unangenehmen Erfahrungen, die ich während meiner Praxis gemacht habe, abstrahirt; sie sind gleichsam der wunde oder blaue Rücken der mancherlei grossen und klei-

nen Züchtigungen, womit das Publicum und mein eigenes Gewissen mich endlich zur Selbsterkenntniss gebracht, mich gleichsam erzogen und allmählich zu der Handlungsweise bestimmt haben, die ich jetzt, wie ich das mit freudiger Wahrheit behaupten kann, nicht ohne innige Lust und Zufriedenheit und auch nicht ohne irdischen Segen befolge".

„Gewöhnlich fehlt der Anfänger darin, dass er, wenn er über die Beschaffenheit der Geburt, über den wahrscheinlichen Verlauf u. d. befragt wird, immer weit mehr und gewöhnlich weit mehr Gutes davon vorhersagt und spricht, als er wirklich selbst weiss und nachher halten kann. Dies mag nun wohl bei manchem aus einem gar zu grossen Zutrauen zu seiner wunderbaren Geschicklichkeit geschehen; bei den meisten und bessern Geburtshelfern geschieht es aber wohl mehr aus einer Art von unbedachtsamer Gutmüthigkeit, die ein Vergnügen darin findet, die Gebärende oder ihre Freunde mit recht angenehmen Nachrichten zu erfreuen. Eine solche Gutmüthigkeit nützt aber hier zu nichts. Oft muss man die Freude, welche man den Leuten durch solche unsichere Nachrichten bereitete, selbst wieder zu Wasser machen, wobei dann nur gar zu leicht auf den Herrn Stolpertus der Verdacht fällt, dass er wohl im Anfange es selbst nicht recht gewusst und verstanden habe. Es ist desswegen eine goldene Regel, von welcher der Geburtshelfer bei keinem einzigen seiner Urtheile, bei keiner einzigen seiner Vorhersagungen jemals abweichen darf: Niemals gegen die Kreissende oder ihre Anhänger etwas Anderes laut zu äussern, als wovon er selbst ganz vollkommen, d. h. durch die wiederholteste und sorgfältigste Untersuchung und Umhersicht belehrt und überzeugt ist und ebenso wenig ihnen etwas vorher zu verkünden, was sich überhaupt bei der Ungewissheit unserer Kunst gar nicht mit Zuverlässigkeit vorausbestimmen lässt. Weiss der befragte Geburtshelfer selbst noch nicht, wie es mit der Geburt steht, weiss er z. B. noch nicht, ob die Wehen, die da sind, wirklich schon wahre Geburtsschmerzen oder nur Koliken und dergleichen sind; kann er noch nicht ausmitteln, ob die Lage der Frucht gut oder schlecht ist, so muss er auch geradezu erklären, dass er jetzt noch selbst nichts davon wisse und darum auch nichts bestimmen könne, dass er erst noch wahre Wehen oder diese und jene Umstände abwarten müsse, wenn er eine bestimmte Antwort geben solle u. dgl. mehr".

„Es ist auf jeden Fall besser, dass der Geburtshelfer, der ja auch nur ein Mensch ist und darum ebenso gut als andere an den mancherlei menschlichen Unvollkommenheiten leidet, unter gewissen Umständen lieber geradezu und offen gesteht, dass er selbst noch nichts wisse, als dass er aus blosser Vermuthung oder Wahrscheinlichkeit etwas vorhersage, was sich vielleicht nachher nicht bestätigt und dann immer, wie schon immer gesagt ist, mehr oder weniger Misstrauen, wenn auch nicht in seine Kenntnisse, so doch in seine Erfahrung erweckt".

„Sind nun übrigens bei dieser strengen Aufrichtigkeit, die der Geburtshelfer sich zur Pflicht gemacht hat, die Umstände, welche er mitzutheilen hat, nicht von der angenehmsten Art, so mag und soll er immer seine Gefühle dadurch ehren, dass er dieses Unangenehme oder Bedenkliche nicht geradezu der Kreissenden, sondern nur den Anverwandten und zwar den verständigsten und entschlossensten von ihnen und auch diesen mit aller möglichen Schonung offenbart."

„Bei den unangenehmen Vorhersagungen sowohl, als bei den angenehmen, muss der Geburtshelfer, so lange er selbst des Ausgangs nicht ganz gewiss ist, alles lieber auf Schrauben stellen oder mit einem vorsichtigen Aber und Wenn verclausuliren. Im Augenblicke der Geburtsnoth sind die Worte des Geburtshelfers Worte eines Propheten. Man baut darauf wie auf ein Evangelium, man denkt und grübelt darüber nach, man erzählt sie wieder durch alle Instanzen, man schickt sie als tröstende Engel oder quälende Furien hinauf und hinab in alle Etagen des Hauses, selbst in entfernte Strassen. Wie nöthig, wie menschlich, wie billig und klug ist es also, dass der Geburtshelfer nicht leichtsinnig und unbedachtsam in den Tag hinein verkünde. Wird er von Niemand dazu aufgefordert, so lasse er sich überhaupt auf's Verkündigen gar nicht ein. Tritt aber die Nothwendigkeit ein, dass er durchaus etwas vorhersagen muss, so geschehe dies immer, und selbst unter den besten Umständen, mit einem klugen, beschränkenden, vorsichtigen Aber und Wenn. Wie oft hat nicht schon ein solches Wenn den Ruf des Anfängers gerettet! „Es wird wahrscheinlich mit der Geburt recht gut gehen, wenn keine unerwarteten Zufälle hinzukommen oder: „die Geburt würde gewiss sehr leicht und schnell verlaufen, wenn wir nicht mit der Schwäche der Frau, mit ihrem Alter u. dgl. etwas zu kämpfen hätten oder: die Geburt wird hoffentlich bald enden, wenn die Wehen und Umstände nur so gut bleiben, als sie es jetzt sind."

„So oder auf eine ähnliche Art muss der kluge Geburtshelfer antworten. Treten nun vielleicht am Ende gewisse Umstände ein, die besonders der Anfänger nicht vorhersagen konnte, z. B. Ermattung der Kreissenden u. s. w., und fängt es nun dieser Ursachen wegen an, mit der Geburt zu zögern, so heisst es dann, wenn die Leute nur einigermassen gut und billig denkend und dem armen Stolpertus nicht ganz ungeneigt sind, gewöhnlich gleich: „Nicht wahr, Herr Doctor? Sie haben das wohl gleich vermuthet! oder: „Wir haben es gleich gemerkt, dass Sie ihre Bedenklichkeiten hatten, und was es solcher Reden mehr gibt, wodurch denn Jeder wohl mehr seinen grossen Scharfsinn und seine feine Nase zu documentiren, als gerade den Geburtshelfer zu entschuldigen und zu rechtfertigen eilt".

„Es gehört oft kein geringer Grad von Muth und Selbstverläugnung dazu, den Verwandten der Kreissenden den möglichen oder gar sehr wahrscheinlichen unglücklichen Ausgang anzukündigen, besonders wenn man vielleicht während der Schwangerschaft oder wohl gar noch zu Anfang der Geburt unpolitisch genug war, mit gar zu grosser Zuversicht den besten Ausgang von der Welt zu versprechen."

„Sein Wort zurücknehmen mag Niemand gern, am wenigsten dann, sobald mit dem Worte zugleich auch die Hoffnung zur Rettung genommen werden muss. Aber es ist nothwendig, es ist Pflicht des angehenden Geburtshelfers, dass er Muth fasse und, wenn er seinen Ruf lieb hat, lieber gesteht, dass er anfänglich geirrt hat, als dass er den Leuten die qualvolle Vermuthung einflösse, er habe weder den Anfang noch das Ende der Geburt richtig erkannt. Bei einem und demselben Falle einmal irren ist noch immer verzeihlich, aber zweimal irren würde nicht leicht entschuldigt werden."

Verf. erörtert dann, dass der Geburtshelfer ferner gewissenhaft, vorsichtig, pünktlich, genau und ordentlich, fleissig, arbeitsam und unverdrossen, uneigennützig und uninteressirt sein und die Tugend der Sanftmuth, Geduld und Gelassenheit besitzen müsse, stets im reinlichen Anzuge erscheinen und nicht inconsequent sein dürfe.

„Er muss das gebärende Weib betrachten und ehren als ein ihm anvertrautes Heiligthum, auf das ihm gerade nur so viele Rechte ertheilt sind, als zu der Hülfe beim Geburtsacte, und nur zu diesem allein, nöthig sind. Die Rechte und Geschäfte des Kammermädchens, der Wärterin, der Mutter, die das schamhafte Weib mit der gewohnten Arbeit und durch das gleiche Geschlecht bedienen, diese Rechte darf er sich nicht anmassen, wenn er nicht in den Verdacht eines undelicaten, schamlosen und eines vielleicht noch schlimmeren und gefährlicheren Menschen kommen will. Es soll Geburtshelfer geben, die der Gebärenden die Strumpfbänder lösen und der Entbundenen das frische Hemd anziehen und die Binde umbinden, die den Frauen bei diesen oder andern Gelegenheiten einen Kuss auf den entblössten Nacken, ja selbst auf den entblössten Schenkel drücken, die in jedem Augenblicke mit einem gewissen Gefässe bei der Hand sind und sich durch solche Huldigungen und Aufmerksamkeiten ein Publicum zu machen hofften und wirklich auch gemacht haben. Wohl diesen Herren, wenn ihnen dies ungestraft hinging! das Gleiche mag sich hier wohl zum Gleichen gesellt haben"!

„Es darf dem Geburtshelfer nie in den Sinn kommen, bloss darum die Zange anzulegen oder sonst einen Gewaltschnitt zu thun, um frühe fertig zu werden und anderswo auch noch einige Dukaten verdienen zu können. Das zeigt immer von einer selbstsüchtigen, gemeinen Seele. Ebenso niedrig erscheint der Geburtshelfer, wenn er sich, um sein Fortkommen zu beschleunigen, irgend eines Bestechungsmittels bedient und z. B. den Wärterinnen ein Stück Geld in die Hand drückt, damit sie den freimüthigen Herrn Doctor recht warm empfehlen, und ihn, wo es noth ist, mit christlicher Liebe entschuldigen."

Und an einer anderen Stelle (Beiträge, S. 65) sagt er: „Gewiss hängt das Glück und der gute Name des praktischen Geburtshelfers nicht bloss von der moralischen Behandlung seiner Kreissenden überhaupt, sondern auch insbesondere von der Schonung, mit welcher er ihrer schönsten weiblichen Tugend, der Schamhaftigkeit begegnet, ungemein viel ab; und dennoch gibt es keinen Gegenstand unserer Kunst, über den der angehende Geburtshelfer weniger unterrichtet wird, als gerade diesen. Bloss mit den wenigen und zum Theil das andere Geschlecht sehr erniedrigenden Rücksichten, welche er gegen das arme gefallene und um Geld gedungene Geschöpf in den akademischen Entbindungsinstituten hatte, tritt der Hebarzt von der hohen Schule in's bürgerliche Leben. Er glaubt alles gesehen, alles gelernt zu haben, er glaubt mit allem ausgerüstet zu sein, was dem Menschen die glänzendste Laufbahn sichern kann, und plötzlich stösst er schon bei seinem ersten

praktischen Schritte auf eine bisher ganz unbemerkte Lücke seiner Kenntnisse. Er hat das schwangere und kreissende Weib physisch behandeln gelernt; wie er aber dasselbe moralisch nehmen müsse, ist seinem Studium entgangen. Weder seine akademischen Lehrer, noch die ganze Menge von geburtshülflichen Schriften, haben ihn hinlänglich über die vielen eigenthümlichen, schwachen und empfindlichen Seiten des weiblichen Charakters belehrt, haben ihn in der Kunst unterrichtet, mit Weibern umzugehen und seinem Glücke die einzige sichere Grundlage, die Achtung und das Zutrauen der Kreissenden und ihrer Angehörigen zu gewinnen. Ohne alle Anweisung, ohne alle Regeln und Leitung stolpert er nun durch die ersten Jahre seiner praktischen Laufbahn über eine Menge von Begegnissen hin. Hier verschwendet er die ganze Fülle seiner Ueberredungsgaben umsonst an ein verzogenes, eigensinniges Muttertöchterchen; dort verdirbt er es mit der so ängstlich besorgten und wohlmeinenden Frau Tante. Bei dieser Wärterin thut er sich ein ewig schreiendes Lästermaul auf; bei jener erringt er sich kaum den Credit der alltäglichsten Hebammen. In dieser Frauen Augen beträgt er sich zu sanft, zu weich, zu furchtsam, in jener Augen zu hart, zu rauh, zu dreist. Unter solchen Mängeln und Vorwürfen wandelt er nun seinen Weg, verlassen, schüchtern, ohne Trost und Rath, bis er dann endlich der unangenehmen Erfahrungen zu viele gemacht hat, um nicht die bemerkte Lücke auszufüllen. Er hat den grössten Theil seiner Curanden verloren, Niemand interessirt sich weiter für ihn, und seiner übrigen grossen Kenntniss ungeachtet, sieht er sich nun genöthigt, diesen Erwerbszweig gänzlich aufzugeben. Wie vielen braven Hebärzten mag es wohl schon auf diese Weise gegangen sein? Und wie vielen Hebärzten steht dies Schicksal nicht bevor?"

„Es wird desswegen jeder Geburtshelfer, dem die Ehre seiner Kunst und das Fortkommen jedes braven jungen Collegen am Herzen liegt, mit mir des Wunsches sein, dass doch irgend ein erfahrener und an Menschenkenntniss reicher Hebarzt sich entschliessen möchte, in einem einzig zu diesem Zwecke bestimmten Werke den angehenden Geburtshelfer eine ihm bisher unbekannte und doch ganz unentbehrliche geburtshülfliche Politik zu lehren und ihn mit allen den Rücksichten, Pflichten, Handlungsweisen, Schonungen u. s. w., welche er dem andern Geschlechte schuldig, bekannt zu machen. Besonders müsste dann in dieser geburtshülflichen Politik auf alle die möglichen Rücksichten, welche wir Hebärzte auf die weibliche Schamhaftigkeit zu nehmen haben, hingewiesen werden, weil gerade in diesem Punkte von jungen Geburtshelfern sowohl, als von älteren, noch immer am meisten mit gesündigt wird. Es ist oft zum Erbarmen, welche Behandlung, welche schmerzhafte Kränkung seiner empfindlichsten und heiligsten Tugend, der Schamhaftigkeit, manches brave Weib sich in den Augenblicken der Noth von seinem Geburtshelfer gefallen lassen muss. Zweideutige Reden und Anspielungen aller Art; die kränkendste körperliche Entblössung bei dem geringfügigsten Umstande; eine fast unzählig oft wiederholte innerliche Exploration bei der natürlichsten Geburt: sind das nicht ungewöhnliche Verfahrungsarten, und müssen diese nicht nothwendig den bessern Theil des weiblichen Geschlechts gegen unsere Kunst überhaupt und gegen die Geburtshelfer aufbringen, müssen sie nicht den Abscheu und Widerwillen, den man noch so häufig bei den Frauen trifft, unterhalten"?

Wigand's Geist war stets auf's Ganze und Grosse gerichtet und er bedauerte es tief, wenn er bemerkte, dass durch Kleinigkeitskrämerei der wahre wissenschaftliche Sinn sich zu entfalten verhindert wurde.

So sehr er die Bedeutung der deutschen Universitäten zu würdigen wusste, so sehr er ihre Wirksamkeit zur Schaffung eines nationalen Sinnes erkannte, so wenig blind war er gegen die Bornirtheit mancher ihrer Lehrer, die Roheit ihres sittlichen und wissenschaftlichen Charakters. Ging er freilich nicht so weit als der Frankfurter Abgeordnete Sonnemann in seiner berühmten Rede gegen den Zeugnisszwang der Presse, bei Gelegenheit der Justizreform im Reichstage, die deutschen Professoren als „räudige Schafe" zu bezeichnen und speciell auf die der neugeschaffenen Strassburger Universität hinzuweisen, so unterlässt er doch nicht, wo sich die Gelegenheit bietet, scharfe Kritik zu üben. So sagt er (Hufel. Journ. 42. B. S. 20): „Auch bringt dies Ausgehen der akademischen Lehrer auf wahre Kleinigkeiten und Nebensachen (wohin ich denn auch manche theoretische und rein apriorische Ansichten zu rechnen wage, den grossen, ebenso wenig zu berechnenden als schwer zu verantwortenden Nachtheil, dass ihre Schüler, welche so leicht und gern ad verba magistri schwören, einen gewissen, an blossen Kleinigkeiten zu sehr hängenden Sectengeist annehmen, der sie nachher im bürgerlichen

Leben zu sehr unbescheidenen, dünkelvollen, intoleranten, widerstrebenden und leider oft genug zu wahrhaft feindselig gesinnten Collegen macht. Denn hat ihr voriger Lehrer, z. B. in Göttingen, auf einen andern Professor, z. B. in Wien, laut und öffentlich vom Katheder herab geschimpft, getobt und diesem kein ehrliches Haar gelassen, wie darf man dann wohl verlangen, dass nun zwei junge angehende Praktiker, die von sich wissen, dass der eine in Göttingen, der andere aber in Wien studirt hat, sich, wo sie zusammenkommen, collegialisch, d. h. freundschaftlich, offen, und mit Achtung und Zutrauen behandeln sollen. Wird nicht ein Jeder von ihnen glauben, der hier vor ihm stehende College sei um kein Haar anders und gescheidter als es weiland der Lehrer desselben war, und wird sich nicht die Fehde der Lehrer auch unter den Schülern mehr oder weniger heimlich fortspinnen?"

„Es wäre desshalb sehr zu wünschen, dass man in diesem Augenblicke, wo das Eisen noch warm ist und wo von allen Seiten her so viel von Aussöhnung und Frieden geschrieben und auch wohl daran gearbeitet wird, auch darauf bedacht sein möchte, auf irgend eine Weise die sämmtlichen Lehrer auf unsern Universitäten, hohen Schulen und an sonstigen Lehr- und Bildungsanstalten der Nation, wenn auch nicht mit einander gänzlich auszusöhnen, so doch auf einen friedlicheren Fuss zu einander zu setzen. Wie wollen wir armen Deutschen zu einem allgemeinen und dauerhaften Verein, zu einer Nationalität, zu einem Volksthum und ähnlichen, gewiss höchst wünschenswerthen Dingen mehr gelangen, wenn und so lange noch unsere Gelehrten und die zum Unterricht und zur Bildung des Volkes angestellten Lehrer, welche, zunächst den Regenten und deren Ministern, an der Spitze der Nation stehen und auf deren Stimmung und Willen einen sehr merklichen Einfluss haben, sich einander nicht nur fremd sind, sondern sich's sogar zur angelegentlichsten Sache machen, einander auf die unanständigste und schnödeste Weise zu behandeln, auf's tiefste herabzuwürdigen und in das gehässigste Licht zu stellen? Wie dürfen wir erwarten, dass andere Nationen uns achten, unserm Fleisse und Streben Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, so lange wir uns unter einander einander selbst so erniedrigen und mit so wenig Schonung behandeln? Was von einzelnen Menschen gilt, gilt auch von ganzen Nationen, von ganzen Menschenclassen. Willst du von Anderen wahrhaft geehrt und geachtet sein, so fange damit an, dass du selbst dich wahrhaft achten kannst! Eine herrliche Lehre, bei deren Befolgung sich das Glück der Deutschen von selbst einfinden würde!"

Seitdem Wigand mit wahrhaft prophetischem Blicke diese Worte sprach, hat sich in Deutschland Manches zum Bessern gewendet, aber immer bleibt noch viel zu thun übrig. Denn hat der officielle offene Krieg der deutschen Professoren und Volksstämme hoffentlich für immer aufgehört, so wüthet im Geheimen und Dunklen der nicht minder verderbliche und verabscheuungswürdige officiöse.

Geburtshülfe.

In seinem grossartigen Werke „die Geburt des Menschen" hat Wigand im Zusammenhange seine geburtshülflichen Ansichten, Maximen und Principien entwickelt.

Krankheiten des Gebärorgans. Dynamik der Geburt bezeichne die Lehre von denjenigen Geburtserscheinungen, welche ihren Grund nicht sowohl in dem Bau und der übrigen Beschaffenheit der Geburtstheile, als vielmehr in dem Spiele und der Thätigkeit der Lebenskräfte dieser Organe haben, und darum den Erscheinungen, womit sich die Mechanik der Geburt beschäftigt, gerade gegenüber stehen. Es gebe Geburtshelfer, welche der Meinung sind, die deutsche Geburtshülfe stehe schon jetzt auf der höchsten Stufe ihrer Ausbildung, Vollkommenheit und Wohlthätigkeit. Man lasse sich aber nicht durch den bloss äusseren Schein des Guten täuschen. Man begebe sich nicht bloss in die berühmtesten und aufge-

putztesten Entbindungsanstalten, sondern auch in die Geburts- und Wochenstuben des armen Bürgers und Landmanns, man werfe seine untersuchenden Blicke nicht bloss auf die dicken Hebammen-Bücher, sondern auch auf die Hebammen-Hände und auf das, was diese treiben, man lese nicht blos die jährliche Uebersicht dieser und jener Entbindungsanstalt, sondern auch die wöchentlichen oder monatlichen Verzeichnisse von der Zahl der todtgeborenen oder bald nach der Geburt verstorbenen Kinder.

Sei etwa mit unserer neueren, französisch-deutschen Geburtshülfe des Elendes weniger geworden in den Wochenstuben und Familien? Wir wollen uns desshalb nicht länger mit eiteln Träumen und Vorspiegelungen ergötzen und hinhalten, vielmehr mit Ernst die Ursachen aufsuchen, warum unsere Geburtshülfe noch lange nicht so weit sei, als es zu erwarten und zu wünschen wäre.

Wenn man das grössere oder das kleinere Unglück, welches die Geburtshülfe immer noch anrichte, genauer betrachte, so scheine der grösste Theil derselben aus vier Hauptquellen zu entspringen. Einmal wären wir bisher noch fast ganz unbekannt mit der zur Zeit der Geburt in der That sehr hohen organischen Wichtigkeit des Gebärorgans (hierzu gehöre nicht bloss der Uterus, sondern auch die Mutterscheide). Aus dieser Geringschätzung entspringe der zweite Fehler, das gar zu laue und geringe Zutrauen zu den wahrhaft unermesslichen Kräften und Hülfsquellen, womit die Natur, nicht nur das Gebärorgan selbst, sondern auch die übrigen, dasselbe bei der Geburt unterstützenden, Theile für den Act des Gebärens ausgestattet habe, wo ein geduldiges Abwarten von einigen wenigen Stunden oder vielleicht ein einziges Gran Opium hinlänglich gewesen, die Geburt zu einem normalen Ende zu bringen.

Die dritte Quelle läge in der gar zu mathematischen Ansicht, nach welcher wir alle Erscheinungen bei der Geburt aus gewissen mechanischen Gründen und Verhältnissen erklärten und berechneten und darüber die Lehre von den höheren Lebens- und Bewegkräften des Gebärorgans, die Dynamik viel zu wenig berücksichtigten.

Die vierte Quelle entstünde aus der oft gar zu oberflächlichen ärztlichen Bildung so manches Geburtshelfers von Profession.

Es sei aber höchst wünschenswerth, dass man in der öfteren, zweckmässigeren und vollständigeren Anwendung unseres Arzneischatzes bei der Geburt ein grosses und herrliches Gegenmittel gegen viele Zangen- und andere Gewalt-Operationen finden würde. Eine weisse Fahne solle vor uns her wehen und darauf unser Zeichen und Sinnbild stehen: Natur und Hippokrates.

Es habe unsägliches Unglück über die Menschen gebracht, dass man, mit den Instrumenten in der Tasche, die vielen dynamischen Zustände des im Gebären begriffenen Uterus und deren Quellen übersah und den Grund von fast jeder Geburtszögerung bloss auf eine vermeintliche, durch nichts bewiesene Grösse oder schlechte Lage des Kindes oder auf Fehler im Becken schob, die unter hundertmal kaum einmal vorkämen. Mussten nicht die Hand- und Zangenhülfe bis zur schreiendsten Unwahrheit hochgepriesen werden, damit wir endlich stutzten und zur Besinnung gelangten! Mussten nicht menschenfreundliche und gefühlvolle Aerzte erst die Geburtshülfe in die Hände der unwissendsten Menschen hinabsinken sehen, um dann endlich sich des Jammers zu erbarmen, selbst Hand anzulegen und das dumme Vorurtheil zu bekämpfen: Als sei es weniger anständig und nothwendig, ein holdes und lieblich gestaltetes Kind, wie man die Engel malt, aus dem Schoosse seiner Mutter sanft und glücklich an das Licht der Welt zu befördern, als für den gehörigen Auswurf eines hässlichen Stückes Schleim aus den Lungen oder für die bequeme Ausleerung des Mastdarmes Sorge zu tragen. Die drei Hauptsysteme repräsentirten sich im Uterus; im jungfräulichen Zustande scheine er in der Reihe der Organe aus der reproductiven Sphäre zu stehen, bald nach Eintritt der Schwangerschaft gehöre er zu der des irritabeln Systems und zu Anfang der Geburt zu der des sensiblen Nervensystems. Während in der Schwangerschaft der Uterus die freundschaftlichste, ruhigste Hülle des Kindes war, treibt mit dem Beginn der Geburt derselbe in das entgegengesetzte, in ein wahrhaft feindseliges Verhältniss. Dieser Gegensatz, dieses Streben sich der Frucht zu entledigen, diese mit einem Schmerze in der Gebärmutter verbundene drückende, drohende und herauspressende Bewegung nannten wir eine Wehe. Diese Muskel- oder Bewegkraft des Uterus, die modificirte Haller'sche Reizbarkeit nenne er Wehenkraft. Dieselbe sei zu unterscheiden von der Geburtsthätigkeit, welche der Inbegriff aller organischen Processe und Thätigkeiten sei (der Mutter-

scheide, des Dammes und der Bauchpresse). Die Gesetze der Wehenkraft, als der Hauptquelle aller Bewegungen bei der Geburt müssten daher dem Arzte genau bekannt sein.

Unter Perturbationen oder Aberrationen des gebärenden Uterus verstünde er die Abnormitäten der Wehenkraft. Man könne sie auch dynamische oder Bewegungskrankheiten des Uterus oder Krankheiten des Gebärorganes nennen. Uebrigens wolle er unter diesem Namen kein bloss örtliches Leiden dieses Organs verstehen. Obgleich vielmehr die Krankheiten des Gebärorgans sich in einem genauen Zusammenhange mit dem übrigen weiblichen Körper befänden, so hätten sie doch auch manche Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von den ähnlichen Krankheiten der übrigen Organe auffallend unterschieden.

Zuerst falle uns die kurze Dauer oder Flüchtigkeit derselben auf und die Zuverlässigkeit und leichte Mühe, womit sie in den meisten Fällen zu heben sei. Der Rheumatismus der Gebärmutter, die Convulsibilität oder Nervenempfindlichkeit mögen so gross sein, als sie wollen, versteht nur der Arzt diese Zustände recht zu behandeln, so höre mit dem Augenblicke der Geburt des Kindes fast jede Spur desselben auf.

Eine andere Eigenthümlichkeit sei die, dass fast alle Krankheiten des Uterus sich so gern durch Schweiss kritisiren und dass in allen Fällen, wo ein solcher Schweiss zurückgehalten oder unterdrückt worden, die Wöchnerinnen in der Regel und zunächst mit ihren Brüsten dafür büssen mussten. Oft beuge freilich die gütige Natur allem diesem vor, dadurch, dass sie die kritische Bewegung und Ausleerung, welche sie bei der Geburt nur zu Stande bringen konnte, bei oder mit dem sogenannten Milchfieber nachhole. Dasselbe sei desshalb auch um so stärker, je rascher die Geburt verlief, und eine Frau würde ein um so besseres Wochenbett machen, je mehr Schweiss sie während der Geburt verlöre.

Der Schweiss bei der Geburt und dem Milchfieber enthalte gewiss noch manche andere, bisher von dem Kinde verbrauchte und jetzt dem weiblichen Körper überflüssig gewordene Stoffe und habe desshalb eine ungleich höhere Bedeutung als jeder andere Schweiss. Wo die Brüste nicht das Vicariat für den unterdrückten Schweiss übernähmen, müssten das Gehirn oder die Lungen dafür büssen.

Von grosser Bedeutung für die geburtshülfliche Prognose sei die Beobachtung, dass jede mit einer Entzündung verbundene Krankheit des Uterus, welche während der Schwangerschaft und besonders durch eine äussere mechanische Gewalt herbeigeführt würde, um so gefährlicher sei, je weiter das Moment der Verletzung von dem Zeitpunkte der völligen Reife des Uterus oder von dem Anfange der Geburt entfernt sei und dass zweitens jede, einer Frau während der Geburt zugefügte mechanische Verletzung um so gefährlicher wäre, je näher der Augenblick der Gewaltthätigkeit dem Ende der Geburt.

Diejenigen Krankheiten, bei welchen die Sensibilität oder das Nervensystem die Hauptrolle spielten, seien gewöhnlich das Eigenthum der Erstgebärenden, während die Krankheiten des irritabeln und Blut- und Lymphsystems am öftesten bei den Frauen vorkämen, die schon mehrmals geboren hätten.

Er wolle aber von der unbestimmten Eintheilung in Reproductions-, Irritabilitäts- und Sensibilitäts-Krankheiten keinen Gebrauch machen.

Wenn man erforsche, auf wie viel Wegen oder Arten das Gebärorgan, beim Heraustreiben der Frucht, von seinen normalen Bewegungen abweiche, so ergäben sich vier Hauptclassen von Bewegungskrankheiten der Gebärmutter: die Hypersthenie, Asthenie, Lähmung und Krampf (partieller und allgemeiner).

Auf diese vier Arten liessen sich alle Abnormitäten von krankhaften Bewegungserscheinungen im gebärenden Uterus zurückführen.

Im Muskel der Gebärmutter drücke sich zunächst der Zweck und das Bedürfniss des einzelnen Organs, im Nerven aber der Zweck und Wille des ganzen Organismus aus. Die Zusammenziehung oder Wehen dauern nur so lange, bis sich beide, sowohl der Impuls der Nerven, wie die Reizbarkeit der Bewegfaser in der Contraction erschöpft hätten. Nerv und Bewegfaser füllten sich in der Wehenpause wieder mit frischen Kräften an.

Dazu komme der merkwürdige Umstand, dass die Nerven und Bewegfasern des Uterus nicht wie die der übrigen Organe nach vollendeter Contraction zu ihrer ganzen ersten Grösse zurückkehrten, sondern vielmehr jedesmal um etwas kleiner werden. In diesem allmählichen Kleinerwerden dieser Organe und der damit verbundenen Dichterwerdung und Contraction ihrer Massen und Kräfte läge wahrscheinlich der Hauptgrund davon, dass die Wehen immer um so geschwinder wiederkehrten und kräftiger würden, je mehr sich der Uterus verkleinert habe und je näher die Geburt ihrem Ende komme.

So lange nun die Nerven und Bewegfasern des Uterus in den für die Geburt bestimmten normalen Bewegungsverhältnissen verharrten, so lange sei die Geburt normal. Wichen aber die Bewegungen ab, entweder auf Seiten der Nerven oder auf Seiten der Bewegfasern, so sei die Geburt abnorm. Wie die Normalität durch die Structur und Mischung bedingt sei, so beruhe auch die Abnormität auf einer ursprünglich oder zufällig abnormen Structur und Mischung

Die Abnormitäten der I. Classe oder die sogenannten präcipitirten Geburten und Ueberstürzungen der Gebärmutter entstünden entweder

1) von einem über die Norm verstärkten und beschleunigten Nervenimpulse in die Bewegfasern des Uterus, der dieselben in eine vermehrte und fast immerwährende Thätigkeit versetze, oder

2) von einer abnorm verstärkten Thätigkeit der Bewegfasern oder einer ganz unabhängig von den Nerven bloss aus den Muskeln selbst hervorgehenden, zu starken und anhaltenden Contraction. Die nächste Ursache der Gebärmutterkrankheiten aus der zweiten Classe läge entweder darin, dass

1) zwar die Bewegfaser und ihre Contractionskraft normal sei, der Einfluss oder Impuls von Seiten des Nervensystems aber sich schwächer zeige, als er der Norm nach sein sollte und zwar entweder angeboren oder nur temporär, (Adynamie).

2) auf dem Umstande, dass der Nervenimpuls ganz normal erscheine, aber die Contraction der Bewegfasern schwächer ist, als sie sein sollte (Atonie).

Die nächste Ursache der Gebärmutterkrankheiten aus der dritten Classe beruhe auf denselben Verhältnissen, nur dass dieselben höher gesteigert seien, die der vierten wären ebenso verschieden, wie die Erscheinungen selbst:

Die allgemeine Therapie bestehe darin 1) entweder den unregelmässigen Nerven-Impuls wie bei den Theilwehen und Krämpfen zu verändern und allgemeiner zu machen,

2) den zu starken Impuls, wie bei den präcipitirten Geburten und dem Starrkrampfe des Uterus zu schwächen,

3) den zu schwachen Impuls, wie z. B. die Adynamie zu verstärken, entweder durch Arzneien oder durch Entfernung von Krankheiten und Zufällen, welche das Nervensystem in seiner Einwirkung auf die Bewegfasern verhindern oder dadurch, dass man den Nerven Zeit und Ruhe lasse.

Die Indication in Rücksicht der Abnormitäten der Contractilität könne keine andere sein, als 1) die Kraft vor der Erschöpfung sicher zu stellen, 2) alle Umstände und Zufälle, wie z. B. Vollblütigkeit, wodurch die Bewegfasern in ihrer Contraction beschränkt werden, zu entfernen 3) der Contractilität die gehörige Ruhe und Diät anzuweisen, 4) andere Reize, welche stark auf die Contractilität wirken, wie Wärme, Reiben u. s. w. zu Hülfe zu nehmen.

Was der Wille für die Bewegung in den willkührlichen Muskeln, sei der periodisch wiederkehrende Nervenimpuls für den Uterus; je schwächer der Nerveneinfluss in dem Uterus, desto empfänglicher sei er für jeden, seine Contractilität treffenden mechanischen Reiz; es wäre keineswegs einerlei, ob man einen stark erschöpften Uterus durch stark aufreizende Arzneimittel wie Wein, Naphtha zur Aufbietung seiner Kräfte zwinge, oder ihm Gelegenheit gebe durch Ruhe und zweckmässige Diät die verlorenen Kräfte wieder zu gewinnen; dynamische Hülfe müsse in allen Fällen der mechanischen vorausgeschickt werden.

Verf. beschreibt nun auf's Genaueste die erste Classe, die Hypersthenie, Uebernehmung, Uebereilung, Ueberstürzung der Gebärmutter, setzt die Gelegenheitsursachen auseinander, die Prognose, die Diagnose und die Heilanzeigen.

Bei der zweiten Classe der Wehenschwäche zählt er zunächst die wesentlichen

Symptome auf, an denen man sie erkennen kann; die Zusammenziehungen der Gebärmutter hörten entweder auf oder machten ungewöhnlich lange Pausen; Fruchtblase, Muttermund und Mutterboden zeigten nicht den gewöhnlichen Grad und die normale Dauer und Spannung; die Frucht sei sehr beweglich im Uterus. Er unterscheidet im Ganzen 3 Grade und 3 Gattungen. Letztere wären oft schwer zu erkennen und zu unterscheiden. Nachdem er die Merkmale genau angegeben, die Prognose erörtert, bespricht er ausführlich die Behandlung der verschiedenen Grade und Gattungen. Je langsamer und träger eine Geburt verlaufe, um so langsamer und träger müsse auch der Geburtshelfer in seinem Urtheile und seiner Prognose sein.

Gegen die reine, mit keiner andern dynamischen Krankheit des Uterus weiter vermischte, schon in der Geburt mitgebrachte, ursprüngliche Schwäche, sie möge nun ihren Grund in den Nerven (Adynamie) oder in den Bewegfasern (Atonie) haben, sei nichts wirksamer gefunden als eine Mischung von Perurinde mit Baldrian, Vitriolnaphtha und Zimmttinctur (℥β China, ʒjjj Valeriana, ʒjj Aeth. sulphur. ʒj Tinct. Cinnam. colat. ℥Vj). Sei grosse hysterische Anlage vorhanden, so lasse man die Naphtha weg und setze Ess. Castorei hinzu. Bei der Nachschwäche, die aber wohl von Rheumatismus der Gebärmutter zu unterscheiden sei, habe er die besten Erfolge vom Borax gesehen, am liebsten in Pulverform 15—20 Gran pro dosi mit 4—5 Gran Salpeter, alle halbe Stunde, 3 Pulver. Er lasse dann, wenn die Wehen noch nicht stärker geworden, eine Pause von 3 Stunden machen und beginne wieder damit, nie habe er mehr als sechs Pulver gegeben. Brünette, vollsaftige Personen vertragen die Beimischung von Salpeter besser als Blondinen. Auch gab er es lieber mit warmem als kaltem Wasser.

Ebenso stellt er es den Collegen anheim, ob sie bei der incarcerirten Placenta nicht Opium mit Borax versuchen wollen.

Die zufällige Wehenschwäche unterscheide sich von der ursprünglichen dadurch, dass das zu einer normalen Wehe nöthige Verhältniss zwischen den Nerven und Bewegfasern des Uterus vorhanden, dass letzteres aber durch ein dazwischenkommendes Mittelglied gestört sei. Zu den gewöhnlichen Ursachen gehöre:

I. Der Rheumatismus der Gebärmutter. Die charakteristischen Zeichen seien: eine allgemeine ohne irgend eine vorausgegangene Gewaltthätigkeit entstandene Schmerzhaftigkeit, welche von übrigens ganz regelmässigen Wehen begleitet ist, die aber nicht erst an ihrem Ende (was normal wäre), sondern gleich im Anfange oder in ihrer Mitte schon, mit einem die Bewegung störenden Schmerzgefühl verbunden sind. In den heftigsten und ganz vernachlässigten Graden fange die Gebärmutter in der Mitte der Geburtszeit an, dergestalt zu schmerzen, dass sie nun auch nicht die leiseste Berührung vertragen könne.

Komme ein von einem erquickenden Schlafe begleiteter Schweiss, so kehrten die Wehen mit erneuerter Kraft wieder. Charakteristisch seien die anamnestischen Momente, der beschwerliche Druck der Röcke auf den Bauch, die vorhergehende unbequeme Lage im Bette, der häufige Drang zum Urinlassen. Vf. handelt dann die Gelegenheitsursachen ab. Die Hauptindication bestehe darin, die rheumatische Beschaffenheit des Uterus durch eine bis zu einem allgemeinen und mässig starken Schweisse vermehrte Thätigkeit der Haut zu entfernen. Das erprobteste Mittel zu diesem Zwecke sei das Opium in Verbindung mit der Ipecacuanha, am liebsten in Pulvergestalt, weil es in dieser Form weniger auf den Kopf und sanfter und directer nach der Haut zu wirken scheine ($^1/_2$ Gran mit $^1/_4$ Gran Brechwurzel), alle 1—2 Stunden, dazu ein streng warmes Regimen. Wohl sei der Rheumatismus von dem der Muskeln und des Bauchfelles zu unterscheiden.

Verf. untersucht die Frage, wann solle der Arzt zu den wirksamen Hülfsmitteln aus der Apotheke greifen und sich nicht mehr auf die diätetischen Mittel allein verlassen, wann solle er wieder mit diesen Arzneien aufhören? Uebrigens nehme der Arzt beim Verordnen der Arzneien die genaueste Rücksicht auf die Winke, die ihm die Natur in jedem einzelnen Falle gab, und glaube nicht jeden Rheumatismus mit Opium heben zu müssen.

Sehr wichtig wäre für den Geburtshelfer die Entscheidung, ob der Geburtsfall

von der Art sei, dass er mechanische Hülfe erfordere oder ob ihm noch durch dynamische Mittel abgeholfen werden könne.

Der Anfänger merke sich folgendes: Erwiese sich der Fall, zu welchem er gerufen, von der Art, dass ein wirkliches, von den Kräften der gesundesten Gebärmutter unüberwindliches Missverhältniss zwischen dem Becken und Kopfe des Kindes die einzige oder Hauptursache des Stillstandes der Geburt wäre, so fänden jedesmal noch folgende Erscheinungen statt: Die Wehen waren von Anfang an ganz regelmässig und ergiebig, der Kopf rückte weiter vor, bis er auf einmal damit aufhörte. Die Wehen dauern fort, werden aber immer schwächer, bis sie zuletzt ganz nachlassen.

Es ist hier also die Kraft eines gesunden Uterus, die bis zur Erschöpfung gebracht wird.

Bei der innerlichen Untersuchung findet man den Kopf sehr fest und unbeweglich im Becken stecken, stark zugespitzt und mit einer bedeutenden Kopfgeschwulst versehen, den Muttermund, wenn er sich noch nicht über den Kopf zurückgezogen, bis zu einer dünnen Wurst, die den Kopf wie einen Ring umgibt, angeschwollen und zugleich ungewöhnlich warm. Den Gebärmuttergrund fühlt man äusserlich regelwidrig hart; das Gemüth der Gebärenden ist in einem ganz eigenthümlichen, unruhigen Zustande. Läge der Grund der eingetretenen Geburtszögerung dagegen in Wehenschwäche der Gebärmutter, so finde man den Kopf leicht beweglich, wenig oder gar nicht zugespitzt, ohne alle Kopfgeschwulst und den Muttermund schlaff und dünn.

Verf. beschreibt II. die Entzündungsanlage, Zündlichkeit oder Erethismus der Gebärmutter.

Es sei eine meist örtliche Krankheit, die in der Regel erst während der Geburt entstehe, durch das zu frühe Mitarbeiten der Gebärenden, den dabei stattfindenden Druck der Bauchpresse gegen die Gebärmutter und durch die unzweckmässige und übertriebene Anwendung der erhitzenden Getränke und Arzneimittel.

Verf. handelt dann die Prognose und die Behandlung ab. In Bezug auf letztere gibt er den Rath, der mechanischen Hülfe, die dynamische des Aderlasses und der lauen Bäder voranzuschicken.

III. Vollblütigkeit und Hämorrhoidalzustand der Gebärmutter. Wird in derselben Weise abgehandelt. In Bezug auf das Blutlassen bemerkt er, dass die meisten ältern Männer vom Fache dasselbe noch immer für ein grosses und promptes Mittel halten, die Geburt in manchen Fällen nicht nur zu erleichtern, sondern auch sogar zu beschleunigen, dass viele der neueren kaum noch an diese alte, so vielseitig erprobte Art von Hülfe dachten und immer nur Opium, Naphthen, Zimmttinctur und sogenannte flüchtig reizende und stärkende Mittel anwendeten. Aber warum das? Seien denn immer nur Schwäche, Krampf oder Rheumatismus der Gebärmutter die einzigen Ursachen der Geburtszögerungen? Könnten dieselben nicht auch in Blut-Ueberfüllungen des ganzen Körpers wie des Uterus ihren Grund haben?

IV. Hautwassersucht und Volllymphigkeit der Gebärenden. Nach seinen Beobachtungen gäbe es zwei wesentlich von einander unterschiedene Arten von Anasarka, die asthenische und sthenische. Bei letzterer sei die Haut viel empfindlicher, rascher und wärmer als bei der ersten.

Vf. beschreibt beide Arten. In Bezug auf die Therapie suche der Arzt der Natur es abzulauern und mit möglichster Sicherheit auszumitteln, welchem der drei Ausleerungswege, die es für die Lymphe gäbe, die Natur wohl für den gegebenen einzelnen Fall am liebsten wählen würde, ob den durch die Haut, durch den Stuhl oder durch die Urinwege. Wohin er nach sorgfältiger und unbefangener Untersuchung und Vergleichung die Tendenz am stärksten findet, dahin müsse er auch vorzüglich mit seinen Arzneien und übrigen Vorschriften hinwirken. Sehr genau handelt Verf. die diagnostischen Unterschiede des zu beträchtlichen Fruchtwassers in der Gebärmutter und der Bauchwassersucht ab.

V. Convulsibilität, krankhafte Empfindlichkeit des Uterus; Hysterie der Gebärenden. Dieselbe bestehe wahrscheinlich in einer gewissen krankhaften Stimmung des Nervensystems und besonders seiner Gefühlsseite, was hier die zufällige Ursache der Wehenschwäche abgebe.

Alle Erscheinungen liessen sich in zwei verschiedene Rubriken abtheilen und

zwar in diejenigen Phänomene, welche an der Gebärenden und deren ganzem Körper überhaupt, und diejenigen, welche an dem Uterus allein oder insbesondere beobachtet werden. Vf. beschreibt diese dann, sagt seine Meinung von der nächsten Ursache und gibt hierauf die entfernten Ursachen an, die prädisponirenden, wie die gelegentlichen; zu diesen gehören das lange im Bette Liegen des Morgens und das viele Kaffeetrinken. Die Prognose hänge von den verschiedenen Graden des Uebels ab.

Bei der Heilanzeige versuche man zuerst diätetische Mittel, Belebung der Hoffnung und des Muthes, bequeme Lage u. s. w. Gingen aber die anfangs trägen Wehen in atonische oder wahre Krämpfe über, so träte die Indication ein: das hier krampfhaft vermehrte Nervenleben durch directe und indirecte Mittel herabzustimmen oder in ein besseres Gleichgewicht mit den anderen Systemen zu setzen. Zu der ersten Art von Mitteln gehören Opium, Moschus und vorzüglich Castoreum (1—2 Gran mit 5—8 Gran Salpeter wirkten fast specifisch) und krampfstillende Klystiere; zu der letzteren die Erweckung einer ableitenden Thätigkeit in dem Hautorgane durch reizende Voll- oder Halbbäder.

Man dürfe diese Convulsibilität nicht mit der bloss partiellen Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit des Muttermundes beim Drücken und der Betastung, woran der übrige Uterus und noch weniger der übrige Körper Antheil nehme, verwechseln.

VI. Von den Blutflüssen aus der Gebärmutter, als zufälliger Ursachen der Gebärmutterschwäche. Hier kämen nur die Blutflüsse mechanischen Ursprungs in Betracht. Alle Indicationen gingen darauf hinaus, das Kind oder die Placenta schlechterdings eher aus der Gebärmutter wegzunehmen, als bis es mit ihr durch Schuld des Blutflusses zum 2. Grade der Wehenschwäche, zur sogenannten Atonie gekommen sei.

Die Behandlung desjenigen Blutflusses, der mit der auf dem Muttermunde sitzenden Placenta verbunden ist, war bisher zweifach.

Fast alle Geburtshelfer wollten, dass man das Kind wende und die Geburt so rasch als möglich vollenden sollte. Seine Methode habe auch nicht einen einzigen Nachfolger gefunden. Er theilt dann ausführlich sein Verfahren mit; seit vielen Jahren hat er sich einzig desselben bedient und dabei kein einziges Kind und keine einzige Gebärende verloren.

VII. Gemüthsbewegungen als zufällige Ursache der Wehenschwäche.

Von allen wirkten keine so direct, schwächend und lähmend auf die Nerven und Bewegfasern des Uterus ein als der Schreck, die bange ängstliche Erwartung, die Hoffnungslosigkeit und der wiederholt stille oder heimliche Aerger und moralische Widerwillen. Man sei desshalb ausserordentlich vorsichtig in seinen Reden, Mienen und Geberden.

Dritte Classe. Ermüdung, Erschöpfung und Lähmung der Gebärmutter (lassitudo, exhaustio et paralysis uteri).

Verf. untersucht die nächste Ursache und die verschiedenen Gelegenheitsursachen. Bei dieser Classe lassen sich die in der Ueberschrift schon angezeigten drei Zustände unterscheiden. Der erste träte gewöhnlich ein, wo der Kopf zwar schon in der Beckenhöhle liege, die Fruchtblase aber noch nicht gesprungen sei, der Muttermund sich noch nicht zurückgezogen habe und auch die Bauchpresse noch in keine Mitwirkung getreten wäre.

Der zweite Zustand zeigte sich gewöhnlich zu Ende der vierten Geburtsperiode wo der Muttermund schon längst über den Kopf zurückgegangen, die Bauchpresse auch bereits eine Zeit lang mitgearbeitet hat und der Kopf im ersten Einschneiden begriffen ist.

Der dritte Zustand erschiene gewöhnlich erst nach der Geburt des Kindes. Verf. bespricht die Prognose und Behandlung; bei dem ersten helfe schon blosse Ruhe und Schweiss, bei dem zweiten die Zange, bei dem dritten, der gewöhnlich mit einem Blutsturze verbunden sei, Eisumschläge auf den Leib, lauwarme Einspritzungen von Wasser mit Essig und Branntwein, das Einbringen der einen Hand in den Uterus, das Zusammenpressen mit beiden Händen, in verzweiflungsvollen Zuständen das schnellste Ausstopfen mit Charpie, Leinwand oder Schwämmen. Das bewährteste innerliche Mittel sei hier die Zimmttinctur

mit Vitriolnaphtha und kleinen Zusätzen von Opium. Verfasser zeigt dann genau, wie der Arzt, den Hebammen und Geburtshelfern gegenüber, bei diesen verschiedenen Zuständen auftreten solle, welche Massregeln er im weiteren Verlaufe zu treffen habe. Das sicherste nnd beruhigendste Zeichen, dass alle Gefahr der Lähmung und Verblutung vorüber sei, gewähre uns ein warmer, sich über den ganzen Körper verbreitender, während eines sanften Schlummers entstehender und von einem sanften und angenehmen Gemeingefühle für die Wöchnerin begleiteten Schweiss.

Vierte Classe. Von den Krämpfen in der Gebärmutter oder in den Krampfwehen.

V. vergleicht die ächte Wehe mit einer peristaltischen Bewegung der Gebärmutter, welche mit 1 anfängt und in arithmetischer Progression von 1 zu 2, 3, 4—12 fortgehe. Krampfig sei die Wehe, welche anstatt in 1, in 4 oder 12 anfange, mehrere Mittelglieder überspringe und rückwärts laufe.

Er erörtert dann die Hauptkennzeichen einer Krampfwehe, die nächsten Ursachen und die Gelegenheitsursachen, die entweder im Uterus selbst statthaben, oder in andern, mit ihm durch die automatische Nervensphäre sympathisch verbundenen Organen, oder im Cerebralsysteme oder Gehirne.

Den Schmerz halte er durchaus für keinen wesentlich nothwendigen Begleiter des Krampfes; wo er angetroffen werde, habe er seinen Hauptgrund in einer nebenher statthabenden krankhaften Empfindlichkeit der Bewegfasern oder in einer ungleichen Ausdehnung derselben durch einen unterliegenden festen Körper. Es gäbe also 1. klonische und tonische Krämpfe des Uterus, 2. partielle, locale oder theilweise Krämpfe, 3. allgemeine Krämpfe, wenn der ganze Uterus sich durch alle seine Bewegfasern gleich stark verkleinere, 4. idiopatisch-automatische Krämpfe, welche im Uterus selbst lägen, 5. sympathisch-automatische Krämpfe, wenn dieselben von Reizen und andern entfernten Organen z. B. im Darmkanale, den Lungen u. s. w. ausgingen, 6. die encephalopathischen Krämpfe des Uterus. Die Prognose über diese verschiedenen Formen trägt Verf. dann in Aphorismen vor.

Bei allen Krämpfen läge die Indication vor: den Krampf, er möge nun entweder mehr auf der irritablen oder auf der nervösen Seite des Uterus liegen, in eine regelmässige Bewegung zu verwandeln und zwar durch Mittel, von denen die Erfahrung lehre, dass sie die beim Krampfe aus dem Gleichgewichte oder normalen Wechselverhältnisse gekommenen irritablen und sensiblen Kräfte wieder in das gehörige Gleichgewicht zu setzen im Stande sind. Dahin gehöre die Anwendung der Wärme, des Reibens, eines kräftigen Trostes und Zuredens, der Aderlässe und des für die meisten Fälle passenden Opiums und Castoreums, besser immer im Zusatze mit Salpeter. Diese habe er am wirksamsten gefunden, ihnen zunächst stünde der Liq c. c. succ. und der spiritus sal. ammon. volatil.; weniger wirksam fände er den Moschus, am wenigsten die Naphthen. Das Opium sei gleichsam die Seele der Gebärmutter, ein wahrer Ruhe- und Friedensstifter derselben, die Panacee der Gebärenden, das sicherste solamen parturientium. Aber nicht nur die schmerzstillende Kraft des Opiums wäre es, was uns dieses Mittel so unentbehrlich macht, sondern auch das Vermögen, selbst gewissen Geburtszögerungen von mechanischen Ursachen, z. B. von nicht ganz normaler Lage des Kopfes vorzubeugen.

Verf. bespricht nun auf das Eingehendste die Cautelen und Vorschriften bei der Anwendung des Opiums in den einzelnen Fällen. Schliesslich macht er noch auf eine besondere Art von Krampf in der Gebärmutter aufmerksam, den zuweilen die plumpen Hände der Hebammen oder Collegen hervorrufen. Man wird nämlich oft zu Geburten gerufen, wo die Schulter vorliegt oder der Arm vorgefallen ist, und Wehemutter und College trotz allen Anstrengungen nicht in den Unterleib haben dringen können, um die Füsse des Kindes herabzuziehen. Hiebei sei die Beschaffenheit des Bauches oder Mutterbeckens und Körpers, des Muttermundes und des Pulses zu berücksichtigen. Wäre letzterer geschwind und gross, der Mutterkörper hart und heiss, so müsse ein Aderlass gemacht und ein warmes Bad genommen werden. Träte dann eine Erschlaffung des Gebärorgans ein, so schreite man zur Wendung; wenn nicht, so gebe man alle halbe Stunden $^1/_2$ Gran Opium mit 4—5 Gran Salpeter.

Von den Convulsionen der Gebärenden und deren Zusammenhang mit den Krämpfen des Uterus.

Nach seinen Erfahrungen gäbe es zwei Arten von Convulsionen, welche

sich, wenn auch nicht ihrem Wesen, doch der äussern Form, Stärke und Gefahr nach, sehr auffallend von einander unterscheiden. Die 13 Unterschiede werden nun genau angegeben. Verf. schildert dann die acht charakteristischen Symptome der zweiten Art von Convulsionen und lehrt hierauf, welche Erscheinungen wir durch die innerlichen Untersuchungen wahrnehmen könen, bespricht ferner die Gefahr und Tödtlichkeit sowohl für die Mutter, wie für das Kind. Verf. erörtert endlich seine Ansichten über Krämpfe überhaupt, von denen er auch tonische und klonische annimmt und deren Verhältniss zu den von ihm angenommenen Arten von Convulsionen.

In Bezug auf die Behandlung gibt er seine Methoden an, mit denen er das Glück gehabt habe, vier Frauen herzustellen. Da er die schweren Convulsionen, wie jeden andern Krampfanfall, als ein Bestreben der Natur betrachte, mittelst dessen sie abnorme, uns noch unbekannte dynamische Verhältnisse im Körper und besonders im Nervensysteme abzuändern und alles wieder in das gehörige Gleichgewicht zu setzen bemüht sei, so gehe seine erste und dringendste Sorge dahin, ja Alles zu entfernen, was die Natur in ihrer freien Wirksamkeit stören könnte. Alle Schnürleiber, Röcke, Strumpfbänder u. s w. müssten desshalb gelöst werden, man lasse Kopf und Schulter hoch legen, entferne Crudidäten im Magen durch ein Brechmittel, suche durch Klystiere den Darmkanal frei zu machen, also: Alles, was die Natur in ihrer freien Wirksamkeit stören oder aufhalten könne, müsse auf's Sorgfältigste entfernt werden. 2. Indication sei Sicherstellung der edleren Organe des Körpers vor den möglichen zerstörenden Einwirkungen der Krampfanfälle auf dieselben. Desshalb Aderlass und innerlich Baldrian und Opium (Inf. Val. (ex ℥ii) ℥Vi u. ʒβ Spir. Mind., dem zu jedem Esslöffel einige Tropfen Tinct. theb. zugesetzt werden). Mit dem Opium wurde gestiegen. Dazu Klystiere alle 3—4 Stunden von einem gesättigten Aufgusse von Chamillen und Baldrian mit 15 Tropfen der thebaischen Tinctur. Dann warme Bäder. Seine Erfahrungen in Bezug der Frage, ob man überhaupt, und unter welchen Umständen und wie frühe man bei den schweren Convulsionen die Frau künstlich entbinden solle, wäre folgende. Erstens: Je stärker und inniger der Uterus mit in die convulsivische Kette verflochten sei, d. h. je heftiger, prompter und regelmässiger die allgemeinen und äusserlichen Zuckungen auf die Gebärmutter zurückwirkten, um so weniger rathsam sei es, das Kind schnell wegzunehmen und dadurch den Uterus aus seiner lebendigen, jetzt noch sehr nothwendigen Verbindung mit dem übrigen Körper herauszureissen. Zweitens thue man wohl, wenn man mit der künstlichen Entbindung bis zur zweiten Hälfte der Geburt warte, weil dann in den meisten Fällen der Starrkrampf in der Gebärmutter nachlasse. Sodann schreite man nie eher zur Operation, als bis man vorher schon Opium und warme Bäder in hinlänglicher Menge angewandt. Verf. beschreibt dann genau die Cautelen, welche man bei der Operation anwenden müsse. Schliesslich legt er alle seine Erfahrungen über diesen Gegenstand in 31 Aphorismen nieder.

Verf. setzt dann die Complicationen auseinander, welche entstehen, wenn die im Geburtsacte begriffene Gebärmutter von mehr als einer Krankheit ergriffen sei, so z. B. von Rheumatismus und Erethismus, Erethismus und Vollblütigkeit, Rheumatismus und Convulsibilität, Volllymphigkeit und Vollblütigkeit u. s. w.

Er könne hier nun folgende allgemeine Vorschriften geben: Wo zugleich mit anderen dynamischen Mitteln auch eine Aderlässe angezeigt sei, müsse man diese jenen vorausschicken, und wo dynamische und mechanische Mittel gleich dringend indicirt wären, müssten jedes Mal die dynamischen vor den mechanischen angewendet werden. Zweitens: man verbinde mit allen schmerz- und krampfstillenden Mitteln immer auch solche Arzneien, welche die bekannte Tendenz haben, nach der Haut zu wirken.

Drittens müsse man alles, was man thue, bald thun. Viertens thue man das, was man thun will, ganz und nicht halb. Fünftens vergesse der angehende Arzt nie, dass er sich in seiner Diagnose auch wohl geirrt haben könne. Sechstens solle der Geburtshelfer es sich zum strengsten Gesetze machen, in allen den Fällen, wo er mit seinen Händen oder Instrumenten mechanisch zu helfen genöthigt sei, vorher die vollständigste Wirkung der als nothwendig vorangeschickten dynamischen Mittel geduldig abzuwarten.

Die Frage: ob man durch dynamische Mittel gewissen endlichen Zögerungen der Geburt von mechanischer Ursache vorbeugen könne, beantwortet er mit ja; es träte hauptsächlich ein, wenn der Kopf ziemlich gross und fest sei. Die unregelmässigen Zusammenziehungen des Uterus, wodurch die Schieflagen des Kopfes herbeigeführt würden, seien nichts als wahre, obgleich noch sehr schwache Krämpfe. Man müsse desshalb schon gleich zu Anfang der Geburt mit Opium und Castoreum dagegen zu wirken suchen. Die vielen und heftigen vorhersagenden Wehen deuteten auf solche Vorsichtsmassregeln hin.

Erscheinungen in den letzten 24 oder 36 Stunden vor der Geburt. Dieselben werden von dem Verfasser eingehend geschildert und in mehrere Hauptregeln zusammengefasst. Die 6. Regel lautet: Vor der Geburt pflegt kein wahres Fruchtwasser abzugehen. Genau wird hier der Unterschied von wahrem und falschem Wasser erörtert.

Aeusserliche Gestaltuugen und Profile der Schwangeren, aus welchen man mit Wahrscheinlichkeit auf die innere Beschaffenheit des Beckens und der übrigen Geburtswege, so wie auf die Lage der Frucht schliessen könne.

Verf. gibt zunächst Anweisung, auf welche Weise die Untersuchung der Schwangeren hierbei vorgenommen werden müsse. Die von ihm gegebenen Bilder sind naturgetreue Copien, zum Theil vou ihm selbst gezeichnet. An den verschiedenen Figuren hebt Verf. die charakteristischen Unterschiede hervor. Aus diesen, welche sich alle auf's Genaueste ausmessen lassen, kann eine ziemlich genaue Diagnose auf die normale Beschaffenheit des Beckens und der Lage der Frucht gestellt werden. Die 6 Figuren sind alle sehr anschaulich. In einem besonderen Paragraphen theilt er die allgemeinen Resultate mit, welche sich ihm aus diesen verschiedenen Messungen ergeben haben.

Hieran knüpft er dann die wichtige Bemerkung, dass unter der grossen Menge von Perforationsfällen, wo die meisten Becken in ihrer oberen Conjugata das Mass zwischen 2—3 Zoll hielten, auch kein einziger vorgekommen sei, wo nicht jedesmal von Anfang der Geburt an der Kopf vorgelegen hätte. Dagegen fand er, dass in der bei weitem grösseren Zahl von denjenigen Fällen, wo die Conjugata unter 2 und $1^1/_2$ Zoll hielt und also der Kaiserschnitt angezeigt war, der Steiss oder die Schultern sich auf den Muttermund stellten. Liege der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung vielleicht darin, dass ein Becken mit $2^1/_2$—3 Zoll in seiner Conjugata immer noch Unterstützungspunkte genug für die Längenachse des Uterus darbiete, ein Becken von $2^1/_2$ oder $1^1/_2$ Zoll dies aber schon weniger vermöge und dadurch die Veranlassung zu schlechten Stellungen und Configurationen der Gebärmutter und zur Auswendung der Lungenachse des Kindes werde? Es wäre doch höchst merkwürdig, wenn die herrliche Natur auch in diesen so verhängnissvollen Fällen der helfenden Kunst so vortrefflich vorgearbeitet und eine solche Einrichtung getroffen hatte, dass in allen Fällen, wo perforirt werden müsse, der Kopf seine Stellung nach unten, und wo die Person nur durch den Kaiserschnitt gerettet werden könne, seine Stellung mehr nach oben zu nehmen genöthigt wäre?

Verf. kritisirt nun auf's Schärfste die bisher in Deutschland übliche Perforationsmethode und setzt dann seine auseinander, welche ihn bei 10 Personen, wo er sie unter den ungünstigsten Verhältnissen nacheinander anwandte, keine einzige verliereu liess.

Das Anbohren des Kopfes nahm er lieber in einem festen Knochen vor als in einer der Suturen und Fontanellen. Diese schöben sich, wenn der Kopf späterhin von den Wehen stärker zusammengedrückt werde, gar leicht so weit und dicht über und aneinander, dass das gebohrte Loch dadurch verstopft und dem Gehirn der weitere Abfluss gesperrt werde. Auch sei von den unbedeckten, beweglichen und scharfen Knochenrändern der Nähte und Fontanellen für die Beschädigung der weichen Theile der Mutter mehr zu befürchten als von dem unbeweglichen, zum Theile noch bedeckten Loche mitten in einem Seitenwandsknochen. Zu diesem Zwecke habe er sein Perforatorium erfunden, das aber, wie so manche andere seiner Erfindungen keine grossen Anhänger gewonnen habe. Von nun an überlasse er Alles der Natur. Der Zeitpunkt, wo das Kind durch die hinzutretende Fäulniss und durch das beständige Drücken und Pressen, von Seiten der Gebärmutter her, den zum leichtern Durchgang nöthigen Grad von Weichheit und Geschmeidigkeit erhalte, sei sehr verschieden. Er habe Fälle erlebt, wo das Kind schon in der

16. Stunde nach der Perforation geboren wurde. Verf. gibt dann genau die Verhaltungsmassregeln an, welche bei seiner Methode eingehalten werden müssten, wenn man ganz sicher sein wolle, die Mutter zu erhalten.

Erscheinungen an dem Bauche der Gebärenden.

Durch exacte Untersuchungen kam er zu folgenden Resultaten:

1) Zu Anfang der Geburt habe der ganz normale Bauch, im Lichten (en face) gesehen, keine durchaus kugelrunde, sondern eine mehr elliptische oder ovale Gestalt.

2) In der Mitte der Geburt ist der Bauch, im Lichten gesehen, schon etwas kleiner, schmaler und niedriger und nähert sich noch mehr einer ovalen oder cylindrischen Gestalt.

3) Am Ende der Geburt, wo der Uterus sich schon um Vieles verkleinert, bildet der Bauch dann eine ungleich kürzere und kleinere Figur.

Die genaue Kenntniss dieser Bauchformen könne in manchen Fällen von grossem Nutzen sein, wenn man z. B. wie bei Convulsionen oder Mutterblutstürzen nicht gleich Alles innerlich genau untersuchen könne. So sei z. B. bei der ersten von den eben angezeigten Bauchgestalten bereits der Kopf mit einem Drittel seines Umfanges wenigstens in die obere Beckenöffnung eingetreten; bei der zweiten Bauchform befinde sich der Kopf schon gänzlich in der Beckenhöhle; bei der dritten endlich sei er schon im sogenannten Einschneiden begriffen.

Schliesslich füge er noch hinzu, dass, je mehr sich die Gestalt des Bauches selbst gleich zu Anfang der Geburt derjenigen Form nähere, in welcher er sich sonst wohl erst im 3. oder 4. Stadio der Geburt darstelle, es um so rascher mit dem Geburtsacte gehe.

In Bezug auf die Grösse des Bauches bemerkt er, dass die abnorme Grösse desselben nicht immer das blosse Resultat und Zeichen von einem gleichzeitigen grossen Umfang der Gebärmutter sei, sondern ebenso oft durch andere Umstände herbeigeführt werde.

Ein normaler Bauch wäre, von vorn betrachtet, lange nicht ebenso breit, als hoch und von der Seite her gesehen betrage sein Durchschnitt oder Segment kaum das Drittel des ganzen Zirkels, den man sich in der fortgesetzten Richtung seiner Wölbung nach innen und hinten fortbeschrieben denkt.

Rücksichtlich der Weichheit oder Gespanntheit des Bauches äussert er:

„Ein normaler Bauch wäre nur während einer Wehe hart und gespannt, in den Zwischenzeiten, wo seine Mithülfe überflüssig wäre, sei er allenthalben weich und elastisch nachgiebig anzufühlen, die grösste Spannung aber zeige sich nicht früher als zu Ende der Geburt und vorzüglich während der sogenannten einschneidenden und erschütternden Wehen und halte auch nicht länger an als die Wehe selbst dauere".

V. ergeht sich dann über die Dicke der Bauchwände, über ihre Temperatur und über das Verhalten des Bauches bei der Betastung in Hinsicht der Empfindlichkeit, ertheilt seine Rathschläge hinsichtlich eintretender Kolikschmerzen in Folge von Ueberladung oder rheumatischer Natur und gibt eine Mixtur an, welche ihn im letzteren Falle nie im Stiche gelassen habe.

Von den, mittelst der äusserlichen und innerlichen Exploration, an dem schon im Gebären begriffenen Uterus selbst, wahrnehmbaren Erscheinungen, Bewegungen und anderweitigen ganz eigenthümlichen Verhältnissen.

Zuerst komme die Gestalt des Uterus in Betracht. Je weniger kugelrund die Gebärmutter sei und je mehr sie sich schon zu Anfang der Geburt in ihrer ersten, länglichten, ei- oder birnförmigen Gestalt dem ungeschwängerten Zustande nähere, um so kräftiger arbeite sie und um so schneller und glücklicher verlaufe der Act. Der ganze fühlbare Theil der Gebärmutter wäre gleichmässig rund gewölbt und habe nirgends eine bedeutende Hervorragung oder Vertiefung; die anfängliche erste, gute und gleichmässige Wölbung des Uterus erhalte sich unverändert durch alle Geburtsstadien hindurch.

V. führt dann aus, dass die Hauptbedingung der meisten ursprünglich abnormen Lagen der Frucht nicht sowohl auf Verhältnissen, die von der Frucht abhängen, als vielmehr auf einer ursprünglich fehlerhaften, von der normalen, elliptischen oder birnförmigen Gestalt völlig abweichenden Configuration des Uterus beruhe. Die abnorme Gestaltung der Gebärmutter wäre demnach nicht als Wirkung, sondern

als Ursache der regelwidrigen Lagen der Frucht aufzufassen. Wir seien aber noch nicht im Stande, alle die möglichen verschiedenen Arten oder Formen einer solchen abnormen Entwicklung der Gebärmutter und die mit jeder besonderen Form verbundenen regelwidrigen Lagen des Kindes mit Sicherheit anzugeben.

Nachstehende zwei Gattungen von schlechter Configuration der Gebärmutter seien die gewöhnlichsten. Zu der ersten Gattung gehöre die Retortengestalt, Verdrehung, Schiefheit des Uterus (Obliquitas quoad figuram.) Man könne drei verschiedene Arten nachweisen.

In der ersten und leichtesten habe sich die Höhle des Uterus so entwickelt oder ausgedehnt, dass einerseits die Längenachse vom Mutterboden und Mutterkörper ganz parallel laufe mit der Centrallinie der oberen Beckenöffnung, andererseits aber die Länge des Mutterhalses und Mundes stark von dieser Centrallinie abweiche.

In der zweiten Art von Verdrehung laufe die Längenachse des Muttermundes parallel mit der Centrallinie des Beckens, während dass die Längenachse des Mutterbodens und Körpers stark von dieser Linie abweiche.

In der dritten und schlimmsten Art von Schiefheit des Uterus weichen beide Längenachsen, sowohl die des Mutterbodens und Körpers, wie die des Muttermundes von der Centrallinie des Beckens ab und zwar dergestalt, dass der Muttermund gegen dieselbe Seite der Gebärenden schief hinstehe, wohin der Mutterboden gedreht sei.

Bei der sackförmigen Erweiterung des Uterus habe sich derselbe in jeder anderen Rücksicht gehörig entwickelt und ausgedehnt, Muttermund und Mutterboden und Längenachsen stünden in einem ganz normalen Verhältniss unter sich selbst und zum Beckeneingange, nur dass nach unten und vorne und seitwärts ein ungewöhnlicher Sack an dem Uterus heraustrete, der demselben eine schiefe, bauschigte, ganz unförmliche Gestalt gebe.

Dieser blinde Sack zeige sich immer nur an der untersten Hälfte des Uterus und hier wieder am öftersten nach vorne und linkshin, dicht über den Schambeinen. V. erörtert nun näher, wie jede dieser Arten im Stande sei, Regelwidrigkeiten in der Lage des Kindes hervorzubringen, gibt die differentielle Diagnose und die Behandlung an.

Grösse des Uterus.

V. erörtert, wodurch dieselbe bestimmt werden könne. Je kleiner die Gebärmutter zu Anfang der Geburt sei, um so leichter und schneller gehe, unter übrigens gleichen Umständen, die Gebärung vor sich.

Habe die Gebärmutter zu gleicher Zeit eine auffallend schmale, elliptische oder birnförmige Gestalt, so gehe es um so leichter.

Je mehr sich der Gebärmuttersack in einem gegebenen Geburtsstadio, oder nach einer gewissen Anzahl von Wehen, verkleinere, um so besser sei es. Diese Verkleinerung wäre in den letzten Geburtszeiten grösser und auffallender, als in der ersten.

Lage der Gebärmutter.

Hierüber bemerkt er, dass, je gerader oder paralleler die Längenachse der Gebärmutter in die verlängerte Centrallinie des Beckens falle, um so besser sei es. Alle auffallend starken Schieflagen des Uterus quoad situm, wo die Centrallinie des Beckens von der Längenachse des Fruchthälters in einem Winkel von 25 und mehr Grad durchkreuzet werde, bildeten immer einen abnormen Zustand. Man dürfe dieselben nicht zu leicht nehmen. So unbedeutend die Schieflagen, im Ganzen genommen, seien, so achte man doch dieselben ganz zu Anfang der Geburt und ehe sich das Kind auf die obere Beckenöffnung recht fest aufgestellt habe, ja nicht zu gering. Bei übermässigem Fruchtwasser könne schon eine kleine Schieflage des Uterus die Veranlassung abgeben, dass die anfänglich mit dem Kopfe vorliegende Frucht sich auswende und die Schulter auf den Muttermund zu liegen komme.

Verf. beschreibt ferner die Merkmale, durch welche die Schieflage von der Schiefheit des Uterus sich unterscheide. Er bespricht dann die Härte oder Weichheit des Uterus, die Dicke der Gebärmutterwände und stellt als Regel auf, dass eine normale Gebärmutterwand nicht so dick sei, dass man die Gliedmassen des Kindes gar nicht, aber auch nicht so dünn, dass man sie so bestimmt

und leicht, als wären sie bloss von den Bauchwänden bedeckt, durchfühlen könne.

Von der Temperatur der Gebärmutter sagt er, dass der Wärmegrad eines eben in der Geburtsthätigkeit begriffenen Uterus, wenn auch nicht gerade höher, so doch wenigstens nicht niedriger als die Temperatur des übrigen Körpers sei. Zugleich nähme dieser Wärmegrad mit jedem Geburtsstadio um ein Weniges zu. Eingehend wird dann die Bedeutung des Schweisses besprochen.

V. weist hierauf nach, auf welche Weise die Schmerzhaftigkeit des Uterus ermittelt werden könne, und stellt als Regel auf, dass in einem vollkommen gesunden Zustande der Uterus bei einer mässigen Betastung durchaus ganz unschmerzhaft sei, es möge ihn die Betastung zu Anfang oder zu Ende der Geburt, am Muttermunde oder am Mutterbecken, während einer Wehe oder in der Zwischenzeit derselben treffen. Wo sich der Uterus schmerzhaft zeige, finde entweder eine krankhafte Rigidität oder Nervenempfindlichkeit oder Blutcongestion, Rheumatismus u. s. w. statt. Er handelt dann die Erscheinungen an und in der Gebärmutter, durch welche sich der Tod der Frucht offenbart, ab, darnach die auswendig am Uterus wahrnehmbaren Erscheinungen und Merkmale, aus welchen man auf die Art der Stellung oder Lage des Kindes schliessen kann.

Als Regel gibt er an, dass bei einer vollkommen normalen Lage der Frucht der Uterus länglich-oval, gleichmässig gewölbt und ausgedehnt, unschmerzhaft bei der Betastung und nach der Richtung der Centrallinie des Beckens gestellt, je öfter und deutlicher die Bewegungen der Frucht in der rechten Hälfte des Uterus zu fühlen seien, um so normaler liege dieselbe, dasselbe sei der Fall, je weniger heftig sich die Frucht in den Zwischenzeiten oder zu Anfang der Wehen bewege, so oft man dagegen zu Anfang der Geburt den Kopf weder oben im Grunde der Gebärmutter, noch unten in der linken vorderen Hälfte des Mutterhalses fühlen könne, so sei wenigstens 8 von 10 Mal auf eine normale Lage des Kindes zu rechnen.

Es werden hierauf die Erscheinungen am Uterus abgehandelt, nach welchen die Grösse des Kindes zu beurtheilen ist, und geht dann V. zu den Contractionen der Gebärmutter oder den sogenannten Wehen und den Beweggesetzen über, nach welchen diese im normalen Zustande verfahren.

Seine Hauptansichten sind folgende:

„Die Fasernbewegungen oder Zusammenziehungen im Uterus fangen nicht im Gebärmutterboden, sondern im Muttermunde zuerst an und gehen dann von diesem auf jenen über."

„Die im Muttermunde anfangende erste Bewegung pflanzt sich nicht plötzlich und wie mit einem Schlage, sondern allmählich und manchmal sogar ziemlich langsam progressiv auf den Mutterboden und den übrigen Uterus fort."

„Bei einer normalen Wehe wird die Bewegung im Uterus, sobald sie auf den Muttermund verstärkt zurückgekommen ist, allgemein, d. h. es sind jetzt alle einzelnen Abschnitte des Uterus zusammengenommen, nicht nur in einer gleichzeitigen, sondern auch verhältnissmässig gleichstarken Bewegung, um die Frucht herauszutreiben."

„Der rechte, wahre Wehenschmerz wird von der Gebärenden nicht eher empfunden, als bis die Bewegung der Zusammenziehung im Uterus allgemein geworden und von dem Becken aus wieder auf den Mund zurückgegangen ist, und steht dann in Hinsicht seiner Stärke und Dauer in geradem Verhältnisse mit dem äusserlich fühlbaren Spannungsgrade des Mutterbodens."

„Jede normale Wehe lässt nicht plötzlich, sondern allmählich nach und hält im Boden des Uterus einige Secunden länger an als im Munde desselben."

„Die wirkliche, den Sinnen wahrnehmbare Erweiterung oder das Nachgeben des Muttermundes erfolgt nicht in demjenigen Augenblicke, wo der Gebärmutterboden gerade das Maximum seiner Contraction hat, sondern erst einige Secunden später und nachdem dessen Thätigkeit oder Spannung schon wieder im Abnehmen begriffen ist."

„Die Wehen halten nicht ununterbrochen an, sondern machen vielmehr gewisse regelmässige, ziemlich bestimmte Pausen, in welchen die Gebärmutter von ihrer Arbeit ausruht."

Bei dieser Periodicität sind folgende Hauptgesetze zu beobachten:

1) die Wehenpausen sind zu Anfang der Geburt am längsten und werden immer um so kürzer, je mehr sich die Geburt ihrem Ende nähert, und

2) je regelmässiger und bestimmter die einzelnen Wehenpausen an ihrer Länge oder Dauer abnehmen, um so mehr nehmen die Wehen, welche auf diese Pausen folgen, an Stärke zu.

„Auf die Beschaffenheit der gleichzeitigen Witterung ist auch manche Rücksicht zu nehmen, auf den Stand des Barometers und Thermometers, auf die Natur des herrschenden Windes. So sind mir, nach meinen sorgfältig darüber angestellten Beobachtungen, die raschesten Geburten immer bei trockener und mehr kühler als zu warmer Luft, bei hohem Barometerstande und bei Nord-Ost oder Süd-Ostwinden vorgekommen. Anhaltend warme und zugleich feuchte Witterung, anhaltende West- und Südwestwinde, Gewitterluft schienen die Wehenkraft, besonders die Periodicität derselben sehr zu verändern. Zu den wirksamsten wehenbefördernden Mitteln gehört es, mittelst der Sessel- oder Fauteuilbäder die Mutterscheide, die Schamspalte und den Damm zu einer gewissen Intumescenz oder Auflockerung zu bringen.“

Zur weiteren Charakteristik der Wehengesetze führt Verfasser dann Folgendes an:

„Manchmal schon kurz vor, gewöhnlich aber gleich mit dem Eintritt der neuen Wehe fühlt man das Kind sich auf einige Augenblicke lebhafter bewegen.“

„Die normale Wehe oder Bewegung im Uterus beschränkt sich bloss auf die Sphäre der eigentlichen sogenannten Geburtstheile und einiger wenigen, von der Natur bloss zu einer temporären Mitwirkung und Unterstützung bestimmten Theile wie z. B. des Zwerchfells, der Bauchmuskeln u. s. w. und geht niemals auch auf andere und entfernte Organe über.“

„In der Akme der Wehen stehen Muttermund und Mutterboden einander gerade gegenüber, so dass die Längenachse von beiden einer und derselben fast geraden Richtung folgen.“

„Im Augenblicke der allgemeinen und grössten Gebärmutter-Thätigkeit stellt oder richtet sich die Längen-Achse des Uterus nach der Richtung der Centrallinie des Beckens.“

„Je mehr, unter übrigens gleichen Umständen, Muttermund, Mutterscheide und Damm zu intumesciren und weicher zu werden anfangen, desto geschwinder und kräftiger werden die Wehen.“

Vf. nennt obige die 12 Hauptgesetze des Contractionscyclus; sie interessiren uns am meisten, weil sie bei jeder Geburt wahrzunehmen seien. Von den verschiedenen Arten von abnormen Wehen und deren Benennung lehrt er Folgendes:

Asthenische, träge oder schwache Wehen wären solche, bei welchen die Anstrengungen des Uterus zwar geringe sind, aber darum doch ihren Fortgang durch den ganzen Contractions-Cyclus machen.

Adynamisch und atonisch sei eine Wehe, wenn der Uterus sich zwar noch zusammenziehe, doch aber so, dass das Kind dadurch um gar nichts vorrücke.

Eine falsche, unrechte oder wilde Wehe, welche Benennungen durchaus synonym seien, wäre eine solche, welche nicht, dem normalen Wehen-Cyclus gemäss, in dem Muttermunde anfange, sondern entweder vom Mutterboden oder vom Mutterkörper ausgehe. Vf. unterscheidet dann noch schnellläufige und vorschmerzende und unergiebige Wehen. Letztere können stark sein und würden durch ein mechanisches Geburtshinderniss bedingt.

Typuswidrige Wehen sind solche, welche von dem normalen Wehentypus oder den Gesetzen der Periodicität der Gebärmutter-Zusammenziehungen abweichen. Es gebe 5 Arten, zu frequente, zu seltene, ungleichartige, tactlose, andauernde.

Er unterscheidet ferner noch: abschweifende, wenn sie aus der Sphäre des Uterus herausgehen und entferntere Theile wie z. B. den Magen, die Brust, die Schenkel, die Waden u. s. w. in Mitleidenschaft ziehen, falschstellig, schiefstellig, abgebrochen oder unvollständig und krampfigt, wenn sie weder den Gesetzen des Wehentypus, noch denen des Wehen-Cyclus folgen.

Hierauf beschreibt Verf. die Beschaffenheit des Muttermundes in den ver-

schiedenen Geburtsperioden und seine Abweichungen. Seine Hauptansichten fasst er in folgende Regeln zusammen:

„Bei Erstgebärenden, es mag der Kopf oder der Steiss vorliegen, steht der Muttermund zu Anfang der Geburt noch so hoch, dass man schon ziemlich lange Finger haben muss, um ihn zu erreichen, hat dabei an seinen innern Rändern die Dicke von 2—3 Kartenblättern, verbleibt auch selbst in der Wehenpause in einer leichten Spannung, fühlt sich sehr warm und leicht ödematös angeschwollen an, hat keine grössere Oeffnung, als dass die Fingerspitze eben hineingeht und schmerzt bei der Wehe nur mässig und bei der Betastung gar nicht."

„Bei Frauen, welche schon mehrmals geboren haben, liegt dagegen der Muttermund zu Anfang der Geburt schon weit tiefer, ist dick, aufgeworfen, wulstig, schwammig, gezackt, gefaltet, knollig, während den Wehenpausen schlaff herabhängend, kühler und so weich und nachgiebig, dass man leicht die Spitze von 2 und mehren Fingern hineinbringen kann. Der Schmerz bei der Wehe ist unbedeutend, aber die Spannung auch nur sehr mässig."

„Ist die Lage des Kindes ursprünglich abnorm, so ist in der Regel auch schon bei einer Erstgebärenden der Muttermund viel substanziöser, wulstiger, weicher, grösser und dehnbarer, als er es bei der normalen Lage des Kindes zu sein pflegt."

Unter den von W. aufgeführten 7 Abweichungen von der Beschaffenheit des Muttermundes in dieser Geburtsperiode heben wir folgende hervor:

„Der Muttermund besteht manchmal wie aus zwei Oeffnungen und zwar aus einer äussern unteren und grösseren und aus einer innern oberen und kleineren. Ein solcher Muttermund erfordert in der Regel eine Menge von Wehen, bis er vollkommen verstrichen ist und nur eine einzige und gleichmässig ausgespannte Fläche bildet."

Zur weiteren charakteristischen Beschaffenheit führt er Folgendes an:

„Je früher der anfänglich dünne und straffe Muttermund dicker, wärmer und elastisch weicher zu werden, d. h. zu intumesciren anfängt, desto rascher geht es, wenn alle übrigen Umstände gleich sind, mit der Geburt."

„Von dem Zeitpunkte an, wo bei einer bis dahin trägen Geburt, der Muttermund und die übrigen Geburtswege endlich anfangen, zu intumesciren, pflegen auch die Wehen frequenter und ergiebiger zu werden."

„Bei zögernden, langsamen Geburten zieht sich der den Kopf schon krönende, aber immer noch sehr dünne Muttermund, wenn man ihn nicht übereilt, nicht eher gänzlich über den Kopf zurück, als bis er vorher noch, mehr oder weniger intumescirt ist."

„Je höher der Muttermund zu Anfang der Geburt steht und je wulstiger, aufgeworfener, weicher und dehnbarer er dabei ist, um so rascher geht es."

„Bei einem dünnen und straffen Muttermunde finden nur höchst selten Gebärmutter-Blutflüsse statt, oder die dabei vorhandenen sind von keiner Bedeutung."

„Bei einer jeden Gebärmutter, die sich mit ihrer und des Kindes Längenachse in einer normalen, d. h. parallelen Richtung mit der Centrallinie des Beckens befindet, entfernt sich der Muttermund während einer Wehe wenig oder gar nicht von derjenigen Stelle, in welcher er während der Wehenpause steht; d. h. der Muttermund wird wohl von der Wehe in die Höhe gezogen oder tiefer herabgetrieben, aber er bleibt dabei immer in der Richtung der Centrallinie und weicht weder nach vorn, noch nach hinten, noch nach irgend einer Seite hin, bedeutend aus."

„Die Contraction, und jede andere Bewegung im Muttermunde, geschieht allmählich und mit Stetigkeit."

„Die vordere Muttermundslippe intumescirt früher als die hintere."

„Von dem Augenblicke an, wo sich der Muttermund so weit über den Kopf zurückgezogen hat, dass man ihn nicht mehr mit den Fingern erreichen kann, fängt auch die Geburt an, einen rascheren Gang zu nehmen."

„Der Muttermund bleibt nach der Geburt des Kindes um so sicherer offen, schlaff und weich genug, um die Nachgeburt leicht durchzulassen, je langsamer im letzten Augenblicke der Geburt Bauch und Brust des Kindes durch ihn hindurchgegangen ist."

„Ein ganz normaler Muttermund muss sich während der Wehe anspannen und zugleich dick, weich und dehnbar genug sein, um die für den Durchgang des Kindes erforderliche Ausdehnung ohne Nachtheil zu vertragen."

Alle diese vom Vf. in aphoristischer Form vorgetragenen Regeln werden dann ausführlich von ihm auseinandergesetzt und durch praktische Belege illustrirt.

In Beziehung des Geburtsschleimes unterscheidet er zwei Species. Die eine Art werde vom Halse des Uterus und vielleicht auch von dem Körper derselben abgesondert und durch das Pressen der Wehen von oben herab gegen die Mutteröffnung hingetrieben; die zweite Art würde auch sonst und zwar von der Mutterscheide ausgeschieden. Als Regel stellt er auf:

1) Zu Anfang der Geburt ist der aus der Gebärmutter kommende Geburtsschleim ganz rein und unvermischt mit Blut.

2) Je gallertartiger der Geburtsschleim ist, der vom Uterus ausgeschieden wird, desto besser ist es.

3) Als gutes Zeichen erscheint, wenn von Zeit zu Zeit auf einmal recht grosse Klumpen eines gallertartigen Schleimes abgehen.

Bei dem Fruchtwasser und der Fruchtblase erörtert W. zuerst den Nutzen des ersteren, dann die Vortheile, welche sie zusammen bei der Geburt gewähren, wobei er es zur Pflicht macht, die Fruchtblase so lange als möglich zu erhalten.

In 26 Aphorismen drängt er dann alle seine Beobachtungen und Erlebnisse über Fruchtwasser und Fruchtlage zusammen.

Wenn nicht offenbar zu viel Fruchtwasser und dessen Folgen vorhanden seien, so suche man die Fruchtblase so lange als möglich zu conserviren.

Alle einzelnen Fälle, in denen das Sprengen der Blase angezeigt ist, werden dann ausführlich vom Verfasser detaillirt, er gibt den wirksamsten Handgriff an, dessen man sich zu diesem Zwecke bedienen müsse, die dabei zu beobachtenden Cautelen.

Verf. untersucht ferner die Erscheinungen, welche bei der Geburt an dem Kopfe, dem Steisse und den übrigen vorankommenden Theilen des Kindes wahrzunehmen sind.

Hiebei gibt er die Unterschiede eines vorliegenden weichen und harten Kopfes an. Erstere wären dadurch zu erkennen, dass die häutigen Kopfbedeckungen sehr lose und beweglich vorlägen und so dünn seien, dass man die Knochenplatten, Suturen und Fontanellen sehr deutlich durchfühlen könne, dass die Schädelknochen schon bei einem mässigen Drucke nachgäben und sich wie dünne Blechplatten oder Marienglas durchfühlten, dass sie in der Regel nur mit sehr wenigen dünnen, weichen und blonden Haaren bedeckt, dass jedoch die Fontanellen und Nähte an ihnen ungewöhnlich gross breit und leicht verschiebbar und dass endlich die Köpfe von Kindern junger und blonder Eltern in der Regel nicht so hart als die der von alten und stark brünetten Eheleuten seien.

Für den geburtshülflichen Operateur wäre es von der grössten Wichtigkeit, vorher zu wissen, ob der Kopf hart oder weich sei.

Verf. setzt dann auseinander, dass er durchaus nicht mit der Bezeichnung der von allen Geburtshelfern angenommenen Geburtsstadien übereinstimme, unterwirft die bisherige Annahme einer scharfen Kritik. Die meisten Erscheinungen und Merkzeichen, nach welchen wir bisher den Geburtsact in gewisse, einzelne, abgesonderte Zeiträume abtheilten, seien viel zu unsicher und schwankend. Wenn wir ein vollständiges und deutliches Bild von dem Wege geben wollen, den das Kind zurückgelegt habe, müssten wir uns eines ganz anderen, sicheren und weniger veränderlichen Massstabes bedienen. Am besten eigneten sich dazu:

I. die genaue Betrachtung und Vergleichung der jedesmaligen besonderen Lage und Stellung des Kopfes, Steisses u. s. w. zum Beckenraume, als dem eigentlichen Wege, den diese Theile zu durchgehen haben; und dann

II. die verschiedenen Veränderungen und Umgestaltungen, welche sich während des Vorschreitens der Geburt, als Folge des mechanischen Eindruckes, den der durchwandelte Weg auf den Kopf macht, in der Form dieses Kopfes entwickeln.

Für eine normale Kopfgeburt ergäben sich nun für die am Kopfe sich ereignenden Lagen, Stellungen und Gestaltsveränderungen vier besondere Rubriken, die als Regeln und zur Bezeichnung der Geburtsstadien dienen sollen.

Erstes Geburtsstadium. Mit Bestimmtheit sei anzunehmen, dass der Kopf des Kindes sowohl zu Anfang der Geburt als während des ganzen Verlaufes derselben, nicht mit dem Hinterhaupte, sondern mit einem Theile des Scheitels und zwar anfänglich mehr mit der Mitte und gegen das Ende der Geburt mehr mit der

hinteren Hälfte desselben auf dem Muttermunde und nach der Richtung der Centrallinie des Beckens auf- oder vorläge und dass derselbe sich zweitens ganz zu Anfang der Geburt mit seiner Pfeilnaht ebenso oft in dem Querdurchmesser des Beckeneinganges als in dessen schrägen Durchmesser stelle und ehe er in einem dieser Durchmesser festen Fuss nähme, vorher, gleich einer in Unruhe versetzten Magnetnadel, zwischen beiden hin- und herschwanke, und dass endlich

Drittens der Kopf um diese Zeit mit seinem Hinterhaupte in der Regel entweder gänzlich nach der linken Seite der Mutter, oder mehr schräg nach links und vorn hin, gerichtet sei.

Das jetzt noch am deutlichsten bemerkliche in die Höhe-Gehen des Kopfes zu Anfang einer Wehe, das noch ganz leise Aufliegen des Kopfes auf dem Mutterhalse und Beckeneingange, das noch Schwankende in der Stellung und Richtung der Pfeilnaht zu den Durchmessern des Beckens, die Lage der kleinen Fontanelle hoch oben hinter und über dem linken Schamknochen, das fast gleiche Erreichbarsein der grossen wie der kleinen Fontanelle, diese Erscheinungen und Umstände seien es, welche das erste Geburtsstadium charakterisiren.

Zweites Geburtsstadium. Hier ruhe der Kopf nun schon fester auf dem Mutterhalse und dem Beckeneingange auf. Die Pfeilnaht, welche den ganz normal stehenden Muttermund gewöhnlich schräg durchschneide und ihn in zwei ungleiche Hälften theile, wovon die vordere und rechtsgelegene die grössere sei, verharre jetzt in der einmal angenommenen Richtung zum Becken und unter einem sehr allmählichen Drehen um seine Querachse trete der Kopf, indem er den Muttermund und die Fruchtblase vor sich hertreibe, immer tiefer und tiefer in die Beckenhöhle hinab. Die um diese Zeit wirkliche und nicht bloss scheinbare Drehung des Kopfes um seine Querachse erkenne man sehr klar daraus, dass die kleine Fontanelle, anstatt tiefer herabzukommen und dem Finger leichter erreichbar zu werden, vielmehr hinter dem Schambeinknochen höher hinaufsteige, dass dagegen die grosse Fontanelle sich offenbar der Centrallinie des Beckens nähere und leichter zu erreichen, und dass überhaupt eine grössere und schräg von hinten nach vorn zu ausgedehntere, längere Fläche des Scheitels auf dem Muttermunde und Scheidengewölbe zu fühlen sei; welche Erscheinungen alle nicht statthaben könnten, wenn der Kopf in seiner anfänglichen Stellung, mit dem Kinne hoch auf der Brust liegend, vorrückte. Diese Drehung um die Querachse und das damit nothwendig verbundene Entfernen des Kinnes von der Brust, dauere dann so lange fort, bis endlich das Gesicht des Kindes schief gegen die rechte Hälfte des Kreuzbeines zu stehen komme oder der gerade oder lange Durchmesser des Kopfes parallel mit dem rechten schrägen Durchmesser der Beckenhöhle liege.

Der festere Stand des Kopfes, die nun schon entschiedene Richtung der Pfeilnaht, die Drehung des Kopfes von hinten nach vorn, so dass die kleine Fontanelle schwerer, die grosse leichter zu erreichen sei und dass überhaupt eine grössere Fläche des Kopfes sich dem Finger darbiete, die Entfernung des Kinnes von der Brust, die schiefe Stellung des Gesichtes gegen die rechte Hälfte des Heiligbeins und die parallele Richtung des langen Kopfdurchmessers mit dem rechten schrägen Durchmesser der Beckenhöhle, sowie der Umstand, dass nun schon fast der ganze Kopf sich in der Beckenhöhle befinde, dies seien Erscheinungen, wodurch sich Anfang, Mitte und Ende des zweiten Geburtsstadiums charakterisiren.

Drittes Geburtsstadium. Blieben die Wehen ergiebig, so träte jenes, für den Geburtshelfer sehr merkwürdige Stadium ein, in welchem der Kopf nicht, wie in den beiden vorigen Geburtszeiten, bloss vorwärts und abwärts getrieben, sondern auch seiner Grösse und Gestalt nach, der Mutterscheide und dem Beckenausgange, soviel möglich sei, angepasst werde. Wir fänden desshalb bei der Untersuchung, dass die Fontanellen und Suturen sich jetzt zu verkleinern, d. h. sich dichter übereinanderzuschieben anfingen, dass der Kopf sich in der Richtung von hinten nach vorn immer mehr und mehr verlängere und zuspitze und sogar dort, wo er vom Muttermunde umgeben werde, innerhalb seiner äusseren Integumente eine leichte Geschwulst annehme, dass die kleine Fontanelle, welche im vorigen Stadio fast unerreichbar für den Finger war, nun hinter den linken Schamknochen immer tiefer und näher gegen den Schambogen herabkomme und dass man jetzt beide Fontanellen, die grosse wie die kleine, gleich leicht auffinden könne.

Der Umstand nun, dass man bei gehörig weitem Muttermunde beide Fontanellen mit dem Finger gleich leicht zu erreichen vermöge — eine Aehnlichkeit, die dieses dritte Stadium mit dem ersten gemein habe — das Uebereinandergehen der Nähte

und Fontanellen, das Unfühlbarwerden der bei einigen Köpfen wirklich ziemlich starken Pulsation in der grossen Fontanelle, das Länger und Spitzigerwerden des Kopfes in der Richtung der Mutterscheide und unteren Hälfte der Centrallinie des Beckens, das allmähliche schiefe Herabkommen der kleinen Fontanelle von der linken Mutterscheide her und dann überhaupt der nahe Stand des Kopfes hinter der Schamspalte, dies seien die charakteristischen Erscheinungen in der dritten Geburtszeit.

Viertes Geburtsstadium. Das festere und anhaltendere Anschliessen der Mutterscheide um den stark zugespitzten Kopf, das Heraustreten der rauh und scharf eckigt gewordenen kleinen Fontanelle mitten unter und vor dem Schambogen, das Stemmen des Nackens gegen die Schamfuge und die gleichzeitige Erscheinung der grossen Fontanelle am Rande des Dammes, die nunmehr auffallend beschleunigte kreisförmige Bewegung des Scheitels über den Damm weg, wovon das Hypomochlion in dem, unter dem Schambogen ruhenden Hinterhaupte befindlich sei, welches die obige Kreisbewegung nach einem sehr verjüngten Massstabe mitmache, dies, sowie dann zuletzt die bekannte Drehung des schon geborenen Kopfes gegen die rechte Seite der Mutter hin, seien die charakteristischen Symptome in der vierten Geburtszeit.

Verf. schildert dann die Erscheinungen bei der normalen Steiss-, Gesichts- und Fussgeburt.

Auch er theilt die Ansicht von Boër, dass jede Gesichtsgeburt unfehlbar, ohne alles Zuthun der Kunst, von der Natur allein beendigt werden könne.

Rücken-, Bauch-, Nacken-, Schulter-, Arm-, Hüft-, Nabelschnur- und ähnliche Geburten erforderten durchaus die Wendung.

Ohne Aufschub müsse man zu diesem Verfahren schreiten, wenn zugleich die Nabelschnur nicht nur vorläge, sondern durch den Muttermund tief herabgefallen sei.

Vf. beschreibt nun die Art und Weise, wie die Zerstückelung des Kindes vorzunehmen sei, dann das beim Acephalus und Hydrocephalus zu beobachtende Verfahren.

Unter den Erscheinungen an der Mutterscheide hebt er hervor, dass dieselbe keine bloss passive Rolle bei der Geburt spiele, sondern eine Expulsivkraft besitze.

Er belegt dies mit 12 Gründen und setzt dann genau die eigenthümlichen Erscheinungen in ihrer Wirkungsart auseinander.

Ausführlich spricht er darauf über die Anwendung der Klystiere als Beschleunigungsmittel der Geburt und erörtert die fünf Fälle, in denen sie vorzüglich angezeigt sind. Auch seine Ansichten über die schädlichen Wirkungen des Thees und Kaffees werden eingehend vorgetragen.

Hierauf legt er dar, dass es ausser den ächten Drangwehen auch unvollständige gebe, welche er desshalb Stellwehen nennt, weil sie vor dem Eintritt der neuen Wehe den zurückgegangenen Kopf wieder an dieselbe Stelle hinstellen, wo er sich beim Aufhören der letzten normalen Wehe befand. Schein- oder unvollständige Drangwehen nennt er die, an denen der Uterus wenig oder gar keinen Antheil nähme und wo der Kopf zwar vorwärts getrieben werde, aber auch sogleich wieder zurückgehe.

Unter den Erscheinungen an den Schamlippen, dem Damme und Mastdarme beschreibt er die Regeln oder Bewegungsgesetze, welche die Natur bei diesem Theile des Geburtsgeschäftes zu beobachten pflege. Entschieden spricht er sich gegen den starken Druck der Hand gegen den Damm als das beste von allen Schutzmitteln aus, citirt die Hauptgeburtshelfer, welche dies anrathen, entwickelt klar seine Gründe für die Schädlichkeit dieses üblichen Verfahrens und sagt, dass jede, durch den in Rede stehenden Handgriff indirect bewirkte und ihm keineswegs abzuläugnende Verlangsamung der Kopfentwicklung wenigstens ebensoviele Nach- als Vortheile bringe und durch eine directe Anwendung des Druckes gegen den blossen Kopf selbst, weit leichter, sicherer und schmerzloser erreicht werden könne.

In der letzten Abtheilung schildert er die Behandlung der Neugeborenen. Bei der Ligatur der Nabelschnur gibt er den Rath, dieselbe nicht eher zu unterbinden, als bis das Kind mehrmals laut aufgeschrien habe. Der Scheintod der Kinder wird ausführlich abgehandelt, und Alles angegeben, wie man die verschiedenen Arten desselben erkennen könne und behandeln solle.

Aus den „Beiträgen" im ersten Hefte heben wir hervor:

„Von den Mutterblutflüssen, während der Geburtsarbeit und den dabei nöthigen Verhaltungsmassregeln."

Verf. zeigt hier zuerst, dass in den meisten Lehrbüchern der Geburtshülfe sich noch fälschlich der Rath findet, bei solchen Blutungen auf der Stelle zum Accouchement forcé zu schreiten und diese Operation, so schleunig als möglich zu beenden. Die Frage, ob es wohl überhaupt angehen könne, dass die beim Blutflusse offenen Gefässe der Placenta und des Uterus noch am Ende des neunten Monats der Schwangerschaft von selbst oder auf Hinzukommen innerlicher und äusserlicher Mittel sich wieder auf einen solchen Punkt zusammenziehen können, dass der Blutfluss aufhören muss, ohne das Kind in die Gefahr einer Verblutung zu bringen, wenn es dabei in der Gebärmutter zurübleibt, beantwortet er mit: ja und belegt dies durch vier Gründe.

Die Indicationen, auf welche man bei der Behandlung der Mutterblutflüsse unter der Geburt hauptsächlich zu sehen habe, liegen in der Untersuchung und Bestimmung nachstehender Fragen: 1) In welcher Periode der Schwangerschaft (vor oder während der Geburtszeit) der Mutterfluss eingetreten sei. 2) Wie und wodurch er entstanden. 3) Wie lange er schon angehalten habe, wie viel und welches Blut durch ihn verloren worden. 4) Ob der Blutfluss noch nach dem Wassersprunge dauere, und sich noch einige Wehen zeigen oder nicht. 5) Wie's um den Puls und das übrige Befinden der Kranken stehe. 6) Wie sich der Blutfluss nach einem angewandten Mittel verhalte. 7) Welcher Theil des Kindes vorliege. 8) Ob die wiederkehrenden Wehen stark genug seien, den vorliegenden Theil durch's Becken zu pressen.

Von der Beschaffenheit dieser Hauptmomente hänge es ab, ob auf der Stelle ein Accouchement forcé oder der Fortgang der Geburt von den Naturkräften allein erwartet werden soll. Verf. führt sodann die innerlichen und äusserlichen Mittel auf, welcher er sich mit Erfolg bedient habe.

Bei den

„Gebärmutterentzündungen unmittelbar nach der Entbindung"

macht W. den Vorschlag, ob es nicht besser sei, die Blutegel in der Gegend des Bauchrings und längs dem ganzen Verlaufe der Unterbauchsgefässe zu setzen, weil die Anatomie lehre, dass zugleich mit den runden Mutterbändern die vasa spermatica externa durch den Bauchring gehen und mit den vas. hypogast. anastomosiren.

Den Saxtorph'schen Rath:

„dass man bei der künstlichen Abschälung der Placenta die Fingerspitzen vorher in die Häute einwickeln solle",

empfiehlt er angelegentlichst, weil die scharfen Ränder der Nägel dadurch abgestumpft würden und diese Entwicklung den Fingern einen festeren Zusammenhalt untereinander gebe und ihre Zwischenräume ausfülle.

In dem Aufsatze:

„Etwas über die Wegnahme des Mutterkuchens"

ertheilt er den Rath, entweder den Nabelstrang mit einer doppelten Ligatur zu unterbinden oder das nach dem Durchschneiden des Nabelstranges offene mütterliche Ende so lange zwischen den Fingern zusammengedrückt zu halten, bis kein Blut mehr herausfliessen könne.

Hierdurch behalte 1) der Mutterkuchen seine erste Ausdehnung und ursprüngliche Oberfläche; 2) werde durch den so plötzlich verhinderten Abfluss des Blutes aus der Placenta der Umstand bewirkt, dass das aus der Gebärmutterwand in den Mutterkuchen übergehende Blut, an den jetzt vollen, nicht ausgeleerten Gefässen des letzteren einen ungewöhnlichen Widerstand findet; 3) müsse der weniger Blut verlierende Mutterkuchen als ein Körper von mehr Kubikinhalt die Gebärmutter zu stärkeren Contractionen veranlassen.

Bei Erstgebärenden beeile man sich nicht mit den Frictionen des Unterleibes, um keine Stricturen zu bewirken, auf keinen Fall früher, als bis man aus der härtlichen Geschwulst schliessen kann, dass die Gebärmutter anfängt sich zusammenzuziehen, dann aber nur in der Gegend des Nabels und zwar sanft durch schneckenförmiges Reiben mit der flachen Hand.

Das dritte Beschleunigungsmittel, das Ziehen am Nabelstrange wende man nicht früher an, als bis einige Wehen sich zeigen, etwas Blut abgeht und die Gebärmutter als eine Kugel sich anfühlt. Er verwirft gänzlich den Bandelocque'-

schen Handgriff, weil dadurch den Kreissenden Schmerzen gemacht würden; er räth die Nabelschnur dicht am Damm zu fassen und sie sanft schraubenförmig anzuziehen.

Gegen die voreilige Wegnahme der Nachgeburt ist er 1) weil es nicht ohne nachtheilige Folgen bleibt, wenn wir die Natur übereilen, 2) weil es der Mutter Schmerzen verursacht, 4) weil bei einer Wegnahme auf der Stelle die Wöchnerinnen nachher weit mehr Blut verlieren, 4) wegen möglicher Anwachsungen, wobei es nothwendig, dass die Kreissende sich erst erholt habe, 5) weil dadurch allerlei Uebel nachher entstehen können wegen möglicher Idiosynkrasien der Kreissenden. V. bedient sich desshalb Haferschleims, in die er die Hand taucht, 6) weil die selbstthätige Wirksamkeit des Gebärmuttergrundes damit geschwächt würde, und dies ebenso weiter erben könne, als die dicht anliegenden Ohren.

In der sechsten Abhandlung gibt V. ein Schema der von ihm gebrauchten Entbindungstafeln und erläutert ihren Gebrauch durch erklärende Zusätze. Dieselben unterscheiden sich von den gewöhnlichen durch ihren wissenschaftlichen Charakter, und es wäre zu wünschen, dass alle medicinisch-statistischen Bureaus sie als Modelle einführten.

In der siebenten entwickelt er die Gründe, wesshalb beim Tode eines noch von der Gebärmutter eingeschlossenen Foetus das Gefühl von einer Schwere in der Tiefe des oberen Beckens entstehe und das Hinfallen des Uterus nach jeder Seite, auf welche sich die Schwangere hinlege.

Die achte Abhandlung beschäftigt sich mit der „geburtshülflichen Semiotik, d. h. mit den äusserlichen, ohne innerliche Exploration zu bemerkenden Veränderungen, welche sich bei jedem Geburtsstadium ereignen“. Hierbei kommen in Betracht der Puls und das Athemholen, die Wehen und zwar die Zwischenzeiten zwischen den jedesmaligen Wehen, die jedesmalige Dauer der Wehe, die Beschaffenheit, Gegend und Stärke, die Mitleidenschaft des übrigen Körpers, der Seelenzustand der Kreissenden. — Die Erfahrung lehre, dass die Kreissenden im letzten Stadium der Geburt am ungeduldigsten sind — ferner die grössere oder mindere Bewegung des Foetus — dieselbe ist zu Anfang der Geburt am lebhaftesten — die grössere oder mindere Schmerzhaftigkeit des Bauches beim Befühlen mit der Hand (gewöhnlich ist der Bauch und zwar in der Nabelgegend in den Mittelstadien der Geburt schmerzhaft, zu Anfang und zu Ende wenig oder gar nicht), die Ausdehnung, Form und Härte des Bauches; letztere hält er für die sichersten.

Angehängt sind die, auch als besondere Schrift erschienenen: „Tabellen für Geburtshelfer und Hebammen zur leichteren Uebersicht derjenigen Geburtsfälle, welche durch eine widernatürliche Stellung der Theile des Kindes zur Geburt bestimmt werden. Aus dem Lateinischen des Dr. Fried. Wilh. Voigtel in's Deutsche übersetzt“.

Im zweiten Hefte befinden sich folgende Abhandlungen:

1) „Etwas über schweres nnd leichtes Gebären“.

2) „Ein seltner Geburtsfall“.

3) „Noch ein paar Worte über die Methode, dem Zerreissen des Dammes vorzubeugen“.

4) „Ueber ein neues Perforatorium“. Nachdem W. hervorgehoben, dass der Hauptfehler an allen übrigen sei, dass sie gerade geformt und nicht lang genug sind, beschreibt er das von ihm erfundene, welches diese Fehler vermeidet“.

5. „Abhandlung von einigen allgemeinen Regeln bei der Anwendung der Geburtszange“.

Hierin erörtert der Verf. a) wann, wo und wie die Zangen anzulegen, b) wann, wo und wie er mit ihr die Attractionen mache, wann, wo und wie er sie vom Kopfe zu lösen habe. Die erste Frage beantwortet er damit, dass er sagt, die Zange dürfe nicht früher applicirt werden, als bis wenigstens ein Viertel des Kopfes durch die obere Apertur in die Höhle des Beckens hineingetreten ist und als bis die Oeffnung des Muttermundes wenigstens zwei Zoll im Durchmesser habe, in Bezug auf die Stelle sagt er, dass sie nie in dem geraden Durchmesser des Beckens, sondern nur im Quer- oder schiefen Durchmesser desselben angelegt werden dürfe, am sichersten über die Seitentheile des Kopfes, an den Endpunkten seines Querdurchmessers oder auch nach Richtung des geraden Kopfdurchmessers.

6. „Nähere Entwicklung der Hauptursachen, warum so viele Kinder schon unter der Geburt oder doch bald nach derselben sterben.“

In einigen der letzten Jahre ist das eilfte und in den meisten das vierzehnte Kind entweder todt geboren oder unmittelbar nach der Geburt gestorben. Die Hauptursachen lassen sich auf drei zurückführen 1) auf einen von den Eltern übertragenen hohen Grad der Lebensschwäche der Frucht, deren Grund zu suchen sei in der Dünnheit und Kraftlosigkeit des väterlichen Samens, in dem unmässigen Beischlafe, in den mancherlei Schwächen und Krankheiten der schwangeren Mutter, in ihren physischen und moralischen Diätfehlern, 2) auf die mancherlei Hindernisse, welche der Geburt des Kindes sowohl von Seiten der Mutter, als von denen der Geburtshelfer und Hebammen entgegenstehen. In ersterer Beziehung kommen in Betracht: ein zu enges, tiefes, übelgeformtes oder sonst unnatürliches Becken und andere fehlerhafte Bildungen der harten und weichen Geburtstheile, kurz vor der Entbindung vorhergegangene Erkältungen oder körperliche Strapazen der Mutter, eine durch Unwissenheit und Leichtsinn der Mutter veranlasste üble Lage des Kindes zur Geburt.

Die nächsten Veranlassungen der unnatürlichen Lagen des Kindes seien: das Einschnüren des Bauches, das Tragen einer Menge über dem schwangern Bauche angehängten Röcke, das viele gebückte Sitzen, das Liegen und Schlafen auf einer Seite und die in der Schwangerschaft versäumten Darmausleerungen, Heben und Tragen schwerer Lasten und ähnliche Anstrengungen mehr. Die Fehler der Geburtshelfer fallen grösstentheils bei der Wendung und Zangenoperation vor.

Die Hauptfehler bei der Wendung wären: die Operation würde zu spät unternommen, das Kind zu schnell gewandt, die Lebergegend der Frucht und der Nabelstrang würden zu stark gedrückt, die Arme nicht vorsichtig genug aufgesucht und diese und nachher der übrige Körper zu schnell und gewaltsam herausgezogen; ausserdem fehle man vielfach bei der Entwicklung des Kopfes.

Die Hauptmängel der Zangenoperationen seien: von manchen Geburtshelfern würde die Zange immer noch an der ersten besten Stelle des Kopfes angelegt, sie würde zu schnell und stark zusammengedrückt, bei diesen Compressionen ferner keine Rücksicht darauf genommen, ob die Reifen der Zangenfenster auch in die Suturen eindringen, die Zange überdies ununterbrochen zusammengedrückt gehalten, die Attractionen ausserdem zu anhaltend gemacht, der Hängebauch der Schwangeren nicht berücksichtigt, der Versuch, durch innerliche Mittel Gebärmutterstricturen zu beseitigen, endlich unterlassen.

Die Fehler der Hebammen bestünden darin, dass sie nicht genug Rücksicht nehmen auf den Hängebauch und die Schieflagen der Gebärmutter, dass sie die Kreissenden die Wehen viel zu frühzeitig verarbeiten lassen, die Fruchtblase geflissentlich früher als es zweckmässig und nöthig sprengen, die Mutterscheide zu oft und zu stark betasten, ausdehnen und ausschmieren, keine Rücksicht nehmen auf die unter der Geburt so oft vorkommenden Stricturen der Gebärmutter, nicht dafür sorgen, dass die Kreissenden während der Entbindung sich nicht erkälten, ohne Noth mit ihren Fingern an dem vorliegenden Kopfe des Kindes herumarbeiten und herumstossen, beim Durchschneiden desselben zu stark gegen das Mittelfleisch andrücken, an dem geborenen Kopf zu gewaltsam ziehen und die Nabelschnur entweder zu früh oder zu spät trennen.

Die dritte Hauptursache sei darin zu suchen, dass die Rettungsmittel für scheintodte Kinder leichtsinnig versäumt, übel angewendet oder nicht lange genug fortgesetzt würden. Die schwächlichen Kinder fänden aber oft dadurch ihren Tod, dass man sie direct aus dem Bade in kalte Tücher schlage, in eine verpestete Luft bringe und in ihren Windeln unvernünftig zusammenpresse, anstatt sie ganz nackt in ein erwärmtes geräumiges Tuch zu legen.

Verf. verwahrt sich dagegen, dass er die gerügten Fehler bloss auf Hamburg beziehen wolle. „Hamburg so wie jeder andere grössere Ort hat mehrere achtungswürdige Geburtshelfer und Hebammen aufzuweisen, die über jeden Vorwurf weit erhaben sind. Aber das Heer der Blindschleichen und geburtshülflichen Sudler, welche ohne Kenntniss und guten Willen, bloss des täglichen Brodes halber, sich in die Kreissezimmer drängen und wie ägyptische Würgengel die unschuldigen Kindlein vom Leben zum Tode führen, diese nur und Niemand anders treffe die Geissel meiner Kritik. Möchte ich sie nur nicht ganz umsonst geschwungen haben; möchte doch der eine oder der andere von ihnen endlich einmal in sich kehren und gewissenhafter und besser zu werden versuchen".

7. „Ein Vorschlag, den Kaiserschnitt betreffend."

Dieser Aufsatz wurde später weiter ausgeführt in den den Pariser und Berliner Facultäten übergebenen Abhandlungen.

8) „Ueber zwei sehr wirksame Arzneimittel".

Bei Atonie der Gebärmutter bewähre sich ausgezeichnet die später noch einmal angeführte Mischung von Salpeter und Castoreum und als Salbe specifisch gegen alle Schmerzen und Spannungen, welche sich in den bei der Schwangerschaft am meisten interessirten Theilen äussern: ung. nucist. Unc. $^1/_2$, Ol. amygd dulc. rec. express. ℥iβ, Ol. Cajeput. Gutt. XV—XXX.

9) „Noch ein paar Fälle, wo man allenfalls nach der Geburt des Kindes mit der Hand in die Gebärmutter gehen und die Nachgeburt losschälen darf": 1) Nach Zwillings- oder Drillingsgeburten, 2) bei einem sehr beträchtlichen Vorfalle der Gebärmutter, 3) wenn die Nabelschnur zu kurz war, 4) bei einem vorhergegangenen zu starken Ziehen der Hebammen am Nabelstrange, wodurch eine Umkehrung der Gebärmutter verursacht worden ist, die so schleunig als möglich reponirt werden muss.

10) „Die gewöhnlichsten Ursachen der jetzt so häufig vorkommenden Mutter- und Mutterscheiden-Vorfälle" findet er 1) darin, dass die Wöchnerinnen sich viel zu früh aus dem Bette und an ihre Geschäfte machen, 2) dass die Diät des Wochenbettes in den ersten Tagen zu schwächend ist, 3) in dem unvorsichtigen Hinabdrücken der gewöhnlichen Bauchbinden, 4) in dem schrecklichen Verfahren der meisten Hebammen unter der Geburt.

11) „Einer zu grossen Menge und Schmerzhaftigkeit der Nachwehen wird durch nichts zuverlässiger vorgebeugt als durch die sorgfältigste Schützung der Geburtstheile vor Erkältung."

12) „Eins der wirksamsten äusserlichen Mittel die Kraft der Wehen zu verstärken ist mit das Binden des Bauches oder ein ziemlich fester Druck mit den Händen gegen denselben zur Zeit einer Wehe."

13) „Ein neuer Handgriff bei der Wendung ist ein starker Druck der Hand dicht an und über dem Schamknochen derjenigen Seite, wohin das Hinterhaupt des Kindes gerichtet ist."

14) „Die sichersten Zeichen einer bevorstehenden Frühgeburt sind: wenn gerade zu der Zeit, wo vorher schon einmal eine Frühgeburt erfolgte a) das Kind ohne alle vorhergegangene Ursache plötzlich ungewöhnlich unruhig und dann auf einmal ganz still wird, b) der Bauch in wenigen Stunden spitziger, angespannter und härter wird."

15) „Von einer kleinen Verbesserung am Sitzbrett meines Geburtsstuhles".

16) „Ueber das Baden neugeborener Kinder".

17) „Lob des Sydenham'schen Mittels gegen Gebärmutter- und Mutterscheidenvorfälle (cort. querc. ℥ii coq. c. aq. font. Lb. 4, ad reman. Lb. 2 sub. fin. coct. add. cort granat. ℥i, rosar. rub., flor. balaustr ãã mp. 3, colat. rem. admisc. Vin. gall. rub. Lb. $^1/_2$ drei bis viermal täglich mit leinenen Tüchern an die vorgehaltenen Theile zu halten".

18) „Praeservativmittel gegen Stockungen, Schmerzen und Knoten in den Brüsten".

(Eine Mischung aus gleichen Theilen Wallrath, weissen Wachses und frischen Mandelöls.

19) „Semiotik eines rothen Streifens am Bauche".

20) „Bestätigung des Astruc'schen Ausspruchs: Weiber, welche ihre Kinder niedrig tragen, sind den Aborten und Frühgeburten mehr unterworfen als diejenigen, welche sie hoch tragen".

„21) Unterschied von placenta incarcerata und compressa." Letztere beziehe sich nur auf einen Theil der Nachgeburt.

22) „Geburtshindernisse."

Wenn der Kopf mit seinem geraden Durchmesser, anstatt in den schiefen zu treten, in den geraden Durchmesser der oberen Apertur sich stelle, so erschwere dies die Geburt. In diesem Falle lässt er die Gebärende in ihrem Zimmer mit starken, von einer Seite zur anderen schaukelnden Schritten auf und niedergehen, dieselbe sich dann zu wiederholten Malen plötzlich auf die linke Seite hinlegen und dabei so lange den Bauch mit der Hand rollen, dass der gerade Durchmesser des Kopfes in den schiefen Durchmesser des Beckens sich gestellt hat. Das Rollen geschehe auf die Art, dass man mit der einen Hand die obere Gegend des Bauches von der rechten Seite der Kreissenden nach der

linken hinüber drückt und mit der anderen Hand die untere Gegend des Bauches von der linken Seite nach der rechten hinschiebt.

Bruchstücke aus der Geburtshülfe.

„Ein Wiederbelebungsmittel für todtscheinende, neugeborene Kinder".

Es besteht darin, das todtscheinende Kind zu wiederholten Malen in der zum Baden bestimmten Flüssigkeit ziemlich schnell hin und her zu bewegen und dasselbe ebenso oft und abwechselnd, bald aus dieser wärmeren Flüssigkeit in die kältere Luft emporzuheben, bald aus dieser wieder in jene unter zu tauchen.

„Geschichte eines Blutpolypen, der höchst wahrscheinlich durch eine gewaltsame Wegnahme der Nachgeburt veranlasst worden war".

Diese Abhandlung ist dadurch sehr interessant, dass Wigand hier selbst erzählt, wie er sich in der Diagnose geirrt und einen Gebärmutterpolypen für eine partielle Umkehrung des Gebärmutterbodens gehalten hatte; auch auf die collegialischen Verhältnisse der damaligen Geburtshelfer, die Quacksalberei eines herbeicitirten Apothekers wirft sie interessantes Licht. Mit der Zange wurde grosser Missbrauch getrieben, man legte sie noch an, wenn der Kopf schon im Einschneiden war. „Madame, soll ich die Löffel anlegen" war die euphemistische Frage.

Unter den 16 Miscellen heben wir folgende aus:

„Osianders Behauptung, dass der Bauch, wenn das Kind mit seinem Hinterhaupte nach hinten liegt, sich zweihügelicht darstelle, habe ich noch jedesmal bestätigt gefunden. Ebenso charakteristisch, würde ich hier hinzusetzen, ist in diesem Falle der Umstand, dass auch noch durch das ganze letzte Stadium der Geburt die Bewegungen der kleinen Arme und Beine des Kindes fühlbar sind, da man doch sonst bei recht gestellten Kindern im letzten Stadium der Geburt, weil hier die kleinen Extremitäten von der dicht an dem Körper der Frucht anschliessenden Gebärmutter nach hinten zusammengedrängt werden, gewöhnlich gar keine Bewegungen mehr äusserlich am Bauche fühlen kann".

„Von einem ganz besonderen, oft sehr hartnäckigen Gebärmutter-Blutflusse, der sich nach manchen Fehl- oder Frühgeburten einzustellen pflegt".

Diese Krankheit trete 2—6 Wochen nach der Fehl- oder Frühgeburt auf und werde dann in der Regel für die wiederkehrende Menstruation gehalten. Würde die Krankheit bloss dynamisch behandelt, so genese die Frau allmählich, wenn sie robust sei; wenn nicht, ziehe sich die Hämorrhagie so in die Länge, dass zuletzt eine schmutzige Jauche abfliesse und endlich Schwindsucht und Wassersucht hinzutreten könne. Nachdem Verf. nun die Diagnose angegeben, setzt er auseinander, dass die blosse dynamische Methode hier nicht ausreiche, sondern räth zum frühzeitigen Einbringen eines aus Schwamm, Charpie oder Flachs verfertigten Tampons in die Mutterscheide. In der Regel müssen sie alle 12 Stunden ersetzt werden.

„Schnelle Hülfe von einer ungewöhnlichen schmerzstillenden Mischung".

Bei einem eingeklemmten Bruche, wo W. alles Mögliche ohne Erfolg versucht hatte, wurde aus Versehen eine Mischung von drei Unzen Hyoscyamusöl und 6 Gran Opium, die als Klystier applicirt werden sollte, per os genommen. Dies Mittel wirkte so rasch, das das Brechen und die Darmschmerzen sofort aufhörten und in einer Stunde der Darm reponirt werden konnte.

„Etwas über den Lenhardt'schen Gesundheitstrank für Schwangere auch über den Nutzen abführender Arzneien in der letzten Hälfte der Schwangerschaft".

Verf. bricht in diesem Aufsatze für den Charlatan Dr. Lenhardt eine Lanze, gegen dessen als eine Panacee für alle Entbindungen angepriesenen abführenden Trank die Aerzte bisher einen erbitterten Kampf geführt hatten. Verf zeigt zunächst, welchen Einfluss Angefülltheit des Unterleibes auf die nachherige Entbindung habe, wie die Bauchmuskeln geschwächt, die Geburtswehen nicht so anhaltend und wirksam, Schlieflagen der Gebärmutter nach der rechten Seite dadurch bewirkt, der Uterus mit einer grösseren Menge Fruchtwasser angefüllt, auch die Lösung der Nachgeburt dadurch geschwächt würde. Abführmittel in den letzten Monaten seien desshalb indicirt.

„Lenhardt hat dies alles den Weibern zuerst öffentlich und laut gesagt. Wer von uns, frage ich jetzt, kann die vielen günstigen Wirkungen mit eigenen Ohren hören, mit eigenen Augen sehen, ohne dem Mann, und wär' er auch ein Charlatan, wohl

zu wollen oder ihn doch wenigstens in seinen Schwächen zu entschuldigen? Wer von uns wird die Muschel zertreten, in welcher er eine köstliche Perle fand? Wer von uns wird das Kind mit dem Bade verschütten? Es sei also Friede oder doch Waffenstillstand unter uns und dem Quedlinburger"!

In dem Werke „von den Ursachen und der Behandlung der Nachgeburtszögerungen", das seinem Oheim, „einem der ehrwürdigsten Nestoren unter Deutschland's Aerzten" dem Geheimen Hofrath Dr. Wigand in Wildungen gewidmet ist, macht W. den Versuch, manches in der Lehre der Nachgeburt näher zu bestimmen und einige der noch immer streitenden Parteien auf einem friedlicheren Fuss miteinander zu setzen.

Nach seinen bisherigen Erfahrungen gebe es sechs Hauptursachen, welche einzeln oder in einer mannigfaltigen Verbindung unter einander, Nachgeburtszögerungen zu veranlassen im Stande seien. Jede dieser Ursachen habe ihre wesentlich von einander unterschiedenen, charakteristischen Kennzeichen, mit denen der ausübende Geburtshelfer sehr genau bekannt sein müsse, wenn er bei den ihm vorkommenden Nachgeburtszögerungen zu den zweckmässigsten Mitteln greifen, eine richtige Prognosis stellen und überhaupt mit derjenigen Bestimmtheit, Sicherheit und Ruhe verfahren wolle, wodurch sich der ächte Künstler vor dem alltäglichen Handwerker auszuzeichnen pflege.

I. Von der Atonie der Gebärmutter.

Dieselbe könne eine vollkommene sein und eine unvollkommene, eine ursprüngliche und zufällige. Folgende Erscheinungen deuteten schon während der Geburt auf eine Schwäche der Gebärmutter hin: 1) seltene und kurze, nicht lange andauernde Wehen, 2) die äusserlich fühlbaren Contractionen des Uterus seien nicht anhaltend, der sich zusammenziehende Uterus nicht hart genug, 3) wenn Blutflüsse aus der Gebärmutter selbst dann noch anhielten, wenn bereits die Wasser abgeflossen seien, oder der Kopf schon den Muttermund ausfülle, 4) wenn beträchtliche Schieflagen vorhanden und dieselben durch die Wehen nicht verbessert würden, 5) die Fruchtblase sich unter den Wehen nur sehr langsam und nicht grell und stark genug anspanne, 6) der unter einer Wehe herabgetretene Kopf nach jeder Wehe immer wieder ganz so weit in die Höhe zurückgehe, als er oben herabgetreten wäre, 7) dadurch, dass der Muttermund unter den Wehen nicht straff genug angespannt werde, dass sich keine Kopfgeschwulst bilde, dass der Kopf bei einer übrigens guten Stellung und gehörigen Grösse nur sehr langsam durch die Beckenhöhle fortrücke. In der Periode nach der Geburt hebt er folgende Erscheinungen hervor. Das erste und sicherste Zeichen wäre das Nichterscheinen jener kleinen und harten Gebärmutterkugel. Das zweite sichere Zeichen sei, wenn das Blut immerwährend aus den Geburtstheilen fliesse, ohne dass zwischendurch kleine Pausen entstünden und ohne dass die Kreissende dabei kleine, wehenartige Schmerzen empfände, das dritte, dass, wenn man unter diesen Umständen stark an der Nabelschnur ziehe, man diese Bewegung deutlich im Bauche fühle, und das Blut darauf noch rascher abflösse. Die Atonie komme am häufigsten vor, bei allgemeiner Schwäche des Körpers der Kreissenden, bei einem jugendlichen oder einem zu weit vorgerückten Alter, nach mehreren vorhergegangenen, sehr langsamen, schweren und schmerzhaften Geburten, bei heftigen und anhaltenden Blutflüssen, nach örtlichen Verletzungen durch Stoss, Fall, Druck u. s. w., unmittelbar nach einer ungewöhnlich langsamen oder ungewöhnlich raschen Geburt, denn je schneller und früher die Geburt, desto langsamer und später die Nachgeburt. Auch Rheumatismus gäbe eine häufige Zögerungsursache ab. Dabei zeigten sich aber leichte, herumziehende, wehenartige Schmerzen, ein lässiger Trieb zum Urinlassen fände statt, während der Geburt sei der Uterus sehr empfindlich. Letzteres sei ein pathognomisches Zeichen.

Verf. gibt nun zunächst an, wie einer solchen Atonie vorgebeugt werden könne. In Betreff der Behandlung räth er bei der Atonie des Uterus von indirecter Art, die flüssigen Reizmittel zuerst in einer grossen Gabe zu reichen und dieselbe allmählich zu vermindern, bis sich Contractionen der Gebärmutter zeigen. Mit gutem Erfolge habe er 1—1½ Theelöffel voll Zimmttinctur gegeben.

Bei der Atonie von directer Art reiche man diese Mittel in kleinen, aber oft wiederholten und steigenden Gaben; er lasse mit der Zimmttinctur zu 10—15 Tropfen beginnen und steige mit jeder fünften Minute um 3—5 Tropfen.

Als äussere Mittel seien zu empfehlen: ein starkes Reiben des Bauches, so

hoch als möglich, damit es zuerst und am meisten den Muttergrund treffe, dann kalte Essig- oder Branntweinaufschläge auf den Bauch und Einspritzungen in die Gebärmutter von lauem Wasser mit etwas Essig. Die kalten Aufschläge dürften nur wenige Sekunden liegen bleiben, weil man sie wie den plötzlichen Eindruck der Kälte auf die Empfindungsorgane benützen, keineswegs aber dem Körper Wärmestoff entziehen wolle. Die sehr kalten Einspritzungen stillten freilich den Blutfluss um einige Secunden früher, wirkten aber auf die Gebärmutterhaut und Lochien nachtheilig ein. Diese Mittel könne man unterstützen nach der Mohrenheim'schen Idee durch einen anhaltenden, ziemlich starken Druck auf den Bauch, durch Applicirung von kalten Umschlägen um die Füsse. Helfe dieses Alles nicht, so müsse man die ganze Hand in den Uterus bringen und durch ein starkes lebhaftes Betasten und Reiben der inneren Gebärmutterwand die Thätigkeit dieses Organs zu wecken suchen; man bemühe sich die ersten und stärksten Reibungen an derjenigen Stelle der Mutterwand zu machen, von der sich die Placenta gelöst hat, dann drücke man das getrennte Stück der Placenta fest an die Gebärmutterwand an; dies sei das sicherste Mittel, den Blutfluss in der Geschwindigkeit auf einige Minuten zu stillen. Mit der andern Hand müsse man äusserlich die Gebärmutter unterstützen und den Mutterkuchen und Uterus zwischen beide Hände nehmen, dies hemme augenblicklich den Blutfluss. Fühle man nun äusserlich und innerlich, dass der Blutfluss innehalte, so könne man die übrige Absonderung und Ausstossung allein der Natur überlassen.

Verf. zieht diese seine Methode der der sofortigen künstlichen Lösung der Nachgeburt vor, weil es nicht rathsam sei, die Wöchnerin durch das Abschälen des Mutterkuchens zu martern, der Blutfluss durch eine bedeutende Quantität zunächst vermehrt werde und man keine Garantie habe, dass nach der Wegnahme die Contractionen so stark seien, dass nur wenig Blut mehr abflösse.

Mittlerweile lasse man auch das Kind anlegen, weil durch den Consens mit den Brüsten die Gebärmutter zu lebhafteren Contractionen gereizt würde.

Es gäbe aber auch Fälle von Atonie, wo gar kein oder sehr wenig Blut aus den Geburtstheilen flösse. Dies rühre entweder daher, dass der Mutterkuchen noch gar nicht gelöst sei, und dann sei keine Gefahr vorhanden, oder er habe sich schon gelöst, das Blut bleibe aber in der Gebärmutterhöhle zurück — haemorrhagia uteri interni. Verf. gibt nun die Symptome hierfür an und räth, unmittelbar mit der Hand in die Gebärmutter zu gehen und hier so schnell als möglich die zur Stillung des Blutflusses nöthigen Handgriffe vorzunehmen. Sei der Mutterkuchen aber schon gänzlich gelöst, so versuche man nicht den Handgriff des Andrückens, sondern nehme ihn langsam und vorsichtig hinaus, mache aber gleich darauf Einspritzungen. Verf. ertheilt nun noch einige praktische Cautelen, die man gut thue, zu beachten und anzuwenden.

Die unregelmässigen und partiellen Zusammenziehungen der Gebärmutter betrachtet dann der Verf. als die zweite und gleichfalls ziemlich häufige Ursache der Nachgeburtszögerungen. Die Kunst habe in den meisten Fällen dieser Art nichts weiter zu thun, als durch zweckmässige innere und äussere Mittel den Krampf oder die örtliche Zusammenziehung zu heben, die Thätigkeit der Gebärmutter allgemeiner zu machen und den freiwilligen Abgang der Natur ganz ruhig abzuwarten. Sollte der Fall eintreten, dass, weil während der partiellen Zusammenziehung ein sehr heftiger Blutfluss entsteht, man genöthigt wäre, die Nachgeburt schleunig wegzunehmen, so verfahre man, um den Muttermund zu erweitern, nach folgender Methode:

„Ich bringe zuerst den Zeige- und Mittelfinger bis über ihr erstes Glied durch die verengte Stelle hindurch. Dann dränge ich den Daumen, der vorher gekrümmt und müssig in der Handfläche lag, in der Gegend der zweiten Gelenkbiegung zwischen diese beiden Finger hinein und stosse ihn nun, immer noch zwischen ihnen, so lange und so weit hinauf, bis die Spitzen aller drei Finger zusammenstossen und ein und dieselbe Fläche berühren. Durch dieses Manöver mit dem Daumen habe ich nun schon die Oeffnung um so viel mehr erweitert, als die Dicke des zu den ersten zweien Fingern hinzugekommenen Daumens beträgt. Nun ziehe ich den Daumen wieder etwas zurück und schiebe, um den dadurch entstandenen leeren Raum wieder auszufüllen, die beiden andern Finger höher hinauf. Jetzt wiederhole ich dasselbe Manöver mit dem Daumen, bis abermals alle drei Fingerspitzen zusammenstossen. Auf diese Art bin ich nun allmählich bis bei-

nahe an die Hand selbst gelangt und habe dadurch eine solche Oeffnung gewonnen, dass ich jetzt alle fünf Finger bequem hineinbringen kann. Ist dies letztere erst möglich, so kann ich sehr leicht allmählich die ganze Hand dadurch hineinbringen, dass ich den Daumen zwischen diesen Fingern bald wie einen Keil hinaufdränge, bald aber wieder herabziehe, während dass ich immer in die durch ihn bewirkte grössere Oeffnung die vier anderen Finger bohrend höher hinaufschiebe."

Die dritte Ursache von Nachgeburtszögerungen liege in der zu festen Cohärenz des Mutterkuchens mit der Gebärmutterwand.

Als Ursache fand er 1) wenn die Kreissende in einem der letzten 4 Monate an einem nicht ganz unbedeutenden Gebärmutterblutflusse gelitten hatte. Er fand dann jedesmal eine Stelle des Mutterkuchens, wahrscheinlich diejenige, deren temporäre Trennung die Ursache des Blutflusses war, von einem ganz ungewöhnlich festen dichten Zellgewebe, in dem manchmal kleine kalkartige Steinchen steckten. 2) bei sehr fetten corpulenten Frauen, die sich während der Schwangerschaft zu wenig körperliche Bewegungen gemacht hatten. Die Symptome seien, dass die ersten Geburtswehen hier viel länger als natürlich anhalten und auch ungleich heftiger und zahlreicher seien, grosse Empfindlichkeit einer kleinen genau begrenzten Stelle der Gebärmutter beim äusseren Betasten, leichte Gebärmutterblutflüsse unter der Geburt und ein grosser, voller, harter Puls.

Nach der Geburt characterisire sich die zu feste Cohärenz durch nachfolgende Erscheinungen:

1) Obgleich die Gebärmutter sich gehörig zusammenziehe, so sei demungeachtet vom Mutterkuchen noch nichts im Muttermunde zu fühlen. 2) Wenn die sich bildende Gebärmutterkugel nicht nur ungewöhnlich hart, sondern auch, statt rund und hart, würfeligt, cylindrisch, eckigt oder uneben und 3) jede Contraction des Uterus oder jede sogenannte Nachwehe von einem bedeutenden Schmerze begleitet werde.

In Bezug auf die Behandlung bemerkt er, dass in den meisten Fällen die Naturkräfte ausreichten. In einigen Fällen jedoch müsse die Kunst hinzutreten. Verf. gibt nun die geeigneten inneren und äusseren Mittel an und sagt, dass, so lange die Kreissende während der Nachgeburtszögerung weder an bedeutender Schwäche noch an Angst oder Schweiss leide und der übrige Organismus nicht viel theilnehme an dem örtlichen Leiden der Gebärmutter, so lange überdem noch der Blutabgang mässig sei, dürfe und müsse der Geburtshelfer dieser Nachgeburtszögerung, und dauere sie auch Wochen und Monate lang, ganz ruhig zusehen.

Träte aber der entgegengesetzte Fall ein, so wäre ein längeres Zaudern und blosses Ueberlassen an die Naturkräfte verwerflich. In diesem Falte halte er es für rathsam, das festhängende Stück der Placenta nicht gewaltsam abzuschälen, sondern dasselbe lieber, indem man den übrigen Theil des Mutterkuchens ungefähr 1—1½ Zoll unter der Stelle der Verwachsung mit den Fingern abdrückte und abkniff, in der Gebärmutter zurückzulassen.

Zu diesem Verfahren bestimmten ihn folgende Gründe:

1) Die Gefahr einer zu grossen inneren Verletzung des Uterus und zu grosser Schmerzvermehrung für die Kreissende durch das gewaltsame Abschälen.

2) Die Ueberzeugung, dass der Uterus sich um sehr viel mehr verkleinern könne, wenn der grössere Theil der Placenta aus seiner Höhle entfernt sei.

3) Eine vieljährige Beobachtung habe ihm gelehrt, dass von dem Zurückbleiben eines grösseren oder kleineren Stückes der Placenta lange nicht so oft und so viel Unheil entspränge, als es noch immer einige Geburtshelfer zu befürchten scheinen. Seine Methode habe sich in seiner Praxis so vollkommen bewährt, dass er sie nicht laut genug empfehlen könne. Er schiebe nach den bekannten Regeln die eine oder die andere Hand langsam in die Gebärmutter, suche die Stelle des festeren Zusammenhanges auf, fasse dann ungefähr 1—1½ Zoll unter dieser Stelle die Placenta mit dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger und quetsche und zerdrücke dieselbe mittelst dieser Finger so lange, bis die untere und grössere Hälfte des Mutterkuchens abfalle. Verf. entwickelt dann sieben Gründe, warum er diese Operation nie gleich anfänglich vorgenommen, sondern es für besser

halte, dieselbe frühestens nach einem Verlaufe von wenigstens 24 Stunden vorzunehmen.

Diese drei Ursachen seien die häufigsten und bedeutendsten.

Die IV. Ursache der Nachgeburtszögerung bestehe in einem regelwidrigen Sitze des Mutterkuchens.

In keinem Ealle würde derselbe schneller abgesondert, als wenn er im Grunde oder Boden der Gebärmutter ansitze; anders sei es, wenn dies nicht stattfände.

1) Habe der Mutterkuchen seinen Sitz im Körper der Gebärmutter und zwar an der rechten oder linken Seite desselben, so werfe sich die Gebärmutter, bei einer vollkommenen Rückenlage der Kreissenden, sehr stark nach derjenigen Seite hin, wo die Placenta inserirt sei. Der Geburtshelfer dürfe hier selten mehr thun, als der Kreissenden eine starke Seitenlage nach der, der Insertionsstelle gerade entgegengesetzten, Seite zu geben.

2) Befinde sich der Mutterkuchen an der vorderen Wand der Gebärmutter, so gebe sich dies durch einen starken Hängebauch zu erkennen. Hier müsse man letzteren in die Höhe heben und durch fest angelegte Binden die Gebärmutter mehr in der Directionslinie des Beckens zu erhalten suchen. Wäre man aber am Ende noch genöthigt, die Placenta wegzunehmen, so thue man wohl daran, wenn man die Kreissende auf den Bauch lege und die operirende Hand von hinten durch die Mutterscheide in den Uterus bringe.

3) Die Fälle, wo die Placenta an der hintern Wand des Fruchthalters sich befände, kämen sehr selten vor, und sässe

4) dieselbe geradezu auf dem Muttermunde oder doch in dessen Nähe, so folge sie dem Kinde bald nach.

Eine V. Ursache könne auch eine unbequeme und fehlerhafte Stellung des Mutterkuchens werden.

Dies trete ein, wenn die Nachgeburt nicht mit einem ihrer Ränder, sondern mit ihrer breiten Fläche auf den Muttermund hinabsänke. Die Behandlung bestehe darin, bloss einen Rand der Placenta zu erfassen und ihn in den Muttermund hinabzuleiten, dann Alles der Natur zu überlassen.

Die VI. Ursache sei die ungewöhnliche Grösse und Weichheit des Mutterkuchens.

Dauere die Zögerung zu lange, mit sichtbarem Nachtheil für die Kreissende, so schäle man vorsichtig die Nachgeburt mittelst der eingebrachten Hand ab; dies glücke um so leichter, als ein weicher und lockerer Mutterkuchen nur leicht und lose anhänge.

Selten geschähe es, dass eine Nachgeburtszögerung nur durch eine einzige Ursache veranlasst werde, gewöhnlich träfen zwei und mehrere zusammen, welche Complicationen denn auch eine zusammengesetzte Behandlung erforderten.

Von den dann am Schlusse von ihm aufgeführten 26 Aphorismen wollen wir nur einen der letzten citiren:

„Es gibt gewisse, noch nicht gekannte Luftconstitutionen, bei denen die Nachgeburtszögerungen, vorzüglich die aus zu fester Adhärenz, auffallend häufiger vorkommen, als zu andern Zeiten.“

Von den „drei den medicinischen Facultäten zu Paris und Berlin zur Prüfung übergebenen geburtshülflichen Abhandlungen“ erörtert die erste Wigand's Ansichten über die Tödtlichkeit des Kaiserschnitts und Vorschläge zu einem neuen Verfahren bei demselben.

Die von ihm vorgetragenen Gedanken über ersteren Punkt sind folgende: erstlich, dass diese Operation in den letzten besseren und reiferen Zeiten der Geburtshülfe lange nicht mit dem Glücke gemacht worden sei, als es früherhin der Fall war und dass zweitens die meisten von den Operationen, welche glücklich abliefen, nicht nur sehr wahrscheinlich ohne alle Noth, sondern auch nicht so oft von anerkannt grossen und geschickten Männern, als von sehr mittelmässigen Chirurgen, ja sogar von höchst unwissenden Schweinsschneidern und ähnlichen Menschen verrichtet wurden. Die Indicationen mögen in vieler Hinsicht richtig sein; nur die numerische Methode wäre im Stande, dies mathematisch sicher zu entscheiden. Den so oft tödtlichen Ausgang des Kaiserschnitts sucht er nicht nur in dem Klaffen und Offenbleiben der Gebärmutterwände, sondern die Hauptquelle verlegt er in den Umstand „dass der Uterus sich nicht gleich unmittelbar oder doch bald genug nach der Operation, ganz oder

grösstentheils aus dem oberen Becken in das untere hinabsenken könne, sondern hoch oberhalb dem Rande des letzteren im grossen Becken, ohne allen Stützpunkt hin und her schwankend zurückgehalten werde."

Nachdem er nun sechs Gründe des Vorzugs dieser tiefern Lage vor dem höheren Stande entwickelt hat, macht er den Vorschlag zu folgendem neuen Verfahren:

„Sobald Kind und Nachgeburt, wie bisher, von dem Geburtshelfer aus der geöffneten Gebärmutter herausgenommen, warte man nicht nur mehrere der jetzt eintretenden Contractionen des Uterus ab, sondern versuche dieselben auch noch durch ein sanftes Reiben des nackt daliegenden Fruchthälters mit der Hand zu befördern. Hat die Gebärmutter sich nun bis zur Grösse einer mässigen, dem Durchmesser des Beckeneinganges proportionirten Kugel zusammengezogen, so umklammere man sie mit der ganzen Hand und drücke und dränge sie, zwar sehr allmählich, aber doch mit einer gewissen, dem Widerstande angemessenen Gewalt und mit ähnlichen Manipulationen wie bei der Bruch-Reposition durch die obere Apertur des kleinen Beckens so tief als möglich in die Beckenhöhle hinab."

Verf. beschreibt darauf sein Verfahren hinsichtlich der Nachgeburt; er gibt zu bedenken, ob, da die Elasticität der Gebärmutterkugel uns den Streich spielen könnte, dass sie über kurz oder lang wieder in die Höhe zurück ginge und nun der Handgriff ganz umsonst gemacht, so diesem fatalen Umstande nicht dadurch vorzubeugen wäre, wenn man die Nachgeburt in dem Uterus zurückliesse und durch einen äusserlich an der Nabelschnur angebrachten, zwar nicht sehr starken, aber doch andauernden Zug, die Gebärmutter, wenigstens die ersten paar Stunden nach der Operation hindurch, in ihrer einmaligen Stellung zwischen den Beckenknochen zurückzuhalten versuchte.

Die zweite Abhandlung referirt über einen von ihm erfundenen neuen Beckenmesser.

Die dritte schildert seine neue und leichte Methode, die Kinder zu wenden und ohne grosse Kunst und Gewalt auf die Welt zu fördern.

Auf dieses Verfahren wurde Verfasser geleitet durch mehrere Selbstwendungen, welche er in seiner eignen Praxis beobachtete. Er theilt mehrere Fälle aus derselben mit. W. untersucht nun zunächst, welches die Fälle, Bedingungen, Indicationen und Contraindicationen seien, in und unter welchen eine Lageveränderung der Frucht durch blosse äussere Mittel und Handgriffe und ohne mit der Hand tief in den Uterus eingehen zu dürfen, überhaupt möglich und räthlich wäre.

Die erste Bedingung wäre: dass die Wasser entweder noch stehen oder doch erst ganz kurz vorher und zwar in geringer Quantität abgeflossen sind; die zweite beruhe auf dem Umstand, dass überhaupt noch Wehen oder Contractionen des Uterus vorhanden und diese nicht zu schwach, unregelmässig oder krampfhaft sein dürfen. Die noch übrigen Bedingungen beständen darin, dass weder Blutstürze aus dem Uterus oder anderen Theilen der Gebärenden, noch Convulsionen oder heftige Ohnmachten, anhaltendes Erbrechen, Zerreissung des Uterus oder der Mutterscheide, Entzündung oder heftiger Rheumatismus der Gebärmutter, eingeklemmte Brüche, Pulsaderknoten, zu frühes Lostrennen der Placenta vorhanden.

Folgende Indicationen und Contraindicationen wären durch die Beschaffenheit und Stellung des Kindes bedingt. Die erste Contraindication zeige sich in dem Vorfalle der Nabelschnur, die zweite in dem Vorhandensein von Zwillingen, die dritte in der Wahrscheinlichkeit von Hydrocephalus oder Ascites des Kindes. W. ertheilt folgende Rathschläge:

1) Vor allen Dingen bemühe man sich, durch die innere und äussere Exploration ein durchaus ganz genaues und vollständiges Bild von der Stellung oder Lage des Kindes in der Gebärmutter zu erhalten.

2) Man lege die Kreissende auf diejenige Seite, in welcher sich der auf den Muttermund herabzuleitende Theil des Kindes befindet.

3) Nachdem man sich ein vollständiges und genaues Bild von der vorhandenen abnormen Lage des Kindes verschafft hat, so leite man dasjenige Ende desselben in die obere Beckenöffnung zur Geburt herab, welches dem Muttermunde am nächsten liege. Es gilt hier der Satz, je spitzer der Winkel ist, den der Körper des Kindes mit der Achse des Uterus und des Beckens macht, um so leichter ist die Lageveränderung.

4) Man suche nun das zum Durchgange bestimmte Ende des Kindes durch äussere Handgriffe auf den Muttermund herabzuleiten. Die ganze Kunst dieses Herableitens beruhe auf der gehörigen Benützung der Lehre vom planum inclinatum in der Mechanik. Es müssen nämlich die äusserlich auf den Bauch wirkenden Kräfte, die Hände, in lauter entgegengesetzten, schiefliegenden, fast parallel laufenden Flächen oder Richtungen gegen die beiden Enden des Kindes, gegen Kopf und Steiss applicirt und solchergestalt die Frucht in der Gebärmutter in Bewegung gesetzt und wie eine Kugel um ihre eigne Achse herumgedreht werden.

Zu beachten sei, dass die beiden, gegen die verschiedenen Enden des Kindes angebrachten Hände ihren Druck in einem und demselben Augenblicke ausüben.

5) Sobald man durch die innere Exploration wisse, dass der Kopf oder Steiss durch die oben angeführten Handgriffe schon auf den Muttermund herabgebracht sei, so sprenge man die Fruchtblase, um das Kind durch das dichtere Anlegen des Uterus an dasselbe in dieser besseren Lage zu fixiren. Vf. beschreibt die hierbei nothwendigen Cautelen.

6) Von dem Augenblicke an, wo die Wasser abgeflossen sind, müsse nicht nur die Gebärende eine gute Zeit lang, und unverwandt in der einmaligen Stellung liegen bleiben, sondern es müsse auch der Bauch so stark und so lange von beiden Seiten her gehalten und gleichsam zusammengedrückt werden, bis der vorliegende Theil durch die Wehen schon so tief ins Becken hinabgetrieben worden, dass es der Frucht nunmehr unmöglich sei, in ihre vorige Lage wieder zurückzukehren.

Verf. beschreibt nun die besonderen Handgriffe und Regeln bei den verschiedenen, überhaupt möglichen Schieflagen, erörtert dann die Vorzüge dieser neuen Methode vor der älteren und bespricht die Mittel, den abnormen Lagen der Frucht bei der Geburt schon während der Schwangerschaft vorzubeugen.

Der zweite Hauptabschnitt handelt:

„Von dem langsamen und gewaltlosen Durchführen des Kindes durch die Geburtswege mittelst der Gebärmutterkräfte allein und von einigen dabei zu befolgenden Regeln und Handgriffen.“

Verfasser führt hier aus, dass die Methode, Regeln und Handgriffe, welche bisher nach der Lehre und dem Beispiele berühmtester französischer und deutscher Geburtshelfer galten, ihrem Wesen nach in einer ebenso eiligen als gewaltsamen Beendigung der Geburt bestanden hatten und in dem Wahne, dass das ganze Glück des Ausganges der Operation nur von der Geschwindigkeit abhänge, womit der Accoucheur das Kind durch die Geburtswege hindurcharbeitete. Was ihm zuerst die Augen öffnete, waren nachstehende Umstände und Vorgänge:

1) beobachtete W., dass die sogenannten natürlichen Fussgeburten viel leichter von Statten gingen als die künstlichen,

2) die vielen Widersprüche und Inconsequenzen, welche er in den Schriften und Thaten der Geburtshelfer fand.

Seine neuere Methode will, dass wir jedesmal die Zusammenziehung und Mitwirkung der Gebärmutter, es mögen nun der Kopf, Steiss oder die Füsse in den Muttermund herabgeleitet seien, gehörig abwarten und das Uebrige der Operation ebenso zu einem Geschäfte der Natur machen sollen.

Sie unterscheide sich also wesentlich von der älteren Methode durch das Sanftere, Leisere und Langsamere ihres Verfahrens und durch das grössere und vollkommenste Zutrauen, welches sie in die Kraft und thätige Mitwirkung aller der von der Natur zur Gebärung bestimmten Theile zu setzen sich berechtigt hält.

Bei dem Durchführen des gewendeten Kindes nach der neueren Methode habe man vorzüglich folgende VI Hauptstücke zu beobachten:

I. In dem Falle, wo der Kopf oder der Steiss auf den Muttermund herabgebracht ist, habe der Geburtshelfer weiter nichts zu thun, als alles Andere der Natur zu überlassen.

II. Seien aber mittels des Wendens durch äussere Handgriffe die Füsse auf den Muttermund herabgeleitet, so ergreife man nicht beide Füsse des Kindes, sondern nur einen Fuss.

III. Man mache sich's zum Gesetz, diesen ergriffenen einen Fuss und das Kind überhaupt nicht nur so langsam und sanft als möglich durch die Mutter-

scheide herabzubringen, sondern auch bei diesem Anziehen sehr genau auf die Mitwirkung der Gebärmutter zu achten.

IV. Man unterstütze die Natur dadurch in ihrer Operation, dass man während der Wehe mit der den Bauch betastenden Hand äusserlich, abwechselnd bald gegen die am meisten erhabene Stelle des Unterleibes, bald aber unten mitten gegen die Gegend dicht über dem Schamknochen ziemlich stark andrücke.

V. Wenn das Kind bis über die Hälfte des Bauches und also schon so weit geboren, dass die Nabelschnur zum Vorschein kömmt, so habe man, wenn die Geburt einen raschen Gang gehe, hinsichtlich der Nabelschnur nichts besonderes zu berücksichtigen, bei langsamem Verlaufe aber sehr vieles zu beachten.

VI. In Bezug auf die Lage oder die Stellung entbinde man die Frauen entweder auf einem Geburtsstuhl oder in einem gewöhnlichen Bette.

Die Dissertation „de noxa" verräth eine ungewöhnliche Literaturkenntniss. W. zeigt darin, dass der Druck, den die eben erst kürzlich aus dem Unterleibe herabgestiegenen Hoden durch das Anliegen des Leinen-Hemdes und der Binden erleiden, jene reize und dadurch eine Erweiterung der Gefässe entstehe; auch sei es nicht gut, dass sie der atmosphärischen Luft entbehrten, die so viel zur Stärkung der Theile beitrage; es vertrüge sich ferner nicht mit der Reinlichkeit, erzeuge Schlaflosigkeit, Erosion der Haut u. s. w., gebe Veranlassung zur Erkältung. Durch den sympathischen Connex der Genitalien mit der Lunge könne Schwäche derselben entstehen. Durch die Irritation strömen die Säfte stärker nach den Genitalien und so dürfte dies später Veranlassung zur Onanie geben. Und dennoch können die Windeln nicht gänzlich entbehrt werden; es komme desshalb nur darauf an, den Schaden, den sie bewirken, soviel als möglich unschädlich zu machen. Die Hauptsache bestände darin, dass das Leinenzeug, dessen man sich bei den Kindern bediene, sehr weich sei; man dürfe ein Kind nur 3, höchstens 4 Stunden in den Windeln liegen lassen, wenn es wache, müsse man ihm Gelegenheit verschaffen, sich frei ohne Hindernisse zu bewegen. Dies solle von Tag zu Tag gesteigert werden. Während der Nachtzeit müsse man dann wieder zu den Windeln greifen.

„Beobachtung eines Mutterpolypen, welcher dreimal Ursache eines Abortus gewesen war."

Diese Krankengeschichte, welche weitläufig hier vom Verfasser erzählt wird, ist in dreierlei Hinsichten interessant, als sie beweist, dass durch die gleichzeitige Gegenwart von Polypen das völlige Austragen der Frucht unmöglich wird; zweitens belehrt sie uns, dass man schon nach zweimonatlichen Aborten Ursache habe, sich der reizenden und erhitzenden Methode gänzlich zu enthalten; drittens unterrichtet sie uns von der Heilkraft der Natur. Durch die Anwendung reizender Mittel würde nämlich eine Entzündung des Uterus veranlasst.

„Die Natur benutzte, wie Verf. sagt, „diese künstlich erregte Entzündung, um einen Polypen von der inneren Gebärmutterwand abzusondern."

„Merkwürdiger Fall eines mit der Gebärmutterwand verwachsenen und zugleich doppelt incarcerirten Mutterkuchens."

Dieser Fall ist doppelt instructiv, weil Wiegand ihn an seiner eigenen Gattin beobachtet hat. Die Entbindung dauerte beinahe 72 Stunden; er entband seine Frau auf dem Bette (gewöhnlich bediente er sich eines damals von Professor Stein erhaltenen Stuhls) Als $5^1/_2$ Stunden nach der Geburt die Nachgeburt noch nicht gekommen war, mit heftigen Wehen viel Blut abging, entdeckte W. die Anwachsung. Nur mit der grössten Anstrengung gelang es ihm, die zwei Stricturen zu überwinden und die Nachgeburt abzuschälen. Die Zeichen, welche er bei seiner Frau während ihrer Schwangerschaft beobachtet und die er auf diese Verwachsung der Placenta zu beziehen geneigt ist, sind eine ungewöhnliche Röthe im Gesicht und das Gefühl von einer brennenden Hitze in den Wangen, 2) dass das Erbrechen auf genossene flüssige Speisen seltner oder später erfolgte, als auf feste und substantiöse; 3) dass sich nach der Hälfte der Schwangerschaft das unerklärte Bedürfniss einstellte, immer kleine Portionen Urins zu lassen. Da er gleich nach der Entbindung den Unterleib gerieben, so schiebt er sich selbst die Schuld der doppelten Strictur zu. Von jetzt an hat er es sich zum Gesetz

gemacht, bei keiner Erstgebärenden jemals wieder das Reiben des Unterleibes so frühzeitig vorzunehmen, wenigstens nicht in solchen Fällen, wo er nicht vollkommen überzeugt sei, dass die Placenta im Muttergrunde und nicht in der Gebärmutterseite ihren Sitz hat.

Die Schrift: „Ueber Geburtsstühle und Geburtslager" schrieb W. auf Veranlassung eines sehr achtungswürdigen Geburtshelfers, der ihn um sein Urtheil über Geburtsstühle und um einige Nachrichten von seinem neuesten Geburtslager gebeten hatte. Der Freund schickte ihm den Brief zurück und bat ihn, denselben öffentlich bekannt zu machen.

Verf. erörtert zunächst die Nachtheile der üblichen Geburtsstühle. Einmal gab es Geburtsfälle (z. B. starke Schieflagen der Gebärmutter nach der Seite hin), wo der Gebärenden, wie dem Geburtshelfer die Arbeit dadurch sehr erleichtert und die Geburt beschleunigt werde, wenn die Kreissende nicht auf dem Rücken, sondern auf ihrer einen oder der anderen Seite liege. Auf den gewöhnlichen Geburtsstühlen gehe dies nicht an. Dann seien zweitens an den gebräuchlichen Geburtsstühlen die Handhaben und Fusstritte so unbeweglich festgestellt, dass die Kreissende die Muskeln ihrer Arme und Beine immer nur in einer Ricktung wirken lassen könne. Dann hiesse es nach langer Arbeit: die Wehen seien in die Arme oder Beine geschossen. Auch sei es ein grosser Fehler, dass die Handgriffe so hoch gestellt seien; die Kreissende müsse desshalb bei ihren Anstrengungen weit mehr Kräfte anwenden Drittens setzten sich die Gebärenden so leicht Erkältungen aus, viertens hielte er es für einen bedenklichen Umstand, dass in einem Geburtsstuhle die Gebärende ihre Beine sehr weit auseinanderbreiten müsse, was Veranlassung zu Dammrissen gäbe, und in England, wo die Frauen auf der linken Seite gebären, weit seltner sei. Ein fünfter Umstand sei die unanständige Stellung, welche die Gebärende gegen den vor ihr sitzenden Geburtshelfer nehmen müsse. Viel anständiger wäre es, wenn der Geburtshelfer ihr wie ein schützender Genius zur Seite sitzen, mit gleicher, immer reger Delicatesse jede Entblössung ihres Körpers vermeiden und so auf jede nur mögliche Art die schönste, zarteste Blume im Charakter eines Weibes die holde Schamhaftigkeit, schonen und bewahren könne? Verfasser beschreibt dann das von ihm erfundene Geburtslager.

Seine Beschreibung illustrirt er durch eine Kupfertafel.

„Einige Bruchstücke, die Wendung betreffend."

In diesem Aufsatze setzt Wigand die Vortheile der von ihm eingeführten Wendungsmethode auseinander.

Indem er auf alle Einzelheiten eingeht, zeigt er, wie dasselbe aus physiologischen, mechanischen und statistischen Gründen den Vorzug vor der älteren Methode betrifft.

In den Zusätzen zu Professor Wiedemann's in Kiel Aufsatze: „wie weit soll und muss man beim Hebammenunterrichte gehen", plaidirt er für das den Hebammen zu bewilligende Recht, seine Wendungsmethode ausführen zu dürfen. Er sagt: „Wir Geburtshelfer konnten uns bisher nicht anders als sehr ungern dazu entschliessen, Weiber in einer Operation zu unterrichten, die wir selbst für das Meisterstück der Chirurgie ausgeben und welche sehr oft bei derjenigen Eile und Gewalt, womit sie nach der älteren Ansicht gemacht werden musste, nicht nur eine Menge zum Theil nicht ganz leichter Handgriffe, sondern auch eine gewisse überweibliche Körperkraft verlangte. Wie konnten wir nun wohl einer Hebamme, einem Weibe soviel Gelehrigkeit und Vermögen zutrauen, alle diese Kunststücke zu erlernen und mit gehöriger Kraft auszuführen! Jetzt ist es aber, Gott sei Dank! anders. Die Wendung, diese im gewöhnlichen Leben so nöthige Operation, hat aufgehört ein Meisterstück der Chirurgie zu sein; wir halten sie jetzt mehr für ein blosses und zwar ebenso leichtes als sanftes Werk der Natur selbst, wobei man alle Kunststücke, Volten und Taschenspielereien ganz füglich entbehren kann. Was sonst durch Eile und Kraft bewerkstelligt werden musste, das beenden wir jetzt durch Geduld, kluges Zögern und durch sanfte Nachgiebigkeit, durch zwei Gemüthseigenschaften also, die das Weib in der Regel in einem höheren Grade besitzt als der Mann und wodurch es sich gewiss zum Geschäft der Wendung nicht wenig qualificirt. Man studire also und übe nur das neue Verfahren und man wird es dann gewiss ebenso leicht als zweckmässig finden, auch die

Hebammen in dieser Operation zu unterrichten und dadurch in Zukunft allem dem Unglück vorzubeugen, was bisher nothwendig aus der Unbekanntschaft dieser Frauen mit der Wendung entstehen müsste."

Im ersten Stücke des I. Bandes des Hamburgischen Magazins befindet sich die Abhandlung:

„Von den Zeichen der Schwangerschaft in den ersten 2—3 Monaten."

W. wagt hierin, dem allgemeinen Glauben zu widersprechen, dass der explorirende Geburtshelfer vor dem 3. oder 4. Monat, oder der Hälfte der Schwangerschaft dieselbe durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen könne, und will hier nicht die bekannten Zeichen wiederholen, sondern auf gewisse andere Veränderungen an der Gebärmutter aufmerksam machen, die von ihm zuerst beobachtet worden sind:

1) Die Schamlippen, besonders die Nymphen, sind voller, dicker und wärmer, wie in einer Art von leichter Turgescenz, die Temperatur in diesen Theilen höher.

2) Die port. vag. ist kürzer und aus ihrer cylindrischen Gestalt in eine mehr konische übergegangen. Die Birnform des Uterus verschwindet und verwandelt sich in eine Kugelform.

3) Der Muttermund ist dicht geschlossen, sein Querspalt hat sich in ein mehr oder minder rundes, krauses, trichterförmiges Loch verwandelt.

4) Die Muttermundslippen sind leicht ödematös angeschwollen und von einer glatten, zarten, elastischen Weichheit.

5) Die vordere Muttermundslippe ist grösser, länger und dicker als die hintere und hängt auch tiefer herab.

6) Die Längenachse des Mutterhalses hat ganz offenbar eine nicht geringe Neigung nach der rechten Seite, d. h. der Muttermund steht mehr gegen die linke Seite der Mutter, der Muttergrund also mehr gegen die rechte hin.

7) Der Fruchthalter ist tiefer in die Beckenhöhle herabgesunken, ist etwas schwerer als sonst und steht fast unbeweglich.

8) Hinter, über und seitwärts der Mutterscheide fühlt man den Uterus als einen harten, schon ziemlich ausgedehnten Körper.

9) Muttermund und Mutterhals sind etwas verdreht d. h. die Querachse geht nicht quer durchs Becken, sondern stellt sich so dar, als ob man die Gebärmutter bei ihrem fundo ergriffen und sie durch ein paar Grade um ihre eigne Achse von der rechten nach der linken Seite hin herumgedreht hätte.

10) Die meisten Schwangeren haben fast jeden Morgen, besonders vom 2. Monate an, unmittelbar nach dem Aufstehen einen zwar gelinden, aber sehr häufigen Drang zum Uriniren.

Die in dem zweiten Aufsatze: „Was kann die Kunst thun, um die Schmerzhaftigkeit der Wehen zu mindern?" entwickelten Ansichten sind später von dem Verfasser gründlicher und ausführlicher noch in seinem Hauptwerke behandelt worden.

Die dritte Abhandlung: „Von einigen äusseren Handgriffen, wodurch man unter der Geburt die regelwidrigen Lagen der Frucht verbessern kann" hat Verf. später ausführlicher bearbeitet in den, den Berliner und Pariser Facultäten vorgelegten, Schriften. Bevor er diesen Aufsatz drucken liess, befolgte er das Wort des Horaz, wenn auch nicht im stricten Sinne desselben, indem er dieselbe 2 Jahre liegen liess.

Während dieser Zeit hatte sich die Vortrefflichkeit seiner Methode so bewährt, dass er in der Nachschrift zu diesem Aufsatze schon schreiben konnte: „Ja ich bin keck genug mit jedem Ungläubigen jede noch so grosse Wette darauf einzugehen, dass ich, so lange die Wasser noch stehen, eine jede widernatürliche Lage des Kindes, man gebe mir einen Fall, welchen man wolle, so abzuändern und zu verbessern vermögend bin, dass nach Umständen entweder eine ganz natürliche Kopf- oder Steiss- oder Fussgeburt daraus entstehen muss".

Die Abhandlung: „Etwas über meine Geburtszange" handelt über die von W. erfundene Zange. Es kam ihm darauf an, dem Smellie'schen Schlosse eine solche Einrichtuug zu geben, wodurch die Beweglichkeit der Zangenblätter nach innen zu einander unterhalten wird, diese Branchen aber auch neben und gegen einander, so fest gestellt werden, dass eine Verrückung nach oben oder unten gar nicht möglich ist. Es war hier also das Gute des Smellie'schen Schlos-

ses mit dem Guten des Osiander'schen, Siebold'schen u. s. w. zu vereinigen. Sein Schloss unterscheidet sich von dem Smellie'schen nur dadurch, dass er unter und neben demselben an dem männlichen Arme der Zange einen Keil angebracht hat, der in die Vertiefung der weiblichen Branche genau hineinpasst. Mittelst dieses Keils erreicht er nun folgende Zwecke:

1) Er verhindert durchaus das, unter den Anziehungen, sonst mögliche Verrücken der Zangenblätter nach oben oder unten.

2) Dient dieser Keil dazu, den Zangenblättern, nachdem sie beide angelegt sind, genau diejenige Richtung oder Stellung zu einander zu geben, die sie nothwendig haben müssen.

3) Gewährt derselbe den Nutzen, dass in Fällen von sehr engen Becken, wo man einen heilen oder perforirten Kopf mit Gewalt durchziehen muss, die Zangenbranchen sich um sehr vieles einander nähern, aber dennoch weder nach oben, noch nach unten sich verrücken können.

4) Kann dieser Keil an der männlichen Branche, deren Application doch in den meisten Fällen mit einiger Schwierigkeit verknüpft ist, zugleich zu einem guten Unterstützungspunkte für den Daumen benutzt werden.

5) Uebrigens fügt sich dieser Keil so gut in die Vertiefung, dass die während der Operation über oder auf dem Schlosse ruhende Hand keineswegs gedrückt oder genirt wird.

In der Abhandlung: „Etwas über meine Abhandlung von den Ursachen und der Behandlung der Nachgeburtszögerungen" beschwert er sich darüber, dass dieselbe nur in sehr wenigen Schriften und literarischen Instituten, und hier noch sehr kurz und obenhin beurtheilt worden ist. Er bittet nun die Kritiker und Aerzte, zwölf von ihm namhaft gemachte Punkte besonders zu prüfen und öffentlich oder privatim zu beurtheilen.

„Ueber die Folgen der voreiligen Zangenanwendung."

„Erstlich ist es wohl ausgemacht, dass das mittelst der Zange plötzlich vermehrte Zusammendrücken seines Kopfes in einem Zeitpunkte, wo derselbe noch nicht allmählich genug darauf vorbereitet und die Resistenz der weichen Geburtstheile gegen das sie ausdehnende Instrument noch sehr gross ist, von sehr gefährlichen, ja wohl gar tödtlichen Folgen für das Kind werden kann. 2) Wie leicht pflegt der Muttermund, wenn er noch nicht gehörig geöffnet oder durch eine Art von Intumescenz oder Turgescenz zur Ausdehnung vorbereitet ist, einzureissen! Und nun die Folgen dieses Risses für die Gegenwart und die Zukunft! 3) Sollten nicht das gewaltsame, schnelle, ununterbrochene Herabziehen des noch nicht gehörig geöffneten, unnachgiebigen Muttermundes die Mutterbänder schwächen und so den Grund zu Senkungen und Vorfällen der Gebärmutter und Mutterscheide legen? 4) Die zu schnelle und gewaltsame Ausdehnung der Mutterscheide, wobei trotz ihrer Rugosität doch gewiss manche ihrer Muskelfasern dislocirt oder zerrissen, manche ihrer Drüsen gequetscht, maches secernirende Gefäss destruirt, kurz, ihre ganze eigenthümliche Organisation verändert wird, zu einem Vorfalle derselben oder zu langwierigen Ausflüssen, zu Verhärtungen und dergleichen den Grund legen?"

„Sollte nicht 5) unmittelbar auf die zu schnelle Herausziehung des Kindes eine starke, widernatürliche Zusammenziehung des vorher durch das gewaltsame Ausdehnen zu sehr gereizten Muttermundes entstehen und dadurch eine Zurückhaltung oder mühsam zu hebende Einsackung der Placenta veranlasst werden können"?

6) „Will ich nur an die mancherlei nachtheiligen Folgen des Dammrisses erinnern, der bei einer zu voreiligen, gewaltsamen Zangenanwendung selbst von den geübtesten und geschicktesten Händen nicht immer zu verhüten ist."

Alle diese Punkte werden vom Verfasser näher auseinandergesetzt und namentlich das voreilige Verfahren der Professoren auf den Akademien, des bösen Beispiels halber, aufs Stärk'ste gegeisselt.

Zusätze zum Aufsatze des Herrn Prof. Nolde „über die Unterstützung des Dammes."

In dieser Abhandlung entwickelt der Verf. die Cautelen, welche er nöthig findet zur Unterstützung des Dammes in den verschiedenen Fällen. Er setzt auseinander, wie man zu verhindern habe, dass der Kopf den Damm nicht zu stark in der Breite und in der Länge ausdehne. Seine Methode besteht darin, dass er in dem Augenblicke, wo die Ausdehnung des Dammes am stärksten ist, mit einer Hand oder einem Finger ungefähr einen Zoll hinter dem Schambändchen

einen so starken Druck von unten nach oben und hinten anwende, dass der vordringende Kopf dadurch von seiner Einwirkung auf's Schambändchen um vieles abgehalten und mehr gegen den Schambogen hin gedrückt wird. „Da aber dieser Druck vielleicht in allen Fällen nicht hinreichen dürfte, den Kopf gehörig vom Schambändchen abzuhalten, so wende ich auch zu gleicher Zeit noch einen zweiten Handgriff und zwar den an, dass ich mit der andern Hand gegen den schon hervorragenden blossen Kopf selbst dicht neben und vor dem Schambändchen so andrücke und ihn so hebe, dass dadurch nothwendig die Stelle des Schambändchens freier und minder gespannt wird. Wir schwächen also auf diese Art den Andrang des Kopfes gegen die hintere Commissur, ohne das Schambändchen direct zu pressen und zu dehnen".

„Bruchstücke geburtshülflichen Inhalts."

W. findet die Fragen nach der Indication der Zange in den meisten Lehrbüchern nur sehr oberflächlich abgehandelt. Dasselbe lasse sich von der Wendung sagen. Ein Hauptmoment zur glücklichen Beendigung dieser Operation sei die Frage: Welche Beschaffenheit müssen Muttermund und Mutterscheide schon angenommen haben, wenn die Wendung schnell und glücklich beendigt werden soll? Da habe es sich ihm als ein Erfahrungsgesetz ergeben, dass man mit der Operation so lange warten soll, bis der Muttermund gehörig geöffnet und durch die ödematöse Geschwulst, die dann fast niemals ausbleibt, so dick und weich gemacht, ist, dass nun das Kind leicht durchgezogen werden kann.

Eine zweite Regel wäre, durchaus keine Wendung eher anzufangen, als bis man überzeugt ist, dass die noch vorhandenen Wehen, ächte, allgemeine Contractionen des Uterus und keine partiellen Zusammenziehungen oder sogenannte Krampfwehen sind.

Das zweite Bruchstück handelt von der Verhütung des Dammeinrisses. Hierbei müsse der Gebnrtshelfer die goldene Regel nicht vergessen, dass, wo einige Gefahr vorhanden, er in dem letzten Augenblicke die Geburt verlangsame. Träte der seltne Fall ein, dass der Kopf beim Einschneiden sich noch nicht so gedreht hat, dass in dem geraden Durchmesser der unteren Beckenöffnung auch der gerade Durchmesser des Kopfes fällt, sondern schief durch diese Theile geht, so werde dadurch die eine Hälfte des Dammes weit stärker ausgedehnt und hierdurch leicht ein Seitenriss möglich gemacht. Man könne dies dadurch verhüten, dass man stark gegen diejenige Stelle drücke, wo die grösste Portion des Kopfes liege und dadurch den geraden Durchmesser des Kopfes allmählich in den geraden des Beckenausganges leite.

Das dritte Bruchstück handelt von den Geburtsstühlen. Als Verf. diesen Aufsatz schrieb, verwarf er dieselben noch nicht ganz. Doch ist er schon damals dafür, dass die Frau nur in der letzten Geburtsperiode denselben gebrauchen solle, höchstens soll sie zwei Stunden in demselben sitzen. Der einfachste sei der beste. V. beschreibt nun den seinigen.

Im vierten empfiehlt er die trocknen Schröpfköpfe, beim Entwöhnen der Kinder, auf die Arme applicirt als ein sehr sicheres Mittel, die Milch aus den Brüsten recht wirksam abzuleiten.

Im fünften Bruchstücke entwickelt er die Ursachen der vielen Zangengeburten in Hamburg. Dahin rechne er die grosse Unwissenheit der meisten der Hebammen, welche die Kreissenden schon die ersten Wehen, im Bette horizontal auf dem Rücken liegend, verarbeiten lassen. Oft rühre es auch daher, dass es den Kreissenden durchaus an Kräften fehle, das ganze Werk der Geburt allein zu beendigen; ein dritter Umstand seien die übelgeformten Köpfe, deren schiefer Durchmesser oft 8—10 Zoll betrage; dazu kommen zu starke Inclination des Beckens wegen eines von Jugend auf vernachlässigten Ganges, angeborene Flachheit des Kreuzbeins und Rheumatismus der Gebärmutter.

Im sechsten Bruchstücke erzählt er, wie er die Wahrheit des von Osiander am besten vertheidigten Satzes, dass der Kopf mit dem Kinne voran weit leichter als mit dem Hinterhaupte voran durch das Becken gezogen und darum so manche Perforation unnöthig gemacht werden könne, auf eine höchst erfreuliche Weise bestätigt gefunden. Bei einer Kreissenden, bei der früher wegen Enge der Conjugata, die kaum $2^3/_4$ Zoll betrug, die Perforation unternommen, wurde durch die Wendung ein lebendes Kind entwickelt.

Das siebente enthält eine Apologie seines gekrümmten Perforatoriums ge-

gen Herder, welcher behauptete, dass die meisten Perforationen wegen Engheit der unteren Apertur des Beckens unternommen werden müssten und dafür die geraden hinreichend wären. W. zeigt, dass die Fälle ungleich häufiger seien, wo das Becken in seiner oberen Apertur fehlerhaft gebildet und desshalb eine Perforation bedinge. Sein gekrümmter und langer Kopfbohrer behalte desshalb seinen Werth.

Im achten gibt er eine Kritik der damals erfundenen Siebold'schen Zange, welche er zwanzigmal angewandt, und der er vor der bisher gebrauchten Saxtorph'ischen den Vorzug ertheilt. Nur tadelt er das Schloss und die Kürze der Zangenstiele.

Kinderheilkunde.

Es ist eine alte Erfahrung, dass die tüchtigsten und glücklichsten Geburtshelfer zugleich in der Regel die besten Kinderärzte sind. Auch bei Wigand war dies der Fall, und er musste desshalb natürlich, auch wissenschaftlich in ähnlicher Weise diese Disciplin bereichern, wie er praktisch mit grossem Erfolge sie ausübte.

W. sagt in dem Magazin: „Wenn eine zwanzigjährige und in der That nicht kleine Kinderpraxis, wenn der Umstand, dass ich zugleich von Anfang an eine ganz besondere Liebe zu diesem Fache gehegt habe, wenn endlich das offene und ehrliche Bekenntniss, dass in den letzten Jahren bei der Befolgung der in den Bruchstücken aufgestellten Methoden ich sehr viel glücklicher curirt habe, als es leider in den ersten Jahren meiner Praxis bei zum Theil ganz anderen Grundsätzen und Ansichten der Fall war, so wird dieser Abschnitt sich gewiss einer gütigen Aufnahme zu erfreuen haben."

In dieser Hinsicht heben wir seine „Bruchstücke, die Behandlung der Neugeborenen und die Geschichte einiger ihnen eigenthümlichen Krankheiten betreffend", hervor.

Zuerst ertheilt er den Rath, um, während der Wiederbelebungsversuche bei scheintodten Neugeborenen jedesmal ganz genau sehen zu können, ob das kleine Herz überhaupt noch pulsire und wie stark und oft es an die Rippen anschlage, müsse man die dem Herzen correspondirende Stelle an der äusseren Brust mit etwas Wasser benetzen. Auf dieser benetzten Haut können die kleinsten Erschütterungen durch das darunter anschlagende Herz weit deutlicher erkannt werden, als an einer trockenen, wie dies einem jeden gleich der erste Versuch zeigen werde.

„Bei dem erst eben ins Leben zurückgetretenen Kinde eile man ja nicht mit dem Einflössen von Arzneien oder Getränken, sondern warte damit, bis es mehrere Male geschrieen hat."

„Bei ewiger Unruhe und Schlaflosigkeit mancher kleinen Kinder habe er folgenden kleinen Handgriff sehr beruhigend gefunden. Er mache nämlich ihr Bett so zurecht, dass ihr kleiner Steiss in eine Vertiefung zu liegen komme und ihre Schenkel sich so dicht als möglich an den Bauch anlegen müssen. Er wurde hierzu durch die Beobachtung geleitet, dass manche ganz kleine Kinder, die durchaus nicht in ihrem Bette schlafen wollten, sobald sie sich auf dem Schoosse ihrer Mutter oder Wärterin befanden, auf der Stelle zu weinen aufhörten."

„Die Leberentzündung komme jetzt häufiger bei jungen Kindern vor und äussere sich durch ein auffallend plötzliches Zusammenfallen des vorher fetten kleinen Körpers, durch die veränderte schmutzige Gesichtsfarbe, durch einen eigenen schmerzverrathenden Zug um den Mund u. s. w. und durch den Umstand, dass das Kind gewöhnlich die linke Brust der Säugenden, weil es dabei auf seiner rechten, jetzt schmerzhaften Seite liegen müsse, durchaus nicht nehmen wolle.

Wenn man das Kind verkehrt an die linke Brust anlege, dass die Füsse desselben vom Schoosse der Mutter abgewandt sind und es nehme in dieser Lage die Brust gern, so sei ausgemacht, dass das Kind Schmerzen halber nicht auf seiner kranken rechten Seite liegen wolle. Die meisten Kinder genasen bei der inneren und äusseren Anwendung des Quecksilbers mit etwas Rhabarber."

„Nur einige Male habe er eine Krankheit beobachtet, die er noch nirgends beschrieben gefunden habe. Ohne alle bedeutende äussere Veranlassung, ohne Fieber und sonstige Krankheitszufälle, bei gutem Schlafe und Appetite, bei natürlichen Stuhlgängen u. s. w. entstehe urplötzlich eine so unmässige Absonderung und Anhäufung von Schleim in der Luftröhre und dem oberen Theile der Lungen, dass die Kinder schlechterdings ersticken würden, wenn man nicht durch starke und oft wiederholte Brechmittel diesen Schleim fortschaffte. Ein catarrhus suffocativus sei sie nicht, denn dieser sei gewöhnlich von einem Husten begleitet, jene ohne allen; auch werde dort das Röcheln und Rasseln in der Brust durch keinen so lockern und raschen heraufquellenden und so leicht herauszubrechenden Schleim veranlasst, wie es hier der Fall sei. Der Schleim quoll hier nämlich immerwährend zum Munde heraus und war sehr dünn, hell und schäumigt. Auch sei mit dem Catarrh. suffoc. gewöhnlich ein sehr merkliches Fieber verbunden. Mit dem Asthma Millari sei diese Krankheit ebensowenig zu vergleichen. Die anhaltend beschwerliche Respiration und der heisere, rauhe, hässliche Ton bei jenen fehlten bei dieser gänzlich. Die Zwischenzeiten der Paroxysmen wären hier ungleich kürzer und die Schleimanhäufungen weit grösser, als sie es bei dem Millar'schen Asthma seien. Anstatt der krampfstillenden Mittel hülfen hier nur wiederholte Brechmittel. Er würde desshalb diese Krankheit nach der sie begleitenden Kurzathmigkeit und Erstickungsgefahr, nach den periodisch wiederkehrenden Zufällen, nach ihrem sehr raschen Gange, nach der ungeheuren Schleimanhäufung asthma periodicum acutissimum pituitosum nennen."

„Noch merkwürdiger sei folgende von ihm beobachtete Krankheit. Sie befalle gewöhnlich die Kinder innerhalb der ersten 4—6 Wochen ihres Lebens und zwar vorzugsweise solche mit schwacher Brust. Sie fange gewöhnlich damit an, dass die kleinen Geschöpfe sehr schreckhaft würden und leicht im Schlafe zusammenfahren. Dabei schliefen sie viel und befänden sich wie beim coma somnulentum. Die Stimme würde allmählich schwächer und heiser, ein kurzer trockener Husten stelle sich ein, dabei fände ein ganz eigenes Drängen und Pressen, eine Art Tenesmus statt. Dies sei aber kein Treiben von oben nach unten, sondern ein Drängen von unten nach oben; allmählich bilde sich ein Erstickungsparoxismus, welche sich in Viertel — oder ganzen Stunden wiederholten; der Athem höre zuletzt ganz auf. Die Krankheit nähere sich dem Asthma Millari. Sie weiche aber in folgenden Erscheinungen ab. Das Asthma Millari ergreife meistentheils sehr gesunde und starke, diese aber meistens schwächliche, wenigstens an der Lunge leidende Kinder; jenes befalle sie in den ersten zwei Jahren, diese in den ersten Tagen oder 4—6 Wochen".

Der bekannte, nicht zu beschreibende hässliche Ton beim Asthma Millari fehle hier gänzlich; letzteres herrsche selten epidemisch, wie diese; mit dem Asthma Millari sei fast immer ein bedeutendes Fieber verbunden, hier treten erst in Agone einige Veränderungen im Pulse, in der Wärme ein. Die Paroxysmen setzten dort mehrere Stunden und Tage aus, während hier die Zwischenzeiten nur sehr kurz seien, jenes überfalle die Kinder plötzlich und ohne Vorläufer. Bei dieser Krankheit gehe aber schon mehrere Tage lang das oben beschriebene Drängen, das eigene beschwerliche Schlucken, der soporöse Zustand und der leichte trockene Husten voran. Das Asthma M. tödte innerhalb 2—3 Tagen, dies jedesmal in den ersten 24—36 Stunden".

Trotz dieser Verschiedenheiten habe er in den Leichen der an dieser Krankheit verstorbenen Kinder ganz dieselben Abweichungen getroffen wie bei den durch das Asthma Millari Getödteten, dieselbe Biegsamkeit der Gliedmassen, dieselben zusammengefallenen, dunkelblauen, mit schwarzem Blute spärlich gefüllten Lungen, dasselbe aufgetriebene, mit Blut ausgespritzte Gehirn, dieselbe ungewöhnliche Menge Wassers in den Gehirnhöhlen."

„Nachricht an praktische Aerzte über ein neues Heilmittel beim Croup".

Ein unglücklicher Fall veranlasste ihn ernst über die Behandlung desselben

nachzudenken und viel darüber nachzulesen. Er kam auf dem Gedanken, ob die grössere Schleimabsonderung beim Croupe nicht zugleich mit einem Krampfe in der Luftröhre oder in ihren kleinsten Verzweigungen verbunden und desshalb vielleicht ein Zusatz vom Moschus zum Quecksilber nothwendig sei, um dadurch das Quecksilber gleichsam flüchtiger und durchdringender zu machen. Er that dies und hat von 16 auf diese Weise behandelten Kindern kein einziges verloren. Sein Verfahren bestand darin, nach Beschaffenheit des Alters und der Constitution 2—5 Gran Calomel mit einem Zusatze von einem halben, höchstens einen ganzen Gran Moschus alle Stunden zu geben, bis sich ein Schleimerbrechen einstellte, dann die Pulver alle 2—3 Stunden und dazwischen alle $1^1/_2$ Stunden einen Saft aus Oxym. scill., Syr. d. Senega, Sal. amm. dep. und Vin. antim. Huxh. ein bis zwei Theelöffel. Ausserdem liess er alle Stunden die gewöhnliche Quecksilbersalbe in den Hals einreiben und alle 6—8 Stunden ein warmes Bad nehmen.

„Bruchstücke zur Kenntniss und Cur einiger Kinder-Krankheiten."

I. Bruchstück.

„Einige Winke, die körperliche Behandlung der Neugeborenen in den ersten zwei bis drei Wochen ihres Lebens betreffend."

Der V. beginnt seine Abhandlung damit, auseinanderzusetzen, dass, so wie der junge zarte Mensch eben in die Welt getreten ist, sich auch sogleich eine Menge Feinde um und an ihn machen, die sein schwaches Lebensflämmchen zu stören oder gar auszulöschen unaufhörlich bemüht sind „Warum aber und woher nun soviel Zerstörendes neben dem beginnenden, so viel Tod neben dem zartesten Leben, soviel unglückbringende Kraft neben der hülflosesten Schwäche? Ist es vielleicht ein unabänderliches Gesetz der Natur, bloss damit der Individuen einer Gattung nicht zu viel werden, Millionen Keime in ihrem ersten Entstehen wieder zu zerstören? oder schwelgt gleichsam die überreiche Natur in ihren zahllosen Productionen und verschwendet und opfert die eine Hälfte derselben, um die andere um so kräftiger und schöner hervortreten zu sehen? Oder hat die unerforschliche Gottheit eine moralische Absicht dabei und will sie frühe schon die Eltern durch den Tod ihrer kleinen Lieblinge von der Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Erdenglückes überzeugen und ihre Gemüther sehnsuchtsvoll hinüberziehen zu dem kleinen vorangegangenen Engel und in das zweite und bessere Leben des Menschen"?

„Nicht dem Guten gehört die Erde
Er ist ein Fremdling, er wandert aus
Und suchet ein unvergänglich Haus."

Verf. führt dann weiter aus, dass besonders die Deutschen eine grosse Anzahl von, zum Theil sehr guten Schriften aufzuweisen haben, worin diese Feinde der Jugend und die Mittel dagegen angezeigt sind. Die einzige Region, in welcher der Arzt seinen Forschungsgeist wohl nicht ganz ohne alle neue Resultate prüfen dürfte, ist die der ganz ersten Tage des neugeborenen Menschen. Hier sei es ja, wo man ihm die schwere Frage vorlegen könne, warum drei der heftigsten und gefährlichsten Kinderkrankheiten, die Augenentzündung, die Rose und der Trismus und Tetanus, in der Regel gerade nur in die ersten acht Lebenstage des neugeborenen Menschen fallen, wo er denn doch dem Anscheine nach vor den nachtheiligen äusseren Einflüssen weit sorgfältiger bewahrt werde, als es späterhin der Fall sei. Er halte es desshalb für die Pflicht jedes Kinderarztes in dieses tiefe Dunkel, welches bis jetzt noch die ersten Lebenstage des jungen Menschen umhüllet, mit dem umsichtigen Auge der ausdauerndsten und schärfsten Beobachtung einzudringen.

Erste Bemerkung.

„Man sehe ja ernstlich darauf, dass Ammen und Wärterinnen beim Umhertragen des Neugeborenen in der Stube, im Gehen keine zu raschen Schritte, Bewegungen und Drehungen machen und dadurch in der Nähe des Kindes einen Luftzug erregen, welcher, wenn er auch nur schwach ist, dennoch unter gewissen Umständen manchem reizbaren und empfindlichen Kinde nicht wenig schaden kann." Wechsel der Temperatur sei für Kinder sehr gefährlich. Wenn man die Kinder im Winter aus der Mitte der Stube aus Fenster bringe, so fingen sie sofort an sich zu entfärben und zu niesen. Es sei desshalb Unsinn, schon in den ersten 8 Tagen mit den Kindern in den Garten oder vor die Hausthüre zu gehen.

„Manche sehr reizbare junge Kinder pflegen jedesmal stark zu erschrecken und zusammenzufahren, so oft die Ammen oder Wärterinnen beim An- und Auskleiden, beim Tanzenlassen oder bei sonst einer Handhabung derselben, mit ihnen eine schnelle und plötzliche Bewegung, besonders aber die von der Höhe in die Höhe vornehmen. Die kleinen Geschöpfe geberden sich dabei, als ob sie zu fallen befürchteten".

Zweite Bemerkung.

Ein solches Zusammenfahren muss auf das Sorgfältigste verhütet werden. Ebensowenig ist es erlaubt, Kinder mit dieser krampfigen Anlage zu rasch aus dem Schlafe zu wecken.

Dritte Bemerkung.

Der Arzt hat es sehr oft mit Kindern zu thun, die nicht nur mit Mühe in Schlaf zu bringen sind, sondern dann noch alle Augenblicke wieder aufwachen. In solchen Fällen ist es gerathen, äussere schlaferweckende Mittel anzuwenden. Die besten sind folgende. Man gebe ihnen möglichst eine solche Lage, in welcher sie auf dem Arme oder Schoosse einschliefen. Bei vielem Schleimröcheln auf der Brust lege man sie nie auf den Rücken, sondern seitwärts; für den kleinen Hintern mache man eine Grube oder Vertiefung. Beim Einsingen lasse man die Stimme allmählich verhallen. Dann reibe man den entblössten Kopf des Kindes sanft und streiche die Arme vom Ellbogengelenke bis zu den Fingern.

Vierte Bemerkung.

Da falsches Tragen der Kinder oft Veranlassung zu Krümmungen des Rückgrats, hohen Schultern u. s. w. gibt, so kommt es darauf an, eine richtige Lage zu wählen. Nachfolgende fand er für die beste: Mit der einen Hand umgreift er den kleinen Hintern dergestalt, dass der Zeigefinger an und längs dem Kreuzbeine und dem Rückgrate hinauf zu liegen kommt und dadurch diese Partie des kleinen Körpers, welche unverhältnissmässig am meisten zu tragen hat, auch durch den Finger der Wärterin etwas unterstützt wird. Von der andern Hand bringt man den Daumen unter die eine oder andere Achsel des Kindes, nimmt den oberen Theil des Rückens in die Handfläche auf und stemmt den Zeige- oder Mittelfinger gegen den Nacken und das kleine Hinterhaupt, um dadurch dem immer noch sehr wackelnden Kopfe eine Art von Stütze zu geben. Dieser Handgriff passt am besten, wo man das Kind gerade aufgerichtet umherträgt. In der horizontalen Stellung kann man den Daumen und Zeigefinger wie eine weit aufgesperrte Gabel zur Unterstützung des Kopfes benützen.

„Das Ergreifen und Halten der kleinen Kinder vorn an ihrer Brust und Magengegend ist sehr schädlich."

Fünfte Bemerkung.

Gegen die von Anhäufung von Winden entstehende Unbehaglichkeit muss der Arzt nicht immer gleich Arzneien verordnen, besonders hülfreich erscheint starkes Reiben oder Streichen des Rückgrates mit der warmen trocknen Hand. Wo aber das Kind von zu dicker und schwerer Ammenmilch leidet, gebe man dem Kinde Chamillenthee.

Sechste Bemerkung.

Es gibt einige kleine Kinder, welche beim Aus- oder Ankleiden oder während des Waschens überaus heftig schreien, dass sie dadurch leicht Nabelbrüche bekommen. Man suche so bald als möglich sie von dem wahrscheinlichen Gegenstande ihres Aergers abzuleiten. Es sei und bleibe der heilige Grundsatz jedes Kinderarztes: „An dem Zarten das Zarte nicht zu übersehen und dem so höchst gefühl- und empfindungsreichen neugeborenen Menschen nur das Sanfte und Schmeichelnde seiner neuen Welt zuzuführen und alles Widrige derselben sorgfältig von ihm abzuhalten".

II. Bruchstück.

„Etwas über die psychische Behandlung kranker Kinder."

Zu den ersten und gelindesten Seelenkrankheiten gehören die Verwöhnungen der Kinder. Zu diesen sind zu rechnen: Dass sie nur unter Sang und Klang einschlafen, Nachts nicht in ihrer Wiege, sondern bei der Amme oder Wärterin liegen, in dem Augenblicke, wo sie aufwachen, immer auch sogleich an die Brust gelegt und durchaus nichts, was ihrem kleinen Gaumen nicht schon bekannt ist, zu sich nehmen wollen und dass sie endlich schreien oder höchst verdriesslich sind, wenn sie nicht jeden Augenblick auf die Strasse hinausgetragen werden.

Verf. berichtet über einen an Convulsionen leidenden Knaben, der durch Schläge auf den Hintern geheilt wurde. Bei einem Mädchen, die nur auf den Zehen ging, brachte er dadurch Besserung hervor, dass er spanische Fliegen unter dieselbe legte.

III. Bruchstück.

„Wie alt vom Kinde muss die Person sein, die man zur Säugamme wählt“?

Man gebe, wo man es immer nur möglich machen kann, dem Kinde keine andere Amme, als eine solche, deren Kind schon wenigstens 6, 8 und mehr Wochen alt ist. Dann kann man von der Beschaffenheit des Ammenkindes aut die Beschaffenheit der Ammenmilch schliessen. Das einzige Zeichen, woraus wir mit Sicherheit die Milch und ihre Güte beurtheilen können, ist die körperliche Beschaffenheit desjenigen Kindes, welches schon mehrere Wochen lang durch jene allein genährt worden ist. Ein zweiter Vortheil ist der, dass wir nun nicht mehr nöthig haben, die mancherlei unangenehmen Vorfallenheiten, denen die Ammen ja ebenso leicht als jedes andere Weib in den ersten Wochen ihres Kindbettes ausgesetzt sind, zu erproben. Ferner weiss sie besser mit dem Kinde umzugehen. Ebenso kann man dann an ihrem Kinde entdecken, ob sie syphilitisch, da sich die Syphilis erst in der 5. bis 6. Woche zeigt. Fünftens ist es auch heilsamer für das Ammenkind selbst, welches dann wahrscheinlich eher am Leben bleibt.

IV. Bruchstück.

„Einige kurze Bemerkungen und Grundsätze, die Behandlung der Kinderkrankheiten im Allgemeinen betreffend.“

1) Es muss ein Hauptgrundsatz jedes Kinderarztes sein, ebenso sehr durch Vorbeugen als Heilen zu nützen.

2) Je jünger und je zarter und schwächer von Constitution ein krankes Kind ist, um so seltner gebe man demselben die nöthigen Arzneien durch den Mund und suche sie vielmehr durch die Haut und den Mastdarm in den kleinen Körper zu bringen.

3) Je jünger ein krankes Kind ist, um so seltner mache man bei demselben von Weinbädern Gebrauch und bediene sich lieber der sanfteren und zugleich nährenden Bädern von Milch, Kleien, Fleisch und Knochensuppe.

4) Je reizbarer und zu Krämpfen geneigter ein junges Kind ist, um so sorgfältiger und zarter muss es auch von Seiten des Gemüths behandelt werden.

5) Je jünger ein krankes Kind ist, um so weniger darf man Pflaster von spanischen Fliegen und ähnlichen, stark ziehenden Mitteln äusserlich bei demselben anwenden. Wo man einen Gegenreiz machen will, bringe man den neuen Hautreiz von dem leidenden Theil so weit entfernt als möglich an; man applicire ihn nicht bloss an einer Wade oder einem Fuss, sondern an beiden Waden zugleich. Man achte darauf dass die erste und schmerzhafteste Wirkung des Zugmittels wo möglich nicht gerade in den Zeitpunkt einer Fieberexacerbation falle. Bei Kindern, deren Haut durch die modische Abhärtungsmethode und die dünnen Kleidungsstücke so verstimmt ist, dass man sie nicht zur Transpiration bringen kann, wende man ein warmes Bad an und lege auf dem rechten Oberarm und der linken Wade ein Senfpflaster an. Das Zugmittel lasse man nur bis zur leichten Röthung der Haut liegen. Je langsamer der Verlauf des Uebels, wogegen das epispasticum verordnet ist, um so gelinder mus dieses sein.

6) Wo man nicht zugleich im Anfange ganz gewiss weiss, mit welcher Krankheit oder Krankheitsursache man es zu thun habe, wende man nur ganz gelinde, indifferente Mittel an, wie die alten Aerzte magn. mit Fenchelwasser geben.

7) Es muss Grundsatz sein, wo die jugendliche Natur sich selbst und allein zu helfen vermag, nicht weiter mit Arzneien in die Sache zu mengen. China wird selten gut von den Kindern vertragen.

8) Dem Instincte der Kinder muss meistens nachgegeben werden.

9) Unter allen Mitteln, gegen welche die Idiosynkrasie der Kinder am deutlichsten sich ausspricht, steht die China, der Kampher, liq. cor. cer. succ., das castoreum, die Rhabarber und das Pfeffermünzwasser oben an.

10) Ein unschuldiges Mittel ist ein schwaches infus. der rad. val. silvestris; es wirkt krampfstillend, ist ein gutes Wärmmittel, es erregt nicht stark das Herz und arterielle System, erhitzt daher nicht und wirkt nicht so heftig auf die Haut, verstopft nicht, es wird sogar bei inneren Entzündungen, z. B. der Lunge vertragen und den Kindern nicht leicht zuwider.

V. Bruchstück.

„Kurzer Beitrag zur Prognostik in den Krankheiten der Kinder."

Auf eine gewisse innere Krankheitsanlage wird hingewiesen: 1) Wenn Kopf und Gesicht des Kindes schief und unregelmässig sind, und die eine Hälfte des Schädels auffallend mehr Masse enthält und grösser und eckigter ist als die andere. 2) Wenn die eine ganze Seite des Körpers auffallend länger, grösser und dicker erscheint. 3) Wenn das junge Kind ungeheuer fett und von trägem Körper und Geiste ist. 4) Wenn Kinder oft ihre Gesichtsfarbe verändern, 5) gewisse melancholische, grämlichte, eckigte, scharfe, wie von Eigensinn und Heftigkeit zurückgebliebene Züge im Gesichte haben. 6) Wenn der Kopf des Kindes eine unverhältnissmässige Grösse zum übrigen Körper hat. Schlimm ist 7) der rauhe, scharfe Ton, den bei manchen Kindern jeder Husten annimmt. 8) Wenn ganz junge Kinder nicht nur einen anhaltenden Schleimfluss aus ihrer Nase haben, sondern auch mit einer Röthung der Schneider'schen Haut behaftet sind. 9) Wenn ein Kind beim Lachen den Mund nicht gleichmässig verändert. 10) Schlimm ist auch eine grau gelbliche Farbe des Gesichts und 11) wenn das Kind die Füsse sehr spät ansetzen und gebrauchen lernt.

Gute Zeichen sind: 1) Wenn das Kind während seiner Unpässlichkeit Rückgrath, Arme, Beine und Finger tüchtig ausstreckt und ausdehnt. 2) Wenn kranke Kinder das ihnen so eigenthümliche Knurren im Schlafe und die Bewegung mit dem Munde, als ob sie an der Brust lägen, fortsetzen. 3) Wenn der kleine Hodensack wieder krauser und stärker wird. 4) Wenn der kleine Knabe recht mürrisch und unzufrieden ist. Ruhe und Geduld bedeuten in diesen Fällen nichts Gutes. 5) Wenn das kranke Kind von seinen Gewohnheiten durchaus nicht ablassen will. 6) Wenn sie bei gewissen Kopfkrankheiten mit ganz geschlossenen Augen schlafen. 7) Wenn es bei einer Gehirnaffection zu schielen anfängt. 8) Wenn bei Drüsenkrankheiten des Bauches der Unterleib niedriger und flacher wird. 9) Wenn bei sich in die Länge ziehenden Fiebern (rheumatischen und Brustkrankheiten) die kleinen Kinder einen kurzen, trocknen und unschmerzhaften Husten bekommen. 10) Wenn um den Mund des kranken Kindes Ausschläge entstehen. 11) Wenn sie auf den Seiten schlafen. 12) Wenn diejenigen Symptome oder Paroxysmen, welche zuerst nur in der Nacht erschienen, auf den Morgen oder den Tag selbst übergehen. Wie z. B. beim Keuchhusten. 13) Wenn ganz kleine Kinder während ihrer Krankheit zu niesen anfangen („das Herz ist noch gesund"). 14) Wenn Kinder bei manchen Brustkrankheiten einen brennenden, schmerzhaften Urinabgang bekommen. 15) Wenn Hände und Füsse leicht anzuschwellen beginnen. 16) Plötzliche Zuckungen sind nicht so gefährlich, als allmählich entstehende.

Schlimme Zeichen: 1) Ein öfteres Beben und Zittern der Unterlippe. 2) Eine gewisse Steifigkeit und Unbiegsamkeit im Nacken, Rücken und in den Extremitäten der Kinder. 3) Ungleiche Temperatur der einzelnen Partien des Körpers. 4) Ein auffallend plötzliches Zusammenfallen und Weicherwerden des sonst runden und derben Körpers. 4) Ein anhaltender Sopor bei schnellem und kleinem Pulse und allgemeiner Kälte des Körpers. 6) Wenn Gesicht und Hände anschwellen und zugleich blaulicht und wie marmorirt aussehen und ihre natürliche Wärme verlieren. 7) Wenn bei Krankheiten des Unterleibes sich gelbe Flecken auf der Haut zeigen. 9) Das Ausfallen von Haaren an einer bestimmten Stelle des Kopfes. 10) Jede Kurzathmigkeit, wenn sie plötzlich oder in der Nacht eintritt oder von keinem Fieber begleitet ist. 11) Jedes, in den ersten 6—8 Wochen nach der Entwöhnung erfolgende heftige, den gewöhnlichen Mitteln nicht weichende Erbrechen. 12) Wenn das Kind ununterbrochen in einem coma vigil liegt. 13) Jeder heftige, unauslöschliche Durst. 14) Wenn sie bei vollem Bewusstsein unruhig sind. 15) Die Mütter gleich zu Anfang eine unerklärliche Angst haben.

VI. Bruchstück.

„Von dem Nutzen, den der Kinderarzt aus dem Tragen eines Stockes ziehen kann".

Vor allem benütze er den Stock, um sich in die Gunst der Kinder zu setzen. Man kann daraus Schlüsse auf den Charakter der Kinder machen. Sodann bewege er den blanken Knopf vor dem kranken Kinde hin und her, um zu sehen, ob das Kind diesen Bewegungen folge. Drittens kann man sonst sehr viele Beobachtungen daraus machen.

VII. Bruchstück.

„Ueber den Muskular-Typhus der Kinder (Typhus infantum muscularis aut febris ex defatigatione)."

So nennt W. das Fieber, welches er mehrmals bei Kindern unmittelbar auf grosse körperliche Anstrengungen und Strapazen hat entstehen sehen. Uebrigens wurden alle Kranke nur im Sommer und während einer anhaltend heissen Witterung davon befallen. Der ganze Körper ist ermattet und zerschlagen. Alle Muskeln sind schmerzhaft und schon gleich anfangs so weich und schlaff und zusammengefallen, als ob das Kind wochenlang schwer krank gelegen hätte. Selbst die Intercostal- und Brustmuskeln nehmen daran Theil. Uebrigens ist der Puls nicht sehr frequent und immer ziemlich voll, rund und weich. Hierdurch unterscheidet es sich vom hitzigen Nervenfieber. Der Stuhlgang ist zurückgehalten. Bei der Behandlung muss man so sanft als möglich verfahren und die durch die heftigen Bewegungen angestrengten und erschöpften Muskeln zu restauriren suchen. Hauptindication ist Beförderung des Schlafs. Daher grosse Ruhe. Restaurirende Diät, frisch gemolkene Milch, Fleischsuppe. Während der Exacerbationen des Fiebers, wo Hitze und Durst bedeutender und die Phantasien lebhafter, gebe man die Vitriolsäure oder acidum muriat. oxygenat. Also Säuerung des Blutes dritte Indication. Das vierte Hauptmittel waren lauwarme Bäder mit Zusätzen von Milch oder Vitriol oder Salzsäure. Mehrere Male täglich müssen die Fenster geöffnet werden.

Die Epidemiologie bereicherte W. durch eine genaue Geschichte der Masernepidemie in Hamburg von 1796. (I. Heft der Beiträge, S. 77).

Verf. berichtet über dieselbe Folgendes:

„Dieselbe zeigte sich mit dem Anfange des Januar, aber nur in einzelnen Fällen; im April gab es schon keine Gasse mehr, in der nicht Masernkranke angetroffen wurden. Sie characterisirte sich durch drei Hauptperioden. In der ersten Periode bis März verlief sie sehr leicht, dass man der Mitwirkung der Kunst hätte ganz entbehren können. Mit dem März trat die zweite Periode ein, in der die Zufälle bedenklicher wurden; das Fieber blieb rein inflammatorisch und wurde niemals fauligt oder nervös; auch das katarrhalische Wesen trat mehr hervor, auch gastrische Complicationen fanden statt. Die dritte Periode trat Ende April ein; sie charakterisirte sich durch das verminderte Inflammatorische des Fiebers, durch den sehr langsamen und unregelmässigen Ausbruch des Ausschlags und den besonderen Typus, den jetzt der Husten zu halten anfing; derselbe trat in Paroxysmen wie Keuchhusten auf; die Rinde, welche in der Mittelperiode nichts ausrichtete, wirkte in der ersten und letzten beinahe specifisch. Was den Ausbruch der Masern betraf, so reichten in der ersten Periode schon die gelindesten Diaphoretica aus. In der zweiten Periode mussten dem Spir. Minder. oft Brechmittel vorausgeschickt werden; Campher wirkte in dieser Periode schädlich, aber nützlich in der dritten, wo das Maserngift oft 5—8 Tage lang nach der ersten Aeusserung des Fiebers zurückgehalten und die ganze Kunst aufgeboten werden musste, um den Ausschlag auf die Haut zu bringen, auch wurde Moschus zu Gr. jjj und Krebsaugen alle zwei bis drei Stunden gegeben und Spiessglanzwein mit Opiaten. Zur Mässigung des Fiebers liess ich gelind säuerliches Getränk trinken und Lavements von lauem Wasser setzen. Ich kenne für Kinder und selbst in manchen Fällen für Erwachsene kein besser kühlendes Mittel als Klystiere von lauwarmen Wasser oder Milch. Salpeter schien diese Epidemie nicht zu vertragen, indem der Hautausschlag zurücktrat; ich verordnete lieber kleine Aderlässe oder Blutegel. Was den Ausschlag an der Haut erhielt, milderte den Hauptreiz, erst um das Stadium der Abschuppung nahm der Husten so zu, dass man auf nachdrücklichere Mittel sinnen musste (Syr. mann., Syr. Alth. $\bar{\alpha}\alpha$ ℥jj, Sulph. aur. antim. Gr. Vj, extr. hyosc. scrup. sem.) alle Stunden einen Theelöffel voll. Bei der Abnahme des Hustens die Rinde; auch die rub. tinct. kann ich als ein ganz vortreffliches stärkendes Brustmittel anpreisen. Auch dies mal trat die Epidemie im Januar auf, wie ältere Aerzte das schon oft bemerkt haben wollen. Niemals bemerkte ich, dass mehrere Kinder zugleich fiebern, wenn nur eins sich die Masern durch Ansteckung geholt hatte. Das zweite, dritte und vierte Kind befiel erst, nachdem das erste schon alle Stadien der Krankheit durchgegangen war. Dieser Umstand bestärkte mich nun auch in dem Glauben, dass der Masernstoff weder im ersten noch zweiten Stadium der Krankheit, sondern nicht eher anzustecken vermag, als bis er im letzten kranken Körper alle Grade, wenn ich mich

so ausdrücken darf, thierischer Bearbeitung erlitten hat. Die erste Spur der Ansteckung zeigte sich bei allen Kranken durch einen Husten. Masern ohne Abschuppung habe ich nicht beobachtet. Das linke Auge, das nach der Beobachtung von einigen Aerzten gewöhnlich die ganze Krankheit hindurch am meisten afficirt sein soll, schien dies mal nur zur Zeit der Masernabschuppung vorzüglich zu leiden. Wie man bei jeder Kinderkrankheit für die gehörige Absonderung des Urins sorgen muss, so ist dies ganz besonders in solchen Krankheiten nothwendig, welche durch eine feine, im Körper circulirende Ausschlagschärfe veranlasst werden. Die Ursachen der schnellen Verbreitung der Epidemie lagen wohl in dem allgemeinen, ununterbrochenen Commerz, worin das gesammte handelnde Publicum mit einander steht nnd in dem hier eingewurzelten Vorurtheile, als müsse jedes Kind einmal in seinem Leben Blattern, Masern und dergleichen haben".

In der Abhandlung: „Ein kurzer Beitrag zu den gegenwärtigen Verhandlungen der Aerzte über das Zahnen der Kinder", gelangt er zu folgenden Resultaten:

„Ich erinnere mich keines einzigen Gegenstandes, wenn ich die neuen Ideen des schottischen Genies ausnehme, über den man im ärztlichen Publicum allgemeiner und lebhafter verhandelt hätte, als über den Wichmann'schen Vorwurf. Gewöhnlich trifft der örtliche mechanische Reiz des durch die Kinnlade und das Zahnfleisch durchbrechenden Zahns einen Körper, in welchem schon irgend eine andere Krankheitsursache zum Ausbruch bereit liegt. Die vorzüglichsten dieser Anlagen sind erstens directe Schwäche oder ein hoher Grad von Empfindlichkeit und Reizbarkeit des ganzen kindlichen Systems. Wollte man diese Kinder mit Brech- und Abführmitteln behandeln, so würde man sie geraden Wegs zum Tode führen. Der Charakter aller Symptome ist viel Erregbarkeit und wenig Wirkungsvermögen. Hier sind also lauwarme Milchbäder an der Stelle, kleine Dosen Opium und extr. hyosc., China und stärkende Arzneien. Die zweite Hauptanlage, mit der das Zahngeschäft zusammentreffen kann, ist eine Art von sthenischer Diathesis, die in Vollsaftigkeit und Vollblütigkeit ihren Grund hat. Bei dieser Complication sind alle jene Mittel schädlich, örtliche Blutentziehungen und kühlende Mittel angezeigt". Guten Erfolg sah W. stets vom Anhalten eines in eiskaltes Wasser getunkten Tuches, an derjenigen Kinnlade, wo der Zahn durchbrechen will, Anlegen von 4 und mehr Blutegeln an die Waden des Kindes und ein schnell wirkendes Brechmittel, zur Zeit des höchsten Schmerzparoxysmus gegeben.

Die dritte Hauptcomplication ist von den im Magen und in den ersten Wegen befindlichen Anhäufungen bedingt. Hier sind entweder Brech- oder Abführmittel angezeigt.

Die vierte Hauptcomplication sind die mancherlei Folgen einer oft plötzlichen, mit dem Zahngeschäfte zugleich eintretenden Erkältung, wobei der Speichelfluss, welcher vorher stattfand, sofort aufhört. Das Zahngeschäft wird aber oft von mehreren dieser Complicationen zusammen begleitet. Der Speichelflusss scheint ihm folgenden Nutzen zu haben: 1) erschlafft er durch die fortwährende Bähung das Zahnfleisch, 2) vermindert er die grosse Saftmasse des Kindes, 3) befördert er die Verdauung der Speisen, 4) nützt er dadurch, dass das Kind weniger nach der Brust der Mutter giert und somit jeder Anhäufung von Speisen im Magen vorgebeugt wird.

Die gesundesten Kinder haben den stärksten Speichelfluss, er pflegt durch Erkältungen und Anhäufungen im Magen unterdrückt zu werden; auf einen plötzlich gehemmten Speichelfluss entsteht am Ende Diarrhoe, womit sich der Zustand bessert; stellt sich der Speichelfluss wieder ein, so lässt der Durchfall nach. „Diese Erfahrungen habe ich mir sehr gut nach den Brandis'schen Ideen von den wechselseitig vicariirenden Thätigkeiten der Speicheldrüsen und des Pankreas erklären können. So oft ich es mit einem zähnemachenden Kinde zu thun habe, bei dem der Speichelfluss unterdrückt ist, suche ich ihn wieder in Gang zu bringen durch Kitzeln der Gegend des Zungenbändchens oder Einreibung eines Quecksilberpräparats unter der Kinnlade."

Wenn aber beim Zahngeschäfte anfänglich gar keine Complication stattfindet, durch die längere Dauer aber eine erzeugt werden kann, so suche man prophylaktisch zu verfahren, obige vier durch geeignete Mittel zu vermeiden suchend.

„Um den Durchbruch der Zähne zu erleichtern, lasse ich in dem Augenblick, wo der Schmerz am heftigsten und die Spannung des Zahnfleisches am

grössten von der Mutter dergestalt den Zeigefinger an die Kinnlade ansetzen, dass sie damit die Kinnladenhaut von unten nach oben hinaufpressen; beim Durchbruche eines Zahns in der oberen Kinnlade gibt sie dem Drucke eine umgekehrte Richtung von unten nach oben."

„Geschichte eines St. Veitstanzes bei einem vierzehnjährigen Mädchen, welcher mit tödtlichen allgemeinen Convulsionen endigte".

Nachdem V. den Verlauf erzählt, stattet er Bericht ab über die Ursache der Krankheit; die Section erwies, dass der Uterus hart wie ein Stein, inwendig grauweiss und durch und durch scirrhös war. Die Patientin klagte gleich anfangs über einen fixen Schmerz unter dem Nabel. Sie offenbarte eine besondere grosse Wissbegierde; ihr Blick war ruhig gefasst und tiefeindringend. Aeusserliches und Innerliches zeugte von grosser Reife des Körpers und des Verstandes. „Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der menschliche Geist, dieser bessere und zu höheren Zwecken bestimmte Theil in uns, unter gewissen Umständen eine Ahnung, ein leises, dunkles Vorgefühl von der herannahenden Auflösung seines Körpers habe. Und sollten wir Aerzte nicht aus solchen hellen Durchblicken des Geistes, so wie der Scheidekünstler aus dem hellen Blick des Silbers auf die vollendete höchste Reinigung seines Metalls, auch auf eine baldige Scheidung des Edlern im Menschen durch Tod und Auflösung schliessen dürfen"?

Gerichtliche Medicin.

Dieselbe wurde in früheren Jahren stets als eine Domäne der Geburtshülfe betrachtet, und so kam es, dass auf den Universitäten die Professoren dieses Faches gewöhnlich jene Disciplin zugleich vortrugen. Auch Wigand lieferte die zwei beachtungswerthen Abhandlungen: „Kann ein neugeborenes Kind in gewissen Fällen aus der gar nicht oder schlecht unterbundenen Nabelschnur sich zu Tode bluten? „und ist die sogenannte Lungenprobe wirklich ein so untrügliches Mittel, um zu bestimmen, ob das Kind nach der Geburt gelebt und geathmet habe oder nicht"?

In Bezug des ersten Aufsatzes bemerkt Verf., viele Erfahrungen in seiner eigenen Praxis und der anderer Collegen hätten ihn vollkommen überzeugt, dass ein neugebornes Kind sehr wohl aus einer gar nicht oder sehr schlecht unterbundenen Nabelschnur sich todt bluten könne. Bei Thieren geschehe die Art der Abtrennung durch Abreissen oder Abnagen, wodurch das offene, runde Lumen der Gefässe eng zusammengedrückt und wie vertilgt und ihr Ende ganz faserigt oder franzigt und eben dadurch geschickt gemacht werde, das ausströmende Blut aufzuhalten. Die bedeutende Länge des am Bauche des Thieres hängengebliebenen Stückes der Nabelschnur und das anhaltende Ausgesetztsein desselben an die kühle Luft bringen bald das Blut in den Gefässen zur Gerinnung. Endlich komme die Lage des Thiers auf dem Bauche in Betracht, wobei die Nabelschnur hinlänglich comprimirt werde.

Doch glaube er, dass eine Verblutung nur unter den nachstehenden fünf Bedingungen, die vielleicht alle zu gleicher Zeit da sein müssen, durch die Nabelschnur möglich sei:

1) Wenn die Nabelschnur im Nabel selbst oder in dessen Nähe abgerissen oder abgeschnitten ist.

2) Wenn das neugeborene Kind sehr bald nach der Geburt in Leinewand oder sonst etwas eingewickelt und sein Nabelstrang dadurch der Einwirkung der kalten Luft entzogen wurde.

3) Wenn das Kind auf seiner einen oder der andern Seite gelegen.

4) Wenn das neugeborene Kind eine schlecht organisirte Lunge oder viel Schleim in derselben hatte, wobei das Athemholen nicht vollkommen von Statten gehen kann.

5) Wenn das Kind ein schwächliches Kind ist, das nicht viel Blut verlieren darf.

Was die zweite Frage betreffe, so könne er sie nach seinen Erfahrungen und inneren Ueberzeugung nur mit nein beantworten. Er ist nämlich überzeugt, dass es Fälle geben dürfte, wo ein sogenannter vagitus uterinus geschehen und das noch nicht geborene Kind, wenn auch nicht laut schreien, so doch Athem schöpfen könne.

Er würde desshalb als gerichtlicher Arzt, ehe er bei einem todtgefundenen Kinde für das Athmen und Leben desselben nach der Geburt stimmte, vorher genau untersuchen, auf welche Art oder in welcher Lage zur Geburt das Kind geboren sei. Träfe man an demselben geschwollene, mit Blut unterlaufene Backen, Augenlider, Mundlippe und Nase, fände man einen oder gar mehr, vom Herüberpressen des Kopfes entstandenen blauen Streifen im Nacken, so seien dies lauter Zeichen, dass das Kind mit dem Gesichte voran geboren, in dieser Lage dem Einströmen der Luft in seine Lungen schon sehr ausgesetzt gewesen sei und darum auch vor seiner Geburt schon habe Athem schöpfen können.

„Ueber einen wichtigen Punkt bei Untersuchungen des Kindesmordes".

V. hat eine Entdeckung gemacht, welche für die unglückliche und bedauernswürdige Classe der Kindsmörderinnen von einem ungemein grossen Interesse ist.

Erstlich entstehen nach ausgemachten Erfahrungen die meisten der überschnellen oder sogenannten präcipitirten Geburten von einem offenbar starrkrampfigen Zustande der Gebärmutter, tetanus uteri.

Zweitens lehre die Praxis, dass dieser Starrkrampf durch nichts so leicht und schnell als durch Schrecken, Angst und Furcht erweckt werde.

Drittens zeigt die Erfahrung, dass im Augenblick des Starrkrampfes und selbst ganze Viertelstunden nach der Geburt des Kindes sich consensuell ein ganz eigenthümlicher Zustand im Gehirn entspinnt, wobei die Kreissenden oft wie rasend werden, aus dem Bette springen wollen, um sich schlagen, Messer fordern, um sich den Leib aufzuschneiden u. s. w. Da die Kindsmörderinnen ganz ungewöhnlich schnell gebären, so entsteht die Frage, ob dieses schnelle Gebären nicht wenigstens neun unter zehnen die Folge eines durch Schrecken und Angst erweckten starrkrampfigen Zustandes der Gebärmutter ist? Es fragt sich, ob der unglücklichen Mutter der gleich unmittelbar nach der Geburt unternommene Mord ihres Kindes jemals zu imputiren sei. Wie kann man nun von der Kindsmörderin mit Bestimmtheit behaupten, dass sie wirklich ein lebendes Kind oder nicht wenigstens ein solches getödtet habe, welches ohnedem, ungeachtet der angefangenen Respiration, einige Augenblicke später wieder verschieden wäre? Oder vermögen wir mit unserer Lungenprobe den Beweis zu führen, dass das Kind, ohne den Mord, gewiss länger geathmet haben würde? — Kopp setzte sich desshalb mit Naegele in Verbindung, der selber schon 1812 ähnliche Ansichten ausgesprochen, auch dessen Schwiegervater May hatte dieselbe Meinung darüber gehabt.

Franz Carl Naegele, der Vater.

Literatur.

Ueber den Zweck, Nutzen und die Einrichtung von Armenanstalten. Eine Aufforderung an die Einwohner Barmens zur Einführung einer gemeinschaftlichen Armenpflege für die Armen sämmtlicher Confessionen. Barmen, 1807. 8. — Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts; nebst Grundzügen einer Methodenlehre der Geburtshülfe. Mannheim bei Löffler (1811) 1812. gr. 8, nebst 4 Kpfr. — Rec.: Horn's Archiv für medic. Erfahrung, Bd. 2, Juli und August, S. 208—10; Medic. chirurg. Zeit. 1812, Bd. 4 Nr. 90, S. 193—204, Nr. 91, S. 209—17; Allg. med. Annal. der Heilkunde 1812, Dec. S. 1143—44. — Chir. Kpfrt. H. 31, 1825, S. 153—54; Siebold's Journal für Geburtshülfe, Bd. 1, St. 1, 1813, S. 205—6; Hufeland's Bibliothek der Heilkunde, Bd. 33, 1815, Jan. S. 1—18; Journal univers. des Sc. méd. T. 7, 1817, Nr. 20, Août. p. 160—75. — Uebersicht der im Jahre 1811 in der Grossherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg vorgekommenen Geburtsfälle; nebst Schilderung des Kindbettfiebers, welches von Juni 1811 bis April 1812 in jener Anstalt geherrscht hat. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer, 1812. gr. 8. Rec.: Horn's Archiv für medic. Erfahrung, 1812, Bd. 2, Novbr. u. Decbr. Art. 17, S. 519—32; Siebold's Journal für Geburtshülfe Bd. 1, St. 1, 1813, S. 207—8; Allgem. med. Annalen der Heilkunde 1813, Februar S. 185; Med. chirurg. Ergänzungsbd. 17, 1814, Nr. 437, S. 97—112, Nr. 438, S. 113—17. — Ueber den Mechanismus der Geburt. Heidelberg, bei Groos, 1822. gr. 8. Englisch: An essay on the mechanism of parturition; translated by Edward Rigby. London, 1829. Rec.: Edinb. med. and surg. Journ. Vol. 31, 1829, Nr. 99, April Art. 9, p. 429—33. — Das weibliche Becken, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung und die Richtung seiner Höhle; nebst Beiträgen zur Geschichte der Lehre von den Beckenachsen. Carlsruhe, bei C. F. Müller, 1825. gr. 4. nebst 3 Steindr. Rec.: Deutsche Zeitschrift der Geburtskunde, Bd. 1, 1826, S. 231—39; Hecker's litt. Annalen der Heilk., Bd. 5, 1826, S. 453—54; Rust und Casper, kritisches Repertorium für Heilkunde, Bd. 13, 1826, S. 365—86; Medic. chir. Zeit. 1826, Bd. 2, Nr. 39, S. 225—32; Pierer allgem. med. Annalen, Supplementband 1821—25, H. 1, 1826, S. 30—34; Siebold's Journal für Geburtshülfe, Bd. 7, St. 1, 1827, S. 242—43; Bulletin des Sc. méd. T. 11, 1827, Mai p. 1—2; Arch. gén. de Méd. Tom. 14, 1827, Juni, p. 259—76; Hall. Litterat. Zeit. 1829, Ergänzungsblatt Nr. 113; Geburtshülfliche Demonstrationen H. 8, 1827, Tab. 32. — Progr. Natalitia princ. beatiss. memoriae Caroli Friderici d. 22. Novbr. simulq. novas quaestiones propositas renuniat. Disseritur: de jure vitae et necis quod competit medico in partu. Heidelbergae typis Aug. Osswald, 1826, 4. Rec.: Siebold's Journal für Geburtshülfe, Bd. 8, 1828, St. 3, S. 873—80; Deut. Zeitschr. f. Geburtsk. Bd. 4, 1829, H. 3, S. 454—60. — Epistola ad Theod. Fredericum Baltz, qua historia et descriptio aneurysmatis quod in aorta abdominali observavit, continetur, addita tabala aenea. Heidelbergae, 1829. 4. Rec.: Americ. Journ. of med. Vol. 5, 1829, Nr. 9, Art. 19, p. 445—148. — Lehrbuch der Geburtshülfe für Hebammen. Heidelberg, bei Mohr, 1830. gr. 8. Rec.: Götting. Gel.-Anz., 1831, St. 173, S. 1723—27; Deutsche Zeitschrift für Ge-

burtskunde, Bd. 7, 1831, H. 1, Art. 7, S. 135—56; Casper's kritisches Repertorium für Heilkunde, Bd. 30, 1831, S. 52—77; Pierer's medicin. Zeitung, 1831, Nr. 24, d. 34. März, S. 383; Jena. Litt. Zeitg. 1831, Nr. 126; Hall. Litt. Zeit. 1831, Nr. 52. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Ebendaselbst, 1833. gr. 8. Rec.: Neue Zeitschr. für Geburtskunde, Bd. 1, 1833, 5, 7, Art. 12, S. 166; Arch. gén. de Méd. T. 33, 1833, Decbr. p. 577—607; Pabst, med. Zeitung, 1833, Nr. 82, den 12. Oct. S. 1310; Gött. gel. Anz., 1834, St. 49, S. 182—83; Hecker's Annalen der Heilkunde, Bd. 28, 1834, Hft. 4, Apr. Art. 4, S. 464—68; Hall. Litt. Zeit., 1834, Nr. 46; Kleinert's Repertorium der medicin. Journ., 1834, April S. 179, Note 26; Neue Zeitschrift für Geburtskunde, Bd. 2, 1834, H. 2, Art. 18, S. 287—288; Jen. Litt. Zeit., 1835, St. 84. — Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Ebendaselbst, 1836. gr. 8. Rec.: Gersdorf's Repertorium der deutschen Literatur, Bd. 10, 1836, Decbr. S. 200; Hall. Litt. Zeit., 1837, Nr. 9; Pabst, med. Zeit., 1838, Nr. 20. — Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Ebendaselbst, 1839. gr. 8. Rec.: Neue medic. chirurg. Zeit, 1840, Bd. 1, Nr. 24, S. 414—16; Hall. Litt. Zeit., 1840, Nr. 179; Zeitschrift für Medicin, Bd. 16, 1841, H. 3, März, S. 399—401. Holländisch: Leerboek der verloskunde voor vroedvrouwen; naar den derden vermeerderden en verbeterden hoogd. druk, vertaald door H. H. Hageman, jun., Utrecht, by Rob. Natan, 1837. gr. 8. Rec.: Wenken en Meeringen omtrent de Geneesh. Deel. 1, 1838, St. 1. — Siebente Auflage 1847. — Zwölfte Auflage 1866 — Ueber eine besondere Art fehlerhaft gebildeter Becken, Heidelberg 1834. — Das schräg verengte Becken, nebst einem Anhange über die wichtigsten Fehler des weiblichen Beckens überhaupt. Mainz, Verlag von Vict. von Zabern. 1839, gr. 4. — Rec.: Sachs, Jahrb. d. Heilkd. Thl. I, S. 258—59. — Gersdorf, Repertorium d. deutsch. Lit. Bd. 20, St. 2, 15. April 1839. — Berliner med. Centralzeitung 1839, St. 43. — Hufeland, Bibliothek der Heilkunde Bd. 83, 1480, Nr. I. — Sachs, med. Almanach für 1840, S. 204. — Gazette méd. de Paris 1839, Sept. — Encyclop. des Sc. méd. Sér. 2, T. 9, p. 103—5. — Neue Zeitschrift für Geburtskunde Bd. 9, 1840, St. 1, S. 120—34. — Heye, Wenken en Meeningen omtrent geneesk. Staatsregeling 1840, St. 2. — Schmidt, Jahrbücher der Medicin Bd. 30, 1841, S. 115—21. Französisch: Des principaux vices de conformation du bassin et spécialement du rétrécissement oblique. Paris, chez J. B. Baillière 1840 — Rec.: Arch. gén. de Méd. Tom. 57, 1840, p. 122—125. — Unter Naegele's Auspicien erschienen die Dissertationen von Gail, Eli von Haber und C. Zeller. Seit 1827 war er auch Mitredacteur der gemeinsamen deutschen Zeitschrift für Geburtskunde. — Katechismus der Hebammenkunst. Als Anhang zur zweiten Auflage seines Lehrbuchs der Geburtshülfe für Hebammen. Für Lehrende und Lernende. Heidelb. academ. Buchhandlung v. J. C. B. Mohr, 1834. gr. 8. Rec.: Hecker's Annalen der Heilkunde, Bd. 31, 1835, H. 3, März, Art. 11, S. 356—57; Jen. Litt. Zeit., 1835, Nr. 84. — Zweite Auflage. Ebend., 1836. gr. 8. — Dritte Auflage, 1837. — Naegele gab heraus Justus Heinrich Wigand, die Geburt des Menschen u. s. w., 2 Bde. Berlin, 1820. gr. 8. und war Mitherausgeber der Heidelberger klinischen Annalen seit 1825. In Journalen veröffentlichte er: Uebersicht der Vorfälle in der Grossherzogl. Entbindungsanstalt zu Heidelberg vom Jahre 1816 in Med. chirurg. Zeit. 1817, Bd. 3, Nr. 57, S. 65—79. Von den Jahren 1817 u. 18 nebst einigen Bemerkungen, ebd. 1819. Bd. 4, Nr. 88, S. 145—60. — Beschreibung eines Falls von Zwitterbildung bei einem Zwillingspaar in Meckel's Deutschem Archiv für Physiologie, Bd. 5, 1819. H. 1, Art. 11, S. 136—40. — Ueber den Mechanismus der Geburt, ebendaselbst, H. 4, Art. 1, S. 483—531. — Ueber den ange-

borenen Hirnbruch und die Kopfblutgeschwülste Neugeborener, in diagnostischer Hinsicht, in Hufeland's Journal der Heilkunde, Bd. 54, 1822, Mai, S. 3—28. — Ueber Frau La Chapelle Pratique des accouchements in Heidelberg. Jahrb. der Litt, 1824, H. 5. Auch einzeln, Heidelberg, in Aug. Osswald's Universitäts-Buchhandlung, 1823. gr. 8. — Ueber die Inclination des weiblichen Beckens, vorgelesen in der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde, den 14. Eebr. 1823, in Heidelb. klin. Annal., Bd. 1, 1825, Heft 1, Art. 4, S. 99—115. — Uebersicht der Vorfälle in der Entbindungsanstalt zu Heidelberg von 1819—24, ebendaselbst, H. 9, Art. 1, S. 443—506, von den Jahren 1825 u. 1826, ebend., Bd. 3, 1827, H. 4, Art. 1, S. 481—97. — Ein Fall von innerem Wasserkopfe mit seitlich umgekehrter Lage aller Eingeweide, ebd., Bd. 1, 1825, H. 4, Art. 2, S. 507—14. — Zusatz über die künstliche Wendung auf den Steiss, ebend., Bd. 2, 1826, S. 147. — Bemerkungen zu Busch's Aufsatz über Schädelblutgeschwulst, ebd., S. 257—63. — Geschichte eines Kaiserschnitts wegen äusserster Becken-Enge durch Knochenauswuchs verursacht, mit der Leichenöffnung, ebendaselbst, Bd. 6, 1830, H. 3, Art. 1, S. 321—36 nebst 3 Steindr. — Ueber das gänzliche Zurückbleiben der Nachgeburt oder eines Theiles derselben nach der Austreibung der Frucht, ebend., Bd. 7, 1831, H. 3, Art. 5, S. 425—64. — Examen de cette question médicolégale: Si dans le cas d'accouchement impossible, il est juste de détruire la vie du foetus pour conserver celle de la mère, im Journal complém. du Dict. des Sc. méd. T. 28, 1827, Cah. 112, Oct. p. 341—352. — Méthode de traitement proposées pour guérir la fistule urinoire vésico-vaginale, in Répert. gén. d'Anat, et de Physiologia P. 5, 1828, T. 2, p. 164—77 nebst Pl. 5, 6, lith. de Langlumé. Rec.: Americ. Journ. of med. Vol. 5, 1829, Nr. 9, Novbr., Art. 30, p. 176—77. — Mittheilung, in Heidelb. klin. Annalen, Bd. 6, 1830, H. 1, Art. 2, S. 56—72. Nekrologe erschienen: Deutsche Klinik 1851 v. A. Göschen u. Archives générales de médicine 1851.

Franz Karl Naegele wurde am 12. Juli 1778 in Düsseldorf geboren. Sein Vater war Arzt und zugleich Director der damals noch bestehenden medicinisch-chirurgischen Schule.

Bei dem jungen Naegele trat schon früh die Neigung zum ärztlichen Stande hervor, und der Vater, den bekannten Rath des Hippokrates beherzigend, war vernünftig genug, dieselbe in jeder Beziehung zu hegen und zu pflegen.

So begann ersterer, gleichzeitig mit den humanistischen, die propädeutisch-medicinischen Studien. Und wenn er später dazu berufen war, in seiner Wissenschaft etwas Ungewöhnliches und Ausserordentliches zu leisten, so muss dies, abgesehen von dem ihm angeborenen Talent, sicher mit auf Rechnung seines, von der gewöhnlichen Sitte abweichenden, Studienganges geschrieben worden.

Neben seiner leichten Auffassungsgabe, seinem rastlosen Fleisse verrieth er ein hervorragendes Lehrtalent.

So glaubte der Vater es verantworten zu können, seinen Sohn, bevor dieser auf einer Universität die medicinischen Studien begonnen und vollendet hatte, zum Prosector und Repetitor anstellen zu dürfen.

Vergleicht man die Zeitperiode, in der die Geburt und die Entwicklungsjahre Naegele's fallen, mit der unserigen, so tritt Einem als markirter Zug die damalige grössere Freiheit im ganzen Unterrichtswesen entge-

gen. Jetzt ist von der Wiege an bis zum Grabe Alles durch Gesetze vorgeschrieben. Und diese Gesetze sind kein todter Buchstabe, sondern werden mit der äussersten Strenge aus- und durchgeführt.

Wenn wir auch gern zugeben, dass heute im Allgemeinen in Folge der geregelten Zustände bessere Schüler gebildet werden und was man als „Mittelgut" bezeichnet, jetzt eine grössere Anzahl aufweist als damals, so lässt sich auf der anderen Seite nicht verkennen, dass für den, wirklich mit hohen Talenten, mit Genie begabten Schüler die gegenwärtigen rigorösen Institutionen, indem sie der Individualität gar keine Rechnung tragen, sondern Alles, wie eine todte Masse, nach der Schablone reguliren, ein starkes Hinderniss freier Entwicklung abgeben. Sind sie etwas Anderes, als wenn man einem Pegasus Blei an seine Schwingen hängen wollte? Denn gerade für das Genie ist die Freiheit im eigentlichsten Sinne des Wortes der Sauerstoff, der im Stande ist, das glimmende Licht zn einer majestätischen, Alles erleuchtenden Flamme zu entwickeln!

Dem Genie war die damalige Zeit sympathischer und, wenn unsere heutige, im Grunde so wenige geniale und originale Köpfe aufzuweisen hat und Alles fast jetzt nach der Schule schmeckt, so ist sicher der Staat, der durch seine zu rigoröse Gesetzgebung und Cultivirung des Chinesenthums, die angeborenen Rechte des Individuums gar zu sehr beschnitten hat, daran mit Schuld.

Wie wäre es heute in Deutschland auf einer Universität möglich, dass Jemand Prosector an einer Anatomie würde, ohne vorher auf einer Universität studirt und alle durch's Examen ihm vorgeschriebenen Proben bestanden zu haben?

Wenn das 18. Jahrhundert anerkanntermassen die Periode war, wo der deutsche Geist seine schönsten Blüthen entfaltete und seine höchsten Triumphe feierte, so konnten solche Zustände nur bei einem Volke sich entwickeln, das bei aller politischen Unfreiheit, doch einer individuellen Freiheit sich erfreute, wie wir es jetzt nur noch in den Vereinigten Staaten sehen.

So wirkte denn auch die Zeit selbst auf Naegele mächtig ein.

Da auch sein specielles Vaterland dem französischen Reiche einverleibt wurde, so war es nur zu natürlich, dass er in Strassburg seine medicinischen Studien begann. Dies war von grösstem Einfluss auf seine ganze Entwicklung. Naegele zeigt ohne Frage von allen Reformatoren der Geburtshülfe in seinen Schriften am meisten das, was der Franzose als esprit bezeichnet. Das Studium auf einer französischen Universität trug aber sehr dazu bei, diesen zu entwickeln. War nämlich Strassburg in seiner äusseren Physiognomie damals noch ganz deutsch und zeigte denselben Charakter, wie Goethe ihn uns so meisterhaft in seiner Selbstbiographie geschildert hat, so hatte auf die Universität doch derzeit schon die hundertjährige Einverleibung in Frankreich sich geltend gemacht und erstere nahm vollständig einen ganz französischen Charakter an, als nach der französischen Revolution von 1789 die so zahlreichen Universitäten daselbst alle aufgehoben und nur Strassburg, Montpellier und Paris in ganz moderner Façon wieder hergestellt wurden.

Hatte Strassburg seit der Annexion des Elsasses durch Ludwig XIV. die hohe culturelle Rolle gespielt, die Vermittlerin deutscher Wissenschaft für Frankreich gewesen zu sein, so trat seit der Metamorphose in eine französische Universität, insofern hierin eine Aenderung ein, als sie jetzt auch die Mission ausserdem übernahm, die directe Vermittlerin der französischen Wissenschaft für Deutschland zu werden. Hatte bisher blos eine geistige Endosmose stattgefunden, so gesellte sich jetzt eine ebensolche Exosmose dazu.

Für unseren Naegele wurde es von entscheidender Wirkung, an einer solchen Hochschule die Studien zu beginnen, und seiner ganzen späteren wis-

senschaftlicher Stellung wurde hierdurch der Stempel aufgedrückt. Naegele wandte sich dann nach Freiburg und schloss seine Studien in Bamberg. Franken nahm damals in wissenschaftlicher Beziehung eine dominirendere Stellung ein, als heute.

Mit Recht kann man es als das Herz Deutschlands bezeichnen. In keinem Theile desselben pulsirte das wissenschaftliche Leben so mächtig als dort. Das kleine Land, unter viele verschiedene Fürsten getheilt, die alle bestrebt waren, die geistige Cultur mit allen Mitteln zu fördern, erfreute sich damals 4 berühmter Hochschulen, Altdorf, Bamberg, Erlangen und Würzburg, von denen nur zwei sich bis auf die Gegenwart erhalten konnten; Bamberg's medicinische Facultät behauptete aber damals unter den vier den Primat.

Hier schloss dann Naegele, der, als er seine Studien begann, schon mehr wusste, wie mancher Arzt, wenn er von der Universität heimkehrt, seine Wanderjahre und wurde 1800 zum Doctor creirt.

Nachdem er dann noch eine wissenschaftliche Reise unternommen, liess er sich in Barmen als Arzt nieder.

Welche Motive ihn darauf verzichten liessen, die Universitätscarrière zu ergreifen, wissen wir nicht, da bei ihm der Drang zu lehren, ebenso mächtig war, als der zu lernen.

Auf jeden Fall waren es wichtige und triftige. Wohl mochte er einsehen, es sei für ihn gut, erst in der harten Schule des praktischen Arztes sich zu versuchen und eigene Erfahrungen zu sammeln, als so jung noch einen Beruf zu ergreifen, der, wenn auch sehr anziehend und sympathisch, doch zugleich die Gefahren in sich schloss, ihn zu verhindern, wirklich actuell in den Fortschritt der Wissenschaften einzugreifen, und es leicht hätte bewirken können, dass er, wie so viele Andere an und im Lehren zu Grunde gegangen wäre.

Auf's Tiefste in die Geschichte seiner Wissenschaft und der allgemeinen Cultur eingedrungen, erkannte er als den eigentlichen und ursprünglichen Zweck der Universitäten: das Lehren. Nachdem man eingesehen, wie die Wissenschaften anstatt durch sie erweitert zu werden, bloss ein scholastisches Gepräge angenommen hätten, war man, wie er wusste, zur Gründung der Akademien und gelehrten Gesellschaften geschritten.

Denn das beständige „Lehren“ macht stabil und führt zur geistigen Verknöcherung, wenn es nicht fortwährend vom „Lernen“ begleitet ist.

Auch mochte er jene Erfahrung beherzigt haben, welche er aus der Geschichte der deutschen Medicin geschöpft. Zeigt sie nicht auf das Unwiderleglichste, dass die meisten bahnbrechenden Fortschritte in unserer Kunst, nicht von den Lehrern an den Universitäten, sondern von den praktischen Aerzten ausgingen?

Der grösste Gelehrte des 18. Jahrhunderts Albrecht von Haller war ja ursprünglich praktischer Arzt in Bern. Die Hoffmann, die Werlhof, die Wichmann, die Zimmermann, die Hensler, die Lentin und so viele Andere, waren sie nicht alle praktische Aerzte?

Rasch wusste sich Naegele das Vertrauen seiner Mitbürger zu erwerben, und auch die Regierung wandte dem durch seine Geschicklichkeit schnell in Renommé gekommenen jungen Arzte ihr Vertrauen zu. So wurde er denn bald zum Physicus der Aemter Barmen und Beyenburg ernannt.

Auch für die öffentlichen und Gemeindeangelegenheiten zeigte Naegele ein grosses Interesse und ein ebenso reges Verständniss. Man wählte ihn daher nicht bloss zum Municipalrathe, sondern auch zum Vorsteher der Armenanstalt. In dieser Beziehung wirkte er äusserst segensreich und erstrebte und erzielte wichtige Reformen im dortigen Armenwesen.

Wenn in neuerer Zeit die Armenverpflegung von Barmen und Elberfeld einen grossen Ruf sich erwarb und allgemein in Deutschland als Muster aufgestellt wurde, und viele Gemeinden zur Annahme dieses Systems sich entschlossen, so ist es Naegele's Verdienst, den Grund hierzu gelegt zu haben.

Aber seine alte Liebe rostete nicht. Das Lehren war ihm nun einmal zur Natur geworden. Trotz seiner grossen Praxis und seines Eifers, den er auf die theoretischen Studien seines Fachs verwandte, ertheilte er angehenden Chirurgen und Hebammen Unterricht.

So konnte ihm denn nichts Angenehmeres passiren, als 1807 einen Ruf als ausserordentlicher Professor nach Heidelberg zu erhalten. „C'était le terme de son ambition," wie sein anonymer französischer Biograph sich ausdrückte. Mit ganzem Eifer gab er sich hier seinem neuen Beruf hin und cultivirte vorzugsweise in der Praxis die Geburtshülfe, welche von den praktischen Fächern ihn stets am meisten angezogen hatte.

Als nun 1810 die ordentliche Professur der Geburtshülfe vacant, und auch das Directorium der Entbindungsanstalt erledigt wurde, übertrug man ihm beide Aemter.

Ebenso glücklich als sein öffentliches, gestaltete sich sein häusliches Leben. Er hatte sich mit der Tochter des unter Peter Frank erwähnten Professor May verheirathet. Derselbe hatte durch sein ausgezeichnetes Buch „Stolpertus am Krankenbett" eine grosse Berühmtheit erlangt, zeichnete sich ebenso sehr durch eine gründliche Gelehrsamkeit als durch praktisches Talent aus und bearbeitete vorzugsweise die Geburtshülfe, deren Lehrkanzel er in Heidelberg bekleidete.

Naegele's Ehe war eine sehr glückliche, und der Aufenthalt in Heidelberg für ihn ein äusserst angenehmer. Er konnte sich daher nicht entschliessen, diesen Ort, der ihm in der That eine zweite Heimath geworden, zu verlassen.

Darum wurde es ihm leicht, die glänzendsten, an ihn ergehenden Berufungen auszuschlagen.

Der Herzog von Nassau wollte ihn zu seinem Leibarzte ernennen und als Elias von Siebold in Berlin gestorben, wurde ihm die dortige Lehrkanzel für die Geburtshülfe angeboten, Naegele aber war es zugleich Pflicht wie Herzenssache, sein Leben und Wirken Heidelberg zu weihen.

Die hohe Blüthe, welcher die medicinische dortige Facultät in den dreissiger und vierziger Jahren sich erfreute, kommt vorzugsweise mit auf Rechnung Naegele's, der am Ende dieses Zeitraums als grösste geburtshülfliche Capacität ohne Nebenbuhler allgemein anerkannt dastand.

Auch mit seinen Collegen Tiedemann, Chelius, Puchelt u. s. w. verkehrte er in den freundschaftlichsten Verhältnissen.

Wie eng er mit Wigand befreundet war, und wie dieser sich nicht in Naegele irrte, als er, persönlich ihm gänzlich unbekannt, mit ihm in Verkehr trat, ist schon oben hervorgehoben worden.

„Wem es vergönnt wurde, in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, wird in dem berühmten Lehrer und Arzt gleichzeitig einen wahrhaft humanen, andere Verdienste hochschätzenden und gern anerkennenden, an allen Dingen theilnehmenden, wohlwollenden Mann, der seine Unterhaltung noch in den letzten Jahren sogar durch milden Humor würzte, gefunden haben," sagt Alexander Göschen von ihm.

Auch äussere Ehren wurden Naegele in reichem Masse zu Theil. Viele gelehrten Gesellschaften wählten ihn zu ihrem Mitgliede.

Die badische Regierung ernannte ihn 1815 zum Hofrathe und 1821 zum Geheimen Hofrathe.

Vierzig Jahre stand er seiner Lehrkanzel und dem Directorium der Entbindungsanstalt mit der seltensten Pflichttreue und nie rastendem Eifer vor. Seine Mussestunden verwandte er zu schriftstellerischen Arbeiten. An seinen beiden Söhnen erlebte er die grosse Freude, sie beide als tüchtige Gelehrte anerkannt zn sehen. Der ältere wurde schon 1835 ausserordentlicher Professor der Geburtshülfe in Heidelberg und machte sich durch ein vortreffliches „Lehrbuch der Geburtshülfe“ bekannt. Der jüngere habilitirte sich 1846 als Docent der Rechte daselbst.

Allgemein betrauert, starb Naegele am 21. Januar 1851. Ein grosser Kelch wurde ihm dadurch erspart; denn schon am 5. Juli desselben Jahres folgte ihm sein innigstgeliebter Sohn, welcher noch zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Jener, oben unter Sprengel erwähnte, würdige Physicus Dr. Roth in Eutin gibt uns folgende Schilderung von Naegele:

„Franz Karl Naegele war ein kleiner magerer Mann, mit einem gelblich grauen Gesichte, prominirender Nase und hellbraunen freundlichen Augen. Diese Freundlichkeit und Wohlwollen trug sich in alle Beziehungen über, die der Schüler zu seinem Lehrer hat. Besonders, wenn derselbe mit uns am Geburtsbette zusammentraf, so fühlten wir uns gar nicht befremdet durch vornehmes, hochmüthiges Wesen zurückgeschreckt, sondern es war uns so und Naegele gab sich so, als wenn wir durch nichts getrennt wären“.

„Er erkannte die Leistnngen seiner Schüler gern und freudig an. Es war am letzten Tage meines Aufenthalts in Heidelberg, als ich in die Geburtsklinik kam, um Adieu zu sagen. Bei meinem Eintreten ruft Naegele mir entgegen: „Es ist gut, dass Sie kommen, zeigen Sie, dass Sie Kräfte haben.“ Es handelte sich um eine Primipara, bei welcher der Kopf in der Mitte des kleinen Beckens stand. Naegele, der dicke Assistent Baumbach und mehrere Schüler hatten sich vergeblich bemüht, den Kopf zu entwickeln. „Nun“, sagte Naegele, mir auf die Schulter klopfend, „das muss ich sagen, so ein Oldenburger hat doch noch Kräfte.“ In seinen Vorlesungen legte er sein Hebammenbuch zum Grunde und entwickelte in diesen Stunden den ganzen Fond seines tiefen Wissens auf dem Felde der Geburtshülfe. Er wusste seine Schüler durch einen freundlichen, wohlwollenden, klaren und höchst interessanten Vortrag zu sich heranzuziehen und äusserte sich niemals spitz oder missbilligend über andere Gelehrte. Er studirte viel.“

Nach den vielen und grossartigen Leistungen, welche die Geburtshülfe Röderer, Boër und Wigand verdankte, musste es sehr schwer erscheinen, noch zum Standpunkte eines Classikers sich emporzuschwingen. Dazu kam der gänzliche Mangel des antiken Vorbildes, das wenigstens in formeller Beziehung diese Aufgabe erleichtert.

Bei dieser Gelegenheit dürfte es angebracht sein, nach den Gründen zu forschen, warum das Alterthum keine geburtshülfliche Classiker hervorbrachte. Ist doch aller Orten von Emancipation der Frauen die Rede! Hat doch selbst ein Stuart Mill sich unbedingt für sie ausgesprochen, beginnt doch der Letteverein sogar die Frage praktisch zu lösen! Weibliche Doctoren gehören nicht mehr zu den Seltenheiten und Ausnahmen; in England, den Vereinigten Staaten, in der Schweiz und Russland füllen die weiblichen Studenten bereits die Hörsäle. Was sagt die Geschichte dazu? die Weiber mögen sich, wenn sie wollen und das Zeug dazu haben, allen möglichen Künsten und Wissenschaften hingeben. Nur sollen sie sich nicht vermessen, die Geburtshülfe zu cultiviren. Denn das Alterthum, welches nur Hebammen hatte, kannte keine geburtshülfliche Classicität und

wie gering ist die Zahl der Hebammen im Laufe der Jahrhunderte, welche wirklich zur Vervollkommnung dieser Kunst etwas beitrugen?

Um nun auf Naegele zurückzukommen, so zeigen jene Beobachtungen, wie er schon etwas Ausserordentliches schaffen musste, um seinen verdienstvollen Vorgängern angeschlossen werden zu können. Und in der That gelang ihm dies in vielfachen Hinsichten. Aber schon eine wissenschaftliche Leistung von ihm hätte hingereicht, ihm die Unsterblichkeit zu sichern.

Seit Eva's Zeiten wusste jeder Mensch, dass er geboren wurde. Das „Wie" war aber bis auf Naegele, selbst den Aerzten ein Geheimniss, und die übernatürlichsten Hypothesen waren über diesen Vorgang aufgestellt, weil man nicht bis dahin verstanden hatte, mit unbefangenen Augen die Natur zu beobachten. Naegele gelang es diesem Räthsel den Schleier zu entziehen. Er entdeckte den „Mechanismus der Geburt" und erwarb sich schon hierdurch die Lorbeern der Unsterblichkeit.

Versuchen wir jetzt in allgemeinen Umrissen seine Wirksamkeit zu zeichnen.

Naegele ist von allen geburtshülflichen Classikern der kritischste und am meisten historisch gebildete. Mit einem, an Aengstlichkeit grenzenden Triebe, ist er daher in Allem, was er thut, was er denkt, was er schreibt, genau, man könnte sagen, pedantisch oder mathematisch genau zu sein bemüht. Dieser ausgeprägte Drang nach Wahrheit verhinderte ihn, Systematiker zu werden und der Versuchung zu widerstehen, die bei seinen bedeutenden mathematischen Kenntnissen nahe lag, die Mathematik auf die Geburtshülfe anwenden zu wollen, dieselbe gar zu einer Wissenschaft hinaufschrauben zu wollen. So sagt er: „Findet man, wie Leute ihre oder die Ansichten Anderer als das Ergebniss von Untersuchungen nach „streng geometrischen Begriffen" darstellen, reichlich dabei mit mathematischen Ausdrücken und Benennungen um sich werfen und die Kenntniss dieser Dinge, als eine Art höherer, für den Geburtshelfer ungemein wichtiger und nothwendiger Einsicht, preisen und empfehlen, merkt man aber an jedem Worte, dass sie, was andere gesagt, nicht verstanden, ja, was sie selbst vorbringen, nicht verstehen und auf einen Boden sich haben verlocken lassen, der ihnen fremd ist und von dem sie gleichwohl herrliche Früchte prophezeien, wird man dann nicht ganz unwillkürlich, ohne etwas Arges im Sinne zu haben, an jenen sentimentalen Schulmeister erinnert, der von einem Gedichte, über dessen Herrlichkeit er in Lobpreisungen sich ergoss, behauptete: es liege ein so hoher Sinn, eine so sublime Poesie darin, dass er von Anfang bis zu Ende nichts verstanden habe. — Indessen wahrhaftes Mitleiden erregt es, zu sehen, wie ein namhafter Schriftsteller es sich sauer werden lässt, sich als Mathematiker zu geriren und wie ihn dann diese mühsamen Anstrengungen alle zu nichts führen als höchstens zu dem bescheidenen Vergnügen, den Leuten abermals wiederholt kund zu thun, dass er für ein Ding, das er nicht kennt, einen verkehrten Namen ersonnen habe."

Bei seinem Suchen nach Wahrheit verfolgte er zwei Ziele, einmal alle Irrthümer, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert durch Tradition gleichsam forterbten, als solche bloss zu legen und zu bekämpfen, sodann dem Rechten auf die Spur zu kommen. So wirkte er nicht bloss durch seine speciellen Leistungen reformatorisch auf die Geburtshülfe ein, sondern

ebenso sehr durch sein Beispiel und für alle Zeiten nachahmungswerthes Streben, auf die ganze Medicin und die Wissenschaft überhaupt.

Charakteristisch ist folgende Aeusserung von ihm:

„Gelegentlich habe ich beim Durchgehen solcher, mit sogenannter Literatur bespickten Lehr- und Handbücher besonders aus neuerer Zeit, mir manches angemerkt, z. B. citirte Titel von Büchern oder Abhandlungen, in denen Nichts von dem steht, wovon in den Capiteln oder §§, denen sie beigefügt sind, die Rede ist, oder in denen das Gegentheil von der Behauptung aufgestellt sich findet, zu deren Beleg sie angeführt werden; Büchertitel, bei denen aus der Identität der Fehler sich dieser oder jener Katalog, dies Repertorium, jenes Journal u. s. w. nachweisen lässt, woraus sie abgeschrieben worden; citirte Bücher, die das enthalten, was im Texte als neu oder als eigene Erfindung ausgegeben wird; angeführte, ganz unwichtige Schriften, elende Schülerexercitien, während tüchtige, meisterhafte Arbeiten ungenannt geblieben u. s. w. Anfänglich notirte ich diese Dinge, kaum weiss ich selbst, warum. Es ist aber daraus eine ergötzliche Sammlung erwachsen. Besondere Umstände könnten mich vielleicht veranlassen, einiges aus dieser Disteln- und Dornenlese gelegentlich bekannt zu machen. Doch es hat dies auch seine ernsthafte Seite. Fördert ein solches Treiben wohl die Wissenschaft, fördert es das Studium der Anfänger?"

Das Studium der Naegele'schen Schriften verschafft Einem die Ueberzeugung, dass er zur Entdeckung des Mechanismus der Geburt nicht allein durch die treue und sorgfältige Beobachtung der Natur, sondern ebenso sehr durch seine eingehenden historischen Studien geleitet wurde. Und er bestätigt abermals die Erfahrung, dass etwas Vollkommenes in der Medicin nur dann erreicht wird, wenn man sich nicht allein auf seine eignen Erfahrungen, seine eignen Sinne verlässt, sondern auch das berücksichtigt, was die ganze Vorzeit über denselben Gegenstand gedacht hat. Denn Naegele vollendete nur, krönte das Gebäude zu dem Ould und die dänischen Aerzte Berger, Saxtorph, Bang den Grund gelegt hatten.

Nichts lag Naegele ferner als die damals wie jetzt so beliebte Methode vieler Naturforscher, nach einem von ihnen construirten Principe die Naturgegenstände zu betrachten und in das Prokrustesbett desselben dann letztere hineinzuzwängen. In dieser Beziehung sagt er treffend:

„Fände sich nun auch unter den Becken, die man im gemeinen Leben gut gebaute nennt, keines in der Welt, das ganz jener wahren Norm entspräche, so würde dies namentlich dem Principe, wornach das Ideal entworfen worden, keinen Eintrag thun: es wäre nur das andere Geschlecht zu bedauern, dass es, rücksichtlich der Form des Beckens, von dem Urtypus sich entfernt hat. Denn wer kann nachweisen, dass nicht das Becken der Eva ganz der geometrisch construirten, wahren Norm entsprochen habe? Bei solchen Dingen wird man eben gar zu leicht an den Physiker (bei Lichtenberg) erinnert, der einem etwas „vorschnippischen" Prinzen auf seine Bemerkung, dass es doch eine Menge Dinge im Himmel und auf der Erde gebe, wovon nichts in den Compendien der Physik stehe, erwiederte: „gut, aber dafür stehen auch wieder eine Menge von Dingen in unsern Compendien, wovon weder im Himmel, noch auf der Erde etwas vorkommt."

„Im Felde der empirischen Naturwissenschaft ist nichts gefährlicher, als sein Dafürhalten, seine Physik, seine Mechanik, der Natur unterschieben. Fragt es sich ja nicht: wie die Sache beschaffen sein müsse, um uns zweckmässig zu erscheinen; wie wir es einrichten würden u. s. w., sondern die Frage ist, wie verhält es sich in der Natur, wie macht es die Natur? — Dreist darf gefragt werden, wer hat je die Fruchtlagen beobachtet, die in unsern Compendien und mit einer Umständlichkeit, als ob sie eben tagtäglich vorkommen, geschildert werden und sich sogar abgebildet finden? Wer hat je Geburten mit vorliegendem Gesichte in der Art erfolgen sehen, wie in den Lehr- und Handbüchern beschrieben wird unter genauester Detaillirung der besonderen Schwierigkeiten und Folgen, die mit dieser oder jener Stellung des Gesichtes am Beckenausgange (wenn auch schon ihre physische Unmöglichkeit auf den ersten Blick von selbst sich aufdringt) verbunden sind? In den Dingen, die es hier gilt, darf man sich kein Haarbreit von der Erfahrung entfernen, über alles auch das am unbedeutendsten scheinende muss die Natur befragt, ihre Stimme, die allein entscheidend ist, eingeholt, nichts darf vorausgesetzt, unterschoben, nach eigenem Ermessen zugesetzt oder ergänzt werden, wenn man nicht bei jedem Schritte Gefahr laufen will zu irren."

„Es fallen aber diese Dinge alle in den Bereich sinnlicher Wahrnehmung und sind von der Art, dass sie, bei einiger Uebung und Gelegenheit zum Beobachten, ohne Schwierigkeit ausgemittelt werden können. Um das Rechte zu erkennen, bedarf es nur, dass man wolle, dass man die Naturfrage, das heisst: dass man beim Beobachten (sei es auch nur des Versuches wegen oder einstweilen) von dem absehe, was man zu wissen glaubt und wenn auch noch so fest glaubt, und wenn es einem auch noch so wahrscheinlich vorkommt, ja wahrscheinlicher als die Wahrheit selbst und wenn man es auch noch so oft vom Katheder herab vernommen oder gar selbst gelehrt hat, und, wenn es, schwarz auf weiss, in noch so viel Büchern, ja sogar in den eigenen Schriften gedruckt steht. Ich bin dem Theoretisiren nicht abhold, vielmehr halte ich es für das würdigste Ziel der Bemühungen des Naturforschers, aus dem empirischen Material feststehende Grenzen zu abstrahiren. Wo aber das Thatsächliche, wie hier nichts weniger noch, als im Reinen, ist, wo das Material bei weitem noch nicht vollständig vorhanden, da ist die Theorie eben nicht das dringendste Bedürfniss, da hat es noch Zeit, die Gesetze aufzustellen. Aber auch die wohlbegründetsten Gesetze, welche aus der sorgfältigsten und umsichtigsten Beobachtung entlehnt worden, sollten nur in dem Kreise der Erscheinungen gelten, in welchem sie sich bildeten; mit grosser Gefahr des Irrthums werden sie bisweilen gar zu voreilig zur Ergänzung des unvollständig Beobachteten benützt."

Ein Hauptverdienst Naegele's besteht darin, die Lehre von der Beckenachse und der Inclination des Beckens, die seiner Zeit das Thema war, welches als Modeobject sowohl die Gynäkologen von Fach, wie die Anatomen beschäftigte, zuerst richtig gestellt zu haben. Wie verworren damals

die Meinungen über diese Gegenstände waren, wie unklar die Begriffe, das geht am Besten aus Naegele's eignen Worten hervor:

„Denn, wenn z. B. Einer behauptet, ohne die genaueste Kenntniss von der Inclination des Beckens könne man keine Idee von dem Hergange einer Geburt haben, keine, auch nicht die geringste, obstetricische Operation zweckmässig vornehmen, so erklärt ein Anderer diese Behauptung für grundlos, ja lächerlich. Wenn der Eine sagt: durch die Einführung der Lehre von der Beckenachse sei die Geburtshülfe erst aus einem rohen, handwerkerartigen Treiben zu einer wissenschaftlichen Kunst geworden, um diese Lehre aber aufzufassen, dazu sei die Geometrie das erste und unentbehrlichste Erforderniss, und diejenigen, welche die eminente Wichtigkeit der Anwendung dieser Wissenschaft auf die Lehre von der Stellung des Beckens und der Richtung seiner Höhle somit auf „Theorie und Praxis der Entbindungskunst" nicht hoch genug anschlügen oder nur in Zweifel zu ziehen wagten, seien „Lehrer der nichtwissenschaftlichen Entbindungskunst, Leute, die ihre Schande öffentlich bekannt machen, Verächter der Wissenschaft, „Ignoranten", kurz den bekannten beiden Gattungen nützlicher Hausthiere gleichzustellen, deren in dem letzten der zehn Gebote Erwähnung geschieht; so behauptet ein Anderer: „er habe geometrisch bewiesen, dass die Achse des Beckens ein Unding sei und Jedem gezeigt, dass sie bloss ein Gedanke eines mathematischen Geburtshelfers war", sie sei in der Ausübung weit eher hinderlich als vortheilhaft, mache den Geburtshelfer unbeholfen u. s. w. Wenn der Eine versichert, nach den Grundsätzen der Grössenlehre erwiesen zu haben, dass schlechthin nur eine Beckenachse zu statuiren sei, der andere aus denselben Gründen die Unentbehrlichkeit zweier Achsen vertheidigt, ein Dritter aber die Annahme von drei Achsen zu einer richtigen Vorstellung von dem Laufe des Beckenkanals für durchaus nothwendig hält, so verwirft ein vierter die mathematisch herausgekünstelten Achsen, und will statt derselben nur eine krumme Linie gelten lassen, die hinwieder bald ein Parabel, bald ein Zirkelstück, bald keines von beiden sein soll; und von denen, und zwar Neueren, welche die Kreislinie wieder geltend zu machen versucht haben, gibt der eine den Punkt, von welchem aus der Kreisbogen durch die Beckenhöhle gezogen werden soll, hier an, der andere dort. Dieser nimmt seine Messungen an Lebenden vor, jener an Skeletten. Dieser hält die Aufgabe für schwierig oder unauflöslich, jener für leicht, einem Schulknabenexempel gleich zu achten. Der Eine behauptet, die Steissbeinspitze stehe bei aufrechtem Körperstande in der Regel um $1^1/_2$ Zoll höher als der untere Schoossknorpelrand, der andere, sie stehe um zwei Zoll tiefer u. s. w. Und dabei versichert aber jeder und besteht darauf, er habe seine Behauptung „aus Gründen a priori et a posteriori" erwiesen oder „er habe die Sache geometrisch und nach der Natur geprüft oder er habe das angemessenste Verfahren zur wahrhaft geometrischen und also zur vollkommen genauen Bestimmung" eingeschlagen, oder er sei es, der „nach streng geometrischen Begriffen" zu Werke gegangen, oder er — doch genug: nach diesen so überaus verschiedenen und widersprechenden Ansichten, muss bei Anfängern und überhaupt bei denen, die mit der Sache nicht praktisch bekannt sind, natürlich Verwirrung entstehen. Findet ein mit der Sache nicht näher Vertrauter in den Schriften eines berühmten Mannes oder vernimmt der Schüler aus dem Munde seines Lehrers die Behauptung: eine Abweichung des Beckens von der als Norm aufgestellten Inclination um 1—2 Grade habe noch keinen bedeutend nachtheiligen Einfluss auf die Geburt, dieser Einfluss nehme aber von 3—5 Graden zu, so kann ihn dies natürlich leicht furchtsam und ängstlich machen, da er ja schlechthin ausser Stande ist, jenen angeblichen Fehler nach Graden auszumitteln; oder er kann ver-

leitet werden, etwas für den Grund der Erschwerung der Geburt zu halten, was nicht Schuld daran ist. Die wahre Ursache übersehend, kämpft er gegen einen Feind, der nicht existirt, wählt das unrechte Mittel u. s. w.“

Von den geburtshülflichen Classikern zeichnete Naegele sich am meisten in formeller Beziehung aus. Sein Stil ist daher musterhaft. Die Schärfe seines Verstandes, die Strenge der Logik, welche er in seinem ganzen geburtshülflichen Thun und Lassen offenbart, spiegelt sich in seiner Ausdrucksweise ab. Scharf geht er gegen den gewöhnlichen Gelehrtenjargon in's Gericht und offenbart bei dieser Gelegenheit, wie er sich in stilistischer Beziehung ihnen gegenüber stärker zeigt. So sagt er:

„Die Mittellinie der Beckenhöhle darum, weil nach ihrer Richtung, zu gewissen Kunstzwecken, die Finger, die Hand oder Werkzeuge eingeführt“ werden, Führungslinie nennen zu wollen, hiemit verhält's sich, als wenn man die Arme, die Beine u. s. w., weil sie in gewissen Fällen künstlich abgesetzt werden, Amputationsglieder nennen wollte oder das rectum intestinum den Klystierdarm u. dgl. Der andere dafür angegebene Grund, dass nämlich, wie es heisst, die Natur bei der Geburt den Kopf u. s. w. nach der Richtung jener Linie durch das Becken führe, ist kaum weniger glücklich ersonnen: da ja durch die Expulsivkraft der Gebärmutter u. s. w. der Kopf durch das Becken eigentlich nicht geführt, sondern richtiger ausgedrückt, getrieben wird, wie der Keil in oder durch das Holz, die Kugel durch den Lauf des Schiessgewehres nicht geführt, sondern getrieben wird. Warum denn für Dinge, für welche wir längst schon Namen und zwar geeignete Namen haben, neue einführen und überdies lächerliche, und sie gerade Leuten nachsprechen, die eben sattsam an den Tag gelegt, dass sie mit der Sache, der es gilt, eben nicht sonderlich vertraut sind, viel weniger aber ihr irgend genützt haben? — Und darin ist gewiss jeder unbefangene Sachkundige mit uns einverstanden, dass es gerade im Fache der Geburtshülfe eben am wenigsten Noth thut, die Masse schlechter Benennungen noch zu vermehren. Wer allenfalls hieran zweifeln möchte, den würde ich mir erlauben, hier nur an einige zu erinnern, die in den Schriften tagtäglich vorkommen z. B. an die „künstlichen Geburten,“ an die „Manual-Instrumentalgeburten,“ an die „Zangen-, Hebel-, Haken- und Kaisergeburten (wohl nach der Analogie von Zwillingsgeburten?) — nur dass hier Zwillinge geboren: Die Zangen, Hebel und Haken aber von den Instrumentenmachern gefertigt werden, und dass, falls auch ein Kaiser durch den Bauchgebärmutterschnitt zu Tage gefördert worden wäre, wovon aber kein Beispiel vorhanden ist, dies keine Geburt, sondern eine künstliche Entbindung genannt werden müsste, an die Gesichts-, Steiss-, Kniegeburten u. dgl., an die geraden Durchmesser, an die Selbstwendungen, an die Benennungen: Geburtsarzt, Hebarzt, Hebarzneiwissenschaft, an die unsinnige Verwechslung von Entbindungskunst mit Geburtshülfe, an den possirlichen Gebrauch des Wortes: Entbinden, so z. B. findet man täglich in den Schriften selbst berühmter Männer, in Recensionen u. s. w., dass hier Einer ein Kind mittelst der Zange entbinden lässt, dort die Frucht oder Zwillinge durch die Wendung, den Kaiserschnitt u. dgl., ein Anderer hinwieder einen abgerissenen Kopf, einen Mutterkuchen entbindet; ja der geachtete Herausgeber eines eben so geachteten Archives für Geburtshülfe lässt sogar einen Geburtshelfer ein Kind gebären. Ebenso wunderlich ist der zur Mode gewordene Gebrauch der Wörter: Entwickeln, Entwickelung, wenn es z. B. bald heisst, die Entwickelung eines mittelmässigen oder unbedeutenden Kopfes sei der Natur überlassen worden, bald, man habe einem tüchtigen Kopfe, zur rascheren Entwicklung, mit der Hand oder mit Instrumenten nachgeholfen; wenn der Eine erzählt, dass der Steiss zum Erstaunen schnell

sich entwickelt habe, der Kopf hingegen äusserst langsam, der Andere, er habe sich genöthigt gesehen, dem Kinde, weil der Kopf sich gar nicht weiter entwickelt, ein Loch hineinzubohren. Solch obstetricisches Kauderwälsch, wie häufig es vorkommt, nachzuweisen, bedarf es nur eines Blickes in Schriften neuester Zeit. Sind wir jedoch hier, wie gesagt, von nichts weiter entfernt, als zu wünschen, dass die Benennungen und Ausdrücke, die dem Wortbegriffe nach zwar weniger geeignet sind, aber den Gebrauch für sich haben, mit neu zu erfindenden vertauscht werden. Allein Keiner, der es redlich mit der Wissenschaft meint, wird den Wunsch missbilligen, dass unter den vorhandenen nur nicht geradezu die allerschlechtesten gleichsam herausgesucht werden mögen, sondern dass man sich der besseren bediene, dass man aber die Masse des Schlechten ja nicht mit eben so Schlechtem oder gar noch Schlechterem vergrössere, vielmehr bedacht sein möge, allmählich immer mehr und mehr die Spuren der Rohheit und Knechtschaft zu verwischen, deren schmählicher Druck die Wissenschaft zu ihrer unverdienten Herabwürdigung in den Augen Gebildeter, nur zu lange erfahren hat."

Anticipirte er hier des grossen Postreformers Stephan Bemühungen auf postalischem Gebiete, so hatten dieselben doch nicht den durchschlagenden Erfolg wie die des letzteren. Der Neid und die verletzte Eitelkeit der von ihm sich betroffen fühlenden Collegen sorgten dafür, dass die Terminologie in der Geburtshülfe sich nicht dazu entschliessen konnte, ihr altes geflicktes, den Augen, wie der Logik gleich anstössiges, Gewand abzulegen.

Die literarische Oberflächlichkeit bekämpft er mit scharfen Worten: „Es sei, sagt er, wünschenswerth, dass die, Andern wieder nachcitirten Fälle nicht so umsichtslos und so ganz auf Treu und Glauben aus einem Buche stets wieder in das andere übertragen, sondern dass die Beschreibungen mit eigenen Augen angesehen und geprüft, dass die, entweder in den Schriften, aus denen das Citat geschöpft worden, nur flüchtig berührten oder die zweifelhaften Fälle aber, die falsch verzollte Waare durchaus nicht wieder feil gehalten, sondern ausgemerzt, und dass die Charlatanerie und der Missbrauch aufgegeben werden, welcher in manchen Lehrbüchern mit dem Aufhäufen von citirten Fällen und Büchern und Aufsätzen und Dissertationen-Titeln auf eine unbarmherzige Weise für die Anfänger, die erst die Literatur-Kenntniss sich erwerben sollen, getrieben wird."

Der bald gutmüthige, bald beissende Humor, in dem Naegele sich gefällt, verleiht seinen Schriften, im Gegegensatz zu den sonst im trocknen Zunfttone geschriebenen Büchern, einen eigenthümlichen Reiz.

So äusserte er sich in dieser Beziehung folgendermassen: „Es wird einem, ich gestehe es, bitte aber zugleich um Nachsicht meiner Offenheit, gar seltsam zu Muthe, wenn man über Dinge — wie eben die Materie vom Geburtsmechanismus — die man so tagtäglich vor Augen hat und sich begeben sieht und die man eben näher kennen zu lernen sich bemüht hat, hie und da in den Compendien, ganze Paragraphen, ganze Seiten und Blätter trifft, deren Inhalt so durchaus nicht mit dem übereinstimmt, vielmehr geradezu dem entgegen ist, was in der Natur vor sich geht; wenn man es so jedem Satze ansieht, wie er am Schreibpulte rein ausgedacht worden; man wird dann gar zu lebhaft und wider Willen an unsern vaterländischen Swift erinnert. Ist's ja doch hier nicht die Frage: „wie dieser oder jener den Kopf durch das Becken sich bewegen würde, wenn er es zu thun hätte," sondern „wie die Natur dabei verfährt."

Nicht in der Ausdehnung möchte seine Ansicht die richtige sein, dass der Arzt überhaupt keine normalen Entbindungen vollziehen solle, auch die von ihm entwickelten Gründe sind nicht stichhaltig. Nur durch die Be-

obachtung von vielen Hunderten von Geburten wird überhaupt ein guter Geburtshelfer gebildet. Um nun allerdings nicht als Concurrent der Hebammen aufzutreten, empföhle es sich, dass der Hausarzt zu jeder normalen Geburt gerufen würde, die Entbindung selbst aber der Hebamme überliesse. Wohlhabende Patienten werden gern dem Arzte ausser seinem festen Honorar eine Remuneration geben. Wenn nicht, so hat der auf diese Art seine Praxis betreibende Arzt doch den Vortheil für sich selbst, allmählich zu einem erfahrenen Geburtshelfer sich heranbilden zu können.

Auch theilen wir nicht die Ansicht des Verfassers, dass die Geschichte und Literatur der Geburtshülfe schon zu Anfang des geburtshülflichen Unterrichts den Studenten vorgetragen werden solle; wir würden dies lieber für's Ende versparen, am Schlusse des ganzen Studiums.

Von allen geburtshülflichen Classikern und hervorragenden Geburtshelfern besass keiner eine solche logische Schärfe des Geistes als Naegele.

Wenn Röderer daher zuerst darauf drang, dass jeder Geburtshelfer ein universell gebildeter Mann sein müsse, so ging Naegele noch weiter. Er verlangte, dass die ganze Disciplin in derselben Weise wie die Medicin wissenschaftlich bearbeitet und an den Universitäten gelehrt werden solle, da er sie nur als einen integrirenden Theil der Medicin auffasste.

Desshalb legte er so grossen Werth auf die allgemeine Pathologie, allgemeine Therapie und Diätetik der Geburtshülfe.

Weil aber nichts mehr Einfluss hat auf den Schüler als die Methode, in der seine Berufswissenschaft ihm gelehrt wurde, nicht sowohl in Bezug auf die grössere oder mindere Leichtigkeit, welche sie dem Schüler gewährt, in das Innere der Wissenschaft einzudringen, sondern auch in Bezug auf die Liebe und Begeisterung, die eine zweckmässige Lehrart als unmittelbare Folge erzeugt, während eine unzweckmässige das Gegentheil bewirkt, so legte Naegele zuerst von allen Geburtshelfern ein so grosses Gewicht auf die Methode, in der die Geburtshülfekunst vorgetragen werden müsse. Mit Recht muss man ihn daher den Begründer der wissenschaftlichen Methodologie nennen. Man braucht nur die Lehrbücher der Geburtshülfe vor ihm durchzublättern, um den Eindruck zu empfangen, wie unlogisch man damals bei dem Vortrage der Geburtshülfe meistens vorging.

Und so ist denn charakteristisch, dass, bevor Naegele sein vortreffliches Lehrbuch der Geburtshülfe schrieb, er zuerst seine, für alle Zeiten classische Methode dazu herausgab.

Die vergleichende Kritik, welche er hier, wenn auch nur beiläufig und im Vorübergehen, über die damals im Schwange seiende Methode des Unterrichts handhabt, ist meisterhaft und hat den eigenthümlichen Reiz, von feiner Ironie und attischem Witze durchhaucht zu sein.

Bei aller Schärfe wird Naegele nie verletzend, versteht es aber auch bei den ernstesten Gegenständen seine Leser in eine heitere Stimmung zu versetzen. Bei der Kritik über die Sinnesart der früh menstruirten Mädchen machte er die Bemerkung: „Fast möchte man sich zuweilen verwundern, dass sie nicht wirkliche Aeusserungen von Heirathslust schon in den Windeln gezeigt haben, oder dass man unter den Metrorrhagien nicht auch eine Haemorrhagia uteri Gravidarum interna ex menstruatione foetus in utero contenti mit aufgezeichnet findet; denn so gut wie ein Kind seine Reinigung gleich nach der Geburt erhalten konnte, ebenso leicht war dies ja auch schon im Mutterleibe möglich“.

Wie fein seine Geistesschärfe ausgebildet war, wie streng logisch er dachte, wie er sich bemühte, richtige Begriffe nicht bloss für die Lehre der Geburtshülfe aufzustellen, sondern auch die Terminologie und die Sprache

derselben in dieser Hinsicht zu reformiren, das leuchtet aus vielen Stellen seiner Schriften hervor.

In Beziehung auf die Extrauterinschwangerschaft bemerkt er. daher treffend: „Gewiss wird Niemand die Fälle, wo, bei dieser Gattung von Schwangerschaft, die Frucht stückweise durch die Eiterung entweder auswendig am Bauche zum Vorschein kam, oder auf solche Weise in den Darmkanal gelangte und durch den After ausgeleert wurde, jetzt im Ernste mehr für Geburten ausgeben wollen. Nur, um etwas recht Paradoxes auszusprechen, spricht man von partus per os, per alvum, per umbilicum, per ilia und dergleichen. Ebenso ungeeignet ist es auch, wo z. B. ein Weib eine abgestorbene Frucht, wie das Lithopädion, lange Zeit im Leibe mit herumträgt, Schwangerschaft zu nennen, daher die anziehenden Ueberschriften von zehn-, zwanzig-, dreissig- und mehrjährigen Schwangerschaften, welche Benennungen auf einem mangelhaften Begriffe von jener regen, grossen, den ganzen Organismus in Anspruch nehmenden Lebensfunction beruhen, wodurch im weiblichen Körper die Bedingungen zur Ernährung des Foetus gesetzt werden. Freilich hat es mit jenen Benennungen seine Richtigkeit, wenn man die Schwangerschaft als denjenigen Zustand definirt: „in welchem sich ein weiblicher Körper befindet, wenn er das Product einer fruchtbaren Begattung in sich enthält," welche Begriffsbestimmung von Schwangerschaft aber in den Lehrbüchern der Geburtshülfe und anderen Schriften häufig gegeben wird und welche ich wörtlich hier aus einem der neuesten Handbücher der Geburtshülfe mittheile. Nach dieser Definition möchten aber alle Zoophagen weiblichen Geschlechtes, Menschen und Thiere, jung und alt wohl immer schwanger zu nennen sein. Und wenn man bei Menschen das in sich Enthalten eines Productes der Begattung unter Menschen zur Hauptsache machte, so wäre der Cyclope Polyphem nach jeder, aus den Gefährten des Odysseus gehaltenen, Abendmahlzeit schwanger zu nennen und das

φάρυγος δ' ἐξέσσυτο οἶνος
ψωμοὶ τ' ἀνδρόμεοι

ein partus per os."

Durch seine Methodologie hatte N. einen grossen Einfluss auf die Reformation des Geburtshülfewesens in Deutschland. War damals freilich, Dank Röderer's und Boër's Bemühungen, die Geburtshülfe bereits zu einer Wissenschaft und Kunst emporgeblüht, so lag, wie das ganze Medicinalwesen, so speciell das Geburtshülfewesen im Argen, da wohl die Aerzte, aber nicht die Hebammen in den wenigsten Gegenden Deutschlands eines wissenschaftlichen Unterrichts sich erfreuten.

Denselben Einfluss, welchen Peter Frank auf das gesammte Medicinalwesen und die Medicinalpolizei Deutschlands im Allgemeinen ausübte, übte Naegele speciell auf die Reformation des geburtshülflichen Theiles dieser Disciplin aus.

Um diese war es in den meisten Theilen Deutschlands traurig bestellt, am schlimmsten in den Kleinstaaten, wo gewöhnlich der Physikus den Unterricht der Hebammen mittelst eines Phantoms leitete, auch in den Fällen, wo er selbst vielleicht nie eine normale Entbindung vollzogen.

Um einen Begriff von der damaligen Sachlage zu erhalten, citiren wir hier die eigenen Worte Naegele's:

„Es ist kaum glaublich", sagt er, „wie schlecht das Geburtshülfewesen hier und da in Deutschland (wo doch der in Rede stehende Zweig der Heilkunst entschieden vor dem übrigen Europa vorzugsweise cultivirt wird) noch bestellt ist. So fand sich z. B. in einer der cultivirtesten, volkreichsten Gegenden Deutschlands ein Mensch als Lehrer für die Hebammen und angehenden Geburtshelfer angestellt, welcher, von der Natur höchst kärglich

mit Anlagen versehen, weder Arznei, noch Wundarzneikunst erlernt hatte, in beiden Fällen weder examinirt, noch zu ihrer Ausübung autorisirt war und überdies äusserst wenige Fertigkeit und Geschicklichkeit in der operativen Geburtshülfe besass. Während 24 Jahren gingen aus seiner Pflanzschule alle Hebammen und Geburtshelfer für ein Land von mehr als einer halben Million Einwohner hervor. Vor einigen Jahren, wo er starb, wurde seine Stelle durch einen jungen Mann besetzt, der einige Zeit die Stelle eines Unterchirurgen bei einem Regimente versehen hatte und nicht Arzt ist. Nichts ist in dieser Hinsicht schlimmer, als wenn die Einrichtung des Geburtshülfewesens von Medicinalcollegien ausgeht, in deren Mitte sich kein mit der Geburtshülfe auch praktisch vertrauter Arzt befindet, wenn die anzustellenden Geburtshelfer bloss von solchen geprüft werden, die nicht zugleich Geburtshelfer sind.“

Bei der Methodologie der Geburtshülfe bestrebte er sich vornehmlich, den Schüler zum eignen Denken anzuregen. Er ist der Ansicht, dass der beste Weg zum gründlichen Unterrichte, zur fruchtbarsten Mittheilung der Kunst sei, wenn der Anfänger in den Stand gesetzt werde, die Kunst gleichsam selbst zu erfinden, dann arbeite er mit Lust und Muth, und das, was er erringe, gehöre ihm eigen an, dagegen das bloss Erlernte oder gar nur dem Gedächtniss Anvertraute, das, was der Verstand nicht ergriffen, nicht mit Bewusstsein selbst producirt habe, stets etwas Fremdes bleibe.

Sein Hauptaugenmerk bei der Methodologie war darauf gerichtet, den Unterricht möglichst gründlich und logisch zu machen. Desshalb sagt er: „Das sicherste Mittel, den Anfänger an ein rationelles Verfahren zu gewöhnen, ist ein gründlicher Unterricht. Auch erleichtert dieser das Studium demjenigen, der dem Denken nicht abgeneigt ist. Durch Consequenz im Vortrage und durch folgerechte Eutwicklung aus Grundsätzen wird der Verstand zum Beifall gezwungen. Ein Eigenthum ist das, wovon man die Nothwendigkeit einsieht, hingegen nur geliehen, was man bloss dem Gedächtniss einprägt. Der Zweck wissenschaftlicher Bildung ist nicht, dem Schüler eine Masse von Kenntnissen mechanisch beizubringen, von Handgriffen oder Kunstregeln, zu denen er im Nothfalle greifen kann, sondern seine Talente zu wecken, aufzuregen und ihn zu determiniren, sich durch eignes Denken sein Wissen selbst zu verschaffen. Eine solche Darstellung, wo gelegentlich bei der Abhandlung einzelner Mittel, nämlich den vorzüglichen obstetricischen Operationsarten die speciellen Fälle aufgezählt werden, in denen sie anzuwenden sind, habe im Grunde keinen Anspruch auf Therapie. Es ist blosse materia obstetricia oder vielmehr nur ein Fragment derselben, ungefähr so, als wenn man die specielle Therapie überhaupt in die materia medica oder chirurgica verweisen und hier abhandeln wollte z. B. da, wo die Rede von harntreibenden Mitteln ist, sich begnügte, die Krankheiten aufzuzählen, in denen jene nützen könne“.

Mit Wigand theilt er das Verdienst, wenn auch etwas später als dieser und wahrscheinlich auf dessen Veranlassung, auf die Wichtigkeit der dynamischen Verhältnisse beim Gebären und als Veranlassung zu schweren Geburten hingewiesen zu haben.

Seine geburtshülflichen Principien sind dieselben wie der aller übrigen Classiker. Auch der Geburtshelfer ist für ihn bloss Diener der Natur. Trotzdem ist ihm Physiologie und Therapie nicht identisch. Klar erkennt er, dass der Geburtshelfer als Physiologe und Pathologe die Wirkungen der Natur construire, nicht nur die Vorgänge entwickle in den Fällen, wo die Natur unter ungünstigen Umständen das Gebärungsgeschäft glücklich vollbringe, sondern auch die Vorgänge, welche zur glücklichen Beendigung in Fällen erfolgen müssten, die sich überlassen einen traurigen Ausgang nehmen.

Der Therapeut dagegen entwerfe die Pläne, wie verfahren werde, wie von von Aussen in die Natur eingewirkt werden müsse, damit jene Vorgänge wirklich eintreffen, wie und durch welche künstliche Vorkehrungen und Veranstaltungen jene Processe wirklich herbeigeführt werden. Jene Naturconstructionen mache der mit der Natur vertraute Forscher, ohne im mindesten die Absicht zu haben, je helfen zu wollen: so wie der Mathematiker die Sätze der reinen Mathematik entwickle, die so gut zur Bestimmung der Gesetze der Bewegung von Gestirnen, als von Kriegsheeren gebraucht werden könnten.

Seine einfachen Grundsätze, seine tiefe Achtung vor der Heiligkeit der Naturgesetze spiegeln sich in folgenden Worten ab:

„Aus der Physiologie und Pathologie überhaupt und aus den hier vorausgeschickten, besonders bearbeiteten Capiteln dieser Lehren geht unwidersprechlich und in die Augen fallend hervor: dass die Natur — wie bei den übrigen vitalen Verrichtungen überhaupt, so auch bei der Function des Gebärens — in ihren Wirkungen nicht nur im gesunden Zustande die grösste Zweckmässigkeit, den sublimsten Calcul, die vollkommenste Harmonie beweise, sondern auch, unter ungünstigen Umständen, da, wo ihre Wirkung beeinträchtigt und gestört wird, in unzähligen Fällen die erwünschteste, geeignetste Selbsthülfe schaffe; auf die, soweit es dem Forscher gelungen ist, sie zu enthüllen, zweckmässigste Art, Hindernisse besiege, entferne, vermindere, umgehe oder durch weise Gegenanstalten aufhebe, und da, wo sie ihren Zweck zu erreichen nicht vermag, doch die vollkommenste Zweckmässigkeit in ihrem Streben ausspreche; kurz sich dem ruhigen, vorurtheilslosen, treuen Beobachter als die vera et indesinens therapia interna et spontanea manifestire und dass sich gerade bei der in Rede stehenden Function so vorzüglich laut der Ausspruch Cicero's bestätigt: „Naturae solertiam nulla ars, nulla manus, nemo opifex consequi potest imitando". Dies in Erwägung gezogen muss derjenige, der jene Betrachtungen angestellt, und mit der Natur vertraut zu werden in der Absicht gestrebt hat, um ihren Gebrechen abzuhelfen, sich von selbst und unwiderstehlich determinirt fühlen, bei der Entwerfung der Regeln zur Erreichung seiner wohlthätigen Absichten, zum Hauptgrundsatze zu machen, die Wirkung der Natur gehörig zu würdigen, sie in ihrem Streben, so lange als möglich zu unterstüzen, da, wo sie zu wirken aufhört, sie möglichst nachzuahmen und zu streben, das zu leisten, was sie, wenn die Umstände günstiger, ihre Kräfte hinreichend gewesen, geleistet haben würde."

Geschichte.

Wie sehr Naegele nicht bloss danach strebte, die Geschichte seiner Wissenschaft und Kunst in sich aufzunehmen, sondern selbstständig auch als geburtshülflicher Geshichtsforscher sich auszeichnete, davon liefert die zweite Abtheilung seiner Schrift: „Das weibliche Becken" einen vollgültigen Beweis. Seine Abhandlung: „zur Geschichte der Lehre von den Beckenachsen" ist nicht bloss die erste Geschichte dieses so interessanten Themas, sondern auch mit solch' einem Fleisse, solcher Genauigkeit und solch' einem richtigen historischen Urtheile abgefasst, dass sie für alle Zeiten einen bleibenden Werth hat. Verf. gelangt zu folgenden Resultaten.

Heinrich von Deventer hat zuerst auf die Richtung der Becken-Höhle aufmerksam gemacht. Obwohl der Verf. einer Achse mit keiner Silbe erwähnt, so hat diese einfache Andeutung offenbar doch mehr praktischen

Werth, als jene breiten, mit einem Aufwand von scheinbarer Gelehrsamkeit ausgeschmückten Demonstrationen, wie sie hier und da in den Schriften neuerer Zeit gefunden werden, deren Verfasser die Wissenschaft erweitert oder vielmehr die Geburtshülfe erst zur Wissenschaft, ein regelloses Treiben zur Kunst erhoben zu haben behaupten, während sie die Sache nur verwirrt und auch anderen den rechten Gesichtspunkt in dem Masse verschoben haben, als sie ihn sich selbst verrückt durch das Versteigen in eine Region, die ausser ihrem Bereiche lag. Er war ein Mann von ausgezeichneten Anlagen; er besass grosse Talente für Mechanik und viele Kunstfertigkeit. Sein Werk zeugt von reifem Nachdenken und vieler Erfahrung. Es ist als das erste wissenschaftlich geordnete Buch über Geburtshülfe anzusehen und es könnte selbst in unseren Tagen noch als Muster für diejenigen dienen, deren Bücher in formeller Beziehung schlechten Hebammenkatechismen oder den Vademecum's der Rossärzte fast ähnlicher sehen als Lehrbüchern über einen Zweig der Heilkunde, die seiner Natur nach zu einer systematischen Darstellung sich ebenso sehr, wo nicht noch mehr eignet, als irgend ein Theil der übrigen Arzneiwissenschaft. Zu den vorzüglichsten Verdiensten, die unserm Verf. gebühren, dürfte wohl sein lobenswerthes eifriges Bemühen zu zählen sein, den Gebrauch der Werkzeuge möglichst einzuschränken. Nächst Mauriceau hat er das Meiste zur allgemeinen Einführung der Wendung auf die Füsse gewirkt und vor De la Motte gegen die Nothwendigkeit bei dieser Operation, den vorgedrungenen Arm zurückzubringen, sich erklärt. Wodurch er aber das grösste Aufsehen erregt hat, ist seine Lehre von der Schieflage der Gebärmutter als der häufigsten Ursache schwerer Geburten.

Auf Heinrich von Deventer wird unter denen, die sich um die Lehre von der Beckenachse verdient gemacht haben sollen, zuerst ein Mann angeführt, der bald Ablaucourt, bald Ablaincourt, bald d'Ablaincourt genannt wird. Die Schriftsteller haben Röderer in seinem Programm de axi pelvis nachgesprochen auf Treu und Glauben. Der Mann heisst aber Johann Bruhier, mit dem Beinamen von Ablaincourt. Er übersetzte Deventer's Werk „Operationes chirurgicae“. Die Lehre von der Neigung des Beckens hat er aber nicht, wie Röderer glaubt, erweitert. Eine Ehre, die, erführe er sie, ihm ebenso unerwartet sein würde, ist die, dass man ein Jahrhundert nach seinem Tode noch den schrägen Durchmesser des Beckeneingangs nach ihm benennt. Deventer hat niemals einen Beckendurchmesser angegeben oder auch nur davon gesprochen.

1745. Nicht Röderer ist es, wie allgemein angegeben wird, der zuerst zur genauen Ausmittelung der Inclination des Beckens sich der Lehre von der Achse bedient und die Richtung des Beckenausgangs gegen die Horizontalebene, auf der eine Ebene anfrecht steht, näher zu bestimmen versucht hat. Dies Verdienst gebührt vielmehr Johann Jacob Müller. Dessen Inauguraldissertation: „Diss. sistens casum rarissimum uteri in partu rupti“ enthält die hierauf bezüglichen Daten und wurde von Haller in seine bekannte Sammlung aufgenommen. Müller ist nicht nur der erste, welcher die Inclination des Beckenausganges auszumitteln versucht hat, sondern ihm gehört auch das Verdienst, die Neigung der oberen Oeffnung vor Allen zuerst bestimmt zu haben.

Nachdem Verf. Röderer's Verdienst geschildert, aber hervorgehoben, dass er die Neigung des sogenannten geraden Durchmessers des Beckenausgangs gegen den Horizont zu gross angegeben, sagt er: „die Bekanntschaft mit dem berühmtesten deutschen Geburtshelfer muss bei jedem vaterländischen Fachgenossen vorausgesetzt werden, es bedarf hier nicht der Wiederholung, wie sehr ich überhaupt die eminenten Verdienste des gelehrten,

scharfsinnigen, zum Beobachter geborenen, Mannes anerkenne, dessen Hintritt in der Blüthe seiner Jahre ich für einen der grössten Verluste für die Wissenschaft halte".

Smellie 1751. Seine Ansicht von der Inclination des Beckeneinganges stimmt mit der von Müller überein. Ferner lehrt er, die Krümmung der hinteren, vom Kreuz- und Steissbeine gebildeten Beckenwand nehme nach unten zu, so dass von der Spitze des Steissbeines bis zur Mitte des Kreuzbeines die Schweifung beinahe einen halben Kreis bilde, und von dieser Stelle an rage der übrige Theil des Knochens schief ab und vorwärts.

Levret 1753, behauptet, ohne Messungen augestellt zu haben, mithin ziemlich willkührlich: 1) die obere Beckenöffnung stelle eine von hinten nach vorn abhängige Fläche dar, so, dass bei aufrechtem Körperstande eine vom oberen Rande des Schoossknorpels zur Vereinigungsstelle der beiden untersten Kreuzwirbel gezogene Linie gleichlaufend mit der Horizontalebene sei. 2) eine von der genannnten Stelle der Schoossfuge zur Mitte des unteren Randes am Körper des letzten Knochenwirbels gezogene Linie mache mit dem Horizont einen Winkel von ungefähr 35°, und 3) eine zu dieser parallel von der Steissbeinspitze aus gezogene Linie werde durch den untern Theil der Scham gehen.

Ferner lehrt er: um eine richtige Vorstellung von der Neigung der Höhle des Beckens zu erhalten, müsse man sich darin drei verschiedene Achsen denken. Von diesen drei sei die erste auf die Mitte der unter Nr. 2 erwähnten Linie senkrecht, die zweite ein auf die Mitte der unter Nr. 1 gedachten Linie gezogenes Perpendikel und die dritte Achse stehe senkrecht auf der Mitte der vom Steissbein aus gezogenen Linie.

Peter Camper. 1759. Die erste richtige und bisher kaum übertroffene Abbildung des Profils der Wirbelsäule, sammt dem Becken verdanken wir P. Camper. Derselbe hat aber den Neigungswinkel der Conjugata gegen den Horizont in dem Masse zu gross angenommen, als ihn Müller und Smellie zu klein angeschlagen.

M. Saxtorph und J. Bang. Ersterer gibt in einer kleinen Schrift, in der er die Ansicht seines trefflichen Lehrers von Berger von dem natürlichen Hergange der Geburt darstellt, eine kurze, aber gute Beschreibung des Beckens, seiner Form u. s. w. Ihrer Länge nach sei die Beckenhöhle gekrümmt, so dass die Achse, welche senkrecht auf die Mitte der oberen Oeffnung fällt, unter einem stumpfen Winkel vorwärts gebogen werde, wenn sie durch die Mitte der unteren Oeffnung laufen soll. Diese Biegung der Achse, setzt er hinzu, geschah aber nicht in der Mitte der Höhle des Beckens, sondern mehr nach unten zu, wo die Krümmung des Kreuzbeines am grössten ist.

Janus Bang, nicht zu denen gehörend, die so viel, Wunder viel Aufhebens von der Unentbehrlicheit grosser mathematischer Kenntnisse zur Erfassung der angeblich so überaus wichtigen Lehre von der Beckenachse machen und so gern, was sie nicht sind, Mathematiker sein möchten, ein tüchtiger Mathematiker und ein Schüler des hocherfahrenen Berger gibt in einer gut geschriebenen Abhandlung (tentamen med. de mechanismo partus perfecti, Havniae 1774) die Darstellung seiner, auf Erfahrung und Mechanik sich stützenden Ansicht von der Art und Weise, wie die Frucht bei der natürlichen Geburt durch den dazu bestimmten Weg hindurch bewegt wird. Die Stellung betreffend behauptet er: die obere Oeffnung sei so von hinten nach vorn abhängig, dass sie bei aufrechtem Körperstande mit der wagrechten Ebene einen Winkel von ungefähr 55° bilde. Ein auf ihrer Mitte gefälltes Perpendikel sei ihre Achse, welche, nach oben verlängert, den Nabel einer Schwangeren berühre, nach unten fortgezogen den Horizont

unter einem Winkel von ungefähr 35° schneide. Der Beckenausgang sei weniger abhängig, die stumpfe Spitze des Kreuzbeines stehe um $1^1/_2$ Pariser Zoll höher oder entfernter von der Horizontalebene, als der Scheitel des Schoossbogens; eine zwischen diesen beiden Punkten gezogene gerade Linie neige sich gegen die wasserrechte Ebene unter einem Winkel von 18° und ein auf die Mitte dieser Linie gesetztes Perpendikel sei, nach oben fortgesetzt, gegen das Zwerchfell hin gerichtet, nach unten verlängert schneide es den Horizont unter einem Winkel von 72°.

1770. Stein der Aeltere lehrt:

„1) Betrachtet man indessen den Bau des Beckens selbst genauer, so findet es sich, dass die Achse des Beckens nicht durchgehends eine gerade Linie ausmachen könne, sondern dass sie ober- und unterwärts aus zwei geraden Linien bestehe, welche in der Mitte des Beckens in einem sehr stumpfen Winkel zusammenlaufen."

2) „Um so viel nun das obere Ende der Achse des Beckens, wenn es unterwärts in gerader Linie verlängert würde, von dem Horizont ab und rückwärts fallen würde, um so viel wird das untere Ende der Achse, wenn es in gerader Linie verlängert würde, gegenseitig von dem Horizonte ab und vorwärts fallen."

3) „Allein betrachtet man die Sache auf das Genaueste, so findet man, dass beide erst erwähnte Linien, welche unter einem überaus stumpfen Winkel zusammenkommen und solchergestalt die Achse des Beckens ausmachen, eigentlich in einen Cirkelschnitt übergehen und dass also die Achse des Beckens eine Bogenlinie beschreibt, ein Umstand, der in der praktischen Geburtshülfe von ganz ausserordentlicher Wichtigkeit ist."

Baudelocque. 1781. In Beziehung auf die Inclination des Beckeneingangs ist er der Meinung, dieselbe lasse sich nicht genau angeben, weil sie in jedem Subjecte verschieden sei. Die Achse des Beckens sei schwer zu bestimmen, denn ein und dieselbe Linie könne nicht durch den Mittelpunkt beider Aperturen gehen.

Sommer. 1791. Derselbe gab 1791 (die Achse des weiblichen Beckens, Braunschweig 1791) eine, diesem Gegenstande ausschliesslich gewidmete, Schrift heraus; sie enthält keinen Schatten eines Gedankens, hat zur Förderung der Sache nichts, wohl eher zur mehreren Verwirrung beigetragen.

C. C. Creve. 1794. Statt der wiederholt versprochenen Ergebnisse (Carl Caspar Creve, vom Baue des weiblichen Beckens, Leipzig 1794) einer geometrisch und nach der Natur angestellten Prüfung erhalten wir weiter nichts, als den Vorschlag, die denkbar durch die Beckenhöhle zur Andeutung ihrer Richtung beschriebene Linie, von der aber auf dem Blatte vorher vom Verf. behauptet wird, dass sie dem Geburtshelfer ganz unnütz sei, in der Folge, Directionslinie zu nennen.

G. W. Stein d. j. 1797. Er theilt in seiner Inaugural-Dissertation (de pelvis situ ejusque inclinatione. Marburgi 1797) das Ergebniss von Messungen mit, die er, über die Durchmesser und Inclination des weiblichen Beckens an zehn Becken angestellt. In Folge der an drei normalen Becken vorgenommenen Messungen betrug die mittlere Inclination der oberen Apertur $49^1/_3$°, die der unteren oder des Beckenausganges $5^1/_3$°.

Fr. Benj. Osiander. Er stellt seine Ansicht von der sogenannten Beckenachse und ihrer Richtung gegen die Verticalachse des Körpers zuerst im Jahre 1802 dar. (Grundriss der Entbindungskunst, Göttingen 1802). Nachdem N. Osiander im Einzelnen widerlegt und auch die Unkenntniss der Mathematik, mit deren Kenntniss er sich brüstet, nachgewiesen, fasst er sein Urtheil in folgenden Worten zusammen: „Aus diesem Allem geht denn

in die Augen springend hervor, dass Osiander, in Beziehung auf die Lehre von der Stellung des Beckens und der Richtung seiner Höhle, keinen seiner Vorgänger übertroffen habe, wohl aber hinter manchen Bemühungen zurückgeblieben, und dass von dieser Seite die Wissenschaft durch ihn keineswegs bereichert worden sei."

Carus. „Behauptet der Verf. (Lehrbuch der Gynäkologie, Leipzig, 1820) dass seine dort niedergelegten Angaben das Ergebniss von mehreren Messungen seien, die er an gut gebildeten Becken angestellt habe, so kann man sich natürlich des Zweifels an der Richtigkeit dieser Messungen nicht erwehren. Doch eignen sich denn Skelette dazu, um daran Messungen anzustellen zur Ausmittelung der natürlichen Stellung des Beckens im Leben? Wer gibt dem Becken an Skeletten die Stellung oder wodurch erhält es die Stellung? Offenbar ist es, in die Augen springt es, dass Skelette zur Lösung der vorliegenden Aufgabe sich schlechthin nicht eignen, so wenig wie ein präparirter Kindskopf und ein trocknes Becken zur Erlangung einer richtigen Ansicht vom natürlichen Hergange der Geburt. Diesem allem nach kann ich dem Ergebnisse der Beobachtungen und der von Carus an Skeletten angestellten Messungen in Beziehung auf die Inclination des Beckens so wenig als der Verfahrungsweise beistimmen, die er für die angemessenste hält zur wahrhaft geometrischen und also vollkommen genauen Bestimmung der Mittellinie der Beckenhöhle, und es ist nach der Vergleichung meines Dafürhaltens augenfällig, dass die hier dargestellten Angaben vor den Leistungen der Vorgänger nichts voraushaben, wohl aber in einiger und zwar wesentlichen Beziehungen denselben nachstehen. Hat man eine Theorie für diesen oder jenen Naturvorgang sich ausgedacht, so ist es nicht schwierig, den Durchschnitt eines solchen, nach höheren Principien construirten Beckens zeichnen zu lassen, oder die Natur in das regelrecht fabricirte Futteral zu zwängen, etwa, wie der Dichter sagt: Habt ihr einmal das Kreuz vom Holze tüchtig gezimmert, passt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran."

Choulant. Der natürlich richtigen Forderung, dass die Mittellinie der Beckenhöhle die drei sogenannten Durchmesser in ihrer Mitte schneiden müsse, bedient er sich des bekannten geometrischen Verfahrens: durch drei gegebene Punkte, die nicht in gerader Linie liegen, eine Kreislinie zu beschreiben. Wegen der leichten Verzeichnung dieser Curve hält er es für rathsam, sie zur Bestimmung der Richtungslinie anzuwenden, und er ist der Meinung, dass der auf diese Weise durch die Beckenhöhle beschriebene Kreisbogen richtiger Arcus pelvis directus genannt werde. (J. L. Choulant, Decas secunda pelvium spinarumque deformatarum. Lips. 1820.)

Elias von Siebold. Die Ansicht des Herrn Verf. von der Sache selbst (Siebold, Lehrbuch der theoretischen Entbindungskunde, Nürnberg 1829) soll sich der des würdigen Stein d. ält. nähern, ist aber weit hinter ihr zurückgeblieben. Auch in Bezug auf das Geschichtliche in seinem Buche bedauern wir fast nur auf Unrichtigkeiten zu treffen.

Betschler. (Ueber Beckenmessung und ein vom Professor Dr. Kluge erfundenes Pelycometron. Von Dr. Betschler, Stabsarzte des Friedrich-Wilhelm-Institutes in Rust' Mag., f. d. g. Heilkunde B. 17, Heft 3.)

Das vorgeschlagene Verfahren besteht darin, einen Schenkel des Tastercirkels an den oberen Schoossknorpelrand, den anderen an den Dornfortsatz des vorletzten Lendenwirbels anzulegen, wo dann das Perpendikel am Gradbogen den Winkel angebe, den die Conjugata mit der Horizontalebene mache. „Hierbei finde ich mich denn zu folgenden Bemerkungen veranlasst. Vorerst haben zahlreiche, von Andern und mir auf's Sorgfältigste angestellte Versuche mich überzeugt, dass es in den meisten Fällen schwierig sei, den

Dornfortsatz des letzten oder vorletzten Lendenwirbels an Lebenden nur mit bedeutender Wahrscheinlichkeit anzugeben. Das Wichtigste aber ist, dass die als Grundlage aufgestellte Behauptung, auf die sich das Verfahren stützt, falsch ist. An gut gebauten Becken fällt die Conjugata durchaus nicht in eine vom obern Schoosknorpelrande zum Dornenfortsatze des vorletzten Lendenwirbels gezogene gerade Linie".

Was nun Naegele's eigne Leistungen betrifft, so hat er früher 1810 in Folge einer wenigen bedeutenden Anzahl Messungen an Lebenden den Neigungswinkel des Beckeneinganges zu 55°, nach weiteren Messungen aber gegen 59—60° und das Mittel der Inclination des Ausganges zwischen 9—10° angeschlagen und sich bemüht, die Richtung der Mittellinie der Beckenhöhle genauer zu bestimmen.

An einer anderen Stelle seiner Schriften lässt Naegele sich über seine Vorgänger und Bahnbrecher aus.

Er vergleicht Roederer mit Solayrès und zieht eine eingehende Parallele: „Beide waren reich begabt mit Anlagen, beide waren gründliche Gelehrte und im Besitze der zum Geburtshelfer, im ächten Sinne des Wortes, erforderlichen Vorkenntnisse und Naturwissenschaften. Eine hohe Ansicht von der Wichtigkeit des Berufes, dem sie entgegengingen, war beiden eigen. Darum bereiteten sie sich viel und lange vor, bis sie sich der Weihe für würdig hielten. Sie waren beide Aerzte, beide eifrige Beobachter und mit gleich warmer Vorliebe für Anatomie und Geburtshülfe erfüllt".

Was Bandelocque von Solayrès sagt: „Il n'avait que la nature pour maitre" gilt auch von Roederer.

Methodologie.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Methode des Unterrichts den grössten Einfluss auf die Erlernung einer Wissenschaft und Kunst hat.

Eine schlechte Methode vermag den interessantesten Gegenstand uninteressant zu machen, und umgekehrt ist eine gute Methode im Stande, der trockensten Sache Leben abzugewinnen. Soll ein Lehrer wahrhaft anregend und fruchtbringend auf seine Schüler einwirken, so muss er seinen Gegenstand auch formell vollständig beherrschen und in logischer Folge ihn seinen Zuhörern vortragen, damit dieselben den grössten Nutzen davon haben. Ja, die Wissenschaft selbst gewinnt durch eine logische Systematik. In dieser Beziehung waren die Bestrebungen Naegele's wahrhaft reformatorisch. Hören wir, wie er selbst über diesen Punkt sich äussert:

„Ausser Zweifel ist es, dass eine systematische Anordnung der Sätze einer Doctrin oder Wissenschaft nicht nur zur Erleichterung und Beförderung der Gründlichkeit des Studiums, sondern auch zur Cultur der Wissenschaft selbst beitrage: indem dadurch die einzelnen Bemühungen und Arbeiten eine bestimmtere, zweckmässigere, eine zur Ausbildung des Ganzen dienende, günstige Richtung erhalten, indem der Bearbeiter dadurch eine leichtere und geordnetere Uebersicht des Ganzen erhält, und ihm hiernach die Mängel, Unvollkommenheiten und Lücken, durch deren Ergänzung die Disciplin der Würde einer Wissenschaft näher gebracht wird, um so eher auffallen. Was bei den in neueren Zeiten versuchten systematischen Darstellungen der Geburtshülfe mir am meisten auffiel, ist die von der in der übrigen Therapie üblichen, ganz verschiedene Art, der Darstellung der eigentlich geburtshülflichen Sätze und besonders der Verfahrungsregeln bei den speciellen Formen von Störung der Geburtsverrichtung. Statt auf die patho-

logische Darstellung von diesen die Exposition des, ihrer Natur entsprechenden Curverfahrens folgen zu lassen, werden lediglich, bei Abhandlung der vorzüglicheren obstetricischen Operationsarten die Fälle angeführt, wo diese statthaben konnten und die Umstände, die ihrer Anwendung entgegenstehen, so dass man statt einer speciellen Therapie eine blosse materia obstetricia oder vielmehr nur ein Fragment derselben erhält.“ —

„Ausser dem schädlichen Einflusse, der eine weniger systematische Darstellung auf den Unterricht und die Kunst selbst hat, wirkt eine solche Behandlung noch auf eine andere Weise nachtheilig: nämlich, dass dadurch die besseren Köpfe, die nach Gründlichkeit streben und an wissenschaftliche Darstellung, an logische Ordnung gewöhnt sind, vom Studium zurückscheuen, andere hingegen, die sich mit Wenigerem begnügen, eben gerade dadurch angezogen werden, gewiss weder zum Frommen der Kunst, noch zum Besten der Menschheit. Dass eine solche Behandlung auch der Würde der Wissenschaft Eintracht thun müsse und zu Vorurtheilen bei den Nichteingeweihten Anlass gebe, dies ist ebenso in die Augen fallend. Gewiss trug dies aber dazu bei, dass der wichtige Theil der Medicinaleinrichtung — das Geburtshülfwesen — von den verdienstvollen Staatsarzneikundigen so mangelhaft und grösstentheils zweckwidrig und fehlerhaft in ihren Schriften behandelt worden ist; und in diesen irrigen und falschen Ansichten liegt hinwiederum der Grund der leider noch immer sehr häufigen, fehlerhaften und verderblichen Einrichtungen dieser Branche des Medicinalwesens. Durch die, von der in der übrigen Heilkunde üblichen ganz differenten, Darstellungsart der Geburtshülfekunst, wodurch diese nur noch immer mehr von ihrem Mutterstamme losgerissen wird, durch die Vermengung des Geschäftskreises der Hebammen mit dem des Geburtshelfers, durch die Trennung der Geburtshülfe in eine höhere und niedere, in eine sogenannte medicinische und chirurgische (welches, wie es mir scheint, unter allen Missgriffen in der Methodik der Geburtshülfe einer der grössten ist) wird sie auf ein paar mechanische Experimente reducirt, nämlich ein Kind im Mutterleibe zu wenden oder mit der Zange und mit Haken herauszuziehen; sie wird zu einem Mitteldinge zwischen Arznei- und Wundarzneikunst, dessen sich der Arzt schämt, und welches vom Chirurg als ein Nebengeschäft angesehen und betrieben wird“.

„Vor fünf Jahren erhielt ich von einer obrigkeitlichen Behörde den Auftrag, Vorschläge zur Verbesserung des Hebammen- und Geburtshülfe-Wesens zu machen, und da mir die gründliche Verbesserung dieses Zweiges der Medicinalverfassung von einer zweckmässigeren Einrichtung des Unterrichtes und der Bildungsanstalten ausgehen zu müssen schien, so wendete ich hierauf meine vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Arbeit wuchs mir unter den Händen zu einem Umfange, zu einer Ausdehnung heran, die nicht in meinem ursprünglichen Vornehmen lag.“

In Folgendem geben wir eine Analyse des „Entwurfes einer systematischen Anordnung der Lehrgegenstände der Geburtshülfe“.

In der Einleitung erörtert N. zunächst die Bestimmung der Begriffe von Geburtshülfe, Geburtshülfekunst, Geburtshelfer u. s. w. Unter Geburtshülfe könne, dem Sinne des Wortes nach, offenbar nichts anders, als die Hülfeleistung bei der Geburt verstanden werden und unter Geburtshülfekunst die Kunst, die Hülfe gehörig zu leisten. Sowie zu jeder Kunst überhaupt eine Kunde oder Kenntniss der Kunstregeln, der Ausübungssätze und eine Fertigkeit, diese wirklich anzuwenden, etwas zu realisiren, erfordert werde, so setze die Geburtshülfekunst Geburtshülfekunde voraus und die Fertigkeit, diese Kenntnisse und Grundsätze wirklich anzuwenden.

Aus der Verbindung der Geburtshülfekunde mit der erforderlichen Fertigkeit geht die Geburtshülfekunst hervor. Nur wer beide vereinige, habe

Anspruch auf den Namen eines Künstlers. Wer die erste ohne die andere besitze, verdiene höchstens den Namen eines Kunstkenners; wer aber blosse Fertigkeit ohne die erforderlichen Kenntnisse habe, sei ein Routinier.

Der Zweck dieser Kunst liege offen in der Bedeutung des Wortes selbst. Nur sei das Verfahren, wodurch der Zweck erreicht wird, verschieden nach der Beschaffenheit der Geburt.

Zufolge der, in der Bestimmung der bei der Geburt zu leistenden Hülfe, zunächst liegenden Verschiedenheit, zerfalle dieselbe offenbar in zwei Arten von Thätigkeit: die Hülfe bei Geburten, deren Hergang ungestört, gesundheitsmässig sei und die Hülfe bei Abweichungen der Geburt von dieser Beschaffenheit.

Die erstere sei diesem nach offenbar ein Zweig der Diätetik.

Die Geburtshülfekunst, inwiefern sie sich auf Störungen der Geburt einschränkt, sei offenbar ein Zweig der Heilkunst. Die Geburtshülfekunst nehme sowohl das dynamische als mechanische Verhältniss des Organismus in Anspruch und der Geburtshelfer bediene sich bald Mittel, die zunächst auf das erste Verhältniss influiren, bald mechanisch wirkender.

Sie sei sonach weder ein Theil der Medicin noch der Chirurgie, sondern wie diese ein Theil der Heilkunst. Geburtshülfekunst ausüben oder das Behandeln einer Kreissenden zu dem vorgedachten Zwecke, ist schechthin nicht anders, als Heilkunst ausüben bei Störungen der Function des Gebärens, und nur der ist im Besitze derselben, ist Geburtshelfer, welcher die sämmtlichen Hülfsmittel der Kunst (die medicinischen sowohl als die chirurgischen und diätetischen) zu jenem Zwecke gehörig anzuwenden versteht.

Diesem nach beruhe die Trennung der Geburtshülfe in eine medicinische und chirurgische offenbar auf irrigen Begriffen.

Es gehöre in die Sphäre der Geburtshülfekunst, in gewissen Fällen der Natur die Kunst zu substituiren und durch diese das Weib von seiner Leibesfrucht zu befreien, welches im eigentlichen Sinne des Worts Entbinden heisst. Die Kunst zu entbinden sei also offenbar ein Zweig der Geburtshülfekunst. Die Entbindungskunst erschöpfe aber bei weitem nicht den Wirkungskreis der Geburtshülfekunst. Sehr übel passe daher für diese jener Name, und ebenso übel sei der Name Entbinder für Geburtshelfer gewählt; der Geburtshelfer sei nur insofern Entbinder, als er ein Weib von der Frucht ihres Leibes durch die Kunst befreie.

Dieses, obwohl ein wichtiger Theil des Geschäftskreises des Geburtshelfers, umfasse bei weitem nicht den Umfang desselben. Was von den in neueren Zeiten gewählten Benennungen „Hebarzneiwissenschaft" und „Hebarzt" zu halten sei, fällt wohl von selbst auf. Denn ein Kind heben hat nichts mit dem Helfen bei der Geburt gemein. Der Geburtshelfer rathe, helfe, befördere die Vollendung des Geburtsactes und erhalte Mutter und Kind in vielen Fällen, ohne eben zu entbinden, und ohne dass es angezeigt, das Weib durch die Kunst von ihrer Bürde zu befreien. Oft müsse er suchen, gerade das Gegentheil von dem zu erzielen, was die eigentliche Bestimmung eines Entbinders sei. Statt zu entbinden, durch die Kunst die Geburt zu beenden, müsse er streben, diese zurückzuhalten, sie zu verlangsamen, ihren Eintritt aufzuschieben.

Gegen neuere, offenbar weniger geeignete, schlechtere Benennungen, die noch dazu leicht zu irrigen Begriffen Anlass geben können, die älteren, besseren vindiciren oder die Untauglichkeit von jenen aufzeigen, das könne nicht Wortklauberei genannt werden, sondern sei Pflicht und dies um so mehr beim Lehrvortrage.

Verf. wendet sich dann gegen diejenigen, welche den Geburtshelfer auf

die Geburtshülfe einschränken, diesen Zweig der Heilkunst im Staate in eine besondere Zunft bannen wollen. Er zählt alle Gründe für seine Ansicht auf und bemerkt dann, dass eine solche Einschränkung dem obersten Zwecke aller Medicinal-Einrichtung, welcher das beste des Staates und der Kunst sei, geradezu entgegen sei. Die Grenzbestimmung des Gebietes der Geburtshülfekunst, als Demarcationslinie für alle Thätigkeit derjenigen, die Geburtshülfe treiben, annehmen und dies auch nur je in einem Falle thun, beide Begriffe für identisch halten, sei offenbar ein höchst schädlicher Missgriff. Das amphibienartige Mittelding zwischen Arzt und Chirurg, welches von beiden aber nichts ist und noch immer hie und da unter dem Namen Accoucheur vorkommt, sei ein wahres Unwesen, das Resultat eines rohen, verderblichen Missgriffes.

Verf. spricht dann gegen die ärztliche Hülfeleistung bei gewöhnlichen Geburten, einmal weil hierfür die Hebammen entschiedene Vorzüge haben, anderntheils weil man dadurch seinen Beruf als Arzt vernachlässigen und nicht im Stande sein würde, sich in seinem Stande zu vervollkommnen und endlich das Schicksal der Hebammen noch ungünstiger würde.

Er macht dann aufmerksam auf die Wichtigkeit, das Angenehme und die Beschwerden der Geburtshülfekunst, bekämpft das Vorurtheil, dass dieses Fach dem Arzte die Ausübung der übrigen Heilkunst unmöglich mache, hebt die für den Geburtshelfer nothwendigen Anlagen des Körpers und Geistes hervor, die Vorkenntnisse, welche er sich erwerben soll.

Der Anfänger müsse dann mit der rechten Art, die Kunst gründlich zu erlernen, bekannt gemacht werden; eine kurze Darstellung der Geschichte und eine Uebersicht der Literatur sei durchaus nothwendig.

Verf. untersucht hierauf die Frage, ob die Physiologie der Schwangerschaft und Geburt vorausgesetzt oder detaillirt abgehandelt werden solle. Er entscheidet sich für letzteres.

Die sämmtlichen, zum Unterricht gehörigen Lehrgegenstände, bilden, nach des Verf. Ansichten, vier Gruppen oder Rubriken 1) diejenigen, welche die physiologischen Sätze, 2) die, welche die auf die Diätetik für Gebärende sich beziehenden Lehren in sich begreift, 3) die, welche die Pathologie der Geburt und endlich 4) die, welche die Regeln für die Hülfe bei abnormen Geburten darstellte.

Verf. führt dann an, dass diese Eintheilung von den ältesten Aerzten seit Oribasius an befolgt wäre, später verlassen, in den neueren Zeiten von verdienstvollen Methodologen wieder aufgenommen sei. Von den Neueren hebt er daher die Eintheilung von Aitken als die zweckmässigste hervor.

Vf. geht nun im Einzelnen auf diese vier Theile ein.

I. Von dem physiologischen Theile sagt er: Diese Sparte habe eine naturhistorische Beschreibung des normalen Herganges der Geburt zu geben, eine Darstellung der Bedingungen, wovon diese Function abhängt, der Art und Weise, wie die Natur sie verrichtet, der Wechselwirkung, in der die einzelnen, hierbei zunächst bestimmten, organischen Gebilde unter sich, mit dem übrigen Körper und der äusseren Natur stehen. Eine solche Darstellung des Geburtsactes erheische aber eine genau, auf diesen Zweck besonders gerichtete, anatomische physiologische Kenntniss der bei der Geburt vorzüglich interessirten Organe, der Veränderungen, die mit ihnen während der Schwangerschaft vor sich gehen und der Verhältnisse, in denen sie sich vor, während und nach der Geburt befinden.

Abzuhandeln seien hierunter: Die Geburt und ihre Bedingungen überhaupt, und zwar liessen sich die Bedingungen der Normalität der Geburt auf folgende reduciren:

1) Angemessenen Zustand der, zur Vollbringung der Geburt bestimm-

ten, Naturkräfte, diejenige Beschaffenheit nämlich, welche der Individualität des Subjects entspricht.

2) Gehörige, dem Verhältniss dieser Thätigkeit entsprechende Beschaffenheit des Objectes.

3) Normale Stimmung der Vitalität überhaupt, sowie gesundheitsgemässer Zustand einzelner Organe insbesondere, inwiefern sie vorzüglich von der Geburt influirt werden.

Zur näheren Ansicht dieser Bedingungen sei es dem Zweck gemäss, eine Betrachtung der bei der Geburt zunächst interessirten Theile vorauszuschicken.

Das andere Capitel dieses Abschnittes enthalte eine aus demselben Gesichtspunkt entworfene Beschreibung der Frucht, nämlich der Eihäute, der Placenta, der Nabelschnur, des Fruchtwassers und des Foetus.

Da die Kennzeichen der Schwangerschaft sich auch auf die Frucht beziehen, so sei die Lehre von der Untersuchung gerade da zu geben, wo von den Veränderungen jener Theile während der Schwangerschaft gehandelt wird. Denn die Exploration mittelst der Hand sei ja das wichtigste, das Hauptmittel, die Veränderungen zu erforschen und auszumitteln, die, als Zeichen der Schwangerschaft, bei der Diagnostik von dieser benützt werden. Für gänzlich falsch halte er es, wenn dem Schüler Wochen und Monate lang von Zeichen, von Merkmalen und Veränderungen, von Abweichungen von der gewöhnlichen Form gesprochen wird, von welchem Allem er schlechthin keine richtige Vorstellung haben könne. Dies komme ihm oft vor, als wenn man während eines Schauspiels bei nicht aufgezogenem Vorhange, sich die Mühe gäbe, den Anwesenden die Vorstellungen, die Gestalt, Tracht, Stellung, Geberden, Reden und Handlungen der Spielenden, die Verzierungen der Bühne, kurz das ganze Schauspiel mit Worten zu schildern, und erst am Ende den Vorhang aufzöge.

Bei der Lehre von der Schwangerschaft erörtere man die Erscheinungen und Zeichen der Schwangerschaft, setze dann die Beziehung der Schwangerschaft auf die Bedingungen der Geburt auseinander.

Bei der normalen Geburt schildere man die Erscheinungen und den Verlauf der normalen Geburt, untersuche dann die Bedingungen. Die beiden Hauptbedingungen, von denen der Mechanismus dieser Function abhänge, sei die Geburtsthätigkeit und ihr Object.

Damit aber die Geburt normal sei, werde erfordert, dass die Proportion zwischen den beiden Hauptmomenten ihres Mechanismus in dem gehörigen Verhältnisse zu den organischen Functionen, die von dem Gebärungsacte influirt werden und zu der Stimmung der Vitalität des übrigen individuellen Organismus überhaupt stehe.

II. In dem diätetischen Theile müssen die Regeln für das Verhalten der Gebärenden und für das Benehmen der zum Beistande, zur Wartung und Pflege Gegenwärtigen vor, während und nach der Geburt angegeben werden, auf deren Befolgung die Erhaltung der Gesundheit von Mutter und Kind beruht.

III. Der pathologische Theil dürfte in zwei Abschnitten vorgetragen werden, wovon im ersten von den Abnormitäten der Geburt überhaupt, im zweiten von den Abnormitäten insbesondere zu handeln wäre.

Da die Lehre von den Ausgängen und Folgen der Krankheiten in die Pathologie gehört, so müsse auch die Lehre von den Ausgängen der Abnormitäten dieser Verrichtung, wohin die Selbsthülfe der Natur gehört, hier abgehandelt werden.

Was die Lehre von den Hindernissen der Begattung und Empfängniss anbelange, so gehöre dieselbe nicht hieher.

Die fehlerhafte Conception und die dadurch gesetzte Schwangerschaft ausserhalb der Gebärmutter, die Meinung über ihre Entstehung, die Erklärung ihrer Wirkungen und Folgen gehören in das Capitel von den Weiberkrankheiten, sowie auch ihre Behandlung nicht in das Gebiet der Geburtshülfekunst. Denn hier sei und könne keine Rede von Geburt, mithin auch nicht von Geburtshülfe sein.

„Allein das Befördern der Conception überhaupt hilft doch dazu, dass es zur Geburt komme, mithin ist jenes ein Helfen zur Geburt.“ Allein da unzählige Krankheiten die Zeugung beeinträchtigen, der Mann aber in dieser Hinsicht so wichtig als das Weib ist und sonach die Behandlung aller jener Krankheiten auf solche Art dazu beiträgt, dass es zur Geburt kömmt, so möchte am Ende fast die ganze Heilkunst und noch viele andere Dinge, als Zweige der Geburtshülfe angesehen werden müssen. Der Geburtshelfer helfe in vielen Fällen und vorzugsweise zweckmässig vor dem Arzte, der nicht Geburtshelfer sei, aber nicht eben als Geburtshelfer, sondern als Arzt.

Es scheine ihm ebenfalls nicht geeignet zu sein, Krankheiten, die rücksichtlich ihrer Zeichen und Erscheinungen mehr oder weniger Aehnlichkeit mit der Schwangerschaft haben, z. B. die Bauchwassersucht, die Trommelsucht, Verhärtungen und Geschwülste im Unterleibe, der Scirrhus, von denen einige auch bei Männern vorkommen, in diesem Theile semiotisch und nach ihren Ausgängen abzuhandeln.

Dass manche Weiberkrankheiten und die Zeugung behindernde Fehler chirurgische Operationen erfordern, die eine besondere Kenntniss derjenigen Theile voraussetzen, welche der Geburtshelfer aber vorzüglich genau kennt, daraus folge ebensowenig, dass diese Operationen zur Geburtshülfekunst gehören, sondern dass der Wundarzt — nämlich der mit der gehörigen Geschicklichkeit im Operiren versehene Arzt, welcher zugleich Geburtshelfer ist, diese Operationen vorzüglich gut machen könne.

Die Abnormitäten der Geburt, wegen fehlerhafter Beschaffenheit des Mechanismus dieser Function, seien in zwei Classen zu bringen.

Erste Classe. Erschwerung der Geburt oder Unmöglichkeit durch die Naturkräfte vollbracht zu werden.

I. Ordnung. Erschwerung oder Unvollendbarkeit der Geburt durch die Naturkräfte wegen fehlerhafter Beschaffenheit des Objectes der austreibenden Kräfte, welche besteht entweder in einem Fehler

1) von Seiten der Frucht, oder

2) der Mutter.

II. Ordnung. Schwierige oder für die Naturkräfte unvollendbare Geburt wegen verhältnisswidrigen Zustandes der zu ihrer Vollbringung bestimmten Kräfte, bestehend entweder

1) in abnormer Beschaffenheit des Zussammenziehungsvermögens des Uterus oder

2) der, zur Unterstützung von dieser bestimmten, der Willkühr zum Theil untergeordneten Thätigkeit.

Zweite Classe. Zu rascher Verlauf der Geburt.

I. Ordnung. Zu rascher Verlauf der Geburt wegen abnormer Beschaffenheit des Objectes der Geburtsthätigkeit.

II. Ordnung. Zu rascher Verlauf der Geburt wegen verhältnisswidrigen Zustandes der Geburtsthätigkeit.

Unter den Abnormitäten der Geburt insbesondere sind abzuhandeln:

1. Capitel. Von den erschwerten oder durch Naturkräfte unvollendbaren Geburten: wegen fehlerhafter Lage und Stellung des Kindes.

2. Capitel. Wegen fehlerhafter Grösse und Gestalt des Kindes.

3. Capitel. Wegen fehlerhafter Beschaffenheit der zum Kinde gehö-

rigen und dasselbe umgebenden Gebilde (Eihäute, Fruchthäute, Nabelschnur, Mutterkuchen).

4. Capitel. Wegen fehlerhafter Beschaffenheit des Beckens. Dieser Fehler betreffe entweder die Weite, die Inclination des Beckens oder die Verbindung der dasselbe bildenden Beine.

5. Capitel. Wegen fehlerhafter Beschaffenheit der Gebärmutter, durch welche den austreibenden Kräften ein übergrosses Hinderniss entgegengestellt wird.

Dieser normwidrige Zustand läge entweder in einem Fehler a) der Lage, wie die Schieflagen des Uterus oder b) des Baues, wie Verengerungen des Muttermundes durch Callositäten und Vernarbung, durch Verwachsung desselben mit der Scheide, c) in einem fehlerhaften Verhältnisse seiner Vitalität, wie spastische Constriction des Mundes, des Halses des Uterus.

6. Capitel. Von den schwierigen oder für die Naturkräfte unvollendbaren Geburten wegen fehlerhafter Beschaffenheit der Mutterscheide und der äusseren Schamtheile.

7. Capitel. Von der Erschwerung oder Unvollendbarkeit der Geburt wegen verhältnisswidrigen Zustandes der zur Vollbringung derselben bestimmten Naturkräfte.

Diese Fehler bestünden entweder:

a) in abnormer Beschaffenbeit des Contractionsvermögens des Uterus, bedingt durch dynamische Missverhältnisse, wie Schwäche des Organs, die häufig mit allgemeiner Schwäche zusammenhänge oder durch regelwidrige Wirksamkeit der einzelnen Partien der Gebärmutter gegen einander, wodurch das Mass der austreibenden Kräfte beeinträchtigt werde, oder durch Fehler des mechanischen Verhältnisses; oder sei hervorgerufen durch den abnormen Zustand der zur Unterstützung der Contractionen des Uterus bestimmten, der Willkühr zum Theil untergeordneten Thätigkeit und rühre her von 1) Schwäche wie Entkräftung, Erschöpfung von zu frühen und übermässigen Anstrengungen zur Geburt u. s. w.

2) von pathologischen Verhältnissen, die das Verarbeiten der Wehen erschweren oder unmöglich machen, z. B. Asthma bei der Wassersucht der Brust.

8. Capitel. Von den abnorm zu schnell verlaufenden Geburten.

Hiervon liege der Grund entweder a) in verhältnisswidriger Beschaffenheit des Objectes der Geburtsthätigkeit und diese betreffe entweder die Frucht oder die zum Durchgange der Frucht bestimmten mütterlichen Theile, b) oder der zu rasche Verlauf werde verursacht durch einen fehlerhaften Zustand der zur Austreibung der Frucht bestimmten Naturkräfte, durch zu heftigen, oft unaufhaltsamen Geburtsdrang.

9. Capitel. Wegen fehlerhaften Verhältnisses zwischen den den Mechanismus der Geburt bedingenden Momenten und den übrigen organischen Functionen, von welchem Missverhältnisse das ursächliche Hauptmoment aber in einem abnormen Zustande der letzteren liege, nämlich in einem fehlerhaften Zustande einzelner Organe, auf welche die Geburt in vorzüglicher activer Beziehung stehe, oder der vitalen Stimmung organischer Systeme.

IV. Von dem therapeutischen Theile.

Dieser Theil enthalte Geburtshülfe, in wie fern sie sich auf Abnormitäten der Geburt einschränkt. Die Geburtshülfekunst als Zweig der Therapie schliesse aber alles von sich aus, was sich nicht auf das Verfahren bezieht, zum Zwecke der Heilung, zu dem Zwecke, den Normalzustand der verletzten Function wiederherzustellen oder diese jenem so nahe, wie möglich zu bringen. Die Pflegeleistung bei normalen Geburten oder die Gesundheits-

pflege der Gebärenden, die Nolde und Jörg in den therapeutischen Theil aufnehmen, gehöre diesem zufolge, ihrer Natur nach, offenbar nicht hieher, noch weniger die Untersuchung vermittelst der Hand oder vermittelst Werkzeugen.

Erste Abtheilung. Von den allgemeinen Verfahrungsregeln bei Abnormitäten der Geburt.

Bestehe I. die Störung des Mechanismus der Geburt in Erschwerung ihres Hergangs oder in Stockung oder gänzlicher Unmöglichkeit, durch die Naturkräfte vollbracht zu werden und liege der Grund hiervon a) darin; dass das Object gegen das Mass von Expulsivkräften, welches, als das dem Normalzustande des Individuums entsprechende angenommen wird, zu gross ist, so sei die nächste Anforderung der Natur, dass das Object vermindert, zum Normalverhältnisse zurückgeführt werde.

Die allgemeinen Curregeln bei dieser Gattung von Störungen der Verrichtung des Gebärens seien sonach verschieden: nach den das Object constituirenden Momenten, nach dem Grade ihrer fehlerhaften Beschaffenheit und nach den, der Kunst zu Gebote stehenden Hülfsmitteln.

Liege das ursächliche Hauptmoment dieser Gattung von Störungen der Geburt in verhältnisswidriger Verminderung der zur Vollbringung der Geburt bestimmten Naturkräfte: so werde zur Wiederherstellung des Normalverhältnisses offenbar erfordert, dass die Wirksamkeit dieser Kräfte zu ihrem vorigen Masse zurückgeführt werde.

II. Abnorm zu schnell verlaufende Geburten erheischten Verlangsamung.

III. Damit bei Abnormitäten der Geburt wegen fehlerhafter Beschaffenheit einzelner, dem Einflusse der Geburt vorzüglich unterworfener Organe oder wegen fehlerhafter vitaler Stimmung organischer Systeme, ohne nothwendige simultane Beeinträchtigung ihres Mechanismus, das Normalverhältniss zwischen der Geburt und den übrigen organischen Functionen hergegestellt werde: der geradeste Weg hierzu bestehe offenbar darin, dass diese fehlerhaften Dispositionen im übrigen Organismus entfernt werden.

Zweite Abtheilung. Von den allgemeinen geburtshülflichen Verfahrungsmethoden.

Es sei ganz überflüssig, die diätetischen, medicinischen und chirurgischen Curmethoden des Geburtshelfers hier zu erörtern und hinreichend, nur die vorzüglichen der Geburtshülfe eigenthümlichen Behandlungsarten im Allgemeinen abzuhandeln. Diese sind die Application der Geburtszange, die künstliche Veränderung der Fruchtlage, die künstliche Entbindung vermittelst blosser Hände, die Entbindung auf fremden Wege, (sectio caesarea) die Perforation und Embryotomie.

Zweiter Abschnitt. Von der besonderen Therapie oder den speciellen Verfahrungsregeln und Behandlungsmethoden bei Abnormitäten der Geburt.

Die Angabe sowohl der allgemeinen als speciellen Verfahrungsregeln müsste stets von der Berücksichtigung der Natur, Ursache und Entstehuug der vorhandenen Abnormität ausgehen; die auf die wesentliche Verschiedenheit der Abnormitäten gegründete, in der Pathologie vorgetragene Ordnung sei die geeignetste für den Vortrag der therapeutischen Sätze der Geburtshülfe.

Der Geburtshelfer soll in vorkommenden Fällen sich nicht gleich fragen, ob der Fall in die Kategorie der sogenannten Zangen-, Hebel- oder Hakengeburten gehöre.

Dadurch, dass man statt einer speciellen Therapie bloss bei der Exposition der vorzüglichen obstetricischen Operationen die speciellen Fälle angibt, in denen man Gebrauch davon machen kann, müsse der Unterricht und die Bildung des Schülers schlechthin Gefahr laufen einseitig zu werden. Da-

durch, dass jene Operationen zum Hauptgesichtspunkte gemacht würden, werde seine Aufmerksamkeit nicht hinreichend auf die anderen Hülfsmittel der Kunst gerichtet, auf die diätetischen, chirurgischen und medicinischen. Besonders sei die höchst sterile Behandlung der letzteren in manchen Lehrbüchern auffallend.

Die sogenannte medicinische Geburtshülfe als nicht zur eigentlichen Geburtshülfe gehörend, besonders oder in den Vorlesungen über Weiberkrankheiten vortragen wollen, beruhe auf den unrichtigsten, irrigsten Begriffen. Es gebe weder eine medicinische, noch eine chirurgische Geburtshülfe. Der Geburtshelfer bediene sich sowohl dynamisch als mechanisch wirkender Mittel, aber darum sei die Geburtshülfe weder Zweig der Medicin noch der Chirurgie, sondern wie diese, Zweig der Heilkunst.

Die Hülfe bei Abnormitäten der Geburt sei ja schlechthin nichts anders als ein Zweig der Heilkunst. Gerade in neueren Zeiten, mit der auffallenden Vermehrung des Apparates von obstetricischen Werkzeugen erscheine das Streben auffallend, diesen Zweig der Heilkunst auf eine ganz differente Art darzustellen, ihn eigentlich zu einer Operationslehre zu machen, wo gelegentlich bei den Operationen die Fälle angegeben werden, in denen sie zu unternehmen sind. Warum will man die nur zu häufige, irrige Meinung: die Geburtshülfe sei nichts anderes, als eine Reihe mechanischer Experimente noch immer mehr unterstützen? Es sei der gerechteste Wunsch, dass der in Rede stehende Theil der Heilkunst von demselben Gesichtspunkte aus, in derselben Richtung nicht nur wissenschaftlich bearbeitet und dargestellt, sondern auch auf dieselbe Weise von dem Lehrer vorgetragen werde wie die übrige Heilkunde.

Physiologie.

Von Bedeutung sind die von Naegele gemachten Erfahrungen hinsichtlich des Absorptionsvermögens des Uterus. Im Jahre 1813 kam ihm der Fall vor, dass bei einer, den höheren Ständen angehörigen Frau, die von einer Hebamme entbunden war, die Nachgeburt zurückblieb; die sehr dünne Nabelschnur war an ihrer Einsenkungsstelle in den Kuchen abgerissen. Nur 4 Tage bemerkte man schwache und ganz geruchlose Wochenreinigung. Keine Turgescenz der Brüste. Nach 11 Wochen kehrte die Reinigung wieder.

Im Jahre 1811 blieb nach einem Abortus von 15 Wochen auch die Nachgeburt zurück. Nach 9 Wochen stellte sich die Menstruation wieder ein.

Ein sehr erfahrener Arzt Dr. Gölzenberger hat ebenfalls zwei Fälle beobachtet.

Den dritten Fall behandelte er 1828 gemeinschaftlich mit Physicus Dr. Sigel, Amtschirurg Roth und Dr. Rigby aus Norwich. Eine sanduhrartige Contraction des Uterus gestattete kaum zwei Dritttheile der Placenta zu entfernen; bedeutend mehr als ein Dritttheil blieb zurück. Es stellte sich ein bedeutendes Fieber ein, keine Spur von Lochien, schon am 3. Tage Versiegen der Milchsecretion und eine Entzündung des linken Auges, welche eine Verdunkelung des Glaskörpers, der Crystalllinse und des Sehvermögens zur Folge hatte. In der 13. Woche kehrte die Reinigung in der gewohnten Dauer und Menge wieder.

Dr. Salomon in Leyden hat, wie V. von Prof. Sebastian erfahren, die Absorption des ganzen Mutterkuchens beobachtet. Später veröffentlichte Verf. dann in den „Heidelberger Annalen“ den von Dr. Salomon gemachten und genauer beschriebenen Fall in der Uebersetzung von Dr. Sebastian, ferner einen von Dr. Gabillot in Lyon und von d'Outrepont in Würzburg beobachteten.

Diagnostik.

Diese Disciplin bereicherte Naegele nicht bloss indirect dadurch, dass er den grössten Fleiss auf die medicinische Semiotik verwandte, sondern auch direct, indem er genauere Unterschiede zwischen dem Cephalämatome und anderen Krankheiten angab. Er führt zunächst aus, dass Levret über die Natur dieser Krankheit im Unklaren gewesen sei, und der Harburger Arzt Michaelis zuerst die Unterscheidungsmerkmale zwischen der in Rede stehenden Krankheit, der gewöhnlichen Kopfgeschwulst und dem Wasserkopfe angegeben. Er selbst habe diese Blutbeulen von der Grösse einer Bohne bis zu einem Umfange von anderthalb bis 2 Zoll und darüber und von der Dicke eines Hühnereies gesehen. Oft bemerkte er sie einzeln, zuweilen auch mehrere zugleich von ungleicher Grösse; er hätte sie an allen Stellen des behaarten Kopfes angetroffen. Wären mehrere dieser Blutgefässe vorhanden, so stünden sie zuweilen in Verbindung miteinander, zuweilen durch eine kleine Brücke getrennt. Immer sähe er sie den 2. oder 3. Tag nach der Geburt. In einigen Fällen wären sie gleich nach der Geburt klein und platt, nähmen dann allmählich bis zu einem gewissen Umfange zu, vergrösserten sich nun aber weiter nicht mehr. Bei der Eröffnung quölle immer schwarzes, grösstentheils geronnenes Blut hervor. Würden sie zur gehörigen Zeit durch einen länglichen Schnitt geöffnet und ausgeleert, so wären sie gewöhnlich den folgenden Tag wieder mit Blut angefüllt, welches sich aber nach nochmaliger Ausleerung gewöhnlich nicht wieder ansammle. Die Heilung erfolge jedesmal schnell und ohne alle üblen Folgen. Das Blut befände sich zwischen dem Schädel und der Hirnschalenhaut. Hätte die Geschwulst einige Tage gestanden, so zeigte sich im Anfange derselben ganz deutlich ein Eindruck im Knochen, der um die Geschwulst herum wie ein knöcherner Ring sich anfühlte. Er träfe dies Uebel nach ganz leichten und glücklichen wie auch nach schwierigen Geburten, nie aber nach sehr schweren oder künstlichen Entbindungen z. B. mit der Kopfzange. Er sähe sie an Stellen des Kopfes, die bei der Geburt keiner oder doch keiner vorzüglichen Pressung ausgesetzt sind. Nach der Ausleerung lege er gewöhnlich ein Pflaster darauf und eine mit Essig und Weingeist befeuchtete Compresse, die er einige Zeit durch einen Gehülfen mit der Hand ausdrücken lasse. In allen Fällen, die er zu behandeln Gelegenheit hatte, blieben die Kinder ganz wohl, und die Heilung erfolgte immer schnell. Er könne daher Henke nicht beistimmen, wenn er sage: die Cur sei oft langwierig und das Uebel gewöhnlich tödtlich. N. weist dann nach, dass die meisten als Hirnbruch angeführten Fälle, namentlich der von le Dran citirte, der zuerst denselben beschrieben und benannt, keine wahren Hirnbruchfälle, sondern Cephalämatome gewesen seien, dass Michaelis nicht recht habe, wenn er den bei der Kopfblutgeschwulst hervorstehenden Rand für ein signum diagnosticum derselben halte, indem jener sogar fehlen könne und auch beim Gehirnbruche vorkäme, er zeigt nun an den bekannt gemachten Fällen, die er einzeln einer Kritik unterwirft, dass für die Casuistik des wahren eigentlichen Hirnbruchs wenig überbleibe und der diagnostische Unterschied dadurch bedingt werde, dass er äusserst selten oder vielmehr nie auf dem Scheitelbeine vorkomme, sondern an den Fontanellen, an den Nähten und dem Hinterhauptbeine und hinwiederum ungleich häufiger an der hinteren Fontanelle, an der Lambdanaht und dem Hinterhaupt-

beine, als an der vorderen Fontanelle und der Kron- und Stirnnaht, dass hingegen die Kopfblutgeschwülste wohl immer ihren Sitz auf den Scheitelbeinen haben.

Geburtshülfe.

Haben wir oben bereits im Allgemeinen die Leistungen Naegele's um diese Disciplin angegeben, so erübrigt jetzt, dieselben im Einzelnen zu charakterisiren.

Trefflich sind Naegele's früher angegebene Bemerkungen über „Entbindungskunst" und „Geburtshülfe". Der Begriff der letzteren war, Dank den Bestrebungen Osiander's, des Vaters, die sich am besten durch dessen geflügeltes Wort: „geschwind, geschwind, sonst kommt's von selbst", illustriren, beinahe untergegangen.

Naegele's Eintheilung der weiblichen Geburtstheile in harte und weiche ist doch etwas zu stofflich oder zu materiell. Auch beim Beckenausgang nimmt Naegele zwei diagonale Durchmesser an, von der Mitte des unteren Randes des lig. tuberoso-sacrum bis zur gegenüberstehenden Synostosis puboischiadica und zwar je $3^1/_2$". Andere bestimmen die Grösse auf 4".

Mit Unrecht behauptet er das gänzliche Verschwinden der Decidua.

Sehr einfach ist Naegele's Anleitung zur Zeitrechnung der Schwangerschaft: „Man rechnet von dem Tage an, wo die Frau ihre Reinigung zum letzten Male gehabt, drei ganze Monate zurück und zählt dann sieben Tage hinzu". Sein Rath ist nur insofern nicht genau genug präcisirt, als er nicht angibt, ob man von dem Tage zurückzählen muss, wo die Regeln anfingen, oder wo sie aufhörten. Man soll aber von dem Tage anfangen, wo sie zuerst erschienen.

Bei aller logischen Schärfe passirt ihm doch zuweilen etwas Menschliches, nach dem Princip: allzu scharf macht schartig. Wenn er daher sagt: „unter Geburt versteht man diejenige Verrichtung, wodurch die Frucht nebst den ihr zugehörigen Theilen, vermittelst der dazu bestimmten Naturkräfte ausgetrieben wird", so macht ein bissiger Zeitgenosse von ihm dazu die höhnische Bemerkung, demnach hätte eine Frau, welche durch die Zange wegen unzureichender Kräfte entbunden worden ist, gar nicht geboren.

Obgleich er die Namen Schädel-, Gesichts- und Steissgeburten „obstetricisches Kauderwelsch" nennt, hat er sie doch später in seinem Lehrbuch adoptirt.

Das diagonale Stehen des Kopfes im Beckenausgange war allerdings schon Johnson, Solayrès und Burns bekannt. Genau beschrieben und gewürdigt wird es erst von Naegele.

Um die exacte Erkenntniss der zweiten Schädellage erwarb er sich insofern Verdienste, als er nachwies, dass, was Solayrès de Renhac und Baudelocque als Ausnahme hingestellt hatten, der gewöhnliche Verlauf sei. Mit Recht empfiehlt er trotz Levret, Saxtorph und Anderen die Hand während einer Wehe in die Scheide zu führen, um so die ganze wehenfreie Zeit zur Wendung benutzen zu können.

In der Praxis war er nicht so exspectativ wie Boër, der auf $226^1/_2$ Fälle die Zange anwendete, während Naegele dies schon bei $31^1/_3$ that. Sehr richtig macht N. darauf aufmerksam, dass Wehenschwäche durch eine bestehende Entzündung der Gebärmutter bedingt sein könne.

Grosse Verdienste erwarb er sich durch die „auf falsche Daten und Hypothesen aufgebaute" Lehre von den Beckengeschwülsten, indem er sie sehr einschränkte.

In seiner Schrift: „Das weibliche Becken, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung und die Richtung seiner Höhle nebst Beiträgen zur Geschichte der Lehre von den Beckenachsen“ lehrt er Folgendes: Verf. fand anfänglich den Neigungswinkel 55°, später bei weiteren Bemühungen 60°. Zugleich zeigte er die grobe Unrichtigkeit der Angabe für die Inclination beider Beckenaperturen, nämlich eines Winkels von 30° (nach Osiander) für die obere und von 18°, (nach Röderer) für die untere, wie sie gemeiniglich in den Lehrbüchern der Geburtshülfe und selbst der Anatomie angetroffen wird. Er fand vielmehr, dass das Mittel der Inclination des sogenannten geraden Durchmessers des Beckenausgangs oder einer vom unteren Schoosfugenrande zur Steissbeinspitze gezogene Linie ein Winkel zwischen 10—11° sei, dass die Steissbeinspitze zwischen 7—8 Linien höher stehe, als der Scheitel des Schoossbogens und dass die Inclination des geraden Durchmessers des Beckenausganges weit häufiger und in ungleich grösserem Masse von den gewöhnlichen Verhältnissen abweiche als die der Conjugata des Einganges. Von 500 wohlgebauten Personen, unter denen 149 zu den grossen gehörten, 57 kleiner und die übrigen mittlerer Natur waren, und die alle ohne sonderliche Schwierigkeiten und glücklich geboren haben, fand er bei 454 die Steissbeinspitze entfernter von der wagerechten Ebene, auf der die Personen standen, bei 26 verhielt es sich umgekehrt und bei den übrigen fanden sich die genannten beiden Punkte in der Horizontalebene. Das Maximum in den Fällen, wo die Steissbeinspitze höher stand, war 22''' und die Summe der Linien betrug 3665; das Maximum des Tieferstehens der Steissbeinspitze war 9''' und die Gesammtzahl der Linien daher 98. Das Mittel aus allen diesen Beobachtungeu ist sonach ein Höherstehen der Steissbeinspitze von 7'''1. In allen Fällen des Tieferstehens bot der Geburtshergang nichts Ungewöhnliches dar.

Die Richtung der Beckenhöhle oder den Lauf des Beckenkanales auszumitteln oder das Auffinden einer von den beiden Seitenwänden der Beckenhöhle und von der vorderen und hinteren Wand überall gleich weit entfernten Linie, sei offenbar eine von der vorigen verschiedene Aufgabe. Diese Linie werde von Einigen auch noch die Achse der Beckenhöhle genannt. So unrichtig diese, ebenso unschicklich sei die Benennung: Führungslinie. Diese Linie, für welche die Namen: Mittellinie, centrische Linie, Richtungs- oder Directionslinie nicht ungeeignet seien, könne so wenig aus zwei geraden Linien bestehen, als sie ein Stück einer Kreislinie sein kann.

Die bisherigen Versuche und Vorschläge, im Leben die Neigung des Beckeneinganges und die Mittellinie der Beckenhöhle durch Berechnungen und Messungen auszumitteln, halte er für misslungen. Seiner Meinung nach dürfe der Geburtshelfer kaum Werth genug auf die Uebung in der obstetricischen Manualuntersuchung legen. Durch sie allein erwerbe er sich, wenn er übrigens die nöthigen Anlagen zum Geburtshelfer habe, jenen Takt, ohne den die Instrumente zur Messung der Neigung des Beckens, der mathematische Calcul nur zu den grössten Irrthümern und Missgriffen führen.

Finde man z. B., indem man bei aufrechtem Körperstande längs der Wirbelsäule mit flach gegen dieselbe angelegten Fingern fährt, die Einbiegung in der Gegend der Lendenwirbel und besonders der letzteren ungewöhnlich stark, dagegen das Kreuzbein bedeutend hervorragend, seine Krümmung aber, wie die Richtung des Steissbeins gewöhnlich, ferner die äussere Scham auffallend nach unten oder nach hinten gerichtet und zeigt überdies die auf die angegebene Weise vorgenommene Messung, dass die Spitze des Steissbeins über das gewöhnliche Mass entfernter von der Horizontalebene, worauf die Person steht, sich befindet, als der untere Schoosknorpelrand, so lasse sich mit Grund eine ungewöhnlich starke Inclination des

Beckeneingangs wahrnehmen. Auf das Gegentheil sei man berechtigt zu schliessen: wenn bei der gewöhnlichen Krümmung des Kreuzbeins und derselben Richtung des Steissbeines die Einbiegung der Wirbelsäule in jener Gegend ungemein schwach ist oder fast gar keine Einbiegnng wahrzunehmen und die äussere Scham bedeutend nach vorn gerichtet, und wenn die Steissbeinspitze tiefer steht als gewöhnlich. Um überhaupt ein richtiges Bild, eine naturgemässe lebendige Vorstellung von den Wegen, durch welche die Frucht bei der Geburt hindurch bewegt wird, zu erhalten, sei es durchaus nothwendig, den weichen, in und am Becken gelegenen Gebilden, welche in gedachter Beziehung betheiligt sind, dieselbe Aufmerksamkeit zu widmen, wie den Knochen, Knorpeln u. s. w.

Hieraus ergeben sich folgende Rücksichten:

A) Unter den Meinungen über die Richtung der Mittellinie der Beckenhöhle sei in Beziehung auf die Technik, namentlich die Anwendung der Kopfzange unter allen die, in neuester Zeit wieder auf's Tapet gebrachte, nach der diese Linie ein Kreisbogen sein soll, offenbar die nachtheiligste und darum verwerflichste. Habe man beim Gebrauche der Zange, um mittelst derselben den Kopf durch die obere Apertur hindurch und in die Beckenhöhle herabzubefördern, den Kreisbogen im Auge, so entspricht die Richtung des Zuges nicht der der Beckenhöhle und der Direction, in welcher der Kopf durch die Naturkräfte bewegt worden wäre. Der Kopf wird gegen die vordere Beckenwand angedrückt und hierdurch ein Theil der auf ihn in Einwirkung gesetzten Kraft absorbirt. Die Operation werde erschwert oder gelinge gar nicht, nehme grösseren Kraftaufwand in Anspruch, die betheiligten Gebilde würden einer unnöthig grossen mechanischen Gewalt preisgegeben. In welcher Richtung der Kopf durch den Beckeneingang hindurch, und dass er durchaus nicht nach der eines Kreisbogens, sondern in gerader Richtung in die Beckenhöhle herabgefördert werden müsse, ergebe sich daher von selbst.

B) Dass die umgekehrte Inclination des Beckenausganges ein untrügliches Zeichen verunstalteter Becken sei, habe er nicht bestätigt gefunden. In den Fällen, wo bei aufrechtem Körperstande die Spitze des Steissbeines weniger entfernt von der Horizontalebene sich befand als der untere Rand der Schoosfuge, war durchaus keine fehlerhafte Beschaffenheit am Becken wahrzunehmen.

C) Ebenso wenig stimmen mit seinen Erfahrungen manche Behauptungen über den Einfluss ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse des Beckens auf die Schwangerschaft und den Hergang der Geburt überein, z. B. ausserhalb der Schwangerschaft verursache die zu starke Neigung des Beckens Beschwerden bei der Harnausleerung, in der Schwangerschaft beständigen Drang zum Urinlassen, Verstopfung, üble Kindeslage u. s. w. Manche jener Angaben erscheinen ihm wie ersonnen, wie ausgedacht. Doch gebe es ja der Dinge gar zu viele, von denen man glauben möchte, dass sie eben durchaus nicht anders sein könnten und dennoch zeigen sie sich nicht so bei einer genauen, vorurtheilslosen Beobachtung. Er erinnere hier nur an die brillante Theorie von den Schieflagen des Uterus und ihrem Einflusse auf die Gebärung, an die Lehre vom dem „Situs capitis obliquus et iniquus", an die Darstellungen von Mechanismus der Geburt. Er habe nicht selten beobachtet, dass, bei ungewöhnlich geringer Inclination des Beckens, das untere Segment des Uterus ungewöhnlich hoch gestanden und der vorliegende Kopf kaum zu erreichen war, dass hingegen bei bedeutender Inclination des Beckens der Kopf tief und nicht leicht beweglich durch den unteren Gebärmutterabschnitt zu fühlen war. Unter beiden Umständen habe er die Geburten in der Regel ohne wesentliche Verschiedenheit hinsichtlich ihres Mechanis-

mus erfolgen gesehen. Gleichwohl läugne er darum keineswegs die Möglichkeit des Einflusses ungewöhnlicher Inclinationsverhältnisse auf den Hergang der Geburt; noch weiter sei er entfernt, die Berücksichtigung der Inclination, namentlich in Bezug auf obstetricische Operationen, z. B. Richtung der Zange für unwichtig auszugeben. Galt es ihm doch hauptsächlich, nur darzulegen, was seiner Ueberzeugung nach an der Sache ist, sie gereinigt vom Schulstaube, von Uebertreibungen und, durch das viele Nachbeten verjährter Vorurtheile darzustellen und den angehenden Praktiker vor dem Wahne zu bewahren, etwas für die Ursache der Störung der Parturition zu halten, was nicht Schuld daran ist, Dinge zu sehen oder zu fürchten, die nicht existiren und dadurch den rechten Gesichtspunkt, die wahre Ansicht zu verfehlen oder aus dem Auge zu verlieren. Die für streng mathematisch ausgegebene Behandlungsweise, welche zu so widersprechenden Resultaten geführt, war es, der kategorische Ton, in dem über die Sache, wie über ein Schulknabenexempel abgesprochen worden, womit man behauptete, die Sache wahrhaft geometrisch dargestellt und vollkommen in's Reine gebracht zu haben, die Dreistigkeit, womit man mitunter Dinge, worin, gelind zu reden, kein Sinn ist, für Mathematik ausgegeben und glauben machen wollte, vertraut zu sein mit einer Wissenschaft, die man nicht versteht, die Urtheile über die Bemühungen der Vorgänger, zugleich aber die Unkunde dessen, was dieselben geleistet oder gewollt haben, die Uebertreibungen, das Spielen mit Worten, die Dinge wären es, die jenen Leuten wohl nicht mit Unrecht missfallen haben.

Sei es aber wirklich nicht auffallend und müsse es nicht Misstrauen und Unzufriedenheit erregen, wenn man bedenke, dass gerade diejenigen, die überaus so viel Wesens von der mathematischen Darstellung der Lehre von der Beckenneigung und von der Unentbehrlichkeit geometrischer Kenntnisse für den, der dies begreifen will, gemacht und sich in der Anwendung der Grössenlehre am meisten gefallen haben, welche z. B. behaupten, dass sie es seien, die zuerst die Mittellinie der Beckenhöhle einzig richtig, nämlich „wahrhaft geometrisch“ bestimmt, oder dass sie die wahre Inclination des Beckens „aus Gründen a priori“ construirt haben und d. g., dass diese gerade die unrichtigste, von dem wirklichen Verhalt der Sache entfernteste Ansicht aufgestellt haben? Ziehe man in Erwägung, dass Männer, die sich gar nicht in Berechnungen oder mathematische Demonstrationen eingelassen, die der Achsen mit keiner Silbe oder, des Herkommens wegen, nur flüchtig, ohne Werth darauf zu legen, erwähnt, gleichwohl als tüchtige Geburtshelfer sich gezeigt haben und eine eminente Geschicklichkeit in den Operationen unbestreitbar bewiesen: wer möchte dann wohl in Abrede stellen, dass eine aus sorgfältiger Beobachtung der Natur, aus aufmerksamer Anschauung geschöpfte, klare, lebendige Vorstellung, in Beziehung auf die Ausübung, nicht dahin führe, wohin, wie befürchtet wird, nur durch die Anwendung der aus der Geometrie entlehnten Lehre von der Achse zu gelangen sei; wer möchte sich der Meinung erwehren, dass nicht manche Behauptungen von der so über alle Massen hohen Wichtigkeit und gänzlichen Unentbehrlichkeit der streng mathematischen Behandlung für den Geburtshelfer übertrieben seien, wer kann sich des Gedankens entschlagen, zumal, wenn man zugleich auf die Art der Anwendung der Achsenlehre und die aufgestellten Ergebnisse hinblickt, dass nicht Manche nur darum geglaubt, sich dazu verstehen zu müssen, weil dies Achsenwesen nach dem Vorgange eines scharfsinnigen, berühmten Mannes gleichsam zur Mode und mitunter selbst als Probirstein wissenschaftlich gebildeter Geburtshelfer angesehen worden? Wer möchte daher in den Vorwurf einstimmen, den F. Osiander dem trefflichen Baudelocque macht, wenn dieser so hoch erfahrene als bescheidene Mann, der von

nichts weiter entfernt war, als sagen zu wollen, was er nicht wusste, als zu behaupten, wenn er sich nicht überzeugt hielt, frei gesteht, er halte es für eine schwierige Sache, die Achse des Beckens genau zu bestimmen?

Naegele's Hauptwerk über Geburtshülfe ist sein Lehrbuch für Hebammen. Dasselbe erlebte zahlreiche Auflagen. Obgleich ursprünglich nicht für Aerzte geschrieben, hat es doch für sie dieselbe Bedeutung, da die geburtshülflichen Principien und Maximen des Verfassers insgesammt dort niedergelegt sind. Das Buch ist in einem formvollendeten, durchaus gemeinverständlichen Stile geschrieben, ohne dass Verf. je trivial wird. Eine äussere Veranlassung verursachte die Herausgabe.

„Das gegenwärtige Buch", heisst es (Vorrede zur dritten Auflage), „verdankt sein Erscheinen dem, von dem Grossherzoglich Badischen Ministerium des Innern durch Vermittellung der Grossherzoglichen Sanitätscommission an den Verfasser ergangenen Auftrage, ein Lehrbuch zum Unterricht der Hebammen, dem Bedürfnisse des Landes nach der bestehenden Medicinal-Einrichtung entsprechend, auszuarbeiten. Dem Inhalte und der Form nach enthält nun dasselbe die Vorträge, wie sie der Verf. seit 19 Jahren den Hebammen gehalten. Während dieser Zeit bewiesen sie sich ihrem Zwecke, nämlich: Bildung tüchtiger Hebammen, so entsprechend, dass, so sorgfältig und gewissenhaft er auch die Darstellungsweisen Anderer verglichen, er doch glaubte, von der von ihm befolgten nicht abweichen zu dürfen."

Dies Buch wird daher für alle Zeiten seinen bleibenden Werth behalten. Alle übrigen, zu ähnlichem Zwecke geschriebenen aber übertrifft es dadurch, dass in keinem die Semiotik der Geburtshülfe ausführlicher und gründlicher dargestellt wurde und die Hebammen einestheils dadurch in den Stand gesetzt werden, früh genug die Fälle zu erkennen, in denen der Beistand eines Arztes oder Geburtshelfers nothwendig ist, anderntheils die Aerzte selbst eine erprobte Anleitung erhalten, wann sie die Naturhülfe mit der Kunsthülfe vertauschen sollen.

Ueber dies Buch gilt daher mutatis mutandis, dasselbe, was Rudolphi von Haller's Physiologie sagt. Jeder schriftstellernde Hebammenlehrer wird sein Lehrbuch für das beste erklären, als das zweitbeste aber das Naegele'sche. Was aber Alle für das zweitbeste halten, wird in Wirklichkeit das beste sein.

Von den Naegele'schen, dort niedergelegten Ansichten und Erfahrungen heben wir folgende hervor:

„Der in den meisten deutschen Lehr- und Handbüchern der Geburtshülfe u. s. w. übliche Gebrauch der Benennungen: regelmässige und regelwidrige Geburt, zur Bezeichnung von Eutokie und Dystokie, möchte sich wohl nicht gegen den Vorwurf eines Verstosses gegen die Logik vertheidigen lassen, ein Verstoss, der auf der Verwechslung von regelmässigem und regelwidrigem Zustande mit dem von gesundem und krankhaftem Zustande beruht, was aber offenbar sehr verschiedene Begriffe sind. Allerdings lehrt die tägliche Erfahrung, dass Zwillingsgeburten, dass Geburten mit dem Steisse voraus u. s. w. meistens ohne Schaden durch die Naturkräfte vollbracht werden, sonach der Zweck der Function des Gebärens unschädliche Austreibung der Frucht, erreicht werde, diese Geburten, also den Forderungen, die man an den gesunden Zustand einer Function macht, entsprechen. Allein Regel ist, dass das Weib nicht zwei, sondern ein Kind gebärt; und, wo ist Jemand, möchte man fragen, der nicht weiss, dass die Kinder in der Regel mit dem Kopfe voraus zur Welt kommen? Zwillingsgeburten, sogenannte Steiss- oder Fussgeburten u. s. w., sind also offenbar keine regelmässigen, keine weder bedingt, noch unbedingt regelmässigen Geburten. Die Begriffe von Eutokie und Dystokie scheinen mir füglich durch

gesundheitsgemässe und fehlerhafte Geburt sich wiedergeben zu lassen. Die letztere Benennung hat auch den Gebrauch für sich." Gegen den Vorwurf, das Kunstverfahren bei schwierigen Fällen, in denen es der Hebamme am wenigsten gestattet sei, einzugreifen, angedeutet und dargestellt zu haben, vertheidigt er sich mit folgenden Worten:

„Das Wissen schadet nicht. Die Unwissenheit aber erzeugt Dreistigkeit. Kennt man die Schwierigkeiten, so wird man nicht so leicht sich in Gefahr begeben, sie bekämpfen zu müssen. Sind nicht eben die Aerzte, die viel wissen, die vorsichtigsten, um nicht zu sagen, die ängstlichsten? Doch eine laute Bestätigung des Gesagten liegt auch wohl noch darin, dass in dem Theile Badens, der mit Hebammen, die nach der hier dargestellten Weise unterrichtet worden, versehen ist, die Anzahl der Entbindungsfälle mit unglücklichem Ausgange, herrührend vom verspäteten Herzurufen des Arztes oder des Geburtshelfers, von voreiliger Thätigkeit der Hebammen u. s. w., sich actenmässig auf die auffallendste Weise im Vergleich mit früherer Zeit vermindert hat, wo jener Theil des Landes mit Hebammen besetzt war, die einen enger begrenzten Unterricht genossen hatten; dass die früher unaufhörlich geführten und gegründeten Klagen der Aerzte und Geburtshelfer über das zu späte Herzurufen von Seiten der Hebammen, über die Dreistigkeit derselben, über ihre voreilige Thätigkeit, über das Ueberschreiten ihres Wirkungskreises u. s. w. auf dem Lande so gut wie ganz verstummt sind und dass die Praxis der Geburtshelfer günstigere Resultate liefert als früher."

Ueber die Hebammenkunst selbst äussert er sich folgendermassen:

„So wohlhätig und heilbringend aber die Hebammenkunst ist, wenn sie mit Einsicht, Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit ausgeübt wird, ebenso überaus nachtheilig und verderblich ist dieses Geschäft in den Händen von Personen, die nicht die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen oder ihren Beruf nicht gewissenhaft erfüllen. Die süssesten Hoffnungen einer Mutter werden vernichtet, das Glück von Familien wird zerstört, Kränklichkeit, Siechthum, schwere Gebrechen, der Tod, ja Leiden, härter als der Tod, sind die Folgen von Unwissenheit, der Ungeschicklichkeit oder der Nachlässigkeit der Hebammen. Uebrigens ist aber das Amt der Landhebammen ungleich wichtiger noch, als das der Hebammen in grösseren Städten. Wegen des Zeitverlustes, der auf dem Lande mit dem Herbeirufen des Geburtshelfers oder des Arztes verbunden ist, können die Hebammen leicht in die Lage kommen, in Fällen, die, ihrer dringenden Gefahr wegen, die Ankunft des Geburtshelfers abzuwarten, nicht gestatten, auf eine entscheidende Weise selbst handeln zu müssen, was bei den Hebammen in Städten, wo sich mehrere Geburtshelfer und Aerzte befinden, nie oder kaum je der Fall ist".

Nachdem er genau die körperlichen Eigenschaften einer Hebamme angegeben, verbreitet er sich in einer, für alle Zeiten, mustergültigen Weise über ihre geistigen Qualificationen.

„Die Eigenschaften des Geistes anlangend", sagt er, „so ist durchaus nothwendig, dass eine Hebamme einen g e s u n d e n V e r s t a n d, ein r i c h t i g e s U r t h e i l und ein g u t e s G e d ä c h t n i s s habe. Sie muss Gegenwart des Geistes und Entschlossenheit besitzen, um bei plötzlichen Gefahren nicht leicht in Verlegenheit und Verwirrung zu gerathen. Die Eigenschaften des Herzens und die Tugenden, die einer Hebamme nicht fehlen dürfen, sind: Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit, Sanftmuth, Geduld und Mitleiden, Dienstfertigkeit und Uneigennützigkeit, Verschwiegenheit, Ehrbarkeit und Verträglichkeit."

„Ueberhaupt muss eine Hebamme nicht nur äusserlich einen unbescholtenen Wandel führen, sondern auch von Herzen fromm und streng gewis-

senhaft sein. Sie muss die grosse Wichtigkeit ihres Berufes begreifen und die Pflicht, sich in ihrer Kunst immer mehr zu vervollkommenen, stets vor Augen haben. Sie muss ehrlich und zuverlässig, fern von Eigennutz, Eigendünkel, falschem Ehrgeize, Neid und Tadelsucht, immer bereit sein, Armen und Reichen gleich gern beizustehen und in die strenge, gewissenhafte Erfüllung ihrer Obliegenheiten ihre Ehre und ihr Glück setzen. Kurz, sie muss sich bewusst sein, einen heiligen Beruf zu haben, einen Beruf, der sie zu einer Person des innigsten, öffentlichen Vertrauens macht, und sie oft in solche Lagen bringt, wo ein Menschenleben, ja zwei Menschenleben von ihrer Aufmerksamkeit und von ihrem Benehmen abhängen. Entspricht sie würdig diesem Berufe, so wird ihr nächst Gottes Segen, über ihre Person und über ihr Wirken, auch gewiss die öffentliche Anerkennung und die Achtung, Liebe und Dankbarkeit derjenigen, in deren Mitte sie ihre Kunst ausübt, nicht fehlen, noch weniger aber das herrliche, alle Güter der Welt aufwiegende, Bewusstsein ihrer Verdienste um das Wohl ihrer Nebenmenschen; und solch ein Bewusstsein lässt dann am Ende des Lebens ruhig dem Augenblicke entgegensehen, wo die, denen Vieles anvertraut war, vor den allwissenden ewigen Richter gerufen, über Vieles werden Rechenschaft abzulegen haben."

Von seinen praktischen Maximen heben wir folgende hervor:

„Jeder gesunden Gebärenden muss die Hebamme zu Anfang der zweiten Geburtszeit ein eröffnendes Klystier geben, entweder aus blossem lauwarmen Wasser, oder aus Eibisch-, Malven, Kleien- oder Gerstenabsud oder einem leichten Chamillen-Aufgusse".

„Die Kreissenden sind zu ermahnen, während der Geburt den Harn nicht zurückzuhalten. Vermögen sie etwa wegen des Druckes auf die Harnröhre nicht, den Harn zu lassen, so versuche die Hebamme, indem sie die Kreissende sich auf den Rücken legen lässt, durch einen gelinden Druck mit dem Finger gegen den Kopf, diesen zurückzuschieben. Fördert dies den Abgang des Harnes nicht, so muss er mittelst des Katheters abgelassen werden."

„Die Hebamme darf sich durchaus nicht beigehen lassen, den Muttermund auszudehnen, zu verstreichen, dessen vordere Lefze nach vorne zu zerren, die Mutterscheide, die Schamspalte, den Damm auszudehnen, diesen zurückzudrücken, die Theile mit Fett einzuschmieren u. dergl. Es verursacht dies Schmerzen, Reiz, bringt durchaus keinen Nutzen, sondern nur Schaden."

„Die Wasserblase darf sie nicht sprengen, vielmehr muss sie dieselbe beim Untersuchen so viel als möglich schonen; denn es ist sehr vortheilhaft, dass die Blase bis zur vollständigen Erweiterung des Muttermundes stehen bleibt, ja selbst bis zur Schamspalte herabtritt, und dann erst der Wassersprung erfolgt, wo dann die Geburt des Kindes gewöhnlich leichter von statten geht. Sie darf keine Dampfbäder verordnen, oder der Kreissenden erhitzende Dinge, wie Branntwein oder Wein mit Gewürzen und dergleichen oder Arzneien, welcher Art sie sein mögen, zur Beschleunigung der Geburt reichen. Alles Verarbeiten der Wehen, welches in dieser Zeit ganz fruchtlos ist, die Gebärende nur erhitzt und erschöpft, muss sie untersagen und darf überhaupt durchaus nichts thun, den Fortgang der Geburt zu beschleunigen. In der Regel ist anzunehmen, dass Geburten, deren Hergang zu Anfang langsam ist, in der Folge rascher fortschreiten und leicht und glücklich endigen. Dagegen nehmen rasch und unter stürmischen Wehen beginnende Geburten sehr oft einen trägen Fortgang."

„Der rechte Zeitpunkt, den Damm zu unterstützen, ist, wie gesagt, der, wenn der Kopf nahe daran ist, in's Durchschneiden zu kommen, wenn also

der Damm durch das Einschneiden des Kopfes schon bedeutend ausgedehnt und sehr dünn erscheint. Zu frühes Unterstützen ist unnütz und hindert die gehörige, zum endlichen Austritte des Kopfes nöthige Ausdehnung des Dammes und der Schamspalte."

„Beim weiteren Hervortreten des Kindes aus dem Schoosse der Mutter darf man, wenn dies langsam erfolgt, nicht an demselben ziehen, sondern man muss den Kopf, den Rücken und den Steiss des Kindes, wie sie zum Vorschein kommen, bloss unterstützen. Jede, auch geringe und unbedeutend scheinende, Beschleunigung des Austrittes des Rumpfes durch Ziehen an demselben kann schlimme Folgen haben, z. B. Einsperrung des Mutterkuchens, Umstülpung der Gebärmutter, Blutfluss."

„Mit der Unterbindung und Durschschneidung der Nabelschnur muss man warten, bis das Klopfen in derselbeu nachgelassen hat."

„Bei vorliegendem Steisse sowohl, als vorzüglich auch bei Fusslagen ist es besonders wünschenswerth, dass die Wasserblase nicht zu früh berste; vielmehr möglichst lange erhalten werde. Darum muss die Hebamme alle Vorsicht anwenden, das zu frühe Bersten der Blase zu verhüten. Geschicklichkeit im Untersuchen und Besonnenheit dabei, erleichtert das Erkennen des vorliegenden Kindestheiles und überhebt der Nothwendigkeit, zu lange, zu viel und zu nachdrücklich zu untersuchen, wodurch die Eihäute leicht zerrissen werden."

„Die Hebamme darf die Gebärende weder in der zweiten Geburtszeit, wo ohnehin alles Verarbeiten der Wehen nicht nur fruchtlos, sondern schädlich ist, noch in der dritten auffordern, ihre Wehen zu verarbeiten; sie muss derselben Ruhe und die Lage auf dem Rücken empfehlen, und sich bloss durch öfteres Untersuchen von dem Fortgange der Geburt überzeugen, und ob nicht etwa die Nabelschnur neben dem vorliegenden Kindestheile zu fühlen ist. Nie darf sie an den Füssen ziehen, oder, wenn der Steiss in's Ein- und Durchschneiden kommt, dies auf irgend eine, auch noch so gelinde Weise, zu beschleunigen suchen. Es mögen, bei vorausgehenden Füssen, die Zehen nach oben oder nach unten und seitwärts gerichtet sein, und bei vorliegendem Steisse die vordere Fläche des Kindes eine Richtung haben, welche sie wolle: nie darf die Hebamme versuchen, durch Drehen an den unteren Gliedmassen oder am Rumpfe die Lage des Kindes zu verändern".

„Bei vorliegendem Steisse darf sie sich nicht unterstehen, die Füsse herabzuziehen, oder, wie man dies zu nennen pflegt, die Steissgeburt in eine Fussgeburt zn verwandeln. Ebenso wenig darf sie in dem Falle, wo ein Fuss vorliegt, den anderen herableiten."

„Wenn der Rumpf bis auf die Brust geboren ist, dann darf die Hebamme die Kreissende auffordern, ihre Wehen zu verarbeiten."

„So lange nicht der Mutterkuchen so weit herabgetrieben ist, dass seine glatte Fläche hinter der Schamspalte gefühlt werden kann, darf die Hebamme, wenn sich kein übermässiger Blutgang einstellt, und die Gebärende sich wohl befindet und ihr gutes Aussehen behält, nichts unternehmen, um den Abgang der Nachgeburt zu beschleunigen oder zu befördern."

„So darf sie die Gebärende nicht auffordern, zu drücken oder zu husten oder in die Faust zu blasen, oder sie zum Niesen reizen, wie es hie und da Gebrauch ist; sie darf sich nicht unterstehen, durch Ziehen an der Nabelschnur den Abgang der Nachgeburt befördern zu wollen."

„Nur dann, wenn der Mutterkuchen so weit herabgetrieben ist, dass er in der Nähe des Einganges in die Mutterscheide gefühlt werden kann, ist es der Hebamme erlaubt, ihn herauszufördern."

„Eine andere Klippe, woran die Gesundheit leicht scheitert und die schon mancher Kindbetterin den Tod zugezogen, ist der Genuss zu vieler

oder schädlicher Nahrungsmittel und eine besonders häufige und lockende Veranlassung dazu geben die Kindtaufschmäuse. Die 3 ersten Tage muss eine Kindbetterin sehr mässig sein und nur wenig nahrhafte Kost zu sich nehmen. Eine sogenannte Brod- oder Panadelsuppe oder Schleim aus Gries, Reis oder Gerste bereitet, einige Male des Tages genommen, reicht hin und nur schwächlichen Frauen ist eine schwache Fleischbrühe zu erlauben. Zum Getränke, das nie kalt genossen werden darf, dient Wasser mit Milch vermischt, Brodrindewasser, dünne Mandelmilch, ein schwacher Lindenblüthen- oder Hollunderthee. Nach 3 oder 4 Tagen darf sie, wenn sie nämlich ihr Kind selbst stillt, zu Hühner- oder aus Kalbfleisch bereiteten Suppen, zu leichten Fleisch- und Mehlspeisen und zu nicht blähenden Gemüsen übergeben. Dazu gehören vorzüglich mehligte, nicht fett zubereitete Kartoffeln, die unter allen Gemüsen gewöhnlich am leichtesten vertragen werden.“

„Erkältungen, die mit den Fehlern der Lebensordnung und den Gemüthsbewegungen die drei gefährlichsten Feinde der Gesundheit und des Lebens der Kindbetterin ausmachen, müssen auf's sorgfältigste vermieden werden. Durch die Schweisse, wozu Wöchnerinnen so sehr geneigt sind, durch die Bettwärme und dadurch, dass sie sich längere Zeit der Luft entziehen, wird ihre Haut empfindlich. Eine unbedeutende Zugluft kann Kindbetterinnen schwere Krankheiten zuziehen und selbst tödtliche Folgen haben. Erkältung zu verhüten dienen folgende Vorsichtsregeln: Vor allem muss

1) „die Wochenstube nur mässig warm sein und diese Wärme, so viel als möglich, gleichmässig unterhalten werden.“

2) „Die Kindbetterin darf nicht zu warm, sondern nur mässig zugedeckt sein. Durch zu warme Bedeckung und besonders wenn überdies noch warme Getränke wie Chamillen-, Lindenblüthenthee und dergl. in übergrosser Menge gereicht werden, wird eine erkünstelte, übermässige Ausdünstung veranlasst und dadurch, wie durch zu heisse Zimmerluft, die Neigung zur Erkältung vermehrt.“

3) „Alle äusseren Veranlassungen zur Erkältung, vorzüglich Zugluft müssen sorgfältig vermieden werden, und dies besonders beim Wechseln der Leibwäsche und der Kleidung, die jedesmal vorher durchwärmt werden müssen, beim Bettmachen, beim Anlegen des Kindes, bei der Stuhl- und Harnentleerung. Das Bett darf weder zu nahe am Fenster oder an der Thür, noch zur Winterszeit am Ofen stehen. Wo dies nicht einzurichten ist, lässt sich Zugluft, so wie zu jähe Ofenhitze, durch eine spanische Wand oder einen Schirm abhalten.“

4) „Da es in Kirchen selbst im Sommer gewöhnlich kühl und der Boden kalt ist, so ist es rathsam, dass Frauen, bevor sie nach beendigtem Wochenbette zum ersten Male wieder zur Kirche gehen, sich vorher im Freien bewegen, um sich an die Luft und an den Wechsel der Wärme zu gewöhnen.“

„Reinlichkeit ist auch eines der dringendsten Bedürfnisse für Wöchnerinnen. Es müssen daher die äusseren Geschlechtstheile täglich 2 mal und bei grosser Unreinlichkeit oder stinkendem Geruche der Wochenreinigung öfter noch, mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwamm abgewaschen und mit einem trockenen, durchwärmten Tuche bedecktwerden. Dieses, so wie die Leibwäsche der Wöchnerinnen, die Unterlage und überhaupt das Bettzeug müssen, so oft sie durch die Wochenreinigung, durch Schweiss und dergleichen verunreinigt sind, gewechselt werden; nur muss die Wäsche, wie gesagt, trocken und warm sein und das Wechseln immer bei gehörig erwärmtem Zimmer geschehen. Um die Luft im Zimmer zu reinigen und rein zu erhalten, muss täglich zweimal ein Fenster vorsichtig geöffnet werden, wobei man jedoch die Wöchnerin und das Kind vor jeder Zugluft

sorgfältig bewahren muss. Alles, was die Luft verderben kann, muss entfernt gehalten oder nach dem Gebrauche gleich wieder entfernt werden, z. B. Kohlenbecken, Leibstühle, rauchende Nachtlichter, Räucherpulver, Ueberbleibsel von Speisen und dergleichen. Im Wochenzimmer darf keine Wäsche getrocknet, auch darf darin nicht gekocht werden. Zur Verbesserung der etwa übelriechenden Luft, soll man sich nie der Räucherungen bedienen; geeignet dazu ist das Bespritzen des Bodens mit Essig."

„Gewöhnlich erhalten Wöchnerinnen in den ersten zwei bis drei Tagen keine Stuhlausleerung. Befinden sie sich übrigens wohl dabei, ist der Leib nicht aufgetrieben und schmerzhaft, so braucht man desshalb nicht besorgt zu sein. Nach zwei Tagen ist es rathsam, die Stuhlausleerung durch ein auf die angegebene Weise bereitetes Klystier zu befördern. Zur Bewirkung dieser Aussleerung darf sich keine Hebamme unterstehen, Abführmittel oder etwaige innerlich zu nehmende Hausmittel anzurathen. Bei der Stuhlausleerung in den ersten Tagen ist es rathsam, dass sich die Kindbetterin der Bettschüssel bediene, und man darf ihr nicht gestatten, dass sie aufstehe oder gar sich auf den Abtritt begebe."

„Jede Mutter, welche die erforderliche Gesundheit und zum Stillen taugliche Brüste hat, soll ihr Kind selbst stillen. Denn 1) ist dies nach den weisen Gesetzen der Natur ihre Bestimmung; 2) befördert sie dadurch ihre eigene Gesundheit, entgeht grossen Gefahren des Wochenbettes, und beugt langwierigen, in späteren Jahren zuweilen erst sich entwickelnden, höchst beschwerlichen Krankheiten und oft unsäglichen Leiden vor und 3) gedeiht das Kind am besten an der Brust seiner Mutter. Das Kind hat den gerechtesten Anspruch auf seiner Mutter Brust und sie ihm versagen ist Grausamkeit. Eine Frau, die stillen kann, aber aus Hang zu Vergnügungen, zur Bequemlichkeit oder aus Gefallsucht u. dgl. ihrem Kinde die Brust versagt, übertritt eine ihrer heiligsten Pflichten, verdient den Namen Mutter nicht, ist nicht werth ein Kind zu haben".

„Die Auffütterung oder künstliche Ernährung erfordert überaus viele Geduld, sehr grosse Vorsicht und Aufmerksamkeit und ist eine Aufgabe, deren Lösung auch beim besten Willen oft nicht gelingt, jedoch eher der eigenen Mutter dss Kindes, als jemand anderem. Unter den mannigfaltigen Nahrungsmitteln, die schon vorgeschlagen worden und noch täglich vorgeschlagen und gebraucht werden, verdient nach den meisten Erfahrungen die Kuhmilch den Vorzug. Die Regeln, welche man bei dieser Ernährung zu befolgen hat, wenn der Zweck möglichst vollkommen erreicht werden soll, sind diese":

1) „Die Milch muss von derselben Kuh, die angemessen gefüttert wird, genommen werden, und damit das Kind die Milch möglichst frisch erhält, muss täglich dreimal gemolken werden. Das Geschirr zum Aufbewahren und Darreichen der Milch muss überaus reinlich gehalten werden."

2) „Die ersten paar Tage gebe man dem Kinde die frisch gemolkene Kuhmilch mit zwei Drittheilen Wasser vermischt, und von da an unvermischt. Jedes Mal setze man dem Getränke etwas weniger Zucker zu, z. B. zu einer Kaffeetasse Flüssigkeit eine Messerspitze voll. Dieser geringe Zusatz begünstigt die Verdauung. Zu viel Zucker ist schädlich."

3) „Das Getränke darf dem Kinde nicht kalt gegeben werden, sondern lau, oder was man nennt, milchwarm. Das Wärmen des Getränkes muss nicht über dem Feuer geschehen, sondern in heissem Wasser. Am füglichsten reicht man dem Kinde das Getränk aus einem Schiffchen, einer Schale mit einer Schnauze versehen. Auch kann man sich dazu eines Saugglases bedienen, an dessen Mundstück ein Schwämmchen in Gestalt einer Warze mit Batist oder feinem Mouslin oder weissem Flor überzogen, befestigt ist."

„Nur müssen alle diese Dinge sehr rein gehalten und namentlich die Schwämmchen, die ausser der Zeit des Gebrauches in Wasser liegen müssen, öfter gewechselt werden“.

4) „Nach einigen Wochen, was übrigens von dem Gedeihen des Kindes abhängt, gebe man täglich ein, dann zwei und in der Folge drei mal einen, aus feinem, trockenem Waizen oder Speltmehl, oder aus gut gebackenem, fein gestossenem Zwieback und Milch, mit einem Zusatze von etwas wenigem Zucker bereiteten Brei“.

„Der Brei muss jedesmal frisch bereitet und gut gekocht sein. Die Bereitung desselben sollte jede Mutter selbst besorgen oder doch dabei gegenwärtig sein. Der weniger gute Erfolg, der zuweilen von dem aus Mehl und Milch bereiteten Brei beobachtet worden, rührt von der fehlerhaften Bereitung her. Wird das Kind stärker, so reiche man ihm Fleischsuppe mit feinem Weissbrod oder geschältem Hafer oder Gerste, Reis und dergl., die aber durchgeseihet und einem dünnen Brei ähnlich sein muss; bis man endlich nach dem Zahndurchbruche zu festeren Nahrungsmitteln übergeht.“

Dies alles sind goldene Regeln, welche jeder Arzt und jede Hebamme befolgen sollte.

Eines der vollendetsten Capitel im ganzen Buche ist das über die Mutterblutflüsse. Wir können uns daher nicht versagen, Einiges aus demselben hier mitzutheilen.

„Das erste“, sagt N., „was der Hebamme, wenn ein bedeutender Blutfluss sich einstellt, obliegt, ist, dass sie auf's schleunigste den Geburtshelfer oder Arzt, der zuerst zu haben ist, herbeirufen lässt. Der Frau muss sie gleich eine wagerechte Rückenlage geben und die grösste Ruhe empfehlen. Mittelst der auf den Unterleib gelegten Hand muss sie untersuchen, ob die Gebärmutter sich gehörig zusammenzieht, ob sie sich verkleinert, fest und hart wird, oder gross, weich, schlaff anzufühlen ist, oder gar an Umfang zunimmt“.

In diesem Falle, der gefährlicher als der erste ist, besteht, bei fortdauernden oder wiederkehrenden Blutflüssen, die Hülfeleistung darin, dass man sucht, die Gebärmutter zur Zusammenziehung zu reizen. Die Hauptmittel, um diesen Zweck zu erreichen, sind

1) „kreisförmige Reibungen in der Gegend des Muttergrundes mittelst der Hand“,

2) „Besprengungen des Unterleibes und der oberen Gegend der Schenkel mit eiskaltem Wasser“,

3) „Kalte Einspritzungen aus gleichen Theilen Branntwein, Essig und Wasser in die Gebärmutter und

4) „die innerliche Anwendung der Zimmttinctur“.

„Die kreisförmigen Reibungen am Muttergrunde werden anfänglich gelinde gemacht, dann allmählich kräftiger, und es lässt sich ihre Wirkung verstärken, indem man während der Reibungen Melissen- oder Lavendelgeist oder starken Branntwein auf den Leib tröpfelt“.

„Oft folgt auf dieses Verfahren allein kräftigere Zusammenziehung der Gebärmutter und der Blutfluss lässt nach. Ist dieses aber nicht der Fall, so muss man den Unterleib und die obere Gegend der Schenkel mit eiskaltem Wasser bespritzen. Oder man taucht einen Waschschwamm in kaltes Wasser, und lässt dasselbe von einiger Höhe durch allmähliches Zusammendrücken des Schwammes auf den Unterleib träufeln. Auch dienen hierzu kalte Ueberschläge über den Leib und die Schamgegend“.

„Das Wasser kalt zu erhalten oder kälter zu machen, thut man, wo es zu haben ist, Eis oder Schnee hinein. Selbst Ueberschläge von gestossenem Eise oder Schnee, in einer Rindsblase oder in ein Tuch eingeschlagen, sind

bei starken Blutflüssen von grossem Nutzen. Bei den Einspritzungen muss man sorgen, dass die Vorsteckröhre der Mutterspritze in die Höhle der Gebärmutter selbst gelangt. Zu diesem Ende bringt man vorher den Zeige- oder Mittelfinger der linken Hand in den Muttermund, und leitet alsdann auf denselben die Vorsteckröhre in die Höhle der Gebärmutter. Ist die Einspritzung geschehen, deren man nach Umständen zwei, drei und mehrere auf einander macht, so zieht man die Vorsteckröhre nicht heraus, sondern eine Gehülfin füllt jedesmal die Spritze von neuem, was Zeit erspart und die etwa mit dem wiederholten Einbringen der Röhre verbundenen Schmerzen verbindet. Die Zimmttinctur, welche, um Zusammenziehungen der Gebärmutter zu erregen, wie auch zur Unterstützung der Kräfte ein sehr wirksames Mittel ist, wird nach Umständen alle halbe Stunden, alle Viertel- oder halbe viertel Stunden zu einem halben oder ganzen Theelöffel voll, ja zu einem halben Esslöffel voll gereicht. Ferner dient ein Aufguss von Zimmt mit Zucker als Thee, und schwächlichen Personen, oder wenn sich in Folge des Blutverlustes Schwäche einstellt, gibt man mitunter einen Esslöffel voll guten Weines.“

„Reichen diese Mittel nicht hin, den Blutverlust zu stillen und ist die Nachgeburt noch zurück, so ist es nun nothwendig sie zu entfernen, und hängt der Kuchen zum Theile noch mit der Gebärmutter zusammen, ihn vorher gänzlich loszutrennen. Wo es immer angeht, überlasse die Hebamme dieses wichtige Geschäft dem Geburtshelfer; erlaubt aber die Grösse die Gefahr nicht, dessen Ankunft abzuwarten, so muss sie selbst mit der gehörigen Vorsicht dazu schreiten“.

„Die künstliche Lostrennung des Kuchens wird auf folgende Weise verrichtet. Indem man mit der linken Hand die Nabelschnur mässig anspannt, bringt man die kegelförmig zusammengelegte rechte Hand längs der Nabelschnur, die zum Wegweiser dient, durch die Scheide und den Muttermund in die Höhle der Gebärmutter und sucht die Stelle auf, wo der Kuchen noch anhängt. Hierbei muss man die Finger nebeneinander geschlossen halten, damit die Eihäute nicht zwischen dieselben kommen, wodurch man verhindert wird, die Theile durch das Gefühl gehörig zu erkennen. Ist man zu der Stelle, wo der Kuchen noch anhängt, gelangt, so legt man die linke Hand auf den Grund der Gebärmutter, damit diese nicht aus der Stelle weicht, und sucht nun mit den Fingerspitzen der in der Gebärmutter befindlichen Hand, die man hinter das gelöste Stück des Kuchens, den Rücken der Finger der Gebärmutter zugekehrt, gebracht hat, durch gelindes Reiben von einer Seite zur anderen, oder von oben nach unten, unter sorgfältigster Schonung der Gebärmutter, den noch anhängenden Theil des Kuchens zu lösen. Den auf diese Weise losgetrennten Kuchen leitet man alsdann, umschlossen von der Hand, behutsam und allmählich heraus. Nur muss man darauf Acht haben, ob sich die Gebärmutter gehörig zusammenzieht und der Blutfluss aufhört.“ —

„Ist ein Theil des Kuchens zu fest mit der Gebärmutter verbunden, so darf man diesen Theil nicht mit Gewalt trennen, was die nachtheiligsten Folgen haben würde, sondern man muss den schon getrennten und leicht trennbaren Theil des Kuchens von dem zu fest anhängenden mit den Fingerspitzen abzukneifen suchen und den zu fest anhängenden Theil zurücklassen. Dieser wird alsdann durch die ferneren Zusammenziehungen der Gebärmutter abgestossen und mit der Wochenreinigung ausgeleert, was nach Umständen, besonders wenn der Abgang stinkend wird, durch lauwarme Einspritzungen von Salbei oder Chamillen-Aufguss begünstigt werden kann.“

„Wenn, nach dem Abgange der Nachgeburt oder nach der Entfernung der Blutklumpen aus der Gebärmutter, der Blutfluss auf die Anwendung der

innerlichen und äusserlichen Mittel nicht nachlässt, so bringt man die Hand in die Gebärmutter, ballt dieselbe zu einer Faust, umfasst alsdann mit der anderen Hand äusserlich die Gebärmutter und drückt sie gegen die in ihrer Höhle befindliche Hand an oder lässt dies von einem Gehülfen mit 2 Händen thun. Dies setzt man so lange fort, bis man bemerkt, dass die Gebärmutter sich zusammenzieht."

„Nach jedem bedeutenden Blutflusse muss man die grösste Ruhe und wagerechte Lage im Bette empfehlen und vorzüglich das Aufrichten der Frau verhüten, welches Ohnmacht und Vermehrung der Schwäche gewöhnlich zur Folge hat. Hat der Blutfluss an Stärke nachgelassen oder hört er auf, und ist die Schwäche gross, so ist es sehr wohlthätig, mit heissem Wasser gefüllte und mit Leinwand umwickelte Krüge an die Arme und Beine zu legen, und auf diese Weise den Körper äusserlich zu erwärmen. Man sorgt für reine Luft. Zur weiteren Erholung und allmählichem Ersatze der Kräfte und des Blutverlustes dienen nährende, leicht verdauliche Speisen und Getränke, z. B. Fleischbrühe mit Hafer- und Gerstenschleim, weichgesottene Eier, Zimmtthee mit Eigelb u. dgl., die man zu Anfang in geringer Menge, aber öfter reicht, bis man dann allmählich zu kräftigeren Nahrungsmitteln, unter denen die Fleischspeisen obenan stehen, übergeht. Was die Anwendung eigentlich stärkender Mittel zur Nachcur anbelangt, so muss man hierbei und besonders, wenn Fieber hinzutritt, die grösste Vorsicht gebrauchen, indem nach starken Blutverlusten grosse Neigung zur Entzündung vorhanden ist."

Erwähnung verdient „die Geschichte eines Kaiserschnittes wegen äusserer Beckenenge durch Knochenauswuchs" verursacht, weil diese Fälle äusserst selten vorkommen. Naegele's verstorbener Freund Leydig in Mainz hatte diesen Fall beobachtet und beschrieben. Naegele veröffentlichte nur die Krankengeschichte und fügte selbst die Beschreibung des Präparates hinzu.

Als Dr. Betschler vorschlug, bei schwierigen Wendungen, wo man die Füsse nicht erreichen könnte, den Steiss durch die Hebelkraft eines auf das Perinäum gelegten, hakenförmig gekrümmten Fingers bogenförmig herab auf das Becken zu bringen und Schmitt in Wien und Schweighäuser diesem Verfahren das Wort redeten, bewies Naegele durch Merriman's Lehrbuch, dass sie alle drei mit Hunter zusammentreffen, indem schon dieser dies gelehrt hatte.

Alle seine geburtshülflichen Leistungen werden aber übertroffen durch die Schrift „über den Mechanismus der Geburt", in der er zuerst bewies, wie eine normale Geburt von statten gehe. Auch hierbei zeigte es sich, dass die einfachsten Wahrheiten am spätesten erkannt oder gefunden werden. Denn so viele Hypothesen über den Mechanismus der Geburt bisher existirten, und so viele richtige Beobachtungen einzelne Geburtshelfer darüber gemacht hatten, den Schleier, welcher die Physiologie dieses Processes bisher verhüllte, zu lüften, blieb Naegele aufbewahrt. Doch auch hier zeigte es sich, wie die Zeit es ist, welche die wissenschaftlichen Wahrheiten reift. Denn zur selben Zeit, als Naegele seine berühmte Schrift zuerst 1819 in dem Meckel'schen Archiv veröffentlichte, gab der Herausgeber desselben in demselben Hefte die „Bemerkungen über den Hergang der menschlichen Geburt" von Mampe heraus, die in vielen Punkten mit den Naegele'schen Ansichten übereinstimmen. Meckel versichert, dass Mampe sowohl wie er, trotz der in mancher Hinsicht stattfindenden Uebereinkunft, völlig ohne Bekanntschaft der Naegele'schen Abhandlung waren.

Nachdem er ausgeführt, dass trotz den rühmlichen, glücklichen Bemühungen eines Ould, Smellie, Matthias Saxtorph, Solayrès de

Renhac, Baudelocque, Boër zu einer richtigen Ansicht über die Art und Weise, wie bei der Geburt die Frucht durch die Wirksamkeit der Natur zu Tage gefördert wird, beizutragen, doch nur der jene Aufgabe für erschöpft halten könne, der den Hergang der Geburt allein aus Büchern kenne, erklärt er die Kenntniss von dem Mechanismus des Gebärungsactes für die Grundlage aller richtigen Ansicht von den Störungen desselben und mithin auch alles zweckmässigen Verfahrens am Bette der Kreissenden. Seine Erfahrungen legt er dann in folgenden Worten nieder:

„Bei der unter den verschiedenen Kopflagen am häufigsten vorkommenden stellt sich der Kopf nicht mit dem Hinterhaupte, sondern mit dem Scheitel und zwar mit dem rechten Scheitelbeine voraus, die kleine Fontanelle der Gegend der linken Pfanne zugewandt zur Geburt. Bei der Untersuchung zu Anfange der zweiten Geburtszeit und bei Mehrgebärenden mit dem Eintritte der Wehen und auch schon früher, berührt der in der Richtung der centrischen oder Mittellinie der Beckenhöhle im Contact mit dem Kopf gebrachte Finger das rechte Scheitelbein in der Nähe seines Höckers und man findet die beiden Fontanellen meistens in gleicher Höhe, zuweilen die grosse, weniger selten die kleine, etwas tiefer stehend. Der Kopf hat am Beckeneingange keine gerade, sondern eine ganz schiefe Stellung, so dass der am niedrigsten oder tiefsten stehende Theil nicht der Scheitel oder die Pfeilnaht, sondern das rechte Scheitelbein. Die Pfeilnaht ist dem Vorgebirge des Kreuzbeines ungleich näher, als den Schoossbeinen und theilt fast quer den rückwärts und gemeiniglich links hin ragenden Muttermund in zwei sehr ungleiche Theile. Oft bildet sich, bald nachdem der Muttermund begonnen hat, sich zu öffnen, unter gewissen Umständen, eine gewisse Anschwellung der Kopfbedeckungen, welche beim weiteren Fortgange der Geburt, wo der Muttermund seinen Stand, seine Richtung und hinwiederum der Kopf seine Lage gegen ihn ändert u. s. w., allmählich wieder verschwindet, doch auch bei weiter geschehener Vergrösserung der Muttermundsöffnung, obgleich weiter werdend, doch einige Zeit fühlbar ist. Diese Geschwulst befindet sich auf dem rechten Scheitelbeine, nahe am oberen Rande desselben fast in gleicher Entfernung von den beiden Winkeln; zuweilen erstreckt sie sich auch mit einem kleinen Theile über die Pfeilnaht hinaus auf das andere Scheitelbein. Ihr Umfang richtet sich nach der Weite der Muttermundsöffnung. Je höher der Kopf noch steht, desto mehr nähert sich sein grosser Durchmesser dem Grunddurchmesser des Beckens und desto schiefer ist seine Stellung, wesshalb auch das rechte Ohr meistens ohne Schwierigkeit hinter den Schoossbeinen gefühlt werden kann, was nicht der Fall sein würde, wenn der Kopf eine gerade Stellung hätte oder gar mit dem Hinterhaupte voraus sich zur Geburt stellte, wie noch von Vielen angenommen wird, unter denen Mehrere die Scheitellagen zu den normwidrigen oder doch weniger günstigen Kopflagen rechnen, die zur glücklichen Vollendung durch die Naturkräfte ungewöhnlich vortheilhafte oder weit vortheilhaftere Umstände, als die Hinterhauptslagen erfordern. — Beim weiteren tieferen Eindringen des Kopfes in den Beckeneingang steigt die kleine Fontanelle meistentheils in etwas stärkerem Masse abwärts als die grosse, doch bei weitem nicht immer, und zuweilen verhält es sich umgekehrt ohne die mindeste Erschwerung des Geburtsherganges. Jene Drehung um die Querachse findet in vorzüglichem Grade da statt, wo der Kopf beim Vordringen auch nur einigermassen mehr als gewöhnlichen Widerstand von den weichen oder harten Wegen erfährt, in höherem Grade bei gewissen Fehlern des Beckeneingangs. Nachdem der Kopf mit der grössten Circumferenz, die er dem Beckeneingange darbeut, durch denselben hindurchgegangen ist, werden beide Fontanellen gemeinlich wieder in gleicher Höhe fühlbar. — Beim Hindurch-

dringen des Kopfes durch den Beckeneingang und beim Einnehmen der Beckenhöhle bleibt in der Regel die kleine Fontanelle stets dem linken eiförmigen Loche zugewandt, und der Kopf behauptet auch dann noch diese Stellung, wenn er sich bereits in der Beckenhöhle befindet, dem Einschneiden nahe ist. Dass der Kopf beim Herabsenken in die Beckenhöhle in dieser eine solche Stellung einnehme, dass die kleine Fontanelle dem Schoossbogen zugewandt oder unmittelbar hinter der Schambeinfuge sich befinde, wie durchgehends in den Lehr- und Handbüchern der Geburtshülfe gelehrt wird, dies stimmt mit meinen Beobachtungen durchaus nicht überein. Wenn der Kopf sich vollkommen in die Beckenhöhle herabgesenkt hat und dem Einschneiden ganz nahe ist, dann befindet sich noch immer die kleine Fontanelle dem linken eiförmigen Loche zugewandt. Die Spitze des Fingers, die man in diesem Zeitraume ungefähr in der Mitte der Höhe des Schoossbogens, in der Richtung der nach aussen oder vorn fortgsetzt gedachten centrischen Linie der Beckenhöhle, einbringt, stösst fasst auf die Mitte der hinteren Hälfte des rechten Scheitelbeins. Hatte sich nicht schon früher eine Anschwellung der Bedeckungen gebildet, so entsteht nun erst eine Geschwulst, welche sich am hinteren oberen Viertheile des rechten Scheitelbeins, der Stelle, die hinter dem Schoossbogen oder diesem gegenübersteht, befindet. Links und aufwärts neben dieser Geschwulst und noch etwas entfernt von ihr fühlt man deutlich die von aller Hautanschwellung freie kleine Fontanelle, die noch stets dem linken eiförmigen Loche zugekehrt ist".

„Bei fortgesetztem Wehendrange bewegt sich endlich die kleine Fontanelle allmählich, in gleichsam wiederholten Versuchen, von links nach rechts und das Hinterhauptbein begiebt sich von der Seite her unter den Schoossbogen. Allein es ist nicht die Hinterhauptspitze, welche zuerst unter den Schoossbogen tritt, sondern der Kopf kommt mit der hintern oberen Gegend des rechten Scheitelbeines in's Einschneiden und beharrt in dieser Stellung, bis er mit dem grossen Umfange, den er dem Beckenausgang entgegenstellt, durch denselben hindurchgedrungen ist, wo er sich dann mit dem Gesichte vollends dem rechten Schenkel der Mutter zuwendet." —

Verf. lässt sich nun über die Ansicht aus, dass die zweite Kopflage nach der ersten die häufigere sein solle und die dritte und vierte seltener. Dies stimme mit seinen Erfahrungen durchaus nicht überein; nach seinen Erfahrungen sei die sogenannte dritte Scheitellage die bei weitem häufigste nächst der ersten, die seltenste hingegen die für so häufig gehaltene zweite Kopflage. Er bekämpft dann die allgemeine bis dahin angenommene Ansicht, dass in der dritten und vierten Art von Kopf- oder Scheitellage beim weiteren Eindringen des Kopfes in die Beckenhöhle in der Regel das Hinterhaupt sich der Aushöhlung des Kreuzbeines zuwende und der Kopf mit dem Gesichte nach vorn oder aufwärts in's Ein- und Durchschneiden komme, dass der Geburtsmechanismus schwieriger sei u. s. w. Vielmehr sei er nach seinen Beobachtungen vollkommen überzeugt, dass in den Fällen von dritter und vierter sogenannter Kopf- oder Scheitellage das Hinterhaupt beim weiteren Fortgange der Geburt sich in der Regel nicht der Kreuzbeinaushöhlung zuwende, sondern, dass in der dritten Scheitellage beim weiteren Fortgange der Geburt die kleine Fontanelle von der Gegend der rechten Hüftkreuzbeinfuge sich dem rechten eiförmigen Loche und in der vierten von der linken Hüftkreuzbeinfuge dem linken eiförmigen Loche zudrehe und so der Kopf auf die gewöhnliche Weise aus- und einschneide, dass dieses Uebergehen aus der dritten Scheitellage in die zweite und aus der vierten in die erste durchaus keine besonderen günstigen Umstände erfordern und dass diese Arten von Geburten unter den ganz gewöhnlichen Verhältnissen und die den Geburtsmechanismus bedingenden activen und passiven

Momente durch die Wirksamkeit der Natur in derselben Zeit, mit demselben Kräfteaufwand, ohne grössere Schwierigkeit vollbracht werden als die Geburten, wo sich der Kopf in der gewöhnlichsten oder ersten Lage zur Geburt stellt.

Nach seinen Beobachtungen sei also der Hergang, den man für die Regel hält, Ausnahme und gerade das, was für Abweichung von dem gewöhnlichen Gange von der Norm gelte, sei die Regel.

Die Art und Weise, wie in der dritten Scheitellage der Kopf sich zur Geburt stellt und durch die Beckenhöhle bewegt wird, ist nach seinen Beobachtungen folgende: „Zu Anfang der zweiten Geburtszeit und bei Mehrgebärenden schon früher fühlt man die grosse Fontanelle in der Gegend der linken Pfanne und die kleine Fontanelle der rechten Hüftkreuzbeinfuge zugewandt fast in gleicher Höhe, zuweilen die eine, zuweilen die andere erreichbar. Wie in der ersten Scheitellage das rechte Scheitelbein der vorliegende Theil, so ist es hier das linke. Die Spitze des in der Richtung der centrischen oder Mittellinie der Beckenhöhle in Berührung mit dem Kopfe gebrachten Fingers trifft auf den Höcker dieses Beins. Beim weiteren Eindringen des Kopfes in den Beckeneingang und beim Durchdringen durch denselben senkt sich die kleine Fontanelle gemeiniglich in stärkerem Masse abwärts, als dies bei der ersten Scheitellage der Fall ist. Die kleine Fontanelle ist in dieser Strecke des Weges, den der Kopf zu machen hat, leicht erreichbar, die grosse weniger. — Beim weiteren Ein- und beim Durchdringen des Kopfes durch den Eingang bleibt, wie in der ersten Scheitellage, die kleine Fontanelle, so hier die grosse stets dem linken eiförmigen Loche zugewandt und erst, wenn der Kopf bereits die Beckenhöhle eingenommen hat, wendet sich die grosse Fontanelle gegen den absteigenden Ast des linken Sitzbeines hin und beide Fontanellen werden dann gewöhnlich wieder in gleicher Höhe fühlbar. Erst wenn der Kopf den Widerstand erfährt, den ihm der Boden der Beckenhöhle oder die schiefe Fläche, welche von dem unteren Theile des Kreuzbeines, vom Steissbeine, von den Sitzkreuzbändern u. s. w. gebildet wird, entgegenstellt, wodurch er gezwungen wird, sich von hinten nach vorn zu bewegen, dreht er sich allmählich mit dem grossen Durchmesser in den linken schrägen, d. h. die kleine Fontanelle wendet sich dem rechten eiförmigen Loche zu, und wenn der Kopf sich immer mehr und mehr dem Ausgange nähert, so ist es das hintere und obere Viertheil des linken Scheitelbeines, welches in der Beckenhöhle dem Schoosbogen gegenübersteht, so dass die Spitze des, beinahe senkrecht zur Schoossbeinfuge, unter dieser eingebrachten Fingers fast die Mitte des hinteren und oberen Viertheils des linken Scheitelbeines berührt. Und eben dieser Theil ist es, der beim weiteren Vordringen des Kopfes zwischen der Schamspalte zuerst sichtbar wird, mit welchem der Kopf einschneidet und auf dem sich die Kopfgeschwulst bildet. Sowie beim Ein- und Durchschneiden des Kopfes in den Fällen von erster Scheitellage die kleine Fontanelle durchgehends links hin gerichtet bleibt, so bleibt sie hier rechts hin gerichtet. Ist der Kopf geboren, so dreht er sich nach meinen bisherigen Beobachtungen bei dieser Gattung von Scheitellage ungleich häufiger dem linken als dem rechten Schenkel der Mutter zu.“

„Was die Art und Weise anlangt, wo der in der dritten Scheitellage sich zur Geburt stellende Kopf beim weiteren Fortgange der Gebärung die gewöhnliche Drehung nicht macht, sondern mit dem Gesichte nach oben aus der unteren Beckenöffnung hervortritt, so dreht sich auch hier der Kopf beim Herabsenken in die Beckenhöhle und beim Einnehmen derselben nicht so wie in den Lehr- und Handbüchern (von Baudelocque, Capuron, Delpech, Ebermaier, Froriep, Gardien, Jörg, Senff, Siebold,

Weidmann) angegeben ist. Das Hinterhaupt dreht sich nicht in die Aushöhlung des Kreuzbeines, sondern es bleibt die grosse Fontanelle, wenn der Kopf schon dem Einschneiden nahe ist, wenn ein Theil desselben schon zwischen den Schamlefzen sichtbar wird, noch immer dem linken eiförmigen Loche und die kleine, meist tiefer stehende Fontanelle dem rechten Stachelkreuzbande zugekehrt. Unmittelbar vor dem Durchschneiden fühlt man die von aller Anschwellung der Kopfbedeckungen freie grosse Fontanelle am inneren Rande des absteigenden Astes des linken Schoossbeines. Wenn hier der Kopf im Begriffe ist, in's Einschneiden zu kommen, so ist es der obere und vordere Theil des linken Stirnbeines, welcher dem Scheitel des Schoossbogens gegenüber oder hinter demselben fühlbar ist oder der von dem, in fast perpendiculärer Richtung zur Schoossfuge eingebrachten Finger berührt wird. Beim Durchschneiden stemmt sich die vordere Seite des linken Stirnbeines mit seiner flacheren Wölbung gegen den stärker ausgehöhlten Schoossbogen an, und ich habe an jener Gegend eine durch den Druck entstandene rothe Stelle wahrgenommen. Das Gesicht sah ich, wenn der Kopf frei geworden, dem linken Schenkel der Mutter sich zuwenden. Weilt der Kopf hier längere Zeit im Einschneiden, bis er zum Durchschneiden kommt, erfährt er also längere Zeit den Gegendruck der sich scharf an ihn anschliessenden, anschmiegenden, ihm entgegenstrebenden Schamspalte, so ist der eigentliche und Hauptsitz der Kopfgeschwulst das obere und vordere Viertheil des linken Scheitelbeines. Dieses Scheitelbein geht beim ganzen Durchgange des Kopfes durch die Beckenhöhle, wie auch beim Ein- und Durchschneiden stets voraus. Es fällt beim Hindurchdringen des Kopfes durch den Beckenausgang nie sein Querdurchmesser in den Querdurchmesser der unteren Apertur, sondern der Kopf geht schräg oder in schiefer Stellung hindurch".

Epidemiologie.

Durch eine höchst interessante Monographie, die Schilderung eines Kindbettfiebers, welches Naegele in der Entbindungsanstalt in Heidelberg beobachtete, machte er sich auch um diese Disciplin verdient.

Dieses Fieber stellte sich im Juni 1811, bis zu welcher Zeit keine Wöchnerin in Gebärhause erkrankt war, ein und herrschte fast ununterbrochen bis Ende April 1812. Die Krankheit hatte den inflammatorischen Charakter. Dies ging ebenso wohl aus den Symptomen als aus der Behandlung hervor. In diesem Zeitraum liessen sich drei Perioden unterscheiden, wovon die erste vom Juni bis zu Anfang des Novembers sich erstreckte, die zweite bis zum Ende des Decembers und die dritte bis Ende April. In der ersten Periode manifestirte sich die entzündliche Diathese am reinsten; die Krankheit zeigte sich weniger bösartig im Verhältniss zu der folgenden Periode, auch kam es nicht so unaufhaltsam zur Bildung des Extravasates. In der zweiten Periode war die Krankheit am bösartigsten. Mit dem Anfange der dritten Periode minderte sich die Bösartigkeit, die galligte Complication erschien häufiger, nicht selten auch die rheumatische.

Von den in diesem Zeitraume niedergekommenen 182 Personen wurden 59 vom Puerperalfieber befallen, von denen 39 genesen sind. Die Sterblichkeit war daher im Verhältniss zu der von anderen Epidemien sehr gering.

Starke und schwache Personen wurden ohne Unterschied davon ergriffen. Nur blieben ältere Personen, welche schon über 28 — 30 Jahre zählten, eher verschont als jüngere.

Verf. beschreibt dann eingehend die Witterung der Jahre 1811 und 1812. Als das Puerperalfieber in der Gebäranstalt ausbrach, herrschten in der Stadt keine epidemischen Krankheiten. Ueberhaupt ist das Klima von Heidelberg der Gesundheit sehr zuträglich und besonders der Entstehung und Unterhaltung epidemischer Krankheiten höchst ungünstig.

Die Krankheit stellte sich am Tage der Niederkunft oder den ersten, zweiten,

dritten oder vierten Tag nachher, meistens aber den folgenden Tag nach der Niederkunft ein mit einem Anfalle von Frost, wobei Hitze, Kopfweh und Schmerzen in der Unterbauchgegend, vorzüglich aber in der einen oder anderen Weiche folgten. Bei den bei weitem Meisten, die vom Puerperalfieber befallen wurden, fing der Schmerz in einer Weiche an, welche sich auch durchgehends etwas angeschwollen anfühlen liess, und verbreitete sich entweder in einigen Stunden oder den folgenden Tag über die andere Weiche, die Unterbauch- und Schamgegend und mehr oder weniger über den ganzen Unterleib, doch so, dass in den erstgenannten Regionen — der Unterbauch und der Schamgegend, vorzüglich aber in den Weichen — der Sehmerz am stärksten war und sich zuweilen bloss auf dieselben beschränkte. Nahm derselbe in einer Weiche, z. B. in der rechten, wo er am stärksten war, ab, so wurde er alsdann häufig in der linken ebenso so heftig, als er in der rechten gewesen. Bei gleichmässiger Berührung des Unterleibes erschien der Schmerz in den Weichengegenden stets am lebhaftesten, am unerträglichsten. Die in den Falten der die breiten Mutterbänder bildenden Bauchhaut gelegenen Gebilde: die Eierstöcke und die Tuben schienen der Herd gewesen zu sein, wo sich die Entzündung zuerst bildete und von wo aus sie sich über den übrigen Unterleib verbreitete. War die Pein auch im Verlaufe der Krankheit weniger stark oder empfand die Kranke beim ruhigen Liegen auf dem Rücken gar keinen Schmerz mehr, so zeigte er sich bei jeder Bewegung des Körpers, z. B. beim Herumlegen oder beim Befühlen der Unterbauch- und Weichengegenden immer heftig, oft unerträglich. Wenn Manche, aus der bei Leuten der unteren Volksclasse bekanntlich häufigen, grossen Scheu gegen alles Arzneinehmen, vorgaben und betheuerten: „sie befänden sich nun vollkommen wieder besser, sie fühlten gar keine Schmerzen mehr und dergl.“, so konnte man sich jedesmal durch einen gelinden Druck auf die erwähnten Gegenden des Unterleibs von der Wahrheit oder Unwahrheit des Vorgebens augenblicklich überzeugen.

Den zweiten Tag nahm das Fieber zu. Der Puls war durchgehends voll, gereizt, meist weich, doch kräftig, nur zuweilen hart, nicht übermässig geschwind und blieb meistentheils so bis zum vierten, fünften bis sechsten Tag der Krankheit. Bei den im November und December Erkrankten fing der Puls einige Male schon früher an, sehr schnell und klein zu werden und wechselte mehrere Male im Tage auffallend. Selten klagten sie über Mattigkeit in den ersten Tagen der Krankheit. Das Gesicht glühend, roth, aufgetrieben; die Augen feurig, zuweilen geröthet und schmerzhaft. Grosse Hitze, heftiger Durst, die Zunge fast immer rein und weder übler Geschmack im Munde, noch Neigung zum Erbrechen. Das Gegentheil fand einige Male in der zweiten und öfter in der dritten Periode der Epidemie statt. Der Appetit war in den ersten Tagen der Krankheit selten gemindert. Im ferneren Verlaufe der Krankheit äusserten sie vorzüglich Verlangen nach Wein. Das Athmen schnell, oft ängstlich. Bei tieferem Einathmen Vermehrung des Schmerzgefühles im Unterleibe. Daher scheueten sie bei bedeutender Schmerzhaftigkeit des Unterleibes das tiefere Athmen, und der Athem war um so kürzer, je grösser jene war. Eingenommenheit des Kopfes, Kopfweh gewöhnlich bis zum dritten oder vierten Tage. Weiche, feuchte Haut; mitunter Schweisse, die aber die ersten Tage der Krankheit nie Erleichterung, meistens aber Erschöpfung zur Folge hatten. Durchgehends Verstopfung im Anfange der Krankheit, zuweilen und besonders in der zweiten Periode der Epidemie, wechselnd mit Durchfall. Der Urin dunkelroth.

War Milch vorhanden, so minderte sie sich mit dem Eintritte der Krankheit, ohne doch ganz zu versiegen, und bei allen Sectionen zeigte sich noch etwas Milch in den Brüsten. Stellte sich die Krankheit vor der Etablirung der Milchabsonderung ein, so erfolgte diese äusserst sparsam. Die Brüste wurden in der Krankheit nie strotzend gefunden.

Der Unterleib war die ersten drei bis vier Tage beständig wenig und zuweilen, eine kaum merkliche Anschwellung der einen oder anderen Weichengegend ausgenommen, gar nicht aufgetrieben, schwoll dann aber auf, wurde gespannt, meteorisirt. Die Gebärmutter fühlte sich in ihrem ganzen Umfange meist grösser, als gewöhnlich, an.

Die Lochien verminderten sich mit dem Eintritte der Krankheit, entfärbten sich und stockten oft gänzlich. Der Abfluss aus der Scheide hatte fast bei Allen denselben, äusserst üblen, fauligen Geruch. Dieser stellte sich zuweilen schon kurze Zeit vor dem Eintritte der Krankheit ein. Die Lochien kehrten zuweilen im Verlaufe der Krankheit, aber fast nie ohne jenen oft unerträglich üblen Geruch wieder.

Die Besserung erfolgte gewöhnlich allmählich, und entschieden für kritisch zu haltende Ausleerungen waren höchst selten. Das Fieber und der Schmerz im Unterleibe verminderten sich bei Kleinem langsam. Liess der Schmerz auch nach, so wurde er doch beim Umwenden im Bette, beim Aufsitzen und bei etwas derber Berührung der Unterbauch- und Weichengegenden noch drei, vier, fünf und zuweilen noch mehrere Tage empfunden. Durchfälle, breiige und flüssige, worin auch häufig Flocken, geronnener Milch ähnlich, schwammen, stellten sich zu allen Zeiten der Krankheit ein, bewirkten sehr selten Erleichterung, durchgehends aber Entkräftung, Verschlimmerung, man mochte sie unterstützen oder der Natur überlassen oder sich bloss auf Emporhaltung der Kräfte einschränken. Einmal wurde die Krankheit durch eine Diarrhöe, die sich am dritten Tage ausbildete, offenbar entschieden. Dieselbe dauerte fort bis zur gänzlichen Herstellung. Die Patientin war ein junges blühendes Bauernmädchen. Ein anderer, diesem ähnlicher Fall, wo sich aber der Durchfall den zweiten Tag der Krankheit einstellte, endigte mit dem Tode.

Die Milchabsonderung nahm in der Reconvalescenz zu. Die Lochien zeigten sich selten wieder. Der Ausfluss aus den Geschlechtstheilen verlor seinen üblen Geruch. Der Urin trübte sich, bildete einen Bodensatz, die Reconvalescenz erfolgte oft äusserst langsam. Mehrere litten lange an herumziehenden Schmerzen und an lähmungsähnlicher Betäubung der unteren Gliedmassen, wie beim chronischen Rheumatismus.

Bei Mehreren erschienen am vierten oder fünften Tage der Krankheit oder noch später Stiche in der Brust mit Husten, kurz pneumonische Erscheinungen. Bei Einigen ging diesen Zufällen ein Schmerz im Oberarm oder in der Schulter vorher, der diese Stellen bald verliess und die Brust befiel. Bei zweien, welche sich vollkommen in der Reconvalescenz befanden, waren die Schmerzen die Folge offenbarer Verkältung. Sie warfen sich bald auf die Brust und mit ihnen nahmen die Schmerzen im Unterleibe zu. In beiden Fällen war es schnell tödtlich. Verkältungen überhaupt rächten sich hart. Die Empfänglichkeit des Hautsystems für den Wechsel der Temperatur, für den geringsten Zug war in der Reconvalescenz eminent gross, und die Kranken vermochten kaum, sich genug dagegen in Acht zu nehmen.

Der Tod erfolgte meistentheils den fünften, sechsten, siebenten bis achten Tag der Krankheit, einmal den zwölften.

Neigte sich letztere zu einem üblen Ausgange, so wurde der Puls sehr frequent klein, unordentlich, unzählig. Die Schmerzen im Unterleibe, welche auf's Höchste gestiegen waren, nahmen ab, verschwanden oft plötzlich. Der Unterleib schwoll regelmässig stark an, wurde oft meteorisirt. Grosses Gefühl von Mattigkeit, Schwäche; Niedergeschlagenheit. Unruhe; schnelles, oft beengtes, abgebrochenes und durch tiefe Seufzer unterbrochenes Athmen; eingefallenes Gesicht, veränderte Gesichtszüge, umschriebene Röthe der Wangen, starrer, trauriger Blick der Augen; die Zunge trocken, rauh, zerrissen, braun, schwer, bebend, unauslöschlicher Durst, klebrige Schweisse, kolikartige Durchfälle, oft mit Stuhlzwang. Die Brüste wurden ganz schlapp, trotz des fortwährenden Säugens der Kinder. Diese Veränderung der Scene ereignete sich zwischen dem vierten und siebenten Tag der Krankheit, erfolgte oft plötzlich und verkündigte die geschehene Ablagerung in der Bauchhöhle.

Mit der Bildung des Extravasats scheinen plötzlich die in der Bauchhöhle gelegenen Organe wie gelähmt zu werden. Es ist, als ob das Leben im Unterleibe nun auf einmal erlösche und sich von hier aus Todtenschwäche über den ganzen Körper verbreite. Nicht Aufreibung der Kräfte. nicht Erschöpfung, nicht die Heftigkeit der Krankheit führt den Tod herbei. Plötzlich entsteht die grösste Lebensschwäche im Unterleibe und von hier aus verbreitet sie sich über den ganzen Körper. Diese grosse Schwäche steht gar nicht im Verhältniss mit der Dauer, mit der Heftigkeit der Krankheit. Die Kranke scheint von einem tödlichen Hauche angeweht worden zu sein. Diese plöfzlich eintretende unglückliche Metamorphose ist auffallend. Das blühende, starke, vollsaftige Weib, welches erst seit 3—4 Tagen krank ist, noch vor wenigen Stunden mit einem heftigen Fieber rang, über Hitze und unerträgliche Schmerzen klagte, liegt nun ruhig, hingegeben, mit fast zur Unkenntlichkeit veränderten Gesichtszügen da. Leichenfarbe, kalter Schweiss auf dem Gesichte, eingefallene Wangen, spitzige Nase, trüber, trauriger, wehmüthiger Blick, der wie um Mitleid oder um Fortdauer des fühlbar scheidenden Lebens fleht; die Zunge trocken, zitternd, die Gliedmassen marmorartig. Auf die Frage, wie sie sich befindet, antwortet sie: „gut, aber sehr matt". Fast ausser Stande vor Schwäche ein Glied zu rühren, ist sie ihrer vollkommen bewusst. Der Verlauf der Krank-

heit, wenn es zur Bildung eines Depots kam, hatte grosse Aehnlichkeit mit dem Uebergange eines entzündeteten Eingeweides in Brand. Mehrere fühlten sich in dieser Periode wohl, verlangten entlassen zu werden, zu den Ihrigen zurückzukehren.

Das Bewusstsein erhielt sich durchgehends bis wenige Stunden vor dem Tode. Die in der ersten Periode Erkrankten blieben ihrer äusserst kurze Zeit, ja bis wenige Minuten vor dem Tode bewusst. Bei diesen zeigte sich weniger Entkräftung, weniger Schwäche, mehr ein Gefühl von Angst, von Noth, von Beklemmung, höchst beschwerliches, mit Vermehrung der Schmerzen im Unterleib verbundenes Athmen. Bei denselben fand man nach dem Tode alle Windungen der Gedärme durch eine weissgelbliche, sie überziehende fremde Membran unter sich, mit dem Netze und der Bauchhaut zusammengeklebt, wodurch die wurmförmige Bewegung ganz gehemmt werden musste.

Bei den im October, November und December Erkrankten stellten sich weniger, selten den vierten oder fünften Tag, anfänglich besonders zur Nachtzeit Delirien ein, selten Sopor. Ueberhaupt erschien das Nervensystem nie wie bei febris nervosa ergriffen. Schluchzen, Sehnenhüpfen, Flockenlesen, Petechien wurden nie beobachtet und Delirien im Allgemeinen sehr selten und meistentheils nur gegen das Ende. Der Verlauf der Krankheit glich, wie gesagt, dem eines inflammatorischen Fiebers mit Entzündung eines wichtigen inneren Organs, und, wo die Krankheit einen üblen Ausgang nahm, wo es zur Ablagerung, zur Bildung des Depots kam, da hatte ihr Verlauf, der plötzliche Wechsel der Symptome, grosse Aehnlichkeit mit dem Uebergang jener Entzündung in Brand. Jedoch wurde bei den Leichenöffnungen nie Gangrän gefunden. Schmerzen im Kreuze in dieser Periode der Krankheit zeigte immer einen baldigen Tod an. Derselbe erfolgte leicht, still, und ohne Convulsionen.

Die nächtlichen Exacerbationen waren stark. Oft und zwar vorzüglich im November und December bemerkte man vom vierten bis fünften Tage der Krankheit an auffallend grosse Ungleichheiten in dem Befinden, zum Verwundern schnellen Wechsel in den Erscheinungen. Der kleine, härtliche, äusserst schnelle, zuweilen ungleiche Puls war nach einigen Stunden voll, weich, wenig accelerirt und stetig. Der Athem, der bis zum vierten oder fünften Tag der Krankheit ungehindert frei und leicht war, wurde in wenigen Stunden höchst schwer, beengt und blieb so wenige Stunden vor dem Tode. Die heftigste Dispnöe hob sich einigemal plötzlich. Die schlimmsten Erscheinungen verschwanden zuweilen in der kürzesten Zeit, und plötzlich trat Lebensgefahr ein, wo man keine Ursche hatte, Gefahr zu ahnen.

Stellte sich die Krankheit vor der Etablirung der Milchabsonderung ein, so verlief sie ungleich rascher und war gefährlicher, als wenn sie nach dieser Periode eintrat. Ueberhaupt erschien die Krankheit um so weniger gefährlich, je später sie nach der Niederkunft auftrat, am gefährlichsten, wenn sie gleich nach der Geburt oder unter der Geburt ihren Anfang nahm.

Die, welche den vierten oder fünften Tag von pneumonischen Beschwerden befallen wurden, litten hieran zwei bis drei Tage viel. Oft begannen diese mit einem heftigen Schmerz in der Herzgrube, welcher sich dann über die Gegend der Anheftung des Zwerchfells verbreitete und von hier aus über die Brust, sich bald hier bald dort fixirte und beim Husten unerträglich war. Auch verursachte der Husten jedesmal unausstehliche Vermehrung der Schmerzen im Unterleibe. Bei diesen fand man nach dem Tode durchgehends die untere und obere Fläche des Zwerchfells, die Pleura und die Lungen mehr oder weniger entzündet. Den sechsten und siebenten Tag nahmen die Schmerzen in der Brust gewöhnlich ab, jedoch ohne Erleichterung der höchst beschwerlichen Respiration; dagegen stellte sich Halsweh ein mit dem Gefühle, als ob ihnen etwas in der Speiseröhre stecke, welches sie nicht hinunter schlucken könnten und ihnen das Schlucken unmöglich machte. Friesel zeigte sich ein einziges Mal und zwar zwei Tage vor dem erfolgten Absterben. Der Ausschlag war stark und allgemein über den Körper verbreitet. Er bewirkte keine Veränderung.

Die Leichen der am Kindbettfieber Verstorbenen gingen schnell in Fäulniss über. Wenige Stunden nach dem Tode war der Unterleib sehr stark aufgetrieben. Bei allen Sectionen fand man im Unterleibe mehr oder weniger ergossene Flüssigkeit, meist eine bis anderthalb Mass, zuweilen zwei Mass und darüber. Diese Flüssigkeit war einigemal hell und klar, von gelbgrünlicher Farbe, und es schwammen grössere Flocken darin. Dieselben waren schwefelgelb, mitunter in's Grünliche spielend, glichen an Consistenz der geronnenen Milch. Oft sah man zusammenhängende grössere Stücke von dieser käseähnlichen Masse darin. Zuweilen fand

sich letztere so fein zertheilt in der Flüssigkeit schwimmend, dass diese dadurch eine gleichmässig gefärbte, trübe, dem Eiter ähnliche Flüssigkeit darstellte. Die in letzterer schwimmenden Flocken hatten vollkommen die Consistenz und das Aussehen, wie das zerfahrene Eiweiss, nämlich, wenn man in siedendes Wasser unter stetem Umrühren Eiweiss giesst.

Bei Allen fand man die Bauchhaut und ihre Fortsätze mehr oder weniger entzündet. Bei den im Sommer und Eingangs Herbst Verstorbenen zeigte sich weit mehr und weit stärkere Entzündung im Unterleibe, als an den im November und December Geöffneten. Bei jenen traf man einigemal alle Gedärme, den Magen, das Netz, das Gekröse, die Leber, kurz alle innerhalb des Sackes der Bauchhaut gelegene Eingeweide, stark entzündet und mit einer fremden weissen Membran überzogen, wodurch die Windungen der Gedärme unter einander zusammengeklebt wurden und unter sich und mit dem Bauchfelle wie verwachsen erschienen. Ueberhaupt war in der ersten Periode der Epidemie die in dem Unterleibe sich vorfindende käseähnliche Masse in weit grösserer Menge vorhanden, mehr zusammenhängend, bildete festere, Membranen ähnliche, Massen als in der zweiten. In dieser fand man meist einen geringern Grad von Entzündung in den genannten Partien oder nur einzelne Stellen, z. B. des Darmkanals, entzündet. Zuweilen wurde jene käsige Masse nur in der Beckenhöhle und in geringer Menge angetroffen, dagegen eine gleich grosse Quantität flüssigen Extravasats.

Die Gebärmutter trug immer die geringsten und sehr häufig gar keine Spuren von Entzündung an sich. Durchgehends war sie weiss auf ihrer Oberfläche und zeigte zuweilen hie und da blassröthliche Stellen. Meistens fand man sie etwas grösser, als sie gewöhnlich zu der Zeit ist, wo die Kindbetterin starb, immer etwas weich, schlaff und blutleer. An der inneren Oberfläche des Uterus bemerkte man, obwohl der Scheidenausfluss gegen das Ende der Krankheit oft einen höchst faulartigen, dem Gangräne ähnlichen, hässlichen Geruch annahm, nie eine Spur von Verderbniss, Eiterung oder Brand. Ausser den Ueberbleibseln der hinfälligen Hunter'schen Haut war die innere Oberfläche der Gebärmutter in einigen Fällen mit einem grünlichen, übelriechenden Schleim überzogen, der sich durch das Bespülen mit kaltem Wasser abwaschen liess, und worauf die Gebärmutter-Substanz sich in einem vollkommen gesunden Zustande zeigte. Ueberhaupt wurde bei der sorgfältigsten Untersuchung des Uterus, weder an seiner inneren Fläche, noch in seinem Parenchym, ausser einer etwaigen Schlaffheit derselben und den schwachen Merkmalen von Entzündung auf seiner Oberfläche, irgend etwas Ungewöhnliches entdeckt.

So wie bei allen am Kindbettfieber Erkrankten die Schmerzen fast immer in der Gegend der breiten Mutterbänder ihren Anfang nahmen, meist mit dem ersten Fieberanfalle, zuweilen selbst schon 12—24 Stunden vorher, und diese Gegenden die Krankheit hindurch am allerempfindlichsten waren, und selbst da, wo derbe Betastungen des übrigen Unterleibs wenig Schmerz verursachten, nicht die leiseste Berührung ohne das heftigste Schmerzgefühl ertrugen, so fand man auch die breiten Mutterbänder und die in den diese Bänder bildenden Falten der Bauchhaut gelegenen Gebilde bei allen Leichenöffnungen am stärksten, am auffallendsten entzündet. Die Tuben, die Franzen und die Eierstöcke waren angeschwollen und besonders die ersteren lebhaft roth, oft blauroth und erschienen wie durch die gelungenste Injection eingespritzt. Die Eierstöcke erschienen zuweilen bis zur Grösse eines starken halben Hühnereies aufgetrieben und wie, mit einer durchsichtigen Flüssigkeit gefüllten, Bläschen zusammengesetzt; die Tuben geschwollen, ausgedehnt, und die Franzen glichen aus Wasserblasen zusammengesetzten Quasten von der Grösse einer Eichel. In der Nähe der erwähnten Gebilde zeigte sich immer die grösste Menge jener käseähnlichen Masse. War diese überhaupt in geringer Menge vorhanden und nirgends an den Eingeweiden des Unterleibes adhärirend, so hing sie doch gewöhnlich in dicken Stücken an den Eierstöcken und überzog sie. Verdorben oder brandig fand man die genannten Theile nie.

Flüssiges Extravasat wurde höchst selten und dann nur in geringer Menge in der Brusthöhle angetroffen. Beinahe in der Hälfte der Secirten traf man die Lungen stellenweiss, zuweilen auch die eine oder die andere in ihrer ganzen Oberfläche entzündet und hier und da Gegenden derselben mit einer gelee- oder glasartigen, durchsichtigen 1, 2—3 Linien dicken Masse überzogen. Dieselbe unterschied sich von den in der Bauchhöhle vorgefundenen Concrementen durch ihre Durchsichtigkeit, ihren festeren Zusammenhang, und ihre stärkere Adhäsion an den Stellen, wo sie aufsass.

Das antiphlogistische Verfahren bewies sich die ganze Zeit hindurch, wo die

Krankheit im Gebärhause sich zeigte, am wirksamsten, am hülfreichsten. Der Aderlass, zu dem man sich in der ersten und zweiten Periode der Krankheit dringend aufgefordert fühlte, war eins der wesentlichsten Genesungsmittel und auch in den Fällen, die einen üblen Ausgang nahmen, bewirkte er immer Verminderung des Fiebers, Abnahme der Schmerzen, Erleichterung, Besserbefinden für mehr oder weniger kurze Zeit. In den Fällen, wo nicht zur Ader gelassen wurde, schien die Natur rascher zur Bildung des Extravasats geschritten zu sein. In den Monaten Januar, Februar, März und April 1812 fand man sich zum Aderlassen nicht mehr bewogen. Fomentirungen des Unterleibs und Einreibungen von flüchtiger Salbe ohne oder mit Campher oder Mohnsaft, von neapolitanischer Salbe leisteten in keinem Falle etwas. Neben dem Aderlasse zeigte sich der Salpeter besonders hülfreich.

Oft wurde dieser zugleich mit dem Campher mit gutem Erfolge gereicht. Vorzüglich wirksam erwies sich das versüsste Quecksilber, der Brechweinstein in kleinen Gaben und der Minderers-Geist. Flüchtige und tonische Reizmittel zu Anfang der Krankheit für sich allein gegeben, leisteten nie etwas, waren vielmehr schädlich. Fast ebenso verhielt es sich mit den Abführmitteln. Dagegen erwiesen sich Brechmittel auch bei der leisesten Anzeige zu ihrem Gebrauche. sehr heilsam.

Stellten sich die die Depots verkündigenden Erscheinungen ein, dann wurde die Kunst von der Natur verlassen. Die Krankheit nahm einen tödtlichen Ausgang.

An vielen ausführlichen Krankengeschichten erörtert N. nun detaillirt die von ihm angewandte Therapie.

Gynäkologie.

Seine Wirksamkeit auf diesem Gebiete bekundete er durch mehrere Abhandlungen

Dahin gehört der Aufsatz: „Von einigen Fehlern der Menstruation“ (Erfahrungen und Abhandlungen S. 265—323).

In demselben führt er Folgendes aus:

Ueber die Natur und Bestimmung, krankhafte Verhältnisse, Wesenheit und Wirkungen der Menstruation seien die Acten noch nicht geschlossen. Unmittelbar nach jeder Menstruation empfange das Weib am leichtesten, dies Vermögen nehme dann in dem Masse ab, wie es sich von der Periode entfernt, höre bei Annäherung der nächsten auf und kehre dann mit dieser wieder. So wie die, dem ersten Eintritte der Reinigung vorhergehenden Erscheinungen von dem Processe zeugen, durch den das Mädchen mannbar wird, so deuten die Prodromen jeder wiederkehrenden Menstruation auf den Vorgang hin, durch den das Empfängnissvermögen erneuert wird. Am leichtesten empfange daher das Weib unmittelbar nach der Menstruation.

V. bringt nun für diese Ansicht die Meinung der bewährtesten Autoren vor.

Der Blutausfluss sei nicht die Ursache, sondern die durchgängige consecutive Erscheinung des Processes, wodurch das Weib zeugungsfähig wird.

Von der Unordnung der Blutausleerung dürfe man nicht stets auf die Abnormität jenes Processes schliessen; das Weib sei bei weitem nicht immer unfruchtbar, wenn die Blutausleerung von der gewöhnlichen Ordnung abweiche.

Sowohl bei Unordnung der Blutungen, als bei dem gänzlichen Mangel derselben könne das Zeugungsvermögen normal sein, auch lasse es sich nicht läugnen, dass bei der gewöhnlichen Beschaffenheit der Blutung der Process, wodurch das Weib befruchtungsfähig wird, doch abnorm sein könne.

Reflectire man lediglich auf den Blutabgang, so führe dies leicht zu mannigfaltigen Missverständnissen, zu irrigen Begriffen und falschen Schlüssen. Freilich sei die Blutung ein Zeichen des Eintritts der zeugungsfähigen Periode, des Beginnes der Mannbarkeit, so wie ihr Aufhören ein Zeichen

der Beendigung dieser Periode ist. Allein Unrecht thue man, wenn man jene Blutung für das einzige Merkmal halte; daher die Wundergeschichten von unglaublich früher Reife und von ganz ausserordentlicher Andauer der Zeugungsfähigkeit über die gewöhnliche Zeit hinaus.

Nur diejenige Blutung aus den weiblichen Geschlechtstheilen sei weibliche Reinigung oder Menstrualbildung zu nennen, welche das Resultat des Processes ist, durch welchen die Natur das Weib empfängnissfähig zu machen beabsichtigt. Dieser Process beruhe aber auf einer bestimmten Wechselwirkung der die Geschlechtssphäre constituirenden Partien untereinander und zu den übrigen organischen Functionen.

Zu früh sei die Menstruation nur zu nennen, wenn sie vor der erforderlichen Entwicklung des übrigen Organismus zu Stande komme. Hätte also ein Mädchen schon mit dem 11. Jahre die zur Etablirung jener Geschlechtsvorrichtung erforderliche Entwicklung erlangt, und die Menstruation stellte sich erst im zwölften Jahre ein, so wäre sie für dieses Individuum zu spät, da sie für ein anderes im fünfzehnten oder sechszehnten Jahre zu früh sein kann.

So klar einleuchtend dies auch wäre, so sei doch da, wo die Rede von der zu frühen Menstruation ist, nicht immer hinreichende Rücksicht darauf genommen worden. Viele hätten hierbei ausschliesslich nur den vor der gewöhnlichen Zeit, nämlich vor dem 14. oder 12. Jahre, erfolgenden Eintritt der Katamenien im Auge. Die absolut zu früh oder vielmehr ungewöhnlich früh sich einstellende Menstruation sei aber, wenn sie in verhältnissmässiger Menge statt hat und den normalen Typus hält, für sich nie Krankheit.

Die relativ zu frühe Menstruation wäre aber nothwendig krankhaft.

Zu frühe Menstruation verdiente eigentlich bloss der Fall genannt zu werden, wo der Process, dessen Hergang die monatliche Blutung ist, früher erfolgt, als er der Entwicklung des übrigen Organismus entspricht.

Da der weibliche Körper vor dem zehnten Jahre durchaus nie jene allgemeine Entwicklung erhalte, wodurch eben einzig die Hinbewegung eines Ueberschusses von Vitalität nach der Geschlechtssphäre möglich sei, so wäre eine vor dem neunten Jahre erfolgende Blutung aus den Genitalien nie als das Product einer Geschlechtsverrichtung beim Weibe anzunehmen, nämlich als das Resultat eines Processes, wodurch die Natur die Zeugungsfähigkeit beabsichtigt.

Aus dem Gesagten folge mit gleicher Nothwendigkeit, dass die Geschlechtsverrichtung, die man die Reinigung nennt, über die Epoche der schwindenden Generationskraft hinaus durchaus nicht fortdauern könne.

Der Zeitpunkt, wo das Conceptionsvermögen aufhöre, falle aber in gemässigteren Klimaten durchgehends in das sechs- bis achtundvierzigste Lebensjahr; früher erfolge er unter wärmeren Himmelsstrichen.

Blutungen aus der weiblichen Scham in den sechziger, siebenziger und höheren Lebensjahren, obgleich sie mit den Katamenien ähnliche Perioden beobachten, könnten desshalb nie für wirkliche Menstruation gelten.

Die zur Zeit des Aufhörens der Katamenien und nach dieser Epoche sich einstellenden Blutungen ereigneten sich am häufigsten bei wohlgenährten, säftereichen Personen, die eine weichliche, sitzende Lebensart führen, die vormals ihre Reinigung übermässig hatten u. s. w. Solchen Subjecten war die monatliche Reinigung offenbar schon als eine blosse Verminderung der Blutmasse ein Bedürfniss und in der Macht der Gewohnheit liege der Grund der in derselben Zeit wiederkehrenden Blutung, wenn jene Geschlechtsverrichtung schon gänglich aufgehört habe.

Was die oft ohne Auswahl und Kritik wieder erzählten Beobachtungen

betreffe, welche die Möglichkeit der Menstruation von den ersten Tagen nach der Geburt bis zum höchsten Lebensalter beweisen sollen, so errege schon eine vorurtheilslose Betrachtung dieser Geschlechtsfunction und eine ernste Erwägung ihrer bedingenden Momente den grössten Verdacht gegen die Gültigkeit jener Beobachtungen, noch mehr aber gegen die Richtigkeit der daraus gezogenen Folgerungen.

Die meisten der in den Schriften der Aerzte aufgezeichneten Fälle seien Nachrichten aus der zweiten, dritten und vierten Hand und da könne man sich kaum erwehren, an Gellert's Missgeburt zu denken. Oder gewinne die Beobachtung an Glaubwürdigkeit dadurch, wenn sie mit den Worten beginne: „ipse novi puellam, quae"? Und was beweise ein dem Arzte vorgezeigter Lappen Leinwand? Wie wenig Aufschluss gewähren die aufgezeichneten Fälle, ob das Blut aus der Gebärmutter, dem Mutterhalse, der Scheide, der Harnröhre oder aus dem After gekommen sei?

Auch hätten wir keine einzige Section von solchen, zur Unzeit menstruirt gewesenen Mädchen aufzuweisen. Aber selbst in den neuesten Zeiten würden unter der Rubrik von menstrua infantum Fälle angeführt, die übrigens mit den Katamenien nichts gemein hatten.

Am Schlusse gibt Verf. dann eine Kritik der wichtigsten als Beispiele aufgeführten Fälle der alten und neuen Zeit. Aus allen diesen Fällen folgert er aber, dass keine wirklichen menses hier stattfanden.

In den Heidelberger Annalen theilte er mehrere Fälle von Blutgeschwülsten der äusseren weiblichen Geschlechtstheile mit: 1) tödtliche Blutung aus geborstenen Blutaderknoten, beobachtet von Dr. J. A. Elsässer, 2) Blutfluss unter der Geburt in Folge von Berstung einer Blutgeschwulst an der rechten Schamlefze, beobachtet von Vogelmann; 3) Blutfluss aus einer während der Anwendung der Kopfzange entstandenen und geborstenen Blutgeschwulst der linken Schamlefze, beobachtet von Dr. Waldmann; 4) Blutgeschwulst der linken Wasserlefze, durch äussere Veranlassung entstanden, von ihm selbst beobachtet; letztere wurde geheilt.

Ferner gehört hierher: „Beschreibung zweier Fälle von Zurückbeugung der schwangeren Gebärmutter (Retroversio uteri) nebst einigen Bemerkungen über das Verfahren, die Gebärmutter in ihre gehörige Lage zurück zu bringen."

In Deutschland werde gewöhnlich noch immer das Richter'sche Verfahren angewandt, durch einen, vermittelst eines oder zwei Finger durch den Mastdarm an den Grund des Uterus anzubringenden Druck die Zurückbringung auszuführen. Viele Fälle seien veröffentlicht, in denen diese Methode fehlschlug. Wo eine wirkliche Einkeilung vorhanden, scheitere dieselbe. Er stimme daher dem auch von Melitsch, Meckel und Lohmeyer befürworteten Verfahren, den Uterus durch die Scheide zu reponiren, bei. Denn in schwierigen Fällen, wo der Reposition ein bedeutender Widerstand entgegensteht (z. B. bei bedeutender Grösse des Uterus gegen die Weite der Beckenhöhle, besonders, wo das Uebel längere Zeit verkannt wurde, bei ansehnlicher Inclination des Beckens, bei starkem Hervorstehen des Vorgebirges, wozu auch Missbildungen der Brust und des Rückgrats, die den Raum der enthaltenen Theile beschränken, ferner Verhärtungen und Vergrösserungen anderer Baucheingeweide mitwirken können, wo also die künstliche Zurückbringung unumgänglich erforderlich, wo es nothwendig ist, den Muttermund über den Beckeneingang in die Höhe zu heben), da sei die Reponirung vermittelst zwei Finger durch den Mastdarm durchaus unmöglich.

Verf. theilt nun zwei Fälle aus seiner Praxis mit, in denen die Reposition auf diese Weise ihm leicht gelungen sei.

Operative Chirurgie.

Nicht jeder gute Chirurg ist ein guter Geburtshelfer.

Jeder gute Geburtshelfer aber meist ein guter Chirurg. So war es auch bei Naegele der Fall. Seine auf diesem Gebiete errungenen Leistungen hat er in folgenden Abhandlungen niedergelegt:

„Geschichte einer vollkommenen Atresie (Atresia vag. perfecta) bis zum zwanzigsten Lebensjahre wegen verschlossenen Hymens" (Erfahrungen und Abhandlungen S. 329—334).

Verf. beobachtete diesen Fall bei einer übrigens gesunden Jüdin, welche 20 Jahre alt, verheirathet, aber nie menstruirt war. Die Untersuchung ergab über den Schambeinen eine bewegliche, runde Geschwulst, anscheinend von der Grösse eines Mannskopfes, welche sich in die Höhe heben liess und schmerzlos anzufühlen war. Nach Entfernung der grossen Schamlippen voneinander zeigte sich eine einer derbgespannten Blase ähnliche Geschwulst, die offenbar von dem ausgedehnten, undurchlöcherten Hymen herrührte. Ein Druck auf diese Geschwulst correspondirte mit dem auf die Geschwulst über den Schambeinen angebrachten Gegendruck und verrieth ganz deutlich eine Fluctuation. Ein Einschnitt vermittelst eines Bistouri leerte gegen 11—12 Pfund Gewicht einer dunkelgefärbten, dem Hollundermusse nicht unähnliche Flüssigkeit aus. Das Hymen war mehr als eine Linie dick und derber, ligamentöser Structur.

„Eine durch eine fremde Membran gänzlich verschlossene Mutterscheide bei einer Gebärenden." Dieselbe stellte sich heraus, als bei der Geburt der Muttermund nicht gefunden werden konnte. Sie muss sich bei angeborener Enge der Vagina durch eine Entzündung während der Schwangerschaft gebildet haben.

„Vorschläge zur curativen Behandlung der in die Mutterscheide sich öffnenden Harnblasenfistel nebst Beschreibung und Abbildung einiger Instrumente". (Beiträge und Abhandlungen S. 367—408.)

V. führt eingehend aus, dass dieses Uebel in den meisten Fällen die Folge schwerer Geburten oder künstlicher Entbindungen, wobei durch den Druck des Kindskopfes oder durch Instrumente ein Theil der hinteren Wand der Harnblase, wo diese mit der vorderen Wand der Mutterscheide verbunden ist, gequetscht wird und in Entzündung, Eiterung oder Brand geräth. Bei frischen Wunden der Harnblase und bei kleinen fistulösen Oeffnungen genüge das Verfahren von Desault: entweder eine Wieke von Leinwand, ein cylinderförmiges mit Federharz oder Wachs überzogenes Stück Kork oder eine Art von Handschuhfinger, der mit Charpie ausgefüllt, mit elastischem Harze oder Wachs überzogen und so dick ist, dass er die Mutterscheide ausfülle; indem man diese Wieke in die Mutterscheide führe, nähere man den unteren Rand der Fistel dem oberen Rande und verwandle die runde Oeffnung in eine schmale Querspalte.

Heinrich von Roonhuysen war der erste, welcher die Naht vorschlug. Man wisse aber nicht, ob er sie selbst ausgeführt. Der Schweizer Fatio will zweimal die Operation mit glücklichem Erfolge verrichtet haben. Später trat dann Völlter mit einem neuen Operationsverfahren auf, von dem Verf. aber sagt, dass dasselbe nur bei Oeffnungen unweit der äusseren Oeffnung der Harnröhre realisirbar sei.

Verf. beschreibt nun die von ihm erfundene Methode auf folgende Weise:

„Zur Verrichtung der Operation bringt man die Patientin auf einem ziemlich hohen Querbette oder auf einem Tische in die Lage ungefähr wie beim Steinschnitte. — Der Wundarzt bringt nun einen silbernen Katheter in die Harnblase und hält ihn mit der linken Hand. Den Zeigefinger oder zwei Finger der rechten Hand bringt er in die Mutterscheide und untersucht die Grösse und Gestalt der Fistelöffnung und die Beschaffenheit ihrer Ränder auf's Genaueste. Ist das Uebel nicht mehr neu, sind die Ränder der Oeffnung wulstig, callös, so müssen sie vor der Vereinigung durchaus wund gemacht werden. Hierzu bediene ich mich ausser der Schere eines hierzu besonders verfertigten, am Griffe beweglichen, verborgenen Bistouri's".

1) „Auf dem Zeigefinger bringt man nach der Richtungslinie der Beckenhöhle eine spitzige, scharfe Schere an den hinteren Rand oder den oberen Winkel der Fistelöffnung und schneidet diesen damit ein".

2) „Der Wundarzt steckt durch den Ring das durch die Rinne an seiner Schneide verwahrte Bistouri cachée an den Zeigefinger der rechten Hand, doch so, dass das vordere Glied desselben an der Spitze der Rinne etwas hervorragt. Alsdann steckt er den Zeigefinger der anderen Hand durch den hinteren Ring oder Griff und führt das Bistouri wie die Schere an die Fistelränder. Fühlt er mit der Spitze seines Fingers den oberen oder hinteren schon scarificirten Rand oder Winkel der Oeffnung, so zieht er die Finger etwas zurück, schiebt die Rinne, die durch das Knöpfchen ganz zurückgezogen werden kann, von der Schneide des Bistouri hinweg und scarificirt auf diese Art die Seitenränder und den vorderen Rand oder Winkel".

„Die Vorschläge zur Gegeneinander-Annäherung der Fistelränder, damit sie sich vereinigen können, werde ich hier in der Ordnung mittheilen, wie ich sie nacheinander projectirt und ausgeführt hatte":

I. „Vereinigung der Fistelränder durch die Vereinigungszange ohne Ligatur".

„Nach gehöriger Scarification der Fistelränder bringt man die, nach der Richtung der Beckenhöhle in etwas gebogene Zange — so viel es die Mutterscheide erlaubt — geöffnet, unter dem rechten oder dem linken Zeigefinger in die Mutterscheide, bis an die Oeffnung in derselben. Fühlt man, dass die beiden Zangenlöffel mit den Fistelrändern in gleicher Richtung sich befinden, so hält man die Zange mit der anderen Hand in dieser Richtung fest, zieht den Finger vorsichtig zwischen den Zangenlöffeln heraus, drückt die Zange gegen den Katheter etwas fest an und schliesst dieselbe durch das bogenförmige Schraubengewinde. Bei der Schliessung der Zange hat man sein Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, dass die Zange nicht zu fest geschlossen wird, widrigenfalls zu fürchten ist, dass dadurch die Circulation gänzlich gehemmt wird, und üble Folgen entstehen. — Für gut halte ich, die Mutterscheide um die Zangengriffe herum mit etwas weniger Charpie vorsichtig auszugleichen. Nach Verlauf von vier und einem halben Tage nahm ich die Zange mit glücklichem Erfolge wieder ab. Der Katheter muss während der ganzen Zeit in der Harnröhre liegen bleiben, doch öfters gereinigt werden. Das Herausnehmen der Zange geschieht auf folgende Art: Man befestigt beide Griffe durch die Federn wieder an die Zange und öffnet durch das Schraubengewinde dieselbe so viel als möglich; dann wird die Zange auf die eine oder andere Seite ein wenig gedreht; nach dieser Richtung sucht man mit dem Zeigefinger derjenigen Hand, nach welcher die Drehung geschah, in der Mutterscheide über die Stacheln desselben Löffels zu kommen; zugleich wird die Zange nach der entgegengesetzten Seite gedreht, wodurch der Finger zwischen die Stacheln der beiden

Löffel zu liegen kommt, und so wird die Zange wie beim Einbringen herausgenommen".

II. „Vereinigung der Fistelränder durch die Ligatur, nämlich durch die Umstechung vermittelst einer Nadel und Zurückziehung derselben".

„Nach gehöriger Scarification der Fistelränder bedient man sich der Nadeln auf folgende Weise: man nimmt ein, aus drei oder vier Fäden verfertigtes, ungefähr eine Elle langes, Fadenbändchen, fasst das eine Ende in das Oehr der Nadel, welches in der Beugung der Spitze der Nadel angebracht ist und drückt das drei viertel Zoll lange, durchgezogene Ende in die Rinne der Nadel fest ein. Ist dies geschehen, so legt man eine von den beiden, einander entgegengesetzt, nach der Richtung der Beckenhöhle gebogene, eingefädelte Nadel auf den Zeigefinger der entgegengesetzten Hand, auf welcher Seite man einzustechen gedenkt und führt, befestigt durch den durch den Griff gesteckten Zeigefinger der anderen Hand, die Nadel auf dem Finger in die Mutterscheide bis an die Stelle der Wundlippe, welche durchstochen werden soll. Dann sucht man mit dem Finger unter der Spitze der Nadel hervor, um zwischen die Wundlippen zu kommen; drückt alsdann die eine Lippe gegen die Spitze der Nadel fest an und unterstützt durch den Gegendruck desselben Fingers die Umstechung, welches durch den in den Griff gesteckten Zeigefinger geschieht, so: dass während der Umstechung man immer mit dem Finger den Rand der Wundlippe an der unteren ausgehöhlten Fläche der Nadel — soweit es erforderlich ist, die andere Wundlippe zu umstechen — rückwärts gegen den Stil drückt".

„Nach geschehener Umstechung der Wundlippe bringt man durch den Finger im Griffe die Nadel wieder in die vorige Richtung, wie bei der ersten Umstechung, leitet seinen Finger zwischen den beiden Fistelrändern an die äussere Fläche des noch zu umstechenden Randes und unterstützt mit demselben Finger die Umstechung".

„Sind beide Wundflächen umstochen, so bleibt der Finger an der äusseren Fläche der Lippen fest anliegen. Während der Wundarzt seinen Finger aus dem Ringe zieht und die Nadel an ihrem Griffe von einem Gehülfen festhalten lässt, bringt er mit der Hand, mit der er den Griff gehalten hat, eine spitzige, etwas flache Pincette auf seinem noch an der Wunde liegenden Finger bis an dessen Spitze, mit welcher Spitze er die Pincette an das Fadenbändchen leitet. Hierauf öffnet er die Pincette und sucht mit der einen oder anderen Spitze derselben zwischen die untere und ausgehöhlte Fläche der Nadel und das Fadenbändchen zu dringen, schliesst die Pincette und zieht auf diese Weise das Fadenbändchen, unterstützt durch den Finger an der Wundlippe, aus der Mutterscheide heraus. Hernach nimmt er mit derselben Vorsicht, wie bei der Einbringung und Umstechung, die Nadel aus der Mutterscheide, bringt beide zwischen den Schamlippen heraushängende Ligatur-Enden mit seinen Enden zusammen und umwindet dieselben so lange, bis die Patientin an der umstochenen Stelle über etwas Druck oder Schmerz klagt. Dann untersucht er mit dem Zeigefinger die durch die Ligatur vereinigten Wundlippen und befestigt die Enden der Hefte vermittelst Heftpflaster an und zur Seite des Schamhügels, stopft die Mutterscheide mit Charpie aus und bringt die Patientin in eine schickliche Lage".

„Wäre zur Vereinigung mehr als ein Heft erforderlich, so ist es nöthig, die beiden Enden der ersten Ligatur nicht zu umwinden, widrigenfalls man dadurch die zweite oder dritte Umstechung erschweren würde; indem der Wundarzt bei Umstechung der ersten Wundlippe ja nicht mehr mit seinem Zeigefinger zwischen beiden Lippen hineinzukommen vermöchte und sonach

beide Lippen zugleich umstochen werden müssten, welches aber höchst schwierig ist und mir unthunlich scheint. Wo mehrere Ligaturen nöthig sind, muss immer die hintere oder obere zuerst, dann die zweite und so ferner angelegt werden, aber auch jedesmal die Ligaturenden nach der Umstechung mit Heftpflastern, wie schon erinnert worden ist, befestigt werden, damit nicht bei der zweiten Umstechung eine oder die andere Ligatur wieder herausgezogen wird".

III. „Vereinigung durch die Zange nebst einer Ligatur."

„Nach der Umstechung, wie sie eben angegeben worden ist, werden die beiden, zwischen den grossen Schamlippen heraushängenden Ligatur-Enden durch die Löcher und zwar das rechte Ende durch das linke und das linke Ende durch das Loch des rechten Zangenlöffels gezogen, der Zeigefinger zwischen die Stacheln der Zangenlöffel gelegt; alsdann lässt man durch einen Gehülfen die Ligatur-Enden ein wenig anziehen und bringt die Zange unter den Zeigefinger auf der angezogenen Ligatur in die Mutterscheide bis an die umstochenen Wundlippen und zieht den Finger zwischen den Stacheln der Zangenlöffel und der Mutterscheide wieder heraus, lässt die Ligatur durch den Gehülfen etwas anziehen, drückt die Zange gegen die umstochenen Wundlippen und den Katheter fest an und schliesst sie mit Vorsicht durch das bogenförmige Schraubengewinde. Ist die Zange gehörig geschlossen, so werden die beiden Ligatur-Enden durch die Ringe gezogen und durch eine Schleife befestigt, die Griffe abgenommen, die Mutterscheide mit Charpie ausgeglichen und die Patientin in eine schickliche Lage zur ferneren Behandlung gebracht. Bei der Herausnahme der Zange werden die Griffe wieder in dieselbe befestigt, die Schleife auf und die Ligatur-Enden aus den Ringen gezogen, die Zange geöffnet und herausgenommen. Ist die Zange mit der hierzu erforderlichen Vorsicht aus der Scheide genommen, so bringt der Wundarzt, wie bei der Specification angegeben worden ist, eine spitzige Schere in die Vagina bis an die vereinigte Stelle und schneidet das eine Ligatur-Ende ab, bringt die Schere auf den zurückbleibenden Finger heraus, welches hierauf auch mit der vor demselben Finger unterstützten Ligatur geschieht".

IV. „Vereinigung durch die umwundene Naht."

„Zu dieser Vereinigungsart bediene ich mich einer nach der Richtung der Beckenhöhle gebogenen Kornzange, in welche eine halbmondförmige chir. Nadel durch einen Spannhaken befestigt wird und zwar auf die nämliche Art, wie ich oben, bei der Umstechung mit der Nadel mit Zurücklassung der Ligatur, angegeben habe, nur mit dem Unterschiede: dass sich in der Nadel kein Heftfaden befindet, 2) dass die Nadel, welche durch den Spannhaken in der Kornzange befestigt ist, nach der Umstechung in den Wundlefzen zurückbleibt. Die Zurücklassung der Nadel geschieht auf folgende Art: Ist nämlich die Umstechung geschehen, so öffnet man den Spannhaken, wonach sich alsdann die Zange von selbst öffnet und die Nadel in den Wundlefzen frei lässt, worauf dann der Wundarzt die Zange mit Vorsicht herausnimmt. Dieses ist bei der Umstechung dasselbe. Die Umwicklung geschieht übrigens wie bei der Operation der Hasenscharte: Der Operateur nimmt ein $1^1/_2$—2 Ellen langes Fadenbändchen, lässt durch einen Gehülfen das eine Ende festhalten, führt mit 2 Fingern das Fadenbändchen bis an die obere oder hintere Nadel in die Mutterscheide und sucht alsdann die Umschlingung wie bei der Hasenscharte zu bewerkstelligen. Die Nadeln müssen aus stark vergoldetem Silber gemacht sein oder aus Stahl und stark vergoldet".

„Noch erwähne ich hier einer Methode, um bei fistulösen Oeffnungen an der hinteren Wand der Harnblase die Ränder der Oeffnung vermittelst Hef-

ten zu vereinigen, nach welcher Methode die Durchstechung der Wundlefzen von der innern Fläche der Harnblase aus geschieht. Das Instrument, dessen ich mich bediene, hat grosse Aehnlichkeit mit der laforetischen Röhre oder Sonde oder vielmehr ist diese selbst mit einigen Veränderungen. Die Röhre der laforetischen Sonde ist an ihrem vorderen Theile etwas stärker gebogen, als ein gewöhnlicher, silberner Katheter für Weiber. An dem vorderen oder oberen Ende der Stahlfeder befindet sich statt des Knöpfchens eine etwas nach abwärts gebogene Spitze, hinter welcher ein Oehr angebracht ist. An dem hinteren oder unteren Ende der Sonde oder des Stempels befindet sich statt des platten Knöpfchens ein Ring, in welchen der Daumen passt".

„Die an ihrem Oehr mit einem Fadenbändchen durchgezogene, elastische Nadel bringt man so tief in die Röhre, dass die Spitze der vorderen Oeffnung der Röhre gleichsteht. Hierauf bringt man das Instrument ganz auf die Art, wie den Katheter, in die Harnblase, dreht alsdann das Instrument herum, so dass der Schnabel nach abwärts oder gegen die hintere Wand der Blase gerichtet zu stehen kommt. Vermittelst des in die Scheide eingebrachten Zeigefingers, dessen Spitze dem vorderen Ende der Röhre nothwendig begegnet, bestimmt man dem Instrumente die Stelle, wogegen es mit der linken, das Instrument haltenden Hand angedrückt wird, um hier die Spitze der Nadel durchzustossen. Ist der Fistelrand durchstochen, so ergreift man an der äusseren Fläche der Nadel das hier befindliche eine Ende des Fadenbändchens, zieht es hervor und heraus und befestigt es. Um nun die andere Lefze zu durchstechen, zieht man die Nadel wieder in ihre vorige Stelle in die Röhre zurück, bringt die Röhre neben den gegenüberstehenden Rand der Fistelöffnung, fixirt hier, mit Unterstützung des in der Scheide befindlichen Fingers, das vordere Ende wie zuvor, durchsticht die Lefze und zieht nun den anderen Theil des Fadenbändchens an derselben Fläche der Nadel aus dem Oehre hervor. Nun wird die Röhre nach zurückgeschobener Nadel herausgenommen und statt derselben ein Katheter eingebracht. Diese Methode, die Hefte anzulegen, ist offenbar sehr einfach nud kann sowohl bei länglichten von oben nach unten gerichteten als bei queren Oeffnungen angewandt werden".

Pathologische Anatomie.

Diese Doctrin bereicherte N. durch werthvolle Abhandlungen. Dazu zählen wir: „Beschreibung einer höchst merkwürdigen und seltenen Missstaltung des Beckens, wegen welcher der Kaiserschnitt an einer zum siebenten Male schwangeren Person vorgenommen werden musste, die vorher fünf Kinder glücklich geboren hatte." (Beiträge S. 409).

Verf. theilt zuerst die Geschichte der Entbindung, nebst Angabe der vorherigen Umstände und des früheren Befindens der Verlebten mit.

Das Becken selbst, sagt er, erinnert an das von Stein dem Aelteren beschriebene Becken der Dickscheid, ausgenommen, dass jenes in allen Theilen ungleich mehr deform ist als dieses.

1) Die Wirbelsäule ist so sehr abwärts gedrängt, und die vordere Wand des Beckens aufwärts geschoben, dass der obere Rand der Schambeinfuge dem vorderen Rande der unteren Gelenkfläche des dritten Lendenwirbelbeines gegenübersteht.

2) Die Entfernung von der vorderen und oberen Darmbeinspitze bis zu

der Stelle des Darmbeinkammes, wo die innere Darmbeinfläche an die Tuberosität dieses Beines grenzt, beträgt an der linken Seite 3 Zoll eine Linie, an der rechten zwei Linien mehr. Der Abstand der beiden oberen und vorderen Spitzen der Darmbeine von einander hält 9 Zoll. Die Darmbeine sind wie ein Stück stark gebogener oder zusammengefalteter Pappe zusammengedrückt.

3) Die Missstaltung der oberen Oeffnung des kleinen Beckens ist offenbar von der Art, dass diese Apertur die Durchmesser, welche man gewöhnlich bei ihr annimmt, gar nicht hat. Der Abstand des queren Astes des linken Schambeines von der ihm gegenüberstehenden Stelle des vierten Lendenwirbelbeines beträgt zwei und eine halbe Linie, dieselbe Entfernung an der anderen Stelle sechs und eine halbe Linie.

4) Die untere Apertur lässt die Annahme eines geraden Durchmessers ebenfalls nicht zu, indem durch das Convergiren der Schenkel des Schambogens der von diesen begrenzte Raum für die untere Oeffnung gänzlich verloren geht.

5) Das Kreuzbein ist so sehr gekrümmt, dass seine Höhe nur 16 Linien beträgt. Die Entfernung der stumpfen Spitze des Kreuzbeines von dem oberen Rande des zweiten falschen Wirbelbeines dieses Knochens hält $10^1/_2$ Linien und von hier an läuft die vordere Fläche dieses Wirbelbeines vollkommen parallel mit der vorderen Fläche der beiden letzten Wirbelbeine des Heiligenbeines, woraus sich die ganz ausserordentliche Krümmung des Kreuzbeines oder vielmehr seine Zusammendrückung deutlich ergibt. Das Becken ist übrigens gehörig hart, fest und trocken.

Ausser dem ungeheuren Grade von Abweichung des Beckenraumes von dem natürlichen Verhältnisse ist vorzüglich der Umstand hervorzuheben, dass diese Missstaltung in späteren Jahren, im erwachsenen Alter nach mehreren Niederkünften entstand, welches die grösste Aufmerksamkeit des Geburtshelfers verdient.

Verf. theilt hierauf noch 13 Fälle aus der Literatur mit, welche mit dem von ihm beschriebenen die grösste Aehnlichkeit haben. Bei allen ihm zu Gesicht gekommenen Becken fand er die Verengung des Beckeneinganges an der linken Seite in stärkerem Masse als an der rechten. Er erklärt sich die Ursache dadurch, dass in der Reconvalescenz die Kranke sich vorzugsweise auf die rechte Seite stützt, der Druck auf die rechte Hälfte des Beckens ist sonach geringer als auf die linke; letztere müsse desshalb mehr leiden.

Schliesslich macht er darauf aufmerksam, dass es in Fällen dieser Art bei einem gewissen Stande des Kopfes in geburtshülflicher Beziehung, z. B. zur Bestimmung der Grenzen für den Gebrauch der Geburtszange, nichts weniger als gleichgültig sei, ob der Beckeneingang in der linken Hälfte in stärkerem Masse verengt sei als in der rechten.

Die bei weitem wichtigste Leistung Naegele's auf dem Gebiete der pathologischen Anatomie ist die gediegene Abhandlung über das „schräg verengte Becken“.

Er charakterisirt dasselbe näher als „das nach der Richtung eines schrägen Durchmessers verengte Becken mit vollständiger Ankylose der Hüftkreuzbeinfuge einer Seite und mangelhafter Bildung des Kreuz- und ungenannten Beines an derselben Seite“.

Das erste Exemplar dieser besonderen Gattung bekam er 1805 zu Gesichte. Was vorher wie eine flüchtige Idee, wie eine Ahnung ihm vorschwebte, gestaltete sich später zu einer begründeten Ansicht, ja zur Ueberzeugung, dass hier bestimmte Gesetze obwalten, eine gemeinschaftliche Ursache dieser Bildungsabweichung zum Grunde liege, dass sie nicht als zu-

fällig entstanden, nicht als Spiel der Natur anzusehen sei. Im Jahre 1832 stellte er in einem Vortrage der Gesellschaft für Naturwissenschaft und Heilkunde jene Becken als eine neue, eigenthümliche Gattung auf. 1834 hielt er auf der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Stuttgart einen Vortrag über diesen Gegenstand.

Die dieser besonderen Gattung deformer Becken eigenthümlichen Charaktere sind hauptsächlich folgende:

1) Gänzliche Ankylose einer Symphysis sacro-iliaca oder vollständige Verschmelzung des Kreuzbeines mit einem Hüftbeine.

2) Verkümmerung oder mangelhafte Ausbildung der seitlichen Hälfte des Kreuzbeines und geringere Weite oder geringeres Lumen der foramina sacralia anteriora an der Seite, wo die Ankylose sich befindet.

3) An derselben Seite geringere Breite des ungenannten Beines und geringere Weite seiner incisura ischiadica. An dem Hüftbeine der ankylosirten Seite ist derjenige Theil der hinteren Partie der inneren Fläche, mittelst dessen dieser Knochen mit dem Kreuzbeine verbunden ist, weniger hoch oder reicht nicht so weit herab als an dem andern und als am normal gebauten Hüftbeine.

4) Das Kreuzbein erscheint gegen die Seite der Ankylose hingeschoben und dieser Seite ist auch seine vordere Fläche mehr oder weniger zugekehrt, während die Schoossbeinfuge nach der entgegengesetzten Seite hin gedrängt ist, und steht also die Symphyse dem Promontorium nicht gerade, sondern schräg gegenüber.

5) An der Seite, wo sich die Ankylose befindet, ist die innere Fläche der Seitenwand und der seitlichen Hälfte der vorderen Wand des Beckens weniger ausgehöhlt oder flacher als am normalen Becken.

6) Die andere Seitenhälfte des Beckens, nämlich diejenige, an der die Synchondrosis sacro-iliaca existirt, weicht ebenfalls von der normalen Beschaffenheit ab. Die von der Ankylose freie Seitenhälfte des Beckens theilt also mit der ankylosirten nicht bloss abnorme Lage oder Richtung der Knochen, sondern auch regelwidrige Form, und zwar ist eine Linie, an dieser Seite von der Mitte des Promontoriums aus, längs der linea innominata ossis ilium und längs dem pecten ossis pubis bis zur Schoossbeinfuge hin gezogen, an ihrer hinteren Hälfte schwächer, an ihrer vorderen Hälfte aber stärker gebogen als am normalen Becken.

Die Folgen von Nr. 2—6 sind:

7) a. Dass das Becken schräg, d. h. in der Richtung verengt ist, die sich mit derjenigen kreuzt, in welcher die Ankylose dem acetabalum der anderen Seite gegenübersteht, während es in dieser Richtung nicht verengt oder selbst, nämlich bei höherem Grade von Verschiebung, weiter als gewöhnlich ist. Diesem nach sind der Beckeneingang und eine in der Mitte der Beckenhöhle gedachte Ebene von vorn angesehen, einem schräg liegenden Ovale ähnlich, als dessen Quer- oder kleiner Durchmesser der verringerte schräge Durchmesser des Einganges und der Höhle des Beckens, und als dessen grosser oder Längendurchmesser der andere schräge Durchmesser anzusehen ist.

b. Dass die Entfernung zwischen dem promontorium und der Gegend über dem einen oder anderen acetabulum sowie der Abstand der stumpfen Spitze des Kreuzbeines von dem Stachel des einen oder des anderen Sitzbeines an der Seite, wo die Ankylose statthat, geringer ist als an der anderen.

c. Dass die Distanz zwischen dem tuber ischii derjenigen Seite, an der die Ankylose sich befindet, und der spina posterior superior ossis ilium der anderen Seite, sowie die Entfernung zwischen dem Dornfortsatze des letzten

Lendenwirbels und der spin. anter. sup. ossis ilium der ankylosirten Seite kleiner sind als dieselben Dimensionen der entgegengesetzten.

d. Dass der Abstand des unteren Randes der symphysis pubis von der spina poster. super. ossis ilium der ankylosirten Seite grösser ist als die Distanz zwischen jenem Punkte und der spina posterior superior ossis ilium der anderen Seite.

e. Dass die Wände der Beckenhöhle nach unten in schräger Richtung einigermassen convergiren, und der Schoossbogen mehr oder weniger verengt ist, sonach der Form des männlichen sich nähert.

f. Dass das acetabulum an der abgeflachten Seite mehr als am normalen Becken nach vorn, an der anderen aber fast vollkommen nach aussen gerichtet, so dass, wenn man das Becken von vorn ansieht, man in jenes acetabulum hinein, an diesem aber vorbeisieht, oder doch nur ein geringer Theil seiner Aushöhlung sichtbar erscheint.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieser Becken ist, dass sie alle nur nach dem Grade der Verschiebung und nach der Seite, wo das Kreuzbein mit dem Hüftbein verschmolzen, von einander verschieden, im Uebrigen aber, nämlich nach allen Haupteigenthümlichkeiten der Bildungsabweichung, einander ähnlich sind, wie ein Ei dem andern. Dies findet in dem Masse statt, dass ein Sachkundiger, der dies nicht weiss, wenn er irgendwo ein solches Becken gesehen hat, und ihm in der Folge anderwärts ein Exemplar der Art zu Gesichte kommt, in Versuchung geräth zu glauben, dieses sei dasselbe, was er früher an jenem Orte gesehen habe. Ja, es kann geschehen, dass es selbst schwer hält, den Sachkundigen von diesem Irrthume abzubringen.

Was die übrige Beschaffenheit der Knochen dieser Becken, ihre Stärke, Grösse, Festigkeit, Textur, Farbe u. s. w. betrifft, so ist dieselbe von der Art, wie sie den Knochen von gesunden, von jeder Dyskrasie freien, jungen Personen eigen ist. Namentlich sind an den Knochen keine Merkmale, weder der Form, noch der übrigen Beschaffenheit nach, wahrzunehmen, wie sie in Folge von rhachitis und obsteomalacia adultor. angetroffen werden. In keinem der uns näher bekannt gewordenen Fälle ist erwiesen, dass Hinken stattgefunden habe.

Verf. gibt dann die Beschreibung von 37 solchen deformen Becken, und dann von 4 den oben ähnlichen.

In Bezug auf die Häufigkeit bemerkt er, dass diese Fälle nicht zu den grossen Seltenheiten gehören.

Was die Entstehung oder die Bildungsgeschichte dieser besonderen Gattung von Missgestaltung anbetreffe, so gestatten die bisher zu seiner Kenntniss gekommenen Fälle ihm noch nicht, sich bestimmt für eine der verschiedenen Ansichten zu entscheiden, welche er in seiner früheren Abhandlung fraglich aufgestellt: „ob die Deformität und namentlich die Verschmelzung des Kreuzbeines mit einem Hüftbeine von einem ursprünglichen Bildungsfehler herrühre, etwa daher, dass die Knochenkerne, welche zur Bildung der Seitenflügel des Kreuzbeines bestimmt sind, an einer Seite in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und die Natur der Verbindung der oberen Kreuzwirbel mit dem Hüftbeine durch Ossification bewerkstelligt habe; oder ob sie von einem, in früherer Jugend stattgehabten Entzündungsprocess oder von Druck herzuleiten, und die mangelhafte Ausbildung der Seitenhälfte des Kreuzbeines dem Grade und der Art nach Folge der Ankylose sei; oder ob eine Verbiegung der Wirbelsäule in früher Jugend schuld an der Missgestaltung sei.“ Gleichwohl gestehe er, dass diese Ansicht ihm noch immer als die wahrscheinlichste vorkomme.

Diese Ansicht habe er in der Sitzung der Heidelberger Gesellschaft

für Naturwissenschaft und Heilkunde (Heidelberger Jahrbücher der Liter. 1832, Hf. 12) als auch bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Stuttgart 1834 am meisten hervorgehoben. Als erwägungswerthe Gründe für diese Ansichten dürften anzusehen sein:

1) Die innige, vollständige Verschmelzung des Kreuzbeines mit dem Hüftbeine, sowohl in Bezug auf die innere Structur der Knochen als auf die äussere Beschaffenheit.

2) Die defectuose Ausbildung einer Hälfte des Kreuzbeines seiner ganzen Länge nach, sowie die geringere Breite des ungenannten Beines an derselben Seite und besonders der Umstand, dass die Partie, wo die Verschmelzung des Kreuzbeines mit dem Hüftbeine statthat, nicht soweit herabreicht, als die Synchondrose an der anderen Seite und am normal gebildeten Becken überhaupt.

3) Synostosen und Deformitäten kommen bekanntlich auch an anderen Knochen als ursprüngliche Bildungsabweichungen vor, und es ist die Synostosis congenita gewöhnlich vergesellschaftet mit Deformität der verschmolzenen Knochen.

4) Die wirkliche, ganz auffallende und überaus grosse Aehnlichkeit dieser Becken untereinander in allen wesentlichen Beziehungen, die von der Art ist, dass ein warm für den Gegenstand sich interessirender Sachverständiger, welchem, nachdem er hier ein solches Becken gesehen, später ein Exemplar der Art anderwärts zu Gesicht bekommen, kaum von der Meinung abzubringen war, es sei dies nicht dasselbe, was er früher hier gesehen.

5) In keinem der Fälle sind krankhafte Zustände oder äussere Einwirkungen nachweisbar, die Anlass zur Deformität hätten geben können.

Von dem Einflusse der schräg verengten Becken auf die Geburt.

Derselbe beziehe sich sowohl auf die progressive Bewegung des Kindskopfes als auf die Drehungen. Die Erschwerung der fortschreitenden Bewegung des Kopfes ist um so grösser, um so stärker die Verengung des Beckens. Gehöre letzteres zu den grossen, so könne es in bedeutendem Grade verschoben, dabei aber in Beziehung auf die Möglichkeit des Durchgangs des Kopfes weiter sein als ein zu den kleinen gehörendes Becken bei geringem Grade von Verschiebung. Einleuchtend sei, dass es bei dieser Deformität z. B. in Beziehung auf die Möglichkeit des Durchganges des Kopfes durch das Becken oder rücksichtlich der Anwendung des Forceps nicht bloss auf die Beschaffenheit des Beckeneinganges ankomme, sondern auch auf die Höhle und den Ausgang.

Schwierigkeit der Erkenntniss.

In keinem der zu seiner Kenntniss gelangten Fälle konnte die Beckenenge vor der Niederkunft erkannt werden. Die Erschwerung der Geburt, die Fruchtlosigkeit der angewandten Kunstmittel führte erst darauf. Sollte der Geburtshelfer wirklich zu der Diagnose gelangen, so würde er doch die Verengerung für geringer halten, als sie wirklich ist, und darum zu einem Verfahren schreiten, was nach dem Grade des vorhandenen räumlichen Missverhältnisses nicht angezeigt ist.

Wichtigkeit in praktischer Beziehung.

Ziehe man in Erwägung,

1) was über die Frequenz gesagt worden ist,

2) dass keine Erscheinungen, keine Zufälle die Deformität zum voraus vermuthen lassen,

3) dass alle dadurch bedingte, schwere Entbindungsfälle junge, blühende, übrigens wohlgenährte Erstgebärende betroffen haben,

4) dass die Erkenntniss weit schwieriger sei als bei den übrigen Gattungen von Beckenenge,

5) dass diese Gattung von Deformität noch nie an einer Lebenden erkannt wurde,

6) dass in allen Fällen die Mütter, sowie die Kinder das Leben eingebüsst haben, so lasse sich nicht in Abrede stellen, dass die Sache für die Praxis von grosser Wichtigkeit ist, dass diese Deformität die Aufmerksamkeit der Kunstgenossen in demselben Masse verdient, wie die übrigen Beckenfehler und in dem Capitel von mogostocia pelvina unserer Land- und Lehrbücher ein ebenso vollgültiges Recht hat auf einen Platz, wie die Missgestaltung des Beckens in Folge von Rhachitis u. s. w. Roux hob in der Akademie die mögliche Anwendung der Symphyseotomie hervor.

Am Schlusse theilt der Verf. die Versuche und Vorschläge mit, um zur Erkenntniss der schrägen Verengung des Beckens an Lebenden zu gelangen.

Diese Messungen bezogen sich:

1) Vom tuber. ischii einer Seite zur spina posterior superior ossis ilium der anderen.

2) Von der spina anterior superior eines Hüftbeines zur spina posterior superior des anderen.

3) Vom proc. spinosus des letzten Lendenwirbels zur spina anterior superior des einen und des anderen Hüftbeines.

4) Von trochanter major der einen Seite zur spina posterior superior ossis ilium der anderen.

5) Von der Mitte am unteren Rande der symphysis pubis zur spina posterior superior des einen und des anderen Hüftbeines. Eine Menge Differenzen stellten sich zwischen jenen Dimensionen bei der an acht deformen Becken vorgenommenen Messungen heraus.

Im Anhange liefert Verf. dann die Beschreibung des in Folge von Rhachitis engsten Beckens, welches je als Hinderniss der Geburt bekannt gemacht worden ist.

Verf. verbreitet sich dann über die Unterscheidungsmerkmale zwischen dem rhachitischen und dem in Folge von Osteomalacie verengten Becken. Er tritt Stein dem Jüngeren entgegen, welcher als charakteristisches Merkmal des rhachitischen Beckens: Verengerung des Einganges und zwar von hinten nach vorn und Weite des Ausganges aufgestellt hatte, und zeigt an mehreren Fällen und Präparaten, dass dessen Behauptung: „Sowie der weite, mehr als natürlich weite Schoossbogen eine ständige Eigenthümlichkeit der rhachitischen Becken ist, so ist es von den erweichten (durch osteom. adult.) Becken das Zuspitzen, ja fast gänzliche Verlöschen des Schoossbogens", falsch sei.

Vf. setzt dann seine Ansichten „über das einfache, nämlich ohne Verschiebung oder sonstige Verunstaltung der Knochen enge Becken" auseinander.

Dasselbe sei, nach seinem Einflusse auf die Geburt, gar zu wenig berücksichtigt worden. Baudelocque und Velpeau sprachen ihm allen Einfluss auf die Geburt ab. Nachdem Vf. Stein den Jüngeren bekämpft, dass er hierauf allgemeine Behauptungen allzubestimmt aufgestellt habe, gelangt er an den von ihm beobachteten Fällen und Präparaten zu folgenden Ergebnissen:

1) Das Becken kann im mannbaren Alter ohne vorausgegangene krankhafte Zustände nach allen Dimensionen um einen Zoll und darüber unter der normalen Grösse zurückbleiben.

2) Das einfach zu kleine, weibliche Becken zeigt, wenn die Sexual-

sphäre entwickelt ist, weder in Beziehung auf das Verhältniss der Durchmesser gegeneinander, noch auf die Beschaffenheit des Schoossbogens die kindliche Form oder den Charakter des männlichen Beckens.

3) Es gibt zwei Gattungen gleichmässig zu kleiner Becken:

a) Die Becken der einen Gattung, welche die häufigeren sind, zeigen dieselbe Dicke, Stärke, Textur, kurz, abgesehen von der Grösse, dieselbe physische Beschaffenheit der Knochen wie das normale Becken. Sie kommen bei Personen von kleiner, von mittlerer und grosser Statur, bei übrigens wohlgebauten und schlanken Personen vor. Der Habitus, das äussere Ansehen lassen zum Voraus nicht entfernt eine solche Beschaffenheit des Beckens ahnen und nur durch die locale Untersuchung Sachkundiger lässt sich dieselbe ermitteln.

b) Die Knochen der Becken der anderen Gattung zeigen die Grösse, Dicke, Stärcke u. s. w., wie die Knochen des kindlichen Körpers und fast ebenso verhält es sich rücksichtlich der Verbindung der einzelnen Knochenstücke miteinander.

Diese Gattung kommt nur bei sehr kleinen Personen oder Zwergen vor. Das Verhältniss der Durchmesser gegeneinander, die Beschaffenheit des Schoossbodens sind vollkommen weiblich.

4) Das einfach kleine Becken kann so enge sein, dass es die Geburt in hohem Grade erschwert, ja unmöglich macht, und dass der Kaiserschnitt nothwendig wird.

5) Nach den ihm selbst vorgekommenen Fällen trägt das gleichmässig zu kleine Becken für sich häufiger die Schuld an Erschwerung der Geburt, als allgemein angenommen wird.

6) Es verdient dieser Beckenfehler ebensowohl wie die übrigen Gattungen von Deformität die Aufmerksamkeit der Geburtshelfer und zwar um so mehr, als hier nichts vorausgeht, was einen solchen Fehler ahnen lässt und zu einer genauen Untersuchung auffordert, und als die Diagnose mit grösserer Schwierigkeit verbunden ist, denn bei dem, in Folge von Rhachitis, von Malakosteon oder durch Exostose verengten Becken.

„Ueber das durch Exostose verengte Becken.“

Vf. behauptet, dass diese Fehler selten seien. Er untersucht die angegebenen Fällen kritisch und weist nach, dass viele fälschlich dafür ausgegeben, wie dagegen die erfahrensten Koryphäen wie Paré, Guillemeau, Mauriceau, P. Portal, Hein. von Deventer, Puzos, de la Motte, P. Amand, Denys, Levret, Smellie, Deleurye, Baudelocque, Boër und Andere sie nie beobachtet. Er hat seinen Fall in der Dissertation von Haber, deren Auszug in den Heidelberger klinischen Annalen Bd. 6 Heft 3 sich befindet, bekannt gemacht.

Eine Zwitterbildung beobachtete er (Meckel's deutsches Arch. 5. Bd. 1. Hft.) bei einem Zwillingspaare. Dieselben waren als Mädchen getauft und für solche gehalten. Mit ihrem 17. Jahre wechselten sie die weibliche Kleidung. Die Untersuchung ergab: bei beiden war ein Hodensack vorhanden, aber durch eine tiefe Furche in zwei nebeneinander liegende Säcke getheilt, deren jeder einen vollkommen gebildeten Hoden mit Nebenhoden und Samenstrang enthielt; am unteren Theile der Vereinigung der Schambeine befand sich eine sehr kurze Ruthe, die mit einer kurzen Vorhaut von oben und von beiden Seiten bedeckt, aber an der Spitze nicht durchbohrt ist. Die Harnröhre ist aufgeschlitzt und bildet gegen das Mittelfleisch hin eine zwei Zoll lange Rinne. Die Furche zwischen den Säcken der Hoden hat viel Aehnlichkeit mit der weiblichen Scham. Beide Zwillinge haben Neigung zum weiblichen Geschlecht und häufige nächtliche Pollutionen.

Den, auf der Naturforscherversammlung zu Stuttgart 1834 gehaltenen

Vortrag über eine besondere Gattung fehlerhaft gebildeter weiblicher Becken, liess er später, nachdem er in den Heidelberger Annalen abgedruckt war, als besondere Schrift erscheinen.

Vf. gibt zunächst eine Uebersicht (Schmidt's Jahrbücher V, 142) der fehlerhaft gebauten Becken im Allgemeinen, deren Deformitäten 1) von fehlerhafter Stellung des Beckens gegen den Stamm, 2) von fehlerhafter Verbindung der Beckenknochen unter sich und 3) von Verengerung des Beckens herrühren. In Beziehung auf die erste Gattung bemerkt er, dass diese gewöhnlich zu hoch angeschlagen werde, er hält das Nachtheilige der ungewöhnlichen Inclination des Beckens bei der Geburt mehr für theoretisch als praktisch begründet.

Was die zweite Gattung betreffe, insbesondere die Verbindung des os coccygis mit dem Kreuzbeine, erörtert er, warum auch die Verwachsung dieser Verbindung keinen so hemmenden Einfluss ausübe, als man gewöhnlich annehme. So sehr es auch scheine, dass eine Ankylose dieser Knochen die Geburt erschwere, so habe man doch keine einzige Beobachtung, welche dies beweise. Demnach sei es vorzüglich die Beckenenge, welche ein mechanisches Hinderniss bei der Geburt abgebe. Das Becken aber könne nun zu eng sein a) gleichmässig in allen seinen Durchmessern, b) durch Exostose, c) durch Verbiegung. In den Handbüchern würden nur 2 Arten, nämlich die durch Rhachitis und die durch Knochenerweichung verschobenen Becken aufgeführt. Ausser diesen Deformitäten gebe es noch eine weitere Gattung, welcke Verf. nun beschreibt und an einem Präparate demonstrirt.

Fernere Beobachtungen gaben ihm dann Veranlassung zur Herausgabe des „schräg-verengten Beckens".

Statistik.

Ueber seine geburtshülfliche Thätigkeit in der Entbindungsanstalt hat N. für die Jahre 1816 und 1817 ausführliche Rechenschaft in der medicinisch-chirurgischen Zeitung abgestattet. Im ersten Jahre wurden 169 Geburtsfälle beobachtet, darunter 4 Zwillingsgeburten, mithin 173 Kinder und zwar 89 Knabeu und 84 Mädchen.

Von diesen Kindern stellten sich 167 mit dem Kopfe voraus zur Geburt, 3 mit dem Steisse und ebenso viele mit den Füssen. Unter jenen 167 Kopflagen bemerkte er 162 gewöhnliche, nämlich die kleine Fontanelle nach vorn und links und das rechte Scheitelbein am niedrigsten stehend und 5 ungewöhnliche und zwar 2 Gesichtslagen und 3 Scheitellagen mit nach vorn oder aufwärts gerichtetem Gesichte. Die abnormen Fälle werden dann detaillirt beschrieben. Der eine Fall ist dadurch merkwürdig, dass, als bei voller Erweiterung des Muttermundes der mit der Stirn nach dem linken Hüftbein hin gerichtete Kopf unbeweglich im Beckeneingang verharrte, trotz der starken und anhaltenden Wehen, die Zange im schrägen Durchmesser angelegt wurde, nämlich der eine Löffel hinter dem linken eiförmigen Loche, der andere vor der rechten Hüft-Kreuzbeinfuge, der Kopf nun durch blossen Zug in die Beckenhöhle hineinrückte, so dass, als das Kinn am Scheitel des Schoossbogens stand, die Zange abgenommen, und das Kind dann spontan geboren wurde.

Auch hatte Naegele Gelegenheit im Herbste und Winter dieses Jahres, wo der Wechsel der Temperatur sehr schnell, die Witterung höchst veränderlich und nass war, die rheumatisch-katarrhalische Constitution auf die

Organe, welche eine thätige Rolle bei der Geburt spielen, Einfluss ausübt. Diese Erscheinungen äusserten sich in ungewöhnlich schmerzhaften und in demselben Masse unergiebigen Wehen, grosser Empfindlichkeit bei der Untersuchung; selbst die leisesten, sonst schmerzlosen Regungen im Uterus waren von heftigem Schmerzgefühle begleitet; Schmerzen, die mehrere Tage, ja Wochen mit dem Scheine von Wehen täuschten; Uebergang gleichmässiger Contractionen in partielle und zuletzt gänzliches Aufhören derselben für eine zeitlang; äusserst verzögerter Geburtsgang; mitunter ein Wechsel der wehenartigen Schmerzen mit schmerzhaftem Reissen in den Schenkeln. Zuweilen gesellte sich Fieber hinzu. In den meisten Fällen reichte ein warmes Verhalten hin, die durch Urin und Schweiss erfolgenden Krisen herbeizuführen.

Im Jahre 1817 belief sich die Zahl der Geburten auf 136; hierunter befanden sich 3 Zwillingsgeburten.

Im Jahre 1818 betrug die Zahl der Geburtsfälle 127, worunter ein Zwillingspaar war. Von diesen 267 Kindern stellten sich 256 mit dem Kopfe voraus zur Geburt, 5 mit dem Steisse und drei mit den Füssen. Die übrigen Lagen waren eine Arm-, eine Brust- und eine Hüftlage. Unter den 256 Kopflagen waren 254 gewöhnliche und 2 Gesichtslagen; 258 Geburten wurden durch die Naturkräfte vollendet, 9 unter Mithülfe der Kunst, 5 mittelst Anwendung der Kopfzange, 3 mittelst der Wendung auf die Füsse; 255 kamen lebend zur Welt, 12 todt.

Dabei die merkwürdigen Fälle näher beschreibend, setzt N. auseinander, warum er die Nabelschnur erst dann unterbinde, nachdem das Athmen gehörig zu Stande gekommen. Ein gewisser Dr. Ziermann hatte damals ein Buch herausgegeben, in dem die zu frühe Durchschneidung als Urgrund der gefährlichsten Krankheiten des Menschengeschlechts hingestellt wurde; zugleich lehrte man, dass durch die Nichtunterbindung die Kinder stark und blühend würden. Viele leichtgläubige Hebammen liessen in Folge davon sich verleiten, gar nicht zu unterbinden, und Vf. erzählt einen Fall, wo ein von den Hebammen behandeltes, sehr kräftiges Kind todt blutete.

In den „Annalen“ bringt er die Statistik aus den Jahren 1819—26.

Von demselben Verfasser erschienen:

1851. „Umrisse zur Kritik der neueren deutschen Medicin“.
I. Die naturphilosophische Schule.
1857. „Quem fructum medicinae historiae studium medico afferat“.
1862. „Ueber die Radicalcur des Wasserbruchs und die Punctio-Excisionsmethode“.
1867. „Ueber die Emancipation der Medicin“.
1867. „Ueber die Medicinalreform auf der Versammlung der Aerzte und Naturforscher in Frankfurt“.
1868. „Medicinische Reisebriefe aus England und Holland“.
1874. „Gemeinfassliche Heilkunde für Schiffsoffiziere“. Dritte Auflage.
1875. „Geschichte der deutschen Medicin“. Erste Abtheilung: Die medicinischen Classiker Deutschlands.
1876. „Historisch-kritische Bemerkungen über Dr. Billroth's kulturhistorische Studie“.
1879. „Die orientalische Pest, eine historisch-kritische Studie“.
1879. „Die Berechtigung der Agitation gegen das deutsche Impfgesetz“.

---

bald auch innerlich vollauf sein werden, damit endlich die den Deutschen anhaftende Stammlandsliebe sich eben so mächtig zur hohen Vaterlandsliebe aufschwinge, und die Feinde nicht mehr auf unsere altgeglaubte Zwietracht schlimme Pläne gründen dürfen. Dem Gefühle der erwachten Einheit und dem Bedürfnisse und Wunsche, das Einigungs- und Einheitsband um alle deutschen Culturgebiete zu schwingen, ist ohne Zweifel, wie auch der Verfasser zugesteht, der grosse weitangelegte Plan zu einer Nationalgeschichte unserer Medicin entsprungen, von der wir hier den ersten erschienenen Band besprechen wollen, dem Verfasser zur Ehre, dem Leser zur Freude, wie wir hoffen, insofern ja jeder, der an der Bildung seiner Nation Antheil nimmt, es begrüssen muss und wird, dass ein so grosses, bisher unbebautes Feld unserer nationalen Culturgeschichte seinen muthigen Bearbeiter gefunden hat. Denn Muth gehört dazu, eine Arbeit zu leisten, die der Ausdruck des Studiums eines ganzen Lebens sein muss. Seine Berechtigung dazu legt der Verf. in der Vorrede klar. Die Darstellung ist, trotzdem wir ein medicinisches Werk vor uns haben, der Art, dass selbst Laien ihr leicht folgen können, um sich ein richtiges Bild dieses besonderen deutschen Culturzweigs zu verschaffen — ein Bild, das auch in einfach literarischer Hinsicht für sie Interesse haben wird, denn es handelt sich um wirkliche „Classiker". Auch die Sprache des Verfassers ist, Gott sei Dank, frei von dem gewohnten exacten Jargon, der die Leser abschreckt: er versteht es, deutsch zu schreiben und das rohe Flickwerk der sogenannten technischen Sprache zu umgehen: denn es gibt für ihn nur die eine deutsche Sprache für alle Gebiete. Jene Classiker sind nicht der Art, wie sie ein medicinischer Professor definirte, nämlich: „Classiker sind Schriftsteller, welche früher in Schweinsleder gebunden wurden und jetzt in den Schulen als Unterlage für den Sprachunterricht dienen", mit anderen Worten, Schriftsteller, welche kein Erwachsener, vor allen kein exacter Mediciner zu lesen braucht, weil sie ja gänzlich veraltet sind, sondern es sind deutsche Classiker auf dem Gebiete der Medicin aus dem vorigen und diesem Jahrhundert. Und veraltet sind sie noch nicht, denn ein echter Classiker veraltet nie. Ob sie aber noch sehr gekannt sind, dies zu entscheiden, wagen wir nicht, glauben es aber nicht; „denn als veraltet gilt ja heute schon, was nur erst schon gedruckt ist". Kennen und lesen aber soll man sie wieder, „denn es steht nicht gut um die Kunst, wenn man grosse Künstler nicht zu nennen weiss." —

3) Memorabilien (XX. Jahrgang, 6. Heft 1875): „Ein Werk ganz eigenthümlicher Art, das, ohne Zweifel sich Bahn brechend, Epoche machen wird, und welches Ref. mit grosser Freude und mit Bewunderung gelesen hat. Nach einer allgemeinen Charakteristik der Classiker führt uns der geehrte Herr Verfasser in diesem ersten Bande, dem, wie uns in der Vorrede versprochen, noch weitere 5 Bände folgen werden, das Leben und Wirken von Werlhof, Zimmermann, Wichmann, Hensler, Stieglitz, Marx, Heim und Krukenberg vor, die wir uns wohl zu medicinischen Vorbildern nehmen können. Offenbar ist diese bedeutende Arbeit die Frucht eines tiefen und mühsamen Quellenstudiums, und dabei ist die Darstellung so schön, einfach, klar und geistreich belehrend, zugleich auch durch manche eingestreute, pikante Anekdote ungemein unterhaltend, dass die Lectüre dieses Buches jedem Arzte einen bleibenden Genuss gewähren wird."

4) Wiener medicinische Wochenschrift: (28. Aug. 1875, No. 35): „Selten wohl dürfte ein Werk von solcher Bedeutung, auch zu so richtiger Zeit erschienen sein, wie der vorliegende erste Band von Rohlfs' „Geschichte der deutschen Medicin"! Denn es scheint, als beginne soeben eine innere Wandlung gerade zu Gunsten der Auffassung, welche die von R. mit richtigem Urtheile und Takt ausgewählten Classiker und der Verfasser selbst repräsentiren und vertreten. — Das Buch ist das erste, welches die medicinische „Nationalgeschichte" eines der drei grossen Culturvölker behandelt. Ja, es ist ferner auch desshalb einzig in seiner Art, weil es nur nach den Quellen ein so grosses Gebiet bearbeiten will. Und im vorliegenden Buche haben wir davon eine glänzende Probe. In jeder Beziehung handelt es sich um ein Originalwerk. — Den reichen Inhalt des Rohlfs'schen Buches auch nur zu skizziren, dazu reicht der gestattete Raum nicht aus: Man muss es eben lesen und studiren. Wir glauben, dass man in Folge solchen Studiums genöthigt wird, nicht allein die aufgenommenen Classiker hoch zu schätzen, sondern auch den Verfasser selbst zu den historischen Classikern zu zählen; denn sein Werk zeigt alle Eigenschaften einer classischen historischen Schrift: ausschliessliches und vollständiges Quellen-

studium, treue Wiedergabe des Thatsächlichen, freimüthiges, wahrhaftiges und gerechtes Urtheil; Muth der Ueberzeugung, künstlerische Darstellung, sowohl rücksichtlich der Gruppirung des Stoffes, als auch der Sprache, umfassende Gesammtkenntnisse." —

5) Wiener medicinische Presse (23. Aug. 1875, Nr. 35): „Ein solches Werk hat ja seither gänzlich gefehlt, ja es ist diese Arbeit Rohlfs' sogar ein Unicum in der Literatur der drei grossen Culturvölker, insofern weder Frankreich noch England eine medicinische Nationalgeschichte besitzen. Ausser dem fliessenden, bei aller Gründlichkeit doch von gelehrter Langweile freien Styl, dem correcten Deutsch des Verfassers und der Neuheit des Gegenstandes, liegt ein anderer Vorzug des Buches in der wohlgelungenen Auswahl der nicht nur so bezeichneten, sondern wirklichen medicinischen Classiker, welche den vorliegenden Band füllen. — Hoffentlich beginnt die von Rohlfs gerügte historische Finsterniss sich nach und nach zu vertheilen: man wird dann finden, dass man früher auch beobachten konnte. Der Inhalt des Buches Rohlfs' gehört zu den Ehrendenkmälern der Deutschen. Wir betrachten es desshalb als Ehrenaufgabe, dazu beizutragen, dass ein Werk wie das Rohlfs' seine Leser finde. Wir wenigstens hatten das Urtheil nach dem Studium des Buches, dass es Alles erfüllt, was man von einem ärztlichen Buche und wahrem Geschichtswerke verlangen kann, sorgfältiges Quellenstudium, wahrhaftiges Urtheil, schöne Darstellung, die beiden letzteren getragen von einer charaktervollen und freisinnigen Auffassung, die sich fern hält von der Gelehrten Angst, nicht auch im Worte der Wahrhaftigkeit die Ehre zu geben, welcher Freimuth anfangs auch Sprengel zierte. Gerade für die praktischen Aerzte gewinnt das Buch dadurch einen erhöhten Werth, weil es doch besonders diese angeht, darüber nachzudenken, ob denn die grossen Aerzte der Vergangenheit nicht auch richtig gedacht und beobachtet und vor Allem behandelt haben." —

6) Norddeutsche Allgemeine Zeitung (19. Sept. 1875): „Verfasser legt mit Recht auf das Studium der Geschichte der Medicin einen hohen Werth und tadelt, dass dasselbe zu sehr vernachlässigt wird. So hoch auch die neuesten Entdeckungen durch Mikroskop, Messer und Reagentien zu schätzen sind, so darf man doch die Berücksichtigung der Vergangenheit keineswegs für unnöthig halten. Es ist nicht bloss eines gebildeten Mannes unwürdig, sich um das Historische seiner Wissenschaft nicht zu kümmern, sondern auch von grossem Nachtheil, immer nur aus der Gegenwart, und nicht auch aus der Vergangenheit, Erfahrung und Belehrung für den Augenblick und für die Zukunft sammeln zu wollen. Die hierauf bezüglichen Bemerkungen des Verfassers sind durchaus zutreffend. — Das Bestreben und der eiserne Fleiss des Verf., der aus dieser ersten Abtheilung ersichtlich ist, muss durchaus lobend anerkannt werden. Wir können nach dem Vorliegenden zu urtheilen, erwarten, dass, wenn das Werk vollendet ist, es zu den nützlichsten und besten Leistungen in diesem Fache gehören wird." —

7) Literarisches Centralblatt für Deutschland (Nr. 39, 25. Sept. 1875): „Was der gegenwärtigen Medicin bei ihren eifrigen Bestrebungen Noth thut, das ist die Kenntniss und besonnene Würdigung der früheren Leistungen, um Gerechtigkeit zu üben gegen die Bemühungen der Vorgänger und die noch vorhandenen Bedürfnisse und Lücken zu erkennen. So selten bei dem unruhigen, und für das Neueste Interesse zeigenden Treiben der Gegenwart historische Arbeiten erscheinen, um so freudiger begrüssen wir die vorliegende und zwar um so theilnahmsvoller, als sie eine tüchtige ist. Die Darstellung zeigt in reiner, gedankenreicher Sprache eine mit erstaunlichem Fleisse durchgeführte Benutzung des Materials, Hervorheben des Wesentlichen und Eigenthümlichen, ruhige, objective Beurtheilung." —

8) Schmidt'sche Jahrbücher (Band 168, Nr. 10, 1875): „Seitdem die Medicin aus einer Erfahrungswissenschaft eine Versuchswissenschaft geworden, ist von historischen Studien wenig mehr die Rede. Man will nur Neues finden und nur von Neuem hören. Je mehr nicht nur die Lernenden, sondern auch die Lehrer das Studium der Geschichte, die alten Beobachtungen und Regeln gering achten, um so weniger fühlen sich auch gebildete und gelehrte Aerzte veranlasst, die Vernachlässigung zu rügen und auf die beachtenswerthen Ueberlieferungen hinzuweisen. Eine Ueberraschung für letztere ist vorliegendes Werk, welches sie mit wahrem Danke erfüllt. — Von jedem einzelnen Classiker gibt Verf. mit erstaun-

lichem Fleiss und seltener Genauigkeit die literarischen Publicationen, darauf das Biographische und die Leistungen auf den verschiedenen Gebieten der Heilwissenschaften." —

9) Blätter für literarische Unterhaltung, herausgegeben von Rudolph Gottschall (Nr. 49, 2. Dec. 1875): „Das Buch von Rohlfs wird sicher dazu beitragen, dass man wieder die Alten achten lernt; denn auch unter den Alten waren grosse Aerzte, davon überzeugt uns das Buch fast auf jeder Seite und zwar auf nicht selten überraschende Weise. Aus der Forderung rücksichtslos wahr zu sein, entspringt das Urtheil unseres Verfassers und sein Freimuth. Man muss das anerkennen und zugestehen, dass er in den meisten seiner Urtheile recht hat und in anderen, mit denen man nicht übereinstimmt, meistens stets subjectiv wahr ist. Ueberall sieht man darin den Mann und zwar den Mann von historischem Blick, und von individuellem, will sagen ausgeprägtem, manchem vielleicht schroff erscheinendem Charakter, was auf uns zahme und exacte Reichsbürger, die nur an grosse Dosen Byzantinismus verschiedenen Genres gewöhnt sind, einen erfrischenden Eindruck macht; denn es ist bei uns heute in Politik und Medicin so ziemlich vor Kritik jeder sicher, der am Staatsruder oder auf dem Katheder sitzt, also eine „Autorität" ist. — Man muss selbst lesen und wird dann den Verf. beurtheilen wie wir: „Das Buch hat ein wahrhaft gebildeter Mann und ein trefflicher Arzt und Mensch geschrieben. Das Werk von Rohlfs betrachten wir als eine Zierde unserer Literatur, das selbst auch Laien verständlich sein dürfte, soweit es für diese nöthig ist, um das Bild des für unsere Cultur so wichtigen 18. Jahrhunderts nach einer bis jetzt wenig bekannten Seite hin zu vervollständigen. Der Stil des Verf. gibt kein Hinderniss ab, wie dies bei den meisten medicinischen Büchern der Fall ist, die ohne Noth oft eine eigne mit Kunstausdrücken überladene deutsche Schreibart zur Schau stellen, die alles eher ist, als ein lesbares Deutsch; der Verf. hat einen gebildeten Stil, ist nicht dem Mischmasch von Fremdwörtern, Kunstausdrücken und Deutsch verfallen, der noch schlimmer ist als die lateinisch-deutsche Mischung im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Möge es dem Autor vergönnt sein, das rühmlich begonnene Werk zu Ende zu führen. Geschieht dies, so werden wir auch in der Geschichte der nationalen Medicin den anderen Völker ebensoweit voraus sein, als wir es anerkanntermassen in der medicinischen Universalgeschichte von jeher sind; denn die Geschichte der Medicin, ist, wie Rohlfs richtig sagt, fast ein Monopol der Deutschen."

10) Medicinisch-chirurgisches Centralblatt (Nr. 49, 3. Dec. 1875): „Elogen über immense Belesenheit, Tiefe des Geistes, unermüdlichen Fleiss, glänzende Beherrschung des gewaltigen Stoffes und der Sprache, wie solche und ähnliche Dinge von vielen süssmauligen Recensenten auch jedem Halbgelehrten vorgesungen werden, braucht ein Mann wie Rohlfs nicht."

11) Wiener Sonn- und Montagszeitung (12. Dec. 1875): „Wenn begeisterungsvolle Hingabe an den Gegenstand geeignet ist, für das gleiche Ziel anzuspornen, so wird dieses Werk, welches vorläufig mit einem Bruchtheil an die Oeffentlichkeit tritt, um schon jetzt zur Wiederaufnahme des darnieder liegenden medicinischen Geschichtsstudiums anzuspornen, seinen Zweck nicht verfehlen. — Nicht blos dem Fachmann auch dem Laien kann die Lectüre des geschmackvoll und ohne scholastischen Schwulst geschriebenen Werkes empfohlen werden. Wie der Verf. seinen eigenen Standpunkt als „culturhistorische Medicin" charakterisirt, so behandelt er seinen Gegenstand im Lichte der allgemeinen Culturgeschichte überhaupt, von der das Werk nur ein wichtiges, bisher zu sehr vernachlässigtes Capitel darzustellen sich vorgesetzt hat."

12) Aerztliches Intelligenzblatt (Nr. 49 u. 50, 7. u. 14. Dec. 1875): „Fast möchte Referent eine Entschuldigung vorausschicken, dass er es unternimmt, ein geschichtlich-medicinisches Werk zu besprechen. Die Jetztzeit ist solchen Studien nicht gerade geneigt. Unsere praktischen Aerzte sind leider meistens so sehr praktisch, dass ein solcher Firlefanz, wie die Geschichte ihrer Kunst und Wissenschaft für sie gar nicht existirt, und unsere Lehrer an den Hochschulen — ja bei denen fängt meistens die Geschichte der Medicin erst mit ihrem eignen Wirken an. Erleben wir doch von ihnen zuweilen Arbeiten, in denen sich eine so naive Unkenntniss der Geschichte der Medicin und Literatur des behandelten Gegenstandes offenbart, dass es vollkommen begreiflich ist, wenn die Schüler den Fussstapfen der Lehrer getreulich folgen. — Fassen wir unser Urtheil in wenigen

Sätzen zusammen, so müssen wir vor Allem unsere Bewunderung ausdrücken über die Gründlichkeit und Sorgfalt, womit Verf. seine Aufgabe erfasst und durchgeführt hat. Nur, wer sich mit historischen Arbeiten beschäftigt hat, vermag die Schwierigkeit seines Unternehmens zu würdigen, er weiss, wie viel gelesen und studirt werden muss, um auch nur ein Tröpfchen Honig, auch nur eine Zeile für sein Werk zu gewinnen. Die grosse Menge freilich, unbekannt mit solchen Operationen, geniesst das Gebotene ohne auch nur im Geringsten eine Ahnung davon zu haben, welcher Geistesarbeit historische Arbeiten bedürfen. Und wenn wir einerseits dem Fleisse unsere Anerkennung darbringen, so andererseits in noch höherem Grade der schaffenden geistigen Thätigkeit, der aus dem historischen Material producirenden. Jeder der Classiker wird in seiner Eigenthümlichkeit, in seiner Stellung zur Gesammtmedicin klar geschildert und richtig gewürdigt, und von jedem ein prächtig gelungenes Bild uns vor Augen geführt. Der Stil ist geistreich, fesselnd und fast durchweg logisch und präcis." —

13) Beilage zum Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. (Nr. I, Januar 1876): „Es dürften wenig Schriften in neuerer Zeit erschienen sein, die in verhältnissmässig so engem Raume so viel Material zusammenstellen, wenige aber auch, worin der zerstreute, verworrene, in seiner Vereinzelung fast trivial erscheinende Stoff zu einem so lobens- und bedeutungsvollem Ganzen vereinigt wäre. Man sieht in drastischer Weise das Ringen der Menschheit, dem Geheimnisse der Natur da beizukommen, wo sie sich am abhängigsten davon fühlt, den oft erlahmenden, aber nothgedrungen wieder aufgenommenen Fortgang in diesem Streben und speciell die Theilnahme unseres Volkes an demselben Doch in diesem Vorzuge erkennen wir noch nicht das eigentliche Verdienst des Buches. Wir finden dies vielmehr darin, dass es, im Gegensatze zu dem ganz unwissenschaftlichen, oft wüsten Gebahren einer mehr und mehr sich in den Vordergrund drängenden Schule, die über einen willkürlich zusammengerafften Haufen sogenannter exacter Thatsachen ein damit gar nicht zusammenhängendes Schema aufpflanzt, überall nur auf das wirkliche Ergebniss losgeht. Rohlfs raisonnirt und philosophirt ausserordentlich wenig; aber indem er aus der Darstellung uns überzeugt, dass ein Sinn und Erfolg in den menschlichen Bemühungen liegt und auch, wie es gerade in der Geschichte der Heilkunde zu erwarten, durch ihr Irren eine Idee geht, leistet er uns den grössten Dienst. Das von ihm gewonnene Resultat ist nicht der Art, dass er nicht noch mit schneidiger Schärfe gegen manchen Zug der heutigen Medicin vorzugehen Anlass fände; aber er vindicirt ihr im Ganzen den positiven Boden. Auch der Laie, der über den, auch in unserer wissenschaftlichen Literatur einreissenden Radicalismus Trost sucht, wird grosse Genugthuung aus dem besprochenen Werke entnehmen, so ferne ihm anfangs der behandelte Gegenstand zu liegen scheint. Gleichwohl glauben wir kaum, dass das auf 6 Bände berechnete Werk seine Vollendung finden wird, wenn es allein von der Theilnahme des Publicums abhängig gemacht wird. Als Leistung aber, die eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt, — denn wir haben bis jetzt keine Geschichte der deutschen Medicin, während diese in der That eine Geschichte hat — die einer verderblichen Richtung einen merkbaren Damm entgegensetzt, überhaupt durch ihre Gediegenheit der Nation zur Ehre gereicht, sollte wie ehemals J. Müller's treffliche Münzgeschichte, sie die Aufmerksamkeit und Unterstützung einer Regierung finden."

14) Hannoverscher Courier, Zeitung für Norddeutschland (2. Juni 1876): „Ein tüchtiger praktischer Arzt, welcher zu keiner bestimmten medicinischen Secte gehört, ist auch ohne Zweifel vor Allem geeignet, ein unbefangenes Urtheil über die verschiedenen Doctrinen abzugeben und wird als Historiker sich nicht so leicht der Gefahr aussetzen, einen Panegyrikus zu schreiben, noch andererseits durch eine parteiische Tadelsucht sich leiten lassen. Somit sind wir dem Verfasser für sein grossartiges Unternehmen, eine Geschichte der deutschen Medicin zu schreiben, zu hohem Danke verpflichtet, zumal dasselbe einem wirklichen Bedürfnisse entspricht." —

15) Neue freie Presse. (23. Juni 1876): „Wenige Werke dürften in gleichem Masse wie das vorliegende das Gepräge der Individualität ihres Urhebers an sich tragen. Aus jeder Zeile athmet dieselbe warme Begeisterung für den heilenden Beruf und seine Wissenschaft." —

16) Ugeskrift for Laeger. (3. Raekke, 23de Bind.): „Diese neue prak-

tische Phase in der medicinischen Geschichtschreibung, welche sicherlich von hervorragender Bedeutung werden wird, nicht allein für das Fach selbst, sondern nach und nach die ganze Medicin aus ihrer jetzigen allzu isolirten, zurückgezogenen und unverständlichen Stellung reissen und viel dazu beitragen wird, derselben endlich einen Platz unter den allgemeinen ideellen Bestrebungen der Menschheit zu verschaffen, das ihr gebührt; diese wurde nicht von Seiten der deutschen Universitäten inaugurirt, sondern stammt von zwei deutschen praktischen Aerzten, Rohlfs und Baas."

17) Ausland. (28. Mai 1878): „Mit den folgenden Zeilen möchten wir gern ein Versehen gut machen, das wir begangen, indem wir eines der bedeutendsten wissenschaftlichen Werke der Gegenwart seinerzeit unbesprochen liessen, und auf welches wir hiemit ausnahmsweise nachträglich die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken möchten. Es ist dies die „Geschichte der deutschen Medicin" von Heinrich Rohlfs. Der Verfasser, gleich rühmlich thätig als zeitgeschichtlich medicinischer Schriftsteller und als geistreicher ernster Kritiker, hat hier ein Werk ganz eigenthümlicher Art geschaffen, das man geradezu als bahnbrechend bezeichnen kann und nach einem grossartigen Plane angelegt ist. — Der Verfasser betritt damit ein bisher in der Art unbekanntes Gebiet. Das Buch ist das erste, welches die medicinische „Nationalgeschichte" eines der drei grossen Culturvölker behandelt. Es ist ferner auch einzig in seiner Art auch desshalb, weil es nur nach den Quellen ein so grosses Gebiet bearbeiten will. Rohlfs' Arbeit ist augenscheinlich die Frucht eines tiefen und mühsamen Quellenstudiums, dabei ist die Darstellung, trotzdem wir ein medicinisches Werk vor uns haben, so schön, einfach, klar und geistreich belehrend, dass selbst Laien ihr folgen und dabei reichen Genuss finden können."

18) Der Salon (Heft 12, 1879): „Eine culturhistorische Medicin ist auf dem Wege sich zu bilden. Man findet diesen Standpunkt vertreten in Heinrich Rohlfs' „Geschichte der deutschen Medicin." Der Grundgedanke, der das vortreffliche Werk durchzieht, drückt sich in dem Worte aus: „ein grosser Arzt muss immer auch ein grosser Mensch sein." Gross ist hier im moralischen Sinne gemeint. Rohlfs ist geneigt, dem Charakter des Arztes fast noch grössere Bedeutung für seinen Beruf zuzumessen als seiner technischen Ausbildung. Die Darstellung ist fesselnd und erhebt sich vielerorts zu poetischem Schwunge. In folgender Stelle dürfte das Programm des ganzen Werkes ausgedrückt sein: „Nur der auch am Krankenbette menschlich handelnde Arzt verdient das Vertrauen des Publikums. Es gibt keine alberne Phrase, als wenn ein Arzt von sich behauptet, bei der und der Behandlungsweise sei er streng seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung gefolgt. Die Wissenschaft irrt stets und wird immer irren, niemals aber irrt die Stimme des Herzens. Das steht fest, dass auch die Heilerfolge am Krankenbette günstiger und glücklicher sein müssen, wenn erst alle Aerzte ebenso ethisch gebildet sein werden, als sie jetzt sich einbilden und stolz darauf sind, bloss wissenschaftlich und nicht künstlerisch gebildet zu sein."

